
H. Un.
G. Weber,
Allgemeine
Weltgeschichte
2. Auflage
XI
Gegenreformation


reformation
R. M.


B.R.M.
Gegenreformation
II
Weltgeschichte
2. Auflage

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage
unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Elfter Band.

Geschichte der Gegenreformation und der Religionskriege.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Allgemeine Weltgeschichte.

Elfter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Elfter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Geschichte

der

Gegenreformation

und der

Religionskriege.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Inhaltsverzeichnis.

Geschichte der Gegenreformation und der Religionskriege.

A. Katholische Kirche und Papsttum.

Litteratur. L. v. Ranke, Die römischen Päpste in den vier letzten Jahrhunderten. Leipzig 1874, in 6. Aufl.; Maurenbrecher, Geschichte der katholischen Reformation. Nördlingen 1880; M. Philippson, La Contre-Révolution religieuse ou 16. siècle. Bruxelles 1884; L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Leipz. 1881; Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte. Berlin 1873; A. v. Druffel, Ignatius von Loyola an der römischen Kurie. München 1879; J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881; Eberhard Gothein, Ignatius von Loyola. Halle 1885; M'Crie, History of the progress and suppression of the reformation in Italy. Edinburgh and London 1827. Deutsch von Friederich, Leipzig 1829; Erdmann, Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien. Berlin 1855; E. Comba, Storia della Riforma in Italia. Firenze 1881 ff. — Bezüglich des Tridentiner Konzils vgl. über de Thou Bd. X, 2 und über die beiden grundlegenden Werke des Servitenmönchs Paolo Sarpi (französisch mit sehr schätzbaren Zugaben von le Courayer, 1736) und des Kardinals Sforza Pallavicini vgl. X, 353. Der erste konnte noch manche beteiligte Personen sprechen und Manuskripte einsehen, die selbst der zweite nicht mehr hatte. Dafür stand diesem der Vatikan zu Gebote; er teilt aber daraus nur mit, was ihm paßt. Nachdem Ranke gezeigt hatte, wie beide „von Herzen parteiisch" sind, wollte der vatikanische Bibliothekar A. Theiner die Berichte der päpstlichen Legaten auf dem Konzil veröffentlichen. Aber die Jesuiten wußten dieses Vorhaben zu vereiteln. Neuerdings sind aus den Archiven von Brüssel, Simancas und Wien neue Quellen zu Tage gekommen, welche Lanz (vgl. X, 1), Maurenbrecher (vgl. ebend. S. 91) und Döllinger (Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte, Bd. I, Regensburg 1862. Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Konzils von Trient, Nördlingen 1876) mitgeteilt haben. Endlich hat Sickel den Anfang zu umfassenden Veröffentlichungen aus österreichischen Archiven gemacht, wobei jedoch ausgelassen ist, was schon bei Döllinger und in ältern Werken, wie in Le Plats Collectio monumentorum (Löwen 1781—1787) und in Mendhams Memoirs of the council of Trent (London 1834) Aufnahme gefunden hat: Zur Geschichte des Konzils von Trient, 1872.

I. Die neuen Mönchsorden.

Während man in Deutschland nur mit der Auflösung des Mönchtums beschäftigt war, strebte man innerhalb der romanischen Welt eine Verjüngung dieses Instituts an. Bereits hatte die Reformation dasselbe in der Wurzel

angegriffen, indem sie nicht bloß das Cölibat entwertete, sondern auch überhaupt die Gelübde, sofern sie Verdienst haben und eine über dem Gebotenen liegende, graduierte Tugend darstellen sollen, verwarf. So waren Mönchtum und Klosterwesen im Laufe der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in steigenden Verfall und in große Mißachtung geraten. Aber die katholische Kirche konnte dasselbe nicht aufgeben, weil ihr sittlicher Standpunkt ganz auf der Anerkennung einer abgestuften Heiligkeit und Schätzung verdienstlicher Werke und Entsagungen beruhte. Auf der andern Seite konnten die Orden in der Folgezeit schwerlich mehr den bisherigen Standpunkt einnehmen. Nicht bloß war eine Reformation des Mönchs- und Klosterwesens überhaupt nötig geworden, sondern es mußte demselben insonderheit eine haltbarere Stellung dadurch verliehen werden, daß den Zeitgenossen seine Nützlichkeit auf bestimmten Arbeitsfeldern gleichsam vor Augen gestellt wurde. Aber auch vor der Kirche selbst mußten die alten Institute ihre fortdauernde Brauchbarkeit und Notwendigkeit erst neu bewähren. Es nahmen daher die neuen Orden, die jetzt hervortraten, so sehr auch religiöse Begeisterung, Christenliebe und Selbstentsagung bei ihrer Gründung obwalten mochten, mehr oder weniger eine dem Protestantismus entgegenwirkende Tendenz an, und selbst ältere Orden erhielten teilweise eine strengere Form mit polemischer Richtung gegenüber der Glaubensneuerung. Zwar lebte in den Kapuzinern, als den nachgebornen Sprößlingen der Minoriten, der ältere, rein asketische, mehr darstellende als wirksame Mönchsgeist wieder auf. Aber auch sie dienten dem speziellen Zweck der Volksbelehrung, richtiger gesagt der Versorgung des Volksgemüts mit plumpem, gemeinfaßlichem Aberglauben. Bei etwas gehobeneren Formen waren in derselben Richtung die Barnabiten thätig. Andre Orden zielten mehr auf die Hebung des geistlichen Standes durch Bildung, wie die Theatiner, oder durch Frömmigkeit, wie die Oratorianer. Hatten jene, eine Schöpfung des Kardinals Caraffa, es auf Regeneration des tief gesunkenen kirchlichen Lebens vermöge der Heranbildung eines tüchtigen, durch die Mönchsgelübde strenger gebundenen Priesterstands abgesehen, so erstrebte der von Philippus Neri, dem originellsten aller Heiligen Roms, gestiftete Verein der geistlichen Väter des Oratoriums gegenseitige Erbauung ohne Gelübde. Andre Orden widmeten sich teils der Armen- und Krankenpflege, wie außer den schon genannten Theatinern und Oratorianern besonders der italienische Verein der Somasker, die in Spanien entstandene Verbindung der barmherzigen Brüder und der in Frankreich und Deutschland weit verbreitete Orden der barmherzigen Schwestern, teils der leiblichen und geistigen Pflege des Volks überhaupt, der Wohlthätigkeit und dem Jugendunterricht insbesondere, wie die Piaristen, die Kongregation des Vinzenz von Paula, die Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen, Karmeliterinnen und andre Vereine. Auch die für die Beförderung des Christentums unter den verwahrlosten Schichten des Volks gestifteten Vereine von Missionspriestern, voran die Schöpfung des Vinzenz von Paula, zeugen von

dem erneuten Lebenstriebe, welchen die Reaktion gegen den Protestantismus in der katholischen Kirche geweckt hatte.

Von jeher war der Orden der Franziskaner besonders fruchtbar an inneren Spaltungen und Abzweigungen gewesen (vgl. VII, 81 f.). Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde seine Strenge überboten durch den frommen Einsiedler Franz von S. Paula im Neapolitanischen. Der Orden der Eremiten vom heiligen Franz, wie sich seine Jünger nannten, wurde von Sixtus IV. bestätigt und verbreitete sich auch in Frankreich, wohin Ludwig XI. den büßenden Wundermann gezogen hatte (vgl. VIII, 857), später auch in Spanien und Deutschland. Unter Alexander VI. entstand für diese Genossenschaft der Name Minimen, ihr Stifter wurde schon von Leo X. kanonisiert. Franz von Paula. 1416—1507. 1474. 1519.

Eine bedeutendere Abart der Franziskaner trat bald darauf unter dem Namen Kapuziner hervor. Sie hatten es darauf abgesehen, dem Orden wieder diejenige Gestalt zu geben, in welcher er das Herz des Volks zuerst gewonnen hatte. In diesem Sinne versuchte es Matthäus von Bassi in Urbino gleichsam mit einer Reformation von außen, vom Kleide her, nachdem ein Klosterbruder ihm gesagt hatte, daß der heilige Franz eine andre Kapuze getragen, als die damaligen Franziskaner. Auch in bezug auf völlige Besitzlosigkeit sollte die ursprüngliche Regel wieder hergestellt werden. Zu diesem Behufe vereinigte er sich mit dem Observanten Ludwig von Fossombrone. Beiden gab Clemens VII. die Erlaubnis, eine pyramidale Kapuze aufzusetzen und zu predigen. Aber erst nachdem sie den Widerstand ihres Ordens überwunden und es durchgesetzt hatten, daß sie von den Observanten getrennt und den Konventualen zugeteilt wurden, konnten sie ungehindert umherziehen. Von den Kindern Kapuzinermönche (capucini) genannt, adoptierten sie diesen Namen und stellten auf einem Kapiteltage die Satzungen für die neue Gesellschaft fest. Dieselben verpflichten die Ordensgenossen, nicht mehr zusammenzubetteln, als für jeden Tag nötig ist, kein Geld anzurühren, mit Ausnahme von wenigen Tagesstunden stillzuschweigen, barfuß zu gehen u. s. f. Der Orden nahm bald einen bedeutenden Aufschwung; aber mit seinen ersten Generälen hatte er Unglück. Matteo von Bassi konnte weder befehlen noch gehorchen; er trat wieder aus, schnitt die von ihm erfundene Spitze der Kapuze wieder ab und zog frei predigend umher; Lodovico von Fossombrone wurde wegen Widersetzlichkeit ausgestoßen. Der originelle Volksredner Bernardino Ochino aus Siena, welcher fünf Jahre Generalvikar gewesen war, fiel sogar der Reformation zu, was einen düsteren Schatten auf den ganzen Orden warf und ihn beinahe seine Existenz gekostet hätte. Seitdem gehören absichtliche Verwahrlosung an Geist und Körper und eine bizarre und stark gewürzte Beredsamkeit, die ihr Publikum in den untersten Schichten des Volks sucht, zu den Charakterzügen des Kapuzinertums; sie bilden als die Proletarier unter den Mönchen den einen Pol des Mönchtums gegenüber den gelehrten und vornehmen Jesuiten. In solcher Gestalt fanden sie gegen Ende des Jahrhunderts namentlich in Frankreich, wo sie sich sehr anstellig im Dienste der Guisen erwiesen, später in Deutschland und in der Schweiz, zuletzt auch in Spanien Eingang, zogen als Heidenbekehrer in fremde Weltteile und lösten schließlich auch den Verband mit den Konventualen. Einen weiblichen Kapuzinerorden gründete Maria Laurentia Longa. Kapuziner. 1526. 1528. 1529. Bernardino Ochino. 1487—1565. 1538—1543. 1619.

Eine Stiftung viel vornehmerer Art stellen die unter dem Namen der Cajetaner oder Theatiner bekannten „apostolischen" oder regulierten Kleriker von der göttlichen Vorsehung" dar, auch „Chorherren vom gemeinsamen Leben" genannt, welche durch Erweckung eines neuen apostolischen Geistes mittels Predigt und Gottesdienst, durch

Zucht und gemeinnützige Thätigkeit eine Gegenwirkung gegen die Reformation beabsich-
Cajetan von Thiene. 1480–1547. tigten. Den einen Namen führen sie von Cajetan von Thiene, einem Juristen und Protonotar des Papstes Julius II., der dann Priester geworden war und in Vicenza sich ganz der Krankenpflege, der Ausübung mönchischer Frömmigkeit und den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus gewidmet hatte. Über Venedig nach Rom zurückgekehrt faßte er den Plan einer Reform und verband sich zu diesem Behufe mit
Johann Peter Caraffa. 1476–1559. dem stürmischen Zeloten Johann Peter Caraffa, Bischof von Chieti oder Theate, ferner mit Bonifacius von Colle und Paul Consiglieri. Alle legten ihre Kirchenämter nieder und stifteten ein Institut, welches die klerikalen Pflichten mit den klösterlichen in einer eigentümlichen Weise vereinigen sollte. Das Gelübde der Armut wurde dahin modifiziert, daß man weder erwerben, noch betteln, sondern warten solle, was die göttliche Vorsehung von selbst zufallen lassen werde. Auf diese Weise lebten sie lange in einem Haus auf dem Monte Pincio zusammen. Zuweilen stiegen sie in die Stadt herab, um zu predigen. So sah man auf der Kanzel, wo man in Italien schon längst nur Ordensgeistliche reden zu hören gewohnt war, wieder Priester erscheinen.
24. Juni 1524. Nachdem der Orden von Clemens VII. bestätigt worden war, gedieh er vor allem dadurch zu großem Ansehen, daß ihm viele Angehörige des hohen Adels beitraten und einer seiner Stifter und Superioren, Caraffa, später als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Unter Sixtus V. verwandelte sich seine Verfassung aus einer Aristokratie in eine Monarchie: die Theatiner erhielten einen General. Spätere Päpste, Gregor XV.
Ursula Benincasa. 1547–1618. und Clemens IX., haben zwei von Ursula Benincasa gestiftete Nonnenkongregationen mit dem Orden vereinigt. Außerhalb Italiens wollte derselbe dagegen nicht gedeihen.

1533. Einen ähnlichen Zweck verfolgte eine gleichfalls von Clemens VII. bestätigte Ver-
Barnabiten. bindung von lombardischen Klerikern, welche von der Kirche des heiligen Barnabas in
1535. Mailand den Namen der Barnabiten tragen, während sie Paul III. die Kongregation der regulierten Kleriker des heiligen Paulus nannte. Erst auf einem unter Karl Borro-
1579. meo gehaltenen Generalkapitel zu Mailand haben sie sich vollständig konstituiert und zur Unterstützung der Bischöfe in der Seelsorge verpflichtet. Zu den drei Mönchsgelübden trat hier als viertes die Verpflichtung, nicht nach kirchlichen Würden zu streben.

Philippus Neri. 1515–1595. Einer der liebenswürdigsten Heiligen der katholischen Kirche, arm an pharisäischem Wesen, dafür reich an köstlichem Humor, war Philippus Neri aus Florenz, welcher
1548. zunächst eine Brüderschaft zu gemeinsamer Andachtsübung in Rom stiftete und dieselbe
1550. anläßlich eines Jubeljahres zur Pflege von hilfsbedürftigen und kranken Pilgern verwandte; er mietete zu diesem Zweck ein eignes Haus, woraus allmählich ein großes Hospiz und eine eigne, der Dreieinigkeit geweihte Kirche wurde. Dies die bis in unsre Zeiten herab bestehende Brüderschaft von der allerheiligsten Dreieinigkeit. Aber noch mehr als dies machten ihn seine Abendandachten im Betsaal (Oratorium), wobei Gebet, Vorlesen, kirchengeschichtliche Vorträge, Katechisationen und Gesänge abwechselten, seine oft tagelangen Umzüge, da er mit seinen Freunden in der Umgegend Roms sich erholte, betend und singend, trinkend und spielend, seine vielen, namentlich an Gemütsleidenden vollbrachten Wunder, deren Realität er doch selbst leugnete, seine Verzückungen und Gesichte, von denen er aber nur als von „seinen Thorheiten" sprach, seine Verhöhnung der sauertöpfischen Frömmigkeit der römischen Prälaten, seine ehrlichen Äußerungen und treffenden Witze zu einer allbekannten und geliebten Erscheinung in Rom. Er war nach Franz von Assisi der populärste aller Heiligen. Wie anregend er aber im engeren Kreise wirken konnte, beweist das Beispiel seines ergebensten Schülers, des Cäsar Baronius, aus dessen Vorträgen im Oratorium die größte Kirchengeschichte jener Zeit hervorgegangen ist. Diese allmählich festere Formen annehmende

Verbindung von Weltgeistlichen, in welcher die Beschäftigung mit der Wissenschaft des kirchlichen Altertums die bewegende Triebkraft eines in eigentümlicher Freiheit verlaufenden Gemeinschaftslebens war, erhielt mit der Zeit für ihre Ordnungen, die völlige Gleichheit aller Glieder mit sich brachten, die päpstliche Bestätigung. Seelsorge und 1575.
Beichtstuhl war und blieb Neris und der Seinen Hauptbeschäftigung bis zu seinem Tod. Daß man nicht umhin werde können, ihn heilig zu sprechen, hatte er scherzend vorausgesagt, und Gregor XV. erfüllte die Weissagung. Oratorianer oder Philippiner gab 1622.
es bald in allen größeren Städten Italiens. Nach Frankreich verpflanzte die Brüderschaft der spätere Kardinal *Peter Berulle*, der in Paris ein Oratorium eröffnete, Peter Berulle. 1575—1629.
welches viele Nachahmung, aber auch in Kardinal Richelieu und noch mehr im Jesuiten- 1611.
orden entschiedene Gegnerschaft fand. Die italienischen Oratorianer sind übrigens unter sich nicht zentralisiert; die französischen unterstehen dem Mutterhaus in Paris. Die Wirkungen dieser Stiftung auf den Geist des französischen Klerus waren die wohlthätigsten. Namentlich hat sich durch sie erst der Charakter der französischen Predigt festgesetzt.

Von andrer Art wieder war der von *Girolamo Miani*, einem bekehrten Girolamo Miani.
Soldaten, gestiftete Orden der Somasker, welcher seine Wirksamkeit in einer Reihe von 1481—1537.
Häusern übte, die in Oberitalien für Pflege von Waisenkindern und Rettung gefallener 1532.
Weiber errichtet wurden und ihren Mittelpunkt in dem Erziehungshaus von Somascho hatten. Es waren die verwüstenden Folgen der unaufhörlichen Kriege, davon Oberitalien seit Jahren heimgesucht war, denen auf diesem Wege entgegengetreten werden sollte. Mianis Nachfolger, *Angelo Marco Gambarana*, erlangte die Erhebung der Kongregation zu einem nach der Regel Augustins verfaßten Orden der „Kleriker von S. Majolus". Zur Besserung gefallener Mädchen war außerdem auch der, von der Gräfin *Luise Torelli von Guastalla* gestiftete, Orden der Angeliken oder 1534.
Engelsschwestern bestimmt, welchem viele adlige Damen beitraten.

Aus der großen antireformatorischen Strömung des italienischen Katholizismus ging auch die bedeutende Stiftung der *Ursulinerinnen* hervor. Es war die Schwärmerin *Angela Merici* aus Desenzano, nachher hauptsächlich in Brescia wirk- Angela von Brescia.
sam (daher Angela da Brescia), welche eine unter dem Patronat der Ursula und ihrer 1470—1540.
11,000 Jungfrauen stehende Vereinigung von Religiosinnen ohne bindendes Gelübde, also eine freiere Schwesterschaft zum Zwecke des Unterrichts der Jugend und der Kran- 25. Nov.
kenpflege gründete. Der Papst bestätigte den Orden, und Kardinal *Borromeo* über- 1535. 9. Juni 1544.
nahm in so wirksamer Weise das Protektorat darüber, daß bei seinem Tod schon 600 1584.
Jungfrauen dazu gehörten. Aber die einfachen Regeln der Stifterin wichen allmählich einer strengen klösterlichen Verfassung, und die ganze Institution wurde bald zu direkter und indirekter Bekämpfung der Reformation verwendet. Auch in Frankreich fanden die Ursulinerinnen Eingang, wo besonders *Cäsar von Bus* sie begünstigte. Letzt- Cäsar von Bus.
genannter ist übrigens auch der Stifter der Priester der christlichen Lehre oder Doktri- 1544—1607.
narier geworden, neben welchen auch noch die von Gregor XIV. zum Orden erho- 1593.
benen „Väter des guten Sterbens", die den Sterbenden geistlichen Beistand leisten, zu 1591.
erwähnen sind.

Noch wirksamer wurde der, von einem frommen und aufopfernden Spanier, *Joseph von Calasanze*, zum Zweck des unentgeltlichen Jugendunterrichts gestiftete Joseph von Calasanze.
Orden der Piaristen (piae scholae) und vor allen die barmherzigen Brüder und 1556—1648.
Schwestern. Letzterer Namen eignet übrigens verschiedenen ähnlichen Gesellschaften, während der erstere einen bestimmten Orden bezeichnet. Der Portugiese *Johann* Johann di Dio.
Ciudad, eine zwischen Ausschweifung und religiösen Instinkten umhergetriebene 1495—1550.
Natur, suchte endlich in aufopfernder Übung der Barmherzigkeit Befriedigung für

seine nach Gnadengefühlen lechzende Seele, indem er in Granada anfing, Arme zu
1540. pflegen und für sie zu betteln. Schon zu Lebzeiten als ein Mensch „von Gott" (Iuan
1572. di Dio) gefeiert, später heilig gesprochen, hinterließ er einen Orden, welchen Pius V.
1592. anerkannte und Clemens VIII. nur deshalb mit einigen Beschränkungen umgab, um
ihn seiner ursprünglichen Bestimmung treu zu erhalten. Das Gelübde fügt zu den
drei Mönchsgelübden noch die Verpflichtung zur Krankenpflege hinzu. Die in ganz
Europa verbreiteten Klöster des Ordens sind große Hospitäler mit musterhafter Einrich-
tung. Die verhältnismäßige Weitherzigkeit, womit in diesen Anstalten auch der Unter-
schied der Konfessionen übersehen wird, macht diesen Orden vielleicht zu der edelsten
Blüte, welche am Baume der römisch-katholischen Kirche in dem für sie so verhängnis-
Vinzenz vollen Zeitalter der Reformation erwachsen ist.
de Paul. Fast nicht minder wohlthätige Wirkungen gingen aus von Vinzenz von
1576–1660. Paul, einem mit der geistigen und leiblichen Not des Volks wohlvertrauten, gott-
begeisterten Gascogner, der zeitlebens der erfinderische Patron aller Bettler, Kranken,
Galeerensklaven und Unglücklichen aller Art, der große Missionär der gemeinen Leute
1617. war. Als er einst zu Folleville in Frankreich eine Bekehrungspredigt gehalten hatte,
entstand infolge derselben ein so ungeheurer Zudrang zum Beichtstuhl, daß er unter
dem Namen der Kongregation der Missionäre oder Lazaristen einen eignen, mit der
1631. Zeit vom Parlament bestätigten Verein stiftete, mit welchem die seither stehend gewor-
dene Methode für die katholische Volksmission gefunden war, auf die Massen durch
erschütternde Predigten einzuwirken und diejenigen, welche dem Rufe folgen, dann in
den Beichtstuhl zu weisen. Andre Missionspriester waren die Missionäre der Klerisei,
1632. auch Kongregation des heiligen Sakraments genannt, zu Avignon gestiftet, und die
Eudisten oder Missionspriester von der Kongregation Jesu und Mariä, gestiftet durch
Eudes. 1601–1680. einen Oratorianer mit Namen Eudes. Der Orden sollte hauptsächlich zur Bildung
junger Geistlichen mitwirken, und überhaupt unter dem Klerus Mission treiben, konnte
Barmherzige aber nie weitergehende Bedeutung gewinnen.
Schwestern. Ein von Vinzenz von Paul gestifteter und besonders durch die thätige Mitwir-
1625. kung der Wittwe le Gras erweiterter Frauenverein für Krankenpflege der Armen wurde
1633. vom Erzbischof von Paris unter dem Namen der „Barmherzigen Schwestern" (soeurs
de charité, auch soeurs grises genannt) zu einer selbständigen Genossenschaft erhoben
1688. und von Clemens IX. bestätigt. Die, übrigens nicht lebenslänglich verpflichteten,
Schwestern dieses Ordens haben innerhalb und außerhalb Frankreichs unzweifelhaft
viel Segen und Heil gebracht. In Deutschland hat sich mehr eine andre Gesellschaft,
1652. die von Louys, dem General der Prämonstratenser, gestiftete Schwesterschaft des hei-
ligen Borromeo verbreitet. Für Frauenzimmer von zarterer Leibesbeschaffenheit grün-
1610. deten gleichfalls mit dem Zweck der Krankenpflege Franz von Sales und Frau
Franziska von Chantal den milden Orden von der Heimsuchung Marias, dessen
Angehörige auch Visitantinerinnen oder Salesianerinnen heißen.
Hospitalbrüder. Noch sind als sogenannte Hospitalbrüderschaften zu erwähnen die in Flandern
1615. entstandene Kongregation der bußfertigen Brüder und die ihnen nach Zweck und
1655. Beruf ähnlichen Hospitalbrüder vom Orden der Bethlehemiten, ferner die zugleich dem
Unterricht sich widmenden Genovevaner oder Kanoniker von der Kongregation von
1614. Frankreich, durch den Mönch Karl Faure gestiftet, und die Genovevanerinnen, ge-
wöhnlich nach der Superiorin Miramion Miramionen genannt. Selbst im fernen
1585. Mexiko stiftete Alvarez die Brüderschaft der christlichen Liebe vom heiligen Hippolyt
Peter von Betheancourt. für Armen- und Krankenpflege, die jedoch kein rechtes Gedeihen fand. Gleichfalls in
1619–1667. der Neuen Welt entstand durch Peter von Betheancourt, einen Franziskaner in

Guatemala, die gleichfalls dem Spitaldienst sich widmende Kongregation von Bethle-
hem (Bethlehemiten).

Aber auch zur Erneuerung bestehender Orden ist im Reformationsjahrhundert Ordens-
vieles geschehen, und regten sich manche alte Triebe aufs neue. So die schon aus den reformen.
Zeiten der Kreuzzüge stammenden „Väter" oder „Brüder des Todes", welche für kurze
Zeit noch einmal auflebten, namentlich in Frankreich. Mit ihnen verwandt und zeit-
weilig sogar vereinigt war der schon im fünfzehnten Jahrhundert von Mendo Gomez
de Simbra gestiftete, aber erst von Gregor XIII. bestätigte Orden der heiligen Ein- 1578.
siedler des Paulus von Theben, meist in Portugal ansässig. Von größerer Bedeutung
war es, als der Orden der Kamaldulenser durch Paolo Giustiniani, welcher die 1522.
Kongregation von Monte Corona stiftete, derjenige der Cistercienser durch Jean de la 1577.
Barriere, derjenige der Franziskaner durch den Generalvikar Felice Peretti, nach-
maligen Papst Sixtus V., auf die ursprüngliche Strenge zurückgeführt wurden. Als
die französischen Benediktiner sich der in Lothringen vollzogenen Reformation dieses
Ordens anschlossen, fügten sie den übrigen Obliegenheiten die Verpflichtung hinzu, sich 1618.
der Gelehrsamkeit und der Erziehung des jungen Adels zu widmen. So entstand die
Kongregation von St. Maurus, welcher Nikolaus Hugo Menard dann in so er-
folgreicher Weise eine Richtung auf die kirchlichen Altertümer gab. — Mit den Männern
wetteiferten die Frauen; auch hier steht Frankreich voran, wo die Feuillantinen sich
Büßungen auferlegten, welche mehr als einer Nonne das Leben kosteten; gleichzeitig
wurden zu Port royal Stillschweigen, Nachtwachen und unausgesetzte Anbetung des Sa-
kraments ausgeführt, und die Nonnen von der Schädelstätte suchten durch beständiges
Gebet am Fuße des Kreuzes die Beleidigungen zu sühnen, welche der Protestantismus
Gott zugefügt hatte. — Besonders zahlreich waren die Reformen, aber auch die Spal-
tungen im Schoße des Karmeliterordens. Zunächst gingen dieselben von Spanien aus.
Hier waren zwei religiöse Geister, bei welchen die Glut und Innigkeit schwärmerischer
Begeisterung kaum mehr von dem düstersten Wahnsinn zu unterscheiden ist, Theresia Theresia
aus Avila, genannt von Jesu, und der von ihr begeisterte Johann de Yepes, ge- von Jesu. 1515—1582.
nannt vom Kreuz, bemüht, den Karmelitern im bewußten Gegensatz gegen die Re- Johann
formation einen Geist des fanatischen Asketismus einzuhauchen, der dem Orden bis vom Kreuz. 1542—1591.
dahin fremd war und ihm jetzt plötzlich einen neuen Aufschwung verlieh. Der in seiner
Weise großartige Enthusiasmus, der in Theresias Andacht lag, machte überall tiefen
Eindruck. Nur die Prinzessin von Eboli, welche eine Ruhepause ihres Lebens im
Kloster Theresias zubrachte, that dem Ruf der Heiligen durch indiskrete Veröffent-
lichungen über ihr Jugendleben vorübergehend Eintrag. Von einer ihrer besonderen
Liebhabereien nannten sich die strengen Karmeliter Barfüßer, ein eignes Mittelding
zwischen Kapuzinern und Jesuiten. Bald trennten sich die unbeschuhten Ordensgenossen
von den beschuhten und nahmen einen eignen General an; mit der Zeit teilten sie sich 1593.
in eine spanische und eine italienische Kongregation, so daß die Karmeliter seither vier 1600.
Generäle haben, den der gemilderten Regel (Observanten), den der Kongregation von
Mantua, den der spanischen und den der italienischen Barfüßer, auch Karmeliter vom
heiligen Elias genannt.

II. Die Jesuiten.

1. Gründung des Ordens.

Don Inigo (Ignaz) Lopez de Recalde aus altadligem, aber unbe- Ignatius
mitteltem Geschlecht ward als der jüngste Sohn des Ritters Beltran v. Loyola von Loyola. 1491–1556.
1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schloß geboren.

Seine Jugend verbrachte er am Hof Ferdinand des Katholischen, früh ausge-
zeichnet als Kriegsmann und Kavalier wie als devoter Sohn der Kirche und
Verehrer der Heiligen. Als er unter Karl V. gegen die Franzosen focht (vgl.
1521. X, 34), zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein. Unter furcht-
baren Qualen ward er auf dem väterlichen Schloß operiert, um lebenslänglich
hinkend und für Ritterehre und Damendienst untauglich zu bleiben. Auf seinem
Schmerzenslager las er in Ermangelung seiner Lieblingslektüre, der Ritter-
romane, Lebensbeschreibungen von Heiligen, und es dauerte nicht lange, so hatte
sich ein neues Ideal seiner Seele bemächtigt; er wollte „wie St. Franziskus durch
der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit erwerben". Vor seinem enthusiastisch
ritterlichen Geist stand das glänzende Bild eines geistlichen Rittertums, das an
Heroismus und Opfer, an Sieg und Ruhm nicht zurückstehen sollte hinter dem
weltlichen. Er hätte ein Don Quichotte werden können. Aber diese Fügung
machte ihn zum Heiligen. Notdürftig hergestellt wanderte er nach dem berühm-
1522. ten Wallfahrtsort Montserrat in Katalonien, hielt in Erinnerung an den Amadis
in Bettlertracht mit dem Pilgerstab in der Hand, unter Gebet und Thränen eine
Nachtwacht zu Ehren seiner reinen Herrin, der Maria, vor deren wunderthätigem
Bild er die Werkzeuge und Insignien seiner weltlichen Ritterschaft, Schwert und
Dolch, aufhing. Zunächst hätte er nun als Pilger das Heil. Grab in Jerusalem
aufsuchen mögen. Da aber die Pest seine Abfahrt verzögerte, wandte er sich
nach dem benachbarten Manresa, wo er sich in das Dominikanerkloster (nach
späterer Sage in eine Felsenhöhle) zurückzog, um ganz der Askese und Kon-
templation zu leben. Nachdem er in furchtbarer Kasteiung seine Natur zerstört
hatte, brachten eine Reihe von Visionen, die ihm die Dreieinigkeit, den Gott-
menschen und die Gottesmutter zeigten, wieder Frieden in seine umnachtete Seele.
Aus einer schweren Krankheit erstanden, faßte er den Plan, ein wirksames Leben
zu führen, und nahm demgemäß eine weniger aufreibende Methode der Askese
1523. an. Zunächst führte er seinen älteren Vorsatz aus. Als Bettler wanderte er über
Venedig nach Palästina, als Bettler kehrte er, da ihm die Franziskaner in
Jerusalem einen längeren Aufenthalt daselbst versagten, über Italien wieder in
sein Vaterland zurück, um nunmehr an den Anfang seiner Studien zu denken.
Mit unglaublicher Anstrengung und unter den aufreibendsten Entbehrungen und
Übungen studierte er in Barcelona Grammatik, in Alcala Philosophie und in
Salamanca Theologie. Der seltsame Schwärmer wurde aber der Inquisition
verdächtig und mußte zweimal mehrwöchige schwere Kerkerhaft und Untersuchung
erdulden. Wenig fehlte, so wäre er auf den Holzstoß befördert worden. Jeden-
1528. falls verlor er in Spanien dadurch allen Kredit, packte darum seine Bücher und
Hefte auf einen Esel und wanderte nach Paris, wo er abermals von äußerster
Not bedrängt sein Brot vor den Thüren erbetteln mußte. Auch die Pflicht,
Rhetorik und Philosophie zu erlernen, mag dem Schwärmer sauer genug ge-
worden sein. Aber unter allen Kümmernissen vergaß er keinen Augenblick sein

eigentliches Ziel, befähigte Genossen zur Stiftung eines Ordens zu sammeln. Endlich gewann er seine beiden Stubengenossen in dem Kollegium von St. Barbara, den Savoyarden Peter Faber (Lefevre) und einen navarresischen Jüngling, Franz, genannt nach seinem Geburtsort, dem spanischen Schloß Xavier bei Pamplona, jenen durch gemeinsame Repetition des philosophischen Lehrgangs, diesen durch ein Übermaß von aufopfernder Freundschaft und Liebenswürdigkeit, welchem aller Ehrgeiz und Adelsstolz des jungen Gelehrten nicht zu widerstehen vermochte. Ihnen entdeckte Ignatius zuerst seinen Plan, einen Orden zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden zu stiften. Nachdem er noch den Portugiesen Simão Rodriguez und die Spanier Alfons Salmeron, Diego Lainez und Nikolaus Bobadilla gleichfalls an sich gefesselt, legte die kleine Gesellschaft in der Marienkirche von Montmartre auf eine geweihte Hostie das Gelübde zu einem geistlichen Kreuzzug nach Palästina ab; im Fall dasselbe sich als unausführbar erweisen sollte, wollten sie sich ganz zur Verfügung des Papstes stellen. Ignatius kehrte nach siebenjährigem Aufenthalt in Paris in seine Heimat zurück, wo er bereits wie ein Heiliger verehrt wurde, die andern beendeten ihre Studien. Dann traf die Gesellschaft, verstärkt durch drei neue Genossen, den Franzosen Jean Codure, den Niederländer Pascal Brouet und den Genfer Claude de Jay, ihrer Übereinkunft gemäß in Venedig wieder zusammen. Der zwischen der Republik und dem osmanischen Reich ausgebrochene Krieg machte aber eine Fahrt nach dem Orient unthunlich, und dies gab der Sache jene bereits in dem Gelübde auf dem Montmartre vorgesehene Wendung. Dazu kam noch ein neuer Anlaß. In den Hospitälern, wo Ignatius seine Jünger beschäftigte, wurden diese durch die Theatiner auf die religiösen Wirren aufmerksam gemacht, welche infolge der Reformation entstanden waren; jetzt fing der neue Orden an, den großen Abfall im Abendland in den Bereich seiner Aufmerksamkeit zu ziehen. So war Ignatius in die Spuren Caraffas geraten, wenn er auch persönlich sich mit ihm nicht vertragen konnte. Sowohl er als diejenigen seiner Freunde, welche noch nicht Priester waren, nahmen nun die Weihen und wirkten mit unvergleichlicher Aufopferung als Krankenpfleger und Bußprediger in Vicenza und andern Städten des venetianischen Gebiets. So z. B. Franz Xavier, welcher im Dienst des ekelhaftesten und gefährlichsten Elends bei Padua seine Natur vollends brach. Ignatius selbst, welcher der Kirche schon in Paris verdächtig erschienen war, hatte auch jetzt wieder eine Untersuchung zu bestehen. Als sich fortdauernd keine Gelegenheit nach Palästina ergab, traten die Freunde, hierin einen Wink Gottes erkennend, auf verschiedenen Wegen die Reise nach Rom an. Improvisierte Gassenpredigten bildeten ihre hauptsächlichste Beschäftigung. Auf der Reise kam dem Ignatius der Gedanke, seinem Verein den militärisch gemeinten Namen der „Kompanie Jesu“ (compañia de Jesus, societas Jesu) zu geben. Jetzt wirft sich die Gesellschaft dem heil. Vater zu Füßen und weiß durch Speisung der Armen

Pierre Favre. 1506—1546.
Franz Xavier. 1506—1552.
15. Aug. 1534.
Jan. 1537.
1538.

mit erbetteltem Geld, durch Krankenpflege und priesterliche Thätigkeit, durch Bußübungen und Bekehrungen bald einen so tiefen Eindruck auf hoch und niedrig zu machen, daß schon damals der König von Portugal sich Jesuiten zum Dienst der indischen Mission erbat. In der That wurden **Xavier** und **Rodriguez** abgesandt, welche sich auch sofort in hohe Gunst beim König zu setzen wußten. Gleichzeitig erfolgte, nachdem mancherlei entgegenstehende Bedenken beseitigt waren und sich die Rechtgläubigkeit des seltsamen und vom kirchlichen Herkommen so vielfach abweichenden Spaniers erneutem Mißtrauen gegenüber 27. Sept. 1540. nochmals bewährt hatte, in Rom die kirchliche Bestätigung durch die Bulle Regimini militantis, und wurde Ignatius von den Brüdern zum ersten 9. April 1541. General des Ordens erwählt, nicht etwa, wie in andern Orden üblich war, für eine bestimmte Frist, sondern auf Lebenszeit.

Der Stifter und die Stiftung.

Der Hinweis auf die streitende Kirche, womit Paul III. seine Bestätigungsbulle eröffnet hatte, entsprach ganz dem Charakter des neuen Ordens, insonderheit der Absicht seines Stifters, aus einem weltlichen Kriegsmann ein geistlicher zu werden. So war und blieb zwar sein Leben Krankenpflege, Kinderlehre und Seelsorge; geistliche Übung und Ertötung aller sinnlichen Triebe bildeten den Mittelpunkt seines Strebens; glühende Phantasiethätigkeit und religiöse Aufregung waren bei ihm chronische Zustände. Dabei aber war er auch „ein abwägender, organisierender und strategischer Kopf", ein Mann der Mittel und der Zwecke zugleich, der sich seiner selbst nur ganz sicher zu sein schien, wenn er im Feuer stand und Krieg führte. „Kein Sturm — sagte er — ist ärger als die Meeresstille, und kein Feind gefährlicher als keine Feinde zu haben." Dabei offenbarte er, wo es Not that, eine überraschende Geschmeidigkeit und Klugheit, der es gegeben war, die Menschen zu formen nach seinen Zwecken. Hatte er in Oberitalien den Auswurf der Menschheit in seine Bahnen gezogen, so bezauberte er nun in Rom die vornehme Welt. Wie ein vollendeter Diplomat korrespondiert er mit den europäischen Patronen des Katholizismus, und nicht minder schöpferisch erweist sich sein anschlägiger Geist im Verkehr mit den Ergebenen. „Sei der Eingang, wie er wolle, der Ausgang muß immer unser sein" — heißt es in der Instruktion, die er dem feurigen Salmeron und dem langsamen Brouet mitgab, als er sie zusammen nach Schottland und Irland sandte. „Er lenkte den staatsklugen Lainez, er zügelte den ungestümen Bobadilla, er bildete den schüchternen Faber zum gelehrten Theologen und Diplomaten, er hauchte dem Franz Xavier den Geist ein, der ihn zum christlichen Helden und zum geistlichen Überwinder der Heidenwelt salbte." Er ist trotzdem daß andre und Spätere Verfassung, Schulwesen, Missionspraxis ausbildeten, doch ein so allseitiger Typus des Ganzen, daß auch die arglistige Schlangenklugheit einen bewußten Vertreter in ihm findet. Es ist alles gesagt, wenn er vorschreibt: „Ein guter Seelenjäger muß vieles übersehen, als verstände er es nicht. Ist er aber einmal Herr des

Willens geworden, dann kann er den Lehrling der Tugend leiten, wohin er nur immer will."

Zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams hatte die „Gesellschaft Jesu" in ihrer Supplik an den Papst noch ein viertes gefügt, nämlich „ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu weihen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen irdischem Stellvertreter zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in welche Länder er sie immer senden möchte, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten". Sollte dieses Gelübde nicht ein bloßes Wort bleiben, so setzte es voraus, daß die Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder eine möglichst umfassende und dennoch gleichförmige Bildung geben werde, um unter den verschiedensten Lebensbedingungen dem einen Zweck dienen zu können. In einem Zeitpunkt, da alle Welt dem Papst den Gehorsam aufkündigte, legte sich hier ein aus phantastischen Anfängen rasch in das Stadium weltkluger Berechnung übertretender Orden ihm unbedingt zu Füßen. „Das ist der Finger Gottes" — rief Paul III. aus, als er diese Statuten las. Schon er ging den späteren Päpsten in Begünstigung des neuen Ordens kräftig voran. Er erteilte seinen Mitgliedern die Vollmacht, überall in Kirchen und auf Straßen zu predigen, die Sakramente zu verwalten, Beichte zu hören und selbst in einigen Fällen, die sonst nur dem Papst vorbehalten sind, zu absolvieren; er verlieh ihnen alle priesterlichen Vorrechte in ausgedehntem Maße und Exemtion von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe. Anderseits entband er sie auf Betreiben des Generals von der seelsorgerlichen Leitung des weiblichen Geschlechts und, durch die Bulle Cum inter cunctas, von dem 1545.
nicht minder zeitraubenden gemeinsamen Singen der kanonischen Horen im Chor. Ihre ganze Kraft sollte soviel als immer möglich für den Kampf nach außen aufgespart werden. Darum gab er ihnen auch durch die Bulle Expone nobis das 1546.
Recht, weltliche und geistliche Mitarbeiter (Koadjutoren) zu wählen, deren Gelübde nur für die Zeit bindet, während welcher sie dem Orden dienen. Endlich machte er den General zum unumschränkten Souverän, der bloß dem Papst Ge- 1549.
horsam schuldet. Nicht minder folgenreich griff Julius III. in die innere Organisation des Ordens ein, indem er die Verpflichtung der Armut, die sowenig zu dem Gesichtspunkt paßte, unter welchem den Päpsten der neue Orden sich von 1550.
vornherein empfohlen hatte, nur auf die eigentlichen Professen und die Professhäuser beschränkte, während der General und die Kollegien ungehindert für die Gesellschaft Güter erwerben durften. Daher kam es, daß der Jesuit nicht gezwungen war, den äußeren Cynismus der Bettelorden zur Schau zu tragen, seine Armut vielmehr in Wahrheit nur im Gehorsam gegen den General bestand, der ihm zuteilt oder entzieht, was ihm gut scheint. Gleichfalls auf die Professen beschränkte

1555. derselbe Papst auch das Gelübde des unbedingten Gehorsams für die Mission.
Auf solche Weise erschien teils der Charakter des Bettelordens, welchen **Pius** V.
ihnen verlieh, bloß als ein fingierter, teils wurde der Schwerpunkt der jesuitischen
Wirksamkeit in die Christenheit selbst verlegt.

2. Die Generale des ersten Jahrhunderts.

31. Juli 1556. Als der Stifter zu Rom starb, war die Wirksamkeit und Verbreitung des
Ordens schon sehr ausgedehnt. Derselbe zählte 14 Provinzen, von denen 7 auf
die Pyrenäische Halbinsel, wo er sich am schnellsten ausbreitete, und ihre Kolonien
kamen. Während aber in Spanien weder Karl V. noch Philipp II. ein beson-
deres Wohlgefallen an dem Orden zeigten und der Dominikaner Melchior Canus
es ihnen schwer genug machte, Boden zu fassen, beherrschte **Rodriguez** Portu-
gal unter Johann III. und Sebastian fast unumschränkt, wenn auch keineswegs
immer zur Zufriedenheit des Generals; in den indischen und südamerikanischen
Kolonien waren jesuitische Missionäre thätig. Nach Belgien hatte Loyola seinen
Peter Ribadeneira. 1527–1611. eifrigen Schüler **Peter Ribadeneira** gesandt, zunächst ohne Erfolg. Auch
1555. die französische Provinz verdiente noch kaum den Namen. Drei Provinzen kamen
auf Italien, zwei auf Deutschland. Hier war der zum Professor der Theologie
in Löwen beförderte **Lefevre** erschienen und hatte in Mainz einen Niederländer
Petrus Canisius. 1521–1597. mit Namen **Petrus Canisius** als vielversprechenden Erstling für den Orden
1544. gewonnen. Dieser Mann, von jesuitischen Schriftstellern als zweiter Apostel
Deutschlands verehrt, war seither unermüdlich für die Gegenreformation wirk-
1551. sam, zuerst in Bayern, dann in Österreich von Wien aus, wo er mit 14 Ordens-
brüdern sich niedergelassen hatte, um sofort die Universität zu beherrschen. Auch
Bobadilla und **de Jay** waren gekommen und hatten den Herzog **Wilhelm** IV.
1549. von Bayern vermocht, Jesuiten, darunter den **Canisius**, an seine Universität
Ingolstadt zu berufen.

Der Stifter selbst hatte fast ausschließlich durch Briefe gewirkt, die er un-
ablässig nach allen Enden der Welt richtete. Ein treffliches Werkzeug besaß er
zu diesem Zweck an seinem Geheimschreiber **Polanco**, welcher auch noch unter
den beiden folgenden Generalen sein Amt versah. Unter dem ersten derselben,
1558–1565. **Diego Lainez**, wurden die von Ignatius hinterlassenen Konstitutionen von
1558. der Generalkongregation angenommen und ihnen zur Erläuterung die von Lainez
entworfenen Deklarationen hinzugefügt, so daß erst dieser staatskluge General
welcher seinen Untergebenen auch die Erlaubnis zu freierem Weltumgang, als
sonst die Mönche haben, verschaffte, als eigentlicher Organisator des Ordens gilt;
er war ein nüchterner, durchaus zielbewußter Kopf; ein sehr ausgebreitetes Wissen
stand ihm stets zu Gebote, und den Gedanken der ganzen Unternehmung hatte
kaum ein andrer Schüler Loyolas so klar durchgearbeitet wie Lainez. Dagegen
1565–1572. repräsentierte der dritte General, **Franz Borgia**, einst spanischer Grande und
Vizekönig von Katalonien, wieder ganz die asketische Strenge und den frommen

Enthusiasmus. Ein Mißgriff war die durch Gregor XIII. veranlaßte Wahl des Niederländers Eberhard Mercurian, unter dessen Generalat der Bau 1572–1581.
der für den Jesuitenstil mustergültigen Ordenshauptkirche del Gesu in Rom begann (vgl. X, 376), zugleich aber auch der Orden durch innerliche Parteiung schweren Schaden litt. Diese dauerten zunächst noch fort, als ein achtunddreißigjähriger Neapolitaner, Claudius Aquaviva, General geworden war, gegen 1582–1615.
dessen energisches Regiment die schon zum zweitenmal vom Generalat ausgeschlossenen Spanier, gleichsam im Vorgefühl einer eintretenden Wandlung in der ursprünglichen Politik des Ordens, einen nationalen Widerstand versuchten. Selbst das Königtum und die von den Dominikanern geleitete Inquisition alliierten sich mit dieser Opposition gegen den herrschsüchtigen Neapolitaner, der alle bedeutenden Stellen mit seinen Kreaturen besetzte; von den spanischen Jesuiten gewonnen, ordnete Papst Clemens VIII., welcher auch seinerseits schon über die Herrschsucht, den Hochmut und das intrigante Treiben der Gesellschaft zu klagen hatte, eine Generalkongregation an, welche die Macht des Generals brechen sollte. Es war eine gefährliche Krisis, welche damit dem Ordenswesen nahte. 1592.
Aber das unter den mildesten und schmiegsamsten Formen unwiderstehlich sich geltend machende Herrschertalent Aquavivas wußte den Sturm nicht bloß auf dieser, sondern auch noch auf einer späteren Generalkongregation zu beschwören 1607.
und die Macht des Generals thatsächlich zu einer unumschränkten zu erheben. Diese Rettung der imponierenden Stellung seines Ordens gelang ihm namentlich dadurch, daß er im Anschluß an den Umschwung, welcher gleichzeitig in der päpstlichen Politik vor sich ging, den spanischen Einfluß durch den französischen zu paralysieren verstand. Er bequemte sich dabei den Interessen Heinrichs IV. an, welcher, nachdem die Jesuiten in Spanien den Dominikanern gegenüber den kürzeren gezogen hatten, seinerseits sich ihnen näherte, um ihre Macht im Dienste Frankreichs zu gebrauchen.

In diese kirchenpolitische Intrige spielt übrigens noch eine dogmatische Kontroverse hinein, die erste größere Fehde, welche die Jesuiten innerhalb der katholischen Welt auf dem Gebiet der Lehre zu bestehen hatten. Hier sollte eigentlich nach dem Willen der Stifter der heilige Thomas von Aquino als Patron herrschen. Aber bald genug schien es den Jesuiten unthunlich, in allen Dingen den Dominikanern nachzutreten, zu welchen Thomas gehört hatte, und die als die natürlichen Erklärer seiner Meinungen angesehen wurden. Nur in einem entscheidenden Punkt nahmen die Jesuiten ihre Stellung vollkommen auf seiten des Thomas, nämlich in der Lehre von der absoluten Monarchie und Infallibilität des Papstes. Dagegen erlaubten sie sich in bezug auf die Dogmen von Gnade und Verdienst einerseits, von der unbefleckten Empfängnis der Maria anderseits schon auf der Synode zu Trient weitgehende Abweichungen von der Lehrautorität des Aquinaten. In jener Beziehung mischten sie sich in den Streit, welcher sich schon während des Konzils anläßlich der Behauptungen des thomistisch und augustinisch gestimmten Michael Bajus zu Löwen entsponnen hatte. Gegen ihn Michael Bajus. 1513–1589.
traten im skotistischen und pelagianischen Sinne (vgl. VII, 90) die Jesuiten Leonhard Leß und Johannes Hamel auf den Plan. Möglichste Entfernung von jeder

protestantisch aussehenden oder im protestantischen Sinne deutbaren Lehrform war
dabei der leitende Gesichtspunkt. Derselbe Streit wurde auf einem andern Boden fort-
Peter von Fonseca. gesetzt, als zwei gelehrte Jesuiten, der sogenannte portugiesische Aristoteles Peter von
1528–1599. Ludwig Fonseca und noch mehr sein Schüler Ludwig Molina, die Lehre von der gött-
Molina. lichen Vorherbestimmung zu gunsten des freien Willens des Menschen völlig aufgaben
1535–1600. und zur Deckung der dadurch in der Dogmatik entstandenen Lücke ein sogenanntes mitt-
leres oder hypothetisches Wissen Gottes verwandten, vermöge dessen er die freien Hand-
lungen des Menschen vorhersehe und seine Gnade demjenigen zuwende, von welchem
er voraussehe, daß er, falls sie ihm zu teil werde, auch selbstthätig zu seinem Heil
1588. mitwirke. Da diese in Lissabon und Evora ans Licht getretene Entdeckung, welche
schließlich das ganze Werk der Seligkeit auf Rechnung des menschlichen Willens bringt
und für Gott nur das Zusehen und Vorherwissen reserviert, von den Thomisten und
Dominikanern aufs heftigste als Ketzerei bekämpft ward, entstand daraus ein von
beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführter Ordensstreit, für niemand unan-
1596. genehmer als für den Papst, welcher entscheiden sollte. Clemens VIII. setzte zu diesem
Behufe eine eigne Kongregation (de auxiliis gratiae) nieder, welche indessen nach
1599–1606. siebenjähriger Arbeit resultatlos auseinander ging, worauf Paul V. beiden Parteien
Stillschweigen gebot. Die genannten Päpste wären im Grunde geneigt gewesen, den
Dominikanern Recht zu geben, thaten es aber nicht um des Widerstands der Jesuiten
willen, die sogar mit einem allgemeinen Konzil und mit Kritik der päpstlichen Allge-
walt drohten. „Sie wagen alles, alles" — rief Clemens VIII. aus. Unter Paul V.
aber legten sie gelegentlich der Irrungen desselben mit Venedig eine glänzende Probe
dieses ihres rücksichtslosen Mutes gerade zu gunsten des Papstes ab, so daß man
sie anständigerweise nicht fallen lassen konnte. So war der Streit im Sande ver-
laufen, um ein halbes Jahrhundert später als jansenistischer Handel wieder aufzu-
leben.

In Aquaviva, welcher den Studienplan des Ordens und eine ganze Reihe
von charakteristischen Anweisungen über die Amtsführung, namentlich auch die so
wirksame Instruktion für die Beichtväter der Fürsten, ein Meisterstück der Schlau-
heit, herausgegeben, starb der größte General, den der Orden je besessen hat.
Ihm folgte eine viel schwächere Persönlichkeit, der im engeren Kreise als „Engel
1615–1645. des Friedens" verehrte Mutius Vitelleschi, an dessen dreißigjähriges Regi-
ment freilich der gleichzeitige Dreißigjährige Krieg, daran der Orden wesentliche
Schuld trägt, eine wenig friedliche Erinnerung mit sich führt. Aber obgleich
unter ihm die widerstrebenden Elemente im Innern sich wieder zu rühren begannen
und namentlich jetzt auch die Professen sich von der Armut entbanden, war doch
das äußere Gedeihen des Ordens in steter Zunahme begriffen. Nachdem ihm
1626. Vitelleschi zehn Jahre lang vorgestanden, zählte er 39 Provinzen, 15,493 Mit-
glieder und 803 Häuser, worunter 15 Profeßhäuser, 467 Kollegien, 63 Mis-
sionen, 165 Residenzen und 136 Seminare waren. So konnte denn auch die
1640. erste Säkularfeier, bis zu welcher wir hier die Geschichte des Ordens begleiten,
mit großem Gepränge und nicht minder großer Siegeszuversicht begangen werden.
Es ist nur zu wahr, was das damals erschienene Jubiläumsbuch der Ge-
sellschaft von derselben sagt, daß sie „einen heftigen und ununterbrochenen Krieg
für die katholische Religion gegen die Ketzerei unternommen" hatte. „Vergeblich

erwartet die Ketzerei, daß die Gesellschaft durch Stillschweigen sich mit ihr vertragen werde. Solange uns ein Hauch des Lebens bleibt, werden wir gegen die Wölfe für die Verteidigung der katholischen Herde bellen. Kein Friede ist zu hoffen, die Samen des Hasses sind uns eingeboren." In der That haben sie diesen Krieg mit allen Mitteln und wahrhaft „bis aufs Messer" geführt. List und Verrat, Ränke und Gewalt, Verleumdung und Verhetzung — alles war erlaubt, wenn es galt, die Rechte der Protestanten zu verkümmern und zu unterdrücken, die durch solche Schikanen in Verzweiflung gebrachten Schwachen unter ihnen zu biegen, die Starken aber zu brechen. Das friedliche Zusammenleben der Konfessionen wurde, wo es etwa schon vorhanden war, zerstört, für den größten Teil Europas aber überhaupt auf lange hinaus unmöglich gemacht. Darum lastete aber auch, je länger je mehr, auf ihnen der steigende Argwohn nicht weniger Regierungen, der Fluch unzähliger Familien, deren Frieden sie untergraben hatten, und zuletzt der Haß der Völker, die sie an den Abgrund des physischen und moralischen Verderbens führten.

3. Erfolge.

Aber es mußte lange währen, bis die giftigen Früchte der Drachensaat zur allgemeinen Empörung gegen den Orden führten. Während der beiden ersten Jahrhunderte seines Bestehens hat er fast nur Fortschritte aufzuweisen, und man kann sich namentlich den Umschwung, welchen er in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bewerkstelligt hat, nicht groß genug vorstellen. Bald bildeten die Universitäten der Jesuiten ein Gegengewicht gegen Wittenberg und Genf; ihre Schulen zeichneten sich durch die Sicherheit des Lehrgangs und den Glanz der Resultate so sehr aus, daß selbst Protestanten ihnen ihre Söhne anvertrauten. Indem sie sich so der heranwachsenden Geschlechter bemächtigten, drang unaufhaltsam die kirchliche Gesinnung durch die Zöglinge in die Familien ein. Die Früchte blieben nicht aus. Allenthalben wurden bald die Fasten wieder beobachtet, die Rosenkränze kamen wieder zum Vorschein, die in Verruf geratenen Wallfahrten, Marienandachten, Brüderschaften und Reliquien gediehen wieder zu Ansehen, die verlassenen Gnadenorte wurden wieder von Pilgern aufgesucht. Zahlreiche Anhänger des neuen Glaubens wurden durch Überredung und Verführung zur Rückkehr in die alte Kirche bewogen. Der Beichtstuhl mußte dazu dienen, Fürsten und einflußreiche Personen zur Beschränkung der Glaubensfreiheit und zur gewaltthätigen Gegenreformation zu bestimmen. Beichtstuhl und Hörsaal waren das Feld ihrer Wirksamkeit; in jenem wirkten sie für die Gegenwart, in diesem für die Zukunft.

Treffend sagt Macaulay: „In der Gesellschaft Jesu konzentrierte sich die Quintessenz des katholischen Geistes, und ihre Geschichte ist die Geschichte der großen katholischen Reaktion." „Als die Jesuiten zur Rettung des Papsttums kamen, fanden sie es in äußerster Gefahr, aber von diesem Augenblick an wendete sich der Stand der Schlacht.

Der Protestantismus, der ein Menschenalter hindurch alles überwältigt hatte, wurde in seinem Vorschreiten aufgehalten und in reißender Schnelle von dem Fuß der Alpen zu den Küsten der Ostsee zurückgeschlagen. Bevor der Orden ein Jahrhundert bestanden, hatte er die ganze Welt mit Denkzeichen großer Thaten und Leiden für den Glauben erfüllt."

a. Wirksamkeit in Europa.

Diese Thaten werden nun in der mit unserm Abschnitt sich eröffnenden Geschichte der Gegenreformation zu verzeichnen sein. Auf Schritt und Tritt werden wir den Jesuiten und ihrer allenthalben mit demselben Erfolg betriebenen Maulwurfsarbeit begegnen. Dabei befolgten sie durchweg das System der römischen Kirche, den Ketzern nicht bloß alles Recht abzusprechen, sondern auch ihnen gegenüber keine gemeinsame Rechtsbasis anzuerkennen. Im Sinne einer weltlichen Kriegführung und Diplomatie hielten sie jede Waffe, jeden Hinterhalt, jede Täuschung, ja auch jede Gewaltthat für erlaubt, wo es galt, der katholischen Kirche einzelne Seelen oder gar ganze Länderstrecken wiederzugewinnen. Ein solches Verfahren, erklärte Possevino, als er Soldaten gegen
1561. die savoyischen Waldenser führte, „wurde von der Zeit der Apostel an gemäß den Edikten der Kirche und der Kaiser und nach ältester Gewohnheit niemals unterlassen". Wie damals bei den Herzögen von Savoyen, so wußten sich die Jesuiten auch bei denen von Parma, den Farnesen, als Beichtväter einzuführen; überall in Italien, besonders aber
1551. in Neapel, wo Salmeron ihre Niederlassung begründet hatte, fanden sie in vornehmen Kreisen schnellen Eingang und häuften unermeßliche Reichtümer an. In Padua, Florenz, Genua und an andern Orten Oberitaliens hat der unermüdliche Lainez die
1606. Niederlassungen der Jesuiten begründet; nur Venedig schloß ihnen wenigstens vorübergehend seine Pforten.

Auch in Portugal waren die Jesuiten Beichtväter der königlichen Familie und sahen sich mit Ehren und Reichtümern überhäuft. Gleichwohl betrieben sie die Ver-
1580. einigung Portugals mit Spanien unter Philipp II., welcher seine ursprüngliche Abneigung gegen den Orden in demselben Maß milderte, als er in ihm den zuverlässigsten Verbündeten für sein Projekt einer autokratischen Universalmonarchie, darin nur die römische Kirche geduldet werden sollte, entdeckte. Lange unterstützten sie seine Absichten auf Frankreich und waren seine eifrigsten Parteigänger im Krieg gegen England und die Niederlande. Im letzteren Land hatten sie, von Margarete begünstigt, ihre Kolle-
1562. gien in Löwen und Antwerpen errichtet; sie war die erste Fürstin, welche Jesuiten zu Beichtvätern nahm. Nachdem Alexander Farnese ihnen feste Wohnsitze in Courtray, Tournay, Brügge, Ypern, Gent, Antwerpen, Brüssel verschafft hatte, gelang es ihnen, wenigstens die südlichen Provinzen, welche schon zur Hälfte protestantisch geworden waren, wieder ausschließlich katholisch zu machen. Von Belgien aus drang der erste
1592. Jesuit in die vereinigten Niederlande vor, wo sich seither gleichfalls die Zahl der Katholiken wieder hob.

In Frankreich hatten die Jesuiten zunächst von Lyon aus um sich gegriffen; ein gewaltiger Prediger, Edmond Augier, war das erste glänzende Talent, dessen sie sich bemächtigten. Aber die Sorbonne, das Parlament und der Erzbischof von Paris setzten ihren weiteren Niederlassungen trotz der Gunst, welche dieselben erst bei den Guisen, dann auch am Hofe der Valois fanden, wirksamen Widerstand entgegen. Erst
1561. auf dem Konvent zu Poissy, wo der General Lainez persönlich erschien, gelang es, ihnen unter beschränkenden Bedingungen — sogar den Namen mußten sie zunächst aufgeben — Zulassung zu erwirken. Doch strengte die Universität fortwährend alles an, um ihre Lehrwirksamkeit zu verhindern. Es war namentlich der spätere General-
1564. advokat Stephan Pasquier, welcher die Gefahren, die der bürgerlichen Gesellschaft von den Jesuiten drohten, wirksamst beschrieb und ihnen unter andern auch Erbschleicherei

zum Vorwurf machte. Trotzdem nehmen sie seither überhand, und ihre Missionen durchziehen, von den Guisen protegiert, in den mannigfaltigsten Richtungen das Land. In den Kämpfen der Ligue waren sie die Seele des Aufstands gegen Heinrich III.; sie brüteten das Projekt der Übergabe Frankreichs an Philipp II. aus und intrigierten mit allen Mitteln gegen Heinrich IV., bis dieser selbst sich ihnen näherte und die schon beschriebene Wendung der Politik des Jesuitenordens unter Aquaviva eintrat. Nach fast zehnjähriger Verbannung, welche sie infolge des Attentats von Chatel getroffen 1594—1603.
hatte, hielten sie nicht bloß ihren Wiedereinzug in Frankreich, sondern erlebten auch den Triumph, daß Heinrich IV. in der Person des Paters Cotton einen jesuitischen Beichtvater annahm, welche Praxis alsdann in dem Hause Bourbon stehend wurde. Wir werden sehen, wie dieser Umschlag in der äußeren Politik der Gesellschaft Jesu, beruhend auf sehr richtiger Einsicht in den wechselnden Wert der Staaten, sich bewährt und reiche Früchte getragen hat, insonderheit wie einflußreich die Jesuiten in ihrer neuen Stellung zur Vernichtung des französischen Protestantismus, aber auch zur Korruption der gesamten Gesellschaft beigetragen haben. Auch in England waren sie unablässig für Wiederherstellung des römischen Katholizismus thätig; von Frankreich aus, wo unter William Allens Leitung katholische Söhne Englands zu diesem Zweck von ihnen erzogen wurden, konspirierten sie fortwährend gegen Elisabeth. Endlich gingen 13 Priester, an ihrer Spitze die Jesuiten Robert Parsons und Ed- 1580.
mund Campion, über den Kanal und bekämpften in wirksamen Druckschriften, die plötzlich aus dem Dunkel auftauchten, die königliche Suprematie. Wir werden sehen, wie diese Machinationen den Tod zahlreicher Katholiken, insonderheit Maria Stuarts, 1585.
und die Verbannung sämtlicher Jesuiten aus England zur Folge hatten. Aber als es endlich zu diesen äußersten Maßregeln kam, waren schon nicht weniger als 300 Missionäre aus den Seminaren von Douay, Reims und Rom heimlich in England erschienen. Selbst an dem Hof des Königs von Schottland, Maria Stuarts Sohn, wurde mehrere Monate lang ein Jesuitenpater gesehen und geduldet. Erst die Mitwissenschaft der Jesuiten um die Pulververschwörung setzte sie bei ihm außer Kredit.

In derselben Richtung wie in England ging auch die Thätigkeit, welche der Orden in dem durch Gustav Wasa der Reformation zugeführten Schweden unter dessen Sohn Johann III. und Enkel Sigismund entfaltete. Gleich der erste Jesuit, welcher den schwedischen Boden betrat, Stanislaus Warsewicz, gewann den König vollstän- 1574.
dig; zwei andre aus Löwen, Florentius Feyt und Laurentius Norvegus 1576.
folgten, und seitdem gar der vielgewandte Antonio Possevino als päpstlicher Nun- Antonio Possevino.
zius in Stockholm erschienen war, hörten die katholischen Intrigen nicht auf, bis sie 1534—1611.
endlich den Enkel Gustav Wasas um seinen schwedischen Thron brachten. In Polen, 1578. 1604.
worauf Sigismund nunmehr beschränkt blieb, war der Orden glücklicher. Hier hatte ihm zuerst der Bischof Hosius von Ermeland ein reich dotiertes Kollegium in Brauns- 1569.
berg errichtet, welches eine Hauptmissionsanstalt für den Norden werden sollte. Bald entstand eine Reihe von Kollegien, in welchen sich die polnische Jugend, namentlich aus den adligen Ständen, versammelte. Dann legte Stephan Bathori den Grund zu ihrem Hauptsitz, der Universität Wilna; auch im protestantischen Livland, in Dorpat und Riga entstanden unter diesem Fürsten Kollegien. War schon er den Einflüssen 1587—1632.
der Jesuiten erlegen, so war Sigismund III. der eigentliche „Jesuitenkönig". Alle Staatsämter wurden nach der Gunst der Jesuiten vergeben und das Werk der Gegenreformation überhaupt mit allen Mitteln ins Werk gesetzt. Livland ging dadurch an Schweden verloren; nutzlose Kriege gegen Rußland, zu welchen die Jesuiten, um dieses katholisch zu machen, aufstachelten, brachten das vor Sigismunds Regiment noch in Bildung und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe blühende Land in einen Zustand

der Verkommenheit, daraus es sich nie wieder erholt hat. Von der Herrschaft der
Jesuiten und der durch sie eingeführten Intoleranz gegen die Dissidenten datiert das
Verderben Polens. Aber sie selbst zogen daraus wenigstens den Gewinn, daß es der
ökumenischen Thätigkeit Possevinos gelang, den größten Teil der griechischen Kirche
1590–1596. Litauens für die Union mit Rom zu födern. Es war sogar noch auf weiteres in dieser
1581. Richtung abgesehen. Schon vorher war Possevino in Moskau gewesen und mit
dem russischen Großfürsten Iwan IV. in Verhandlung getreten, um eine Vereinigung
seines Volks mit der römischen Kirche zu erwirken. Aber hier begegnete der Jesuitis-
mus einer ihm gewachsenen Größe. Der schlaue Großfürst bediente sich der getäuschten
Väter nur so lange, als er sie gegen Stephan Bathori brauchen konnte. Dann kün-
digte er ihnen den Vertrag, und sie waren darauf reduziert, von dem unierten Litauen
aus die Propaganda in Rußland zu betreiben. So drangen sie denn auch in der That
in die Ukraine, in Podolien, in Wolhynien und in Weißrußland vor. Auch in Galata,
1603. der Vorstadt Konstantinopels, gründeten sie ein Kollegium, und wir werden sehen, wie sie
1628. in dem Handel mit Cyrillus Lukaris für die Zwecke der französischen Politik thätig waren,
bis ihre Ränke zu einer Verbannung aus dem türkischen Reich Veranlassung boten.

Aber kaum dürfte sich ein Land in Europa nennen lassen, welches von jenem,
allen materiellen Wohlstand vernichtenden, alles geistige Leben ertötenden, alle natur-
wüchsige Kraft des Volks entmannenden Einfluß der Jesuiten mit solchem Recht reden
kann, als Deutschland. Hier, wo bald nach der Stiftung des Ordens Faber, de Jay
und Bobadilla eine vielseitige Thätigkeit bei Höfen und Stadtmagistraten, auf Reichs-
tagen und Synoden entfalteten, eröffneten sie ihre Eroberungszüge hauptsächlich von drei
1557. Positionen aus. Die erste war Ingolstadt, die wissenschaftliche Festung des Katholizis-
1559. mus, wo sie ein Kollegium eröffneten, dem bald ein andres in München folgte. Seither
ist es das Hauptziel der Herzöge von Bayern gewesen, ihre Unterthanen wieder katho-
lisch zu machen; sie nahmen zu diesem Zweck alle Formen des restaurierten Katholi-
1558. zismus aus Italien herüber; selbst der Index und die Einführung der Inquisition
wurden nicht gescheut. Schon einige Jahre vorher hatten die Jesuiten in Köln, dem
zweiten Hauptzentrum, Fuß gefaßt, und in Wien, dem dritten, sahen wir sie bereits
1554. auf eine Einladung Ferdinands erscheinen, dessen Hofprediger Canisius die wirksamste
1566. aller katholischen Glaubenslehren jener Zeit (Summa doctrinae christianae) und
als Auszug daraus einen Katechismus schrieb, welcher nicht ohne Glück auf das Ziel
lossteuerte, die Wirkungen des kleinen Katechismus Luthers wieder aufzuheben. Fer-
1558. dinand I., auf dessen Wunsch das geschehen war, ermächtigte außerdem die Jesuiten,
in allen Erblanden zu lehren und zu predigen, und wies ihnen zwei Lehrkanzeln der
Theologie an der Universität an. Bald folgten Errichtungen von Jesuitenkollegien in
Prag, Olmütz, Brünn, Tyrnau, Innsbruck und Hall. Auch die geistlichen Fürsten
am Rhein und Main schenkten ihnen ihre besondere Gunst. Bald blühten jesuitische
Anstalten in Trier, Mainz, Worms, Speier, Fulda, Aschaffenburg, Würzburg. Im
Bistum Augsburg übertrug ihnen der Kardinalbischof Otto, Truchseß von Waldburg,
die neugestiftete Universität Dillingen und gründete ihnen zugleich ein Kollegium da-
1563. selbst. Von hier gelang es ihnen dann auch in Augsburg selbst einzudringen. In
1579. den letzten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts entstanden noch Kollegien in
Regensburg, Münster, Hildesheim, Paderborn; in den ersten des folgenden zu Kon-
stanz, Bamberg, Passau und Eichstätt. Überall, wo sie auftraten, war die religiöse
Duldung rasch zu Ende. In Westfalen und am Rhein wurden die Anhänger der
1570–1571. neuen Lehre fast vollständig bewältigt. Im Laufe von zwei Jahren machten die
Jesuiten die Reformation in der Markgrafschaft Baden rückgängig. Der Bischof Julius
von Würzburg, aus dem Geschlecht Echter von Mespelbrunn — der sonst verdiente

Gründer des Juliushospitals und der Universität — zog in Begleitung des Jesuitenpaters Gerhard Weller von Dorf zu Dorf und stellte seinen protestantischen Unterthanen die Wahl zwischen Übertritt oder Landesverweisung; die Auswanderer mußten den 1584—1586.
dritten Teil ihres Vermögens abgeben. Das gleiche Mittel brachte er in seiner Hauptstadt zur Anwendung, deren Bürgerschaft zur Hälfte aus Protestanten bestand. Der Erzbischof Wolf Dieterich von Salzburg, ein Zögling des deutschen Jesuitenkollegiums in Rom, folgte mit ähnlichen Zwangsmitteln nach; die Renitenten erfuhren schon damals eine erstmalige Austreibung aus dem Salzburgischen. 1588.

Dies alles aber war nur das Vorspiel zu der großen, mit äußerster Härte durchgesetzten Gegenreformation, welche sich nunmehr zuerst in Bayern, dann seit Maximilians II. Tod in Österreich, in Steiermark und, soweit es damals schon anging, auch in Böhmen und Ungarn vollzog. Die Werkzeuge der Jesuiten bei diesem Unternehmen waren die ihnen blind ergebenen österreichisch-deutschen Kaiser Rudolf II., Ferdinand II., Ferdinand III. und Leopold I. Die politische Geschichte der genannten Länder wird zeigen, wie es den Jesuiten auf diese Weise gelungen ist, zuerst den Dreißigjährigen Krieg heraufzubeschwören, dann Österreich in unendliche Kämpfe mit Ungarn zu verwickeln und das deutsche Land gründlich zu ruinieren. Maßloses, in Jahrhunderten nicht zu hebendes Elend, gänzliche Verarmung, politische Ohnmacht, kulturhistorischer Niedergang, sittliche Verwilderung, geistige Verödung — das waren die Früchte der jesuitischen Vorherrschaft, und was man für das alles an angeblichen Gütern eintauschte, das war ein befestigtes System der Volksverdummung, das war die geistige Lähmung und Entnervung der Nation, der allerdings jeder große Gedanke und alle fortschrittliche Regung auf lange hinaus ausgetrieben war. Mit auffallendem Scharfsinn hatte schon Melchior Canus, der größte Theolog Spaniens, seinem Vaterland als Folge der Aufnahme der Jesuiten völlige Zersetzung der Naturkraft im Volksgenius in Aussicht gestellt. Nicht minder verderblich wirtschafteten sie übrigens auch in der Schweiz, wo Jesuiten zuerst in Luzern, dann in Freiburg und in Pruntrut, später auch in Wallis, 1574. 1582.
im Veltlin — hier bewirkten sie sofort eine Niedermetzelung von 600 Protestanten — in 1591. 1605. 1620. 1646.
Solothurn und in Sitten sich niederließen und bald die äußere Politik der katholischen 1662.
Kantone in Händen hatten.

Die Wirksamkeit der Jesuiten in Deutschland bot auch den ersten Anlaß zur Entstehung von Anstalten, welche bald die Hauptorgane für die Wiederherstellung und Ausbreitung des Katholizismus werden sollten. Es sind dies die sogenannten Nationalkollegien, Bildungsanstalten für Missionäre, die unter christlichen, aber der römischen Kirche entfremdeten Völkern wirken sollten. Kaum hatte Loyola in Rom mit dem Geld des Franz Borgia das erste Kollegium als Pflanzschule seines Ordens gegründet (collegium romanum), welches schon nach wenigen Jahren mehr als 300 auswärtige Zög- 1551.
linge beherbergte, so erweckte Kardinal Morone in ihm den Gedanken, eine klösterliche Bildungsanstalt speziell für deutsche Jünglinge zu errichten, welche eigens zum Zweck der Bekehrung der Protestanten in ihrem Vaterland herangezogen werden sollten (collegium germanicum). Die neue Anstalt zählte schon im ersten Jahr ihres Bestehens 1552.
22 Zöglinge und ist nachher für die Restauration des Katholizismus in Deutschland von hervorragendster Bedeutung geworden. Die Zöglinge verpflichteten sich, dem Papst lebenslänglich ergeben zu bleiben, Priester zu werden und sich abschicken zu lassen, wann und wohin der Orden es für gut finden werde. Der Zweck war, ein Geschlecht von Priestern heranzuziehen, welches an wissenschaftlicher und praktischer Tüchtigkeit dem zu bekämpfenden Gegner gewachsen war. Nach kurzer Blüte war dieses Kollegium etwas in Verfall geraten, als Gregor XIII., ein Wohlthäter fast aller Jesuitenschulen 1573.
der Welt, es neu einrichtete. Dieser Papst ist überhaupt nach Loyola der eigentliche

Vater der Nationalkollegien als „Pflanzschulen des katholischen Glaubens und seiner unverfälschten Lehre" geworden. Die Einrichtungen derselben waren in der Regel dem
1577. Muster des deutschen Kollegiums nachgebildet. So stiftete Gregor XIII. ein griechi-
1579. 1584. sches, ein englisches und ein maronitisches Seminar; auch ein ungarisches und ein
1584. illyrisches entstanden, davon aber das erstere mit dem neuhergestellten deutschen ver-
einigt wurde (collegium germanico-hungaricum). Andre Stiftungen des ge-
nannten Papstes von ähnlicher Art in Wien, Fulda und Prag schliefen mit der Zeit
1600. wieder ein. Wohl aber stiftete Clemens VIII. ein weiteres Kollegium für die Schotten,
1628. Gregor XV. eins für die Irländer (collegium hibernense). Das Protektionsrecht
1627. über alle diese Anstalten ging unter demselben Papst an eine der merkwürdigsten In-
stitutionen des modernen Katholizismus über. Es ist dies die große Kongregation
für die Ausbreitung des Katholizismus, die sogenannte Propaganda (congregatio
21. Juni 1662. de propaganda fide). In diesem, meist aus Kardinälen bestehenden Kollegium er-
stand die Zentralbehörde für die Leitung und Pflege der katholischen Mission unter
Ungläubigen, Ketzern und Schismatikern auf der ganzen Erde. Eines seiner Haupt-
organe ist die Pflanzschule für künftige Missionäre aus allen Völkern (collegium ur-
1627. banum oder seminarium de propaganda fide), welche von Urban VIII. gestiftet
und mit der Kongregation verbunden wurde. Abgesehen von ihren kirchlichen Bestre-
bungen hat sich die Propaganda zweifelsohne auch für allgemeine Sprachkunde bedeu-
tende Verdienste erworben.

b. Heidenmission. Der ursprüngliche Gedanke Loyolas hatte dem von ihm gestifteten Orden die
Aufgabe der Heidenmission zugewiesen. In der That gelang es der Geschicklichkeit und
Opferfreudigkeit der Jesuiten, auch hier Erfolge von ungeahnter Größe herbeizuführen,
wenngleich die Massenbekehrungen, in welchen dieselben bestanden, ihrer Natur nach
des soliden Grundes entbehren mußten. Während Rodriguez in Portugal zurückblieb,
1541. reiste Franz Xavier, als apostolischer Nunzius für Indien mit großen Vollmachten
1542. versehen, mit zwei Jesuiten nach Indien, bekehrte unterwegs Matrosen und machte
dann Goa zum Ausgangspunkt der ostindischen Mission. Dort sah man ihn schon
vom frühen Morgen durch die Straßen ziehen, um die Jugend zum Unterricht zu
sammeln. Aber auch auf die Erwachsenen der verdorbenen Kolonialbevölkerung ver-
fehlten seine Sanftmut, Demut und Liebe ihren Eindruck nicht. Die ärgsten Sünder
warfen sich ihm zu Füßen. Er gründete in Goa ein Missionsseminar und pflanzte das
Christentum in vielen Städten und Dörfern oder stellte es wieder her, wo es dem Unter-
gang nahe war. So auf den Küsten von Malabar und Koromandel. Um den Erfolg
der Mission sicherzustellen, ließ er die Hauptstücke des katholischen Christentums (Dekalog,
Credo, Vaterunser, Ave Maria) in die Landessprache übersetzen und stellte die Vor-
züglichsten unter den bekehrten Eingebornen als Lehrer an. Unterstützt wurde dieses
sein Wirken nach der Legende durch seine außerordentliche Sprachen- und Wundergabe,
in Wirklichkeit durch die vor keinerlei gewaltthätigen Maßregeln zurückscheuende portu-
giesische Regierung. Er hatte den Plan, den ganzen Indischen Archipel mit einem
1547. Missionsnetz zu überziehen. Nach sechsjähriger Wirksamkeit verließ er deshalb Indien,
um auf den Molukken zu lehren und dann, seinem Wahlspruch „Weiter, weiter"
(amplius, amplius) getreu, in dem neu entdeckten Japan eine Stätte erfolgreichster
1549. Wirksamkeit aufzusuchen. Er landete auf der Insel Kiusiu, erlangte Zutritt bei dem
Unterkönig von Kagosima, der sein Wirken begünstigte, ja sogar der Kaiser soll die
christliche Predigt im ganzen Reich freigegeben haben. Die Methode der Mission war
übrigens auch hier eine ziemlich flüchtige und oberflächliche, und sie mußte es sein, da
Xavier und seine Umgebung die japanische Sprache erst erlernen mußten. Nachdem er
in Städten und Dörfern gepredigt, hinterließ er auf den beiden Inseln Kiusiu und

Nipon vier Gemeinden. Er selbst aber wandte sich nach China trotz der schweren 1552.
Strafen, welche jeden Ausländer bedrohten. Aber schon auf der Insel Santhian ereilte 2. Dez. 1551.
ihn der Tod. Xavier gilt als der Schutzpatron aller katholischen Missionen, als der
Apostel Indiens, neben Ignaz als der größte Heilige und als die zweite Säule des
Ordens: jedenfalls eine Persönlichkeit voll hoher und zum Teil wahrhaft apostolischer
Gaben des Geistes und Gemüts. Sein Wirken ist schon gleich nach seinem Tod mit den
ausschweifendsten Wundergeschichten ausgeschmückt worden.

Unter seinem Nachfolger und Ordensgenossen Cosmo de Torres machte das
Bekehrungswerk auf Kiusiu große Fortschritte. Die Jesuiten hatten das Glück, in den
Bürgerkriegen des Reichs sich für den erklärt zu haben, der den Sieg behielt. Mehrere 1554.
Fürsten traten über, und in Nagasaki, das sich den Portugiesen öffnete, erhob sich so-
gar eine Kirche. Als die berühmte japanische Gesandtschaft zu Gregor XIII. wallfahrte, 1565.
mögen etwa 300,000 Christen in Japan gewesen sein mit 250 Kirchen und zahlreichen 1580.
Schulen. Aber dies war der Höhepunkt der dortigen Mission. Bald darauf bestieg
Kaiser Taikosama den Thron; unter seiner Regierung wurde die lange Reihe von 1587–1598.
Verfolgungen eröffnet, denen das Christentum in Japan endlich erliegen sollte. Da-
mals kamen bei Nagasaki jene 26 Märtyrer um (darunter 3 Jesuiten und 6 Fran- 5. Febr. 1597.
ziskaner), welche dann unter Pius IX. kanonisiert wurden. Als später die Holländer
die japanische Regierung gegen Spanien und Portugal aufreizten, erhob sich ein neuer
Sturm, der massenhafte Opfer forderte; sämtliche Häfen wurden für die fremden 1613.
Nationen geschlossen, der vom Papst für einen Teil von Japan zum Bischof ernannte 1624.
Franziskaner Ludwig Sotelo verbrannt, die Gemeinde in Nagasaki niedergemetzelt. 1638.
Sechs Jahre darauf wurden die letzten Jesuiten in Japan hingerichtet. 1644.

Glücklicher war der Orden in China, wo der Jesuit Matthäus Ricci die Matteo Ricci. 1552–1610.
Mission in der Provinz Kanton damit eröffnet hatte, daß er dem Reich der Mitte mit 1584.
den Erfindungen Europas beizukommen suchte. Später trat er, als Mandarin ver-
kleidet, am Hofe zu Peking auf, wo ihm das Geschenk einer Schlaguhr Zutritt ver- 1600.
schaffte. Nur allmählich und vorsichtig ließ er in seine mathematischen, geographischen
und astronomischen Vorträge auch Belehrungen über das Christentum einfließen, wel-
ches er für eine Wiederherstellung der alten und vergessenen Lehre des Konfucius er-
klärte. Demgemäß legte er den Hauptnachdruck auf den Monotheismus, während er
das eigentümlich Christliche zurücktreten ließ. Schon er sah eine marianische Sozietät 1605.
in Peking erblühen. Nachdem er, von den vielen Besuchen, den langen Mittagessen
und den übrigen gesellschaftlichen Pflichten Chinas aufgerieben, gestorben war, brachten
die Jesuiten durch richtige Voraussagung einer Mondfinsternis das Christentum aber- 1610.
mals vorwärts, und es kam zur Gründung der ersten christlichen Kirche in Nanking. 1611.
Fortwährend schlossen sie sich dabei so eng als möglich an die Gebräuche des Landes 1624.
an. Bald darauf erschien auf dem Plan der Jesuit Johann Adam Schall, welcher Johann Adam Schall.
als kaiserlicher Astronom und Mechanikus verheiratet am Hofe lebte und großen Einfluß 1591–1666.
besaß, bis ein Thronwechsel das Signal zum Rückgang der Mission gab. Auf ihrem 1664.
Höhepunkt hatte dieselbe einen Erfolg von etwa einer halben Million bekehrter Chinesen
aufzuweisen gehabt.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, welche die Jesuiten am Hofe des Groß-
moguls Akbar in den Indusländern machten. Wir haben diesen berühmten Fürsten
früher als Beförderer der persischen Litteratur kennen gelernt (X, 55). Ihn preist sein
deutscher Biograph, der Graf F. A. von Noer, als den größten Monarchen, welchen
der Orient je besessen. Fast noch in höherem Grade als ein Friedrich d. Große oder ein
Joseph II. war er seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausgeeilt. Sein Genius hat
aus einem durch Dynastienkämpfe zerrütteten, durch die Fehdelust und Habsucht eines

trotzigen Adels und Beamtentrosses ausgesogenen, durch die unversöhnlichen religiösen Gegensätze der Hindus und Moslems wie nicht minder der verschiedenen mosleminischen Sekten untereinander in tausend Parteiungen zerrissenen Lande ein einheitliches, vorzüglich verwaltetes Reich geschaffen und hat als leuchtende Devise auf seine Fahne eine Religion allgemeiner Duldung und Menschenliebe geschrieben, wie sie selbst heute nach 300 Jahren im aufgeklärten Europa noch immer zu den „frommen Wünschen unverbesserlicher Schwärmer" gehört. Er war „ein Prophet des wahren Menschentums".
1595. Bei ihm nahm nun ein Neffe des großen Missionärs Indiens, Hieronymus Xavier, seinen Sitz und beutete die Empörungen der Mohammedaner zu gunsten des Christen-
1599. tums aus. Feierlichst ward bald darauf das Weihnachtsfest in Lahore begangen. Akbar
1610. selbst studierte das Leben Jesu, und nach seinem Tod empfingen drei Prinzen aus königlichem Geblüt feierlich die Taufe. Je nachdem man seither am kaiserlichen Hofe mit den Portugiesen besser oder schlechter stand, gestalteten sich daselbst auch die Geschicke des Christentums.

Waren die Jesuiten in China als Mandarine aufgetreten, so nahm auf der Küste
1606. von Malabar der Ordensbruder Nobili Kleidung und Lebensweise der Brahmanen an, unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanskrit und predigte eine durch die Forderungen des indischen Kastengeistes ermäßigte Religion der Liebe. Er sah das Unglück des Christentums darin, daß es vielfach als Religion der Parias galt. So legitimierte er denn zunächst selbst seinen alten Adel und ging auf alle Vorurteile der Brahmanen ein; den Parias wurde das Sakrament nicht unmittelbar gereicht, sondern vermittelst eines Instruments, oder es wurde ihnen vor die Thür gestellt. Auch das Tragen von Amuletten und Götzenbildchen wurde den neuen Christen unter Umständen erlaubt. Zu so rücksichtsloser Anwendung des Akkommodationsgrundsatzes kam schnöde Beeinträchtigung der Missionsthätigkeit andrer Orden, wie besonders die Franziskaner sowohl in Japan als in China die feindseligste Behandlung seitens der Jesuiten zu erfahren hatten. Wiesen die andern Orden zu ihrer Beglaubigung päpstliche Breven auf, so übten die Jesuiten an diesen Schriftstücken historische Kritik und erklärten sie für ge-
1645. fälscht oder erschlichen. Als endlich Innocenz X. die Bekehrungspraxis der Jesuiten feierlich verdammte und unter Strafe der Exkommunikation verbot, gaben diese sich den Schein, als hätten sie keine Kenntnis von dem Dekret erhalten, und setzten ihre chinesischen und indischen Bekehrungsunternehmungen mit ungeschwächten Mitteln fort, so daß die Päpste noch ein volles Jahrhundert brauchten, bis sie endlich dem fortgesetzten Widerstand des Ordens die Unterdrückung der „chinesischen und malabarischen Riten" abrangen.

Während es so den Jesuiten gelang, den Widerstand der alten Nationalreligionen des Orients bis zu einem gewissen Grade aufzulösen, gründeten sie von Portugal aus auch in Abessinien eine Mission, und zwar zunächst mit Aussichten auf großen Erfolg.
1603. Hier erschien der Pater Paez und überredete den Kaiser, von seinem wilden Christen-
1622. tum zum römischen Katholizismus überzutreten, worauf der Papst einen portugiesischen Jesuiten zum Patriarchen von Äthiopien ernannte. Aber schon diese Erfolge waren nur nach heftigen Bürgerkriegen möglich gewesen. Es dauerte nicht lange, so kam es
1642. zu einer allgemeinen Christenverfolgung, welche der Mission ein Ende bereitete.

Ihre dauerndsten Schöpfungen haben die Jesuiten in Amerika begründet. Hier hatte sich überhaupt frühzeitig die Eroberung in Mission, die Mission in Zivilisation verwandelt. Mit dem Jesuitenkollegium in Mexiko war ein theologisches Seminar verbunden. Am großartigsten aber entfaltete sich ihre Wirksamkeit auf der südlichen Hälfte des Weltteils. Unwiderstehlich drangen sie in die Urwälder vor und wußten sich das Vertrauen der von den Spaniern mißhandelten Eingebornen zu erwerben. Auf

diesen Zügen betraten sie zuerst den Boden von Paraguay, wo sie mit Genehmigung 1586.
des Königs von Spanien ein eignes Gemeinwesen unter seiner Oberhoheit einrichteten. 1610.
Der ganze Staat sollte ein christliches Patriarchat darstellen und trug auch in der That mindestens ein sozialistisches Gepräge. Die Indianer wurden als Kinder behandelt, an Bodenwirtschaft, Viehzucht und religiöse Übungen gewöhnt, im übrigen in jeder Beziehung bevormundet und auf eine möglichst niedere Stufe von Wissen und Urteil reduziert. Jede Familie hatte ein kleines Besitztum, aber der größte Teil des Landes war Gemeindeacker (possessio Dei). Mit dem Überschuß der Erträgnisse trieb der Orden einen großartigen Handel, dessen Gewinn dem Staat selbst wieder zu gute kommen sollte. Um Einfälle abzuwehren, wurden Grenzfestungen angelegt und die Indianer waffenfähig gemacht. Das Land selbst war jedem Fremden verschlossen, und sogar Spanier konnten nur zeitweilig im Gefolge des Gouverneurs und des Bischofs Zutritt erhalten. Gelegentlich scheuten sich auch die Jesuiten in Paraguay nicht, einem bischöflichen Visitationsversuch mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, wie das der Bischof de Cardenas zu erfahren hatte, welcher endlich von den Jesuiten gefan- 1629—1656.
gen und auf einem elenden Schiff in die Ferne abgeführt wurde. — Auch in den übrigen spanischen und portugiesischen Kolonien, zumal in Brasilien, waren die Jesuiten zahlreich und mächtig. Überall verbanden sie klug Weltliches und Geistliches, und neben ihren Kirchen voll Pracht, aber ohne Geschmack (X, 384), erhoben sich Kaufhäuser und Handelsfaktoreien, welche die Reichtümer des Ordens, aber auch das Gift der Habsucht und Üppigkeit in demselben mehrten. Ein wirklicher Segen ruhte auf diesen Unternehmungen nicht; sie sind alle im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts spurlos verschwunden.

4. Verfassung.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie gerade in den Zeiten der größten Bedrängnis, da der Protestantismus nach allen Seiten sich ausbreitete und mit seinen hochgehenden Wogen schon England und Skandinavien, die Niederlande, Deutschland und die Schweiz fast ganz überflutet hatte, da die Autorität des päpstlichen Stuhls aber auch in katholisch gebliebenen Ländern ernstlichst erschüttert war und die Lostrennung von Rom selbst unter den romanischen Völkern immer wachsende Dimensionen annahm, dem Papsttum eine unerwartete, von vornherein nach ihrer enormen Bedeutung nicht einmal vollständig gewürdigte Hilfe erwuchs in einer kleinen, aber auserlesenen Schar von Streitern, in welchen glühende Schwärmerei, kriegerische Tapferkeit und unbedingte Hingabe an die Zwecke der katholischen Kirche und des Papsttums in einziger Weise vereinigt waren. Der Reformation aber erstand eben in diesem Verein, welcher von einem Geist durchdrungen, von einem Willen gelenkt, von gleichem Gehorsam im Denken wie im Handeln beseelt, ganz nur die Vertretung der römischen Interessen zu seiner Lebensaufgabe machte, ein Gegner, welcher sich ihr in überraschendster und verhängnisvollster Weise gewachsen erweisen sollte. Noch einmal maßen sich der germanische und der romanische Geist aneinander. Wie die Reformation das Erzeugnis des deutschen, so war der Jesuitenorden das echte Produkt des spanischen Wesens. Jenes Land, darin die Kreuzzüge nie aufgehört

hatten, darin ein siebenhundertjähriger Kampf mit dem Islam, Sache der religiösen und nationalen Begeisterung zugleich, männliche und ritterliche Eigenschaften auch in der Kirche mehr als sonstwo gepflegt und erhalten hatte, hat namentlich zwei weltgeschichtlich wirkende Produkte seines kriegerischen Fanatismus aufzuweisen, die Inquisition und den Jesuitenorden. Der letztere kann in vieler Beziehung geradezu als eine neue und zeitgemäß verbesserte Auflage des mit Führung der ersteren betrauten Dominikanerordens gelten, der ja gleichfalls seine Entstehung auf einen Spanier zurückführt. Anderseits stellt erst der Jesuitenorden das erreichte Ziel der vielen Anstrengungen dar, welche der neuere Katholizismus machte, um das alte Ordenswesen zeitgemäß und wirksamer als je zu reorganisieren. Keine der bisher erwähnten Kongregationen und Korporationen hat auch nur von fern die konstante und universale Bedeutung des Jesuitenordens erlangen können; alle stellen sie gleichsam nur Versuche dar; erst in der Schöpfung des Ignatius von Loyola ist das Werk gelungen. In ihr paarte sich ein rücksichtslos schaffender und aufopfernder Eifer für die Erhaltung der römischen Kirche mit einem unversöhnlichen Haß gegen die Ketzerei, in welcher das Werk des Teufels verabscheut wurde und gegen welche darum der Vernichtungskrieg geführt werden sollte.

Der Ordensgeist.

Es lohnt sich, dieses merkwürdige Produkt raffiniertester Berechnung und überspanntester Schwärmerei im einzelnen kennen zu lernen. Die Verfassung des Jesuitenordens hat zu jeder Zeit viele Bewunderer gefunden, und etwas Einziges in ihrer Art bleibt sie in jedem Fall. „Fromme und sittliche Motive haben mit großer politischer Klugheit und legislatorischer Kunst zu ihrem Bau zusammengewirkt, und so gleicht sie einem Panzer mit festgefügten Ringen, welcher seinen Träger wehrhaft und unverletzlich machen und zugleich elastisch genug sein soll, um alle Bewegungen zu gestatten." — Zunächst handelte es sich darum, die Mitglieder der geistlichen Armee innerlich zu Soldaten umzuschaffen, ihre natürliche Weltanschauung und Begehrlichkeit vollkommen zu zerstören und neue Gesichtspunkte und Triebe, der Sphäre des mystisch-asketischen Lebens entnommen, in ihnen zu pflegen. Dies hatte Loyola selbst einst im Kloster zu Manresa gelernt; nach den dort gemachten Erfahrungen entwarf er noch in Spanien den Plan zu jenen „geistlichen Übungen" (exercitia spiritualia), welche abwechselnd in Gebet, Betrachtung, Gewissenerforschung, Kasteiung und Gesprächen mit den drei Personen der Gottheit und allen Heiligen bestehen und vermöge der stets in Anspruch genommenen, ja gereizten Thätigkeit der Sinne und der Phantasie darauf angelegt sind, einen höchsten Grad von Schwärmerei und fieberhafter Hallucination zu erzeugen. Die ganze Stufenleiter der religiösen Empfindungen von den Schrecken der Hölle bis zu den Seligkeiten des Himmels wird durchgemacht, um endlich zu einem Abschluß zu führen, wo die vom Subjekt selbst hervorgerufenen Seelenzustände dem Subjekt dienstbar werden. „Das Buch ist nicht ein Werk der Schwärmerei, wie man oft geglaubt hat, es ist vielmehr die Aufhebung der Schwärmerei durch sich selber." So hat es der Stifter trefflich verstanden, seinen persönlichen Entwickelungsgang zu einer stehenden Form zu gestalten, in welche das Seelen- und Geistesleben aller seiner Nachfolger gegossen werden sollte; was davon nicht in dieser Form aufging, das galt als unberechtigt und mußte verduften. Das Ziel, zu welchem man innerhalb der vier Meditationswochen gefördert wird, winkt dort, wo man es endlich als eine Wohlthat

empfindet, sich ganz alles eignen Urteilens und Wollens begeben zu dürfen und in blinder Unterwerfung unter die Kirche sich selbst nur noch als einen belebten Organismus zu fühlen, der lediglich im Dienst eines außer und über ihm stehenden Gemeingeistes arbeitet. Wie der ganze Orden im Lauf seiner Entwickelung über die schwärmerische Stimmung seiner Stifter hinausgeführt wurde und ganz in der Tendenz auf- und unterging, ein allgegenwärtiges kirchliches Werkzeug zu sein, so sollte auch der Lebensgang des Einzelnen denselben Verlauf aufweisen. Daher an die Stelle der Kasteiung, die auf das Noviziat beschränkt wird, je länger desto mehr nur die eine Grundübung des unbedingten oder, wie Ignatius gern sagte, „blinden" Gehorsams tritt. Dem alten Soldaten, welcher den Orden gestiftet hatte, schwebte kein andres Ziel vor, als der Sieg; was aber unfehlbaren Sieg zu verbürgen schien, das war stramme Organisation, stete Schlagfertigkeit und Kampfbereitschaft. Ihm galt nun einmal Subordination als das Geheimnis aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend. Aber ausdrücklich dehnte er diesen Gehorsam über die bloß militärische Unterordnung hinaus auch auf den Willen und Verstand aus, also gerade auf dasjenige, was die Persönlichkeit ausmacht. Diese äußerste Schärfung des Gelübdes des Gehorsams kennzeichnet den Jesuitenorden vor allen ähnlichen Korporationen. Etwa 500mal kommen die Konstitutionen darauf zurück, daß jeder im General Christus selbst sehen müsse. In seiner Hand werden Wille, Einsicht und Gewissen der ganzen Gesellschaft zu einem gefügigen Werkzeug, welches keinem Befehl versagt. „Ein jeder sei überzeugt," heißt es, „daß diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Vorgesetzten sich ebenso bewegen und regieren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent)." An die portugiesischen Kollegien, wo man es zeitweilig auf diesem Punkte fehlen ließ und dafür der Abtötung des Leibes nachjagte, schrieb er: „Lassen wir uns ruhig von andern Orden übertreffen in Fasten und Wachen, in aller Kasteiung, die sie nach ihrer Regel, jeder in heiliger Absicht, beobachten. Ich aber wünsche, daß die, welche in dieser Gesellschaft Gott dienen, sich durch den reinen und vollkommenen Gehorsam, durch aufrichtige Verzichtleistung auf den eignen Willen und durch Verleugnung des eignen Urteils kennzeichnen." Ein besonderes Gewicht legt dabei der straffe Rigorismus des Statuts auf den unverweilten, plötzlichen Vollzug des Befehls. „Morgen werdet ihr nach China gehen; dort erwartet euch Verfolgung, vielleicht der Martertod." — „Ja, mein Vater!" So nur konnte das Ziel erreicht werden, daß ein unveränderlicher Wille den ganzen Bund in allen Weltteilen beherrschte.

Die von diesem Subordinationsgeist getragene und durchdrungene Verfassung war militärisch monarchisch, sofern die ganze Glaubensritterschaft dem in Rom residierenden, auf Lebenszeit gewählten General zu gehorchen hatte. Dieser schaltet souverän innerhalb des durch die Konstitution gebotenen Spielraums. Der Einzelne ist ihm völlig in die Hand gegeben, die Gesellschaft nicht. Vielmehr stellen es die Konstitutionen ausdrücklich als Ideal hin, daß nicht bloß der General gegen den Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft gegen den General möglichst viele Macht besitze, so daß alle zum Guten alles vermögen, schlechthin gebunden aber sind, wenn sie übel handeln wollen. Während daher der General den Sekretär, gleichsam als sein Gedächtnis und seine Hand, selbst wählt, setzt ihm die Gesellschaft durch die Provinziale den Admonitor, der ihn beständig zu kontrollieren und zu erinnern hat, und einige (gewöhnlich vier) Assistenten, welche seinen geheimen Rat bilden. Es sind sogar Fälle vorgesehen, wo der General durch die Generalkongregation der Professen abgesetzt werden kann. Reicht die Anklage zur Absetzung nicht aus, „so soll man zum Schein, als wäre deshalb die Versammlung berufen, andre Gegenstände verhandeln und sich stellen, als sei von dem Ver-

Die Ordensgrade.

gehen des Generals gar nicht die Rede gewesen". Sofern Wahl oder Absetzung des Generals sowie auch die Gesetzgebung bei der Generalversammlung ruht, erscheint die Verfassung mehr als Aristokratie; ja sie hat sogar einen demokratischen Grundzug, weil jeder Jesuit von der untersten Stufe bis zur höchsten Stufe emporsteigen kann. Diese unterste Stufe bildet das Noviziat, eine der Aufnahme in die Gesellschaft vorangehende, zweijährige, schwere Prüfungszeit, während welcher die Eigenschaften und Neigungen eines jeden genau erforscht werden. Die zum Noviziat sich Meldenden werden genau examiniert und dabei besonders darauf gesehen, daß nur geistig und körperlich Tüchtige zugelassen, Leute von schwerer Fassungskraft und Unnütze dagegen fern gehalten werden. Im übrigen ist fast kein Hindernis, darüber die Wahrnehmung besonderer Brauchbarkeit nicht wegheben könnte. Die Tagesordnung der Novizen ist von morgens 4 bis abends 9 Uhr genau bestimmt — eine ertötende Monotonie von düsteren Andachtsübungen, niedrigen Dienstleistungen, phantastischer Lektüre und herber Selbstqual, ganz dazu geeignet, alle gesunde Eigenart zu brechen und die geistige Verschrobenheit, die den jungen Mann ins Novizenhaus geführt hat, zu vollenden. Jeder Verkehr mit der Außenwelt ist ihm versagt, von lebenden Eltern und Verwandten darf er nur sprechen, als von solchen, die er einst hatte; alle Erinnerungen muß er durchstreichen, alle Bande, die ihn an die Welt knüpfen, lösen; nur im Orden hat er sein Vaterland, in den Oberen desselben seine Vorsehung. Ganz insonderheit aber ist es darauf abgesehen, ihn zu bestimmen, daß er sein Vermögen dem Orden zuwende. Die erprobten Novizen werden Gehilfen (coadjutores), welche dem Orden dienen, ohne die innersten Triebfedern des großen Maschinenwerks, dessen Räder sie sind, zu kennen. Es gibt für die weltlichen Dienste weltliche Koadjutoren, welche als Verwalter, Diener, Köche, Handarbeiter für die physischen Bedürfnisse des Ordens sorgen. Wie diese, so legen auch die Novizen für den geistlichen Stand nach Ablauf der zwei Prüfungsjahre die drei Mönchsgelübde ab und werden nunmehr Scholastiker. Fünf Jahre lang liegen sie in einem Kollegium des Ordens dem Studium der Rhetorik, Litteratur, Philosophie, Physik, Mathematik ob. Hierauf folgt praktische Einübung dieser Fächer als Lehrer in einer Unterrichtsanstalt; ein vier- bis sechsjähriges Studium der Theologie schließt diese Lehrjahre ab, worauf der Jesuit etwa in einem Alter von 33 Jahren die Priesterweihe erlangt; denn ein Verein von Priestern, nicht von Mönchen, sollte der neue Orden nach wiederholter Erklärung seines Stifters sein. Aber schon vor der Priesterweihe war der Jesuit, in der Regel in einem Alter von 20—25 Jahren, zum geistlichen Koadjutor promoviert worden. Aus der Zahl dieser Koadjutoren sind die Rektoren der Kollegien genommen; auch zu wichtigen Geschäften des Ordens und insonderheit zu wissenschaftlichen Arbeiten werden sie verwendet.

In dem Institut dieser geistlichen Koadjutoren lag die eigentliche Stärke der Gesellschaft. Ihnen waren Anstalten und Thätigkeiten, die wie die Kollegien nur bei einer ununterbrochenen Anwesenheit gedeihen konnten, zugewiesen, während die eigentlichen Professen keine bleibende Statt hatten. In der Zahl der letzteren werden unterschieden solche, welche nur die drei Gelübde verbunden mit demjenigen, sich dem Jugendunterricht zu widmen, und solche, welche außerdem auch das vierte, sich jeder Mission des Papstes unbedingt zu unterziehen, abgelegt haben (professi trium und quatuor votorum), so daß Novizen, Scholastiker, weltliche und geistliche Koadjutoren, Professen der drei und Professen der vier Gelübde die fünf konzentrischen Ringe bilden, die sich um den Mittelpunkt des Ganzen, den General, legen. Je äußerlicher der Kreis ist, welchem ein Mitglied angehört, desto leichter kann es vom Orden wieder abgestoßen werden, und zwar ohne sein Vermögen rückerstattet zu bekommen. Umgekehrt aber kann niemand eigenmächtig ausscheiden und vermag selbst der Papst aus seiner Macht-

vollkommenheit die Befreiung vom Ordensverband nicht zu verfügen. Die eigentlichen Erwählten des Ordens, die Professen der vier Gelübde, aus denen die Oberen hervorgehen, bilden ungefähr den fünfzehnten Teil der ganzen Gesellschaft (societas professa). Aus ihrer Zahl gehen die Missionäre hervor. Sie lebten im ersten Jahrhundert des Bestehens meist noch in vollkommener Armut in den Profeßhäusern, deren Regiment in den Händen der Superioren lag, wie dasjenige der Kollegien und der Novizenhäuser in denen der Rektoren und Novizenmeister. Aus der Zahl erprobter und bewährter Exerktoren werden die Prokuratoren oder Verwalter der weltlichen Angelegenheiten und Vorsteher der weltlichen Koadjutoren erwählt. Die Stelle des Generals vertritt in jeder Provinz der Provinzial, von welchem, wie beim Heer, jene ganze Reihe von Abstufungen, die wir kennen gelernt, in genau gegliederter Hierarchie bis zum untersten Novizen herabgeht. Endlich gab es, wie bei jedem andern Orden, so auch hier, Affiliierte, d. h. Weltleute, welchen, ohne daß sie die Ordensgelübde abzulegen brauchten, doch eine gewisse Teilnahme an den Gebeten und Verdiensten des Ordens gesichert war. So konnten die Jesuiten von sich rühmen, daß selbst Fürsten und hohe geistliche Würdenträger in ihren Listen eingeschrieben gewesen seien, z. B. die beiden Ferdinand, welche während des Dreißigjährigen Kriegs den deutschen Kaiserthron einnahmen. Solchen hohen Gönnern und Freunden pflegte der Orden besondere Diplome für das Teilhaberrecht an seinen Gnadenschätzen auszustellen. Von ihnen, den jesuitischen Affiliierten mitten im Weltleben, müssen übrigens wohl unterschieden werden wirkliche Mitglieder des Ordens, denen es gestattet wurde, ihre Zugehörigkeit zu demselben geheimzuhalten, und die darum zeitweilig von der Beobachtung der Regel dispensiert wurden, um unter ihrer Verkleidung für die Interessen des Ordens um so wirksamer thätig sein zu können. So hatte Franz Borgia, welcher später dritter General des Ordens wurde, schon als Herzog von Gandia die Gelübde abgelegt, und auch andre Mitglieder, deren öffentliche Anerkennung zur Zeit Verlegenheiten bereitet hätte, hatte bereits Ignatius insgeheim in den Orden aufgenommen.

Ordensdisziplin.

Die ganze Verwaltung, Regierung und Jurisdiktion über die so organisierte Gesellschaft ruhte in den Händen des Generals, welcher die Provinziale, Rektoren und Superioren meist auf drei Jahre ernennt und fortwährend ihre Berichte empfängt. Der Vorsteher jedes Hauses hat vollständige Kataloge zu führen, worin die einzelnen Glieder nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung charakterisiert werden. Die Kataloge gehen jährlich durch den Provinzial an den General. Alle Monate berichtet der Provinzial, alle drei Monate der Superior und der Novizenmeister; dazu noch die Rapporte der Rektoren, Missionäre und zahllose Privatschreiben. Auf diese Weise konnte der General für jeden Posten sofort den geeigneten Mann bereit haben. Denn er war von den persönlichen Eigenschaften der Mitglieder, von dem Stande der Profeßhäuser, Kollegien, Provinzen und Missionen so unterrichtet, als wenn er sie unmittelbar vor Augen hätte. Alle bedenklichen Gegenstände wurden überdies in einer, vom General bestimmten, Zeichenschrift behandelt. Neben dieser umsichtigen Arbeitsteilung, auf welcher die Organisation der Ämter beruht, ist von nicht minderer Wichtigkeit die unausgesetzte gegenseitige Überwachung und strammste Disziplin. Jeder Jesuit muß es sich gefallen lassen, fortwährend beobachtet zu sein; jeder hat mindestens einen Aufpasser zur Seite, welcher seine Fehltritte dem Vorgesetzten denunziert. Persönliche Freundschaften werden nicht geduldet. Alle müssen wechselseitig bereit sein sich zu korrigieren und korrigieren zu lassen, sich anzuzeigen und anzeigen zu lassen. In jedem Haus befinden sich Syndikus und Unteraufseher, welche über alle Vorkommnisse an die Vorgesetzten Anzeige zu erstatten haben, und diese vermitteln sie wieder an die zunächst höhere Stelle. So bildete sich ein unübertroffenes Lauer- und Spürsystem aus, in

dessen vielmaschigem Netz sich alles einfing, was man zu wissen brauchte, um jeden Einzelnen ganz zu haben. „Das Regiment — klagt selbst der Jesuit Mariana in seinem unten zu nennenden Buche — ist gegründet auf Zensuren und Angebereien, wodurch sich die Galle über den ganzen Körper verbreitet und ihm eine allgemeine Gelbsucht verursacht."

Die Tendenz der Gesellschaft, alle ihre Mitglieder gleichsam als ihr Eigentum zu besitzen, läßt sich bis in die detailliertesten Bestimmungen über Dinge verfolgen, die sonst für äußerlich und zufällig gelten. Die vorgeschriebene Tracht hatte mit der sonst üblichen Mönchskleidung nichts gemein, sondern bestand aus langem schwarzen Gewand und Mantel, mit einer schwarzen viereckigen Mütze oder einem flachbodigen Krempenhut. Der in diesem Habit wandelnde Jesuit darf sein Haupt nicht frei bewegen, sondern muß es mit leichter Beugung nach vorn aufrecht halten; die Augen sollen den Boden suchen und während des Redens nur den unteren Teil des Angesichts des Angeredeten fixieren. So sind Gang, Schritt, Gestikulation, Stimme, Haltung genau reguliert. Verboten ist auch jede Unterhaltung, die ihrer Natur nach zu keinem bestimmten Resultat führen kann, politische Kontroversen, Erörterungen über die Vorzüge der verschiedenen Nationen u. s. w. Diese konsequente Eingewöhnung in den äußern und innern Gehorsam, die ununterbrochene Überwachung, die nirgends eignem Belieben Raum lassende Tagesordnung — dies alles muß dazu führen, daß der Jesuit seine angeborne Eigentümlichkeit mehr und mehr abstreift und mit der Ordensphysiognomie vertauscht. Was aber auch dann noch übrig blieb von Differenzen der geistigen Begabung und Richtung der Anlagen, das wurde umgekehrt zur kräftigsten Entwickelung gebracht und mit bewunderungswürdiger Kunst im Interesse der Ordenszwecke ausgebeutet. So konnte der Orden die verschiedenartigsten Beschäftigungen in sich vereinigen. Eben diese Vielseitigkeit der Betriebsamkeit, wodurch er sich des gesamten Lebens bemächtigte, bildete seine Stärke. Den einen gestattete man ein frommes Klosterleben, um die Verdienste des Ordens im Himmel und das Gewicht seiner Heiligkeit auf Erden zu mehren; andre lebten in wissenschaftlicher Muße und veröffentlichten ganze Bibliotheken von Streitschriften und Abhandlungen über Astronomie, Optik, Chronologie, Geschichte, Patristik, Dogmatik, Ethik u. s. f. Wieder andre leiteten den Unterricht der Jugend. Die Klügsten und Feinsten suchten eine einflußreiche Wirksamkeit in Palästen und an Höfen. Feurige Redner wirkten als Prediger der innern Mission, martyriumssüchtige Eiferer zogen als Heidenbekehrer in fremde Weltteile. So waren sie alles, was man wollte, Prediger, Schriftsteller, Professoren, Lehrmeister der Jugend, Hofmeister der Prinzen, Beichtväter der Fürsten, Minister der Könige — alles sie allein: „Solipsi" nannten sie sich selbst. „Eine solche Vereinigung — sagt Ranke — von hinreichender Wissenschaft und unermüdlichem Eifer, von Studien und Überredung, Pomp und Kasteiung, von Ausbreitung über die Welt und Einheit der leitenden Gesichtspunkte ist auch weder früher noch später in der Welt gewesen. Sie waren fleißig und phantastisch, weltklug und voll Enthusiasmus, anständige Leute, denen man sich gern näherte, ohne persönliches Interesse; einer beförderte den andern. Kein Wunder, wenn es ihnen gelang."

5. Grundsätze und Praxis.

Ein so fein berechneter, kunstvoll gegliederter Organismus, wie die Verfassung des Jesuitenordens ihn darstellt, sucht selbstverständlich sein Ziel nicht sowohl in der Pflege des inneren Lebens, als in der äußeren That. Nicht in der beschaulichen Stille der Zelle, sondern in der Welt findet der Orden den ent-

sprechenden Schauplatz seiner Wirksamkeit. Es waren daher seine Angehörigen nicht, wie die andern Mönche, an einen bestimmten Ort gebunden, sondern sie mußten als ein allzeit mobiles Heer stets bereit sein, sich schicken zu lassen, wohin der General für gut fand. Groß und schwierig war aber auch die Aufgabe, welche der Gesellschaft Jesu zugefallen war. Wiedereroberung der europäischen Gesellschaft für das Papsttum, Restauration und Ausbreitung des mittelalterlichen Katholizismus, Herrschaft der Kirche über den Staat, Bekämpfung des Protestantismus und Unterdrückung der durch die Reformation ins Volk eingedrungenen Geistesfreiheit — das sind die praktischen Zwecke des Ordens, die er mit unermüdlicher Konsequenz verfolgt. In diesem Interesse hat er die verschiedenartigsten Wege betreten, aber auch je länger, desto entschiedener einem Geist der politischen Berechnung Eingang gestattet, welcher die Intrige und Gewalt als die mächtigsten Hebel für die Erreichung der angestrebten Ziele kennen lernte und empfahl. Die schlimmste Entartung eines solchen Ordens war ein unvermeidliches Ergebnis seiner geistigen Naturanlage, sie lag schon gegeben in dem ganzen, sein Dasein bedingenden Zweck; denn ein korrumpiertes System kann mit Mitteln der Wahrheit und Moral nicht verteidigt werden. Irgendwo und irgendwann wird an die Stelle der naiven Begeisterung die bewußte Unwahrheit, die Befleckung der innersten Gesinnung treten. Unrettbar verfiel der Geist des Jesuitentums der Weltlichkeit. Die Armut schien bald nur noch zum Hohn auf seiner Fahne zu stehen. Denn nachdem die Jesuiten einmal gefunden hatten, es sei kein wesentlicher Unterschied, den Acker mit eigner Hand zu bauen, wie die älteren Mönche gethan, und Handelsgeschäfte zu treiben, widmeten sie sich den letzteren bald mit allem Fleiß, sie bezogen zuletzt Messen mit ihrer Ware, und bei dem engen Verhältnis der verschiedenen Kollegien bildete sich das Wechselgeschäft durch sie aus. Der General Franz Borgia, welcher noch betend regierte, gab in einem encyklischen Schreiben der Befürchtung Ausdruck, es werde eine Zeit kommen, da der Jesuitenorden in Ehrgeiz und Stolz entarte, und selbst Aquaviva gestand, daß die Krankheiten der Weltlichkeit und des Haschens nach Hofgunst sich bei den Seinen eingeschlichen hätten. Vergebens hatten Ignatius und die fünfte Generalkongregation davor gewarnt, sich mit Staatsgeschäften und weltlichen Dingen zu befassen. Die Herrschsucht verschlang bald alle religiösen Motive, und schon Karl Borromeo und Clemens VIII. sprechen sich deshalb aufs schärfste über das Treiben der Jesuiten ihrer Zeit aus. Aber der Beruf des Ordens als streitende Miliz der Kirche selbst drängte seine Glieder mit verhängnisvoller Notwendigkeit in diese Bahnen.

Der Orden selbst wiederholte es unablässig, daß er alles zu größerer Ehre Gottes (ad majorem Dei gloriam) unternehme und ausführe. Nun besteht aber die Ehre Gottes nach jesuitischer Ansicht in seiner Herrschaft über die Welt, und da Gott nur in der Kirche waltet, die Kirche aber im Papsttum sich konzentriert, so gestaltet sich die Ehre Gottes praktisch zur Glorie des Papstes um,

durch welchen als seinen Vikar Gott die Kirche und die Welt regiert. Demnach ist der besprochene Grundsatz identisch mit dem Gelübde an den Papst, welches der Orden als viertes den drei Mönchsgelübden hinzugefügt hatte. In diesem Sinne hat die Gesellschaft Jesu vielleicht länger als zwei Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Welt zu leiten versucht und jedenfalls einen Einfluß auf das politische Leben von so weitreichender Bedeutung geübt wie niemals ein andrer Orden. Ihre ganze Kraft setzte sie dafür ein, dem Befehl des römischen Papstes einen starken und stets gefügigen Arm in einer katholischen Weltmonarchie, sei es der spanischen, wie der ursprüngliche Plan war, sei es der französischen, wie seit Aquavivas Zeiten versucht wurde, zu beschaffen. Keine Anstrengung und kein Opfer war ihr um dieses Zieles willen zu groß. Jener Instinkt der Welteroberung und Weltbeherrschung, welcher aus dem römischen Weltreich in die römische Weltkirche übergegangen ist, hat sich innerhalb der letzteren seit den Tagen der Reformation keinen so wirkungskräftigen Ausdruck mehr zu verschaffen gewußt, wie den Jesuitenorden, welcher, während er Ketzer und Schismatiker, Juden und Heiden bekehrt und ganze Länder, die der päpstlichen Herrschaft verloren gegangen waren, wieder gewinnt, zugleich auch die ganze Bildung der katholischen Völker und das Gewissen ihrer Fürsten lenkt, überhaupt auf die Politik Europas immer entscheidungsvoller einwirkt.

Rechtsphilosophie und Politik des Ordens. Daß dem Orden solche Leistungen möglich waren, könnte insofern auffallen, als seine Grundsätze nichts weniger als dazu angethan waren, eine gesunde staatliche Politik zu befördern. Niemals sind die Konsequenzen der theokratischen Ansprüche des Papsttums der staatlichen Machtsphäre gegenüber mit so rücksichtsloser Schroffheit geltend gemacht worden, wie es jetzt von seiten der jesuitischen Theologen geschah, und zwar
1625. gleicherweise sowohl von denen, welche wie Santarelli mit Approbation des Generals lehrte, dem Papst eine direkte und absolute Gewalt auch in zeitlichen Dingen zuerkann-
Alfons Salmeron. ten, als auch von den diplomatischer Geschulten, welche, wie Salmeron, Bellarmin
1515–1585. und Molina, der veränderten politischen Weltlage insofern Rechnung trugen, als sie nur eine indirekte Gewalt des Papstes in weltlichen Dingen behaupteten.

Franz Suarez. 1548–1617. Ein Hauptvertreter der Ordenspolitik auf dem Gebiet der Wissenschaft war Franz Suarez aus Granada. Die 23 Foliobände seiner Werke umfassen die aristotelische Philosophie und scholastische Theologie. Er galt als erster Lehrer, als Wunder und Orakel seiner Zeit, und die Lobhudeleien seines Ordens haben reichlich ergänzt, was persönliche Leistungen etwa noch vermissen ließen. In der übrigen Kirche freilich hat der Ruf seiner Rechtgläubigkeit, trotzdem daß er alle theologischen Fragen erst der Jungfrau Maria zur Entscheidung vorlegte, ehe er sie behandelte, dadurch einen Stoß erlitten, daß er sich in der Gnadenfrage nahe zu Molina hielt oder wenigstens ein unnützes und unhaltbares Mittelding zwischen diesem und der thomistischen Lehre schuf. Was er aber so als Erfinder des sogenannten Kongruismus fehlte, machte er dadurch wieder gut, daß er, als Paul V. den englischen Katholiken den Treueid, welchen Jakob I. von ihnen verlangt hatte, verbot, auf seiten des Papstes trat und den Grundsatz verteidigte, daß der Papst eine Zwangsgewalt über weltliche Fürsten besitze und namentlich häretische absetzen, ihre Unterthanen vom Eid der Treue entbinden könne. Dafür be-
1613. dankte sich zwar der Papst in einem eignen Handschreiben bei dem großen Jesuiten-

theologen in Spanien, gleichwohl aber wurde dessen Buch nicht bloß in London, son- 1614.
dern auch in Paris verbrannt.

Ganz in Übereinstimmung mit Suarez befand sich in dieser Frage die größte aller gelehrten Autoritäten, über welche der Jesuitenorden zu verfügen gehabt hat, Robert Bellarmin, gebürtig aus Toscana, ein Mann von feiner, klassischer Bil- Robert
dung, welcher mit Leichtigkeit lateinische Verse dichtete und innerhalb des Jesuitenordens Bellarmin. 1542–1621.
mehr die scholastisch verständige Richtung gegenüber der mystischen Glut der Spanier, aber auch bezüglich der Gnadenfrage mehr als diese den thomistischen Standpunkt vertrat. An der Universität Löwen, wo er zuerst wirkte, verschaffte er sich eine umfassende Kenntnis von der großen Kontroverse mit den Protestanten. Dies war Veranlassung, daß ihn Gregor XIII. mit dem Auftrag, über diesen Gegenstand im Kollegium Romanum Vorlesungen zu halten, nach Rom rief, wo er nunmehr allmählich seine „Disputationen gegen die gleichzeitigen Häretiker" herausgab — ein Buch, welches noch heute 1581–1593.
in der katholischen Kirche als ein Werk ersten Rangs, als authentische Darlegung des römischen Lehrsystems benutzt wird und seinen Verfasser in den Ruf des eigentlichen Normaldogmatikers gebracht hat. Die durch Ordnung und Klarheit, wie durch eine gewisse Mäßigung des Ausdrucks ausgezeichnete Schrift hat auch in protestantischen Kreisen Aufsehen erregt und eine Unmasse von Erwiderungen hervorgerufen. Gleichwohl hat Sixtus V. denjenigen Teil, worin Bellarmin dem Papst nur indirekte Gewalt über Weltliches vindizierte, auf den Index setzen lassen; unter Clemens VIII. aber wurde Bellarmin 1599.
Kardinal und Erzbischof von Capua, und nach dessen Tod wäre er, wenn man nicht 1602.
die Macht seines Ordens gefürchtet hätte, leicht Papst geworden. In seiner geschwätzi- 1605.
gen und ruhmredigen Selbstbiographie, womit er seine zukünftige Kanonisation vorzubereiten gedachte, verzeiht er seinen Feinden diese Unbill. In der That blieb er stets ein treuer Anwalt von Pauls V. Politik gegen Jakob I. und die Republik Venedig und ein extremer Verteidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit. So sehr tritt bei ihm die letztere an die Stelle des individuellen Gewissens, daß der Papst auch bezüglich des Sittengesetzes nicht irren kann; was er befiehlt, sei schlechthin gut, was er verbietet, schlechthin Sünde.

Im übrigen nahmen die staats- und rechtsphilosophischen Theorien der Gesellschaft Jesu schon bei Bellarmin, noch mehr in der unter Approbation des Ordens erschienenen Schrift des Rosseus oder Rainold, jene Wendung nach dem Prinzip 1592.
der Volkssouveränität und des gesellschaftlichen Vertrags, wodurch sie den Ideen Rousseaus den Weg bereiteten. Um nämlich den Fürsten jede Möglichkeit zu entziehen, sich nach Anleitung der Reformatoren ein göttliches Recht an sich, abgesehen von der Legitimation durch die Kirche, zu vindizieren, erfand man jesuitischerseits ein System des Naturrechts, wonach der Staat aus dem, den Menschen von Natur eingeprägten Gesellschaftstrieb, Fürstentum und Obrigkeit lediglich aus Wahl seitens des Volks hervorgegangen, alle weltliche Ordnung mithin im Gegensatz zur göttlichen nur „von unten" entstanden wäre. Selbstverständlich könne das Volk eine im Grunde nur ihm selbst zustehende Macht an einen oder an mehrere übertragen, eben so gewiß aber auch wieder an sich zurücknehmen. Wie auf diese Weise aus der Wahl des Volks, so entspringe die fürstliche Gewalt anderseits freilich aus der Sanktion der Kirche, sofern nach Bellarmin die Völker unter des Papstes Leitung jene Wahl zu vollziehen haben, oder nach Rosseus erst mit dem feierlichen Akt der Krönung durch die Bischöfe die königliche Würde legitim wird. Rechtskräftig abgesetzt kann daher ein Fürst nach Bellarmin entweder durch das Volk werden oder durch den Papst. Das ist gleichmäßige Theorie der ganzen Jesuitenschule der Zeit, findet sich daher auch ausdrücklich vorgetragen in einem damals durch die ganze katholische Welt verbreiteten Handbuch für die Beichtväter.

Wenn so in der jesuitischen Rechtsphilosophie die Ideen der Theokratie und der
Demokratie sich freundlichst die Hand reichen, so schließt das nicht aus, daß je nach Be-
dürfnis oder Individualität der Schwerpunkt nach der einen oder andern Seite gerückt
werde. Während die oben genannten Theologen im Grunde doch mehr theokratisch als
demokratisch denken, hat ein vom Geist der Republiken des Altertums angehauchter Mann
innerhalb des Jesuitenordens das Recht der Selbsthilfe des Volks gegen die Tyrannei
bis zu der äußersten Konsequenz der Berechtigung des Tyrannenmords getrieben. Es
Juan war dies derselbe Juan Mariana, welcher nicht bloß eine berühmte Geschichte Spa-
Mariana. 1537–1624. niens, sondern in den Zeiten der spanischen Auflehnung gegen Aquavivas Generalat
auch ein Werk „über die Schäden der Gesellschaft Jesu" geschrieben hat, worin nament-
1594. lich der von den Ordensgeneralen geübte Despotismus eine so schneidige Verurteilung
1625. erfuhr, daß es, nach dem Tod seines Verfassers in Bordeaux gedruckt, sofort von den
Jesuiten für unecht erklärt werden mußte. Auch außerhalb seines Ordens wurde
Mariana nicht minder berüchtigt durch seine, nicht bloß vom Orden, sondern auch von
1599. der spanischen Regierung approbierte Lehre vom Fürstentum (de rege et regis insti-
tutione). Da hier ganz offen gelehrt wird, daß, wofern eine Volkserhebung gegen
einen Tyrannen unmöglich, jeder Privatmann befugt sei, ihn zu erlegen, wie denn
auch die Tyrannenmörder alter und neuer Zeit bis auf Jakob Clement herab hohes Lob
empfangen, erregte das Buch besonders in Frankreich ungeheures Aufsehen. Und zwar
fesselte diese Lehre die Franzosen zuerst wie mit magischem Zauber. Dann aber, nach
der Ermordung Heinrichs IV., erhob sich der Sturm mit einer solchen Heftigkeit
dagegen, daß Aquaviva für gut fand, den freundschaftlichen Beziehungen zu Frank-
1610. reich ein Opfer zu bringen und den Jesuiten jene gefährliche Behauptung, wiewohl sie
nach Suarez' Versicherung die gemeinsame Lehre des ganzen Ordens darstellt, zu
verbieten. Pater Cotton aber suchte zu beweisen, nicht ein Jesuit, sondern ein refor-
mierter Ketzer habe das Buch geschrieben, um dem Orden zu schaden. Und doch hatte
Mariana nur mutig formuliert, was in der Praxis der römischen Kurie und der
jesuitischen Politik längst Übung geworden war. Nicht bloß der genannte Mörder
Heinrichs III. wurde von den Jesuiten verherrlicht, auch Barriere und Chatel, welche
die ersten Attentate auf Heinrich IV. versuchten, und nicht minder der Mörder des
Prinzen von Oranien, Balthasar Gerard, waren von Jesuiten in ihrem Vorhaben be-
stärkt worden. Dieselben waren es auch, die ihre Hände beständig bei den Mordplänen
gegen das Leben der Königin Elisabeth mit im Spiel hatten. Gerade ihr gegenüber
bewiesen Allen und Parsons, daß jede Nation unter Umständen vom Papst nicht bloß
der Pflicht des Gehorsams entbunden, sondern geradezu zur Rebellion verpflichtet wer-
den könne.

Moral des Wie der Jesuitenorden durch seine ganze Tendenz der unversöhnliche Feind des
Ordens. konfessionellen Friedens, durch seine Lehrwirksamkeit der Widersacher aller Geistesfreiheit
und Volksaufklärung war, so durch die Richtung, in welcher er die theologische Moral
anbaute, der Vernichter von Treu und Glauben. Eine schon im fünfzehnten Jahr-
hundert zumeist von Dominikanern angebahnte, die Sünde in allen ihren möglichen
Variationen aufsuchende und sich an der Untersuchung der obscönsten Fälle weidende
Kasuistik ist erst von jesuitischen Theologen auf den Gipfel ihrer Ausbildung geführt
worden. Dazu kam der gleichfalls von thomistischen Lehrern begründete Probabilismus,
den die Jesuiten in einer Richtung ausbildeten, die es mit sich brachte, daß jeder sittliche
Ernst in der Gewissensberatung hinter frivolen und spitzfindigen Erörterungen zurück-
treten, jede Rechtssicherheit zerstört und alle Forderungen des sittlichen Bewußtseins in
Frage gestellt werden mußten. Dieser Probabilismus löste das Sicherste und Gewisseste,
was es für den Menschen geben kann, in eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten und bloßen

Möglichkeiten auf, zwischen welchen der dialektisch klügelnde, raffinierte Verstand die Wahl hat. Wahrscheinlich oder probabel heißt nämlich eine Meinung, für welche Gründe von einigem Gewicht, besonders Autoritäten, sprechen. Wer einer solchen Meinung, wäre sie auch nur von einem einzigen Schriftsteller vertreten, im Handeln folgt, der beschwert sein Gewissen nicht, selbst wenn er für seine Person vom Gegenteil überzeugt ist oder eine andre Meinung für sicherer hält. Auf diesem Gebiet liegen schließlich die innersten Motive, welche den ungeheuren Erfolg der Gesellschaft Jesu erklären. Ausdrücklich und im schroffsten Gegensatz zu den Voraussetzungen des Protestantismus wurde erklärt, daß die Forderung einer den ganzen Menschen erfassenden Gottesliebe ihn in diesem sterblichen Leben nichts angehe, vielmehr zu den überspannten Theorien gehöre. Einer der ersten Moralisten und Kasuisten des Ordens, *Escobar* aus Valladolid, lehrt, daß es genüge von fünf zu fünf Jahren „einen Akt der Liebe zu Gott zu erwecken"; auch die Forderung der Buße und Reue wurde fast zu den gänzlich überflüssigen Dingen gezählt. Der Wunsch, man möchte Reue empfinden können, genügt nach *Filliucio* zur Absolution. *Valentia* aber, derselbe Jesuit, welcher im Gnadenstreit wissentlich gefälschte Ausgaben des Augustinus produzierte, meinte, ein zerknirschtes Herz sei eher ein Hindernis, als eine Bedingung für den richtigen Sakramentsgenuß. Ein Hauptsatz, worauf als auf etwas Neues die jesuitische Moral sich viel zu gut thut, lautete dahin, daß Sünde nur da vorliege, wo vollständiges Bewußtsein um die Verwerflichkeit einer Handlung mit vollkommener Beistimmung des Willens zusammentreffe, so daß also, was in Eile und Leidenschaft geschieht, selbstverständlich straffrei ist; ebenso was nicht mit der Absicht zu sündigen begangen wird. Je weniger man bei einer Übelthat an Gott denkt, desto verzeihlicher wird sie. Je mehr man aus Gewohnheit sündigt, desto weniger Schuld hat man. Solcherlei Lehren waren so schlau auf die Schwächen der menschlichen Natur berechnet, daß sie reißenden Absatz unter Gebildeten und Ungebildeten, namentlich aber bei den entnervten Naturen in den höheren Ständen fanden. Aber nicht bloß alle Begierden und Lüste, auch alle Heimtücken und Bosheiten, deren die menschliche Natur fähig ist, wurden mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Zwar der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ist, so sehr er einem Orden, dessen ganzes Wesen in Mittel und Zwecke zerfiel, im Blut stecken mußte, schwerlich je in dieser Nacktheit, ohne jedwede Kautele, hingestellt worden; wohl aber lehrten der Spanier *Escobar* und *Busenbaum*, ein in Köln, Hildesheim und Münster wirksamer Jesuit, welcher das nächst Escobar gebrauchteste jesuitische Moralkompendium geschrieben hat, daß nur der Zweck den Handlungen die sittliche Beschaffenheit gebe, so daß bei guten Zwecken nur gute, bei schlechten nur schlechte Handlungen begangen werden könnten. So hat es namentlich nichts auf sich, wenn der Redende um eines guten oder auch nur erlaubten Zwecks willen eine Antwort, ein Versprechen oder einen Eid im stillen Herzen willkürlich auf einen engeren Sinn beschränkt, als der Wortlaut anzunehmen gestattet, oder wenn er eine Zusage stillschweigend von Bedingungen abhängig macht, welche derjenige, welchem sie gegeben wird, nicht kennt (reservatio mentalis). Damit hängt zusammen der Grundsatz der Amphibolie, nach welchem es gerechtfertigt erscheint, wenn man sich absichtlich eines zweideutigen Ausdrucks bedient, um andre zur Wahrung des eignen Interesses irre zu leiten. Überhaupt gibt es fast keine Sünde, die man nicht begehen dürfte, wenn es sich darum handelt, einen erheblichen Nachteil von sich abzuwehren. Die angesehensten Moralisten des Ordens haben in dieser Beziehung wahrhaft ungeheuerliche Behauptungen aufgestellt. Nach *Leonhard Leß* darf ein Bankrottierer soviel von seinen Gütern für sich behalten, als er braucht, um mit seiner Familie anständig leben zu können. Nach *Gabriel Vasquez* braucht ein Kaufmann, welcher mehr Geld als ihm

Antonio Escobar y Mendoza. 1589—1669.

Vinzenz Filliucio. † 1622.

Valentia. † 1603.

Hermann Busenbaum. 1600—1668.

Leonhard Lessius. † 1623.

Gabriel Vasquez. † 1604.

gehört empfangen hat, dasselbe, sobald er es einmal mit dem seinigen vermischt, nicht
Thomas Sanchez. 1550—1610. mehr herauszubezahlen. Nach Thomas Sanchez darf man nicht bloß unter Umständen sich duellieren, sondern auch seinen Feind, um ihn nicht in die Lage zu setzen, im Duell einen Mord zu begehen, vorher heimlich umbringen. Noch berüchtigter ist Sanchez durch sein Buch über die Ehe geworden, wie denn an Entschuldigungen für Geschlechtssünden die jesuitischen Moralbücher geradezu unerschöpflich sind.

Beichtwirksamkeit. Da kein Buch von Mitgliedern des Ordens ohne Approbation der Oberen erscheinen darf, am wenigsten selbstverständlich Werke, welche zur Grundlage bei Vorlesungen und zur Norm bei der seelsorgerlichen Praxis dienen sollen, sind diese Doktrinen als solche zu betrachten, wofür die ganze Gesellschaft einsteht. Gleichwohl würde man irre gehen, wenn man darum der letzteren eine dämonische Lust am Weißbrennen aller sittlichen Laster zuschreiben wollte; auch hier war es vielmehr einfach der Instinkt der Zweckmäßigkeit, welcher sich Geltung verschaffte. Angesichts des Protestantismus, welcher das im Dienst der Kirche so unschätzbare, dem einzelnen aber gleichwohl oft so lästige Institut der Ohrenbeichte ganz aufgegeben hatte, schien es geboten, dieses Joch, zwar nicht zu entfernen, vielmehr wieder möglichst allgemein, zugleich aber auch möglichst leicht und sanft, namentlich auch für die Vornehmen und Mächtigen der Welt weniger drückend und möglichst bequem zu machen. Der Orden akkommodierte sich auch hier lediglich den Zeit- und Weltverhältnissen. Dazu kam die erklärliche Eitelkeit, die gesuchtesten Beichtväter zu liefern. Durch die Jesuiten ist die Beichte, nachdem ihr die Reformation einen kräftigen Stoß versetzt hatte, wieder in allgemeine Aufnahme in der katholischen Kirche gekommen. Die unbedingte Wahrung
1590. des Beichtgeheimnisses schärfte Aquaviva allen Priestern ein, und nicht minder sorgfältig wurden sie darauf eingeschult, Fürsten und Vornehme an ihre Beichtstühle zu fesseln. Eben dazu diente die Kasuistik. Auf solchem Wege sicherte sich der Orden die wichtigen Stellen der Gewissensräte an den Höfen und befestigte dem gesamten übrigen, an den herkömmlichen sittlichen Begriffen festhaltenden Klerus gegenüber seinen Einfluß in der höheren Gesellschaft, die sich von ihnen ihre Sünden immer wieder vergeben ließ. „Es ist die gewandte Kunst — so rühmt das Jubiläumsbuch von 1640 — und Betriebsamkeit einer sinnreichen Liebe, welche mit diesem süßen Zauber die Widerstrebenden angreift und sie sich und Gott wiedergibt.“ Daß der Beichtvater dem Sünder die Sache nicht schwer machen dürfe, ist darum auch das A und O aller bezüglichen Anweisungen bei Filliucio, Escobar u. a., und so wußten die Jesuiten auch bei passenden Gelegenheiten stets die Menschen darauf hinzuweisen, wie prompt und billig das Geschäft der Sündenvergebung bei ihnen betrieben werde.

Während die Ordenstheologen, wo es galt, die Seelen von der protestantischen Glaubenslehre abzuführen und sie zu gewöhnen, ihr Heil auf dem Wege der Beichte und der verdienstlichen Werke zu suchen, den vulgären Menschenverstand zu Hilfe riefen und in dieser Richtung namentlich, wie schon gezeigt, die

Dogmen von der Gnade, dem Verdienst und der Vorherbestimmung einer rein verstandesmäßigen Behandlung unterwarfen, huldigten sie auf andern Gebieten gleichzeitig der krassesten Phantastik, recht als ob Rationalismus und Aberglauben die beiden in erster Linie zu berücksichtigenden Grundbestandteile der menschlichen Natur bildeten. Als fruchtbares Prinzip des Aberglaubens war namentlich ein auf die Spitze getriebener Marienkultus wirksam. Ignatius selber war, wie die Jubiläumsschrift versichert, „ein Werk der Jungfrau"; „ihr verdankt die Gesellschaft sich selbst". So überwucherte denn bald der roheste, geschmackloseste und sinnlich anstößigste Marienkultus bei den Jesuiten den ganzen Gottesdienst; unermüdlich waren sie in der Erfindung neuer Devotionen der Jungfrau, die sie mit großem Pomp und sinnlichem Reiz ausstatteten. Ein stehendes Thema in ihren Predigten und Erbauungsbüchern wurde es, daß es schwer sei durch Christus, leicht durch Maria selig zu werden. Aber auch sonst fand aller Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung und Verbreitung durch die Jesuiten. Sie produzierten Wundergeschichten, Talismane und Fetische in Menge und suchten damit auf die Phantasie des gedankenlosen Volks zu wirken. Auch den ganzen Unfug des Ablaßwesens verteidigten sie aufs neue, und nicht minder unermüdlich waren sie im Abhalten von Prozessionen, Wallfahrten und frommen Festen, wobei es nicht an drastischen Mitteln, religiösen Gaukeleien und himmlischen Erscheinungen aller Art zu fehlen pflegte.

6. Kirchliche Machtstellung.

So stand zu Ende der uns in diesem Band beschäftigenden Periode der Jesuitenorden als eine gigantische Schöpfung unheimlichsten Gepräges vollendet da. In bezug auf Jugendunterricht hatten sie die Thätigkeit der alten Benediktiner, in bezug auf Bekehrung und Bekämpfung der Ketzer die Dominikaner, in bezug auf Seelsorge und Werke der Barmherzigkeit die Franziskaner zum Muster genommen und alle diese Vorbilder weit hinter sich gelassen. Insonderheit waren sie in Förderung des Aberglaubens und des roh sinnlichen Kultus hinter keinem Bettelorden zurückgeblieben, ihre von den Dominikanern überkommenen, marianischen Kongregationen waren ein gefügiges Mittel, auch die weltliche Gesellschaft zu beherrschen und an die Interessen des Ordens zu knüpfen. Indem sie so alle Kräfte der Mönchsorden in sich vereinigten, wollten sie selbst kein Mönchsorden sein. Sie tragen kein Klosterkleid, sie können ihre Tracht ablegen; alle Schwerfälligkeiten und Hemmungen der alten Mönchsregeln sind vermieden. Was sie so von allem, auf diesem Gebiet je Dagewesenen unterschied, war eben zuletzt jener eminent politische Charakter, vermöge dessen sie ganz in der Bestimmung aufgingen, die kirchlichen und weltlichen Machtansprüche des Papsttums zu vertreten. Wie nie ein andrer Orden vorher oder nachher, ist darum auch die Gesellschaft Jesu seitens der Päpste mit Privilegien, Indulgenzen

und Exemtionen begünstigt worden. Von allen Abgaben ist sie befreit — sowohl dem Papst als den Fürsten gegenüber, keinem weltlichen Souverän sind sie unterworfen, in allen Ländern dürfen sie Handel und Bankgeschäfte treiben; alle ihre Schenkungen sind gültig; akademische Grade teilt der General aus wie jede Universität, an allen Universitäten dürfen die Professoren des Ordens lehren. Der Orden ist im Besitz der größten Indulgenzen und vollkommener Ablässe, ihm steht jede Art von Dispensation zu Gebote, so daß seine Mitglieder in alle Verhältnisse des Lebens eindringen und sich vollkommen frei bewegen können. Kein Interdikt bindet sie. Alles was gegen sie unternommen wird, ist schon im voraus für nichtig erklärt. Ja sogar im Gegensatz gegen mögliche päpstliche
1571. Zurücknahme hat Pius V. alle Privilegien des Ordens für unbeschränkt und unwiderruflich erklärt. Auch andre Päpste gingen soweit, sich selbst jede etwa nötig fallende Reform des Ordens zum voraus zu verbieten, so daß der letztere innerhalb der katholischen Welt in der That eine absolute Ausnahmsstellung einnimmt, welche denn auch nicht verfehlt hat, den Neid und die Eifersucht der übrigen Orden sowie der Bischöfe und der Universitäten gegen ihn rege zu halten. Die Päpste hatten ihn zu einem eignen unabhängigen Staat in der Kirche gemacht, um auf ihn ihr absolutes Regiment zu stützen. Kein Wunder, daß die Institution Loyolas die Herrschaft über die Kirche errang und dieselbe je länger je mehr im Interesse eines infallibilistischen Papalsystems ausbeutete. Seither trug der römische Katholizismus mit mehr oder weniger Ausschließlichkeit das Gepräge des Jesuitismus.

Gleichwohl ist nie ein Jesuit Papst geworden, und auch Kardinäle, wie Bellarmin, erscheinen nur als seltenste Ausnahmen. Mit kluger Selbstverleugnung schlossen sich die Jesuiten selbst von allen festen Ämtern und Würden in der Kirche aus, damit der Zweck des Bundes nie durch ein andres Streben gefährdet werde. Ignatius selbst verhinderte es, daß König Ferdinand die Jesuiten de Jay und Canisius zu Bischöfen, die Päpste den Lainez zum Kardinal beförderten. Durch Privatehrgeiz könnte der Eifer für den Orden leicht geschwächt werden. Nur ausnahmsweise konnte der General die Erlaubnis zur Annahme einer geistlichen Würde erteilen. Damit trat der Betreffende aus dem Orden aus und blieb demselben doch zugleich auch wieder verbunden; denn er mußte vor Gott geloben, auch nach der Annahme der Prälatur zu jeder Zeit auf den Rat des Generals zu hören und denselben womöglich zur Ausführung bringen zu wollen.

Man kann es der Gesellschaft Jesu nicht verargen, wenn sie im Hinblick auf die ungeheuern Erfolge, die sie in kurzer Zeit erzielt hat, bald ganz erfüllt war von ihrer unersetzlichen Wichtigkeit für das Papsttum. So sehr schien ihr die Förderung der Ordensinteressen mit denjenigen des Papstes selbst zusammenzufallen, daß sie dieselbe Rücksichtslosigkeit, welche sie den übrigen Orden gegenüber in der Kirche an den Tag legte, unter Umständen auch gegen das Papsttum

kehrte, wo dieses Miene machte, ihren Ausschreitungen entgegentreten zu wollen. Die schlagendsten Belege hierfür bietet die Gesellschaft der jesuitischen Missionen in China und in Indien. Die Jesuiten verehrten und vergöttlichten den Papst, wenn er Beweise gab von dem Bewußtsein seiner Verpflichtungen ihnen gegenüber; sie mißachteten und verhöhnten ihn, wenn er seine Selbständigkeit ihnen gegenüber zu wahren oder gar thatsächlich zu erweisen versuchte. Mit Paul IV., der alles Spanische und so auch die Jesuiten haßte, lagen sie in stetem Kampf; und als er nach des Ignatius Tod ihnen verbot, wieder einen General auf Lebenszeit zu wählen, erklärte dies Lainez für des Papstes persönliche Meinung, der keine amtliche Autorität beizumessen sei. Als Sixtus V. ihnen ihren Namen nehmen, als Clemens VIII. ihre Gnadenlehre verurteilen wollte, prophezeite Bellarmin beidemal mit Erfolg den baldigen Tod dieser Päpste, und als Paul V. Miene machte, in dem Streit über Gnade und Verdienst den Dominikanern Recht zu geben, drohte ihm Aquaviva mit den Federn von 1000 Jesuiten. Vergeblich verboten ihnen mehrere Päpste Handel und Geschäfte. Und wie die Jesuiten in solchen Fällen sich nicht an den Papst kehrten, so respektierten sie auch sonst keine Autorität mehr innerhalb der Kirche, ja die letztere selbst war für sie nur insofern vorhanden und berechtigt, als sie ganz das Gepräge ihres Geistes sich aufdrücken ließ. Insonderheit legten sie gegenüber den bischöflichen Würden und Gerechtsamen nicht selten eine Mißachtung äußersten Grades an den Tag, so daß bald der gesamte Episkopat, der Erzbischof Borromeo an seiner Spitze, gegen die Jesuiten verschworen war. Das Leben z. B. des ehrwürdigen Bischofs Johann Palafox von Angelopolis in Mexiko gestaltete sich durch die Feindschaft der Jesuiten zu einem beständigen Martyrium, und zuletzt brachten sie ihn auch noch um die beabsichtigte Kanonisation.

Womöglich noch verhaßter als die Ansprüche des Episkopats war ihnen der Betrieb der Theologie durch den Weltklerus und an Universitäten, wo die Berührung mit dem Geiste freier Wissenschaftlichkeit unvermeidlich schien. Nur sich selbst trauten sie die unfehlbar sichere Übung der großen Kunst zu, den erwachten Wissens- und Forschungstrieb der Menschheit in die richtigen Bahnen zu leiten und ganz im Interesse der Kirche zu verwerten. Hatte der ältere Humanismus sich entweder durch die klassischen Studien dem Christentum ganz entfremdet oder aber vorbereitend und nachschaffend im Dienst der Reformation gearbeitet, so schlugen die Jesuiten einen neuen Weg ein, indem sie zwar im Gegensatz zu früheren Möncheorden, welche ihre Sache ganz nur auf religiösen Eifer und klösterliche Frömmigkeit gegründet hatten, die zeitgemäßen Wissenschaften in ihren Bereich zogen, dies aber doch nur in dem Sinne und Geiste thaten, als die noch fast ganz unselbständige, an Autoritäten hangende, bloß formelle Bildung erzielende Methode der damaligen Wissenschaftlichkeit eine geeignete Vorschule für die höchste Leistung der Unterwerfung des gesamten Denkvermögens unter den Gehorsam der Kirche zu bieten schien. Auf der einen Seite

sah man wohl ein, daß gerade die geistige Verdumpfung und Unwissenheit der Klostergeistlichkeit der Reformation den größten Vorschub geleistet habe, daß folglich der neue Glaube nur dadurch erfolgreich bekämpft werden könne, daß man den geistigen Bedürfnissen der Zeit entgegenkomme; auf der andern aber wollte man dieser Bildung eine mit ihrem Wesen unvereinbare Gestalt geben und schlug den Geist in Fesseln, die noch beengender waren, als die abgestreiften des Mittelalters.

Wissenschaftliche Betriebsamkeit. Hat es den Jesuiten auch nie an guten Lateinern, geschickten Übersetzern, gewandten Dialektikern, bedeutenden Rednern, fleißigen Sammlern, überhaupt an Gelehrten auf den verschiedensten Gebieten des Wissens gefehlt, so haben sie doch nie eine Wissenschaft anerkannt, die sich selbst Zweck wäre. Selbst in der Theologie haben sie vorzugsweise nur die Felder der Polemik und Kasuistik bearbeitet, was bezeichnend genug ist für die Zähigkeit, womit der Ordenszweck als leitender Gedanke auch in der Studierstube festgehalten wurde. Die Kasuisten haben wir schon genannt. Der gleichfalls schon erwähnte Bellarmin steht an der Spitze der Polemiker und Dogmatiker.
Martin Becanus. † 1624. Hinter und neben ihm glänzen die Namen eines Martin Becanus, welcher zugleich
als Beichtvater Ferdinands II. von eminenter Wichtigkeit für den Orden war, eines
Franz Coster. † 1619. Franz Coster, der in Köln gewirkt hat, eines Jakob Gretser, welcher von Ingol-
Jakob Gretser. 1560—1625. stadt aus eine unerschöpfliche Polemik gegen den Protestantismus eröffnete, eines
Fronton le Duc. Fronton le Duc, welcher, aus Bordeaux gebürtig, vorzugsweise den Kampf mit
du Plessis Mornay, dem großen Anwalt der hugenottischen Sache, geführt hat, ja auch
1558—1624. eines Franz Garasse, welcher, als Prediger in Paris thätig, zur Personifikation der
Franz Garasse. † 1631. auf den Mann dressierten Polemik und groben Injurie geworden ist. Dagegen wur-
den die biblischen Wissenschaften vernachlässigt, und außer dem Spanier Johannes
Juan Maldonato. Maldonatus, dem ersten jesuitischen Lehrer an der Sorbonne zu Paris, hat der
1534—1583. Orden kaum einen gründlichen Kenner der alt- und neutestamentlichen Sprachen auf-
zuweisen. Aber gerade Maldonat war von zu selbständigem Geist, als daß die Jesuiten
sich auf die Dauer zu ihm, der selbst in der Frage wegen der unbefleckten Empfängnis
nicht korrekt dachte, hätten bekennen können. Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte
haben sie wenig Positives geleistet, wurden vielmehr durch ihre Sucht zu fälschen gerade-
Bollandisten zu berüchtigt. So ist das große Legendenwerk des J. Bollandus (Acta sanctorum,
seit 1643. die sogenannten Bollandisten) nur mit starker Vorsicht zu gebrauchen. Viel verdienst-
Jakob Sirmond. licher haben auf dem Gebiet der Konziliengeschichte Gelehrte wie Jakob Sirmond
1559—1651. und Philipp Labbé durch ihre Sammelwerke, auf dem Gebiet der Dogmengeschichte
Philipp Labbé. Denis Petau und Jean Garnier durch ihre selbständigeren Forschungen gewirkt.
1607—1667. Ihre Leistungen hat man einfach und treffend als „Nachscholastik" bezeichnet. Nur im
Dionysius Petavius. Naturrecht hat der schon genannte Molina Aufsehen erregt. Um Geschichte und Bi-
1583—1652. bliographie des Ordens haben sich Giampietro Maffei, der elegante Geschicht-
Jean Garnier. 1612—1681. schreiber der portugiesischen Eroberungen in Indien und Biograph Loyolas, ferner der
Giampietro Maffei. fast in ganz Europa wirksam gewesene Alegambe, vor allem aber Nicolo Orlan-
1536—1603. dini und Francesco Sacchini verdient gemacht. Aber einen reellen Gewinn
Alegambe. 1592—1652. vermochten die Jesuiten doch fast nur auf Gebieten zu bringen, welche, wie Mathematik,
Nicolo Naturwissenschaft, Chronologie u. a., mit den Doktrinen der Kirche außer Zusammen-
Orlandini. 1556—1606. hang stehen. Hier konnten Gelehrte ersten Ranges unter den Jesuiten auftreten; und
Franz solange die Sache ungefährlich schien, sonnte sich der Orden gern im Ruhm, Kometen
Sacchini. † 1625. entdeckt, Luftballons erfunden und Kalender verbessert zu haben; wenn sich aber ein-
mal auf dem Gebiet der Natur Entdeckungen einstellen wollten, welche das unantast-

bare Glaubenskonzept zu verrücken drohten, so verwendete er sofort gerade seine besten Köpfe zur Bekämpfung derselben. So hatte Pater Scheiner in Ingolstadt die Sonnenflecken und die Trabanten des Jupiter entdeckt, mußte aber gleichwohl gegen eigne bessere Einsicht das kopernikanische Weltsystem bekämpfen, und Bellarmin war die Seele der Verfolgung gegen Galilei.

7. Erziehungswesen.

Am charakteristischsten spiegelt sich der wissenschaftliche Geist des Jesuitenordens in seinem Unterrichts- und Erziehungswesen ab. Von Anfang an hatte er auf die Erziehung und Bildung der heranreifenden Generationen sein Augenmerk gerichtet und das Gelübde des Jugendunterrichts in seine Ordensregel aufgenommen. Er ist diesem Gelübde treu geblieben und hat von der Volksschule bis herauf zur Universität erfolgreich in das Unterrichts- und Erziehungswesen der europäischen Völker eingegriffen. Die Vermächtnisse und Schenkungen, welche er zu erwirken wußte, dienten vorzugsweise zur Gründung von Kollegien und Seminaren. Der steigende Reichtum erleichterte die Errichtung und Unterhaltung zahlreicher Jesuitenanstalten, die, mit allem reichlich versehen, im Prinzip sogar einen möglichst wohlfeilen oder ganz kostenfreien Unterricht erteilten und dadurch die Dürftigen in großer Zahl anlockten. Daß sie aber nicht wie die Bettelorden des Mittelalters ausschließlich an das eigentliche Volk und seine Jugend herantraten, sondern ihre Kraft meist auf den höheren gelehrten Unterricht und auf die Erziehung und Bildung der Söhne aus besseren Ständen und talentreicher Köpfe konzentrierten, geschah in der Erwartung, daß die Masse des Volks von selbst demjenigen zufallen werde, welcher sich erst einmal der gebildeten Kreise der Gesellschaft bemächtigt hat. Es galt eben zunächst einmal, den humanistischen Schulen der Reformation ein, denselben Bedürfnissen genügendes, der Konkurrenz mit jenen fähiges, ihnen womöglich überlegenes Schulwesen entgegenzustellen, um auch auf diesem wichtigen Gebiet die Ketzerei zu bekämpfen. Auch hier also war der Ordenszweck der allbestimmende, die ganze pädagogische Betriebsamkeit leitende Gedanke. In ihren Schulen konnten die Jesuiten die Männer erziehen, welche später in einflußreichen und mächtigen Stellungen ihnen ergebene und einflußreiche Freunde blieben; hier war ihnen aber auch die Gelegenheit geboten, die verschiedenen Individualitäten nach Anlagen und Charaktereigentümlichkeiten kennen zu lernen und aus ihnen dem Orden einen brauchbaren Nachwuchs zu gewinnen. Und wie den Unterricht der Ihrigen und der katholischen Laienwelt, so besorgten sie vielfach auch den des Klerus, indem sie die meisten der durch die Tridentinische Synode hervorgerufenen Priesterseminare in ihre Hand zu bringen wußten.

Als eigentlicher Schöpfer des jesuitischen Unterrichtswesens gilt Aquaviva; wenigstens hat er durchgreifende Konsequenz und System in den Entwurf gebracht, welchen die Konstitutionen bieten. Sein Studienplan (ratio atque institutio

1584. studiorum societatis Jesu) ist zwar in erster Redaktion von der Inquisition
1599. um der freieren Stellung willen, die er zur Autorität des heil. Thomas einnimmt, unterdrückt worden, bald aber aufs neue ans Licht getreten. Derselbe schließt sich der bestehenden humanistischen Schulbetriebsamkeit, namentlich der Methode des Straßburgers Sturm möglichst an. Auch hier werden vor allem die alten Sprachen, oder wenigstens das Lateinische, tüchtig gelehrt, aber nur zum Zweck der formellen Geistesbildung und als Vorbereitung für weitere, besonders theologische Studien. Auch eine auf ihre scholastischen Grundbegriffe zurückgeführte und in mittelalterlicher Form vorgetragene Philosophie sollte nur die allgemeinen Voraussetzungen der katholischen Theologie begründen und den Geist für die Aufnahme der letzteren präparieren.

Es liegt unter solchen Umständen am Tage, daß auch die Schulbetriebsamkeit, welcher sich der Orden widmete, ihren letzten Zweck nicht sowohl in dem Ziele aller wahren Erziehung, der Veredelung der Menschen, als vielmehr nur wieder in dem finden wird, was der Orden „die größere Ehre Gottes“ zu nennen beliebte. Wie umfassend und gründlich der Studienplan des jesuitischen Scholastikus auch auf dem Papier erscheinen mag, so leistet er doch in Wirklichkeit schon darum viel weniger, weil Meditation, Beten und Kirchenbesuch, ja auch Erholungen unverhältnismäßig viel Zeit wegnehmen. Dazu kommt, daß alle Religionssatzungen, Gebräuche und Einrichtungen der römischen Kirche als göttliche Wahrheiten, deren genaue Befolgung allein gen Himmel führe, über allen Zweifel hinaus gerückt wurden. Es war streng verboten, irgend eine, sei es auch rein geschichtliche und thatsächliche, Mitteilung zu machen, welche geeignet war, Bedenken oder Zweifel wachzurufen. Es erzielte daher dieser Unterricht nicht eine Entwickelung des jugendlichen Geistes zum selbständigen Denken und zur Befähigung, Großes und Kleines zu unterscheiden und menschliche Verhältnisse richtig zu beurteilen, sondern nur das Erlernen der im praktischen Leben jener Zeit, namentlich in den geistlichen und weltlichen Ämtern, denen die Zöglinge sich zuwenden würden, anwendbaren Kenntnisse. Eben dazu ist vor allem die Fertigkeit in der lateinischen Sprache zu rechnen, als allgemeinste Eigenschaft aller Gebildeten. Weit entfernt von jeder modernen Methode gehört somit das jesuitische Unterrichtswesen noch ganz in die scholastische Sphäre; es war mehr ein Abrichten als ein Unterrichten. Die Jesuitenzöglinge wurden fähig gemacht, in dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Stand und Beruf zu wirken, den Posten, darauf sie gestellt waren, auszufüllen und als brauchbare Geistliche, Lehrer oder Gewerbleute ihrer Bestimmung nachzukommen, ohne sich um das, was über oder außer ihrem Bereich lag, zu kümmern oder gar eine freie, objektive Welt- und Lebensansicht zu erringen. Wie die Lehrmeister in diesen Schulen selbst nur als Werkzeuge eines höheren Willens ihren bestimmten Zweck auf gewiesener Bahn verfolgten, so sollten auch alle Zöglinge handeln und denken. Geistesfreiheit war auf diesem Standpunkt ein nutzloses, ja gefährliches Gut.

Alle Wissenschaften wurden vielmehr in eine bestimmte, engbegrenzte Form und Schablone gebannt und jeder Gedanke, der dieselbe zu durchbrechen strebte, zur Sünde gestempelt.

Schulordnung.

Die Zöglinge in den Jesuitenanstalten waren von dreierlei Art: teils Scholastiker, die für den Orden erzogen wurden, teils Pensionäre, teils einfache Externe; von den beiden letzteren Klassen wurde meist ein mäßiges Schulgeld erhoben. Es wurden demgemäß nicht bloß Schulen für die dem Orden geweihten Knaben (seminaria), sondern auch für fremde angelegt (convictoria alumnorum), die um so häufiger besucht wurden, je mehr sich die Glieder dieser Gesellschaft in den Ruf exquisiter Frömmigkeit zu setzen und durch Weltklugheit und Politur zu imponieren und sich wichtig zu machen verstanden. Auch hier hatte es der Orden darauf abgesehen, den verschiedensten Lebensinteressen, geheimen und offenen, geistigen und gemütlichen Bedürfnissen im Schoß der Kirche eine religiös motivierte oder doch geduldete Befriedigung zu gewähren. Während der orthodoxe Protestantismus durch das fortwährende fromme Beisichsein die reiche Entfaltung und sinnliche Heiterkeit des Daseins beeinträchtigte, machten die Jesuiten den Menschen wie er ist zum Gegenstand eindringender Studien, und da sie zugleich die Welt kannten, waren sie meist gute Pädagogen und erzielten, wenn auch nicht wirkliche Gelehrsamkeit oder Bildung, doch fast immer eine außerordentliche Geschicklichkeit im Redekampf und dialektische Schlagfertigkeit. Ja man kann sagen, daß erst hier jene lateinische Abrichtung, welche die Jesuitenschule mit dem humanistischen und reformatorischen Schulwesen gemein hat, Zweck und Sinn gewann. Denn der fast ausschließliche Unterricht in der entnationalisierenden Sprache Roms paßte vortrefflich zu den römischen Tendenzen des Ordens. Die als absolute Norm hingestellte Diktion Ciceros that erhebliche Dienste, wo es darauf ankam, die freie Bewegung der Individualität zu hemmen, die Geister von vornherein an Beugung unter die Autorität zu gewöhnen. Es herrschten hier auf philosophischem Gebiet Aristoteles, auf exegetischem Hieronymus, auf dogmatischem Thomas von Aquino; lauter Vorbilder des großen Gedankenmonarchen in Rom, für dessen Dienst erzogen wurde. Wenn daher im niederen Kursus (studia inferiora) Latein das Hauptziel war, so geschah es mit dem bestimmten Zweck, die Geister vorzubereiten für die Knechtschaft der Kirche. Damit sich aber nicht der freie Geist des Altertums der Gemüter bemächtige, las man die Klassiker nur in verstümmelter Gestalt und in Auszügen. Bei dieser Gelegenheit fanden sich denn auch wohl einige zufällige Kenntnisse aus der Mythologie, den Antiquitäten und der Geschichte hinzu. Wo es hoch kam, war diese Geschichte eine chronikartige Zusammenstellung vergangener Ereignisse, nicht ein lebendiges Bild von dem Leben der Völker; selbstverständlich wurden auch die Charaktere der Menschen, ihre Ideen und Bestrebungen nur an dem Maßstab, den die römische Kirche dafür aufstellt, gemessen und danach beurteilt. Ein höherer Kursus (studia superiora) bildete dann geradezu die künftigen Ordensglieder aus; er umfaßte zunächst das Wenige, was etwa an Realien erinnern könnte, die aristotelische Philosophie, darunter auch die Physik, und die euklidische Mathematik; im übrigen glich er mehr einer philosophisch-theologischen Fakultät, als einer Schule. Wo der Orden eine Universität besaß, umfaßte daher das Kollegium auch nur die fünf Klassen des niederen Kursus.

Am bekanntesten sind übrigens die Jesuitenschulen durch das raffinierte System ihrer Disziplin geworden. Mochte es demselben auch gelingen, äußere Unarten zu entfernen, den widerspenstigen Geist der Jugend zu brechen, Geschick und Fügsamkeit in allen Verhältnissen zu erzeugen, so wurden doch alle diese Leistungen auf Kosten der Seelen der Pfleglinge erzielt. Radikal ausgetilgt wurde alles, was Lauterkeit, Ver=

trauen, gegenseitige Liebe heißen konnte; dagegen grundsätzlich genährt Ehrgeiz, Schadenfreude, Neid, Eifersucht, Heuchelei, Augendienerei und Hochmut. Es waren im Gegensatz zu Luthers Erziehungsprinzipien meist finstere seelenverkäuferische Mittel, die in Bewegung gesetzt wurden. Alle Briefe, selbst die der nächsten Angehörigen, wurden gelesen, und auch die Verhältnisse, in welche man Mitschüler zu Mitschüler zu versetzen wußte, sind nichts weniger als anmutig. Denn hier wurde das Angebesystem recht eigentlich ins Große getrieben. Jeder hatte seinen Nebenbuhler und in ihm zugleich seinen Überwacher und Angeber. Zugleich aber gab es auch amtliche Aufpasser (censores) für alle. Ehrgeiz und Wetteifer (aemulatio) war das Hauptmotiv. Öffentlich ausgezeichnet wird selbst der, der am besten beten kann. Überhaupt ist die Rolle, welche die religiöse Bildung spielt, charakteristisch. Die Schüler sollen sich gewöhnen, Herz und Gewissen im Gebet an gewisse Heilige zu eröffnen. Zur Vermeidung des Überdrusses und weil Abwechselung ergötzt, sollen sie das Gebet bald aus dem Buch halten, bald aus dem Gedächtnis, bald „selbst im Geist denkend vollbringen". Solche Andachtsübungen wurden unter Umständen auch als Strafen auferlegt. Alle Strafen aber waren Entehrungen (contumeliae). Freilich wurden körperliche Strafen vermieden, aber nur, um dem Orden kein Andenken des Hasses zu bereiten. Im Notfall erteilt der dem Orden nicht angehörige Korrektor die Schläge. Den lehrenden Ordensbrüdern war strenge Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht: im übrigen sollten sie daran denken, wie bald ihre Zöglinge den Schulbänken entwachsen und in der Lage sein dürften, dem Orden Gutes oder Böses, das sie empfangen, zu vergelten. Denn dauernde Anhänglichkeit seiner Zöglinge war es, was der Orden in erster Linie erzweckte. Ebendeshalb suchte er mehr durch Belohnungen, als durch Strafen zu wirken. Wie diese Schande brachten, so jene Ehre (honores). Die Ersten auf den Schulbänken (primates) waren auch sonst Despoten und mußten von den übrigen Schülern nach Rang und Verdienst respektiert werden. Die Austeilung der Prämien war jedesmal eine wichtige Haupt- und Staatsaktion. Ausgezeichnete Arbeiten der Schüler wurden „zum ewigen Ruhm des Namens der Wissenschaft" erhalten.

Die ethischen Resultate dieser Erziehung bestanden natürlich in durchdachtester Heuchelei, in Wohlgefallen an der Intrige um der Intrige willen, in ausgebildetem Interesse an der eignen Person, in blindem Ordensgehorsam und in herzlosem Fanatismus. Keinen Hinrichtungen sollten die Zöglinge zusehen, außer denen der Ketzer. Anstatt das weiche und empfängliche Herz der Jugend der Menschenliebe zu öffnen, erfüllten die Jesuiten es mit dem engherzigsten Konfessionshaß. Kurz, dieses Erziehungssystem war fast ganz auf die unlauteren Triebe und Regungen des Menschen, namentlich auf die Ehr- und Selbstsucht, auf Neid und Eigendünkel gegründet. Nirgends tritt die Thatsache, daß der Geschäftsbetrieb des Ordens auf eine kluge Berechnung der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur gebaut ist, in ein so unangenehmes und grelles Licht. Fern von allen Idealen fußt seine Erziehungsmethode auf der kühlen Beobachtung, daß die menschliche Natur mehr nach der Erde als nach dem Himmel strebt. Wer sich der menschlichen Schwächen und Fehler als Mittel zur Erreichung seines Ziels bedient, der mag freilich sicherer gehen, als wer auf Begeisterung und Edelmut baut. Aber eine Erziehung, die sich diesen traurigen Umstand zu nutze macht, nur um durch Kultivierung der gemeinen Züge im Menschen desto sicherer über den Zögling zu herrschen und ihn zu unbedingtem Gehorsam zu gewöhnen, steht den höchsten Zielen, den besten Idealen der Menschheit feindlich gegenüber und kann in der Kulturgeschichte der Völker nicht anders wirken denn als eine dämonische Macht.

III. Das Tridentiner Konzil.

1. Das Konzil unter Paul III. und Julius III.

Durch nichts war die Reformation so sehr gefördert worden, als dadurch, daß selbst in den Zeiten der größten Gefahr, als der britische und skandinavische Norden sich ganz, Deutschland und die Schweiz zum großen Teil von Rom losrissen, ja selbst die romanischen Länder dem Eindringen der Ketzerei nicht wehren konnten, die berufenen Leiter der Kirche, die Päpste, sich viel mehr von weltlichen, als von geistlichen Interessen beherrscht zeigten. Wie sie in dem großen Kampf zwischen Spanien und Frankreich den Vorteil des Kirchenstaats wahren und ihre Verwandten mit irdischen Gütern ausstatten konnten, das lag einem Clemens VII. und Paul III. viel näher am Herzen, als die Sorge um die Unterdrückung der Ketzerei. Ein Umschlag in dieser Richtung erfolgte erst im Zusammenhang mit der Geschichte des großen Konzils, auf welchem der moderne Katholizismus begründet worden ist.

Wir haben gesehen, wie die Forderung bald eines allgemeinen christlichen Konzils, bald, als hätte man gefühlt, daß die Zeiten der ökumenischen Kirche vorüber sind, eines deutschen Nationalkonzils durch die Reformation auf die Tagesordnung gebracht wurde, um davon sobald nicht wieder zu verschwinden. Fast dreißig Jahre lang wurde sie zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Klerus und Reichsständen, zwischen Kaiser und Papst diskutiert, ehe es endlich zur Verwirklichung eines so lange gehegten Wunsches aller Fürsten und Völker der Christenheit gekommen ist. Namentlich war es Karl V., welcher an der Spitze der katholischen Welt gebieterisch eine Reform durch ein Konzil verlangte. Wer dagegen ein solches am wenigsten wünschte, am meisten fürchtete, das war der Papst. Es konnte ihm nicht viel nützen, unter Umständen sogar viel schaden, zumal wenn, wie vorauszusetzen war, auch die Protestanten als Partei darauf sollten erscheinen können. Aber auch abgesehen davon, konnte man in Rom die Gespensterfurcht vor den Schatten der großen Reformkonzile nicht los werden. Die Schuld der Verzögerung lag daher in erster Linie, wie der Kaiser oft und richtig betonte, an der Abneigung des Papstes Clemens VII., welcher der Notwendigkeit, die über ihm schwebte, solange als nur irgend möglich sich zu entziehen suchte. Die Absicht, das Konzil zu vermeiden, war im Grunde der leitende Gedanke bei allen Kreuz- und Winkelzügen seiner Politik. Günstiger gestalteten sich die Aussichten sofort unter seinem Nachfolger.

Alexander Farnese hatte als Jüngling noch die Gärten Lorenzos von Medici in Florenz besucht. Weltanschauung und Sitten hatten sich demgemäß gestaltet. In Rom zeugt der Farnesische Palast von seinem Geschmack. Nachdem er sich unter drei Vorgängern durch tendenziöse Parteilosigkeit zum Papst qualifiziert hatte, bestieg er endlich, siebenundsechzig Jahre alt, den Stuhl Petri. Ein Politiker von weit aussehender Berechnung, allseitigen Rücksichten, geheimnisvollen Erwägungen, besaß er nur eine wirkliche Schwäche, die des interessierten und zugleich allzu nachsichtigen Vaters. Wir sahen bereits, wie er vorsichtig und zweideutig zwischen Karl V. und Franz I. vermittelte, den einen gegen den andern, beide gegen die Türken brauchte, um schließlich für seine Söhne Fürstentümer und für seine Enkelinnen vornehme Heiraten ausfindig zu machen (X, 669. 721). Nebenbei sollte aber auch der Protestantismus unterdrückt und die Kirche reformiert werden. Daß es ihm mit letzterer Absicht wenigstens im Anfange seiner Regierung eine Zeitlang Ernst war, bildet das schönste Blatt in derselben. Er begann damit, eine Reihe von Männern ohne jede andre Rücksicht als auf ihr Verdienst in das Kardinalkollegium zu berufen. Der erste und bedeutendste unter

Alexander Farnese. 1466—1549; als Paul III. 13. Okt. 1534 bis 10. Nov. 1549.

Kaspar ihnen war der Venetianer **Kaspar Contarini**, ein Mann von hohem Adel des
Contarini. 1483–1542. Geistes und evangelischer Gesinnung. Auf seinen Rat wurden weiter berufen der uns
Jakob schon bekannte Theatinergeneral **Johann Peter Caraffa**, auch **Jakob Sadolet**
Sadolet. 1477–1547. aus Modena, Bischof von Carpentras bei Avignon, ein humanistischer Kirchenfürst,
welcher im Briefwechsel mit Erasmus, Bucer, Sturm, Melanchthon stehend, bald in
seiner Diözese auf vorbildliche Weise der Jugendbildung und Pflege milder Zwecke ob-
lag, bald in Rom als Diplomat und Friedenstifter, bald aber auch in Frankreich als
Reginald Ketzerverfolger thätig war; ferner **Reginald Pole**, der seit seiner Verbannung aus
Polus. 1499–1558. England (vgl. X, 593), wo er als Hochverräter galt, meist zu Viterbo inmitten eines
Kreises andächtiger und gelehrter Männer und Frauen lebte, Bischof **Giberto** von
Verona und der Erzbischof **Federigo Fregoso** von Salerno. Alle diese Männer
mit einziger Ausnahme Caraffas dachten namentlich im Punkt der Rechtfertigungslehre
nicht viel anders als die Reformatoren. Kein Wunder, wenn man sich nunmehr in
Rom ernstlich die Frage vorlegte, ob man sich nicht mit der Reformation durch Aneig-
nung eines Teils ihres Programms verständigen und so das Schisma von innen heilen
und schließen könne. Der Papst ließ die genannten Männer zu einer Kongregation zu-
sammentreten, welche als Vorbereitung auf das Konzil einen Entwurf der vorzuneh-
1537. menden Reformen ausarbeiteten (consilium de emendanda ecclesia). Dieses Akten-
1538. stück ist nachher zu Rom gedruckt worden als ein offenes Bekenntnis, welches die Kirche
selbst von ihrer Reformbedürftigkeit ablegte. Ohne Rückhalt wird ausgesprochen, daß
die Wurzel des Schismas im Verderben der Kirche selbst, namentlich in der von den
Schmeichlern der Päpste aufgestellten Lehre von der unbeschränkten Regierungsgewalt
derselben liege. Was hier vorliegt, ist somit der Versuch, eine Reformation ohne
Schisma, ein rationelles Papsttum zu begründen und einen fähigen und sittlich reinen
Klerus zu schaffen. Trotzdem daß die vorzeitige Bekanntmachung des Reformplanes
Luthers Hohn herausforderte und dem Unternehmen überhaupt nicht günstig war,
schien es doch, als wolle in der That der römische Hof sich selbst reformieren; Paul III.
machte Anstalten zum Konzil und ließ mehrere reformatorische Bullen ausgehen. Auch
an annähernden Schritten gegenüber den deutschen Protestanten fehlte es nicht. Wir
1535. haben gesehen, wie Peter Paul Vergerius mit Luther unterhandelte, wie in Worms
1540. der selbst zu der reformatorischen Rechtfertigungslehre neigende Bischof Morone von
Giovanni de Morone. Modena erschien, wie endlich in Regensburg Contarini zum Behufe einer dogmatischen
1509–1580. Aussöhnung beider Kirchen das denkbar Möglichste geleistet hat (X, 646. 658 f.).
Aber gerade damals nahm Caraffa nicht minder großen Anstoß an den vereinbarten
Formeln als auf der andern Seite Luther; der Papst selbst wurde mißtrauisch und
schickte seinem Legaten strengere Befehle; und jetzt kam es in Rom zu einem Umschwung,
welcher seither nicht wieder rückgängig geworden ist.

Es war teilweise wenigstens die Konzilsangelegenheit, welche hierzu mitwirkte. Geneigt zu überlegter Ausnutzung der Verhältnisse, suchte Paul III. sich einerseits mit dem Gedanken an das Konzil zu befreunden, anderseits aber doch das werdende Konzil möglichst in der Hand zu behalten. Daher die Projekte einer Kirchenversammlung bald in Mantua, bald in Vicenza, wo die Protestanten nie erschienen wären. Die Vermittlerrolle, welche jetzt der Kaiser in Regensburg spielte, ließ den Verdacht aufkeimen, das ganze Versöhnungswerk möchte am Ende statt der päpstlichen der kaiserlichen Autorität zu gute kommen, Karl V. die kirchlichen Angelegenheiten selbständig regeln. „Die Feinde des Kaisers — schrieb damals Contarinis Sekretär — in Deutschland und alle, die außerhalb seine Größe fürchten, wofern er ganz Deutschland vereinige, fangen an Unkraut zu säen.“ Unverrichteter Sache zog der Kardinallegat ab, um bald darauf in Italien zu sterben.

Um dem Kaiser keine Zeit zu lassen, etwa gar selbst ein Konzil zu berufen, schrieb
der Papst nun das Konzil wirklich aus, und zwar nach Trient in der Grafschaft Tirol, 22. Mai 1542.
welches politisch zu Deutschland, national und geographisch dagegen zu Italien gehörte,
so daß ein starker Zudrang italienischer Prälaten hier mit Sicherheit zu erwarten stand.
In der That trafen noch vor Ende des Jahres der zum Kardinal erhobene Morone, 22. Nov.
Pole und Parisio als Legaten ein. Aber nur wenige Bischöfe kamen zusammen, und
der zwischen Karl V. und Franz I. wieder ausgebrochene Krieg veranlaßte eine Su- 6. Juli 1543.
spensionsbulle. Sobald nun aber beide Gegner im Frieden von Crépy selbst Hand an
die Zusammenberufung eines Konzils zu legen schienen (X, 674), kam ihnen der Papst
wieder mit einer neuen Konvokationsbulle zuvor, welche das Konzil auf nächste Ostern 19. Nov. 1544.
ansagte. Wir sahen, wie nunmehr der Kaiser dasselbe als Waffe bald gegen die Pro-
testanten, bald wieder gegen den Papst zu gebrauchen, dieser aber es ihm aus den
Händen zu winden suchte (X, 719 f.). Da in Deutschland indessen die Dinge zum
Krieg trieben, konnte der Kaiser nicht länger gefährlich erscheinen; er bedurfte des
Konzils, und der Papst verwilligte es gern, wenn ihm Karl nur den Gefallen einer
gewaltsamen Unterdrückung des Protestantismus erwies. Abermals also fanden sich
jetzt päpstliche Legaten in Trient ein; diesmal waren es Giovanni Maria Giocci, März 1545.
bekannt unter dem Namen des Kardinals del Monte, und zwei der Reformpartei
zugethane Kardinäle, Marcello Cervino und Pole. Unter die im Sommer sich
versammelnden Väter ließ der Kardinal Farnese 2000 Skudi verteilen. Endlich erfolgte 4. Dez.
der Befehl zur Eröffnung.

Zwischen dem Laterankonzil Leos X., welches als zwanzigste in der Reihe der 1517.
ökumenischen Synoden gilt, und dem Konzil, welches jetzt in der alten Kathedrale von 13. Dez. 1545.
Trient seinen Anfang fand, bestehend aus 4 Erzbischöfen, 21 Bischöfen, 4 Ordens-
generälen und einer großen Anzahl von Äbten und Theologen, hatte die Reformation
noch einmal den Gedanken an Pisa, Konstanz und Basel geweckt. Nach der Ansicht
vieler von denen, die sich jetzt zusammengefunden hatten, sollte das neue Konzil mit
den dort gefeierten auf eine Linie zu stehen kommen und leisten, was im vorigen Jahr-
hundert nicht hatte erreicht und vollendet werden können. Wir werden zu zeigen haben,
wie gerade das Gegenteil von einem Reformkonzil daraus geworden und das Tridentiner
Konzil, sowenig es auch aus päpstlicher Entschließung hervorgegangen war, doch wider
Willen zur Hauptstütze des päpstlichen Absolutismus werden konnte. Es ist den Le-
gaten, welche gleich von Anfang an eine extreme Scheu vor jeder Erinnerung an Kon-
stanz und Basel an den Tag legten, gelungen, ihre Tendenzen einer wesentlich anders,
ja entgegengesetzt gestimmten Versammlung mitzuteilen.

Zwei Ansichten von der Aufgabe des Konzils standen sich von Anfang an ent-
gegen. Der Kaiser meinte, es solle die notwendigen Reformen innerhalb der Kirche
besorgen, ohne welche er mit den Protestanten nicht fertig werden konnte. Er dachte
dabei nicht zum wenigsten auch an Schwächung der päpstlichen Gewalt. Der Papst
dagegen verstand die Sache anders; ihm und seinem Ratgeber Caraffa schien der
ganze Wert des Konzils in der dadurch zu bewerkstelligenden Verdammung der pro-
testantischen Lehre zu bestehen. Der Eifer, womit die versammelten Väter, obwohl sie
es an Reformen nicht fehlen ließen, den letzteren Weg beschritten, zerstörte die Grund-
lagen des Bündnisses Karls V. mit Moritz von Sachsen (X, 729. 733). Anderseits
wären die Väter von Trient schon gleich bei Beginn des Kriegs beinahe nach allen Seiten
entflohen (X, 732 f.), und es bedurfte seitens des Kaisers gegenüber dem Kardinal der
Versicherung, er werde ihn in die Etsch werfen lassen, wenn es nicht schon im Sommer
1546 zu einer Verlegung des Konzils gekommen sei. Den Papst aber ließ dieser Ge-
danke nicht mehr los; er fürchtete die Verstärkung des staatlichen Einflusses auf dem

Konzil in demselben Maß, als das Waffenglück den Kaiser begünstigte, und so haben wir bereits gesehen, wie die erste Periode des Konzils, nachdem in acht Sessionen die Lehrpunkte bezüglich des Ansehens von Schrift und Überlieferung, der Erbsünde, Rechtfertigung und der Sakramente erledigt waren, unter dem lächerlichen Vorwand, die Luft zu Trient sei ungesund, mit einer Verlegung nach Bologna schloß (X, 740—743).
11. März 1547. Damit war, weil eine Minderheit von kaiserlich gesinnten Bischöfen in Trient verharrte,
21. April. eigentlich ein Schisma eingetreten. In der That hatte die Majorität zu Bologna zwei
2. Juni. Sessionen, welche trotz ihrer Inhaltlosigkeit den Kaiser, der einstweilen die niedergewor-
1548. fenen Protestanten zur Beschickung der Kirchenversammlung zu nötigen suchte, so sehr reizten, daß er förmlichen Protest gegen die Rechtmäßigkeit der Bologneser Versammlung einlegte (X, 755 f.). Der Papst der mittlerweile immer neidischer, mißtrauischer und feindseliger gegen den Kaiser geworden, ging darauf nicht ein. Dadurch geriet die
13. Sept. 1549. Konzilssache überhaupt ins Stocken, die Prälaten von Bologna zerstreuten sich, und
10. Nov. Paul III. schloß die Versammlung, um bald darauf zu sterben.

Wie ganz anders standen die Dinge am Ende seines Regiments, als zu Beginn desselben! Damals die verheißungsvollen Jahre der Selbstreform des Papsttums! Jetzt drei Neuschöpfungen, welche dem modernen Katholizismus sein unterscheidendes Gepräge als ausschließlichen Papismus aufdrücken sollten: zuerst der Jesuitenorden, welchen Paul bestätigt, dann die Inquisition, die er eingeführt, endlich das Tridentiner Konzil, das er eröffnet hatte! Ein gebildeter Mann von durchdringender Klugheit hatte er durch die zweideutige und hinterlistige Weise, womit er in die europäische Politik eingriff, die französische Regierung, deren Pläne er im allgemeinen begünstigte, doch nur in stetem Mißtrauen zu erhalten gewußt, den Kaiser aber, der fast mehr im päpstlichen Interesse gethan hatte, als er selbst verantworten konnte, zu immer entschiedenerer Feindschaft, den englischen König endlich, dem gegenüber er alle Anmaßungen seiner Vorgänger auf dem Stuhl Petri entwickelte, zum Abfall von der Kirche gedrängt. Dabei war es ihm zwar gelungen, seinem Sohn Luigi das Herzogtum Parma und Piacenza zu verschaffen, aber er mußte es erleben, daß der neue Herzog sich in kürzester
10. Sept. 1547. Frist allgemein verhaßt machte und endlich ermordet wurde. Nunmehr geriet der Papst bezüglich der Dispositionen, welche er über dessen Besitzungen getroffen hatte, mit seiner eignen Familie in Zerwürfnisse. Der 83jährige Greis starb, nachdem er eine heftige Szene mit dem Kardinal Alessandro Farnese gehabt und demselben das Barret aus der Hand geschlagen hatte. Die hagere Wolfsphysiognomie auf Tizians berühmtem Porträt und einige Anekdoten in Benvenuto Cellinis Lebensbeschreibung charakterisieren seine persönliche Art zu sein und sich zu geben vielleicht am anschaulichsten.

Julius III. 7. Febr. 1550 Daß der bisherige Präsidialgesandte von Trient, Kardinal del Monte, nunmehr
bis 23. März 1555. als Julius III. den päpstlichen Thron bestieg, gehörte mit zu den Triumphen der damals auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge angelangten kaiserlichen Politik. Karl V. hoffte, wofern das Konzil wieder aufgenommen wurde, die Protestanten nunmehr zum Besuch desselben und zur Unterwerfung unter seine Beschlüsse nötigen zu können, und mit Bereitwilligkeit ging der Papst auf seine Forderungen ein. So kam es denn, wie
1. Mai 1551. wir bereits sahen (X, 774 f.), zu abermaliger Eröffnung des Konzils. Aber über Charakter und Form desselben waren bereits die tiefgehendsten Gegensätze bei den deutschen Reichsständen hervorgetreten, indem die katholischen darin, wie der Papst selbst, eine einfache Fortsetzung der Tridentiner Versammlung erblickten, die protestantischen dagegen unter Verwerfung der letzteren eine ganz neue Synode forderten, darauf der Papst nicht den Vorsitz führen, sondern als Partei vertreten sein sollte (X, 776 f.).

Julius III. war mit einem, gegen seine frühere Präsidialthätigkeit seltsam kon-

trastierenden Leichtsinn in die Sache eingegangen. Er hatte das Schifflein seiner Kirchen-
politik ganz an das große Staatsschiff der Habsburger angebunden und führte ein ver-
gnügliches Leben auf seiner Villa vor der Porta del popolo. Im übrigen war er für
Versorgung seiner Verwandten bemüht; einen sechzehnjährigen Jungen, den er liebte,
erhob er vom Affenwärter zum Kardinal; die Regierungsgeschäfte überließ er ganz dem
Kardinal Marcello Crescentio. Dieser leitete im Verein mit den beiden italieni-
schen Bischöfen Pighino von Siponte und Lipomanni von Verona auch das Kon-
zil. Ein Hauptmangel des letzteren war es, daß, weil dem mit dem Papst verbündeten
Kaiser der König von Frankreich den Krieg ansagte, keine französischen Prälaten erschie-
nen waren; ja der französische Gesandte protestierte geradezu gegen die Rechtmäßigkeit 1. Sept.
der Synode, deren Physiognomie auf diese Weise von vornherein eine vorzugsweise
politische war, wie man denn auch in der Abschaffung schnöder Mißbräuche, die zu
gunsten der päpstlichen Gewalt bestanden hatten, nicht sparsam war. Gleichwohl
arbeiteten auch hier die päpstlichen Legaten so gut, daß es zu keiner wesentlichen Beein-
trächtigung der päpstlichen Machtstellung kam, und auf einem Hauptpunkt triumphierte
sogar die päpstliche Politik: darin nämlich, daß das Konzil schlechtweg als Fortsetzung
des früheren auftrat und auch die dogmatischen Verhandlungen gerade dort wieder
aufnahm, wo sie vor vier Jahren liegen geblieben waren. So kam es in der dreizehn- 11. Okt.
ten Session zu feierlicher Bestätigung der katholischen Lehre vom Abendmahl; mit
großer Eile wurden in den folgenden Sessionen auch die übrigen Sakramente in ihrer
scholastischen Gestalt festgestellt. So war alles fertig, ehe noch eine Einwirkung seitens
der Protestanten ermöglicht war. Der Kaiser hatte nichts erreicht, als daß die Beschluß-
fassung über den Laienkelch verschoben wurde (X, 778 f.). Es wurde bereits darge-
stellt, wie dann im Winter und Frühjahr Vertreter des Protestantismus sich allmäh-
lich auf dem Konzil einfanden, aber nur, um sofort ihre Sonderauffassung von der 1552.
Aufgabe und Stellung desselben geltend zu machen und wieder abzuziehen, als bei
Annäherung des Kurfürsten Moritz auch die katholischen Prälaten auseinander stoben
(X, 778. 787 f.). Nur noch wenige Väter waren gegenwärtig, als in der sechzehnten
Sitzung die Legaten das Konzil für auf zwei Jahre suspendiert erklärten. Nicht min- 28. April.
der wurde bereits darauf hingewiesen, wie nach dem kurzen Pontifikat des früheren
Legaten Marcello Cervino in dem greisen Kardinal Caraffa ein Mann den Marcellus II.
päpstlichen Stuhl bestieg, dessen Feindschaft gegen das Haus Habsburg beinahe den 11. April bis 1. Mai 1555.
Charakter der fixen Idee angenommen hatte (X, 824. 833 f.). Er zerriß das Band,
welches bisher Papst und Kaiser bald enger bald laxer verbunden hatte, mit leiden- Paul IV.
schaftlicher Zerstörungswut. Was ihn dabei leitete, war der Gedanke, der Befreier 23. Mai 1555 bis 18. Aug.
Italiens werden zu können: mit Hilfe der Franzosen gedachte er den „Judensamen", 1559.
die „Hefe der Welt", wie er die Spanier nannte, namentlich aus seinem neapolitanischen
Heimatland zu vertreiben, und selbst die Beihilfe des Sultans war ihm hierzu nicht
zu bedenklich. Wir haben bereits gesehen, wie diese Politik des blinden Eigensinns dem
Kirchenstaat eine spanische Invasion zuzog, die nur durch Albas Bigotterie einen verhält-
nismäßig glimpflichen Verlauf nahm (X, 833—838). Gegenüber England vollends
war Pauls IV. Politik eine solche, daß er sich kaum anders hätte betragen dürfen,
wenn es seine Aufgabe gewesen wäre, das von Kardinal Pole so klug eingeleitete Werk
der Wiederherstellung des Katholizismus seinerseits zu hintertreiben (X, 874).

Während so dieser hochfahrendste und unbeugsamste aller neueren Päpste, den
wir schon als Stifter der Theatiner und als intellektuellen Urheber der Tridentinischen
Beschlüsse kennen gelernt haben, dem päpstlichen Stuhl eine Niederlage nach der andern vor
den Augen Europas zuzog, war seine übrige pontifikale Führung keineswegs geeignet,
ihm Liebe und Achtung zu erwerben. Fortwährend schäumte er bei schwerem neapoli-

tanischen Wein seinen Ingrimm gegen Ferdinand und Philipp, gegen Spanier und Deutsche, gegen Fürstenhäuser, wie die Farnese und Medici, gegen römische Adelsgeschlechter wie die Colonna, Orsini, Cesarini, Massimi, in wenig gewählter Sprache aus; seinen Neffen Karl Caraffa, einen Soldaten, von dem er selbst sagte, er habe seinen Arm bis an den Ellbogen in Blut getaucht, erhob er zum Kardinal, freilich nur
1558. um ihn, der ihm fortwährend neue Schande bereitete, endlich definitiv samt den übrigen Nepoten vom Hofe zu verweisen. Nachdem so die Ereignisse ihn gezwungen, seine politischen Ideen aufzugeben, und nachdem ihm überdies die Augen aufgegangen waren für das verwerfliche Verhalten seiner Angehörigen, warf sich sein ganzer Eifer wieder auf die Reform der Kirche, die er freilich im spezifisch römischen Sinne ins Werk setzte, unter schroffer Zurückweisung alles dessen, was mit der wirklichen Reformation verwandt war. Jetzt wurden Kardinal Morone, welcher als päpstlicher Nunzius in
1557. den verhängnisvollen Augsburger Religionsfrieden verwickelt schien, und sein Nachfol-
Ägidius Foscarari. ger auf dem Bischofsstuhl von Modena, der Dominikaner Egidio Foscarari, ins
1512—1564. Gefängnis geworfen, um es erst nach dem Tod dieses Papstes wieder zu verlassen. Selbst der Kardinal Pole in England (vgl. X, 870) und sein Freund Aloysio Priuli wurden in Untersuchung gezogen. Pauls ganze Liebe gehörte der von ihm gegründeten, italienischen Inquisition. An jedem Donnerstag versammelte er die betreffende Kongregation um sich. Er war es, der das Glaubensgericht mit der Vollmacht versah,
Jan. 1559. auch zur Ermittelumg der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden; von ihm stammt eine ganze Reihe von Bullen und Breven, welche Recht und Macht auch der spanischen Inquisition erweitern. Er war es auch, der, nachdem Verzeichnisse verbotener Bücher schon bald durch Fakultäten, bald durch päpstliche Legaten veröffentlicht worden waren, den ersten eigentlichen Index (prohibitorum librorum) aufstellen ließ. Auf denselben setzte er unter anderm jenes Reformationsgutachten vom Jahr 1537, an dessen Abfassung er selbst beteiligt gewesen war. Nachdem eine Krankheit, welche auch einem jüngeren Mann gefährlich geworden sein würde, den vierundachtzigjährigen Greis ins
18. Aug. Grab geworfen hatte, brach das römische Volk darüber in Jubel aus, zerstörte seine Denkmale, plünderte das Inquisitionsgebäude und beschimpfte auf jede Weise das Andenken des Dahingeschiedenen. Auch die Juden, welche er in dem späteren Ghetto eingeschlossen und auf das furchtbarste bedrängt und gedrückt hatte, schlossen sich dem wütenden Römervolk bei diesen Demonstrationen an.

2. Die Wiedereröffnung des Konzils unter Pius IV.

Die letzten Jahre Pauls IV. waren damit bezeichnet gewesen, daß wieder die ganze katholische Welt das durch große politische Ereignisse eine Zeitlang in Vergessenheit geratene Konzil forderte. So in Deutschland Kaiser Ferdinand und der Herzog von Bayern, welche ohne gewisse Konzessionen, wie z. B. Laien-
1559. kelch, die reformatorischen Wünsche ihrer Unterthanen nicht mehr im Zaum halten zu können glaubten; so aber auch Frankreich, wo die religiöse Spaltung politisch gefährlich zu werden drohte und man das Heilmittel in einem gekräftigten Galli-
5. Sept. bis 6. Dez. kanismus suchte. Selbst in Rom waren die Kardinäle, welche das lange Konklave nach dem Tod jenes Papstes bildeten, der Meinung, es sei namentlich dieser Gedanke sofort wieder aufzugreifen. Die Abhaltung eines Konzils, wozu der Friede von Cateau-Cambresis die Möglichkeit bot, bildete daher die bedeutendste der Verpflichtungen, welche eine Wahlkapitulation dem künftigen Papst zum

voraus auferlegte. Was man durch Halsstarrigkeit versäumen könne, hatte man seit vier Jahren erlebt. Man wollte einen geschmeidigen, staatsklugen Herrscher. Zugleich bemühte sich der sofort nach Rom geeilte außerordentliche Gesandte des Kaisers, Graf Thurn, der an Pacheco, Morone und dem Kardinal Madrucci von Trient seine Vertrauensmänner im Kardinalkollegium hatte, und der spanische Gesandte Vargas um einen habsburgisch gesinnten Papst. Allen Ansprüchen schien endlich ein Mailänder Emporkömmling, Kardinal Giovanni Angelo Medici, zu genügen, welcher bereits einmal einige Worte von Konzessionen und Reformen hatte fallen lassen und durch seinen Bruder, einen kaiserlichen Heerführer, an das österreichische Haus geknüpft schien, auch unter Paul IV. in freiwilligem Exil gelebt hatte. Dieser wurde jetzt als **Pius IV.** gekrönt. 6. Jan. 1560.

Die Politik des päpstlichen Hofes.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger charakterisierte den neuen Papst ein nüchterner Sinn für das Praktische, eine klare Unterscheidung von Großem und Kleinem, Notwendigem und Möglichem. Gleich die ersten Handlungen ließen den neuen Geist erkennen, welcher am Sitz Petri eingekehrt war. Pius IV. gewann die Herzen, indem er den Tumultuanten, die sich am Andenken Pauls IV. versündigt hatten, Amnestie gewährte, dagegen der letzten großen Nepotenfamilie, den Caraffas, den Prozeß machen ließ. Selbst der Kardinal entging nicht dem Tod des Verbrechers — eine Demonstration, welche ebenso sehr den Zorn des römischen Volks zu sühnen, als das Haus Österreich von der freundschaftlichen Gesinnung des neuen Papstes zu überzeugen geeignet war. Gleich nach der Thronbesteigung desselben hatte auch Ferdinand I. die ihm von Paul IV. beharrlich verweigerte Anerkennung als Kaiser gefunden. Daß Pius IV. nicht willens war, bei Worten stehen zu bleiben, bewies die Würdigung, welche bei ihm das allgemeine Verlangen nach einem Konzil fand. Bald nach seiner Krönung erklärte er sich im Konklave an die Bedingungen seiner Wahl gebunden 12. Jan. und verhieß, mit der Reform bei sich selbst beginnen zu wollen. Gleichwohl bedurfte es noch mancherlei Anstöße von außen, um die Sache in Fluß zu bringen. Solche gingen zunächst von Wien aus, wo man ernstlich die Frage zu erwägen begann, welche Stellung Ferdinand zum Konzil einzunehmen habe. Noch immer betrachtete man hier die Beschlüsse einer allgemeinen Kirchenversammlung als bindend für die abendländische Christenheit und überlegte daher, ob der Kaiser mächtig genug sein werde, ihre Ausführung den Protestanten gegenüber gewährleisten zu können. In Rom war man über solcherlei Illusionen längst hinaus. Seit dem Religionsfrieden von Augsburg hatte sich der deutsche Protestantismus nicht bloß von seiner Niederlage erholt, sondern auch, zumal da mit Karls V. Abdankung die unnatürliche Verbindung deutscher und romanischer Interessen aufgehört hatte und Pauls IV. wahnsinnige Politik den Kaiser Ferdinand sogar zu Rücksichten auf seine protestantischen Verbündeten zwang, so sehr konsolidiert, daß seine Stellung sobald nicht mehr anzugreifen war. Auf der einen Seite hatten also die Protestanten weder Interesse noch Verpflichtung, die Synode zu

besuchen, auf der andern gab der Papst, indem er sich anschickte, ein Konzil, von welchem der Protestantismus bereits mit dem Fluch belegt worden war, einfach fortzusetzen, selbst alle Hoffnung auf Wiedergewinnung der Protestanten auf. Von vornherein war daher die Wirksamkeit der Tridentiner Synode in ihrem letzten Stadium auf den Umkreis der katholischen Welt beschränkt. Um diese sollte das Konzil eine, wenn auch engere, so doch um so befestigtere Mauer ziehen, indem es das Dogma auch in den noch nicht bestimmten Punkten dem Protestantismus gegenüber abschloß. Außerdem gedachte Pius IV. durch Eröffnung der Synode den immer drohender werdenden Gedanken eines französischen Nationalkonzils, überhaupt die Reformation der gallikanischen Kirche vermöge selbständigen Vorgehens des Kardinals von Lothringen, zu verhindern und statt dessen die begonnene innere Reform der Universalkirche zu vollenden. Sofort aber erhoben sich wieder oft schon dagewesene Schwierigkeiten, zunächst wegen der Wahl des Orts. Frankreich und Spanien hatten dieselbe von Ferdinand I. abhängig gemacht; dieser dachte, um den Protestanten das Erscheinen möglich zu machen, an Regensburg, Köln, Konstanz; aber der Papst, der das Konzil am liebsten gleich nach Italien gezogen hätte, schickte den Bischof Delfino von Liesina zu dem Kaiser, um ihn zu bearbeiten. Endlich vereinbarte man sich wieder auf
29. Nov. 1560. Trient, wohin die Konvokationsbulle auf nächste Ostern die Prälaten zusammenrief. Das Konzil sollte „mit Aufhebung jeder Suspension" gehalten werden — ein zweideutiger Ausdruck, womit man zwischen der Auffassung des Königs von Spanien, welcher keine Rücksichten auf Protestanten zu nehmen hatte und Fortsetzung des begonnenen Konzils wünschte, und den gerade entgegenstehenden Interessen des französischen und des deutschen Hofes zu vermitteln hoffte, so eifrig auch der neue kaiserliche Gesandte, Graf Prospero von Arco, vor jeder Hinterlist und Unredlichkeit im Ausdruck gewarnt hatte. Der Papst aber war Diplomat genug, um vor dem Gesandten, als er sich beschwerte, dergleichen zu thun, als seien es nur die Kardinäle, welche gegen seine Absicht, von Philipp II. gewonnen, dem Kaiser jenes Ärgernis bereitet hätten. Um ihn vollends zu ködern, stellte man einen Bund der christlichen Mächte gegen die Türken und Wiedereroberung Ungarns für den Kaiser in Aussicht, und mußte dem letzteren
Dezember. der Kardinal von Trient schreiben, wie der Papst ihn kürzlich vor allen Kardinälen, welche dadurch bis zu Thränen gerührt worden, über alle Maßen gelobt
Jan. 1561. und gepriesen habe. Zum Schluß sandte man noch einen päpstlichen Kämmerer an ihn ab, um ihm einen geweihten Hut und Degen zu bringen. In der That versäumte es Ferdinand, sich mit Katharina von Medici zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Anschläge der Kurie, wodurch diese zum Nachgeben gezwungen worden wäre, zu verständigen, und so endigten die Verhandlungen mit Ausnahme der Konvokationsbulle von seiten beider Mächte, nur daß dieselben das Konzil als ein neues betrachteten und die Protestanten zu seinem Besuch aufforderten. Der Fürstentag zu Naumburg trug, indem er die Beschickung eines

solchen Konzils ablehnte, sofort Sorge, daß der Kaiser auch von dieser Seite um eine Illusion ärmer werden mußte. Den französischen Hof hatte die Kurie gleichzeitig mit Zusage von Hilfe gegen die Hugenotten, den spanischen mit einem gleichen Versprechen gegen die Türken und mit der insgeheim gegebenen Versicherung gewonnen, das neue Konzil sei lediglich als Fortsetzung des alten zu betrachten.

Zu Ostern begab sich als geistlicher Legat zunächst Herkules Gonzaga, Kardinal von Mantua, nach Trient, ihm folgten im Lauf des Jahres mit gleicher Eigenschaft drei andre Kardinäle, der Augustiner-General Girolamo Seripando, ein hervorragender und gemäßigter, ja verhältnismäßig freisinniger Theolog, Lodovico Simonetta, ein gewandter Kanonist, und der Bischof Stanislaus Hosius von Kulm und Ermeland, welcher, so schwach und leidenschaftlich er war, schon bisher durch Restauration des Katholizismus in Preußen und Polen, dann als apostolischer Nunzius in Wien sich große Verdienste um den päpstlichen Stuhl erworben hatte. Ein nachträglich noch beigegebener Nepote des Papstes ist nicht lange in Trient geblieben. In den Händen dieser Legaten lag abermals die Geschäftsführung, und auch die Beschlüsse wurden wie früher durch Stimmenmehrheit der anwesenden Bischöfe und Ordensvorsteher gefaßt. Stanislaus Hosius. 1504—1579.

3. Die Lösung der Aufgabe.

Glänzender als je erschien das Konzil bei seiner dritten Eröffnung (17. Sitzung). Es waren 102 Bischöfe anwesend; ihre Zahl steigerte sich im weiteren Verlauf bis auf 250; dazu eine Menge von Gesandten, Äbten, Ordensgeneralen und Theologen. Aber auch die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens waren nie so zu Tage getreten. Die Spanier hatten wieder ihre Theorie mitgebracht, daß die Residenz der Bischöfe in ihren Diözesen nicht sowohl auf menschlicher Anordnung, als auf göttlichem Recht beruhe. In Voraussicht der Unvermeidlichkeit dieser Debatte und um für andres Zeit zu gewinnen, hatten die Legaten selbst der Synode die Frage gestellt, wie die Residenz zu bewerkstelligen sei. Während man darüber stritt, reichten die kaiserlichen Gesandten, der Erzbischof von Prag und der Bischof von Fünfkirchen, Reformpläne ein, welche keinen Zweifel über die ernsthaften Absichten Ferdinands übrig ließen. Papst, Konklave, Kardinalkollegium, Klosterwesen — alles bedürfe gründlicher Reform, Priesterehe und Laienkelch müssen freigegeben, die Schulen verbessert, die Kirchenlieder deutsch gesungen werden u. s. w. 18. Jan. 1562.

Nachdem man sich schon stark gezankt und die Legaten mehrfach, um die Hitze abzukühlen, die Veröffentlichung der Dekrete vertagt hatten, erschien ein neues Haupt der Opposition in dem Kardinal Karl Guise von Lothringen, der mit einer ganzen Anzahl französischer Bischöfe nach Trient kam. In ihm war das katholische Frankreich, waren die gallikanischen Ideen repräsentiert. Die Opposition. 13. Nov.

Von dieser Seite griff man die Tradition von Basel wieder auf, wie der deutsche Kaiser an die Geschäftsordnung von Konstanz erinnert hatte. Bei den Franzosen stand die Idee der Repräsentativverfassung ebenso obenan, wie bei den Spaniern
27. Juni. die bischöfliche Residenz. Indem sie sich fast allen Forderungen des Kaisers und
Augustin Baumgärtner. 1531–1599. des bayrischen Herzogs, dessen Gesandter Augustin Baumgärtner kurz zuvor durch seine freimütigen Reden die äußerste Besorgnis der Legaten erregt hatte, anschlossen, gingen die Franzosen außerdem geradezu auf die Erklärung los, daß der Papst unter dem Konzil stehe. Dies der wesentliche Inhalt ihrer
1563. Reformartikel, mit deren Übergabe das neue Jahr begann. So spitzten sich die Verhältnisse in Trient immer gefahrdrohender für die Kurie zu; denn während die Spanier zwar den Laienkelch und die Priesterehe verdammten, so daß es zu keinem Zugeständnis auf diesem Punkte kam, kooperierten sie mit den Deutschen und den Franzosen um so tapferer in der Forderung des freien Vorschlagsrechts für die Synode. Daß die Legaten nicht bloß allein dieses Recht üben, sondern überdies sogar über jeden Beschluß, welcher zu fassen war, erst das Gutachten des Papstes einholen wollten, schien allen drei Nationen eine Beschimpfung der Würde des Konzils. Auf diese Weise, meinte der Kaiser, gab es zwei Konzile, ein scheinbares in Trient, ein wirkliches in Rom, und die Franzosen brachten den Scherz auf, der Heil. Geist werde wöchentlich im Felleisen nach Trient geschickt. Da aber den vereinigten Franzosen, Spaniern und Deutschen die Italiener, welche weitaus die Majorität bildeten, widerstanden, kam es fast ein Jahr
17. Sept. 1562 bis 25. Juli 1563. lang überhaupt zu nichts, und man konnte es zehn Monate hindurch nicht einmal zu einer Session bringen.

Das Einlenken. Das Konzil hatte einen Verlauf genommen, da für Rom alles gleich gefährlich war: Fortsetzung, Verlegung, Vertagung, Auflösung. Im Konzil selbst einen Umschwung der Stimmung herbeizuführen, schien unmöglich. Da fand Pius IV. den rettenden Ausweg aus dem Labyrinth. Auf der einen Seite regten sich bei den Nationen selbst verschiedene Interessen. Nur die Deutschen und die Franzosen hatten die Möglichkeit der Revision der früheren Beschlüsse im Auge, nicht aber die Spanier, und ebenso schieden sich die Gesichtspunkte bezüglich der den Protestanten zu machenden Konzessionen. Das göttliche Recht der Residenz war das Pathos der spanischen, nicht aber der französischen Bischöfe. Die letzteren waren zwar zu eitel, der römischen Kirche einen wirklichen Vorrang vor der französischen zuzugestehen, aber ein reineres reformatorisches Interesse, wie es auf seiten der kaiserlichen Regierung gefunden wurde, lag ihnen fern. In Etikettenfragen kam es mehrfach zwischen spanischen und französischen Gesandten zu den ärgerlichsten Szenen. Selbst die romanischen Nationen konnten sich mithin nicht verständigen. So vieler Uneinigkeit gegenüber war Rom im Vorteil. Auf der andern Seite war gerade der gegenwärtige Papst immer der Meinung gewesen, das Heil des Papsttums beruhe fortan auf seinem guten Einvernehmen mit der weltlichen Macht. Die Quellen der Meinungsverschieden-

heiten lagen diesmal nicht in Trient, sondern in Rom, in Wien, Paris und Madrid. Wie wenn man direkte Verhandlungen mit den katholischen Fürsten versuchte, um dann gemeinsam mit diesen das Konzil zu bearbeiten und zum Schluß zu führen? Pius sah sich im Kreise seiner Räte nach einem Mann um, welcher einer solchen Aufgabe gewachsen schien; er fand ihn glücklich aus in jenem Morone, in welchem der Reformator längst hinter dem Kardinal zurückgetreten war. Da die beiden Legaten Gonzaga und Seripando rasch nacheinander starben, benutzte der Papst die Gelegenheit, um dem Konzil in den Kardinälen Morone und Bernardo Navagerio neue Präsidenten zu schicken. Das Ziel des ersteren aber war nicht sowohl Trient, als Innsbruck, wo sich Ferdinand aufhielt. Dort war kurz zuvor schon der Kardinal Guise gewesen, ohne daß die Jesuiten hätten erfahren können, was zwischen ihm und dem Kaiser verhandelt worden war. Jetzt begab sich Morone ebendahin, um ein Meisterstück diplomatischer Kunst zu vollbringen und die ganze Überlegenheit des italienischen Geistes auf diesem Gebiet zu entfalten. Zunächst mußte der verstimmte Fürst begütigt werden. Zürnte er darüber, daß der Papst seine Legaten fortwährend instruiere, so bewies ihm der Kardinal, daß er selbst und die übrigen weltlichen Fürsten es gleichfalls so machten. Auch öffnete er dem Kaiser das Verständnis dafür, daß seine Reformartikel, über deren Hintansetzung er sich beklagte, zwar nicht der Form, aber der Sache nach bereits zur Beratung, teilweise sogar zur Annahme gelangt seien. Bezüglich der Reformen aber stärkte der Italiener des Deutschen wankendes Vertrauen zum Papst; dieser werde schon alles, was man in Trient von ihm verlange, aus freien Stücken und darum auch besser thun. Am Papst werde der Kaiser auch die beste Stütze gegen hochfahrende Bischöfe finden; dagegen sei es gefährlich, den Bischöfen das Recht der Initiative auf der Synode zu verleihen, da sie, einmal im Besitz dieses Rechts, gar bald auch Vorschläge in einem den bisherigen Ansprüchen und Rechten des Staats entgegenlaufenden Sinne machen würden. Einen Fall, in welchem die Legaten sich der ausschließlichen Initiative entäußern wollten, gab Morone selbst zu, aber nicht sowohl zu gunsten der Väter des Konzils, als zu gunsten der Gesandten der Fürsten. Anderseits fiel es dem gewandten Unterhändler nicht schwer, den Bischöfen die Meinung beizubringen, daß nur ein starkes Papsttum ihnen als Stütze gegen die Übergriffe der weltlichen Macht dienen werde; als Köder für sie wurde sogar die Frage wegen der Reform der Höfe aufgeworfen, weil sich die Laien zu viel erlaubten der Kirche gegenüber. So kam es, daß sich die gesamte Physiognomie der Synode jetzt rasch veränderte.

2., 17. März 1563.

April.

Nachdem der müde und mürbe gewordene Ferdinand den Widerstand aufgegeben, machte auch Philipp keine Schwierigkeiten mehr. Er war nie so streng episkopalistisch gewesen, wie sein Gesandter, der Graf Luna; seine eigne Machtstellung war ohnehin auf geistliche Interessen gegründet. Die spanischen Bischöfe konnten unter solchen Umständen mit zweideutigen Formeln über Residenz-

Schluß des Konzils.

pflicht und Vorschlagsrecht abgespeist werden. Eine andre Aufgabe war es, den Kardinal Guise zu gewinnen. Dieser hatte bloß den Ehrgeiz, als Schiedsrichter zwischen den Parteien zu stehen, und wollte nichts weniger als mit dem Papsttum, von welchem er neue Ehren hoffte, brechen. Er träumte sogar davon, als Führer einer anständigen und mäßigen Opposition dereinst den Stuhl Petri zu
September. besteigen. Einstweilen sah er sich Rom einmal an, und der Papst konnte nicht Worte genug finden, um seinen „christlichen Eifer für den Dienst Gottes" zu rühmen. Nach Trient zurückgekehrt, wurde er von Morone als Vertrauter behandelt, einem Legaten ebenbürtig. Seither stand er, mit Erfolg an der schwachen Seite gefaßt, dem Papst zu Gebote. Er führte das Konzil jetzt zu Ende, was ja auch für ihn ein Triumph war. Niemals schritt dasselbe rascher vorwärts. Die Väter schienen nach Sarpis Bemerkung mehr zu fliegen als zu gehen. Alles sehnte sich nach dem Schluß der Synode. Die wichtigsten Dogmen von der Priesterweihe, der Ehe, dem Ablaß, dem Fegfeuer, der Verehrung der Heiligen wurden ganz obenhin behandelt; in dieselbe letzte Zeit des Konzils fallen auch die bedeutendsten reformatorischen Anordnungen, zu welchen es in Trient überhaupt gekommen ist. Die Reform der Fürstenhöfe ließ der Papst fallen; dafür thaten ihm die Fürsten den Gefallen, daß von einer Reform des Haupts jetzt nicht mehr die Rede war; man begnügte sich mit den beschlossenen Reformationen, welche nur die Glieder, nicht aber Kurie, Kardinäle und Konklave, betrafen. „Wenige — erzählte der triumphierende Morone — sahen die Wichtigkeit der Sache ein, und auf diese Weise wurden alle Klippen vermieden." So lief denn das Schiff der Tridentiner Synode nach fünfzehnjähriger Fahrt in den Hafen ein. Ein vortreffliches Mittel der Abkürzung bot die Methode dar, alles Schwierige und Streitige dem Papst zur Entscheidung anheimzugeben. Nur nach seinem Ermessen sollte ausnahmsweise der Laienkelch gestattet werden. Ihm überließ man den Index, den Katechismus, das Brevier, das Missale, das Rituale. Schließlich setzte Guise sogar durch, daß das Konzil den Papst um Bestätigung seiner Beschlüsse anging. An zwei aufeinander folgenden Tagen — man hatte so viel
3. u. 4. Dez. Beschlüsse gefaßt, daß sie an einem nicht alle zu verlesen waren — hatte die letzte, fünfundzwanzigste, Session statt. Der Kardinal Morone erteilte allen Mitgliedern vollkommenen Ablaß und der Kardinal von Lothringen durfte die Akklamationen am Schluß intonieren. Zuerst wünschte er dem Papst, als dem Oberpriester der Universalkirche, Glück und Leben; am Schluß rief er: „Anathema allen Ketzern," und die Väter antworteten: „Anathema, Anathema."

4. Charakter und Ergebnisse des Konzils.

Die Tridentinische Synode ist die Grundlage des neueren Katholizismus geworden. Dreihundert Jahre lang, bis zum Vatikanischen Konzil von 1869 und 1870, ist seither keine Kirchenversammlung gehalten worden, und sofern das Tridentiner Konzil selbst den Papst zum Universalerben der Synodalautorität eingesetzt hat, kann man auch

sagen, daß am katholischen Lehrsystem seither nichts mehr geändert worden ist. Aus den Tridentinischen Beschlüssen ist dasselbe vielmehr in allen Hauptpunkten nach seinen Grundsätzen und nach seinem Inhalt authentisch zu erkennen. Gleichwohl weist dieses Konzil in seinen verschiedenen Stadien nicht immer das gleiche Gesicht auf. Unter Paul III. war es noch beherrscht vom Gedanken einer Auseinandersetzung mit der neu entstehenden Kirche. Es reichten sogar die Schwingungen der neuen Lehre eine Zeitlang hinein bis unter die Väter des Konzils. Besonders als man über Erbsünde, Gnade und Rechtfertigung debattierte, kamen einzelne Thomisten wie der Augustiner Seripando und der Karmeliter Marinier, aber auch Bischöfe wie Nachianti von Chiozza und Martellus von Fiesole, teilweise sogar der Kardinallegat Pole, der protestantischen Auffassung näher, als es der Mehrheit der Väter beliebte. Eine reformatorische Sehnsucht, die von der Scholastik abdrängte, gibt sich namentlich in den Beschlüssen über die Lektüre der Heil. Schrift und über die Predigt kund. Aber im großen und ganzen geriet das Konzil schon hier, zumal angesichts der Rechtfertigungsfrage, entschieden in Gegensatz zur Neuerung, und so wurde durch die damals gefaßten Beschlüsse eine Scheidewand innerhalb der abendländischen Christenheit aufgerichtet, deren Beseitigung auf Jahrhunderte hinaus nicht mehr abzusehen war und ist (vgl. X, 741 f.). Die Gesamtfärbung des Konzils war damals eine entschieden scholastische, und namentlich machten sich die alten Ordensgegensätze geltend. Spanische Dominikaner wie Domingo de Soto und Melchior Canus spielten die Hauptrolle, gewöhnlich als Thomisten. Der Hauptführer der Skotisten dagegen war der Franziskaner Andrea de Vega; aber auch der Dominikaner Ambrosius Katharinus hielt auf diese Seite.

Erste Periode. 1545—1547 (1549).

Dominicus de Soto. 1494—1560. Melchior Canus. † 1560.

Diese oft hervortretenden Gegensätze aus dem Mittelalter vererbter Lehrweisen hatten zur Folge, daß die aufgestellten Lehrformeln vielfach in möglichst weite und unbestimmte Ausdrücke gekleidet wurden. Den einmal festgestellten Glaubenssätzen aber wurde das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt und infolgedessen jedem Dogma das Anathema, d. h. Verdammung aller derer beigefügt, welche dasselbe direkt oder indirekt leugneten. Da nun aber der Kaiser wenig Gefallen daran fand, wenn das Konzil den Fanatismus der Parteien durch neue Anathemas verstärkte, hatte er endlich durch seinen Botschafter das Verlangen gestellt, dasselbe solle überhaupt keine Glaubensartikel mehr formulieren, sondern sich ausschließlich mit der Reformfrage befassen. Aber gerade auf diesem Gebiet thaten sich schon damals unlösbare Schwierigkeiten auf, und die gepflogenen Verhandlungen schlossen sich ganz an den Gegensatz der kaiserlichen und päpstlichen Interessen und an die Schachzüge an, welche Karl V. und Paul III. auf politischem Gebiet wider einander führten. Daneben her liefen die auseinander gehenden Interessen der Bischöfe einerseits, der Ordensgenerale anderseits auf dem Konzil selbst. Zuletzt kam in der fünften Sitzung ein Reformationsdekret zur Verlesung, welches im wesentlichen den Pflichten der Bischöfe im Gegensatz zu den mit Privilegien so reichlich ausgestatteten Bettelmönchen gerecht wird und ihnen namentlich auch die Aufsicht über die in ihren Diözesen kirchliche Funktionen ausübenden Mönche beilegt, wobei jedoch nicht unterlassen wird zu bemerken, daß die Metropoliten hier nur als Bevollmächtigte des apostolischen Stuhls handeln. Aber gerade dies führte auf einen neuen verhängnisvollen Streitpunkt. Der Spanier Peter Pacheco, Bischof von Jaen, fand den Hauptgrund für die Übergriffe der Orden in der Abwesenheit so vieler Bischöfe von ihren Diözesen, und bei Gelegenheit dieser Verhandlungen fiel dann zuerst das Schlagwort vom göttlichen Recht der bischöflichen Residenz.

17. Juni 1546.

Unter Julius III. waren es nur noch in sehr untergeordneter Weise dogmatische Gegensätze, die sich innerhalb der Synode bekämpften, wohl aber hatten sich die päpst-

Zweite Periode. 1551 u. 1552.

lichen Legaten der Politik Karls V. zu erwehren, welche die beiden bereits in sich abgeschlossenen Parteien der abendländischen Christenheit wieder gewaltsam vereinigen wollte. Der scheinbar glückliche Erfolg, daß jetzt protestantischerseits Gesandte und Theologen auf dem Konzil erscheinen, will nichts mehr besagen, da dieselben von den Legaten nicht als christliche Brüder, mit denen man verhandelt, sondern als ausgemachte Ketzer, die sich zu unterwerfen haben, behandelt wurden. Als das Konzil die alte scho-
11. Okt. 1551. lastische Lehre von der reellen und körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl, von der durch die Konsekration geschehenden Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi (Transsubstantiatio), endlich von der diesem Sakrament gebührenden göttlichen Verehrung (Latriae cultus)
25. Nov. aussprach, und als es diesem Beschluß denjenigen vom Sakrament der Buße folgen ließ und priesterliche Absolution und satisfaktorische Werke für göttliche Stiftungen erklärte, war der Riß zwischen beiden Lehrformen nur noch tiefer und durchaus desperat geworden.

Dritte Periode. Unter Pius IV. endlich handelte es sich nirgends mehr um Vereinigung mit den
1562 u. 1563. Protestanten, sondern lediglich darum, die alte Kirche gegenüber der neuen in eine möglichst vorteilhafte Situation zu bringen. Die kirchlichen Fragen wurden daher ebenso breit, als die dogmatischen kurz und nicht selten auf ganz diplomatische Art abgemacht. Als Nachtrag zum Abendmalsbeschluß wurde festgestellt, daß die doppelte Gestalt der Eucharistie keineswegs zur Vollständigkeit des Sakramentsgenusses erforderlich sei, daß
17. Sept. 1562. überhaupt die Eucharistie nicht bloß Sakrament, sondern auch Sakrifizium sei, d. h. ein Opfer, wodurch derselbe Christus, welcher sich blutig am Kreuz dahingegeben hat für die Sünden der Menschen, immer wieder aufs neue, als Hostie, unblutig, durch die Hand des Priesters in der Messe geopfert und Gott dargebracht werde, und daß dieses wiederholte Opfer für Lebende und Tote dieselbe sühnende Kraft besitze wie das Opfer Christi am Kreuz. Da auf diese Weise die Kirche des Neuen Testaments im Abendmahl ein sichtbares Opfer empfangen hat, so muß sie in derselben Weise auch ein sichtbares Priestertum besitzen. In diesem Sinne haben die Beschlüsse der dreiundzwan-
25. Juli 1563. zigsten Session über die Priesterweihe die Hierarchie theoretisch begründet. Nur Bischöfe können die Ordination erteilen; nur Ordinierte können taufen, opfern, Beichte hören und Sünden vergeben, kein Ordinierter kann wieder Laie werden. Obgleich gerade die Priester nicht heiraten können, wurde doch in der folgenden Session die Ehe für
11. Nov. ein Sakrament und für unauflöslich erklärt; zu stande komme sie lediglich durch Willenserklärung der Verlobten in Gegenwart des Pfarrers und zweier qualifizierten Zeugen, also nicht durch das priesterliche Machtwort. Gleichwohl gründet die Synode auf den sakramentalen Charakter der Ehe das Recht der kirchlichen Gerichtsbarkeit über alle Ehestreitigkeiten. Gleichzeitig wurden die mosaischen Ehehindernisse adoptiert und der Kirche das Recht zugesprochen, von sich aus auch noch andre Verwandtschaftsgrade zu bestimmen, welche dieselbe Wirkung haben sollten.

Die Residenz der Bischöfe. Wie durch solche Beschlüsse theoretisch, so wurde die Hierarchie praktisch neubegründet durch die Tridentinischen Reformationsartikel. Eine Reform kann man dies zwar nicht in dem Sinne nennen, als ob etwa die kirchlichen Einrichtungen und Lehren dem Sinne des ursprünglichen Christentums und der Bildungsstufe des Zeitalters gemäß erneuert worden wären, wohl aber insofern, als durch das Tridentinum jene grobe Vermischung von weltlichen und geistlichen Interessen, jene Überwucherung der ersteren und Verfälschung der letzteren, wie sie den ersten und nächsten Anstoß zur Reformation gegeben hatte, aufgehoben und die Kirche bis zu einem gewissen Grad wieder auf ihre Idealität zurückgeführt wurde. Insofern bleibt das Konzil immerhin eine der Reformation analoge Erscheinung auf katholischem Boden. Manches Altkirchliche wurde

zurückgeführt, viele grobe Mißbräuche abgeschafft. Es wurden Seminare gegründet, um den künftigen Klerus darin in strenger Zucht und Gottesfurcht aufzuerziehen; die Zügel der Kirchenzucht wurden wieder streng und unnachsichtig angezogen; die Pflichten der Pfarrer neu eingeschärft, die Mitwirkung der Klostergeistlichkeit in bestimmte Grenzen verwiesen; den Bischöfen wurde die Beaufsichtigung des Klerus, aber nicht minder auch die Sorge für ihre eigne Herde auf die Seele gebunden. Dies führt uns auf den das ganze Konzil sich hindurchziehenden und auch unter Pius IV. sofort wieder in den Vordergrund tretenden Streit wegen der Residenzpflicht der Bischöfe. Der Dominikaner Pedro de Soto, welcher in der letzten Periode des Konzils eine ähnliche Rolle spielte, wie in der ersten sein Ordensgenosse und Namensverwandter, schrieb noch sterbend an den Papst einen dringlichen Brief in dieser Sache. Um so vielen Eifer zu verstehen, muß man erwägen, daß der von den spanischen Bischöfen eingebrachte Antrag, diese Pflicht für göttliche Anordnung zu erklären, nicht bloß im Interesse der Verbesserung der kirchlichen Zustände gestellt wurde, sofern die Abwesenheit der Bischöfe von ihren Diözesen, die sogenannte „Nichtresidenz", eine Quelle der größten Korruption namentlich auch der Kumulation von Stellen, war, sondern auch die päpstlichen Privilegien und Einkünfte wesentlich beschränkte. Die Päpste pflegten nämlich von der Residenzpflicht zu dispensieren und konnten auf diese Weise mehrere Bistümer in eine Hand geben, so daß viele Bischöfe, fern von ihren Diözesen die fetten Einkünfte derselben verzehrend, ihre Sprengel nicht einmal kennen lernten, geschweige denn sich um die Zustände der Kirche daselbst kümmerten. Aber nicht bloß die Dispensationsbefugnisse des Papstes wären geschmälert worden, nicht bloß die reichlichen Abgaben, welche für solche Dispensationen geleistet werden mußten, wären hinweggefallen, wenn die Spanier ihren Antrag vollkommen durchgesetzt hätten, sondern es hätte auch die theoretische Voraussetzung desselben Bestätigung erlangt, daß die Bischöfe nicht erst durch Vermittelung des Papstes, sondern unmittelbar von Christus eingesetzt, daher kraft göttlicher Anordnung an ihre Herde gebunden seien. In dieser Richtung spitzte sich die Debatte namentlich unter Pius IV. zu, und deswegen enthält die Residenzkontroverse geradezu die entscheidende und prinzipielle Fragestellung, ob die Rechte des Episkopats göttlicher und selbständiger Natur oder nur ein Ausfluß der kirchlichen Gesetzgebung und der päpstlichen Gewalt seien. Ersteres behaupteten schon 1546 die spanischen Bischöfe Pacheco und Carranza, unter den Gelehrten namentlich die Dominikaner, wie Domingo de Soto, und seit 1562 der Erzbischof Guerrero von Granada; letzteres zu Anfang wie zu Ende des Konzils mit gleicher Konsequenz die Jesuiten. Durch die Bemühungen der letzteren wurde wenigstens soviel erreicht, daß das Konzil es ablehnte, den theoretischen Streit zu entscheiden. In der Sache selbst aber kehrte man zu den früheren Bestimmungen zurück: die sechste Session erneuerte unter Androhung erhöhter Strafen das altkirchliche Residenzgebot und verbot zugleich den Bischöfen, in andre Sprengel überzugreifen. Diesem fügte die dreiundzwanzigste Session die zweideutige Formel, daß „alle, welchen eine Seelsorge anvertraut ist, kraft göttlicher Vorschrift verbunden seien, ihre Schafe zu kennen", und vier allgemein gehaltene Ausnahmsfälle bei: Bischöfe sollten von der Residenz dispensiert sein, wenn die christliche Liebe, eine dringende Notwendigkeit, der Gehorsam gegen die Obern oder ein sichtlicher Nutzen für Kirche oder Staat es so verlangen.

Pedro de Soto. † 20. April 1563.

13. Jan. 1547.

25. Juli 1563.

Einen ganz ähnlichen Verlauf hatte übrigens der gleichfalls prinzipielle Streit über den Titel der Synode, welcher später zu einem Streit über das Vorschlagsrecht wurde. Schon in der zweiten Session verlangten die französischen Bischöfe bezüglich des Titels, unter welchem die Synode eröffnet worden war (sacrosancta synodus), den von Konstanz und Basel her bekannten Zusatz, wonach die Synode die ganze Kirche

Der Kompetenzstreit.

7. Jan. 1546.

repräsentiert (universalem ecclesiam repraesentans). Die Legaten des Papstes zogen die Sache hin und eröffneten selbst beim dritten Beginn die Sitzungen wieder
18. Jan. 1562. mit einer Formel, welche das Recht der Initiative ihnen selbst zusprach (proponentibus legatis). Dadurch war das Konzil fast zu einer nur beratenden Körperschaft herabgedrückt. Nachdem man sich lange gezankt, brachte endlich der Kardinal von
11. Nov. 1563. Lothringen ein Dekret zur Annahme, wonach jene Formel zwar nicht zurückgenommen, jedoch erklärt wurde, daß dadurch an der üblichen Verhandlungsweise nichts solle geändert erscheinen — ein Auskunftsmittel, welches zumal am Schlusse der Synode einen fast komischen Eindruck machte.

An die ursprüngliche Absicht, die Macht des Papstes zu beschränken, konnte man sich in den letzten Wochen der Synode vollends nur unter Erröten erinnern. Die seit
Die Jesuiten auf dem Konzil. Jahrhunderten schwebende Frage zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus, zwischen Papismus und Episkopat war zum Austrag gekommen; aber zum alleinigen Vorteil des Papstes. Selbst der bedeutendste Vertreter des Gallikanismus mußte sich schließlich sagen, daß nur in einheitlicher Zusammenfassung die alte Kirche noch ferner werde zu halten sein. Man hatte nur die Wahl zwischen nationaler Trennung oder Unterwerfung unter die absolute Papstgewalt. Ersteres hätte dem Protestantismus zugetrieben. Letzteres forderte das Opfer der Selbständigkeit der Landeskirchen und der konstitutionellen Ideen. Dafür daß die Entscheidung so fiel, wie sie fiel, hat sich niemand mit so klarem Bewußtsein interessiert, als der Jesuitenorden, welcher in den letzten Jahren eine Großmacht auf dem Konzil geworden war. Er lehrte in einem von italienischen Interessen freieren, thatsächlich universalen Papsttum die Macht erkennen, welche allein dem Umsichgreifen protestantischer Ideen auf die Dauer werde widerstehen können, und er hat sich darin nicht getäuscht. Außerdem suchte er sich möglichst allseitig noch der Erziehung des Klerus zu bemächtigen, um sie strenger im kirchlichen Sinne zu gestalten. In allem übrigen waren die Jesuiten die extremsten Anwälte aller Ausartungen und Übergriffe der päpstlichen Herrschaft. An ihrer Spitze wirkten in Trient Lainez und Salmeron. Dieselben hatten sich das wohl ausgesonnene Vorrecht verschafft, daß dieser zuerst, jener zuletzt sprechen durfte. Besonders seitdem er General geworden war, führte Lainez eine immer kühnere und verletzendere Sprache.
16. Juni 1563. Er erklärte in der Kongregation offen, daß die römische Kirche, weil sie höher sei als alle Partikularkirchen zusammen, wohl diese reformieren, nicht aber von ihnen, und seien sie auch auf einem Konzil vereinigt, reformiert werden könne. Denn der Jünger sei nicht über dem Meister, der Knecht nicht über dem Herrn. Ja er stand sogar nicht an, zu behaupten, vieles, was man als einen Mißbrauch betrachte, sei in Wahrheit ein Vorzug der Kirche, so namentlich der Reichtum ein Geschenk Gottes; die Annaten und übrigen Abgaben an Rom aber seien göttlichen Rechts. Teils innerhalb, teils, und noch mehr, außerhalb des Konzils wirkte in demselben Sinn Canisius, indem er den Kaiser bestimmte, allmählich in seinem Drängen auf Reformen nachzulassen, so daß, da von seinem Verhalten auch die beiden andern katholischen Hauptmächte, Frankreich und Spanien, bestimmt wurden, mit der Zeit jede Pression der Staaten hinwegfiel und das Konzil zuletzt nur noch im Interesse Roms arbeitete. — Ferner erklärte Lainez in der schon angeführten Rede, daß der Papst mit Christus vollkommen gleiche
20. Okt. 1562. Autorität habe, nachdem er schon Jahrs zuvor in einer nicht minder berufenen Rede, für welche ihm die Legaten eine ganze Sitzung einräumten, ausgeführt hatte, die ganze Gewalt der Jurisdiktion sei dem Papst vollständig übergeben, die Kirche ihrerseits aber sei, wie sie sich nicht selbst ihre Entstehung verliehen habe, so auch in ihrem Bestehen ohne Freiheit und Eigengewalt; die Schafe, welche Petrus weiden sollte, seien Tiere ohne Vernunft u. s. w. Der Unterschied der Verfassung der Kirche von derjenigen der mensch-

lichen Gemeinwesen bestehe darin, daß die letzteren sich ihre Regierung selbst gestalten und daher frei seien, die Quelle aller Jurisdiktion in sich selbst haben und nur die eigne Gewalt den Obrigkeiten übertragen. So kamen die Jesuiten über dem Eifer, den gründlichen Unterschied zwischen Kirche und Staat festzustellen, hinsichtlich des letzteren auf die Lehre von der Volkssouveränität, und wir haben bereits gesehen, wie dieses Prinzip in der That vom Orden weiter verfolgt und je nach Bedürfnis ausgebeutet worden ist (S. 31 ff.).

Dieselben Jesuiten waren es auch, welche schon früher auf dem Konzil die Ordensdoktrin der Franziskaner von der unbefleckten Empfängnis der Maria lebhaft unterstützt und der Kontroverse über den Kardinalpunkt von der Rechtfertigung die Wendung gegeben hatten, infolge deren dieselbe zuletzt im scholastischen Sinne auf die Wiedergeburt und die guten Werke zurückgeführt, jede Vermittelung mit der entgegenstehenden protestantischen Lehre also ausgeschlossen wurde. Überdies leisteten sie während des ganzen Konzils, indem sie in die deutschen und französischen Beratungen eindrangen, ersprießliche Dienste als Spione der päpstlichen Legaten. Seit Trient wußte man in Rom, was man an den Jesuiten hatte; sie haben das Papsttum von der Gefahr eines konstitutionellen Konzils für immer befreit. Freilich geschah dies, teilweise wenigstens, um den Preis, daß seither der Katholizismus selbst sich der Signatur des Jesuitismus immer schwerer entziehen konnte.

Stellung der Konfessionen infolge des Konzils.

Überhaupt bestand zwar die große Leistung des Tridentiner Konzils darin, daß es, was entweder stets zweifelhaft gewesen oder infolge der letzten Reformationsstürme schwankend geworden war, festigte und dem rüttelnden Sektengeist und Neuerungsdrang ein Bollwerk von sehr dauerhaftem Gefüge entgegenstellte. Aber die abendländische Weltkirche, wie sie bisher bestanden hatte, gab man dafür preis. Nur noch die romanischen Völker hielten ganz fest und ungeteilt an diesem restaurierten Katholizismus. Die germanische Welt war zum großen Teil abgefallen und wurde dadurch, daß die zuvor flüssigen scholastischen Theorien in Trient zu festen Lehrformen sich kristallisierten, für immer ausgeschlossen. Man konnte sich über dieses Resultat nur trösten, wenn man in der Weise der Jesuiten in der einheitlichen Machtentfaltung, welche der Kirche innerhalb dieses beschränkten Gebiets gesichert war, einen alle Verluste aufwiegenden Vorteil und in der Thatsache, daß die Unabhängigkeit der päpstlichen Gewalt von den Konzilen jetzt fast zweifellos und ausschließlich nationale Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche für die Zukunft unmöglich geworden waren, ein Vorzeichen endgültigen Sieges zu erblicken vermochte. Aber eben indem man solchergestalt dem kirchlichen Dogma und dem kanonischen Recht eine Einheit und Festigkeit verlieh, die sie bisher noch nicht gehabt hatten, machte man aus dem Gegensatz der Konfessionen einen noch umfassenderen und bald über den rein dogmatischen Gesichtspunkt weit hinausgehenden Gegensatz der Weltanschauung und der Lebensauffassung. Seit den Zeiten des Tridentinums ist der Katholizismus nahe daran, irreformabel zu werden. Alle freisinnigen Kräfte, selbst solche, welche in der mittelalterlichen Kirche sich noch unbefangen hervorwagen durften, wurden jetzt sorgfältig und mißtrauisch überwacht und wo nur immer möglich unterdrückt. Wenn solche Argusaugen, wie der Jesuitismus und die Inquisition sie besaßen, alle geistigen Regungen kontrollieren, so wird es bald zwar nicht an Verdächtigen und Schuldigen, aber an Mutigen und Fähigen fehlen. Daher die allgemeine Erlahmung der Geister, selbst in Italien, von wo der Humanismus einst die Welt erleuchtet und eine neue Zeit herbeigeführt hatte (X, 348). Allerdings mußten jetzt die frivolen und lasciven Faktoren in der darstellenden Kunst und in der schönen Litteratur zunächst das Feld räumen. Zugleich aber wich auch die Begeisterung für das Altertum der kirchlichen Gesinnung, die schöpferische Geistesthätigkeit der kla-

vischen Reproduktion. Selbst die Kunst ward aufs empfindlichste von dem sentimentalen, kraftlosen Ungeschmack berührt, der im Gefolge der neuen Richtung einherging (X, 381). Originalität wurde auf allen Gebieten gebannt und ausgetrieben. Die katholische Welt schien die Satzungen eines Jesuitenkollegiums annehmen zu wollen. Zuerst hatte die Kirche die Zensur und den Index erfunden, um dadurch die Resultate selbständiger Forschung und rücksichtsloser Kritik dem Bewußtsein der Völker und der Individuen womöglich einfach zu entziehen. Dann verfielen auch die katholischen Staaten im Interesse der fürstlichen Autokratie auf dasselbe Mittel des Bücherverbots.

Das Ergebnis dieses mit so entsetzlicher Konsequenz betriebenen Weges hätte ein allgemeiner Stillstand der Geister werden müssen. Denn nachdem alles Streben nach gründlicher Reform und Neuerung zurückgewiesen war, konnte der Katholizismus nicht anders als jenen Charakter der Stabilität annehmen, welcher sich mit dem Geiste der freien Fortbildung und ungehemmten Bewegung, wie er sich immer wieder im Protestantismus Bahn brach, in unlösbaren Zwiespalt setzte. Dafür durfte freilich die katholische Kirche seither mehr als jemals zuvor den Vorzug der Einheit, der Gleichförmigkeit und Unwandelbarkeit in Anspruch nehmen, auf ihren kunst- und poesiereichen Kultus hinweisen und die unabhängige, selbstbewußte Stellung rühmen, welche sie dem Staat gegenüber einnahm. Auf allen diesen Punkten mußte die Kirche, welche der Protestantismus hervorgerufen hat, zurückstehen hinter der stolzen und feindlichen Schwester. Dafür aber hat sie, wenigstens in ihren besseren Zeiten, das hohe Gut der Freiheit besessen; sie hat eine wirkliche Theologie hervorgebracht und sich wirksamst bei der Ausbildung der neueren Philosophie beteiligt. Überhaupt aber ist der Protestantismus nicht bloß ein kirchliches, sondern auch ein wissenschaftliches, ja selbst ein politisches Prinzip. Von der Tridentinischen Kirche und ihren Oberhäuptern ging die Idee der absoluten Monarchie aus, welche von den großen katholischen Staaten Europas bis ins achtzehnte Jahrhundert herein gepflegt wurde, während der in Trient zu Fall gebrachte Gedanke der Repräsentativverfassung vom protestantischen Geist diesseits und jenseits des Ozeans erfaßt und endlich fast überall im modernen Europa zur siegreichen Geltung gebracht worden ist.

5. Nachgeschichte des Konzils.

Päpstliche Bestätigung. Pius IV. fühlte sich nach Schluß des Konzils in der vollen Überlegenheit eines klugen Menschen, dem es gelungen ist, eine ganze Welt nach seinem Willen zu lenken. Er besann sich sogar, ob er die Beschlüsse der ihm doch so unterwürfigen Synode bestätigen wolle. Es bedurfte der nachdrücklichsten Vorstellungen von seiten Morones und Simonettas zu gunsten ihres Werks, um ihn zu einem Schritt zu bestimmen, worin die päpstlichen Ultras eine Beeinträchtigung seiner Würde sahen. Endlich erfolgte die Bestätigung und damit der
20. Jan. 1564. faktische Beweis der übergreifenden Papstgewalt gegenüber der Synodalautorität. Die authentische Interpretation der Beschlüsse behielt der Papst sich selbst vor, und zwar sich persönlich. Allen Klerikern und Laien wurde unter Androhung der schärfsten Strafen untersagt, Kommentarien und Anmerkungen zu den Synodalbeschlüssen herauszugeben. Überzeugt aber, wie er stets war, daß auf dem Wege weiser Mäßigung das Größte zu erreichen sei, gestattete er bald darauf dem Kaiser Maximilian, mit dessen Anerkennung er gleichfalls etwas

gezögert hatte, und dem Bayernherzog Einführung des Laienkelchs. Im übrigen glaubte man zu bemerken, daß seit Durchführung des großen Synodalwerks seine Spannkraft nachlasse, und daß Tafelgenüsse und Baulust mehr Anziehungskraft für ihn als je offenbarten.

Die meist nur stillschweigende Annahme des dogmatischen Resultats seitens der katholischen Welt schloß die Annahme der Reformartikel noch nicht ein. Vielmehr waren zwar nicht Portugal, Polen und die italienischen Fürstentümer, wohl aber gerade die drei Hauptstaaten in letzterer Beziehung mehr oder weniger bedenklich. Ferdinand I. weigerte sich im Interesse des Laienkelchs, den man ihm schnöde verweigert hatte. Erst seinem Sohn Maximilian machte Pius IV., wie soeben gezeigt wurde, auch diese Konzession. Infolge dieser, stets nur die Hauptsachen verfolgenden Politik fanden die Beschlüsse unter Max II. Aufnahme im katholischen Deutschland (Reichstag zu Augsburg). Anders ging es in Spanien, Neapel und Belgien, wo Philipp II. die Beschlüsse erst mit der Zeit und unter Vorbehalt der Rechte der Krone verkündigen ließ. In Frankreich vollends fanden nur diejenigen Reformdekrete ungehinderten Eingang, welche sowohl den dortigen Staatsmaximen und Kronprivilegien wie den kirchlichen Gesetzen und Gewohnheiten entsprachen. Was dem aber entgegen war, das verwarfen die 1593. Räte des Königs und die Behörden des Reichs, insonderheit die Parlamente. Sind später auch die Stände zur Annahme gezwungen worden, so haben doch 1614. die Könige selbst sich niemals ausdrücklich unterworfen.

Annahme der Beschlüsse seitens der Staaten.

Für die litterarische Betriebsamkeit der streitbaren Theologie jener Zeit boten natürlich die Beschlüsse der Synode ein unerschöpfliches Material des Angriffs und der Verteidigung. Die protestantische Bekämpfung des Konzils beginnt mit Calvin (Acta synodi tridentinae cum antidoto, 1547) reformierter-, mit M. Chemnitz (Examen concilii tridentini, 1565—1573) lutherischerseits. Unter den Katholiken hatte sich besonders Kassander durch milde Entgegnung auf Calvins Angriffe (1561) den Namen eines Vermittelungstheologen erworben. An ihn und Wicelius wandte sich nun Kaiser Ferdinand, als er die Unbrauchbarkeit der Tridentiner Beschlüsse für das von ihm beabsichtigte Friedenswerk erkannte. Sofort schrieb Kassander in Köln ein Gutachten über die 1564. Vereinbarkeit der Augsburgischen Konfession mit der katholischen Lehre, worin er die letztere idealisiert, Priesterehe und Laienkelch für unter Umständen gestattbar erklärt und die Unionsgrundlage in der Lehre der alten katholischen Kirche findet. Natürlich wurde der friedfertige Schwärmer verlacht und sein Buch auf den Index gesetzt. Auch später noch dauerten wie die Widerlegungen, so auch die Vereinigungsversuche fort, aber mit wenig Erfolg und mit stets abnehmendem Eifer.

Polemik.

Georg Kassander. † 1566.

Noch sind einige päpstliche Akte, die zur Vervollständigung des Synodalwerks dienten, zu erwähnen. In Rom hatte man schon während des Konzils die Absicht, die weltlichen und geistlichen Behörden durch ein besonderes Glaubensbekenntnis feierlich zu

Ausführung der Beschlüsse.

29. April 1563. verpflichten. Die zu diesem Behuf dem Konzil übergebenen 17 Sätze erregten natürlich großes Bedenken auf seiten der weltlichen Vertreter. Die letzten Sessionen sprechen da-
11. Nov., 3. u. 4. Dez. 1564. her von Glaubens- und Gehorsamseiden ohne ein Formular mitzuteilen. Ein solches ließ erst Pius IV. redigieren und publizieren. Dasselbe (professio fidei Tridentinae) verpflichtet alle Geistliche und Professoren zum Gehorsam gegen die Synodalbeschlüsse und zu unbedingter Unterwürfigkeit gegenüber dem Stuhl Petri. Gleichzeitig erfolgte auch die Veröffentlichung der Konzilsbeschlüsse, vornehmlich aber auch die Aufstellung
24. März. jenes vom Konzil dem Papst übertragenen Index. Unter dem folgenden Pontifikat wurde das Tridentinum nicht bloß von Diözese zu Diöcese zu fast allseitiger Anerkennung
1566. gebracht, sondern es erfolgte auch, um den Pfarrern den Sinn der Beschlüsse klar zu machen, die Herausgabe des von der Synode beabsichtigten Katechismus (Catechismus romanus, meist von der Hand der zu Trient gewesenen Dominikaner Franz Foreiro und Ägidius Foscarari), woran sich später gleichfalls in Ausführung tridentinischer
1592. 1614. Beschlüsse die kirchliche Ausgabe der Vulgata und des römischen Rituals schlossen. Für die authentische Auslegung der Synodalbeschlüsse aber setzte Sixtus V. eine eigne Kongregation von Kardinälen nieder, so daß auch insofern die Tridentinischen Beschlüsse dazu dienten, alle Fäden des kirchlichen Regiments in den Händen des Papstes zusammenlaufen zu lassen. Nur eines konnte im Grunde seither noch fraglich erscheinen. Während auf der Synode die Kirche noch von einer großartigen Voraussetzung ihrer selbst ausging, daher auch nichts über die eigne Unfehlbarkeit bestimmte, spricht der römische Katechismus die Lehre von der infallibeln Kirche aus, und man konnte insofern immer noch zweifeln, ob diese Infallibilität dem Papst für sich allein als dem Repräsentanten der Gesamtkirche oder aber ihm in Übereinstimmung mit dem auf den Konzilen sich aussprechenden Episkopate zukomme. Es blieb dem neunzehnten Jahrhundert aufbehalten, diesen letzten Zweifel auf einem letzten ökumenischen Konzil zu zerstreuen.

IV. Die Reformation in Italien.

Eigentümlichkeit der italienischen Reformbewegung. Der Wall der Alpen hatte den Siegeslauf der Ideen Luthers und Zwinglis nicht aufzuhalten vermocht. Eine große Bewegung durchzog die Apenninische Halbinsel bis zum äußersten Süden und erwarb sich zahlreiche Anhänger und Freunde in fürstlichen Palästen wie in armen Hütten. Aber vermöge eines eigentümlichen Zusammentreffens günstiger und ungünstiger Verhältnisse nahm dieselbe in Italien einen ganz eignen, von andern Ländern verschiedenen Verlauf. Auch hier hatte der Humanismus, der ja in Italien entstanden war, die scholastische Theologie entwurzelt und insofern der religiösen Bewegung vorgearbeitet. Aber in den eigentlichen Volksschichten war das neue Regen des Geistes kaum bemerkbar geworden. Schon damals war es, wie vielfach noch jetzt, der Fall, daß die gebildeten Stände dem offenen Indifferentismus und Unglauben huldigten, während das Volk in rohem Aberglauben und im äußerlichen Dienst der Werkheiligkeit befangen blieb. Nur bei verhältnismäßig wenigen hatte jener wissenschaftliche Geist, welchen der Humanismus erweckte, eine religiöse Richtung genommen. Im allgemeinen war und blieb der Protestantismus in Italien eine ausländische, durch deutsche Studenten und Soldaten, durch Franzosen, die sich

am Hofe Renatas von Ferrara aufhielten, und durch Spanier wie Juan Valdez in Neapel importierte Pflanze. Meist beschränkten sich daher die Erfolge der Reformation auf engere Kreise. Nirgends wurde in dem äußerlich so zerstückten Italien die Sache des Evangeliums zur Fahne einer kompakten, fest zusammenhängenden Partei. Es waren durchweg einzelne gebildete Zirkel oder volksmäßige Konventikel, wo sie ihren Herd fand. Aber hier machte sie im stillen, besonders seit 1530, bedeutende und verheißungsvolle Fortschritte, bis endlich seit 1542 die römisch-katholische Reaktion sich mit aller Macht zum Kampf dagegen erhob, und Inquisition, Jesuitismus und weltliche Gewalt sich zu schonungsloser Ausrottung der kleinen Häuflein von Protestanten verbanden.

Neben den entschiedenen Anhängern der schweizerischen oder lutherischen Reformation sehen wir aber auch eine evangelische Richtung innerhalb des hohen katholischen Klerus selbst Raum gewinnen. Schriftsteller, wie der Dichter Marcantonio Flaminio, der Benediktiner Giambattista Folengo zu Monte Casino und der edle Kardinal Federigo Fregoso wirkten in wahrhaft reformatorischem Sinne. Eine mehr praktische Vertretung fanden die Reformgedanken in den Bischöfen Morone und Foscarari von Modena und San Felicio von Cava. Aber schon unter Paul III. war der Umschlag eingetreten und unter Paul IV. wanderten die zuletzt Genannten ins Gefängnis. Nur zu bald über- 1557.
wogen aber auch bei ihnen selbst die Interessen der Stellung und der Verhältnisse. Um das Schisma zu vermeiden, gaben sie allmählich auch die Reform preis, und wie sie, so fügten sich in der Folge auch ihre Anhänger. Die auf Herstellung des vollen mittelalterlichen Katholizismus losarbeitende Partei gewann das Übergewicht. Seither stand es in Rom fest, daß die Feinde nur vermittelst durchgreifender Gewaltmaßregeln niederzuwerfen seien, und der italienische Protestantismus bekam diese blutige Politik in vollem Maß zu fühlen.

Der erste Schritt, welcher die neuen Wege der Kurie verriet, war die durch Die Reaktion.
eine päpstliche Bulle verkündigte Errichtung eines obersten Inquisitionstribunals 21. Juli 1542.
in Rom, welches nach dem Vorbild des spanischen Offiziums mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod in Glaubenssachen richten sollte, und zwar mit rücksichtsloser Strenge gegen jedermann ohne Unterschied des Standes und der Person. Sechs Kardinäle bildeten diese „Kongregation des heiligen Offiziums“, welcher der weltliche Arm überall schuldige Hilfe zu leisten hatte. Caraffa, der an der Spitze stand, richtete sofort aus eignen Mitteln Zimmer für Beamte und Gefängnisse für Verdächtige ein; er versah sie mit Schlössern und Riegeln, mit Blöcken, Ketten und Torturwerkzeugen, so daß die Arbeit unverzüglich beginnen konnte. Keine weltliche Macht hat sich dem grausamen Unternehmen widersetzt, vielmehr nahmen nacheinander Toscana, Mailand, Neapel und Venedig das neue Institut auf, welches freilich in beiden letztgenannten Reichen der Aufsicht des Staats unterstellt blieb. Es folgte die weitere Bestimmung, daß ohne Be- 1543.
willigung dieser Inquisition kein Buch mehr gedruckt werden durfte. So hatte

die Entscheidungsstunde für das Los des Protestantismus in Italien geschlagen. Von Rom aus sandte Caraffa seine Späher nach allen Seiten und überallhin ergingen Anregungen zu gewaltsamem Einschreiten. Unter den ersten, welche sich zur Flucht genötigt sahen, waren Peter Martyr Vermili und Ochino. Ihnen folgten viele, die sich um des Glaubens willen von Vaterland und allem, was ihnen teuer war, losreißen mußten. Andre büßten im Kerker oder in den
1550. Flammen. Als erster Blutzeuge der italienischen Reformation gilt Fanino da Faenza in Ferrara. Gleichzeitig wurde der dreißigjährige Domenico della
1553. Casabianca verbrannt. Drei Jahre später starb nach treuem Bekenntnis der Franziskaner Giovanni Mollio da Montalcino zu Rom den Märtyrertod. Noch heftiger wurden die Verfolgungen unter Paul IV., welcher der Inquisition seine volle Teilnahme und Aufmerksamkeit schenkte und in ihr „den einzigen Stolz des Papsttums in Italien" sah. Aber auch nachdem Pius IV. den päpstlichen Thron bestiegen, wurde die Sache nicht besser. Wie unter Paul IV. der vierundzwanzigjährige Pomponio Algieri, so wurde unter Pius IV., ja in seinem Beisein, der kalabresische Waldenserprediger Lodovico Pascali
1560. verbrannt. Dem Vorbild der französischen Waldenser folgend hatten auch die italienischen im Norden und Süden die Reformation angenommen. Als nun nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen die Absicht verlauten ließ, seine waldensischen und protestantischen Unterthanen in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, wies ihn der Papst selbst auf den Weg der Gewalt als den einzig lohnenden hin. Gleichzeitig schickte der Jesuitengeneral Lainez den stets reisefertigen Possevino (S. 18) an ihn
1561. ab, um ihn in solchen Grundsätzen zu befestigen. Der Sendling durchzog zunächst die friedlichen Thäler von Piemont und Savoyen, um seine Schlachtopfer kennen zu lernen. Dann ließ der Gouverneur von Pinerolo 2000 Mann ausrücken; aber die Waldenser leisteten diesmal bewaffneten Widerstand und erhielten sich die Religionsfreiheit. Um so trauriger war ihr Geschick in Kalabrien, wo die Gemeinden von Casal di San Sisto und Guardia Fiscalda zerstört und eine Menge von Männern und Frauen von dem rohen Inquisitor Panza auf die Folter gelegt und grausam zu Tode gebracht wurde. In dem benachbarten Montalto wurden in 11 Tagen an 2000 Menschen wie Herdenvieh abgeschlachtet. Die Seelsorge an den Hinzurichtenden hatten die Jesuiten übernommen. Die Übriggebliebenen wurden auf die spanischen Galeeren geschickt, die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahm aber auch die römische Inquisition immer festere Gestalt und immer ausgedehntere Wirkungs-
Michele Ghislieri. kreise an. An ihrer Spitze stand der zelotische Dominikaner Michele Ghis-
1504–1572. lieri. Die Ausrottung des Protestantismus in Italien ist hauptsächlich sein Werk. Nachdem er gar den päpstlichen Thron bestiegen hatte (Pius V.), ließen in Rom die Erdrosselungen, Enthauptungen und Verbrennungen nicht ab. Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrechen bestrafte, auch

den alten von zehn und zwanzig Jahren her forschte er nach. Auf ein päpstliches Schreiben hin ließ der Herzog Cosimo von Florenz an eigner Tafel seinen Gast, den früheren päpstlichen Protonotar und Minister Clemens' VII., Pietro Carnesecchi, den Freund der eben erst durch den Tod einer Citation nach 1566.
Rom entgangenen Julia Gonzaga, festnehmen und zur Hinrichtung nach 1567.
Rom ausliefern. Damals fand auch Antonio dei Pagliarici, unter dem Aonio Paleario.
Namen Aonius Palearius bekannt, der als Humanist und Lehrer der Be- 1500—1570.
redsamkeit in ganz Italien und im Auslande großes Ansehen genoß, die Märtyrerkrone. Er wurde zu Mailand verhaftet und, nachdem er drei Jahre im Kerker geschmachtet, zu Rom verbrannt. Schon als er noch zu Siena lehrte, hatte er geschrieben, es gezieme in diesen Tagen einem Christen nicht, im Bett zu sterben.

Wenn unter solchen Verfolgungen der italienische Protestantismus in weni- Die Mißerfolge.
gen Jahrzehnten vollständig verbluten konnte, so begreift sich das, abgesehen von der Grausamkeit und Raffiniertheit der in Anwendung gebrachten Mittel, vornehmlich aus der nationalen Bedeutung des Papsttums für Italien. Das Urteil Machiavellis hierüber (vgl. X, 341) war weit entfernt, dasjenige der Mehrzahl des Volks zu sein. Vielleicht schmeichelte der Glanz der Kurie und des über die Welt verbreiteten römischen Kultus nicht bloß dem Hang der Italiener zu äußerem Prunk, sondern mehr noch ihrer Nationaleitelkeit. Mit dem Fortbestand der Hierarchie schien die weltliche Stellung Italiens solidarisch verbunden. Durch Rom allein sah sich dieses Land an der Spitze der Völker Europas. Was diese letzteren über den Druck und das Aussaugungssystem der Päpste zu klagen hatten, kümmerte die Italiener nicht. Im Gegenteil: es kamen die aus der ganzen katholischen Christenheit nach Rom zusammenfließenden Summen wieder der Umgebung der Kurie zu gute. So behielt das Papsttum in Italien trotz der Verachtung, womit man ihm gerade hier vielfach begegnet war, die starken Wurzeln seiner Kraft. Der Protestantismus dagegen konnte nie populär werden, nie es über ganz primitive und unfertige Zustände hinausbringen. Selten nur waren eigentliche Gemeinden organisiert worden; in den Massen des unwissenden Volks hatten die neuen Ideen nur unsichere Wurzeln geschlagen; von Machthabern waren sie nirgends begünstigt. Die vornehmen Herren und Damen, welche sich eine Zeitlang der Bewegung günstig gezeigt hatten, waren nicht auf das Martyrium eingerichtet und zogen sich vor den Wüterichen Caraffa und Ghislieri scheu zurück. Ihr Beispiel schüchterte die schwächeren Gemüter ein, und so hatte die mähende Sense des Glaubensgerichts leichte Arbeit mit den vereinzelt stehen gebliebenen Halmen der Saat, welche die Reformation im Vaterland der Renaissance und des Humanismus ausgestreut hatte.

Schon früh hatte der Buchhändler Froben Anlaß, an Luther Meldung von dem Venedig.
reißenden Absatz ergehen zu lassen, welchen seine Schriften in Italien fanden. Inson- 1519.

derheit bildete Venedig bei dem lebhaften Verkehr, welcher hier mit Deutschland unter-
1528. halten wurde, einen Stapelplatz für dieselben. Von hier aus erhielt Luther bald Nachrichten über den erfreulichen Fortgang der evangelischen Sache. Von Venedig gebürtig war jener Contarini, welcher auch noch im Kardinalspurpur der evangelischen Rechtfertigungslehre zuneigte. Um ihn bildete sich ein Kreis von Männern, welche einer ernsten christlichen Richtung zugethan waren, wenn sie auch mit der hierarchischen Verfassung und Einheit der Kirche nicht zu brechen gesonnen waren. Andre Geistliche gingen viel weiter, wie namentlich der Provinzial der Franziskaner und spätere Märtyrer Baldo Lupetino. Eine längere Reihe von Jahren hatte es den Schein, als sollte Venedig eine Freistatt aller freien Ideen und Bewegungen in Italien werden. Aber schon früher hatten hier auch Jesuiten und Inquisition Eingang gefunden. Ein
Francesco Spiera. Opfer derselben war jener unglückliche Rechtsgelehrte Francesco Spiera, welcher
1498–1548. sich dazu hatte bewegen lassen, die gewonnene Überzeugung abzuschwören, und durch sein verzweiflungsvolles Ende ungeheures Aufsehen erregte. Seither nahm die Ver-
1543–1549. folgung zu, und jetzt hörte Venedig, wo eben noch innerhalb sechs Jahren das Büchlein „Von der Wohlthat Christi" in 40,000 Exemplaren abgesetzt worden war, auf,
1549. eine Hauptniederlage ketzerischer Schriften zu sein. Vielmehr erschien gerade hier das erste „Verzeichnis verbotener Bücher" in Italien. Im Schoß der protestantischen Gemeinde aber hatten die Abendmahlsstreitigkeiten einen, von Luther selbst in beklagenswertester Weise genährten, Zwiespalt hervorgerufen. Gleichwohl mehrten sich auch in Städten des venetianischen Gebiets wie Vicenza und Treviso die Protestanten, geschart um den energischen Neapolitaner Baldassare Altieri, welcher Verhandlungen mit Luther unterhielt, um den Schutz der Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ge-
1550. winnen. Dies zog ihm mannigfache Bedrängnis zu, und er starb auf der Flucht. Als
1557. die venetianischen Protestanten sich gleichwohl zu einer geheimen Gemeinde verbanden,
1560. wurden sie verraten und eingekerkert. Nun begann der Prozeß. In der Stille der Nacht fuhren seither öfters vom Gefängnisse aus Gondeln in die Lagunen hinaus; auf einem Brette in der Mitte zwischen zwei Barken saß der Verurteilte, ein schweres Gewicht an den Füßen. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren die Gondeln auseinander, und die Opfer ihres Zeugenmutes versanken in den Wellen.

In einem andern Teil des venetianischen Gebiets, in Capo d'Istria, waren die
Pier Paolo Grundsätze des Protestantismus von einem Mann vertreten und verbreitet worden, von
Vergerio. dem man es am wenigsten erwartet hätte. In jener seiner Vaterstadt war Peter Paul
1498–1565. 1536. Vergerius zum Lohn für seine Wirksamkeit in Deutschland Bischof geworden. Vom Wormser Religionsgespräch zurückgekehrt, sah er sich vom Papst, dem er verdächtigt worden war, mit Kälte empfangen. Um sich zu rechtfertigen, wollte er die Schriften Luthers widerlegen, wurde aber über dem Studium derselben von ihrem Geist ergriffen
1548. und überwältigt. Das übrige that die Augenzeugenschaft bei dem unglücklichen Ende des Spiera. Jetzt aber wurde die Inquisition auf ihn aufmerksam. Sein Bruder Giovanni Battista, Bischof von Pola, der mit ihm an der Evangelisation Istriens gearbeitet hatte, starb plötzlich, wie man glaubte an Gift. Er selbst ergriff den Wanderstab und begab sich nach Graubünden, dem Zufluchtsort der italienischen Glaubensgenossen.

Am frühesten nächst Venedig war Ferrara ein Vereinigungspunkt für die Anhänger des neuen Glaubens geworden. Hierher hatte Renata, Tochter des französischen
1527. Königs Ludwig XII., die neue Lehre gebracht, als sie sich mit Herkules II. von Este verheiratete. Hier sahen wir bereits Calvin (X, 635) und Clement Marot (X, 696)
Cölius Se- eine Zuflucht suchen. Aber auch hochgebildete Männer aus einheimischen Kreisen, wie
cundus Curio. 1503–1569. Flaminio, Aonio Paleario, Celio Secundo Curione und der von ihm für

die evangelische Sache gewonnene Fulvio Peregrino Morato, der Vater der ge-
lehrten und liebenswürdigen Olympia, gingen hier ab und zu. Bald aber erschien ein Olympia Morata.
päpstliches Breve, welches gegen die Verdächtigen zu inquirieren befahl. Es kam zu 1526—1555.
Verbannung und Gefängnis, ja zu Hinrichtungen. Die edle Olympia Morata ver- 1545.
tauschte ihr Vaterland mit Deutschland. Renata aber konnte selbst durch die unwür-
digste Behandlung seitens ihres Gemahls nicht in ihrer Überzeugung wankend gemacht
werden und blieb auch in Frankreich, wohin sie nach seinem Tod zurückkehrte, eine Be- 1559.
schützerin der Protestanten.

Von Ferrara kam die erste Anregung zur neuen Glaubensrichtung nach Modena,
welches damals den Herzögen von Este gehörte. Dort sammelte der Sizilianer Paolo
Ricci eine Gemeinde, und die neue Lehre wurde sogar öffentlich von Kanzeln herab 1540.
verkündigt. Der damalige Bischof von Modena, Morone, ließ die Protestanten ruhig
gewähren und verbreitete sogar selbst eine Zeitlang das Büchlein „Von der Wohlthat
Christi". Aus Florenz gebürtig war eine ganze Reihe von Vorkämpfern des Evan-
geliums, wie Peter Martyr Vermili und Carnesecchi. In Bologna siedelte
sich der reformatorisch gesinnte Franziskaner Giovanni Mollio da Montalcino 1533.
als Universitätslehrer und Prediger an. Auch andre Städte des päpstlichen Gebiets
blieben nicht unberührt, wie Imola und Faenza, ja in Rom selbst gaben nicht wenige
Luther insgeheim Recht.

Anders wieder stand es im Süden, wo Philipp II. herrschte. In Sizilien gehorchte
die Inquisition dem spanischen Großinquisitor und entwickelte ihre aus der spanischen
Geschichte hinreichend bekannte Thätigkeit (vgl. X, 846 ff.). Nach Neapel sollen
die deutschen Soldaten Karls V. die ersten Samen reformatorischer Ideen getragen 1527.
haben. Um der seither um sich greifenden Ketzerei zu wehren, setzte sich zwar der
Orden der Theatiner in Neapel fest, gleichzeitig aber kam ebendahin der Spanier Juan Juan Valdez. 1500—1541.
de Valdez (vgl. X, 846). Um ihn, einen Menschen von tiefer religiöser Anlage und 1533.
edlem Geist, sammelte sich bald eine Gesellschaft von Stillen im Lande, die, ohne die Kirche
anzugreifen, ein lebendiges, innerliches Christentum zu pflegen unternahmen. Bald
darauf trat der originelle Kapuziner Bernardino Ochino in Neapel als feuriger Bernardino Ochino.
Fastenprediger auf. Selbst Karl V. wurde durch seine, von der reformatorischen 1487—1565. 1536.
Gnaden- und Rechtfertigungslehre beeinflußten, Reden gerührt; noch mehr war das
der Fall bei zwei verwitweten Damen, Vittoria Colonna, Marchesin von Pescara
(X, 324), und Julia Gonzaga, Herzogin von Traietto. Beide haben nie gewagt
mit der Kirche zu brechen. Starkmütiger hielt Isabella Manrica an der neuen
Lehre. Trotzdem daß der Kaiser noch vor seiner Abreise ein Edikt erließ, welches der
Ausbreitung der lutherischen Ketzerei mit den härtesten Strafandrohungen zu wehren
suchte, predigte Ochino nach vorübergehendem Aufenthalt in Venedig abermals in
Neapel, und zwar in einer Weise, daß man im härenen Gewand und unter der spitzen 1539.
Kapuzinerkutte immer deutlicher den Protestanten erkannte. Es war dies eine Folge
seiner Bekanntschaft mit Valdez, welcher damals eine ausgebreitete Thätigkeit als Ver-
fasser evangelischer Traktate und Schriftkommentare entfaltete. An ihn, den angenehmen
Gesellschafter und treuen Seelsorger, hatten sich außer Frauen, wie die genannte Her-
zogin von Traietto, mit der Zeit auch eine Reihe von hervorragenden und vornehmen
Männern angeschlossen, wie zunächst Marcantonio Flaminio, hierauf der 1538. 1540.
Humanist Pietro Carnesecchi und je länger je mehr auch der Graf Galeazzo 1541.
Caraccioli, ein Neffe des Kardinals Caraffa. Nach dem frühen Tod des Valdez Galeazzo Carraccioli.
setzten seine Schüler und Freunde, der vom Augustinerkonvent als Prior nach Neapel 1517—1586.
gesandte Peter Martyr Vermili und Ochino, sein Werk fort. Aus dieser val- Pietro Martire Vermili.
desischen Schule rührt auch das damals, wahrscheinlich von einem Mönch verfaßte, 1500—1562.

ohne hinreichende Gründe dem Aonio Paleario zugeschriebene, von Flaminio revidierte Büchlein „Von der Wohlthat Christi" (del beneficio di Cristo) her, welches einen unerhörten Erfolg hatte und bald darauf in Neapel mit einigen Schriften des Erasmus und Melanchthon öffentlich verbrannt wurde. Nach der Aussage Carnesecchis rührte es von einem Benediktiner aus Mantua mit Namen Benedetto her und ist von Flaminio überarbeitet worden. So erfolgreich hat die Inquisition Jagd darauf gemacht, daß erst dreihundert Jahre später vereinzelte Exemplare davon wieder auftauchten. Auch der reformatorisch gesinnte Franziskaner Giovanni Mollio, der eine Zeitlang an der Gemeinde gewirkt hatte, mußte aus Neapel fliehen. Aber so stark waren die Nachwirkungen, welche in höheren Kreisen Valdez, in weiteren Ochino geübt hatten, daß ein
1547. Versuch, die spanische Inquisition auch in Neapel einzuführen, an einer förmlichen Revolution der Bevölkerung scheiterte. Drei Erzbischöfe, acht Bischöfe und etwa 3000 Schullehrer sollen bereits dem Valdesianismus zugethan gewesen sein, als Scipione Rebiba, der Stellvertreter Caraffas, mit kräftigen Gegenmitteln einschritt. Die
1549. römische Inquisition fand, nachdem die spanische zurückgewiesen war, um so leichteren
1551. Eingang. Wer nicht, wie der Graf Galeazzo Caraccioli, mit Preisgebung von Vermögen und Familie, das Vaterland verließ und im Ausland Unterkunft suchte, mußte sich wenigstens äußerlich wieder zur katholischen Kirche halten oder das Leben
1564. wagen. So starben zwei Edelleute, Alois di Caserta und Gargano d'Aversa, wegen Luthertums durch Henkershand auf dem Markt der Hauptstadt.

Von Neapel verdrängt war Peter Martyr von seinem Orden nach Lucca ver-
1541. setzt worden, wo er sofort sowohl unter Ordensgenossen als auch unter Laien einen neuen Kreis für seine evangelische Wirksamkeit sammelte. Als aber mehrere seiner Freunde durch die Inquisition verhaftet wurden, verließ er, zeitig gewarnt, die Stadt,
1542. traf in Florenz mit dem, durch die Inquisition eben nach Rom citierten Ochino zusammen und flüchtete mit ihm und einigen Schülern nach der Schweiz. An seiner Stelle in Lucca wirkte fast noch ein Jahr lang der von Renata dorthin empfohlene Celio Secundo Curione, bis auch er veranlaßt war, sich im Norden vor den Nachstellungen der Inquisition zu sichern, gefolgt von einer großen Anzahl angesehener
1545. und vornehmer Bürger, welche den Wanderstab ergriffen, als der Senat von Lucca sich von Rom aus zu harten Maßregeln gegen die Protestanten bestimmen ließ. Die übrigen schwuren wieder ab, und so erlosch auch diese Gemeinde.

Das Schicksal der Flüchtigen, soweit sie das Heimweh nicht wieder zurückführte, war ein verschiedenes. Vergerius fand zuerst eine Wirksamkeit als Pfarrer im Engadin
1553. und Veltlin, dann aber wurde er vom Herzog Christoph von Württemberg zu seinem Rat ernannt und ließ sich dauernd in Tübingen nieder, von wo er noch eine Reihe von lateinischen und deutschen Schriften gegen das Papsttum ausgehen ließ, auch mehrere Missionsreisen nach Polen und nach Graubünden unternahm. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt teils durch den Sakramentsstreit der deutschen Theologen, der seinem überlegenen Geist widerwärtig war, teils durch theologische Streitigkeiten mit seinem, einer freisinnigen Richtung zuneigenden, Landsmann Curio, welcher zuerst in Lausanne, dann in Basel Stellung und Ansehen gewonnen hatte. Ein ähnliches Verhängnis spielt auch herein in das Leben der beiden andern Flüchtlinge Peter Martyr
1542. und Ochino, welche in Zürich, Basel und Genf, dann auch in reformatorisch gesinnten Städten Deutschlands Aufnahme fanden, bis sie nach dem unglücklichen Ausgang des
1547. Schmalkaldischen Kriegs nach England übersiedelten. Wir sahen, wie sie dort in erfolgreicher Weise in die innere Geschichte der Reformation eingriffen (X, 856), der eine als Professor der Theologie in Oxford, der andre als Prediger der italienischen
1553. Flüchtlinge. Aber neue Fluchtwege öffneten sich für sie nach der Thronbesteigung der

blutigen Maria. Peter Martyr erhielt einen Ruf nach Zürich und behielt bis an das Ende seines Lebens Ansehen und Stellung. Gern hätte er auch dem in seinem Alter in theologische und philosophische Grübeleien versinkenden Ochino ein ähnliches Los bereitet. Dieser aber neigte nach Peter Martyrs Tod dem Socinianismus zu, 1562.
wurde deshalb mitten im Winter mit vier Kindern aus Zürich vertrieben und starb nach langem und traurigem Umherirren zu Schlackau in Mähren — ein Opfer der 1565.
Intoleranz und der theologischen Gereiztheit der Zeit. Der Graf Caraccioli endlich lebte als vertrauter Freund Calvins in hoher Achtung in Genf, bis an sein Ende alle, ihm von seiten seines Vaters, seiner Kinder und der Päpste nahe tretende, Versuchungen, in die alleinseligmachende Kirche zurückzukehren, standhaft zurückweisend. So tragisch endete nach verheißungsvollen Anfängen das Werk der Reformation in Italien; nur die Waldenser fristeten unter mancherlei Druck und Verfolgung ihr Dasein bis in die neuere Zeit.

V. Die Päpste und der Kirchenstaat.

1. Der Umschwung der päpstlichen Politik.

Wir haben die Geschichte der Päpste schon bis zum Schluß des Tridentiner Konzils verfolgt und das bedeutendste Motiv derselben in dem Widerspruch gefunden, welchen die bisherige, durchaus weltliche Politik mit der Notwendigkeit, dem Protestantismus mit inneren kirchlichen Reformen und einer strengeren Erfassung der geistlichen Aufgabe entgegenzutreten, bilden mußte. Bis fast zu Ende der Regierungszeit Pauls III. hatten die politischen Wirren und Kämpfe des vielgeteilten, übermächtigen Einflüssen von außen preisgegebenen Italien das Papsttum von seinem geistlichen Beruf abgezogen. Die Sicherung und Förderung ihrer Stellung als weltlicher Fürsten war durch die Päpste aus den Häusern Borgia, Medici und Farnese vorzüglichstes Augenmerk der römischen Politik geworden. Paul III. selbst gehörte zwar seiner Gesinnung nach ganz in diese Klasse; aber schon unter ihm sahen wir jene Rückströmung eintreten, welche dann seine Nachfolger je länger je ausschließlicher beherrschte. Paul IV. machte noch Experimente in europäischer Staatenpolitik; sie fielen unglücklich aus. Er versuchte es auch noch einmal mit dem alten System des Nepotismus; er mußte selbst davon zurückkommen. Ein bewußtes Einlenken in die neuen, durch die Verhältnisse gebotenen Bahnen erfolgte unter Pius IV. Hatte noch Pius IV. 26. Dez. 1559 bis 9. Dez. 1565.
Paul IV. gemeint, es sei an ihm, Kaiser zu bestätigen und Könige abzusetzen, so war es gegenteils der leitende Gedanke seines Nachfolgers, daß ein gutes Einverständnis mit der weltlichen Gewalt fortan erste Grundvoraussetzung für die Erhaltung der päpstlichen Autorität und Machtstellung sein werde. Sein ganzes Leben hindurch stand er in fast ungetrübtem Einvernehmen mit den katholischen Staaten. Selbst die Unternehmungen seiner Vorgänger gegen das protestantische England und Deutschland wurden sistiert. Letzteres freilich nur aus Politik, nicht etwa weil man die straffer angezogenen Zügel wieder hätte loser

werden lassen. In bezug auf die innere Politik verblieb vielmehr Pius IV. trotz seiner lebenslustigen, an Gespräch, Tafel und Scherz Geschmack findenden Natur, ganz in der seit den letzten Jahren Pauls III. eingeschlagenen Richtung. Hier also waren die Verhältnisse und die einmal zur Herrschaft gekommenen Ideen stärker als die Persönlichkeit. Wiewohl im ganzen der Inquisition gram, ließ er sie doch wenigstens ungestört walten, wenn er sie auch nicht direkt beförderte, wie seine Vorgänger und Nachfolger. Aber nachhaltiger noch als die feindliche Verfolgung gegnerischer Richtungen wirkte die positive Befestigung, welche unter ihm der Katholizismus durch Vollendung des Tridentiner Konzils und durch innere Vertiefung in seinem eignen Schoß fand. Bezeichnend in letzterer Beziehung ist namentlich die Stellung, welche unter ihm sein Schwestersohn Carl Borromeo, einer der größten Heiligen des modernen Katholizismus, einnahm.

Die Caraffas waren die letzten Nepoten von der Art der Riario, Borgia, Medici und Farnese gewesen. Das Nepotenwesen änderte seither seine Gestalt. Seine Träger waren jetzt nicht mehr weltliche Fürsten, sondern geistliche Würdenträger. So vor allen
Karl Borromeo. 1538–1584. Karl Borromeo aus Arona, ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und unermüdlicher Pflichttreue, dessen Einfluß man es vorzugsweise zuzuschreiben hat, wenn Pius IV. mit seinem weltlichen Hang doch eine würdige Haltung des Pontifikats verband, wenn alle Geschäfte mit Eifer und Ernst besorgt und ein gedeihlicher Zustand der Kirche unter ihm hergestellt wurde. Er traute dem Katholizismus die Kraft zu, sich aus sich selbst wiederzugebären, und was das eigne Vorbild in dieser Richtung leisten konnte, das hat er geleistet. Nachdem er so seinem Oheim in der Verwaltung der Regierung zur Seite gestanden hatte, zog sich Borromeo nach dessen Tod auf seinen erzbischöflichen Sitz in Mailand zurück, welche Stadt unter ihm ein Herd von Frömmigkeit und Mildthätigkeit wurde, ein „zweites Jerusalem“, wie ein damaliger Besucher versichert. Die ganze Zeit des Erzbischofs war zwischen geistlichen Exerzitien, Studien und treuer Seelsorge geteilt; seine Kräfte wie sein Vermögen gehörten der Kirche. Auch die entlegensten Flecken seiner Diözese hat er zwei oder dreimal besucht und es dabei vornehmlich auf Wiedergewinnung der zum Protestantismus Abgefallenen abgesehen.
1586. Von ihm datiert jene reaktionäre Bewegung in der Schweiz, welche nach seinem Tod zu der Gründung des Borromeischen Bundes, einer Allianz aller katholischen Kantone, führte. Zum Zweck der Bekehrung der Alpenländer gründete er in Mailand ein helvetisches Seminar, wie er sich überhaupt die Heranbildung junger Kleriker zur Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, in deren Verfolgung er freilich in Konflikt mit den Jesuiten geriet, die auf dem Gebiet des Seminarwesens keine Konkurrenz zuzulassen entschlossen waren.

Franz von Sales. 1567–1622. Ein ähnlich gestimmter Geist war Franz, Graf von Sales, aus Annecy in Savoyen, der sich von Jugend auf ganz dem Dienst der katholischen Gegenreformation gewidmet hatte. Er missionierte in der Umgebung des Genfer Sees, wo er bald durch gute Worte, bald aber auch durch Unterstützung des weltlichen Armes von Savoyen viele Bekehrungen machte. Es schwebte ein eigner Geist der Ruhe und Milde über allem, was er sagte und that. Nie ging er mit Eile oder Anstrengung bei etwas zu Werke, nie aber war er auch müßig. „Mit den Werken, durch die Arbeit müsse man beten,“ sagte er. Diese seine persönliche Liebenswürdigkeit, verbunden mit einer Klugheit, die um so gefährlicher war, da ihr Inhaber selbst sie beständig verleugnete und

nichts davon zu wissen schien, hatte ihm bereits auch in Paris große Erfolge eingetragen, als er zum Titularbischof von Genf ernannt wurde, als welcher er, gewöhnlich in Lyon 1602.
lebend, durch mystische, mit herzlicher Volkstümlichkeit abgefaßte Schriften sowohl die Gläubigen zu erbauen als die Abtrünnigen zu bekehren wußte. Mit Strenge reformierte er die alten Klöster; Milde dagegen ließ er in dem, durch die ihm innigst verbundene Franziska von Chantal gestifteten, Frauenorden walten (vgl. S. 6). An diese religiös stark überreizte Frau hat er Briefe geschrieben, die zu den gesundesten Produkten der Pastoralweisheit gehören dürften. Auch auf den Klerus hatte er, seinem Vorbild Borromeo folgend, ein wachsames Auge. Er war ebenso stark darin, Fehler und Schwächen der Geistlichen bis hinauf zur Kurie zu bemerken als sie zu bemänteln und zu verschweigen, wie er auch von seiner Überzeugung, daß ein Konzil über dem Papst stehe, nie irgend welchen dem letzteren unangenehmen Gebrauch machte. Duldsamkeit aber und weitherziges Christentum war bei aller liebevollen Sorge für des Volks leibliche und geistige Wohlfahrt seine Sache fast noch weniger als die Borromeos.

Diesen beiden Heiligen des modernen Katholizismus reiht sich übrigens noch eine große Anzahl andrer Glaubenshelden an, deren Thun und Treiben nicht minder charakteristisch für die Zeit der restaurierten Kirchlichkeit ist. Die wohlthätigste Wirkung unter den hier zu erwähnenden Namen mögen wohl die großen Prediger geübt haben, welche das damalige Spanien aufzuweisen hat. So der „Apostel Andalusiens", Juan de Juan de Avila.
Avila, welcher sein Wanderleben und die Thätigkeit an Schulen und auf Kanzeln 1500—1569.
allen Ehren, womit ihn Paul III. und Philipp II. bedenken wollten, vorzog; so sein Schüler Ludwig von Granada, den Fürst und Volk in seiner Klosterzelle zu Ludwig
Lissabon aufsuchten und verehrten; so auch der zugleich als Dichter glänzende Augustiner von Granada. 1504—1588.
Ludwig von Leon. Bei den meisten andern, welche der offizielle Kirchenglaube als Ludwig
Sterne erster Größe am Himmel der damaligen Religiosität feiert, kann man kaum von Leon.
noch etwas von gesunder Natur entdecken. 1527—1591.
So bei den zwei Jesuitenheiligen, die in jugendlichem Alter in Askese und Krankendienst zu Rom untergingen, Stanislaus Stanislaus
Kostka aus Kostkow und Aloysius von Gonzaga; so auch bei einer ganzen Kostka. 1550—1568.
Reihe verzückter Schwärmerinnen, wie in Italien die heilige Katharina von Ricci, Aloysius
Dominikanerin zu Prato, und die heilige Magdalena de' Pazzi, Karmeliterin zu von Gonzaga. 1568—1591.
Florenz, in Spanien Marina von Escobar aus Valladolid, eine kranke Visionärin, Katharina
in Frankreich die Erfinderin der Andacht zum heiligen Herzen Marias, Marie de von Ricci.
Vallées, welche dem Zorn des Herrn Christus eine große Menge Seelen abgebetet 1522—1589.
haben soll. Ja selbst im fernen Peru blühte eine große Heilige, deren sich der Domini- Magdalena de' Pazzi.
kanerorden rühmt, Rosa von Lima. Es ist bezeichnend für die ganze Zeitstimmung, 1566—1607.
daß jetzt wieder so viele Kanonisationen vorkommen konnten, daß wieder Wunder erlebt Marina von Escobar.
wurden, Marienbilder sprachen und überhaupt alles geschah, was man noch vor einem 1554—1633.
halben Jahrhundert als Absurdität verlacht hatte. An Mannigfaltigkeit der Erschei- Marie de Vallées.
nungen auf dem Gebiet des religiösen Lebens hat es dieser restaurierte Katholizismus † 1655.
dem einförmigen Luthertum jedenfalls zuvorgethan. Rosa von Lima. 1586—1617.

Ein solcher Heiliger von der neuen Schule, umgeben schon jetzt von einem blutigen, im Dienst des Inquisitionstribunals gewonnenen Schein, war jener uns schon bekannte Ghislieri, der nunmehr als Pius V. den Stuhl Petri ein- Pius V.
nahm. Er war ein Geschöpf Pauls IV., welcher an dem mit dem Sack auf 8. Jan. 1566 bis 1. Mai 1572.
dem Rücken umherwandernden, Ketzer aufspürenden Dominikaner Gefallen gefunden und ihn zum Bischof, später zum Kardinal gemacht hatte. „Kommet

nach Rom," schrieben die Anhänger der streng kirchlichen Partei nach seiner Wahl sich einander zu, „Gott hat uns Paul IV. wieder auferweckt." Jetzt erst ging das Tridentinum in Fleisch und Blut der Kirche über, und wurde es mit der Reform in seinem Sinne überall Ernst. Der neue Papst ging mit dem strengsten Beispiel voran. Sein einziger Genuß war Andacht. Man sah ihn in Prozessionen, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit langem weißen Bart. Aber es war ein finsterer Geist, der in dieser Religiosität waltete. Pius war geneigter, an die schlechten, als an die guten Seiten der menschlichen Natur zu glauben. Niemals hat er Kriminalsentenzen gemildert; in der Regel wünschte er, sie wären noch schärfer ausgefallen. Niemand konnte sich großer Gunstbezeigungen oder Belohnungen rühmen. Dem älteren Nepotenwesen machte er ein gründliches Ende, indem er in einer eignen Bulle jede Alienation vermöge einer Belohnung mit irgend einer Besitzung der römischen Kirche für alle Ewigkeit verbot und selbst diejenigen, welche auch nur dazu raten würden, im voraus mit dem Bann belegte. Gegen alle Bischöfe, welche nicht in ihren Diözesen residierten, wurde ohne weiteres eingeschritten, alle Pfarrer mußten bei ihren Kirchen bleiben; die dem zuwiderlaufenden Dispensationen wurden widerrufen. In den Klöstern wurde so strenge Zucht hergestellt, daß manche Bewohner derselben aus Verzweiflung entflohen. In ganz Italien ward diesem Papst ein Gehorsam geleistet, wie kaum einem früheren; alle öffentlichen Schauspiele waren verboten, das ganze Leben wurde in die strengste kirchliche Zucht genommen

Das Einvernehmen mit den weltlichen Mächten war nicht immer ein so ungetrübtes, wie unter seinem Vorgänger. Pius V. war keine geschmeidige Natur; er verfuhr rücksichtslos und gewaltthätig. Zwar fand er auch hier selten Widerstand. Einen seiner ergebensten Diener, den Herzog Cosimo von Florenz, erhob er aus eigner, zweifelhafter Machtvollkommenheit zum Großherzog von Toscana. Mit diesem wetteiferten die alten Gegner der Medici, die Farnese in Parma, in Devotion gegen Rom. Dagegen geriet der Papst, als er Neapel reformieren wollte, öfters in kleine Mißhelligkeiten mit König Philipp II. Jenem thaten die königlichen Behörden zu wenig, diesem die geistlichen zu viel. Alle katholischen Fürsten fühlten sich mehr oder weniger verletzt und zu Protesten gereizt, als Pius es sich beigehen ließ, die alte, an jedem Gründonnerstag in
1568. allen Kirchen verlesene Bulle In coena domini mit ihren Verwünschungen und Flüchen, darüber sich die weltlichen Gewalten stets beklagt hatten, nicht bloß aufs neue zu publizieren, sondern sie auch mit Zusätzen zu versehen, laut welchen den Fürsten und Städten das Recht, neue Abgaben ohne päpstliche Bewilligung zu erheben, abgesprochen war. Außerdem werden wir diesen Papst in allen Unternehmungen thätig finden, welche die Jesuiten gegen Elisabeth von England, Philipp II. gegen die Niederlande, Katharina von Medici gegen die Hugenotten ins Werk setzten. Die letzteren haßte er so blutig, daß er ein eignes päpstliches Fähnlein gegen sie aussandte, und dessen Hauptmann, dem Grafen Santafiore,

die Weisung mitgab, „keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, sondern jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu töten“.

2. Die Reform des Kirchenstaats.

Eine einmal zur Herrschaft gekommene Richtung formt die Menschen in ihrem Sinne um. Das sah man, als nach dem Tod Pius' V. der Jurist und Kardinal Hugo Buoncompagno aus Bologna als Gregor XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Von Natur heiter und lebenslustig — brachte er doch sogar einen Sohn mit, dessen Titel jetzt „Signor Giacomo Buoncompagno, eng verbunden mit Seiner Heiligkeit“ lautete — suchte der neue Papst alsbald seinen Vorgänger an Frömmigkeit und Regierungseifer noch zu überbieten, las dreimal wöchentlich die Messe, verwaltete alle Pflichten seines Amtes getreulich und führte einen geradezu erbaulichen Lebenswandel. Sein anerkanntestes und dauerndstes Verdienst besteht aber wohl in der auf sein Geheiß vollzogenen Verbesserung des julianischen Kalenders (vgl. IX, 921). Der neue Kalender wurde als ein Beweis der unermeßlichen Gnade Gottes gegen seine Kirche durch eine Bulle feierlich bekannt gemacht, aber freilich ebendeshalb lange von den Protestanten als päpstliche Erfindung abgewiesen. Bei diesen letzteren stand der Mann in schlimmem Andenken, welcher, obwohl Verbesserer der kanonischen Rechtsbücher und Ordner der Jahresrechnung, doch bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht ein Tedeum für die Ausrottung der Feinde Christi hatte singen lassen und fortwährend die Unternehmungen Spaniens gegen England und die Niederlande mit großen Summen unterstützte. Dazu mußte er freilich die Finanzkräfte des Landes in einer Weise ausbeuten, welche zu einer förmlichen Zerrüttung des Kirchenstaats hätte führen können, wenn nicht der Nachfolger Gregors eine kräftige Remedur gebracht hätte.

Hugo Buoncompagno 1502—1585 als Papst Gregor XIII. 13. Mai 1572 bis 10. April 1585.

13. Febr. 1582.

Wir werfen bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Zustände des Kirchenstaats. Nachdem Julius II. die Romagna erobert hatte, beherrschten die Päpste einen großen und schönen Teil Italiens, von Terracina bis gen Piacenza, vom Adriatischen Meer bis zum Tyrrhenischen. Dieses Land war damals so blühend und kultiviert, daß Venedig und Genua, zuweilen sogar Neapel, von hier aus mit Getreide versehen werden konnten. Der Hafen von Ankona war einer der lebhaftesten Stapelplätze des Handels. Die Männer aus den päpstlichen Staaten waren noch tüchtig und regsam, wegen ihrer Fähigkeit für den Krieg allgemein geschätzt. Aber alle diese reichen Landschaften waren jetzt einer allmählich friedlich gewordenen, geistlichen Gewalt unterworfen. Wie der italienische Staat überhaupt, so beruhte auch dieser päpstliche auf einer mehr oder minder durchgreifenden Beschränkung der munizipalen Unabhängigkeit durch die Staatsregierung. Jede Stadt hatte ihre eignen positiven Rechte, Privilegien und Gerechtsame. In der Regel war es ein Prälat, der im Namen des Papstes als Gouverneur die Verwaltung leitete. Die Bürger, Kaufleute und Handwerker in der Stadtbevölkerung hielten sich meist ruhig und gehorsam, während die Nobili, welche die munizipale Gewalt in Händen hatten, in ewiger Bewegung waren. Noch immer bestanden unter ihnen die alten Parteiungen; man wußte von jeder Familie, ob sie zu den Guelfen

Der Kirchenstaat.

oder zu den Ghibellinen gehörte. Hatten sich auch die Interessen ganz verändert, so erwachten doch die alten Namen wieder, so oft irgend ein Zustand der Gärung eintrat. In Faenza, Forli, Ravenna waren die Ghibellinen, in Rimini die Guelfen in der Mehrzahl; in Cesena und Imola standen sich die Parteien ziemlich gleich gegenüber. Jede derselben suchte beim Gouverneur oder Legaten die andre in Schatten zu stellen und sich auf ihre Kosten hervorzuthun, was natürlich nicht zum Vorteil der Erhaltung der Stadtprivilegien ausschlagen konnte. Angenehmer war die Lage der Barone auf dem Lande, weil sie es sich meist angelegen sein ließen, mit ihren Bauern, welche noch den größten Teil von Grund und Boden zu eigen besaßen, auf gutem Fuße zu leben und ein patriarchalisches Verhältnis zu erhalten. Ganz freie Bauernschaften, waffengeübt und halb verwildert, gab es noch hier und da in der Romagna. Nur die ewige Entzweiung aller dieser Elemente ermöglichte es den römischen Prälaten, ihre Staatsgewalt geltend zu machen; die friedlichen Leute waren ohnehin immer auf ihrer Seite. Überall bildete sich geradezu eine Partei zu gunsten der Regierung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung (die sogenannten pacifici). Nur wenn die Fraktionen sich einmal vereinigten, kam es zu lebhaftem Gegendruck der Munizipalitäten gegen die Regierung. Beinahe in jeder Geschichte dieser Ortschaften findet sich das eine oder das andre Beispiel grober Widersetzlichkeit, worauf dann neue Übermannung, Strafe der Schuldigen und größere Beschränkung der Freiheit zu folgen pflegte. So namentlich in
1532. 1550. Ankona unter Clemens VII. und in Perugia unter Paul III., wo teilweise berechtigte Aufstände mit vollständigem Sieg der Päpste endeten.

Finanzen. Trotz seiner reichen Hilfsquellen war die Finanzverwaltung im Kirchenstaat nicht die musterhafteste. Hier zuerst bildete sich das moderne Staatsschuldenwesen aus. Zwar floß Geld aus der ganzen Christenheit in Rom zusammen, und der Kirchenstaat leistete noch unter Clemens VII. von allen Ländern, und speziell Rom von allen Städten Italiens die wenigsten Abgaben. Oft hat man es damals den Römern vorgehalten, daß jede andre Stadt ihre Herren mit schwerem Geld bezahlte, während ihr Herr, der Papst, sie vielmehr reich machte. Aber schon Leo X. hatte die Staatskasse in einer Erschöpfung zurückgelassen, welche seine Nachfolger zu fühlen bekamen. Die vielen Kriege unter ihm und seinen Vorgängern hatten den Schatz geleert. Verschwendung und Kunstliebhabereien thaten das übrige. Das Geld der Christenheit kam am päpstlichen Hof bloß an, um sofort wieder in tausend Hände zu zerfließen; es wurde von den Ämtern verschlungen, deren man immer zahllosere schuf, weil man sie schon seit geraumer Zeit zu verkaufen pflegte. Sie waren meist auf Sporteln gegründet und ließen der Industrie der Beamten einen weiten Spielraum. Die Päpste hatten nichts davon als den Kaufpreis, wenn sie vakant wurden. So oft sie für ihre kostspieligen Unternehmungen wieder neue Mittel brauchten, kreierten sie, besonders seit Sixtus IV., neue Ämter. So entstanden eine Unmasse von Prokuratoren, Registratoren, Korrektoren, Notaren, Läufern, Thürstehern ꝛc. Leo X. allein hat über 1200 Stellen geschaffen, die alle keine weitere Bedeutung hatten, als daß sie ihren Käufern den Genuß der Zinsen durch kleine Privilegien vermehrten. Eben um dieser Verschwendung willen drangen die christlichen Staaten beständig auf Vereinfachung des päpstlichen Hofhalts. Die Quellen, aus denen diese Hunderte, ja Tausende von Beamten ihre Einkünfte zogen, waren freilich nicht unerschöpflich. Schon Hadrian VI. und Clemens VII. konnten daher das Mittel direkter und indirekter Auflagen nicht mehr umgehen; der letztere
1526. gab sogar das erste Beispiel einer reinen Anleihe, indem er den Monte della fede gründete. Einige Unternehmer hatten die ganze Summe, deren der Papst damals zu seinem Krieg wider Karl V. bedurfte, nämlich 200,000 Dukaten, ausgezahlt und dann an die Mitglieder der Gesellschaft, die sogenannten Montisten, untergebracht,

welche jährlich 10 Prozent erhielten. Dies war nur der Anfang zu weiteren Finanzoperationen. Paul III. führte eine direkte Steuer ein, den sogenannten Sussidio, wie er denn überhaupt nicht bloß die Staatseinkünfte, sondern auch, zumal um den Kaiser im Schmalkaldischen Kriege durch Hilfstruppen zu verstärken, die Staatsschulden beträchtlich vermehrte. Als sich Julius III. auf einen Krieg mit den Franzosen und Farnesen einließ, errichtete er einen neuen Monte, und die folgenden Päpste sind ihm meist auf diesem Wege gefolgt. Wie man früher kirchliche Ämter schuf und auf die zu vermehrenden Gefälle der Kurie anwies, nur um durch Verkauf jener Ämter in den Besitz der Summe zu kommen, die man gerade brauchte, so erhöhte man jetzt die Einkünfte des Staats durch neue Auflagen, deren man sich aber nur als Zins für ein großes Kapital bediente, das die Montisten lieferten und das man anderswie nicht bekommen hätte. Was zu solchen Anleihen den nächsten Anlaß bot, war fast immer die Unterstützung der katholischen Mächte in ihren Kämpfen teils mit den Protestanten, teils mit den Türken. Fast jede europäische Bewegung berührte den Kirchenstaat in dieser Gestalt, und darin liegt es begründet, daß der Besitz eines solchen Staats für die Päpste zu einer Lebensfrage geworden war. Für sein tägliches Bedürfnis dagegen war der Papst vorzüglich auf die Dataria verwiesen, d. h. teils bestimmte Geldzahlungen, für welche der Datar kanonische Unregelmäßigkeiten bei dem Übergang von einer Stelle zur andern gestattete, teils Einkünfte, welche sich bei der Vakanz und neuen Übertragung der verkäuflichen Hofämter ergaben. Dies war die Entwickelung der Dinge, durch welche es gekommen ist, daß im Verlaufe der Zeitperiode, die uns beschäftigt, der Kirchenstaat, welcher zuvor der mindestbelastete unter den italienischen Staaten gewesen war, allmählich schwerer tragen mußte, als die übrigen. Die Päpste verwalteten das Land immer mehr wie eine große Domäne, deren Rente zum Teil ihrem Hause zu statten kommen, hauptsächlich aber für die Bedürfnisse der europäischen Kirchenpolitik verwendet werden sollte.

In neue Verlegenheiten kam die Geldwirtschaft des Staats durch die kostspieligen Unternehmungen Gregors XIII., der sich für das Zustandekommen der spanischen Armada und der französischen Ligue ebenso sehr wie für die Blüte aller möglichen Jesuitenanstalten interessierte. Erhebung neuer Auflagen und weitere Alienationen waren nicht möglich. Der Papst machte sich daher daran, beim Adel seines Landes eine Menge Mißbräuche wahrzunehmen, die man zum Vorteil der Staatskasse abstellen könne. Ein großer Teil der Schlösser und Güter der Barone galten jetzt plötzlich als dem Papst anheimgefallen, die einen durch den Abgang der eigentlich damit belehnten Linie, die andern, weil der schuldige Zins nicht abgetragen worden sei. Als sich aber auf diese Weise viele große Familien in ihrem Besitz bedroht, ja über Nacht beraubt sahen, gerieten sie auf den Gedanken bewaffneter Gegenwehr, und bei dem Einfluß des Adels auf seine Bauern und auf die Nobili der benachbarten Städte entstand bald eine Gärung im ganzen Land. Plötzlich schienen sich die Bewohner desselben ihrer alten Kriegstüchtigkeit und Waffenfertigkeit zu erinnern, und man fing an, das Regiment der Prälaten zu verachten. Die bewaffnete Macht, über welche dasselbe verfügte, war zudem eine ganz geringe. Pius V. hielt kaum 500 Mann auf den Beinen. Um so zahlreicher waren die Heerhaufen von Banditen, die sich nun in allen Provinzen des Kirchenstaats bildeten. An ihre Spitze traten Alfons Piccolomini, Robert Malateste und andre junge Männer aus den vornehmsten Geschlechtern. Jetzt vermehrte zwar Gregor XIII seine Streitkräfte und ließ seinen Sohn gegen die Banditen ins Feld rücken. Aber sobald die päpstlichen Söldner sich irgendwo entfernt hatten, erhob sich hinter ihnen das alte Unwesen aufs neue, zumal da die Nachbarstaaten, die sich alle mehr oder weniger von Gregor verletzt wußten, die Räuber, wenn sie zeitweise vom päpstlichen Gebiet ver-

drängt waren, ohne Bedenken in ihren Grenzen aufnahmen. Vor seinem Tod mußte er es erleben, daß Rom selbst voll Banditen steckte und Piccolomini sogar ihm eine Bittschrift mit Aufzählung aller der von ihm verübten Mordthaten überreichte, wofür ihm der bedrängte Papst die Absolution erteilen mußte.

Felice Peretti. 1521—1590. Da erhob sich aus dem niedersten Stand ein Mann, welcher durchgreifende Abhilfe bringen sollte. Felix Peretti aus einer herabgekommenen Familie, die in besseren Tagen in der Stadt Montalto gewohnt hatte, war nach einer ärmlich verlebten Jugend — auch Schweinehüter ist er gewesen — in den Franziskanerorden getreten. Nur allmählich war es ihm möglich geworden, etwas zu studieren. Beim Schein einer Laterne im Kreuzgang oder bei der Lampe vor der Hostie in der Kirche sah man ihn oft lesen, ohne daß er zu Abend gegessen hatte. Nachdem er in Ferrara und Bologna die scholastische Theologie und das kanonische Recht sich zu eigen gemacht hatte, lernte ihn in Rom bei Gelegenheit einer Fastenpredigt der Inquisitor Ghislieri kennen und fand in ihm einen gleich gerichteten Geist. Ebenso wußte ihn Paul IV. zu schätzen. Unter ihm arbeitete Peretti als Theolog in der Kongregation für das Tridentinische Konzil und als Konsultor bei der Inquisition. Dann ernannte ihn Pius V. zum
1570. Generalvikar der Franziskaner, zum Bischof und Kardinal. Als solcher nannte er sich von dem Sitz seiner Ahnen Montalto. Bewährten Vorbildern folgend zog er sich seit dem Tod seines Gönners Pius V. ganz zurück, pflegte friedsam seine Vigna bei
1580. Maria Maggiore in Rom und gab den Ambrosius heraus. Sein Ehrgeiz aber war schon jetzt nach der Tiara gerichtet; eine oft wiederholte Sage läßt ihn nach dem Tod Gregors XIII. demütig, gebeugt und hustend am Stock in das Konklave schleichen. Wahr ist dagegen, daß, als nahe bei seiner Vigna sein Neffe Francesco Peretti, der unbedeutende Gemahl der schönen und klugen Vittoria Accorombuona, von einem
1581. Liebhaber derselben ermordet wurde, Kardinal Montalto, tief erschüttert, dennoch der erste war, welcher verzieh und den Papst um Niederschlagung der Untersuchung bat. Man dankte ihm dies in Rom, da im Fall einer Untersuchung alles vor der Rache des mächtigen Herzogs Orsini von Bracciano zitterte, den man für den Mörder hielt. Eine solche Großmut erhöhte das Lob Montaltos, und er wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Papst gewählt, am selben Tage als die geflüchtete Vittoria mit dem Orsini ihre Hochzeit feierte.

Sixtus V. 24. April 1585 bis 24. Aug. 1590. Sixtus V. war vielleicht der bedeutendste Kirchenfürst des ganzen Jahrhunderts; ein Mann von einer gewaltigen Herrschernatur, strebte er weniger danach, die Ketzer auszurotten, als dem päpstlichen Ansehen den alten Glanz zu verleihen und die katholischen Fürsten mit der Kurie in eine dem Ansehen der letzteren förderliche Verbindung zu bringen. Hat man ihn auch kaum je geliebt, so wurde er doch wie wenige Päpste gefürchtet und bewundert. Nicht ein Jahr verfloß seit seinem Regierungsantritt, so war die entsetzliche Verwirrung und Unsicherheit, in welcher sein Vorgänger den Kirchenstaat hinterlassen hatte, vollständig gehoben, und unangefochten konnte der Reisende seines Wegs ziehen. Dies erreichte er dadurch, daß gleich seine ersten Befehle mit Blut geschrieben waren und Entsetzen hervorriefen. Er verschonte mit Hinrichtungen weder Vornehme noch Niedrige. Der arme Knabe in Trastevere, der sich päpstlichen Dienern widersetzt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten, mußte trotz seiner Thränen so gut sterben wie der Vertreter eines der vornehmsten Geschlechter Bolognas, Graf Giovanni Pepoli, der sich mit den Räubern eingelassen hatte. Allerorten

in Wald und Feld stieß man auf Pfähle, darauf Banditenköpfe steckten. Nur diejenigen Legaten und Gouverneure waren in Gunst bei dem Papst, die ihm viele Köpfe einsandten. Dieser setzte nicht bloß Preise darauf, sondern versprach auch einem jeden Banditen, der seinen Genossen tot oder lebendig einliefern würde, eigne Begnadigung und Begnadigung einiger seiner Freunde, so daß sich die Räuber bald untereinander mordeten. Da er die Mißhelligkeiten, in welche Gregor XIII. mit seinen Nachbarn geraten war, sofort beilegte, so beeilten sich diese, ihm als Gegengeschenk alle flüchtig gewordenen Ordnungsfeinde auszuliefern. Nachdem so mit barbarischer Strenge ein geordneter Rechtsstand hergestellt und der Kirchenstaat vor drohendem Verfall bewahrt war, suchte er eine weitere Quelle von Unfrieden dadurch zu verstopfen, daß er die beiden einflußreichen Familien der Orsini und Colonna durch Heiraten zugleich mit seinem eignen Hause und unter sich verband. Noch im ersten Jahr seiner Herrschaft hatte ein düsteres Verhängnis sowohl den Herzog von Bracciano als seine nunmehrige Gemahlin, die Accorombuona, erreicht; dem Sohn des Herzogs aus erster Ehe, Virginio, gab nun der Papst die eine, dem Contestabile Colonna die andre seiner Enkelnichten. Die Präzedenzstreitigkeiten beider Häuser glich er dadurch aus, daß er immer dem Ältesten von beiden Häusern den Vortritt zusprach. Seine Verwandten bereicherte er, ohne ihnen einen Einfluß auf das Regiment zu verstatten. Für die Regierung der Kirche und die Verwaltung des Kirchenstaats schuf er eine neue Reihe von Kongregationen, darunter auch eine für die Inquisition, meist aus Dominikanern bestehend. Die Jesuiten haßte er, gebrauchte sie aber als Spione. Die Zahl der Kardinäle bestimmte er auf 70. Seine Hauptleidenschaft aber war auf die Anhäufung eines großen Schatzes gerichtet. Um zu diesem Ziel zu gelangen, hat er freilich alle verwerflichen Finanzoperationen seiner Vorgänger bis zum Exzeß gesteigert, Ämter auf Ämter kreiert und verkauft, unaufhörliche Auflagen auf Handel und Gewerbe, Lebensmittel und Bedürfnisse aller Art dekretiert und auf diese Weise auf Kosten des großen Handels und der kleinen Gewerbe über fünf Millionen Skudi hinterlassen, die er in der Engelsburg verschloß. In der Mitte von Staaten, denen es meist an Geld fehlte, thronte nun mit neugewonnener Zuversicht zu sich selbst ein reicher Papst, im Besitz eines Schatzes, welcher nach seiner eignen Bestimmung ausschließlich zur Verteidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet werden sollte.

Wohlthätiger wirkte Sixtus auf andern Gebieten. Den Städten gegenüber war er ein gütiger Herr, freigebig mit Privilegien und Instituten, die der öffentlichen Wohlfahrt dienten. Allenthalben förderte er den Ackerbau; die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe beschäftigte ihn; hier und dort legte er Fabriken an; vor allem interessierte er sich für allgemeine Einführung der Seidenzucht. Ungemein Großes hat dieser Papst endlich für den Glanz und die Gesundheit der Stadt Rom gethan. Unter ihm hob sich die Einwohnerzahl bis zu 100,000. Sein Werk ist der kolossale Aquädukt, welcher die Aqua Martia von den Bergen

über die Campagna nach Rom führt, die oberen, nordöstlichen Teile der Stadt versorgt und 27 Fontänen speist. Er nannte ihn nach seinem Namen Aqua Felice. Seither wurden jene Höhen wieder angebaut. Er war es auch, der den Grund zur spanischen Treppe legte und die Straßen um Maria Maggiore herstellte. Gleichfalls unter ihm wurden der Lateranpalast und die Kuppel von St. Peter erbaut, und der große Obelisk, den er von der Stätte, wo er anderthalb Jahrtausende geruht hatte, erheben und auf dem Petersplatz aufrichten ließ (10. Sept. 1586.) — ein Triumph der damaligen Mechanik — erinnert noch heute an den kühnen Geist dieses Papstes. Freilich aber auch an die Schranke dieses Geistes. Sixtus ließ eine Inschrift darauf errichten, besagend, er habe dies Denkmal den Kaisern Augustus und Tiberius entrissen und dem heil. Kreuz gewidmet, welches oben darauf gesetzt wurde. Ähnliche Inschriften brachte er am Fuß der Säulen des Trajan und Antonin an; auf die Spitzen derselben aber stellte er zwei Apostelstatuen. Die Minerva auf dem Kapitol wurde nur geduldet, indem sie statt des Speers ein Kreuz in die Hand nahm. Das Septizonium des Severus hat er gründlich zerstört und dem Grabmal der Cäcilia Metella drohte ein ähnliches Schicksal. Nur soweit sie dienen mochten, den Sieg des Kreuzes zu verherrlichen, zog er Riesenwerke des Altertums, wie das Kolosseum, aus ihren Trümmern hervor.

(Veränderung der geistigen Richtung.) Das Letztbemerkte erinnert an den großen Umschwung, welcher in Italien bezüglich des Verhältnisses zum Altertum eingetreten war. Zwar der wissenschaftliche Eifer war nicht erstorben. Sixtus V. selbst legte den Grund zur Größe der vatikanischen Bibliothek; auch ließ er verschiedene Bibelwerke, namentlich die zu Trient beschlossene authentische Vulgata drucken. Aber wie flüchtig und ungenau sind gerade diese Arbeiten ausgefallen! Noch lebte damals Sirlet, von allen Kardinälen seiner Zeit der wissenschaftlichste und sprachkundigste, eine lebendige Bibliothek, wie Muret sagte. (Marc Antoine Muret. 1526–1585.) Der Letztgenannte selbst, der beste Latinist seiner Zeit, ward noch im Alter Priester. Das Griechische, wofür man im Anfang des Jahrhunderts geschwärmt hatte, verstand man gegen Ende desselben nur noch ausnahmsweise. Verehrte man früher im geringsten Denkmal eine Spur des antiken Geistes, so drängte jetzt das Interesse an der restaurierten Kirchlichkeit alle Begeisterung für das Altertum als solches zurück. Die gelehrten Werke dieser Epigonenzeit verließen in der Form und Darstellung die Bahnen des Altertums und sahen es ganz nur auf Anhäufung des Stoffes ab. Der typische Repräsentant dieser Art von Gelehrsamkeit ist jener Cäsar Baronius, (Cäsar Baronius. 1538–1607.) den wir schon als Schüler Neris kennen lernten (S. 4), welcher ihn zum Verteidiger der Kirche gegenüber den Magdeburger Centuriatoren aufrief. Ein so formloses und schwerfälliges Werk wie seine Annalen, an welchen er 30 Jahre schrieb, wäre zu Anfang des Jahrhunderts unmöglich gewesen. Aber auch ein solcher Gelehrtencharakter! Selbst als er Protonotar des apostolischen Stuhls, Bibliothekar des Vatikans, ja Kardinal geworden war, stand er immer vor Tag auf, um an dem alten Faden fortzuspinnen. Alles was an dem päpstlichen Hof aufkam, trug dieselbe Farbe, wie die Wissenschaft — Politik, Staatsverwaltung, Poesie und Kunst. Diese Bestrebungen waren, mit ihrem Aussehen am Anfang des Jahrhunderts verglichen, jetzt gerade so verändert, wie der Hof selbst, an dem sie sich zusammenfanden. Nur die Musik hat in Palestrinas Schöpfungen einen wirklichen Vorteil von dem vollbrachten Umschwung gezogen. Den übrigen Künsten nahte der Ver-

fall (X, 379 ff.). Man hatte für sie auch weniger Sinn und Zeit mehr. Ganz Rom war fromm und asketisch geworden. Die Kardinäle, früher so rebellisch und weltsinnig, hielten sich jetzt still und klösterlich. Ein nachlässiges Wort konnte ihren Ruf gefährden. Würde, Ernst und Religion herrschten am Hof, freilich daneben auch die alte Habsucht, Ambition und Verstellung. Wie damals überhaupt in Italien die frühere Naivität der Lebensformen hinter schwerfälliger Konvenienz und Titulatursucht verschwand und jedermann Marchese oder Duca sein und Exzellenz heißen wollte, wie in die heitere Unbefangenheit früherer Verhältnisse durchweg ein Zug spanischer Grandezza eingedrungen war und alle Zustände strenger, fester, abgeschlossener sich gestaltet hatten, so war auch der römische Hof dieser Jahre voll Zeremonie, Ergebenheit und Unterordnung. Gleichwohl ist alles, was sich hier neben und durcheinander bewegt, nur begierig, irgend etwas zu erreichen, durchzusetzen, andern abzugewinnen. Die Päpste kamen ja viel älter auf den Thron als andre Fürsten. In jedem Moment konnten neue Veränderungen eintreten und die Gewalt in andre Hände übergehen, so daß man die Zeit wohl ausnutzen mußte. „So lebte man wie in einem unaufhörlichen Glücksspiel, unberechenbar, wie dieses, aber unablässig in Hoffnung erhaltend."

Europäische Stellung des Papstes.

Das Haupt, um welches ein solcher Hof sich sammelte, der Papst, hatte sich allmählich von dem Schlag, welchen die Reformation ihm versetzte, vollständig erholt und einen nicht viel geringeren Einfluß erlangt, als derjenige gewesen war, den er im elften und zwölften Jahrhundert besaß. Wieder verjüngt faßte das Papsttum den Gedanken, die Abgefallenen in ganz Europa, ja die Ungläubigen der andern Weltteile zu unterwerfen. Noch einmal ward Rom eine erobernde Macht. Es hielt die ganze katholische Welt fortwährend in Atem durch die Unternehmungen, welche es aus dem religiösen Gesichtspunkt unaufhörlich in Anregung brachte. Aber auf der andern Seite bildete der in dieser katholischen Welt bestehende Gegensatz spanischer und französischer Interessen einen bösen Knoten, über dessen schwieriger Lösung schon mancher Papst und nun auch Sixtus V. dahingestorben war. Er sah Gefahren auf dieser, Gefahren auf jener Seite, und überdies war dieser so willensstarke Selbstregent, mehr als er es sich selbst gestehen mochte, abhängig von seinen Eindrücken und Einfällen, vor allem von einer hochfliegenden Phantasie. Er hat bald von allgemeinem Türkenkrieg, bald von Eroberung des Heil. Grabes, bald von Unterwerfung des russischen Großfürsten, bald von der Bekehrung sämtlicher protestantischen Fürsten geträumt. Anlaß zu so großen Täuschungen in letzterer Richtung waren die Aussichten, welche Heinrich IV. schon mehrere Jahre vor seinem wirklichen Übertritt bot. Die entgegenkommenden Schritte, die deshalb der Papst that, reizten aber Heinrichs unversöhnlichen Gegner Philipp II. aufs äußerste, so daß Sixtus zuletzt, um seine Beziehungen zu Spanien aufrecht zu erhalten, fast genötigt worden wäre, aus der neutralen und zuwartenden Stellung, die er Frankreich gegenüber eingenommen hatte, wieder herauszutreten. Er starb, nachdem soeben spanisches Geld die niedergeworfenen Banditen aufs neue auf die Beine gebracht und dem Papst, der sein Lebenswerk bedroht sah, schwere Stunden verursacht hatte.

3. Der Konflikt der spanischen und der französischen Interessen.

Wie Paul IV. von den Kreaturen Pauls III. und Gegnern Julius III., Pius IV. von den Feinden Pauls IV., Pius V. wieder von den Anhängern Pauls IV., Sixtus V. von den Gegnern Gregors XIII. erhoben worden war, so gewann auch jetzt wieder die Opposition die Vorhand, und es bestieg der von

Sixtus V. beleidigte Kardinal Gianbattista Castagna, von unzweifelhaft spani-
1590. scher Gesinnung, als Urban VII. den Thron, um zwölf Tage darauf zu sterben. Abermals erhob sich der Wettkampf der Parteien, und abermals siegten die Spanier. Als krank und friedliebend zog sich während des Konklave Kardinal Nicolo Sfondrato in seine Zelle zurück und gab so Gelegenheit, ihn zu wählen.
Gregor XIV. 5. Dez. 1590 bis 15. Okt. 1591. Er nannte sich Gregor XIV. und verwandte die von Sixtus V. gesammelten Schätze ganz zu gunsten Philipps II. und der Ligue. Nach seinem baldigen Tod drangen die Spanier zum drittenmal im Konklave durch, indem sie den
Innocenz IX. 30. Okt. bis 30. Dez. 1591. Gianantonio Fachinetto erhoben, welcher als Innocenz IX. zwei Monate lang von seinem Sterbebett aus regierte.

Jetzt endlich trat ein nachhaltiger Umschwung ein. Seit Pius IV. hatte sich der Kirchenstaat vertrauensvoll und ohne Rückhalt an Spanien angeschlossen und auf diese Weise dem König Philipp II. die Hingebung, die er der römischen Kirche trotz Pauls IV. Undankbarkeit zu widmen nie müde ward, vergolten. Man betrachtete es daher als selbstverständlich, daß nunmehr der Kardinal Santorio mit dem Titel Sanseverina, die Seele der Inquisition und der spanischen Partei, den Stuhl Petri besteigen werde. Schon hatte die Mehrzahl der Kardinäle ihn davon benachrichtigt und um Gnade für seine Gegner gebeten. Aber im letzten Augenblick ward geheime Stimmenabgabe beliebt; es zeigte sich bald, daß die Abneigung der Kardinäle gegen die übermächtige spanische Partei und gegen Sanseverinas Härte nicht zu überwinden war. So wurde Kardinal Ippolito Aldobrandini gewählt, welcher nunmehr als Clemens VIII. regierte.

Ippolito Aldobrandini. 1536—1605. Als Clemens VIII. 20. Jan. 1592 bis 5. März 1605. Der neue Papst war so arbeitsam und pünktlich, wie kaum einer seiner Vorgänger. Anstatt der Tafelfreuden führte er zweimaliges wöchentliches Fasten ein. Er wußte, daß die Person auf dem päpstlichen Stuhl nunmehr nichts mehr, das Amt alles bedeutete. Wir werden sehen, wie er die französische Frage in einer, von seinen Vorgängern durchaus verschiedenen Weise löste. Indem er äußerlich noch lange sich ganz als das Haupt der kirchlich-spanischen, streng orthodoxen Partei betrug und die Ligue unterstützte, ließ er es anderseits auch zu heimlichen Annäherungen Heinrichs IV. kommen, und nachdem dieser nicht bloß übergetreten, sondern auch seine Überlegenheit in den Waffen aufs neue bewiesen
17. Dez. 1595. hatte, kam es zur feierlichen Absolution seitens des Papstes vor der Peterskirche. Damit war die Übermacht Spaniens gebrochen; es gab wieder zwei große, aufeinander eifersüchtige, in unaufhörlichem Wettstreit begriffene Mächte der abendländischen Christenheit, und zwischen beiden nahm Clemens VIII. eine vermittelnde, unter Umständen gebietende, jedenfalls eine weit unabhängigere Stellung ein, als es seinen Vorgängern seit langer Zeit möglich gewesen war. Das erste Ereignis, bei welchem sich der französische Einfluß am päpstlichen Hof wieder deutlich geltend machte, war der Erwerb Ferraras von seiten des päpstlichen Stuhls. Bei der offenen Parteinahme Spaniens für den von Alfons II. eingesetzten Er-
1597. ben hätte Clemens VIII. es nimmermehr wagen können, diese reichen Länder als

heimgefallene Lehen einzuziehen, wäre er nicht der thatkräftigen Unterstützung Heinrichs IV. sicher gewesen. So verstand es der Papst trefflich, das Gleichgewicht der katholischen Welt wiederherzustellen. Der Friede von Vervins war 1598. hauptsächlich sein Werk, und nicht minder das Abkommen, welches Frankreich 1600. und Savoyen wegen des zwischen ihnen streitig gewordenen Saluzzo trafen. Anderseits hat er sich doch wohl gehütet, die französischen Waffen wieder nach Italien zu rufen. Es war ihm genug, sich von der Übermacht der Spanier loszumachen und der kirchlichen Politik wieder eine breitere Grundlage zu geben — auf friedlichem Wege, ohne Erschütterung, allmählich, aber desto sicherer.

In Clemens' VIII. Natur lag bei großer Klugheit und Ruhe der Handlungsweise eine nicht minder große Neigung nach Alleinherrschaft. Von seinen Gemächern im Vatikan aus — er gründete die seitherige Papstresidenz — beobachtete und leitete er persönlich alles. Schon früher haben wir gesehen, wie die im Schoß des Jesuitenordens ausgebrochene Zwietracht ihm Anlaß bot, sich in die innern Angelegenheiten des Ordens zu mischen (S. 13). Aquaviva wich den Machtsprüchen des Papstes der Form nach; der Sache nach haben die Jesuiten gerade unter seinem Pontifikat sich wieder befestigt, und Clemens selbst ist einmal das Opfer jesuitischer Täuschungen, die ihm Parsons bereitete, geworden. Dagegen erwies er sich den Kardinälen gegenüber durchaus überlegen; die Thätigkeit der Konsistorien sank zur Formalität herab, der Papst that alles. Neue Auflagen wurden ausgeschrieben, ohne daß man jemand gefragt hätte, die Einkünfte der Kommunen unter strenge Aufsicht genommen. Die Barone wurden der strengsten Rechtspflege unterworfen, Herkommen und Bevorrechtung nicht geachtet. Die nicht aussterbende Erinnerung an das tragische Ende des Hauses Cenci, dessen 1599. Güter eingezogen wurden, hat der barbarischen Justiz seiner Zeit ein trauriges Denkmal gesetzt.

Erst als der Papst zu höheren Jahren gekommen und die Leitung der Geschäfte auf den Nepoten, Kardinal Pietro Aldobrandini, übergegangen war, erlaubte sich im Vertrauen auf spanischen Rückhalt das Haus Farnese wieder offene Widersetzlichkeit gegen die vatikanische Polizei, und beim Tode des Papstes standen sich die spanische und die französische Partei wieder mit der alten Schärfe gegenüber. Gleichwohl gelang es dem Kardinal Aldobrandini, im Verein mit den französisch gesinnten Kardinälen zuerst einen Medici, der als Leo XI. 26 Tage lang regierte, dann den Camillo Borghese auf den Thron zu heben, einen Mann, der vom Stand eines Advokaten durch alle Grade kirchlicher Würden zum Kardinal aufgestiegen war und in den letzten Jahren die übliche Zurückgezogenheit eines Kandidaten für den päpstlichen Stuhl beobachtet hatte.

Paul V., der Papst, welcher seinen Namen mit ungeheuern Buchstaben auf die unter ihm vollendete Fassade der Peterskirche hat setzen lassen und ihn nicht minder innig durch die Herstellung der Aqua Paolina mit der Schönheit und Größe Roms verband, trat gleich anfangs mit einer Schroffheit und Härte auf, die Erstaunen und in einzelnen Fällen Entsetzen erregte. Mit derselben Unbeugsamkeit, womit er in seinen bisherigen Ämtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt hatte, nahm er sich vor, auch die höchste Würde zu behaupten. Als strenger Kanonist fühlte er sich namentlich im Gewissen verbunden, den Eingriffen der weltlichen Macht in kirchliche Dinge ein Ende zu machen und geriet darüber

Camillo Borghese. 1552—1621. Als Paul V. 16. Mai 1605 bis 18. Jan. 1621.

sofort in einen wenig überlegten Streit mit der Republik Venedig. Hier hatte man schon seit länger gegenüber dem übermächtig werdenden Einfluß Spaniens französische Politik getrieben und den König von Navarra sogar schon zur Zeit, als er noch ein Ketzer war, als französischen König anerkannt. Zu Zeiten Sixtus' V., der darüber schon mächtig gegen die Republik erbost war, war es überdies einer mißvergnügten Mehrheit im Senat, meist aus jüngeren Mitgliedern
1582. bestehend, gelungen, sich Anteil an der Verwaltung, welche bisher in den Händen weniger Patrizier gelegen hatte, zu erkämpfen. Schon um des Gegensatzes willen nahm diese neue Regierung weniger Rücksichten auf die Kirche als die alte. Seit die Päpste durch die Erwerbung Ferraras unmittelbare Nachbarn der Republik geworden waren, fehlte es vollends nicht an Grenzstreitigkeiten und Mißhelligkeiten aller Art, und als nun gar Paul V. die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtslosem Eifer überspannte, wurde in Venedig die anti-römische Oppo-
Jan. 1606. sition Meister, ihr Führer Lionardo Dandolo zum Dogen erhoben. Der Papst wollte nicht bloß die Kriminaljustiz über venetianische Kleriker an sich reißen, indem er die Auslieferung einiger geistlicher Verbrecher forderte, sondern verlangte auch Aufhebung eines gegen Vermehrung der liegenden Besitzungen der Kirche bestehenden Gesetzes, sowie eines andern, welches die Errichtung neuer Kirchen von der Genehmigung der weltlichen Behörde abhängig machte. Man fand sich in Rom durch die venetianische Staatsverfassung beeinträchtigt, während die Venetianer ihrerseits Miene machten, noch weiter zu gehen und kirchliche Pfründen künftig nur an Eingeborne zu verleihen, jede Bulle der Genehmigung des Staats zu unterwerfen, alle Geldsendungen nach Rom zu verbieten u. s. w. Während der Staatskonsulent Paolo Sarpi die Ansprüche der Republik ver-
17. April 1606. teidigte (X, 353), schleuderte Paul V. Bann und Interdikt auf den Staat Venedig. Dandolo befahl den Geistlichen, ruhig in ihren Funktionen fortzufahren. In der That gehorchten Kleriker wie Mönche; nur die Jesuiten, Theatiner und Kapuziner schlossen sich dem Papst an und mußten das venetianische Gebiet sofort verlassen. Dann wurde in der Lagunenstadt, als ob nichts geschehen wäre, das Fronleichnamsfest mit dem größten Prunk gefeiert. Im Ver-
1607. lauf des nächsten Jahrs fand der Streit der sich bekämpfenden Gewalten zwar durch französische und spanische Vermittelung in der Weise sein Ende, daß Venedig, ohne gerade seinem Recht etwas zu vergeben, dem Papst persönlich entgegenkam, aber die Jesuiten, welche mittlerweile ganz Italien gegen die ketzerische Republik aufgehetzt hatten, blieben noch ein halbes Jahrhundert aus dem Gebiet derselben verbannt.

So waren dem Plan des restaurierten Papsttums, die ganze katholische Welt zu einer sich in Idee, Glauben, Leben und Politik zusammenschließenden Einheit zu verbinden und zu einer großen Aktion gegen den Protestantismus zu gebrauchen, teils, wie von Frankreich aus, Schwierigkeiten der Nationalität, teils, wie in Venedig, die Ansprüche des modernen Staats und seiner Souveränität

entgegengetreten; die europäische Politik selbst war wieder in sich zerfallen: nicht bloß bestand der Antagonismus der protestantischen und der katholischen Mächte, sondern innerhalb der letzteren hatte sich der französisch-spanische Gegensatz aufs neue aufgethan, und auf dem Gebiet der Lehre bekämpften sich trotz der Tridentinischen Einheitsbestrebungen die beiden mächtigsten und streitbarsten Orden der katholischen Christenheit, die Jesuiten und die Dominikaner. Nur der auf deutschem Gebiet neu entbrannte Kampf wider den gemeinsamen protestantischen Feind ließ die inneren Gegensätze noch einmal zurücktreten und führte zu jenen schweren Niederlagen des Protestantismus, welche Paul V. und die auf ihn folgenden Pontifikate erlebten. Er selbst zeigte sich, nachdem ihm seine ersten Erfahrungen eine so nachdrückliche Lehre erteilt hatten, im übrigen ruhig und gemäßigt. Er zahlte bei Beginn des Dreißigjährigen Kriegs bedeutende Subsidien an die katholischen Mächte. Die Frucht dieser Bemühungen erntete sein Nachfolger, Alexander Ludovisi, der als **Gregor XV.** die ersten Triumphe der Kirche erlebte. Das Regiment unter ihm führte sein Nepote Lodovico Ludovisi, welcher, von den Jesuiten erzogen, ihnen die Ignatiuskirche in Rom erbaute, die Kanonisation des Ignatius und des Xaverius betrieb und die Propaganda gründete (S. 20). Gregors politische Haltung war ganz nur durch seine Stellung als Oberhaupt der Kirche bedingt. Für das glücklichste Ereignis seines Pontifikats erklärte er es, als infolge der Eroberung der Pfalz der Kurfürst Maximilian ihm die Heidelberger Bibliothek schenkte. „Endlich darf," schrieb bald darauf der Empfänger an den Geber, „die Tochter Zion die Asche der Trauer von ihrem Haupt schütteln und sich in festliche Gewande kleiden."

Alessandro Ludovisi. 1554–1623. Als Gregor XV. 9. Febr. 1621 bis 8. Juli 1623.

Maffeo Barberini, welcher seine Studien bei den Jesuiten gemacht und mit großer Auszeichnung schon als päpstlicher Protonotar und Nunzius in Frankreich gedient hatte, dann Erzbischof von Spoleto geworden war, bestieg nunmehr als **Urban VIII.** den römischen Stuhl, seit langer Zeit wieder einmal ein Papst, welcher schon als lateinischer Dichter aufgetreten war und sich im Gegensatz zu seinem Vorgänger zunächst nur als italienischer und weltlicher Fürst fühlte. Man zeigte ihm die marmornen Denkmäler seiner Vorfahren; er sagte, er wolle sich eiserne setzen, und warb Soldaten, sammelte Waffen, baute Festungen, als wäre ein Krieg vor der Thür. Rom erfüllte sich wieder mit militärischem Lärm; Civita Vecchia ward ein Freihafen. Man wußte nicht, wozu dies alles dienen sollte, und er sagte es niemand, wie er denn durchaus selbstherrlich regierte, ohne Kongregation, überzeugt, mehr Verstand zu besitzen, als alle Kardinäle zusammen. Bei einem Mann von so stark ausgeprägtem Selbstgefühl konnte, als er im Mantuanischen Erbfolgekrieg seiner Leidenschaft gegen das Haus Österreich-Spanien die Zügel schießen ließ, der Einwurf nicht verfangen, daß er sich damit in Widerspruch zu fast allen seinen Vorgängern setze. Er meinte, ein lebender Papst sei mehr wert, als hundert tote. Und so erneuerte sich das Schauspiel, welches schon Paul III. der Welt gegeben hatte: in demselben Augenblick, als

Maffeo Barberini. 1568–1644. Als Urban VIII. 6. Aug. 1623 bis 29. Juli 1644.

1629. der Habsburgsche Monarch den Protestantismus ganz unter die Füße getreten hatte und auf umfassende Wiederherstellung der alten Religion alle Aussichten vorhanden waren, fiel der Papst vom Kaiser ab und erkannte dem von letzterem geführten Kampf kühl den Charakter eines Religionskriegs ab. Zunächst suchte er das Haus Bayern und die Liga gegen Österreich auszunutzen; dann war er sogar nicht unbeteiligt an dem französischen, ja an dem schwedischen Auftreten in Deutschland. Die Angst vor einem übermächtigen Kaisertum hatte die Kirchenpolitik seiner Vorgänger fast völlig in den Hintergrund gedrängt. Laut klagte Ferdinand II. über die unbegreifliche Gleichgültigkeit Urbans gegen die heiligsten Interessen der Kirche. Zwischen dem Papst und dem spanischen Botschafter, Kardinal Borgia, kam es zu fürchterlichen Szenen. Selbst die Mitglieder der Kurie, die Einwohner von Rom waren wie vor den Kopf gestoßen, und es fehlte nicht viel, so hätte der ehemalige Nepote Ludovisi im Verein mit den spanisch und kaiserlich gesinnten Kardinälen ein Konzil gegen den Papst berufen. So zeigte es sich, daß der Katholizismus, als Einheit betrachtet, seine eignen Siege nicht ertragen konnte. Es bedurfte erst aller Erwägungen, die Gustav Adolfs Siegerlauf nahe legte, bis endlich der Papst wieder Subsidiengelder an den Kaiser zahlte. Jetzt aber traten an die Stelle der alten Mißhelligkeiten neue, indem der Papst, nachdem er so viel dazu beigetragen hatte, daß die kriegerischen Unternehmungen des Hauses Habsburg scheiterten, nunmehr auch das Friedenswerk hemmte und zu keinerlei Konzessionen an die Protestanten seine Beistimmung geben wollte. Auf diese Weise bewirkte er freilich nur, daß das Papsttum allmählich eine Stellung außerhalb der lebendigen und wirksamen Interessen der Welt einnahm. Schließlich blieb ihm nichts mehr übrig als jener ohnmächtige Protest, welchen Urbans VIII. Nachfolger, Innocenz X., gegen den Westfälischen Frieden einlegte. Damit war der Versuch der Päpste, ihre Weltherrschaft zu erneuern, als für diesmal entschieden mißlungen zu betrachten.

Übrigens gelangte noch unter Urban VIII. der Kirchenstaat durch den Heimfall
1631. Urbinos zu seiner Vollendung. Aber auch die Schuldenlast war seit Sixtus V. fortwährend gestiegen, da die Päpste, so viele Monti sie auch gründen mochten, immer Käufer für Plätze in denselben fanden. Unter Paul V. war Rom wohl der vornehmste Geldmarkt in Europa geworden. Urban VIII. erhöhte die Schulden allmählich bis auf 30 Millionen Skudi und darüber. Nicht wenig trugen zur Anhäufung solcher Schuldenmassen die neuen Familien bei, welche von Pontifikat zu Pontifikat sich erhoben und unmittelbar in den Rang der hohen Aristokratie des Landes aufstiegen. Dies war die Art und Weise, wie seit Sixtus V. die Päpste, da ihnen die Gründung eigner Fürstentümer durch die Bulle Pius' V. unmöglich gemacht worden war, ihre Anverwandten aus dem Überschuß der geistlichen Einkünfte versorgten. So waren nacheinander die Peretti und Aldobrandini, die Borghesi und Ludovisi, jetzt auch die Barberini zu großem Reichtum und ausgedehntem Besitz auf Kosten des Staats gelangt. Den höchsten Rang aber unter allen nicht herrschenden Papstfamilien behaupteten immer noch die Farnesen in Parma und Piacenza. Einige zu ihrer Demütigung unternommene
1641–1644. Maßregeln des Papstes hatten den sogenannten Krieg von Castro zur Folge, in welchem

die päpstliche Politik eine vollständige Niederlage erlitt. Mitten unter diesen Verwicke-
lungen und Verlegenheiten starb Urban VIII. Neben der weltlichsten Politik hatte er
auch wieder die stärksten Theorien über die päpstliche Allgewalt festgehalten. Er gab
der Bulle In coena Domini ihre letzte Redaktion und verdammte mit gleichem An- 1623.
spruch auf unfehlbares Urteil sowohl Galileis physikalische wie des Jansenius dogma- 1633. 1642.
tische Irrtümer. Den Krieg von Castro beendigte auf eine für das Papsttum glimpf-
liche Weise sein Nachfolger Innocenz X., mit welchem die Familie der Pamfili Innocenz X.
obenauf kam. Auch sonst lief das Pontifikat des alten Mannes ohne erhebliche Wider- 16. Sept.
wärtigkeiten ab. Nur in Familie und Palast hörten die Intrigen und Katastrophen 1644 bis
nicht auf. Das Nepotenregiment, welches unter fast allen vorangegangenen Pontifikaten 5. Jan. 1655.
Staat und Kirche beeinflußt hatte, konnte unter ihm nicht einmal zur Ausführung
kommen, da vielmehr des Papstes Schwägerin, Donna Olimpia Maidalchina von
Viterbo, alles allein beherrschte. Die Zeit des erneuerten Weltsturms war abgelaufen,
und das Papsttum mußte sich forthin mit einer geringeren Rolle im Konzert der euro-
päischen Politik bescheiden.

B. Der Süden und Westen Europas zur Zeit der Machtstellung Spaniens.

Litteratur. Die zu Anfang des X. Bandes angeführten Werke reichen zum Teil auch noch in die gegenwärtige Periode herein, wie die große Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts von de Thou; wie die Werke über die allgemeine spanische Geschichte von Ferreras, von Mariana mit ihren Fortsetzungen, von Lafuente, denen noch beizufügen: Rosseeuw-St. Hilaire, Hist. d'Espagne. Paris 1860; wie die Werke von Ranke, Raumer, Häusser-Oncken u. a. Über Philipp II. und seine Zeit: die Spezialwerke von Sepulveda (l. III. Histor. Phil. II. Regis Hisp. inde ab a. 1556—1564); Ant. de Herrera (Hist. del reynado del Rey D. Phelipe II. d. 1554—1598); Mad. 1613. 13 voll. fol.); Cabrera de Cordova (Hist. del Rey D. Phelipe II. Mad. 1619. fol.); Vita del Rè Filippo II. mon. d. Sp. da Greg. Leti, Coligni (Genf) 1679, auch deutsch (Leipzig 1716. 8.), franz. und holländ.; die Gesandtschaftsberichte von Fr. Chr. Khevenhiller in Ann. Ferd. Leipzig 1716 ff., 12 voll. fol.; The History of the reign of Phil. II. king of Sp. by Rob. Watson. Lond. 1777, 2 voll. 4, auch deutsch, Lübeck 1778; Prescott, Hist. of the reign. of Phil. II. Lond. 1855, 1858, deutsch v. J. Scherr 1856—1859; bis zum Jahr 1574 reichend; W. Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens im fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten Jahrhundert. Göttingen 1850; Forneron, Histoire de Philippe II. Paris 1881 f. — Über die Insurrektionskriege der Morisken sind die Hauptwerke: Guerra de Granada contra los Moriscos por Diego de Mendoza. Valenzia 1776. 4. (X, 63 f.); Hist. de Rebellion y castigo de los Moriscos del Reyno de Granada por L. Marmol Carvajal. Malaga 1600; Circourt, Hist. des Mores mudejares et des Morisques. Par. 1846. — Viel neues Licht über das ganze Zeitalter verbreiten die Relationen der venet. Gesandten, die in mehreren Sammlungen in neuerer Zeit publiziert worden sind, am reichhaltigsten von Eugenio Albéri. 1855, 9 Bde. — Besonders ist das Schicksal des Infanten Don Karlos der Gegenstand eingehender Forschungen geworden. Die älteren Schriften von de Thou, von den Biographen Philipps II., Gregorio Leti und Luis Cabrera, die Memoiren von Brantôme u. a., welche dem Roman des Abbé de St. Real und der Tragödie Schillers

zur Unterlage dienten, sind, nachdem schon die kritischen Untersuchungen von Llorente, Ranke, Raumer, Ahrendt u. a. die dunkle Geschichte aufzuhellen und den wahren Sachverhalt klar zu stellen gesucht, durch die beiden Werke von Mouy und von Gachard (Don Carlos et Philipp II.), welche in ihren Resultaten von Warnkönig (Stuttg. 1864) zusammengefaßt und durch die von Matth. Koch herausgegebenen Gesandtschaftsberichte und Briefe des Freiherrn von Dietrichstein (in den Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians II. Leipzig 1857) ergänzt worden, in den Hintergrund gedrängt und damit die ganze Frage, soweit das vorhandene historische Material reicht, zum Abschluß geführt. — Über Don Juan: D. Juan d'Aust. hist. por Lor. Vanderhammen. Madr. 1627 und W. Havemann, Don Juan d'Austria. Gotha 1865. — Die Geschichte des Antonio Perez ist behandelt in den Werken von Salvador Bermudez de Castro (Madr. 1842) und von Mignet, Antonio Perez et Phil. II. Par. 1846, 2. Aufl. — Über die Geschichte von Italien sind die Angaben in VIII, 313 f., in IX, 681 nebst den Ergänzungen in X, 307 und in dem ersten Abschnitt des gegenwärtigen Bandes auch für das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert zureichend. — Zum osmanischen Reich vgl. man VIII, 610. Den dort angeführten Werken ist noch beizufügen: das schon erwähnte Buch von L. Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa; Gratiani de bello Cyprio, ins Französische übersetzt von Pelletier. Par. 1685, und zu dem Belagerungskrieg von Malta: Vertot, Histoire des chevaliers de Malte. Paris 1726. — Über die Kultur- und Litteraturgeschichte Spaniens vgl. man X, 34 f.; dazu noch Tapia, Historia de la civilisazion d'España. Madr. 1840, 4 voll.; Prölß, Geschichte des neueren Dramas. Bd. I. Leipzig 1880. — Über Portugal IX, 393 f. — Zu der Geschichte der Niederlande, Frankreichs und Englands sind die litterarischen Nachweisungen bei der Geschichte dieser Länder angegeben.

I. Das spanische Reich unter Philipp II.

1. König Philipp II. und seine Regierung.

Philipps Persönlichkeit. Aug. 1559. Bald nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis kehrte Philipp II. nach Spanien zurück. Nach einer stürmischen Überfahrt, wobei mehrere Schiffe mit kostbarer Ladung ein Raub der Wellen wurden, betrat er das Land seiner Geburt und seiner Liebe, um es nie wieder zu verlassen. Wie oft er auch in der Folge die Absicht kund gab, in die Niederlande zurückzukehren, ja schon Reiseanstalten treffen ließ, er hat wohl niemals ernstlich daran gedacht. Als er sich zehn Jahre früher zum erstenmal in Deutschland und in den Niederlanden gezeigt, hatte man in der äußeren Erscheinung große Ähnlichkeit mit Karl V. entdeckt: „dasselbe mehr weiße, als blasse Gesicht, dasselbe blonde Haar, das nämliche Kinn, denselben Mund. Sie waren beide nicht groß, Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater; doch schienen die Gesichtszüge des Sohnes nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, welcher den Vater auszeichnete“. Dieser körperlichen Ähnlichkeit entsprach aber keine Ähnlichkeit des Charakters, der Sitten, der Lebensgewohnheiten. Nur den Hang zu reichlichen Mahlzeiten und zum wechselnden Umgang mit Frauen teilte Philipp mit dem Kaiser; in allen übrigen Neigungen zeigte sich ein Gegensatz des Temperaments, der Bildung, der Lebensweise, der mit den Jahren immer schärfer hervortrat: während der alte Kaiser

an der Spitze der Heere von Land zu Land zog oder die Meere durchschiffte, schlug der Sohn seinen bleibenden Wohnsitz in Madrid auf, in der Mitte der Pyrenäischen Halbinsel. Diese neue Residenz Madrid, das Herz des ganzen großen Reichskörpers, verließ Philipp nur, „um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannigfaltigkeit gewährte, nach dem Eskorial zu fahren, das er zwischen nackten kleinen Hügeln in einem steinigen Thal Hieronymitenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal baute, oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alkalden und Monteros herabließ, doch ohne sie nach etwas anderm zu fragen, als nach ihrem Amt, und ohne sie von etwas anderm reden zu lassen, als von ihrem Geschäft". Jenes Aranjuez mit seinen schattigen Laubgängen und kühlenden Springbrunnen war der einzige Ort, wo er Erholung suchte und Stärkung zu neuer Arbeit. „Es schmeichelte dem Stolz des Despoten, vom Dunkel seines Kabinetts aus eine halbe Welt in steter Bewegung zu erhalten." An männlichen Vergnügungen und Zerstreuungen, an denen Karl V. trotz seines gebrechlichen Körpers gern teilnahm, an Ritterspielen, Jagdpartien, gesellschaftlichen Unterhaltungen im Kreise seiner Edlen, hatte Philipp sowenig Gefallen, wie an dem kriegerischen Wanderleben und Umherziehen des Vaters. König Philipp setzte nicht so oft den Fuß in den Steigbügel, sagt Brantôme, oder auf die Galeere wie sein kaiserlicher Vater; aber aus weiter Ferne und wie mit geschlossenen Augen leitete er Feldzüge, schlug er Schlachten. „Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölz von Segovia," heißt es bei Ranke, „einmal in Lissabon: übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volks; später ließ er sich das Jahr ein paarmal auf einer Galerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz leidenschaftlosen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Text, wie sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt euch." Mit einem leisen Lächeln antwortete er." Mit wunderbarer Selbstbeherrschung wußte er sein Inneres zu verbergen; Auge und Lippen verrieten nie was in ihm vorging; seine melancholischen starren Züge dienten nie der Seele als Spiegel; er war der größte Meister in der Kunst des Trugs und der Verstellung. In Leid und Freude hüllte er sich in dieselbe Schweigsamkeit, die er von jedem in seiner Umgebung verlangte. Für ein Wort des Scherzes fehlte ihm das Verständnis.

Auch in vielen andern Dingen bestand ein Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Wir wissen, daß Karl V. seine Umgebung und seine einflußreichsten Räte aus Niederländern wählte, daß er im Umgang mit den verschiedenen Nationen seines Reichs sich bemühte, in Sprache, Sitten und Lebensweise als einer der Ihrigen angesehen zu wer- *Geringe Kulturinteressen.*

den, den Flandrern als Flandrer, den Italienern als Italiener, den Spaniern als Spanier zu erscheinen, selbst den Deutschen einige Charakterzüge zu entlehnen. Ganz anders Philipp II. Dieser war nur Spanier; nur in kastilischer Sprache vermochte er sicher und geläufig sich auszudrücken; vom Lateinischen hatte er nur geringe Kenntnis, des Französischen und Italienischen war er wenig mächtig. Einheimische Granden bildeten seinen Rat, seine Umgebung; nie wich er von der spanischen Würde und Gravität ab, sie allein erschien ihm als der angemessene Ausdruck des Herrschers. Wenn er sich in früheren Jahren aus Politik oder auf das Zureden andrer herbeiließ, den Deutschen, den Engländern, den Flamändern sich ein oder das andre Mal gefällig und entgegenkommend zu erweisen, so war dies für ihn ein lästiger Zwang, den er in der Folge ablegte. Wir werden bald erfahren, wie sehr sein kaltes, stolzes, zurückhaltendes Wesen ihm die Herzen der Niederländer entfremdete; in seiner Nähe drückte das Gefühl einer despotischen Zwingherrschaft wie ein Alp auf die Gemüter. Und wie für die Sprachen so fehlte ihm auch der tiefere Sinn für die Wissenschaften und Künste der fremden Völker. Es ist uns bekannt, wie sehr Karl V. von dem mächtigen Geist der Renaissance ergriffen war, mit welcher Gunst er die hervorragenden Schriftsteller und Künstler auszeichnete; auch dieser edlen Herrschereigenschaft entbehrte Philipp II. Er widmete den litterarischen und künstlerischen Schöpfungen keine besondere Teilnahme, und wo er als Beschützer auftrat, geschah es nicht aus innerer Freudigkeit und Hingebung für die Gaben der Musen, sondern weil er es für seine Regentenpflicht hielt, auch diese Seite nicht unbeachtet zu lassen. Wir werden später die dramatische Poesie kennen lernen, welche unter ihm ihre Blütenkeime ansetzte; allein selbst diese Kunst war nur ein Werkzeug seines Regierungssystems; sie zog das Volk von den Anliegen des Staats ab und diente zugleich zur Verherrlichung der kirchlichen Institute und Rechtgläubigkeit. Wenngleich nicht ohne mancherlei Kenntnisse, besonders in der Geschichte und ihren Nebenzweigen, wenngleich ausgerüstet mit großem Verstand, Gedächtnis und Einsicht menschlicher Dinge, so zeigte Philipp II. doch nur Sinn und Interesse für Politik, für Staatsgeschäfte und für die religiösen Fragen seiner Zeit. Kultur und Geistesleben erhalten nur dann von Fürsten und Höfen Förderung und Impuls, wenn ein persönlicher Verkehr, ein Austausch von Gedanken und Ansichten obwaltet; aber König Philipp vermied die unmittelbare Berührung mit der Außenwelt, wodurch die Seele offener, freier und wärmer wird.

Das Regierungssystem der Schreibstube.

In den Geschäften des Kabinetts stand Philipp hinter seinem Vater nicht zurück: fleißig und arbeitsam in seltenem Grad, nahm er von allem Einsicht, suchte er sich über Personen und Sachen aufs genaueste zu unterrichten, war er unermüdlich im Niederschreiben seiner Ansichten, Gutachten, Befehle. In persönliche Unterhandlungen pflegte er sich nicht einzulassen; den Sitzungen des Staatsrats wohnte er nicht selbst an, damit der Meinungsaustausch nicht durch seine Gegenwart beschränkt würde; aber aus den schriftlichen Berichten, die aus allen Teilen seines weitläufigen Reichs auf seinem Arbeitstisch zusammenliefen, verschaffte er sich eine klare Einsicht in den Gang und die Beschaffenheit der Regierungsgeschäfte und erteilte Bescheid und Antwort. Er schrieb, verordnete, befahl jahraus jahrein, Tag für Tag mit rastlosem Eifer. Oft saß er noch um Mitternacht in seinem Kabinett, um Briefe abzufassen, die eingelaufenen Depeschen mit Randbemerkungen zu versehen, Aufzeichnungen und statistische Notizen zu machen, bald allein, bald von einem zuverlässigen Schreiber unterstützt. Mit unermüdlichem Fleiß führte er Buch über alles, was in seinem Reich vorging, über alle Persönlichkeiten, die in seinem Dienst standen. Oft staunten die vortragenden Räte, wenn sie aus den Bemerkungen des wortkargen Monarchen wahrnahmen, wie gut er von allem Bescheid wußte. Keiner war so gründlich mit den Einzelheiten aller Zweige der Ver-

waltung vertraut, keiner kannte so genau alle Eigenschaften, die Tugenden wie die Fehler der von ihm verwendeten Staatsmänner, Feldherren und Amtleute. Dennoch gingen ihm die höheren Herrschergaben ab: es fehlte ihm jene rastlose Regsamkeit des Geistes, jene bewegliche Spannkraft des Willens, jenes unermüdliche Schaffen und Treiben, wie wir es bei Karl V. bemerkt haben. Von dem genialen Herrscherblick, welcher in der wirklichen Welt, im unmittelbaren Menschenverkehr sich zeigt und das Richtige und Zweckmäßige im rechten Moment ergreift, hatte Philipp keine Spur. „Seine Thätigkeit war das vielgeschäftige Treiben eines engen mittelmäßigen Kopfes, der von dem menschlichen Organismus nur eine sehr unvollkommene Vorstellung hatte." Mit pedantischem Geist traf er seine Anordnungen auf Grund fremder Belehrung, bildete er sich Urteile und Vorurteile nach starren Regeln und unsichern Auffassungen. Er kannte wohl die Lage und die Verhältnisse der seinem Zepter unterworfenen Welt, und durch seine weitläufig angelegten Verzeichnisse, die er über alle Angestellten führte, konnte er sich der ausgedehntesten Personalkenntnis rühmen, wozu ihm ein wohlorganisiertes Spürsystem die Mittel lieferte; aber er erfaßte alles mit den schwankenden und schillernden Vorstellungen eines Einsiedlers. „Er war abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer, selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, und doch die Veranlassung des bewegtesten Lebens." In der Stille des Kabinetts spann er ungesehen die Fäden, welche alle christlichen Staaten umgarnten. Allein er kannte nur das mechanische Räderwerk der Staatsmaschine, die lebendig wirkenden Kräfte, die geistigen Triebfedern, die durch momentane Impulse in Bewegung gesetzt werden, blieben ihm fremd. Seine Regierung war ein „vielschreibendes Kabinettsregiment", eine „papierne Bureauthätigkeit", die wie ein Uhrwerk vierzig Jahre lang sich unverdrossen und regelmäßig abspielte. Selbst mit seinen Ministern und Räten und mit seiner nächsten Umgebung zog er den schriftlichen Verkehr dem mündlichen Gespräch vor. Wenn er die öde Gegend zwischen Madrid und Aranjuez durchfuhr, sah man ihn Akten lesen oder den Inhalt von Berichten aus verschiedenen Landschaften zusammenstellen. Es war in seinem Munde keine Unwahrheit, wenn er zu seinen Räten sagte: „Ich versichere euch, dem König ist das mühereichste Amt im Leben beschieden.

Und was waren denn die Zielpunkte dieses so geschäftigen Lebens, dieses so Zielpunkte. unermüdlichen stillen Schaffens? Sie lassen sich kurz zusammenfassen bei einem Mann, der nicht reich war an fruchtbaren Ideen. Auch dem zweiten Philipp schwebte wie seinem Vater das Traumbild einer Habsburgschen Weltmonarchie vor der Seele und lenkte seine Politik; auch er erblickte seine höchste Regentenaufgabe in der Herstellung der gestörten kirchlichen Einheit: dem heiligen Vater in Rom sollte die ganze Christenheit gehorsam sein, die Gesetze und Anordnungen der römischen Kirche sollten alle christlichen Gewissen binden, die Priester und Ordensgeistlichen dem Denken und der Wissenschaft Gepräge und Grenzen setzen. Wie er selbst sein ganzes Leben hindurch aufs Pünktlichste allen von der Kirche vorgeschriebenen Handlungen sich unterzog, regelmäßig zur Messe und Beichte ging, die Reliquien andächtig verehrte, den Prozessionen und Glaubensakten anwohnte, sich im Eskorial strengen Büßungen unterzog, alle Feiertage und Fastengebote heilig hielt, so sollten auch alle seine Unterthanen denken, handeln und leben. Aber nicht bloß als gehorsamer Sohn, auch als Schutzherr der Christenheit und insonderheit als weltliches Haupt der Kirche in den spanischen

Landen fühlte er sich, und kaum einer ist unter den gleichzeitigen Päpsten, mit welchem er nicht deshalb in mehr oder minder heftigen Konflikt geraten wäre. Hat er doch beispielsweise die Vorlesung der Bulle In coena domini trotz aller Bitten und Drohungen der Kurie einfach untersagt. Nie stieg sein Fanatismus so hoch, daß er der königlichen Machtfülle etwas vergeben hätte. Dieser monarchisch-hierarchische Herrscherplan konnte aber nur dann zur Vollendung reifen, wenn die königliche Gewalt und ihre Organe sich in unbeschränkter Freiheit bewegten, ungehemmt durch irgend eine ständische oder demokratische Opposition. Der Grundgedanke seiner Seele, an den er sich wie an einen Glaubensartikel anklammerte, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch das politische Leben Europas in Atem hielt, war die Begründung absoluter Machtherrschaft unter Habsburgs Zepter im Bunde mit hierarchisch-klerikaler Autorität und kirchlicher Rechtgläubigkeit. Mit der ganzen Zähigkeit eines starren, in pedantischer Abgeschlossenheit sich bewegenden Geistes, der keiner Einsprache zugänglich war, keinen Widerstand zu ertragen vermochte, bei dem jedes freimütige Wort Verdacht und Argwohn erregte, verfolgte er den Plan, der spanisch-habsburgischen Dynastie die Ehre der katholischen Majestät zu wahren und mit Hilfe der Inquisition und der Jesuiten die absolute Staatseinheit, wie er sie in Spanien ererbt hatte und vollendete, mit der ganzen königlichen Machtfülle in allen Teilen seines Reichs durchzuführen und ihr die Herrschaft über das christliche Europa zu verschaffen. Als er nach dem Tod des Vaters im zweiunddreißigsten Lebensjahr (er war geboren zu Valladolid am 21. Mai 1527) das Regiment übernahm, galt das Sprichwort: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde.“ Dieses Sprichwort sollte unter Philipp II. ein Wahrspruch bleiben. Der monarchische Absolutismus und die katholische Staatsreligion, die sich in ihm zu einem unteilbaren Begriff gestalteten, sollten der Menschheit als die ewig gültige Lebensform aufgeprägt werden, mochte der Weg über Leichenhügel und Trümmerhaufen führen und alte Rechte und Staatsordnungen zusammenstürzen. Mit schonungsloser Gewalt und finsterem Despotismus suchte er in die lebensvolle Menschenwelt die „Ruhe eines Friedhofs“, die starre Öde eines einförmigen, mechanisch sich abwickelnden Daseins einzuführen. Von der Überzeugung durchdrungen, daß Gott ihn zum Statthalter irdischer Reiche bestellt, mit Machtvollkommenheit ausgerüstet und mit dem Ausfluß seiner Weisheit begnadet habe, bebte er vor keinem Mittel zurück, das ihm zur Durchführung der von der Vorsehung ihm zugewiesenen Mission dienlich schien: Späherei und Überwachung, die Ausgeburt seines mißtrauischen, argwöhnischen Herzens, Heuchelei und Verstellung, Kabalen und Hofränke, Kerker und Meuchelmord, die Schrecken der Inquisition und der Fanatismus der Dominikaner und Jesuiten, diese und andre dunkle Mächte waren die Stützen und Werkzeuge seiner völker- und menschenfeindlichen Staatskunst.

Haltung und Benehmen. Und war etwa diese Staatskunst gemildert, ihrer Gehässigkeit entkleidet durch

seine äußere Formen, durch gewinnendes Benehmen? Keineswegs. Von dem gewandten leutseligen Wesen, durch welches Karl in seinen jüngeren Jahren die Menschen an sich zu ziehen verstand, von den ritterlichen Manieren, womit jener den spanischen und niederländischen Adel an seine Person fesselte, war in Philipp keine Spur. Wir werden bald erfahren, wie sehr er durch sein kaltes hochmütiges Betragen die erregbaren Flamänder verletzte. Und auch gegen seine spanische Umgebung zeigte er kaum jemals eine menschlich liebenswürdige Seite. „Im Gespräch war er gewöhnlich knapp, abgemessen, finster, wortkarg; Bitten gewährte er selten und wenn er ablehnte, so geschah es in hartem, hoffärtigem Ton.“ Keinem seiner Räte und Hofleute war er aufrichtigen Herzens zugethan; er mißtraute allen, und um ihre wahre Gesinnung zu erforschen, nährte er Neid, Eifersucht, Parteiung, Kabalen und Intrigen, alle die bösen Triebe und Leidenschaften, welche das höhere gesellschaftliche Leben vergiften und zersetzen. Voll Ehrgeiz und Herrscherstolz ertrug er keinen selbständigen Charakter, keinen einsichtsvollen Staatsmann, keinen erfahrenen Ratgeber längere Zeit an seiner Seite; er vertraute nur auf sich selbst, auf seine Beobachtungen, Erforschungen und Aufzeichnungen, auf die Mitteilungen und Einflüsterungen, die er in dem Schrein seiner verschlossenen Seele barg. Selbst die beiden einflußreichen Männer, die sich am längsten der königlichen Gunst erfreuten, der Staatsminister Ruy Gomez de Silva, Graf von Melito, später zum Fürsten von Eboli erhoben, und der uns bereits bekannte Feldherr, Herzog von Alba, waren nur die Vollstrecker seiner Pläne und Entwürfe, und die Rivalität und tödliche Feindschaft, welche die beiden Günstlinge, die „zwei Säulen, welche die große Maschine aufrecht hielten“, gegeneinander hegten, und die der König absichtlich nährte, brach ihre Machtstellung und sicherte die königliche Alleinherrschaft und Superiorität. Denn je mehr durch den Zwiespalt der beiden Häupter alle Angelegenheiten zu Streitpunkten wurden, um so mehr wußte Philipp sich unabhängig zu halten von dem vorherrschenden Einfluß des einen oder des andern. Ruy Gomez, mit Philipp erzogen, erwarb sich durch seine unbedingte Hingebung die Gunst des Gebieters und hohe amtliche Stellungen bei Hof und in der Regierung. Er besaß angenehme Manieren, eine beredte Zunge, große Geschäftsgewandtheit und nachgiebige Dienstfertigkeit; seine Kenntnisse waren schwach und oberflächlich, aber seine natürlichen Anlagen und seine rasche Auffassung ersetzten den Mangel und machten, daß er sich keine Blößen gab. Des Königs Gnade zu erlangen und zu bewahren, betrachtete er als Zweck und Aufgabe seines Lebens. Dafür lohnte dieser dem wohlgesinnten ergebenen Hofmann mit Ehren und unermeßlichen Glücksgütern. Durch seine Empfehlung kam der talentvolle aber gewissenlose und intrigante Antonio Perez in den Dienst des Monarchen. Er wurde Staatssekretär und genoß die Gunst und das Vertrauen Philipps im höchsten Grade. Keinem andern sprach der König seine geheimsten Gedanken so offen aus, als dem gewandten, thätigen und einsichtsvollen Hofmann aus Aragonien. Als der Ver-

Räte und Hofleute.

Ruy Gomez.

Antonio Perez.

traute des königlichen Halbbruders Don Juan, Escovedo, aus der Welt geschafft werden sollte, fand Perez bald Mittel und Wege zur Ausführung, wie wir später erfahren werden. Der Staatssekretär machte von seiner Stellung einen verwegenen Gebrauch zum eignen Vorteil und zur Erhöhung seiner Lebensgenüsse. Er hielt ein glänzendes Haus, die Pracht seiner Wohnung und der verschwenderische Luxus seiner Gastmähler erweckten Bewunderung und Neid. Um den Aufwand zu decken, verkaufte er seine Protektion und Fürsprache um hohe Geschenke. Lange Jahre behauptete sich Antonio in seiner erhabenen Stellung und übte im Verein mit der Fürstin Eboli einen unbegrenzten Einfluß, bis er in selbstvertrauender Überhebung sich zum Rivalen des Königs in der Liebesgunst der Fürstin aufschwingend ein Opfer der königlichen Rache ward. Anna de
1572. Mendoza y Zerda hatte nach dem Tod ihres Gemahls Ruy Gomez, dem sie zehn Kinder geboren, einige Jahre im Kloster zugebracht, war dann nach Madrid zurückgekehrt, um daselbst eine noch nicht ganz aufgeklärte, aber immerhin zweideutige und gefährliche Stellung am Hofe einzunehmen. Jedenfalls war ihr tödlicher Haß eben auf den Geheimschreiber des Prinzen Juan gefallen, als dieser in den Gassen von Madrid niedergestoßen wurde. Die öffentliche Meinung klagte sie und den damals allmächtigen Perez des Mords an. Letzterem wurde der Prozeß in aller Form gemacht. Von seinem Feind und Widersacher Vasquez auf die Folter gespannt, gestand er die That ein. Nach vielen Jahren der Gefangenschaft entfloh er und suchte Schutz in seiner Vaterstadt Saragossa. Als aber die Privilegien Aragoniens sich nicht kräftig genug erwiesen, den von dem König und der Inquisition Verfolgten zu retten, entwich er nach England, wo er als Flüchtling sein Leben beschloß, nachdem er in seinen Denkwürdigkeiten die häßliche Gestalt seines Verfolgers und Tyrannen der Nachwelt dargelegt. Die Fürstin wurde auf die Feste Pinto abgeführt, später auf ihr Schloß Pastrana verbannt, wo sie verbittert und vergessen gestorben ist.

Alba. Ruy Gomez war ein Freund und Fürsprecher der Friedenspolitik; denn nur in einem ruhigen Staatsleben war für seine Wirksamkeit Raum. Schon aus diesem Grunde würde sein Gegner Alba für den Krieg gearbeitet haben, wäre er auch nicht durch Geburt, Natur und Neigung auf den Dienst der Waffen gewiesen worden. Einem Geschlecht entstammt, das mehrere Generationen hindurch in den Maurenkriegen sich durch kühne Thaten hervorgethan, war er selbst, als er noch kaum das Jünglingsalter erreicht, in das kaiserliche Heer eingetreten und hatte alle Kriegszüge Karls V. mitgemacht; wir haben ihn als Oberfeldherrn bei Mühlberg und vor Metz kennen gelernt. Seine Kühnheit und sein hoher Mut, die weniger bestritten wurden als seine strategischen Gaben, erwarben ihm die Bewunderung der Zeitgenossen. Noch lange erzählte man sich von dem siebzehntägigen Ritt aus Ungarn nach Spanien, um seine neuvermählte Gattin durch einen kurzen Besuch zu überraschen. Von großer schlanker Gestalt, gerader strammer Haltung und von dunklem sonnverbrannten Angesicht mit blitzenden

Augen, machte er in seiner ganzen Erscheinung einen gebieterischen militärischen Eindruck. Mit derselben ritterlichen Treue und Hingebung wie dem Vater war Alba auch dem Sohn zugethan, und wie wenig immer das barsche Wesen und die rauhe Sprache des stolzen strengen Kriegsmanns zu dem Hofton und den Schmeichelreden der Höflinge stimmten, Philipp stellte ihn über alle andern, erwies ihm Vertrauen und legte großen Wert auf sein Urteil und seine Erfahrung. Er fand in dem kastilischen Edelmann jene Eigenschaften, die in seinen Augen das Ideal eines königlichen Dieners bildeten, loyale Ergebenheit gegen den Willen seines Monarchen, das Talent zu doppelzüngigem Ränkespiel und die Verbindung von arglistiger Verschlagenheit und rücksichtsloser Energie. Was dem Herzog an politischem Verstand, an fruchtbaren Ideen abging, ersetzte er durch fanatischen Eifer für die katholische Kirche und das absolute Königtum. In allen Kriegen bediente sich Philipp seines Armes; in späteren Jahren nahm er manchmal Ärgernis an dem stolzen Freimut, mit dem sich der Herzog seiner Thaten und Verdienste rühmte und dabei einfließen ließ, wieviel Dank ihm der König schulde, und eine Zeitlang, als sein Sohn Don Fadrique von Toledo eine Hofdame entehrt und verlassen hatte, verwies Philipps Ungnade den Herzog in die Festung Uzeda; daß sich Papst und Kaiser und viele katholische Fürsten für den Gefangenen verwendeten, trug nur zur Verlängerung der Ungnade bei; erst der Krieg gegen Portugal brachte ihm Versöhnung. Bald nach der Unterwerfung des Nachbarlandes starb Alba zu Tomar in den Armen seines Königs (12. Dez. 1582) in einem Alter von 72 Jahren.

„Zwischen den Fürsten und den Herzog trat ein Doktor. Es war Diego Espinosa, der auf dem Weg gerichtlicher Ämter bis zur Stelle eines Präsidenten von Kastilien gestiegen war; der darauf, als er diese erlangt hatte und nun häufiger Gelegenheit fand, sich dem König zu nähern, durch die Würde seiner Erscheinung, die mutige Frische seiner Natur, den hohen Geist, der aus ihm sprach, sich bei demselben in das größte Ansehen setzte.“ An Arbeitskraft kam ihm keiner gleich. Er leitete die Geschäfte im Rat von Kastilien, versah das Amt eines Großinquisitors, hatte den Vorsitz im Rat von Italien, wurde Kardinal und erlangte solchen Einfluß, daß man ihn den „Monarchen von Kastilien“ nannte. Viele Jahre erfreute sich der unermüdliche Mann der Gunst des Königs; endlich gelang es den Einflüsterungen seiner Neider und Widersacher, ihn in Ungnade zu stürzen. Diesen Fall vermochte Espinosa nicht zu ertragen; er starb noch in demselben Jahr 1571. Auch Ruy Gomez zitterte mehr als einmal vor einem ähnlichen Schicksal und lebte in steter Furcht vor den geheimen Einflüssen, denen der König sich nicht zu entziehen vermochte. „Ein Günstling,“ ließ er sich klagend vernehmen, „empfindet eine leichte Hautverletzung stärker, als ein andrer eine Wunde bis auf den Knochen.“ Aber durch seine Vorsicht und durch seine Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Umgang wußte sich der Fürst von Eboli bis zu seinem Tod im Jahr 1572 die königliche Gnade zu erhalten.

Espinosa

Die Cortes in Kastilien.

Bei seinem Streben nach absoluter Gewalt brauchte Philipp nur auf den Grundlagen fortzubauen, welche von seinem Vater und von dem katholischen Königspaar in Spanien gelegt worden; indem er aber das System auf die Spitze trieb, zerstörte er den Lebensorganismus des ganzen Staatskörpers und ließ nur seelenlose Formen bestehen. Wir wissen, daß Karl V. den Aufstand der Comuneros zur Beschränkung der Cortes, jener ständischen Vertretung, auf welcher die alte Freiheit der Nation beruhte, benutzt hat. Die Versammlung bestand seit dem Jahr 1523 nur aus Repräsentanten der Stadtgemeinden, bei deren Wahlen die königlichen Beamten solchen Einfluß übten, daß keine Opposition aufkommen konnte; und wenn früher die Abgeordneten zuerst ihre Beschwerden vorbrachten und dann über die Steuerforderungen in Beratung traten, so wurde das Verfahren von der Zeit an umgekehrt; erst wenn das Servicio bewilligt worden, war die Einbringung anderweitiger Anträge gestattet. Alle drei Jahre traten die Prokuratoren der Städte zusammen, um unter dem Vorsitz eines vom König ernannten Präsidenten die Abgaben zu bewilligen und Beschwerden und Petitionen einzureichen, die dann teils genehmigt, teils abgelehnt wurden. Von einer Mitwirkung bei dem öffentlichen Leben war keine Rede. Ihre ganze Thätigkeit beschränkte sich auf die Darlegung von Wünschen, Bitten und Beschwerden in Sachen der Verwaltung, der Rechtspflege der Volkswirtschaft. Die Versammlung der Cortes ließ sich als ein Rat betrachten, welchen die Städte, in Erinnerung an ältere bedeutendere Rechte, auf ihre Kosten alle drei Jahre an den König schickten, damit er Mißbräuche abstellen, Aufsicht über die Beamten halten helfe, damit er des Herkommens wahrnehme und Vorschläge für das allgemeine Beste mache. Es war dafür gesorgt, daß dies der absoluten Gewalt keinen Eintrag thue; jede Entscheidung fiel ganz allein dem Ermessen des Königs anheim. Seine Beamten aber in Zügel zu halten, eine vollkommene Gewalt über sie zu behaupten, war er hierdurch nicht wenig unterstützt. Die Cortes bildeten somit nur ein Glied in dem großen Überwachungssystem.

Die Verfassung in Aragonien.

Zunächst trat diese Abschwächung der alten Reichsstände in Kastilien ein, während in Aragonien die ständische Verfassung samt dem Justicia, wie wir sie früher kennen gelernt (VII, 549 f.), noch längere Zeit fortbestand. Da aber die Landschaft, in welcher die neue Hauptstadt lag, unter Philipp im ganzen Staatsleben eine vorherrschende Stellung behauptete, zu der die übrigen Landesteile als untergeordnete Provinzen erschienen, so wurde das Beispiel der kastilischen Cortes bald Norm und Vorbild für die andern. Zwar war das aragonische Staatssystem durch uralte Gesetze und Gewohnheiten ein so festgefügtes Gebäude von gegenseitigen Rechten und Pflichten, daß weder Karl V. noch seine Großeltern dasselbe umzustürzen wagten oder vermochten; selbst gegen die Inquisition konnte der Justicia auf Berufung Schutz gewähren. Aber unter Philipp II. trat auch hier eine Umwandlung ein. Als sich der alte Geist der Freiheit und Selbständigkeit noch einmal regte, wie im Jahr 1591 zu Saragossa,

da der flüchtige Antonio Perez die Fueros von Aragon seiner Heimat gegen das wider ihn aufgebotene Inquisitionsgericht anrief und der Justicia, unterstützt von der bewaffneten Bürgerschaft der Hauptstadt, für die verbrieften Rechte eintrat, da benutzte Philipp die Gelegenheit, um auch die Cortes von Aragonien in größere Abhängigkeit von der Königsgewalt zu bringen. Gegen das alte Vorrecht des Landes rückte kastilisches Kriegsvolk über die Grenze; die Volksbewegung, die sich unter dem nationalen Banner hervorwagte, wurde niedergeschlagen, der Justicia, „der Schirm aragonischer Freiheit", vor der Schwelle seines Hauses enthauptet; viele Ricoshombres und Hidalgos kamen im Gefängnis um, andre wanderten aus. Darauf wurden die Cortes nach Tarragona beschieden und unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Saragossa die Verfassungsgesetze in einigen wichtigen Punkten geändert. Philipp legte der Krone das Recht bei, den Vizekönig frei zu ernennen, gleichviel ob eingeboren oder fremd, gab dem Gerichtshof eine solche Einrichtung, daß er ganz von dem Willen des Monarchen abhing, und beschränkte die Befugnisse der Cortes. Das eigenmächtige Zusammentreten hörte auf; den Vertretern der Stadtgemeinden konnte der König eigne Abgeordnete beifügen, aus dem Adel nach Gutdünken die Mitglieder auswählen; statt der Stimmeneinheit sollte bei Beschlüssen Stimmenmehrheit genügen; die Einreichung von Beschwerden wurde an eine bestimmte Zeit gebunden. Der Aufbau einer die Stadt beherrschenden Feste bürgte für die Aufrechthaltung der königlichen Gewalt. Hiermit war dem König der entscheidendste Eingriff in die alten aragonischen Rechte gelungen. Das Gericht war ihm unterworfen, die Reichsversammlung seinem Einfluß bloßgestellt, das Land seinen Soldaten geöffnet, der Inquisition weiterer Raum gemacht; in die geschlossene Ordnung des alten Staats waren große Lücken gerissen. Doch blieben noch immer einige Rechte und Privilegien bestehen, als Ziele künftiger Gewaltstreiche.

Zu dieser Bedeutungslosigkeit sanken die kastilischen Cortes hauptsächlich dadurch herunter, daß seit dem Jahr 1538 der hohe Adel nicht mehr zu den Versammlungen einberufen ward. Der trotzige Widerstand, den die Großen, vor allen der Connetable Velasco, den Geldforderungen Karls entgegensetzten, in beleidigenden Ausdrücken auf ihre Rechte pochend, gab diesem Veranlassung, die unfügsamen Herren, die da behaupteten, mit ihrer Person, nicht mit Abgaben seien sie der Krone zu dienen verpflichtet, von den Reichstagen auszuschließen und sie dadurch jeden Einflusses auf die öffentlichen Dinge zu berauben. Wie rasch sank nun die Bedeutung jener mächtigen Granden, die einst den Thron als Gleiche und Ebenbürtige des Königs umgeben und leitend und bestimmend auf das Staatsleben eingewirkt hatten! Waren sie früher gewohnt, eigne Heerhaufen in ihrem Sold, viele Hidalgos ohne eignes Besitztum unter ihren Fahnen, in ihrem Dienst zu halten, so sahen sie sich jetzt, da es keine Kriege mehr in Spanien gab, zur Unthätigkeit verurteilt und von ihrem ritterlichen Gefolge verlassen. Den auswärtigen Kriegsdienst verschmähend, weil sie durch ihre Privilegien nur zur

Der kastilische Adel.

Beschützung des eignen Landes verpflichtet waren, oder von den Königen davon fern gehalten, weil diese keine Heere mehr wollten, in denen man die Befehle mit der Formel bekannt machte: „So gebietet der König und der Condestable", stiegen die Nachkommen der alten waffenfrohen Feudalherren mehr und mehr von der romantischen Höhe der Kreuzritter früherer Tage herab und versanken in Müßiggang und Thatlosigkeit. Durch den mißtrauischen Philipp, der nur ganz zuverlässige und ergebene Vollstrecker seiner Befehle um sich haben wollte, von den Hof- und Staatsdiensten fern gehalten, durch eigne Schuld von dem öffentlichen Leben und der Heerführung ausgeschlossen, war ihnen wenig Gelegenheit zu Ruhm und Auszeichnung, zur Entfaltung des alten Glanzes gelassen. „Sie gingen nach ihren Landsitzen, nach ihren etwas maurischen Palästen, die fast ohne Fenster nach der Straße, im Viereck um einen weiten, mit Bäumen besetzten Hof gebaut waren, um ihre Reichtümer zu genießen." So die Häupter der Mendozen und Enriquez, die den Titel Herzöge von Infantado und Medina de Rioseco führten, so die Pechecos und Gironen, die Herzöge von Escalona und Ossuna, die fürstliche Einkünfte und Tausende von Unterthanen besaßen und durch großen Aufwand, durch zahlreiche Dienerschaft, Pagen und Untergebene aller Art, durch Luxus und Pracht in Kleidung und Einrichtung, durch vornehmes Zeremoniell ihren Rang, ihren Stolz und ihre alte ruhmvolle Herkunft vor der Welt zu zeigen liebten, bis ihr ererbtes Vermögen zu schwinden begann. „Der Adel zweiten Ranges," bemerkt Ranke, „konnte nun nicht mehr in ihrem Dienst Ehre und Beförderung erwarten. Cervantes gedenkt eines Sprichworts damaliger Zeit: Wähle Kirche, Meer oder das Haus des Königs. Viele von den Hidalgos, die früher unter den Fahnen der Granden gewesen, begaben sich nun nach Indien; andre fingen an zu studieren, um sich zu kirchlichen Ämtern geschickt zu machen; andre suchten, solange es Krieg gab, des Königs Dienst im Feld, oder, wenn man Frieden hatte, den Dienst im Palast; dann konnten sie von ihm, auch schon darum, weil er die drei Ritterorden verwaltete und so viele Pfründen zu verleihen hatte, eine angemessene Stellung für ihr übriges Leben erwarten."

Die Kriegsmacht. Aus den Reihen dieser Hidalgos gingen die Offiziere hervor, welche den spanischen Heeren des sechzehnten Jahrhunderts jenen festen kriegerischen Geist einflößten, durch den sie über alle andre Truppen der Zeit hervorragten. Von jeher an Waffen und Gefahren gewöhnt, erblickte der Spanier im Kriegsdienst seinen eigentlichen Beruf; nichts ging ihm über den Ruhm der Tapferkeit, des Muts, der Ehre. Entbehrung, Anstrengung, Mühseligkeit schreckten ihn nicht ab, alle diese Beschwerden hatten ja ihre Väter im Übermaß während der Maurenkriege ertragen; dergleichen war das Erbe ihrer Geburt, ihrer Heimat. Alles, was sie in der Fremde zu überwinden hatten, stand weit hinter den Schwierigkeiten und Gefahren zurück, welche die Kämpfe und Feldzüge in den Bergen und Schluchten der Sierren darboten. Und welch' treffliche Kriegsschule hatte die thatenreiche Regierung Karls V. geschaffen! Noch dienten in den Heeren der Alba

und Don Juan, der Requesens und Spinola gar manche jener Veteranen, die unter dem großen Kaiser die Feldzüge in Italien und in Deutschland mitgemacht, auf spanischen und italienischen Galeeren gegen die Korsarenstaaten in Tunis und Algier gezogen. War es zu verwundern, daß Philipp II., wenn er in seinen Listen die Legionen musterte, die über sein weites Reich verteilt standen und das stehende Heer bildeten, jene durch stramme Kriegszucht hervorragende Infanterie, jene schwere und leichte Reiterei, jenes treffliche Geschütz großer und kleiner Gattung, wenn er die Haufen der Landwehr und Milizen überschaute, welche die Küstenländer schützten, und die Seemannschaften der Flotten, die in den spanischen und italienischen Häfen lagen, das Mittelmeer durchkreuzten, um Jagd auf Türken und Korsaren zu machen, oder über den Ozean fuhren, um den Verkehr mit den jenseitigen Kolonien zu beleben und die edlen Metalle der Neuen Welt dem Mutterland zuzuführen, war es unter solchen Umständen zu verwundern, daß der spanische Monarch im stolzen Selbstgefühl es für möglich und ausführbar hielt, nachdem er auch Portugal bezwungen, eine Habsburgsche Universalmonarchie zu gründen, das durch Partei- und Religionskriege zerrissene Frankreich in ein abhängiges Verhältnis zu bringen und an der Spitze der romanischen Welt alle der katholischen Majestät widerstrebenden Staaten zu unterwerfen?

In Spanien selbst hatte Philipp in seinen späteren Regierungsjahren, da diese ehrgeizigen Pläne schärfer und deutlicher hervortraten, keinerlei Widerstand gegen seinen Willen zu erfahren. Die weltlichen Stände, soweit sie nicht in dem königlichen Dienst waren, fügten sich in Demut und Willfährigkeit den Machtgeboten; die Geistlichkeit zeigte sich zufrieden und dienstbeflissen unter einem König, welcher ihr ein geehrtes und behagliches Dasein gönnte, welcher den Ordensleuten nicht wehrte, wenn sie in ihren anmutig gelegenen, mit Gärten, Baumpflanzungen und landschaftlichen Reizen umgebenen Klöstern ein gemächliches Leben führten, welcher dem höheren Klerus Gnade und Ehre in reichlichem Maß erwies. Anderseits freilich hat keiner der vorangehenden und der folgenden Könige Spaniens den Klerus so sehr fühlen lassen, daß alle Macht schließlich bei der Krone sei. Er übte die unbedingtesten Befugnisse auch über die Kirche aus, wie er denn auch den geistlichen Stand zu den Lasten des Staats herbeizog, zum Zweck der Türkenkriege außerordentliche Beisteuern von ihm erhob und Gehorsam und Ehrerbietung heischte. In dem Santo Officio, dem Tribunal der Inquisition, waren die Interessen der Kirche und des Königs vereinigt. Die Richter und Beisitzer, wenn auch meistens Geistliche, wurden vom König ernannt und die Güter der Verurteilten fielen der königlichen Kammer zu; aber die Reinerhaltung der kirchlichen Doktrinen und Gebräuche, die Unterdrückung jeder abweichenden Lehrmeinung, die Vertilgung des maurischen und jüdischen Unglaubens, der ausgesprochene Zweck dieses Instituts, diente dem Ansehen und der Macht der katholischen Priesterschaft. Wir haben dieses Tribunal des Schreckens

Die Königsmacht in Spanien.

Die Inquisition.

in seiner furchtbaren Wirksamkeit mit dem Pomp seiner Autodafees zur Genüge kennen gelernt (IX, 444 ff. X, 847 ff.). In Philipps Händen war es das hervorragendste Mittel des Despotismus, wodurch er alle Unterthanen in angstvoller Unterwürfigkeit hielt. Die Geistlichkeit, aus deren Mitte der Vorsitzende und die Richter gewählt wurden, lag nicht minder unter dem Bann der Inquisition als der Laienstand, die Granden wie die Höflinge und Staatsbeamten. Die Angeberei, geschützt durch den Schleier des Geheimnisses, richtete ihren giftigen Zahn gegen alle, die man stürzen oder verderben wollte. Als der Staatssekretär Antonio Perez von der Ungnade und Rache des Königs getroffen ward, wurde die Hilfe der Inquisition gesucht und das heilige Gericht verschmähte es nicht, sich zu Schergendiensten gebrauchen zu lassen. Wie leicht war es in Spanien, wo jahrhundertelang Mauren und Juden mit Christen vermischt wohnten, wo dann, nachdem jene die Taufe angenommen und als Morisken und Neuchristen äußerlich der Kirche beigetreten, eheliche Verbindungen zwischen beiden Rassen geschlossen wurden, gegen irgend jemand den Vorwurf unreinen Bluts zu erheben und ihn damit den Prozeduren des Glaubensgerichts preiszugeben! Wie viele hat das falsche Zeugnis eines geheimen Feindes ins Verderben gestürzt, ihrer Familie Ehre und Vermögen geraubt! Mindestens vier Zeugungen hindurch mußte der Beweis des reinen Bluts geliefert werden, wenn die Inquisition von dem Angeschuldigten ablassen sollte. Selbst dem Papst schien das spanische Schreckensgericht zu weit zu gehen; wenigstens wurde in Zeiten der Spannung oder des Streits manchmal Beschwerde dagegen erhoben. Dann kam es wohl auch vor, daß in Rom gedroht wurde, man werde den Monarchen selbst vor dem Glaubenstribunal verklagen.

Die Verfolgung der Morisken.

Nirgends hatten die Diener des heiligen Amts ein weiteres und fruchtbareres Arbeitsfeld für ihren fanatischen Eifer als in den südlichen Staaten Andalusien und Granada, die so oft der Schauplatz der Kämpfe zwischen den Anhängern des Kreuzes und des Korans gewesen und seit den Tagen des Kardinal Jimenes von einer Bevölkerung arabischer Abkunft bewohnt waren, welche durch Druck und Verfolgung zur Verleugnung des Glaubens der Väter und zur äußerlichen Annahme der christlichen Gebräuche und Kirchensatzungen gezwungen worden (IX, 803 ff.). Aber der Gegensatz des Bluts und des Glaubens, der während des ganzen Mittelalters die Spanier und Araber zum Krieg widereinander geführt, dauerte auch nach der Bekehrung und nach den Zwangstaufen noch fort; die „Morisken" waren nicht minder der Gegenstand des Hasses, der Verachtung, der nationalen und religiösen Antipathie der christlichen Spanier, als ihre mohammedanischen Vorfahren, und der priesterliche Argwohn und Fanatismus lastete schwer auf ihrem Haupt. Man setzte kein Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung und suchte daher soviel als möglich jede Verschiedenheit, die an ihre arabische Abstammung erinnerte, zu verwischen. Schon unter Karl V. war im Jahr 1526 ein Gebot ausgegangen, daß die Morisken ihre altherkömmlichen Gebräuche, ihre Tracht, ja ihre Sprache aufgeben sollten. Es gelang den Geängstigten jedoch durch ein Bittgesuch, dem ein Geschenk von achtzigtausend Dukaten Nachdruck verlieh, den geldbedürftigen Kaiser zu bewegen, das Gebot außer Wirksamkeit zu setzen. Aber unter Philipp II. fing die Bedrückung von neuem an. Der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung in

den fleißig bestellten Thälern der Alpujarras, jener steilen Sierren, die sich südöstlich von Granada bis zu 11,000 Fuß über den Meeresspiegel erheben, erregte den Neid der christlichen Umwohner; ihr Handelsverkehr mit den mohammedanischen Stämmen Nordafrikas erweckte Verdacht und Ärgernis. Die Diener der Inquisition und die Agenten der Regierung strengten daher alle Kräfte an, um neue Verbote und Beschränkungen hervorzurufen. Im Jahr 1560 erschien eine königliche Ordonnanz, durch welche den Morisken von Granada das Halten afrikanischer Sklaven untersagt ward, eine Maßregel, die den Feldarbeiten sehr nachteilig war. Drei Jahre später wurde der Besitz von Waffen verboten außer wo ein besonderer Erlaubnisschein des Generalkapitäns eine Ausnahme gestattete; und selbst dann noch sollten sie mit einem Regierungsstempel versehen sein. Schon damals zeigten sich Spuren von Widersetzlichkeit unter den über dieses Mißtrauen erbitterten Granadiern; doch verhütete die Mäßigung und kluge Umsicht des obersten Befehlshabers Don Iñigo Lopez de Mendoza, der bald darauf nach dem Tod seines Vaters den Titel eines Markgrafen von Mondejar erlangte, feindselige Auftritte. Aber der Einfluß und Eifer der geistlichen Wächter nahm mit jedem Jahr zu. Sie beschuldigten die Morisken, daß sie im geheimen die Beschneidung an ihren getauften Kindern vollzögen, die Eheschließung nach der priesterlichen Einsegnung noch nach ihren nationalen Gebräuchen mit Gesängen und Tänzen feierten, den Freitag als Feiertag begingen, im Verborgenen die religiösen Vorschriften des Koran befolgten, ja daß sie Christenkinder ihren Glaubensgenossen in der Berberei verkauften. Philipp bestellte eine Junta unter dem Vorsitz des uns bekannten Kardinalbischofs und allmächtigen Staatsministers Espinosa, welche die Angelegenheiten der Morisken unter- 1566.
suchen und Vorschläge zu ihrer vollständigen Bekehrung machen sollte. Diese kam wieder auf das alte Verbot der arabischen Sprache, der nationalen Tracht und Familiennamen zurück. Innerhalb drei Jahren sollten sie die kastilische Sprache, Kleidung und Sitten annehmen, die Frauen unverschleiert gehen. Selbst die Bäder und Waschungen wurden untersagt; mit den Traditionen der Ahnen, mit den Erinnerungen der Vorzeit sollte vollständig gebrochen werden. Mit schweren Strafen in Geld, Gefängnis, Verbannung war jede Übertretung belegt. Wenn diesen Vorschlägen, denen Philipp II. durch eine Pragmatika vom 17. November 1566 Gesetzeskraft verlieh, die geheime Absicht zu Grunde lag, die maurische Bevölkerung des Südens zur Verzweiflung und zum Aufstand zu treiben und dadurch eine Veranlassung zu ihrer gänzlichen Entfernung zu erlangen, so erreichten die geistlichen Räte Espinosa und Deza ihren Zweck. Wir werden im nächsten Abschnitt die Anstrengungen kennen lernen, welche die Morisken mittels Aufruhr und Bürgerkrieg zur Rettung des letzten Restes ihres nationalen Wesens machten. Schon aus der Aufregung, womit die Verkündigung im Albaicin, dem von den Morisken bewohnten Stadtteil von Granada am 1. Januar 1567, dem Jahrestag der Übergabe, aufgenommen wurde, konnte man die kommenden Stürme ahnen. Vergebens suchten einige angesehene Gemeindevorsteher durch Bitten und Vorstellungen den vernichtenden Schlag abzuwenden, wie bei Karl V. ein namhaftes Geldgeschenk in Aussicht stellend; sie erhielten zur Antwort, das Gesetz sei heilig und gerecht und müßte zur Ausführung kommen, und was ihr Anerbieten betreffe, so schlage der König die Rettung einer einzigen Seele höher an, als alle Schätze der Morisken. Alle weiteren Schritte bei dem König selbst und bei dem kastilischen Staatsrat wurden durch Espinosa, der damals auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, vereitelt. Der Markgraf von Mondejar selbst, welcher für die Morisken Fürbitte eingelegt hatte, mußte nun zur Ausführung des Verfolgungsedikts die Hand reichen; aber die Seele des ganzen Unterdrückungssystems war der fanatische, herzlose Erzbischof Deza von Granada.

2. Die spanischen Nebenländer in Italien.

Sizilien. Nicht ganz so willfährig und widerstandslos wie Spanien fügten sich die übrigen europäischen Teile des Reichs in den königlichen Absolutismus. Von den Niederlanden werden wir im nächsten Abschnitt handeln. Aber auch die italienischen Besitzungen, die Königreiche Sizilien und Neapel und das Herzogtum Mailand, die unter der Verwaltung spanischer Statthalter oder Vizekönige standen, setzten mitunter dem Despotismus des fremden Gebieters einige Opposition entgegen, die wenigstens zu einem vorsichtigeren Auftreten mahnte. Wenn auf Sizilien die spanische Herrschaft dadurch einen festeren Boden hatte, daß viele der angesehensten Familien katalonischen oder aragonischen Geblüts waren und daß die Insel durch eine fast dreihundertjährige geschichtliche Tradition mit dem Pyrenäenlande in Verbindung stand, so bot dagegen die tiefgreifende Parteiung unter den Ständen und die zwischen den einzelnen Adelsgeschlechtern bestehende Erbfeindschaft den Statthaltern die größten Schwierigkeiten. Stießen in den Parlamenten die Geldforderungen der Regierung häufig auf Widerstand, weniger bei den Feudalherren, welche die Abgaben ihren Unterthanen zuschoben, als bei den Geistlichen und den Prokuratoren der Städte, die das Servicio aus eignen Mitteln aufbringen mußten, so hatte der Vizekönig einen noch schwereren Stand gegenüber den Richtern und Beamten, die aus Eingebornen ernannt, teils auf Lebenszeit, teils auf zweijährige Amtsdauer, jedoch mit Zulassung fortlaufender Verlängerung, durch Parteisucht, Intrigen, Käuflichkeit und zweideutiges Verhalten Gesetz und Gericht beugten und lähmten und zu zahllosen Klagen und Beschuldigungen Anlaß gaben. Das Ränkespiel wurde häufig genug von der Insel nach Madrid verlegt und fand an dem Hof, „wo für jeden ein Feind gefunden ward, wo sich die Verleumdung sichere Wege zum Ohr des Königs öffnete, wo schon das Mißtrauen zum Verderben wurde“, einen günstigen Boden. Nirgends wechselten so oft die Statthalter als in Palermo, und kaum daß einer seine Laufbahn mit Ehren schloß. Ungnade, Amtsentsetzung, gerichtliche Untersuchungen waren ihr gewöhnliches Los.

Neapel. Sehr verwickelte Verhältnisse mit divergierenden Interessen bestanden in Neapel; aber gerade die Spaltung und Zerklüftung der einzelnen Volksteile machte es dem spanischen König möglich, mit Hilfe ergebener Besatzungstruppen und einer strengen Beamtenhierarchie in jenem von der Natur so reichgeschmückten Land ein absolutistisches Regiment aufzurichten und eine Servilität zu erzeugen, wie sie nicht einmal in Kastilien zur Entwickelung kamen. Neapel war unter ein

Barone. doppeltes Joch gebeugt, unter das monarchische und priesterliche. Wir haben in den früheren Bänden dieses Werks öfters der Faktionskämpfe und Eroberungskriege gedacht, die in Unteritalien durchgefochten wurden. Die spanische Partei trug den Sieg davon über die französische; aragonesisch gesinnte Barone bereicherten sich mit den eingezogenen Gütern ihrer Anjouschen Gegner; aber im Wett-

eifer einander in Luxus und Aufwand zu überbieten und am Hof von Neapel, dem sie sich dankbar und dienstwillig hingaben, eine glänzende Rolle zu spielen, liefen ihnen die gewonnenen Schätze wieder durch die Finger; bald teilten sie mit ihren Anjouschen Gegenfüßlern das Los der Verarmung und Verschuldung. Was kann aber einer königlichen Regierung zur Begründung einer despotischen Herrschaft nützlicher sein, als ein in seinem Vermögensstand herabgekommener Adel, der nichts als seinen Degen, seinen Ehrenrang, seine gesellschaftlichen Privilegien hat, die er nur im Dienst und durch die Gnade des Monarchen erhalten und verwerten kann? So hatten die Vizekönige in den Baronen des Reichs mit den gräflichen, herzoglichen, fürstlichen Titeln der alten Geschlechter willfährige Diener, servile Anhänger, welche die von der Regierung verlangten Donative mit hingebendem Eifer bewilligten, ohne Murren und Opposition sich unter die Richter- und Beamtenmacht beugten.

Und auch die bürgerlichen Elemente waren bescheiden in ihren Ansprüchen auf Freiheit und genügsam mit dem geringen Anteil, den man ihnen in den öffentlichen Angelegenheiten gönnte. Wenn in Sizilien die Städte Messina und Palermo sich rühmten, daß sie die aragonesischen Könige freiwillig und vertragsweise zur Herrschaft gerufen, so konnte Neapel sich nicht auf eine solche Vergangenheit berufen. Die Hauptstadt hatte stets das Schicksal des Landes geteilt, sie war dem jedesmaligen Sieger als Beute zugefallen. Doch hatten die Neapolitaner meistens aragonesische Sympathien gezeigt und dieses Verdienst wurde ihnen von der spanischen Herrschaft angerechnet und belohnt. Vor dem Gesetz und dem Richterstuhl wurden die Bürger dem Adel gleichgestellt. Es war eine unerhörte Neuerung, daß der schuldige Edelmann derselben Prozedur und Bestrafung unterworfen ward, wie der bürgerliche Mann, und daß bürgerliche Rechtsgelehrte zu Gericht sitzen durften über den Baron. Für dieses wertvolle Recht fühlte sich der Bürgerstand in erhöhtem Selbstgefühl der Regierung zu Dank verpflichtet, und wie konnte er denselben besser beweisen, als durch Gehorsam und Unterwürfigkeit? Nur einmal sah man Bürger und Edelmann in gemeinschaftlicher Opposition der Obrigkeit entgegentreten, Arm in Arm vor dem Palast des Vizekönigs erscheinen: als die spanische Inquisition im Königreich Neapel eingeführt werden sollte (S. 68). Man gab denn auch die Zusicherung, daß das gefürchtete Glaubenstribunal nicht unter ihnen aufgerichtet würde. Auch in Sizilien konnte die Inquisition nur mit Unterbrechung und beschränkter Gewalt auftreten. Doch haben wir bereits erfahren, daß die Neapolitaner nicht viel durch das Zugeständnis gewannen; denn bei der Stellung der Landeskirche zu Rom wurden sie nunmehr dem päpstlichen Überwachungssystem zur Beute. Bürgerstand.

Wie uns bekannt ist, hat das Pontifikat seit Jahrhunderten die Oberherrlichkeit über Neapel angesprochen. Infolge dieses Lehnrechts war die Geistlichkeit des Königreichs unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterworfen und in viel engere Verbindung mit demselben gesetzt, als anderwärts. Von Rom gingen die Ernennungen aus, nach Geistlichkeit.

Rom mußten die Zehnten und alle Abgaben geliefert werden. Wenn dieses Verhältnis streng eingehalten und durchgeführt ward, welche Hindernisse und Gefahren konnte dann die geistliche Jurisdiktion dem Staat und der weltlichen Obrigkeit zufügen! Ein Klerus, der unabhängig von den Landesgesetzen und der Regierung nur die päpstliche Gewalt und Hoheit als zuständige legitime Autorität anerkannte, die päpstlichen Bullen auch in zeitlichen Dingen und gegenüber der Laienwelt allen königlichen Verordnungen voranstellte, konnte in einer absoluten Monarchie keine Stelle haben. Da kam es denn den Vizekönigen zu statten, daß die neapolitanische Geistlichkeit selbst an dieser engen Verbindung und Unterordnung kein Wohlgefallen hatte; daß sie die Abgaben und Sporteln, welche sie nach Rom liefern sollte, lieber ganz oder zum Teil für sich behielt. Es fehlte nicht an Streitigkeiten, und in solchen Fällen suchte der Klerus den Schutz der weltlichen Obrigkeit. So wurde zwischen der Regierung und dem geistlichen Stand ein Bund geschlossen, ein Bund, in welchem dieser seine Ansprüche auf weltliche Gerichtsbarkeit fahren lassen, in welchem jene ihre Absichten auf eine höchste Gewalt durchsetzen mußte. Und so ward auch der geistliche Stand von der zentralen Macht des Staats abhängig.

Das Lehnverhältnis. Nun erstreckte sich aber die Lehnshoheit des Papstes auch über den Herrscher selbst. Sie sank jedoch hier zu einer traditionellen Form herab, zu einer äußerlichen Ehrenhuldigung, der sich Philipp schon aus kirchlicher Devotion nicht entziehen wollte. Dagegen durfte kein päpstlicher Erlaß ohne Erlaubnis der Regierung im Reich bekannt gemacht werden; ja selbst Verordnungen kirchlicher Natur wurden vor ihrer Veröffentlichung einer Prüfung unterworfen. Wie sehr immer die Päpstlichen gegen eine solche Beschränkung der Investiturrechte klagen mochten, Philipp folgte standhaft dem Beispiel, das schon sein Vater und Ferdinand der Katholische aufgestellt. In diesem Bestreben, der Krone das Exequatur, „das Kleinod des Reichs, den wahren Damm gegen alle päpstlichen Eingriffe", unverkürzt zu erhalten, wurde die Regierung von den weltlichen Ständen unterstützt, sowohl von den Edelleuten, welche manches kirchliche Eigentum im Besitz hatten, das der Papst zurückfordern könnte, als von den Städten, welche die von dem Pontifikat geforderte Exemtion der geistlichen Güter von den öffentlichen Lasten nicht zugeben wollten. So beschränkte sich denn der ganze Lehnzins auf den weißen Zelter, den der Vizekönig alljährlich am Peter- und Paulstag nach Rom lieferte. Der päpstliche Einfluß ging in Neapel wie in den andern Ländern der Monarchie nicht weiter, als der Wille des Königs zuließ.

Das spanische Neapel. Überhaupt verstand es die kastilische Politik in Neapel den Schein zu erhalten, als ob die alten Verhältnisse noch fortdauerten, während doch das spanische Regiment nirgends so fest und systematisch gefügt war als gerade dort. Noch bestand der Lehnsdienst der Barone in gesetzlicher Kraft, allein man machte ebensowenig Gebrauch davon wie von der Landwehr oder Miliz, die man aus Bauern und Herdenbesitzern formierte: die Hut des Landes und die Stärke der Regierung beruhte auf der bewaffneten Macht zu Fuß und zu Roß, die aus Spaniern und Italienern zusammengesetzt in den zahlreichen Festungen untergebracht war und unter dem Oberbefehl des Vizekönigs und des von ihm ernannten Feldherrn stand. Auch konnte man noch bei einzelnen Gelegenheiten die Würdenträger des alten Reichs mit ihren Fahnen und Attributen aufziehen sehen, aber sie dienten nur zum Schauspiel; alle Gewalt, administrative wie richterliche, war in die Hände verschiedener Ratskollegien und Justizhöfe gelegt, die zum geringeren Teil aus Eingebornen, zum größeren Teil aus Spaniern zusammengesetzt waren, oder aus solchen, die aus einer Vermischung spanischen und neapolitanischen Bluts hervorgegangen. Diese letzten, heimlich als Mamelucken oder „Janitscharen" verspottet, waren die ergebensten Diener der Regierung. Das Amt eines Vizekönigs von Neapel gehörte zu den angesehensten

Staatswürden. Vermehrung der königlichen Einkünfte war das Hauptmittel, sich in Gunst zu erhalten; kein Wunder, daß Druck und Verarmung des Volks mit der Vermehrung der Abgaben gleichen Schritt hielten. Der Hof in Neapel war ein Abbild des königlichen Hofes in Madrid, sowohl in den gesellschaftlichen Formen und Sitten als in der künstlerischen und litterarischen Geschmacksrichtung. In den Erscheinungen des äußern und innern Lebens herrschte große Übereinstimmung und lebhafte Wechselbeziehung, welche durch den regen Verkehr der vornehmen und gebildeten Stände beider Länder, der Edelleute und Kavaliere, der Beamten, Künstler und Schriftsteller wesentlich gefördert ward.

Mailand.

Die größte Wachsamkeit erforderte das Herzogtum Mailand. Wir wissen, wie schwer dem Kaiser die Besitznahme dieses Landes fiel, wie viele Schlachten geliefert werden mußten, bis die lombardische Ebene mit dem nördlichen Gebirgswall unter spanische Herrschaft geriet. Die Franzosen hatten auf dieses vermeintliche Erbe der Valois nie Verzicht geleistet; die Eingebornen beugten sich mit Widerstreben dem fremden Joch; die Schweizer schauten stets mit Lüsternheit auf die fruchtbaren Gefilde, wo so oft eidgenössisches Blut geflossen. Wollte die spanische Krone sich das schwererworbene Land sichern, so mußte sie es in guten Verteidigungsstand setzen. Und daran ließ es Philipp nicht fehlen. In der Hand der Gouverneure war die militärische und bürgerliche Gewalt vereinigt; es wurde stets ein bewährter Feldhauptmann zu dem Posten ausersehen. Das Kastell von Mailand galt für einen der stärksten Plätze; daneben gab es eine Menge größerer und kleinerer Festungen, alle mit Besatzungen und Geschütz reichlich versehen. Das Fußvolk bestand aus lauter spanischen Soldaten, nur in die Reiterei wurden auch Italiener aufgenommen. Die mailändische Statthalterschaft galt als die eigentliche Pflanzschule der spanischen Heere. Sollte nun der Gouverneur seiner wichtigen Aufgabe vollkommen genügen, so mußte er auch in der Verwaltung und in den Gerichten größere Gewalt haben, als die alten Gesetze und Institute, welche sich unter der wechselnden Herrschaft gebildet, erhalten und befestigt hatten, zuließen; er mußte namentlich gegenüber dem mit lebenslänglichen Räten besetzten Senat, der über die Personen und Handlungen der Beamten und Richter eine scharfe Kontrolle führte und die Autorität des Statthalters oft lähmte und schwächte, freiere Hand haben. Philipp zögerte lange, ehe er das Kollegium, in dem die Mailänder die Hüter ihrer Gesetze und Rechte ehrten, in die Schranken wies; erst durch die Ordonnanz vom 17. April 1581 traf er Bestimmungen, wodurch die Machtbefugnisse des Oberbefehlshabers gemehrt und gegen hemmende Eingriffe von seiten des Senats und der Magistrate sichergestellt wurden.

Der Gouverneur und Senat.

Trat der Senat der absoluten Macht mit dem alten Landrecht entgegen, so erinnerte sich der Erzbischof von Mailand, daß einst Ambrosius dem mächtigen Kaiser Theodosius als Rächer verletzter Menschenrechte sich gegenübergestellt. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß zwei Gewalten, die im ganzen dieselben Ziele verfolgten, in heftigen Streit ausbrachen, weil die Mittel und Wege ver-

Der Erzbischof.

schieden waren. Der spanische Monarch und sein Stellvertreter, wie der Erzbischof Carlo Borromeo hatten bei ihren Handlungen und Geboten den Triumph der römisch-katholischen Kirche im Auge; aber der weltliche Herrscher glaubte ihn durch absolute Regierungsmacht, der Kirchenfürst durch geistliche Zucht zu erringen. Als König Philipp im Jahr 1563 den Versuch machte, die spanische Inquisition auch in Mailand einzuführen, mochte ihm der Gedanke vorschweben, der geistlichen Opposition des erzbischöflichen Stuhls einen Damm entgegenzusetzen; aber der Plan mußte aufgegeben werden, als sich gegen das verhaßte Institut ein ähnlicher Widerstand erhob, wie in Neapel, als Volk, Senat, Priesterschaft und selbst der Papst Einsprache dagegen einlegten. Die Gewissensfreiheit wurde darum nicht mehr geachtet oder geduldet als in Spanien; aber die geistliche Sitten- und Glaubensüberwachung wurde williger ertragen, weil sie mit wahrhaft religiösem Ernst gepaart war, weil sie nicht im Dienst eines monarchischen Despotismus stand, nicht zu politischen Zwecken mißbraucht ward.

Carlo Borromeo und die spanische Regierung.

Wir haben schon oben in einem andern Zusammenhang der Wirksamkeit des Carlo Borromeo gedacht. Einer alten Mailänder Familie entstammt (geb. 2. Okt. 1538), in jungen Jahren von seinem Oheim Papst Pius IV. zum Kardinal und Erzbischof erhoben, geriet Borromeo mit dem Gouverneur und der spanischen Richter- und Beamtenwelt in Streit, als er die geistliche Gerichtsbarkeit ausdehnte, neue kirchliche Gesetze und Verordnungen ausgehen ließ und seine zensorische Strenge nicht nur gegen Geistlichkeit und Klosterleute, sondern auch gegen Laien richtete. Daß er mit dem Eifer der alten Heidenbekehrer gegen die Ketzer auf den südlichen Abhängen der Alpen einschritt, ließ man sich gern gefallen; als er aber nach dem Vorbild des calvinistischen Genf in der ganzen Lombardei eine rigorose Kirchenzucht handhabte, selbst mit Hilfe bewaffneter Mannschaft seine geistliche Disziplin ohne Rücksicht auf Stand oder Person durchführte, in eigenmächtiger Selbständigkeit als Reformator der Sitten und des Lebens auftrat, da erwachte die Eifersucht der spanischen Regierung, die genährt ward durch viele mit der erzbischöflichen Strenge unzufriedene Kleriker. Der Gegensatz der beiden höchsten Gewalten stieg zu solcher Höhe, daß die Regierung den erzbischöflichen Palast mit Soldaten umstellte, der Kirchenfürst dagegen mit Bann und Fluch einschritt. Es kam vor, daß ein erzbischöflicher Diener ergriffen und mit dem Strange bestraft ward, daß widerspenstige Mönche das Leben des Prälaten bedrohten, daß ein Ordensbruder der Humiliaten in der Kapelle auf den betenden Prälaten schoß. Aber Borromeo fand kräftigen Schutz bei Papst Pius V. und bei dem Mailänder Volk. Denn „in einer Gesinnung, welche wahrhaft in der Seele begründet ist, liegt eine Gewalt, die die Feinde nicht allein besiegt, sondern sogar beruhigt". Mit der Strenge eines Glaubens- und Sittenrichters verband der Erzbischof die Milde und Menschenliebe eines apostolischen Seelenhirten, den Ernst eines gottbegeisterten Glaubensboten, der ohne zeitliche Absichten

der verderbten und erschlafften Welt die kirchlichen Heilslehren und ein Leben nach den Vorschriften des Evangeliums darbringen wollte. Man sah ihn während einer Hungersnot (1570) und während der Pest (1576) Tag und Nacht auf der Straße, in den Häusern den Dürftigen zugleich mit leiblicher und geistlicher Hilfe beistehen, sein Haus ausleeren, sein Bett hingeben. Er wurde als Heiliger verehrt, noch ehe die Kirche seine Apotheose feierte. Die Reinheit seines Lebens, die Kraft seines Charakters, die ernste Thätigkeit seiner Amtsführung flößte selbst den Widersachern Ehrfurcht ein.

Die Heftigkeit des Streits ließ mit den Jahren nach. Als der Erzbischof am 3. November 1584 aus der Welt ging, konnte der Hader als beendigt gelten. Das Andenken des Heiligen blieb in der vaterländischen Landschaft, auf die noch jetzt seine hohe Gestalt segnend und gefeiert herabschaut, in Ehren. Aber unter dem zweiten Nachfolger, Federigo Borromeo, dem Brudersſohn Carlos, lebte der Hader von neuem auf, als dieser das Beispiel des Oheims in den äußerlichen Dingen nachahmte, ohne die „versöhnende Milde des Genius“ zu besitzen. Sobald Federigo die rigorose Kirchenzucht erneuerte, Laien vor sein Forum zog und mit Gefängnis bestrafte, die Superiorität der geistlichen Gewalt durch kleinliche verletzende Maßregeln darthun wollte, trat ihm Juan Velasco, „ein Spanier, stolz auf den Namen eines christlichen Kavaliers, auf seine Herkunft von den ersten Granden von Kastilien, auf seines Königs Dienst“, scharf und energisch entgegen. Ein heftiger Streit entbrannte und wurde jahrelang fortgesetzt: der Erzbischof ordnete ein Gebet an, wie es während der Verfolgungen Diokletians gehalten worden, er richtete strafende Ermahnungen an den Statthalter, er bedrohte ihn mit dem Bann. Stadt und Landschaft waren in der größten Aufregung. Da bewirkte der König, daß der Papst sich ins Mittel legte und eine Ausgleichung herbeiführte, wodurch die Rivalität beider Gewalten eingedämmt wurde.

Ausgang des Streits.

Die lombardischen Stadtgemeinden hatten noch einen Rest munizipaler Selbständigkeit gerettet, der besonders bei Abgabenbewilligungen hervortrat. Nicht immer konnte das Donativ im ganzen Umfang erlangt werden, wenn Cremona oder andre Städte ihre Zustimmung versagten. Aber wenn schon zur Zeit der französischen Herrschaft in Mailand, in Como und in den andern größeren Kommunen des Herzogtums der Stadtrat in seiner Bedeutung eingeschränkt, die Zahl der Dekurionen vermindert, die populären Elemente zu gunsten der aristokratischen Geschlechter ausgeschieden worden, so hatte dieser Prozeß unter dem spanischen Regiment seinen weiteren Fortgang, bis die städtischen Ämter und Würden einer beschränkten Zahl ratsfähiger Familien anheimfielen und fast einen erblichen Charakter annahmen. Diese waren aber auf die Dauer nicht vermögend, dem methodisch vorgehenden Militärdespotismus der Spanier zu widerstehen; und so kam es, daß auch im Mailändischen die durch Senat und Magistrat lange mit Sorgfalt gehüteten Rechte, Gesetze und Gewohnheiten mehr und

Zunahme der unbeschränkten Königsgewalt.

mehr der unumschränkten Regierungsgewalt erlagen, daß auch in dem Land, wo zuerst die bürgerliche Freiheit ihre Entwickelung genommen, das verzehrende System des spanischen Absolutismus Leben und Bewegung erstickte.

Fortdauernder Lebensglanz in Mailand. Übrigens war der spanische Despotismus, wie lähmend er auch auf das öffentliche Leben wirken mochte, nicht stark genug, in der Lombardei, vorab in Mailand, den alten Glanz des Daseins gänzlich zu verwischen. Er vermochte weder die Kunstfertigkeit und Industrie ganz zu untergraben, noch die heitere Lebenslust aus der Gesellschaft zu bannen. Die alte Übung in allen Zweigen der Gewerbthätigkeit füllte noch immer die Märkte mit soliden und geschmackvollen Waren, die Bank- und Handelshäuser bewahrten noch immer ihre Verbindungen, ihren ausgedehnten Kredit, die Fruchtbarkeit des Bodens lud noch immer zum fleißigen und lohnenden Anbau der Felder ein, der ererbte Reichtum erhielt sich noch immer in vielen vornehmen Geschlechtern. Die Gewandtheit, die leichten graziösen Manieren, die gesellschaftlichen Gaben der mailändischen Kavaliere und Herren fanden in ganz Europa Anerkennung und Bewunderung, und in den eleganten Karossen und Prunkgewändern, in denen sie sich auf den Straßen und freien Plätzen zu zeigen liebten, entfalteten sie noch immer den Glanz und den Wohlstand, der seit Jahrhunderten in Mailand und andern lombardischen Städten zu Hause war und oft den Neid andrer Völker erregt hatte. Im Reiten, Tanzen, Fechten, in allen Künsten der Geselligkeit waren die Mailänder Kavaliere Meister; durch Anmut und Grazie erhöhten die Frauen die Reize ihrer schönen Gestalten und Züge.

3. Don Karlos.

Eingang. Den dunkelsten Punkt in Philipps Leben bildet die Stellung zu seiner Familie, insbesondere zu dem Infanten Don Karlos, seinem ältesten Sohn, den ihm seine erste Gemahlin Maria von Portugal in der Nacht des 8. Juli 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren. Nur dreiundzwanzig Lebensjahre waren dem Königssohn, dessen Geburt mit den größten Freudenfesten begrüßt wurde, beschieden, und nur wenige Sonnenblicke des Glücks erhellten sein kurzes Dasein. Seine Mutter, damals achtzehn Jahre alt, starb vier Tage nach der Entbindung, seinen Vater, der die nächsten vierzehn Jahre fast ausschließlich in England und Flandern verbrachte, hat er selten gesehen und nie Liebe und Vertrauen zu ihm gefaßt; seine Tante, die Regentin Johanna, unter deren Aufsicht er gestellt ward, gab dem eigenwilligen schwächlichen Knaben zu viel nach. Man hat in alter und neuer Zeit mit Sorgfalt und Interesse den Lebensschicksalen des königlichen Jünglings nachgeforscht und Wahres und Erdichtetes über ihn veröffentlicht. Dennoch ist es nicht gelungen, alle Rätsel zu lösen oder die Neugierde zu befriedigen, die durch Schillers und Alfieris Dramen so sehr erregt worden ist. Die Vorstellungen von einem großartig, ideal angelegten Fürstensohn, wie sie die Phantasie und das jugendliche Pathos des deutschen Dichters erzeugte, hat die Forschung zerstreut und in das Reich der Träume verwiesen; auch die Liebe zu der französischen Königstochter Elisabeth, die man ihm einst als Lebensgefährtin zugedacht hatte, die dann aber Philipp selbst zu seiner

dritten Gemahlin erkoren, ist nur ein Gebilde dichterischer Thätigkeit, ersonnen, um der tragischen Katastrophe eine romantische Unterlage zu geben. Aus dem kurzen Lebensgang beider läßt sich nichts weiter erkennen, als daß die sanfte, edelsinnige Elisabeth für den unglücklichen Stiefsohn mehr Teilnahme zeigte als der übrige Teil des Hofes, die Infantin Juaña ausgenommen, und daß Don Karlos für diese liebevolle Teilnahme dankbares Gefühl und warme Hingebung offenbarte. Ebensowenig kann geschichtlich nachgewiesen werden, daß Karlos für die neuen Religionslehren Sympathien gezeigt und dadurch des Vaters Haß und Mißtrauen geweckt habe; er wohnte den schrecklichen Schauspielen der Autodafees bei, mit denen Philipp II. seinen Einzug in Spanien feierte; was er dabei in seinem Innern gefühlt, ist nie zu Tage getreten. Auch dieses menschliche Interesse, das man für den Unglücklichen zu erzeugen gesucht, beruht nur auf Vermutung, auf hypothetischen Annahmen und Voraussetzungen.

Don Karlos, erzogen zu Alcala de Henares, wo er auch später, zum Jüngling gereift, zugleich mit Alexander Farnese von Parma und Don Juan d'Austria den Studien an der berühmten Hochschule oblag, zeigte von Jugend auf eine ungestüme, heftige Natur, die auf eine krankhafte Anlage, auf eine Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit hindeutete, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Schon Kaiser Karl, der auf seinem Weg nach San Juste den Enkel einige Tage in Valladolid um sich hatte und ihm von seinen Kriegsthaten erzählte, gewahrte mit Unruhe das trotzige, auffahrende Wesen des Enkels und verwies seiner Tochter ihre allzu große Nachgiebigkeit. Noch während seines Klosterlebens ließ sich der Kaiser von dem Hofmeister des Prinzen, Don Garcia de Toledo, Bruder des Herzogs von Alba, über dessen Erziehung, Lebensweise und Fortschritte Bericht erstatten. Aus allen Zügen, die wir von dem Infanten in den nächsten Jahren erfahren, geht ein ungeregeltes, zu Überschreitungen geneigtes Temperament hervor: sowohl in seinem Betragen gegen seine Umgebung als in seiner Freigebigkeit wußte er nicht Maß zu halten. Viel mag zu diesem extravaganten Wesen der Umstand beigetragen haben, daß er häufig von Wechselfiebern befallen ward, die seine Lebensgeister aufzehrten, seine Körperkräfte dahinschwinden machten. Schwerlich hat die schöne Königstochter Frankreichs, als sie bei ihrer prachtvollen, mit allen erdenklichen Festlichkeiten und Schaukünsten verherrlichten Vermählungsfeier zu Toledo im Jahr 1560 zum erstenmal den Infanten von Angesicht zu Angesicht sah, für den mit wenig Reizen ausgestatteten, verwachsenen und kränklich aussehenden Stiefsohn, der ihr einst zum Gemahl bestimmt war, die zarte Liebe gefaßt, die Roman und Poesie ihr zuschreiben!

Naturanlage.

In Alcala ereignete sich im April 1562 ein Vorfall, der für den ohnedies schwachen und reizbaren Prinzen schlimme Folgen gehabt zu haben scheint. Als er eines Abends eine Treppe hinabstieg, um, wie es heißt, mit der Tochter des Schloßaufsehers im Garten eine Zusammenkunft zu haben, fiel er fünf bis sechs Stufen hinab gegen eine Thür und verletzte sich so schwer am Kopf, daß er

Der Treppenfall in Alcala. 1562.

besinnungslos in sein Zimmer gebracht ward und eine heftige, mit Fieber und Delirium verbundene Krankheit durchmachte. Das ganze Volk war in Trauer und erflehte durch Gebete und Prozessionen die Hilfe des Himmels. Die Heilung wurde der Wunderkraft eines vor hundert Jahren im Ruf der Heiligkeit verstorbenen Franziskanermönchs zugeschrieben, dessen Gebeine man auf das Bett des Kranken getragen hatte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Philipp zum erstenmal gegen Don Karlos ein väterliches Herz. Bis zur Herstellung des Sohnes hielt er sich in Alcala auf und bewies ihm die sorgfältigste Teilnahme.

Ungeregelter Lebenswandel. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Erschütterung des Gehirns störend auf den Geist des Prinzen eingewirkt habe; wenigstens rechtfertigt die von der Zeit an immer stärker hervortretende Überspanntheit und Ausgelassenheit eine solche Vermutung. Er führte einen ungeregelten Lebenswandel und überließ sich ohne Rückhalt allen Ausschweifungen, Launen und Einfällen, die weniger von jugendlichem Übermut als von einer zu Despotismus, Willkür und Härte hinneigenden Natur Zeugnis gaben. Wenn sein anmaßendes und hochfahrendes Wesen dabei von Zügen großer Mildthätigkeit und Freigebigkeit durchbrochen war, wenn er durch einzelne Handlungen sich die Liebe und Teilnahme seines Lehrers Honorato Juan, seiner weiblichen Verwandten, seiner Dienerschaft zu erwerben und zu erhalten wußte, so kann dies nur als Beweis gelten, daß in seinem Charakter widersprechende Regungen und Triebe unversöhnt nebeneinander lagen, die zu keiner inneren Harmonie zu gelangen vermochten, daß die Keime edler und großmütiger Gesinnungen, die in seiner Seele verborgen waren, durch Leidenschaftlichkeit und ungestüme Aufwallungen in der Entfaltung gestört, an einem normalen Wachstum gehindert wurden. Wohldienerei und schmeichelnde Willfährigkeit der Untergebenen, die sich stets an jede Hoheit und Machtstellung herandrängt, trugen dann das Ihrige bei, die guten Eigenschaften zu unterdrücken und die Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung niederzuhalten.

Vater und Sohn. Daß bei solchem Gegensatze zwischen der stürmischen aufbrausenden Natur des Infanten und der gemessenen, vorsichtigen, abgeschlossenen Haltung des Königs das Verhältnis vom Sohn zum Vater immer kälter, abstoßender, feindseliger werden mußte, war begreiflich. Philipp faßte ein tiefes Mißtrauen gegen den Erben seiner Krone; er hielt ihn von allen Staatsgeschäften fern, vertraute ihm keine Befehlshaberstelle in der Armee an und zwang den nach Auszeichnung und militärischen Ehren sich sehnenden Sohn zu einer ruhmlosen Unthätigkeit; und je mehr dieser darauf drang, in die seinem Rang und seiner künftigen Bestimmung entsprechende Stellung in Staat und Heer eingeführt zu werden, desto stärker wuchs bei Philipp der Argwohn, Don Karlos hege feindselige Absichten, wolle in sein Regierungssystem störend eingreifen, auf die Kriegspolitik, auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einen bestimmenden Einfluß gewinnen. Er umgab ihn mit Spähern und lieh allen Verdächtigungen, allen Zuträgereien böser Zungen, wozu der leichtsinnige, unbesonnene Lebenswandel des Prinzen nur zu

reichlichen Stoff bot, ein geneigtes Ohr. Der Plan einer Verheiratung desselben mit der jüngeren Schwester der Königin Elisabeth scheiterte an Philipps Zaudern, und auch der zweite Vermählungsplan mit Anna von Österreich, der Tochter des Kaisers Maximilian, wurde nach längeren Verhandlungen zwischen den Höfen von Madrid und Wien aufgegeben, so sehr auch die bereits Verlobten das Ehebündnis wünschten.

Das Mißtrauen des Königs in die Absichten seines Sohnes erreichte den höchsten Grad, als man ihm mitteilte, die Führer der Widerstandspartei in den Niederlanden suchten den Infanten nach Flandern zu ziehen, die zwei Gesandten Berghen und Montigny, denen wir später begegnen werden, seien zu dem Zweck in Madrid eingetroffen, Don Karlos sei dem Vorhaben geneigt und wünsche als Oberbefehlshaber in das aufgeregte Land geschickt zu werden, oder falls dies nicht gelinge, sich heimlich dahin zu begeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der nach Thaten dürstende Jüngling, dessen Sinn mit Vorliebe auf Krieg und Waffen gerichtet war, solche Gedanken in sich getragen hat und daß einige Anzeichen davon hervorgedrungen sind. Wenigstens fand sich später unter seinen Papieren ein Brief von seinem Almosenpfleger Suarez, worin dieser den Prinzen anflehte, „seine gefährlichen Pläne, die Trugbilder des Satans, die ihm selbst Unheil und dem Reich Verwirrung bereiten würden, aufzugeben"; und als der Herzog Alba sich vor seiner Abreise nach Flandern von ihm verabschieden wollte, geriet der Prinz in solche Wut und Aufregung, daß er gegen jenen den Dolch zückte und ihn zu ermorden drohte. Nur durch seine überlegene Stärke erwehrte sich der Herzog des Rasenden, bis auf das Geräusch ein Kämmerling aus dem anstoßenden Zimmer eintrat, worauf Don Karlos sich zurückzog. Philipp war über dieses Benehmen des Sohnes sehr ergrimmt, und da er von den Kundschaftern, durch die er alle Schritte und Worte des Infanten belauschen ließ, in Erfahrung brachte, daß derselbe sich durch Anleihen große Geldsummen zu verschaffen suchte, offenbar in der Absicht, heimlich aus Spanien zu entweichen, sei es nach den Niederlanden oder nach Wien zu seiner Braut, so wuchs des Königs Mißtrauen und Wachsamkeit. Montigny wurde nach der Festung Segovia abgeführt und in der Folge durch heimliche Hinrichtung in mitternächtlicher Stunde aus der Welt geschafft.

Don Karlos und die Niederländer.

In der Woche vor Weihnachten 1567 begab sich Philipp nach Eskorial, um den Fortgang des Baues zu besichtigen und sich seiner Gewohnheit gemäß religiösen Bußübungen bei den Mönchen zu unterziehen. Um diese Zeit machte der Prinz seinem ihm fast gleichalterigen Oheim Don Juan d'Austria, zu dem er seit den Studienjahren Zuneigung und Vertrauen hegte, Mitteilungen von seinem Fluchtplan und suchte ihn durch große Versprechungen zur Teilnahme und Beihilfe zu bewegen. Don Juan erschrak; er suchte den Neffen von dem Vorhaben abzubringen, und als seine Vorstellungen ohne Eindruck blieben, eilte er nach Eskorial und teilte dem König die Absicht des Infanten mit.

Don Karlos und Don Juan. 1567.

Die geheimnisvolle Beichte. Kurz nachher empfing Philipp eine andre Kunde, die ihn noch mehr aufregte. Don Karlos hatte dem Prior eines Hieronymitenklosters vor den Thoren Madrids in der Beichte anvertraut, er hege gegen einen Menschen tödlichen Haß. Die Absolution wurde ihm deshalb vorenthalten und die geweihte Hostie verweigert. Andre Mönche, die befragt wurden, sprachen sich in gleichem Sinn aus. Darauf fragte der Prinz, ob er nicht eine ungeweihte Hostie empfangen könnte. Es war nämlich Sitte, daß am 28. Dezember alle Glieder der königlichen Familie gemeinschaftlich das Abendmahl nahmen; er wollte sich daher mit kasuistischer Hilfe aus der schwierigen Lage ziehen. Dem Prior war das rätselhafte Betragen auffallend; er wußte mit schlauer Priesterlist dem Prinzen das Geheimnis zu entlocken, daß er seinen Vater töten wolle. Als Philipp im Eskorial die Überzeugung gewann, daß der Infant in seinem erhitzten Geist wahnsinnige Entschlüsse fassen und ausführen könnte, kam ihm der Gedanke, sich desselben zu versichern. Wie er bei wichtigen Dingen zu thun pflegte, ließ er anordnen, daß in allen Klöstern Gebete für das Gelingen seines Plans abgehalten würden. Um die Mitte des Januar 1568 kehrte Philipp nach Madrid zurück. Kein Mensch vermochte aus seinen ruhigen, immer gleichen Mienen zu erraten, was in seiner Seele vorging. Sein Vorhaben wurde beschleunigt durch die Meldung Don Juans, daß der Prinz in einer Unterredung bei verschlossenen Thüren den Degen gegen ihn gezogen, weil er seine Mitwirkung zu der in der nächsten Nacht vorzunehmenden Flucht verweigert habe. Am 18. Januar 1568 sah man den König, einen Helm auf dem Haupt und eine Rüstung über den Kleidern, nach der Wohnung des Infanten gehen, begleitet von Feria, dem Hauptmann der Garde, von dem Minister Eboli, dem Prior Don Antonio und mehreren andern Herren und Leibwächtern. Ein Handwerker hatte heimlich den Sicherheitsverschluß beseitigt, welchen Don Karlos, aus Furcht vor einem Überfall, schon vor längerer Zeit an seiner Thür hatte anbringen lassen, und dadurch möglich gemacht, daß die Edlen und die Leute der Garde leise eintreten und die Waffen, die jener gewöhnlich neben sich und unter seinem Kopfkissen liegen hatte, unbemerkt wegnehmen konnten. Durch das Geräusch aus dem Schlaf geweckt, fragte der Prinz, wer da sei. Als einer der Herren antwortete: „Der Staatsrat", fuhr er auf und wollte nach den Waffen greifen. Da trat der König ein und gebot ihm Ruhe. Darauf wurden Fenster und Thüren vernagelt, alle eisernen Geräte selbst die Feuerböcke weggeräumt und der sich verzweifelt gebärdende junge Mann, der fußfällig die Kniee des Königs umfaßte und Hand an sich selbst zu legen drohte, unter die Aufsicht des Herzogs von Feria und andrer Edlen gestellt. Diesen wurde befohlen, dem Gefangenen ehrfurchtsvoll zu begegnen, aber ihn aufs genaueste zu bewachen und keinerlei Verbindung mit andern zu gestatten. Am andern Tag versammelte Philipp den geheimen Rat und teilte ihm das Vorgefallene mit. Seine Pflicht gegen Gott und die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs habe ihn genötigt, so zu handeln. Dabei sollen ihm

Die Verhaftung. 1568.

Thränen in die Augen getreten sein. Alsdann ordnete er eine gerichtliche Untersuchung durch ein geheimes Tribunal an, der er selbst häufig beiwohnte.

Motive. Die Verhaftung des Thronfolgers, dessen Rechte schon durch die Cortes von Kastilien feierlich anerkannt worden waren, erregte das größte Aufsehen. Der König selbst beeilte sich, sowohl der Geistlichkeit, dem Adel und den städtischen Munizipalitäten seines Landes als den auswärtigen Höfen den Vorfall mitzuteilen. Er wiederholte die Versicherung, daß nur seine Pflichten gegen Gott und gegen sein Volk ihn zu einem solchen Verfahren bewogen hätten. In dunkeln Ausdrücken deutete er an, daß der Infant nicht bei seinem richtigen Verstand und zum Herrschen unfähig gewesen. Aber diese Auffassung fand nicht überall Glauben. Die unbestimmten, verhüllten Ausdrücke wie die Strenge der Haft, die sich zu einer Überwachung bei Tag und Nacht unter der Oberaufsicht von Ruy Gomez und zu einer vollständigen Abschließung von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt steigerte, ließen andre Motive voraussetzen und füllten die Phantasie mit Vermutungen und Gerüchten. Daß Don Karlos der politischen und religiösen Bewegung in den Niederlanden große Sympathie zugewendet und die Absicht gehegt habe, daselbst handelnd aufzutreten, scheint außer Zweifel zu stehen. Daraus mochten einige gefolgert haben, daß er der kirchlichen Reformation, die bei jenen Bewegungen mitgewirkt, zugethan gewesen. In den Augen des mißtrauischen Königs war jede Verbindung mit dem ketzerischen Land ein Hochverrat gegen Königtum und Religion; und von einem Fürsten, der einst bei dem Autodafee in Valladolid dem verurteilten Karlos de Seso, als er sich über die einem kastilischen Edlen zugefügte Schmach beklagte, zur Antwort gegeben, daß er sein eignes Kind, wenn es sich eines Abfalls von Rom schuldig mache, den Flammen überliefern würde, durfte man das Äußerste erwarten. Das angebliche Liebesverhältnis zur Königin mochte seine Quelle in einem Namensverzeichnis haben, worin Don Karlos eigenhändig seine Freunde und Gegner aufgeführt. In diesem Verzeichnis, das man unter den bei der Verhaftung weggenommenen Papieren fand, standen an der Spitze der ersteren Elisabeth und Don Juan, an der Spitze der letzteren der Fürst und die Fürstin von Eboli, Alba, der Kardinal Espinosa. Die große Traurigkeit, welche die Königin bei der Nachricht von dem Vorgang an den Tag legte, verstärkte den Glauben an ein solches zartes Verhältnis, und da sie den Prinzen nicht lange überlebte, so entstand die in Roman und Dichtung übergegangene Sage.

Aufregung. Der Schmerz und die Bestürzung über die Verhaftung des Thronfolgers war allgemein. Don Juan legte Trauerkleider an, bis es ihm der König verbot; Philipps Tante, die Königin Isabella von Portugal, seine Schwester Johanna, die österreichischen Verwandten bestürmten den Monarchen um Freilassung oder Erleichterung; der Papst beschwor ihn, als Vater, nicht als strenger Richter zu handeln; die Prälaten und Granden legten Fürbitte ein, mehrere Stände und Städte Spaniens ordneten Deputationen zu gunsten des Gefangenen ab. Philipp blieb unerbittlich; doch machten die zahlreichen Kundgebungen solchen Eindruck auf sein Gemüt, daß er längere Zeit nicht das Schloß verließ, sogar die Fahrten nach Eskorial einstellte, aus Furcht, die gereizte Stimmung möchte sich zu Aufruhr und Volksbewegung steigern. Vom königlichen Palast aus belauschte er die öffentlichen Kundgebungen. Allmählich legten sich jedoch die Wogen und die Nation kehrte zu dem gewohnten ruhigen Gehorsam zurück. Schon im Februar

konnte Graf Dietrichstein nach Wien melden, von dem Prinzen sei es so still, als ob er tot wäre.

Don Karlos' Tod. Und in der That war Don Karlos seit der Nacht vom 18. Januar ein toter Mann. Die anfängliche Verzweiflung und Raserei, die ihn zu Selbstmordversuchen trieb, wich allmählich einer stummen Resignation, einem hinbrütenden Stillschweigen. Selbst Andachtsübungen und Beichte wies er von sich, und von den religiösen Büchern, die man ihm allein gelassen, machte er keinen Gebrauch. Seine Kräfte schwanden mehr und mehr dahin; sein Magen, durch unregelmäßige Diät geschwächt, vertrug keine Nahrung mehr, das Fieber raste in seinen Adern; um die Glut zu dämpfen, wendete er im Übermaß Eis und Schneewasser an. So siechte er mehrere Monate dahin, bis am Jakobustag, dem Fest des Schutzheiligen von Spanien, der Tod seinen Körper- und Seelenleiden ein Ende machte. Don Karlos starb in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1568 versöhnt mit Gott und der Welt. Ob die Krankheit eine natürliche Folge der unregelmäßigen Lebensweise, der geistigen Aufregung und des Mangels an frischer Luft und Bewegung war, oder ob, wie Gerüchte und dunkle Andeutungen vermuten lassen, vergiftete Speisen oder Arzneimittel ihre Wirkung gethan, wer möchte diese Frage entscheidend lösen? Was hinter den stark vergitterten Fenstern, in den öden kahlen Räumen des Schlosses vorgegangen ist, wer hat das je erfahren? Von tiefem Geheimnis umgeben, in sorgsam verschlossener Heimlichkeit des Palastes ist der unglückliche Erbe der Habsburgschen Weltmonarchie umgekommen, wir wissen nicht wie. Die Totenfeier. Der Leichnam wurde, in ein Franziskanergewand gekleidet, in feierlichem Zug aus dem Sterbezimmer des Schlosses nach dem Kloster San Domingo Real gebracht, wo er seine Ruhestätte fand. König Philipp schaute zum Fenster heraus, als der Zug sich langsam durch die volksbelebten Gassen bewegte. Eine glänzende Totenfeier wurde abgehalten, gleichsam zum Ersatz für das unglückliche Leben. In der Folge erhielt der Verstorbene seine Grabstätte im Eskorial.

Tod der Königin Elisabeth. 3. Okt. 1568. Unter den Wenigen, welche bei der Leiche des Infanten von Asturien aufrichtige Thränen weinten, war die Königin Elisabeth, und nicht drei Monate waren verflossen, so sank auch sie ins Grab. War es zu verwundern, daß die aufgeregte Phantasie des Volks einen innern Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen erblickte und auch das Hinscheiden der edlen Fürstin einer Vergiftung zuschrieb, daß diese Beschuldigung auch bei feindlichen oder leichtfertigen Schriftstellern Eingang fand und daß Dichtung und Romantik daraus ein Gewebe von Liebe, Leid und tragischem Untergang flochten? Eine Frühgeburt infolge eines schon seit längerer Zeit krankhaften Zustandes und ungeeigneter Behandlung durch spanische Ärzte führte ihren Tod herbei. Sie starb in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, wovon sie acht als spanische Königin verbracht, mit ruhiger Fassung und freudiger Zuversicht, daß sie nach den „Eitelkeiten dieser Welt" in ein besseres Jenseit eingehe. Über ihr Wesen und Leben war in Wirk-

lichkeit der verklärte Hauch ausgegossen, in welchem der deutsche Dichter die ideale Gestalt erscheinen läßt. Selbst der leichtfertige Brantôme gedenkt ihrer nur in Ausdrücken der Verehrung und der tiefen Huldigung gegen ihre Reinheit und Tugend. Philipp tröstete sich bald über den Verlust der edlen Lebensgefährtin, die ihm zwei Töchter geboren hatte und von dem spanischen Volk wie eine Heilige verehrt ward. Im nächsten Jahre schloß er eine vierte Ehe mit Anna von Österreich, welche, wie einst Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Don Karlos gewesen war. Sie wurde die Mutter des neuen Infanten von Asturien, des Thronerben Philipp. 12. Nov. 1569.

4. Don Juan d'Austria und der Aufstand der Morisken.

Auch Don Juan d'Austria, der Studiengenosse und Freund des Prinzen von Asturien, der einzige heldenmütige und ritterliche Charakter an Philipps Hof, fand bei dem königlichen Halbbruder nicht die seiner Ruhmbegierde und Thatenlust entsprechende Stellung. Wir haben den lebhaften Knaben, den eine deutsche Bürgerstochter, Barbara Blomberg, in Regensburg dem Kaiser Karl V., wahrscheinlich an seinem eignen Geburts- und Krönungstag, dem 24. Februar 1545 (nach andern Angaben 1547) geboren, schon in San Juste unter der Aufsicht des Haushofmeisters Louis Quixada, Herrn von Villagarcia, kennen gelernt (X, 829). Er führte den Namen Geronimo, wohl nach dem deutschen Edelmann im kaiserlichen Hofdienst, Hieronymus Kagell, an den Karl die schöne sangreiche Barbara vermählt hatte, und niemand außer Quixada kannte seine Herkunft. Die Mutter, die später ihren Wohnsitz in Gent nahm, lebte in dürftigen Umständen. Viele waren der Meinung, sie sei nur vorgeschoben, um die wahre Mutter, die man in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen suchte, zu verbergen. Vom Jahr 1550 an lebte Geronimo in dem kastilischen Dorf Leganes, einige Meilen von Madrid, in dem Hause eines flandrischen Geigers, bei dem ihn Quixada unterbrachte, dürftig unterrichtet von dem Ortsgeistlichen und mit der Dorfjugend Feld und Wald durchstreifend. Dann wurde der schöne kräftige und gewandte Knabe mit den funkelnden blauen Augen, der hohen Stirn, dem langen blonden Haar auf den Wunsch des Kaisers nach dem Schloß Villagarcia bei Valladolid gebracht und der Pflege Madalenas de Ulloa, der edlen feingebildeten Gattin Quixadas übergeben. Während dieser Zeit erfreute sich Karl in seiner klösterlichen Einsamkeit des hoffnungsvollen Sohnes, der als Page oft in seiner Umgebung weilte und im Reiten und Fechten die größte Gewandtheit zeigte. Vor seinem Tod fügte er seinem Testament eine geheime Zuschrift an Philipp bei, worin er demselben das Geheimnis entdeckte und den unbekannten Halbbruder seiner Fürsorge empfahl; auch für die in Flandern weilende Mutter bestimmte er einen kleinen Witwenunterhalt. Auf einer Jagd im Wald von Toros enthüllte König Philipp dem ihn begleitenden Geronimo seine Herkunft, nannte ihn Don Juan d'Austria und wies ihm die seinem fürstlichen Rang Don Juans Jugendjahre.

gebührende Stellung an. Es wurde erwähnt, daß er auf der Hochschule zu Alcala de Henares zugleich mit Don Karlos und Alexander Farnese, den Studien oblag. Die drei königlichen Jünglinge wohnten vereint im erzbischöflichen Palast. Neben den Wissenschaften wurden auch Leibesübungen und ritterliche Künste gepflegt. Durch sein bescheidenes, offenes, wahrhaftiges Wesen gewann sich der schöne Jüngling mit dem klugen leuchtenden Auge die Herzen aller, die ihm nahe kamen. Für Intrigen und Hofkünste hatte er weniger Anlage, als sein geschmeidiger Gefährte Alexander, der frühe gelernt hatte, sein Wort und Thun nach den Vorschriften der Klugheit abzumessen. Mit Don Karlos blieb Juan wie früher gemeldet, bis zu dem traurigen Ende desselben, in freundschaftlichem Verkehr.

Die ersten Kriegsthaten.

Noch vor der Verhaftung des Infanten regte sich der kriegerische Geist des Kaisersohnes. Philipp war der Meinung, Don Juan sollte in den geistlichen Stand treten, wie schon der alte Kaiser geraten, damit er nicht etwa durch ehrgeizige Bestrebungen einmal Veranlassung zu Zwietracht und Spaltung in der Königsfamilie geben möchte. Diesen lockte aber mehr das Schwert als der Rosenkranz. Bei der Nachricht, daß die Insel Malta von einer türkischen Kriegsflotte hart bedrängt sei und daß der tapfere Großmeister Jean de la Valette die Hilfe des katholischen Königs angerufen habe, eilte er heimlich nach Barcelona, um sich mit den Söhnen des kastilischen Adels zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen einzuschiffen. Ein Fieber, vielleicht die Folge der Aufregung, verhinderte die Abfahrt, bis der Befehl des Königs ihn nach Madrid zurückrief. Wir werden später erfahren, durch welche Anstrengungen das Land der Christenheit erhalten ward. Durch seinen Gehorsam und durch viele Beweise von Treue und Hingebung versöhnte Don Juan den königlichen Bruder, so daß dieser ihn im Jahr 1568 zum Admiral ernannte, als es galt, die erwartete Silberflotte vor einem Überfall der Korsaren zu schützen und das spanische Küstenmeer von den Geschwadern der Mauren zu säubern. Mit Mut und Geschick vollführte der ritterliche Jüngling den Auftrag. Mit dreiunddreißig Galeeren verließ er am 3. Juni den Hafen von Cartagena, segelte der spanischen Küste entlang bis nach Cadiz, bestand die Freibeuter in mehreren glücklichen Gefechten und verfolgte die Fliehenden bis in die Schluchten und Klippen ihrer Heimat. Mit Ruhm bedeckt kehrte der Prinz an den Hof zurück; der König und sein Staatsrat erwiesen ihm Ehrenbezeigungen; man fing an, große Hoffnungen auf ihn zu setzen. Bald wurde er zu einem neuen Kriegszug ausgesandt.

Aufstand der Morisken. 1568.

Als die oben erwähnte königliche Verordnung erging, welche den Morisken die letzten Erinnerungen aus den Zeiten der Väter, die letzten Spuren der arabischen Herkunft und mohammedanischen Sitten raubte, da rüsteten sich die Gedrückten und Mißhandelten noch einmal zu einem Kampf der Verzweiflung. Im Jahr 1568 wurde es lebendig unter den Bewohnern des Albaicin in Granada; Sendboten wanderten heimlich zu den Stammesgenossen in den Gebirgen und reizten zum Aufstand; an die Glaubensverwandten in der Berberei gingen

Briefe ab, „geschrieben in Nächten von Thränen und Angst“. Darin hieß es: „Wir sind arg bedrängt und unsre Feinde umschließen uns rings herum wie ein verzehrend Feuer.“ Noch vor Ende des Jahres fiel die heißblütige Bevölkerung der Alpujarras über die Scharwächter, die Polizeimannschaft und einen Soldatentrupp her und nahm ihnen die Waffen weg. Dies gab das Signal zu dem großen Insurrektionskrieg der Morisken, der über zwei Jahre die blutgetränkten Landschaften von Granada durchtobte und den jugendlichen Helden Don Juan zu neuen Waffenthaten rief. Die Aufständischen erhoben einen jungen Maurensprößling, der seinen Stammbaum auf das Kalifenhaus der Omejjaden zurückführte, Hernando Muley de Valor, zum König und begannen unter dem neuen Häuptling, der sich den Namen Aben Humeya (Ben-Omeya) beilegte, einen verwegenen Bandenkrieg. Ohne bedeutende Gaben und in zerrütteten Vermögensumständen lebend übte Aben Humeya doch durch den Adel seiner Herkunft und seine persönliche Tapferkeit einen gewaltigen Einfluß auf die streitbaren Gebirgssöhne. Angethan mit den Insignien der Königswürde, Purpurgewand und roter Schärpe, empfing er die Huldigung als „Herr von Andalusien und Granada“. Die Spanier aber nannten ihn verächtlich „den kleinen König“. Die Ausplünderung und Verwüstung christlicher Kirchen, die Ermordung christlicher Einwohner bildete die Einleitung zu einem Kampf auf Leben und Tod. In furchtbaren martervollen Hinrichtungen, denen besonders die Priester ausgesetzt waren, gab sich der tiefwurzelnde, im stillen genährte Haß der heimlichen Moslems kund. An 3000 Spanier jedes Alters und Geschlechts sollen nach kastilischen Berichten in dem ersten Auflodern dieses wütenden Religions- und Rassenkriegs ihr schreckliches Ende gefunden haben. Unter den Peinigern zeichnete sich vor allen Aben Farax aus, ein Färber aus Granada, der von dem maurischen Königsstamm seinen Ursprung ableitete und die Flamme des Aufruhrs gleich anfangs am heftigsten geschürt hatte.

Auf die Kunde von dem Aufstand der Morisken in den Alpujarras traf der Generalkapitän Marques von Mondejar kriegerische Anstalten. Er verstärkte sein Heer durch Einberufung der Wehrmannschaften, welche die andalusischen Städte und Edelleute zu stellen verpflichtet waren, und unternahm, den Oberbefehl in der Alhambra seinem Sohn, dem Grafen von Tendilla übertragend, anfangs Januar 1569 einen beschwerlichen Winterfeldzug in die Gebirgslandschaften, deren Gipfel in die Regionen des ewigen Schnees emporsteigen. Alle Hindernisse überwindend, welche die Jahreszeit, die Beschaffenheit der von Schluchten und Abgründen zerrissenen, von Bergflüssen durchströmten Gegend, die auf Höhen und Engpässen aufgestellten Insurgenten bereiteten, durchzog der greise Feldherr, welcher kriegerische Energie mit Menschlichkeit vereinigte, die südlichen Teile des aufständischen Landes, schlug die Morisken an mehreren Stellen zurück, besetzte ihre Hauptorte Orgiva, Bubbion, Jubiles und befreite die geängstigten Christen aus der Gefangenschaft. Scharen von Frauen und Kindern wurden nach Granada

Der Marques von Mondejar.

gerettet, ein Bild des Jammers, die Spuren der ausgestandenen Todesangst und Entbehrung auf den abgezehrten und entstellten Gesichtern tragend. Den zu Gehorsam und Unterwerfung Zurücktretenden gewährte der Feldherr Gnade und Verzeihung, zum großen Verdruß der spanischen Soldaten. Die Folgen dieses milden Verfahrens traten bald zu Tage: viele Insurgenten legten die Waffen nieder; Aben Humeya flüchtete sich mit wenigen Getreuen in die unzugänglichen Berge der Sierra Nevada; seine Hauptstadt Paterna wurde eingenommen und den Truppen zur Plünderung überlassen; eine der Frauen und zwei Schwestern des Rebellenführers gerieten in die Gewalt Mondejars, der ihnen Schutz gewährte. Aber das Audienzgericht von Madrid erklärte, daß sie wie alle andern gefangenen Moriskenweiber auf den Sklavenmarkt zum Verkauf gebracht werden sollten. Man war mit der Milde des Generalkapitäns unzufrieden; teils um die Vorwürfe abzuschwächen, teils aus Ärger über den heftigen Widerstand, den er vor dem festen Las Guajaras erfuhr, ließ er nach der Einnahme des Bergorts, aus dem die meisten Bewohner während der Nacht entwichen waren, den zurückgebliebenen Rest niedermachen, die Häuser und Mauern zerstören. Der tapfere Anführer El Zamar wurde auf der Flucht ergriffen und nach Granada gebracht, wo ihn der Graf von Tendilla, der seines Vaters humanen Geist nicht besaß, mit glühenden Zangen langsam töten ließ.

Los Velez. Kriegsgreuel. Trotz der glänzenden Erfolge, welche Mondejars Waffen davontrugen, vermochte er die Eiferer nicht zufriedenzustellen. Der Erzbischof Deza bewirkte daher am Hof, daß die östliche Gegend um Almeria einem andern Führer übertragen ward. Die Wahl fiel auf den Markgrafen von Los Velez, der in der anstoßenden Provinz Murcia das Amt eines Adelantado bekleidete, der Sproß eines kriegerischen Geschlechts, das sich in manchem Kampf rühmlich hervorgethan hatte, das aber mit den Mendozas in alter Erbfehde lebte. Der Generalkapitän mußte daher in der Ernennung dieses Rivalen eine persönliche Zurücksetzung erblicken. Los Velez zog sofort mit seinen Söhnen an der Spitze eines eilends aufgebotenen Heerhaufens in die aufständische Gegend und verrichtete manche tapfere Kriegsthat. Aber er befleckte seinen Ruhm durch unmenschliche Härte. Diejenigen Morisken, die auf den Schlachtfeldern von Huécija, Filix und Ohanez ihr Leben ließen, waren glücklich zu preisen im Vergleich mit denjenigen, welche den fanatischen und verwilderten Kriegshaufen in die Hände fielen. Ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wurden sie unter Martern getötet, über Felsenriffe herabgestürzt, die Weiber geschändet, alles Wertvolle geraubt, die Hütten angezündet. Wie in den Kreuzzügen von ehedem wurden die ärgsten Greuel mit der Heiligkeit der Religion gerechtfertigt, Schonung galt als ein Verbrechen gegen die Ehre Gottes, gegen die Majestät des Königs. Ein Gerücht, daß Aben Humeya einen Überfall auf die Hauptstadt vorhabe, wurde als Vorwand benutzt, die in dem Kanzleigefängnis verhafteten Morisken, einhundertundfünfzig an Zahl, größtenteils angesehene Männer, zu überfallen und die Unglücklichen, die trotz ihrer Wehrlosig-

keit ihren Angreifern einen verzweifelten Widerstand leisteten, sämtlich zu erschlagen. Nur zwei entkamen, der Vater und der Bruder Aben Humeyas. Die ansehnlichen Güter der Ermordeten wurden für die Krone eingezogen.

Nach dieser Greuelthat war keine Versöhnung mehr möglich; von Wut und Rache durchglüht griffen die Morisken in dem ganzen granadischen Gebiet von neuem zu den Waffen und pflanzten allenthalben die blutrote Fahne der Empörung auf. Und sowenig auch die zerrissene, zerschlagene, schlecht bewehrte Bauernbevölkerung hoffen konnte, daß die neue Guerilla einen glücklicheren Ausgang haben werde, als in den Tagen der Väter, so nahm doch die Rebellion durch die Grausamkeit und den Fanatismus der Spanier eine so kühne, drohende Gestalt an, daß man bei Hof beschloß, den beliebten Don Juan, der soeben frische Lorbeeren aus dem Korsarenkrieg heimgebracht, als Oberbefehlshaber nach Granada zu senden und ihm, zur Milderung seiner Hitze, vielleicht auch aus Vorsicht und Mißtrauen, einen Kriegsrat zur Seite zu stellen, in welchem neben Quixada Gonzalo Fernandez de Cordova, ein Enkel des „großen Feldherrn", der Generalkapitän Mondejar und der Erzbischof Deza von Granada das höchste Ansehen hatten. Im April 1569 hielt Don Juan seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Von allen Seiten strömten die Edelleute des Südens herbei, um unter der Fahne des erlauchten Kaisersohns an dem Kampf wider die Feinde des christlichen Glaubens teilzunehmen. Rasch traf der Prinz seine Anordnungen zum nachdrücklichen Angriff zu Land und zur See. Aber er stieß auf einen unternehmenden Feind, dem die Verzweiflung Kühnheit und Entschlossenheit einflößte. Don Juan in Granada. 1569.

Unterstützt von den Emiren von Tunis und Algier führte Aben Humeya, der mit neuer Zuversicht zu seinem Gebirgsthron zurückgekehrt war, an der Spitze der abgehärteten, ortskundigen und schlauen Bergsöhne der Sierra einen mutigen Scharenkrieg und focht in manchem Strauß mit Glück und Erfolg gegen die spanischen Kriegsknechte. Von den Bergen und Schluchten gedeckt machte er bald da bald dort unerwartete Angriffe und zog sich dann wieder in die unzugänglichen Wald- und Felsengründe zurück. Los Velez, dessen andalusische Landwehr aus Mangel an Lebensmitteln nicht zusammengehalten werden konnte, geriet in die schwierigste Lage. Aber im königlichen Rat hatte die Kriegspartei die Oberhand; der Aufstand sollte mit Blut und Eisen niedergeworfen werden. Der Marques von Mondejar, welcher zur Milde und Versöhnung neigte, wurde abberufen und als Vizekönig nach Neapel gesandt. Um jedes Einverständnis der Insurgenten mit der Hauptstadt abzuschneiden, wurden alle Morisken, Männer, Frauen und Kinder, viele Tausende an Zahl, unbarmherzig aus Granada weggewiesen und in einzelnen Haufen in entlegene Gegenden geführt, wo sie als „Feinde Gottes" gehaßt und verachtet größtenteils dem Hunger, dem Elend, der Erschöpfung, oder dem Mord durch fremde oder eigne Hand zum Opfer fielen. Soweit die christlichen Kriegshaufen in die Ebenen und Thäler vordrangen, wurden die moriskischen Hütten niedergebrannt, die Gärten und Pflanzungen zerstört. Bald lagerte

Der Insurrektionskrieg. Juli 1569.

sich Verfall und Verödung über die einst so blühende, reich bevölkerte Landschaft. Manchmal aber wurden auch die Spanier unerwartet an gefährlichen Orten von Aben Humeya überfallen und zu Hunderten und Tausenden erschlagen, weggeschleppt, auf Korsarengaleeren als Sklaven verkauft. Wie gern hätte Don Juan seiner kriegerischen Natur folgend durch einen raschen energischen Feldzug dem Aufstand ein Ende gemacht! Indem sich der Krieg in die Länge zog, gewannen die Insurgenten immer mehr Kraft und Selbstvertrauen; von Tunis und Algier kamen Hilfstruppen, eine osmanische Flotte stand in Aussicht. Allein die Verhaltungsbefehle von Madrid geboten dem Feldherrn vorsichtiges Ausharren in Granada und beschränkten ihn auf Abwehr; der Kriegsrat war uneinig, die Soldknechte versagten den Gehorsam, weil die Löhnung ausblieb, die Milizen zeigten wenig Geschick und wenig Lust zum Kampf. Nur der Zwietracht unter den Häuptern der Morisken war es zu danken, daß nicht das ganze Küstenland im Süden und Osten von Aufruhr ergriffen ward.

Aben-Abu und Don Juan. Aben Humeya, ein tapferer und gewandter Guerillaführer, aber tyrannisch, heimtückisch und lüstern, wurde durch eine Verschwörung gestürzt, seiner 4. Okt. 1569. Schätze beraubt und ermordet. An seine Stelle trat der energische und schlaue Aben-Abu, dem weder sein Alter, noch die erlittene Tortur und Galeerenstrafe die Kraft geraubt hatte. Er legte sich den königlichen Namen Muley Abdallah Mohammed bei und entzündete die Herzen seiner Anhänger mit frischer Glaubenswut. Unter seiner Führung gewann der Insurgentenkrieg neuen Fortgang und größere Ausdehnung. Wie in den alten Maurenkriegen loderten die Feuersignale auf den Gipfeln der Sierra, die Bewohner des Gebirgs und der Thäler zum heiligen Kampf zu ermahnen. Da erst löste König Philipp II. die Fesseln, die er teils aus Mißtrauen, teils aus ängstlicher Behutsamkeit dem Halbbruder angelegt, und gestattete ihm größere Freiheit des Handelns. Das Heer wurde verstärkt und faßte unter dem ritterlichen Feldherrn, der wie ein kühner Kreuzfahrer oder Romanheld durch die Vega sprengte, neuen Mut und neue Kampflust. Die Erstürmung der Feste Guejar an der Quelle des Jenil, Dez. 1569. die den Morisken als Halt und Stützpunkt diente, gab Zeugnis von dem guten Geist der Armee. Aber die ausführlichen Vorschriften und Anweisungen, die der König fortwährend an Don Juan richtete, konnten als Beweis dienen, daß er mit Eifersucht die Bewegungen überwachte, stets beflissen, seine königliche Autorität in die erste Linie zu stellen, jedes Selbstvertrauen in andern niederzuhalten. Am 7. Februar 1570 fiel die Bergstadt Galera, welche die Morisken mit dem Todesmut der Verzweiflung verteidigten, nach wiederholten Stürmen und Felsensprengungen in die Gewalt Don Juans, der tollkühn sich in das dichteste Kampfgewühl stürzte und verwundet weggetragen ward. Die eroberte Stadt wurde von Grund aus zerstört, die Einwohner ohne Erbarmen gemordet. Das Schicksal von Galera erfüllte die Morisken von Seron, zu dessen Belagerung das königliche Heer jetzt auszog, mit Wut. Die Stürmenden wurden zurück-

geschlagen, sechshundert Spanier, die bereits in die Stadt eingedrungen, abgeschnitten und mit Schwert und Feuer getötet. Quixada, der treue Pfleger und Hüter Don Juans, empfing die Todeswunde und starb bald darauf in den Armen seines Pflegesohns. Der Prinz selbst, kühn voranstürmend, schwebte in Lebensgefahr, Grund genug für Philipp zu größerer Vorsicht zu mahnen und das jugendliche Ungestüm zu tadeln. Auch Seron wurde endlich zur Unterwerfung gezwungen; wiederum wurden tausende von Familien aus dem aufständischen Land nach Kastilien abgeführt und dort an verschiedenen Orten in kleinen Abteilungen angesiedelt. März 1570.

Die Lage der Insurgenten verschlimmerte sich von Tag zu Tag; die Weiler waren niedergebrannt, die Herden fortgetrieben, die Ernten zerstampft, die Fruchtbäume umgehauen, der Weg nach der Seeküste verlegt. Woher sollten sie Lebensbedürfnisse nehmen? Aber auch Philipp sehnte sich nach dem Ende des wilden Kampfes auf dem Boden der Halbinsel. Allenthalben waren feindliche Elemente in Bewegung, denen er mit den Waffen entgegentreten mußte, und die Geldmittel des Reichs erschöpften sich. Und was war nicht alles zu befürchten, wenn der große Osmanenkrieg, der drohend vor der Thür stand, an den aufständischen Morisken Helfer und Bundesgenossen fand? Von beiden Seiten wünschte man ein friedliches Abkommen. Don Juan knüpfte daher mit einigen Häuptlingen Unterhandlungen an; El Habaqui, der Unterfeldherr Aben-Abus warf sich dem Kaisersohn zu Füßen und erklärte sich zur Unterwerfung bereit. Allein sowohl der von der Priesterschaft genährte Fanatismus der Christen, als das durch die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit gerechtfertigte Mißtrauen der Morisken vereitelten die Bemühungen des Feldherrn. El Habaqui wurde von türkischen Soldaten gefangen nach dem Mekina, dem Hauptquartier Aben-Abus, gebracht und auf Befehl des Häuptlings erdrosselt. Der wilde Guerillakampf dauerte fort, bis alle Bewohner maurischen Bluts aus der Vega von Ronda und aus den Thalungen der Sierra Nevada, so viele nicht dem Schwert erlagen oder sich auf die Nordküste Afrikas retteten, nach andern Gegenden des christlichen Spaniens verpflanzt waren, wo sie getrennt und zerstreut ein Leben voll Elend und Knechtschaft führten, ein steter Gegenstand des Hasses, des Argwohns, der Verachtung, der Furcht. Einige Tausend, die mit Aben-Abu sich in die Schluchten und Berghöhen der Alpujarras warfen, entschlossen Leben um Leben einzusetzen, wurden durch fliegende Kolonnen, die in die innersten Schlupfwinkel eindrangen, aufgespürt und niedergemacht. Was nicht durch das Schwert aufgerieben ward, starb am Galgen oder durch Hunger. Der Häuptling selbst, der letzte Sprößling des Herrscherstammes der Omejjaden, der sich einst mit der Hoffnung geschmeichelt, er könne König eines neuen Maurenreichs werden, fiel durch die Blutrache der Anverwandten Aben Humeyas. Noch lange sah man seinen Kopf von dem nach den Alpujarras gerichteten Thore Granadas niedergrinsen. Die Zahl der weggeführten Morisken wird auf mindestens 400,000 angegeben. Seitdem wurde

Ausgang des Insurrektionskriegs. 1570.

es in dem einst reichen und bevölkerten Granada still und einsam wie in der Wüste. Die Blütengärten der Vega welkten, die Industrie erstarb, der Staat konnte von den auf die eingezogenen Grundstücke gesetzten Kolonisten kaum die Kosten der Bestellung gewinnen. Bei den Zurückbleibenden wurden die Verbote der nationalen Sitten, Gebräuche, Sprache aufs strengste gehandhabt; die Verpflanzten durften die ihnen angewiesenen Wohnsitze nicht ohne besondere Erlaubnis der Obrigkeit verlassen. Ihre alten Überlieferungen, ihre Feste, Gesänge und Tänze sollten verschwinden; alles, was sie als heiligen Schatz aus den Tagen der Väter im Herzen getragen, sollte ausgelöscht sein, alles Sonderleben, alle nationalen Erinnerungen sollten vom spanischen Boden weggefegt werden, die Einförmigkeit des Grabes sollte herrschen. Aber keine irdische Macht vermag die Regungen und Gefühle, die in der Tiefe der Menschenseele wohnen, auszurotten, nur die äußern Kundgebungen können mit rauher Despotenhand unterdrückt werden. Am 30. November 1570 verließ Don Juan das niedergetretene Land, zu dessen Sicherheit neue Festen mit spanischen Wachmannschaften angelegt wurden.

5. Der Held von Lepanto.

Kriegsbund gegen die Türken. 1571.

Don Juan d'Austria war noch in Baza und Guadix mit der Niederwerfung des granadischen Aufstands beschäftigt, als die Kunde, daß Mustafa, Kapudan-Pascha des Großherrn Selim II. Nikosia, die Hauptstadt von Cypern erstürmt habe und im Begriff stehe, die ganze reiche Insel, die letzte Besitzung der Republik Venedig in der Levante, dem Osmanenreich beizufügen, das christliche Abendland mit Schrecken füllte. Diese Botschaft weckte noch einmal die alten Kreuzzugsideen. Papst Pius V., der den strengen Geist eines Dominikanermönchs auf den päpstlichen Stuhl mitbrachte, suchte eine christliche Liga gegen den gemeinsamen Feind zu stiften: Philipp II., dessen italienische und spanische Staaten am meisten den von Türken und Korsaren drohenden Gefahren ausgesetzt waren, sollte mit Venedig sich zu einem Waffenbund einigen; Pius selbst wollte Geld und Schiffe stellen. Viele Monate dauerten die Unterhandlungen, bis man sich über die Beiträge und den Oberbefehlshaber zu einigen vermochte.

20. Mai 1571.

Erst am 20. Mai 1571 kam der Vertrag zum endlichen Abschluß, kraft dessen Don Juan das Oberkommando führen, Marc Antonio Colonna die zweite Stelle einnehmen sollte. Den Admiral von Sizilien, Giovanni Andrea Doria aus Genua, hielt die Eifersucht der Venetianer vom Oberbefehl fern. Der Kriegsbund war sowohl gegen die Osmanen im Osten als gegen die Vasallenstaaten Tunis und Algier gerichtet.

Die vereinigte Flotte unter Don Juans Oberbefehl.

Am 5. August 1571, um dieselbe Zeit als die Türken die heldenmütig verteidigte Festung Famagosta zur Unterwerfung gezwungen und damit die ganze Insel Cypern in ihre Gewalt gebracht, ging Don Juan in Genua unter Segel, um in Messina, dem Sammelplatz aller spanischen, deutschen und italienischen

Streitkräfte, den Oberbefehl über die Kriegsflotte zu übernehmen. In dem Heiligtum zu Monserrate hatte er vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes den Beistand des Himmels angefleht, in Barcelona die Glückwünsche und Huldigungen des katalonischen Adels empfangen. In seinem Gefolge sah man viele spanische Granden, die sich dem ritterlichen jungen Mann mit Begeisterung angeschlossen, den Geheimschreiber Juan de Soto, den der König dem Halbbruder zum Begleiter gegeben, und den Studiengenossen Alexander Farnese von Parma, den er sich selbst zum Gefährten erbeten. In Neapel empfing er aus den Händen des Kardinals Granvella, des neuen Vizekönigs, das heilige Banner der Liga in glänzender Versammlung und landete dann am 24. August auf der Rhede von Messina. Eine so stattliche, so trefflich bemannte und ausgerüstete Armada hatte das christliche Abendland lange nicht gesehen, als jene war, welche unter dem Oberbefehl des jugendlichen Kaisersohns im September über Tarent nach Korfu segelte und in den albanischen Hafen Leguminiza einlief. Wohl regten sich in den Herzen mancher der untergebenen Flottenführer Zweifel und Bedenken, als Kundschafter die Nachricht brachten, daß eine überlegene türkische Kriegsmacht von 250 Galeeren mit 120,000 Mann im Golf von Lepanto kampfgerüstet vor Anker läge; und in dem Kriegsrat ließen sich allerlei kleinmütige Stimmen und Vorschläge vernehmen. Auch von Madrid aus liefen fortwährend kleinliche Instruktionen, Mahnungen und Zurechtweisungen ein, die jeden minder kühnen Geist schwankend und unschlüssig gemacht haben würden. Aber der heldenmütige Oberfeldherr war für den Angriff: „Die Zeit zum Beraten ist vorüber," rief er den Zaudernden zu, „jetzt gilts zu schlagen." Die Nachricht von der treulosen Ermordung der cyprischen Christen, die kurz vorher eingelaufen, regte die Gemüter der Soldaten auf und gab den feurigen Worten des Feldherrn Nachdruck. „Heute gilts, erlittene Schmach zu rächen," redete er die Venetianer an, „das Mittel dazu habt ihr in der Faust, die scharfe, kräftig geschwungene Klinge." Zu den Spaniern sagte er: „Kinder, zum Tod sind wir fertig, und uns, will's der Himmel, gehört der Sieg; streitet im Namen des Herrn, damit der Feind nicht frage, wo der Christengott geblieben sei."

Sein Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Seit der Halbmond über Konstantinopel glänzte, hatten Mohammedaner und Christen niemals mit solcher Gewalt und Anstrengung wider einander gerungen, als am 7. Oktober 1571, dem Tage der Seeschlacht von Lepanto. Mehrere Stunden lang tobte der heftigste Kampf, das Kommando verhallte, Mann gegen Mann stritt man auf den zu einem Knäuel verwickelten Galeeren, und während die Mannschaft im entsetzlichen Handgemenge mit einander rang, schlug häufig die Flamme über ihren Häuptern zusammen. Am wildesten tobte die Schlacht in der Nähe der beiden Admiralschiffe: in voller Rüstung stand Don Juan auf dem Vorderteil seiner Galeere und es gelang ihm endlich, das Riesenschiff des gegnerischen Admirals Ali Pascha zu erstürmen. Der türkische Oberbefehlshaber selbst erlag seinen

Seeschlacht von Lepanto. 7. Okt. 1571.

Wunden, seine beiden Söhne, Knaben von sieben und dreizehn Jahren, wurden weinend von der Leiche als Gefangene weggeführt. Der Farnese sprang mit einem einzigen Krieger auf das Schiff des Zahlmeisters, wo 300 Janitscharen die Kriegskasse hüteten, und behauptete sich so lange, bis seine Leute nachstürmten und die reiche Galeere erbeuteten. In der Kajütte eines Schiffes lag ein 24-jähriger Spanier, Sproß eines verarmten Adelshauses, vom Fieber geschüttelt. Er bat den Hauptmann, ihn dahin zu stellen, wo die Gefahr am größten sei. Nach einigem Sträuben machte dieser den Kranken zum Führer von zwölf Soldaten. Er stritt ritterlich, erhielt zwei Wunden in die Brust und einen Schuß durch die linke Hand. Als man ihn wegführen wollte, rief er glühenden Auges: „Wunden sind Sterne, die in den Himmel der Ehre geleiten.“ Erst als der Hauptmann gefallen und der Sieg entschieden war, ließ er sich verbinden. Es war Miguel Cervantes, der Dichter des Don Quichotte! — Alle Nationen wetteiferten miteinander in Tapferkeit und Todesverachtung. Der venetianische Proveditore Barbarigo empfing, während er seinen Kommandoruf übers Verdeck schallen ließ, einen Pfeil ins Auge, und starb drei Tage nachher; sein Neffe Marino Contarini, der ihm zu Hilfe eilte, fand gleichfalls seinen Tod; die Johanniter von Malta standen nicht zurück hinter den alten Kreuzrittern ihres Ordens im Heiligen Land; der verwundete Prior fiel in die Hände des Korsarenhäuptlings Uluch-Ali (Ulucciali), wurde aber samt seiner Galeere von den nacheilenden Genuesen befreit. Don Juan selbst stand verwundet neben Haufen von Gefallenen. Endlich entschied sich der Sieg für die Christen; bei anbrechender Nacht suchten die noch unbeschädigten Türkenschiffe das Weite; brennende Galeeren beleuchteten das mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckte Meer, eine schauerliche Szene, aber erhebend für die überlebenden Sieger. Die Verluste der Osmanen wurden auf 130 Kriegsschiffe und 30,000 Getötete und Gefangene veranschlagt. Unter den 12,000 christlichen Galeerensklaven, die dem Sieg ihre Freiheit verdankten, befanden sich 2000 Spanier.

Philipps Haltung. Gern hätte Don Juan die Bestürzung der Osmanen über die Niederlage und den Fall so vieler angesehenen Befehlshaber zu einem raschen Angriff auf die türkische Hauptstadt benutzt. Aber sowohl der Kriegsrat als König Philipp waren einem so kühnen Unternehmen abgeneigt. Der spanische Monarch wohnte gerade der Vesper in der Klosterkirche zu Eskorial an, als ein Bote ihm die Nachricht von dem herrlichen Sieg von Lepanto brachte. Ohne eine Miene zu verziehen oder seine Gefühle durch irgend eine Gebärde zu verraten, antwortete er trocken: „Don Juan hat viel gewagt,“ und setzte seine Andacht fort. Erst einige Tage nachher ordnete er Dankfeste und Prozessionen an. Dem Halbbruder sprach er schriftlich seine Anerkennung aus, gab ihm aber zugleich die Weisung, nicht nach Madrid zu kommen, sondern in Messina zu überwintern.

Don Juan in Italien. Um so mehr war Don Juan in Italien der gefeierte Held des Tags. Man überschüttete ihn mit reichen Gaben, die er jedoch meistens unter seine Leute ver-

teilte, man errichtete ihm Statuen und veranstaltete ihm Feste. Man kann sich denken, welche Gunst der schöne junge Mann mit dem langen blonden rückwärts gestrichenen Haar, den angenehmen Manieren, den heitern lebhaften Gesprächen in den Augen der Frauen fand. Eine königliche Natur, mit innern und äußern Vorzügen ausgestattet, hatte er allenthalben begeisterte Verehrer. Im Reiten, im Fechten, im Ballschlagen kam ihm niemand gleich, in der Unterredung zeigte er sich als feinen Kavalier, gewandt und unterrichtet, auch versäumte er keineswegs die Studien. Dabei war er großmütig und freigebig. Der Tochter des Kapudan Pascha, die ein flehendes Schreiben an ihn richtete, schickte er den gefangenen Bruder zurück, ihre reichen Geschenke gab er an andre hin, „denn nach Geburt und Stand stehe ihm Geben zu, nicht Nehmen". Es war begreiflich, daß die allgemeine Bewunderung, die ihm sein Thun und Wesen eintrug, ihm zu Kopf stieg, seine Ansprüche steigerte, ihn mit ehrgeizigen Gedanken füllte. Hatte er bisher nur nach dem Ruhm gestrebt, des Königs getreuester Diener zu sein, so wünschte er jetzt als Prinz von Spanien anerkannt zu werden; er gab sich der Hoffnung hin, er könne in dem Osmanenreich eine selbständige Herrschaft, ein eignes Fürstentum gewinnen. Darum wünschte er die Fortsetzung des Kriegs; vielleicht möchte ihm Morea zufallen. Die abhängige Stellung that ihm nicht mehr Genüge, seine Einkünfte waren für seine großmütige Natur zu gering. Man hatte ihm Güter zugewiesen, die ihm jährlich 40,000 Dukaten einbrachten. Wie sollte dies einem Mann hinreichen, der auf einer Wallfahrt nach Loretto 10,000 Dukaten an seine Kriegsgefährten verschenkte? Selbst der besonnene Juan de Soto ließ sich von dem Jugendmut und den Herrscherträumen des waffenfrohen Helden fortreißen und ging auf seine Pläne ein. Wenn die Liga fortbestand, wenn sogar noch Frankreich und der Kaiser dafür gewonnen werden konnten, so möchte der Sieger von Lepanto vielleicht erreicht haben, was seiner Phantasie vorschwebte. Aber er erlebte den Schmerz, daß der Kriegsbund vor seinen Augen zerfiel, daß Venedig, aus Furcht vor der spanischen Macht, mit der Pforte einen unehrenhaften Frieden schloß, daß Selim II. Zeit gewann, den bei Lepanto erlittenen Schaden wieder zu heilen und den verwegenen Uluch-Ali, den er allein nach der unglücklichen Schlacht eines Blicks gewürdigt hatte, mit einer neuen Flotte in die griechischen Gewässer zu schicken. 15. März 1573.

So zerrann das Bild von einer Königsherrschaft in Morea, an dem sich Don Juans Seele erfreut hatte. Statt eines Oberbefehlshabers der Liga war er jetzt wieder spanischer Admiral. Und daß sein ehrgeiziges Streben in Madrid keine Billigung fand, konnte er bald gewahr werden. Der Geheimschreiber Soto, der den Wünschen Don Juans allzu willfährig entgegenkam und dessen Vertrauen in höherem Grade genoß als dem Staatsrat gut dünkte, wurde zurückberufen und durch Juan de Escovedo ersetzt, in welchem der Hof ein zuverlässigeres Werkzeug seiner Politik zu finden glaubte. Aber auch Escovedo vermochte der gewinnenden Persönlichkeit des Gebieters nicht zu widerstehen und Don Juans Pläne.

war ihm mit derselben Hingebung zugethan wie der Vorgänger. Beide kamen dem Bestreben, mit dem sich seit der Auflösung der Liga Don Juans Phantasie beschäftigte, nämlich in Tunis ein christliches Königreich zu gründen, fördernd entgegen. Das Vorhaben schien zu gelingen. Als der Kaisersohn mit einem
7. Okt. 1573. spanischen Geschwader von Lilibeo aus bei Goletta landete, überkam die Türken ein solcher Schrecken, daß die Besatzung aus der Hauptstadt wegzog und die alte Korsarenstadt ohne große Anstrengung in die Hände der Christen fiel. Wie schmeichelte es dem jungen Helden, an jener Stelle Boden zu fassen, wo der Vater seinen glänzendsten Sieg gefeiert hatte. Er trug sich mit dem stolzen Gedanken, die Herrlichkeit Karthagos, die einst in jenen Orten geblüht, von der ihm Soto so vieles erzählt, wieder herzustellen, dem Unwesen der Korsaren, von dem das Meer und die Küstenländer Spaniens so manche Drangsale erlitten, ein Ende zu machen. Der Papst war dem Plan günstig und befürwortete ihn in Madrid. Noch in Neapel, wo Don Juan den Winter von 1573 auf 1574 zubrachte, nachdem er die neue Eroberung durch eine Besatzung geschützt und die Einwohner durch Milde und Großmut gewonnen, lebte er der Hoffnung, der König und der Staatsrat würden in Anerkennung der großen Dienste, die er dem Reich geleistet, und der Treue und Ergebenheit, die er stets dem Oberhaupt bewiesen, auf seine Wünsche eingehen und zugleich seine Bitte gewähren, zum Infanten von Spanien erhoben zu werden. Er sollte jedoch bitter getäuscht werden. Philipp wollte die Talente des Halbbruders für seinen eignen Dienst verwenden und wies daher jeden Gedanken an eine selbständige Herrschaft, die dessen Kräfte für andre Zwecke in Anspruch genommen hätte, von der Hand, und die Einsetzung in den Rang eines Infanten schien dem Staatsrat bei der unsicheren Thronfolge bedenklich. Man sah es gern, daß ihn Granvella durch Festlichkeiten und gesellschaftliche Unterhaltungen im Kreise von schönen Damen und adligen Herren, durch Turniere und Stiergefechte in Neapel beschäftigte und zerstreute, und hielt ihn von Tunis und Spanien fern.

Heldensinn und Politik. Bald zeigte sich Gelegenheit zu einer anderweitigen Verwendung. In Genua war zwischen dem alten Geschlechtsadel, der an Spanien hing, und den neuen aus den bürgerlichen Kreisen hervorgegangenen Patrizierfamilien, die der französischen Herrschaft geneigt waren, ein heftiger Parteikampf ausgebrochen. Don Juan erhielt daher Befehl, sich nach dem oberen Italien zu begeben, um die Interessen der Monarchie zu wahren. Nur ungern verließ er Neapel, wo er stets der gefeierte Held, der Liebling der Frauenwelt, das Haupt der Kavaliere war. Um ihn zu versöhnen, ernannte ihn der König zum Generalgouverneur von Italien, so daß die Vizekönige von Mailand, Neapel und Sizilien ihm untergeordnet sein sollten. Aber die Parteikämpfe unter Christen lagen dem Sieger von Lepanto weniger am Herzen, als der Kampf gegen die Ungläubigen. Diesen wollte er die Territorien abringen, aus denen er sich eine eigne Herrschaft aufzubauen gedachte. „All' mein Hoffen ist auf Kampf mit den Türken gerichtet," läßt ihn

der Venetianer Lippomano sagen; „findet sich Gelegenheit zur Schlacht, gleichviel wo, so werde ich sprechen, wie es auf der Galeere geschieht, wenn der Führer Ave Maria sagt und die Besatzung antwortet: Sie sei gegrüßt.“ Er hielt es für schimpflich, daß ein Kaisersohn von dreißig Jahren noch kein Reich besitze, darum gab er sich für jünger aus. Und nun mußte er den Schmerz erleben, daß, während er in Italien zurückgehalten ward, Goletta und Tunis wieder in die Hände der Türken fielen, daß die Besatzungsmannschaften nach der heldenmütigsten Verteidigung von der Übermacht Uluch-Alis überwältigt wurden und teils den Tod fanden, teils in Gefangenschaft und Sklaverei gerieten. Vergebens hatte Don Juan auf Absendung von Truppen und Schiffen gedrungen; sowohl Granvella als sein Nachfolger Mondejar, schon von den Moriskenkriegen her der Gegner des Prinzen, waren taub gegen seine Bitten wie gegen seine Befehle. Vergebens suchte er den spanischen Staatsrat zu bewegen, die kostspielige Verteidigungspolitik gegen die Türken aufzugeben, eine starke Flotte unter seinem eignen Kommando in die östlichen Gewässer zu senden, der sich dann auch Venedig anschließen würde, und zu einer energischen Angriffspolitik überzugehen; man beharrte auf dem eingeschlagenen Weg; man schonte die Pforte und gönnte ihr Zeit, sich von dem Schlag von Lepanto zu erholen und die christlichen Länder mit ihrem Despotismus zu erdrücken, um inzwischen andre Staaten zu verwirren. Sept. 1574.

Um diese Zeit ging eine scharfe Luft durch die politische Welt Europas. Die schottische Königin Maria Stuart war in England gefangen; auf Elisabeths Haupt lag der päpstliche Bannfluch; in Frankreich wütete ein religiöser Parteikrieg; die Niederländer wehrten sich mit Riesenkraft gegen den spanischen Despotismus. In dieser Lage war manches Auge auf Don Juan gerichtet. Papst Gregor XIII. hielt ihn für den geeigneten Mann, an der beabsichtigten Befreiung der schönen Königin im Gefängnis mitzuwirken und als ihr Gemahl die katholische Kirche in den Inselreichen wieder aufrichten zu helfen. Auch die Guisen waren mit diesem Vorhaben einverstanden. Philipp II. gedachte sich des tapferen, volksbeliebten Kaisersohns zu bedienen, um die im Abfall begriffenen Niederlande zum Gehorsam und zur Treue unter das spanisch-habsburgische Haus zurückzuführen. Die Gewaltmaßregeln Albas hatten nur Unsegen gebracht; jetzt wollte man es mit einer Politik der Versöhnung versuchen, und wer war zu einer solchen Mission geeigneter, als der Sohn Karls V., der in den Niederlanden geboren, dem Kaiser, welcher bei dem Volk noch in gutem Andenken stand, so ähnlich war und dem Land stets eine gewisse Neigung gezeigt hatte? Und konnte nicht von dort aus auch die Befreiung der Maria und die Unterwerfung Englands am wirksamsten betrieben werden? In dem Kopf Don Juans mochte der letztere Plan in erster Linie stehen und seine Abneigung, sich in die verwickelten Verhältnisse der Niederlande einzumischen, überwinden. Denn was konnte der romantischen Natur und dem ritterlichen Sinn des fürstlichen Mannes mehr

Don Juan nach den Niederlanden gesandt. 1576.

schmeicheln, als der Retter und Gemahl der gefangenen Königin zu werden, die ketzerische Insel wieder dem heil. Stuhl zu unterwerfen und zugleich sich ein Reich zu erwerben, nach welchem ihn so sehr verlangte? In Ergebenheit an die römische Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt wetteiferte er mit dem königlichen Bruder. Auch dem spanischen Monarchen konnte es nicht unerwünscht sein, wenn von den Niederlanden aus die Königreiche England und Schottland in Verwirrung gesetzt wurden, ob er gleich bei der Sendung Don Juans zunächst nur die Beruhigung der rebellischen Provinz im Auge hatte, und im Anfang, als er durch Antonio Perez zuerst von dem Anschlag des Halbbruders unterrichtet ward, in Sorge geriet, es möchten daraus neue Verwickelungen für ihn entstehen. Es war nicht nach des Königs Sinn, daß der Prinz vor der Abreise noch eine mündliche Unterredung in Spanien wünschte. Als dieser aber gegen den Befehl, unverzüglich über die Alpen zu gehen, unerwartet von Genua nach Barcelona
Sept. 1576. segelte, konnte Philipp ohne schwere Beleidigung ihn nicht zurückweisen. Er empfing den Halbbruder in Eskorial, wußte aber jeder Entscheidung in der Infantenfrage vorsichtig auszuweichen. Klug wurden die ihm zu gewährenden Ehrenbezeugungen abgemessen, damit weder Mißvergnügen in ihm erregt noch seine hochstrebende Seele mit größerem Ehrgeiz erfüllt würde. Doch legte Philipp keine unbedingte Einsprache gegen die weitgehenden Pläne des Prinzen ein. Nach einem kurzen Besuch in Madrid überschritt Don Juan die Pyrenäen und reiste als Diener verkleidet durch Frankreich. Mit großen Vollmachten ausge-
Nov. 1576. rüstet, kraft deren er nach den Umständen frei handeln durfte, traf der neue Statthalter der Niederlande, nachdem er nur einen Tag unerkannt in Paris geweilt, über Metz und Luxemburg in Brüssel ein. „Die Niederlande gleichen einer halben Leiche," schrieb er an Garcia de Toledo; er sollte ihr wieder frische Lebenskraft geben. Er ahnte nicht, daß er vor vollendeter Aufgabe selbst ins Grab sinken würde.

6. Die Früchte des Absolutismus.

Drückendes Besteuerungssystem.

Unter dem eisernen Joch der spanischen Herrschaft sanken nicht bloß die Organe des Rechts, der Freiheit, der Selbstregierung, welche die Väter gegründet und behauptet, für die sie in heißen Kämpfen ihr Herzblut eingesetzt hatten, zu leblosen Formen herab, bis sie als unbrauchbarer Apparat weggeschafft wurden, auch der äußere Wohlstand erstarb unter dem Druck und der Erpressung, die mit jedem Jahr zunahmen, unter den Daumschrauben und Sauggefäßen, welche die Steuergesetze, die Finanzoperationen, die wirtschaftlichen Experimente den Völkern anlegten. Wenn die Kastilier gegen Karl V. die Klage erhoben, daß er so viel auswärts weile, und baten, er möge bei ihnen bleiben, so sollte ihnen jetzt die Erfüllung ihrer Bitte böse Früchte tragen. „Alle Lasten, welche die allgemeine Regierung der Königreiche Philipps, welche neu hervortretende Fälle nötig machten, alle die Bedürfnisse, denen früher die Niederlande abzuhelfen gepflegt,

alle Kosten, die der Krieg mit diesen erforderte, fielen nun auf sie. Sie hatten den Trost, daß sie dafür das Haupt seiner Reiche und, wie sie dünkte, aller Königreiche der Welt wären. Solange nur die Last erträglich blieb!“ Diese ward aber zuletzt so unerträglich, daß alle Hilfsquellen verbraucht wurden und die Lebenskräfte unter Bedrückung und Verarmung dahinschwanden.

Schon die früheren Herrscher hatten ihre Einkünfte durch allerlei lästige Mittel zu mehren gesucht. Da das Servicio nicht hinreichte, schritt man zu einem Abgabesystem, das auf Handel und Industrie sehr lähmend wirken mußte. Nicht nur daß ringsum Zollinien gezogen wurden für alle eingehenden Waren, daß man den alten Hafenzoll der Mauren (die Almoxarifazgen) auf den Verkehr mit der Neuen Welt ausdehnte und in Sevilla ein Hauptzollamt errichtete, die Alcavala (VII, 538), die jeden Verkäufer verpflichtete, den zehnten Teil des Kaufpreises von Gut oder Waren an den König abzugeben, wurde auf das strengste gehandhabt und auch auf Tausch ausgedehnt. Eine Erleichterung wurde nur dadurch erzielt, daß einzelne Bezirke und Orte sich mit der Krone über einen bestimmten Anschlag (Encabezamiento) einigten. Dazu kam noch das Salzmonopol, kamen noch Strafgelder und Konfiskationen, durch die Thätigkeit der Inquisition besonders ergiebig, kamen noch die Renten der Großmeistertümer, die Abgaben der Geistlichen und manche kleinere Gefälle. Auch in den italienischen und flandrischen Staaten waren neben den jährlichen Bewilligungen der Stände und Kommunen, den Donativen, Mensualen, Beden noch andre Auflagen teils beibehalten, teils neu begründet worden: in Sizilien war der Kornhandel in den Händen der Regierung, welche nicht bloß bestimmte, wie viel Getreide ausgeführt werden durfte, sondern auch den Preis für den Verkäufer und den Käufer festsetzte und dadurch den eignen Bezug willkürlich erhöhen konnte. In Neapel wurden neben dem Zoll auf Einfuhr und Ausfuhr von Waren auch die Herden und die Feuerstellen besteuert. In der Lombardei war wie in Kastilien das Salz Monopol der Regierung. Aber alle diese Abgaben, bei deren Erhebung mehr das Bedürfnis des Fürsten als die Kräfte der Landschaften berücksichtigt wurden, reichten für Karl V. nicht hin. Wie oft mußte er zu Verpfändungen und Anleihen schreiten. Und dennoch war, wie früher erwähnt, das Reich bei seinem Rücktritt so erschöpft, daß Philipp II. notgedrungen den Frieden von Cateau-Cambrésis schließen mußte.

Wie hätte nun unter Philipps Regierung eine Minderung der Belastungen eintreten können! Daß dies auch keineswegs geschah, haben wir schon angedeutet. Vielmehr mußten die Steuerkräfte noch in höherem Grad angestrengt werden als unter der kaiserlichen Regierung. Die spanischen Servicios, die italienischen Donativen wurden immer höher hinaufgeschraubt, besonders seitdem infolge der niederländischen Unruhen die ergiebigste Finanzquelle in Brabant und Flandern in Stockung kam und die Entwickelung einer großen Militärmacht die Ausgaben mit jedem Jahr vermehrte. Zum Glück wuchsen zugleich die Einnahmen aus Amerika, seitdem das Kolonialwesen in Peru und Mexiko fester begründet, die Minen von Potosi und Guanajuato geöffnet worden. Leicht hätten die Gold- und Silberladungen noch viel schwerer werden können, wenn sich die Krone entschlossen hätte, die Repartimientos der spanischen Eingewanderten, welche nur als Lehen auf Lebenszeit übertragen wurden, als Eigentum zu vergeben. Wie gern hätten die Hidalgos solche Umwandlung mit sehr großen Summen bezahlt.

Staatswirtschaftliche Experimente und Finanzlage.

Allein Menschlichkeit und Klugheit rieten von einem derartigen Verfahren ab. In welche verzweiflungsvolle Lage wären die indianischen Unterthanen geraten, hätte man sie hartherzigen Kolonisten in Leibeigenschaft gegeben und jedes königlichen Schutzes beraubt; und war dann nicht Gefahr vorhanden, daß diese selbständigen Gutsherren jedes Band der Abhängigkeit von der spanischen Krone und vom Mutterland zerreißen möchten? So ließ man das Lehnsverhältnis bestehen. Aber auch so waren die Schätze sehr beträchtlich, welche die Silberflotten aus der neuen Welt den spanischen Seehäfen zubrachten. Und dennoch reichte alles nicht hin, die wachsenden Bedürfnisse zu befriedigen. Tausend Mittel und Wege mußten versucht werden, um der Staatskasse Geld zuzuführen. Die Erzeugnisse der Industrie, die Produkte der Erde, die unentbehrlichsten Lebensmittel wurden mit Abgaben belegt; es war kaum eine Übertreibung, wenn man in Kastilien sagte, wer nichts besitze als den Odem, müsse Kontribution bezahlen. In dem Finanzrat, den Ruy Gomez einrichtete, arbeiteten unter Franz Eraso, „Männer von Klugheit und Willkür, geschickte Ränkeschmiede, die immer neue Auflagen ersannen“. Rechte und Freiheiten wurden verkauft, Ämter, Titel und Ehrenstellen konnten um Geldsummen erlangt werden, von geliehenen Kapitalien wurde der bedungene Zins herabgesetzt oder die Zahlung ganz eingestellt, Schuldscheine, Verträge, Pfandschaften für erloschen erklärt. Daß durch solchen Treubruch gegen die Gläubiger viele Bankhäuser in Venedig, Genua, Florenz, Lyon, Augsburg, Antwerpen schwere Einbußen erlitten oder fallierten, daß darüber der Kredit des Staats erschüttert ward und neue Anleihen nur gegen Wucherzinsen erlangt werden konnten, schreckte die Finanzräte von den gewagten Experimenten nicht ab. Viele spanische Granden besaßen seit alter Zeit allerlei einträgliche Rechte. Man forderte sie auf, anzugeben, wie sie zu dem Besitz gekommen; konnte der Nachweis nicht erbracht werden, so wurden die Einnahmen dem Fiskus zugewendet. Die Kriege gegen Türken und Ketzer wurden in Rom als Motive gebraucht, um von dem Papst die Erlaubnis zu erlangen, die spanischen Kirchen und Klöster zu größeren Beiträgen anzuhalten. Immer mannigfaltiger wurden die staatswirtschaftlichen Versuche, immer zahlreicher die Mittel der Erpressung, immer ausgedehnter die königlichen Regalien, immer drückender die Zoll- und Accisebelastungen. Und dennoch war am Ende von Philipps Regierung die Staatskasse so erschöpft, daß der König genötigt war, ein neues Donativ, welches Davila ein Almosen nennt, von Thür zu Thür einfordern zu lassen.

Arbeitscheu und Verarmung. Mittlerweile war der Handel in andre Länder gezogen, waren die Werkstätten und Fabriken in Verfall geraten, die Wasserleitungen von Toledo und den alten Maurenstädten eingesunken, lagen Ackerbau und Bergwesen danieder, verarmten die Kommunen durch die unerschwinglichen Lasten. „Denn das ist der Fluch des Despotismus, daß er sich in sich selbst zerstören muß, indem er den nährenden Staatsboden aussaugt, um allein seine häßliche Blütenkrone zu zieren.“ Im Jahr 1594 klagten die Cortes, daß durch die Höhe der Abgaben das Land

verarme, Ackerbau und Viehzucht, Arbeit und Verkehr läge danieder; schon sei kein Ort im Königreich, dem es nicht an Einwohnern mangele, man sehe viele Häuser verschlossen und unbewohnt, das Reich gehe zu Grunde. Waren auch die Cortes nicht ohne Schuld an dem Verfall des Handels und der Betriebsamkeit, indem sie, um das Steigen der Preise im eignen Land zu verhüten, die Ausfuhrverbote der Regierung, die kleinliche Überwachung der Gewerbe und Erzeugnisse begünstigten, so trug doch das Verwaltungssystem die Hauptschuld. Anstatt die Thätigkeit, die das bürgerliche Leben verlangt, zu fördern, nährte man den Hang der Nation für Krieg und Waffen, für das ruhige Dasein, das der geistliche Stand und die Klosterzelle darbot, für das Abenteurerleben in den auswärtigen Besitzungen. Die Hidalgos verschmähten die Arbeit der Hände, den Erwerb im Schweiße des Angesichts; mit der Beute, die ihnen der Krieg oder ein kurzer Aufenthalt in Indien brachte, kauften sie von den auswärtigen Staatsgläubigern feste Renten auf königliche Einkünfte und lebten dann als Edelleute in der Heimat, stolz auf ihren Rang und ihren Degen, wenn auch kümmerlich und arm. Seit der König durch den Prachtbau von Eskorial sich den Namen eines zweiten Salomo erworben, ergriff auch die Granden der ehrgeizige Wetteifer, auf ihren Gütern Klöster zu errichten und mit Mönchen zu bevölkern. Die Familien hielten es für eine Ehre, wenn in den von ihnen gegründeten Häusern auch Ordensleute aus ihrer Mitte sich befanden. So erhoben sich allerorten neue Klostergebäude, die gar vielen ein ruhiges Leben ohne Sorge und Mühe und doch nicht ohne alle Bedeutung darboten.

Übermacht des Fremdländischen.

Wenn auf diese Weise ein großer Teil der Nation sich der mühevollen Arbeit des Hervorbringens und Erwerbens entzog, wenn Industrie und Kaufmannschaft vernachlässigt, ja verachtet wurden, so war die natürliche Folge, daß aller Handel und Betriebsverkehr in fremde Hände gerieten, daß Märkte und Hafenorte mit fremden Waren sich füllten, daß sogar die Grubenwerke fremden Unternehmern überlassen wurden, daß der größte Teil alles Verkehrs in der Halbinsel wie in den Kolonien an Ausländer kam. Während ehedem die Seide von Granada und Murcia, die wollenen Tuche der kastilischen Städte, die Lederarbeiten und andre Erzeugnisse im Ausland geschätzte und gesuchte Handelsartikel waren, wurden bald alle zum Luxus, zur Kleidung, zur häuslichen Ausschmückung dienenden Gegenstände aus der Fremde eingeführt. Selbst Waffen und Kriegsmaterial mußte das Ausland liefern.

Die Modesucht der Spanier beförderte das Übergewicht der fremden Industrie. Man trug englische kurze Röcke, lombardische Kappen, deutsche Schuhe, Pelze von Saona (Hayti); man kleidete sich in holländische Leinwand; man aß auf einfachen oder geblümten, häufig damastenen Tischtüchern von Antwerpen; man schmückte die Zimmer mit Brüsseler Tapeten; zum Beten nahm man zierliche Rosenkränze aus Frankreich; man schlief hinter ausländischen Bettgehängen. Die italienische und chinesische Seide wurde der einheimischen vorgezogen. In den spanischen Städten hielten sich Tausende von fremden Arbeitern auf, welche die Gewerbe trieben und die Dienste ver-

richteten, die der trotz aller Armut stolze Spanier verschmähte. Der Kleinhandel war fast ausschließlich in fremden Händen; die Zahl der zeitweilig in Spanien ansässigen Genuesen wird auf zehntausend angegeben. Die Fugger trieben das Quecksilber so in die Höhe, daß es dreimal so teuer ward als in früheren Zeiten.

Gebrechen u. Notstände.

Mit dem materiellen Verfall hielt der sittliche gleichen Schritt. Der Ämterverkauf öffnete der Bedrückung, Bestechlichkeit und Parteilichkeit Thür und Thor. Die Angestellten suchten sich für ihre Auslagen und Mühwaltung zu entschädigen wo sich nur immer eine Gelegenheit bot; darunter mußte denn der Schwache, der Schutzlose, der Unerfahrene Not leiden. In Stadt und Land wimmelte es von Bettlern und Landstreichern, wie man aus den spanischen Romanen ersehen kann. Die wachsende Menge von Priestern und Mönchen leistete dem vagierenden, unthätigen Leben großen Vorschub. In keinem andern Land, etwa den Kirchenstaat ausgenommen, war ein solcher Zudrang zu dem geistlichen Stand und zu dem Klosterleben als in der Pyrenäischen Halbinsel. Wo konnte der arbeitscheue Spanier der mittleren Klassen ein bequemeres, sorgenfreieres Unterkommen finden, als im Kirchenamt oder in der Zelle? Ein sehr großer Teil des Nationalvermögens war in den Händen der Geistlichkeit und der Ordensleute, und der religiöse Eifer der Reichen und Mächtigen wurde nicht müde, immer noch neue Stiftungen und Schenkungen hinzuzufügen. Mit Sorgen nahm man wahr, wie sehr durch die wachsende Zahl eheloser Priester und Mönche die Bevölkerung sich minderte, wie aus Mangel an Arbeitern fruchtbare Gefilde mit Dornen und Disteln überdeckt waren, viele Häuser verfielen und nicht wieder aufgebaut wurden, ganze Ortschaften verödeten, wie dagegen die ungesetzliche Vermischung der Geschlechter bis zur Verwilderung zunahm. Schon während des deutschen Kriegs zieht sich unaufhörlich die Klage über die Frauenschändung der Spanier durch die Trauerlieder des Volks. Nicht viel tröstlicher sah es in den andern Reichsteilen aus: Aragonien verlor, wie gemeldet, wichtige Teile seiner alten freien Verfassung, die der Stolz des Landes durch viele Jahrhunderte gewesen; in Valenzia stockte der Anbau der Felder, welcher einst, hauptsächlich durch den emsigen Fleiß der maurischen Landbevölkerung, den Fluren ein gartenartiges Ansehen gegeben; in Barcelona, von wo aus das Seerecht seinen Weg zu allen Anwohnern des Mittelmeers genommen, gingen Schiffahrt und Handel zu Grunde, erlosch die Kraft und Übung der katalonischen Seeleute, und die Stadt, die in ihrem Wappen vier abgeschlagene Mohrenköpfe führte, vermochte sich nur mühsam der Korsaren zu erwehren, welche die Küste mit ihren Raubfahrten heimsuchten. Die Gesundheit des Lebens war gewelkt; „Spanien glich einem verschämten Armen, der sich des Tags in die reichen Gewänder hüllt, die ihm als einzige Erinnerung einer stolzen Vergangenheit geblieben sind, und nachts im zerrissenen Mantel nach Brot schleicht."

In Spanien.

In den Nebenländern.

Nicht besser war die Lage in den Nebenländern. Die Insel Sizilien verzehrte ihre Kräfte durch inneres Parteileben, durch die Feindschaften der feudalen Geschlechter

untereinander und mit den Kommunen, durch Kämpfe und Waffenthaten ohne höhere Ziele, welche kein geordnetes Staatswesen zu gesetzlicher Kraft kommen ließen. Am schlimmsten sah es in Neapel aus. Die Vizekönige suchten die Jahre ihrer unsicheren Herrschaft auf jede Weise zu ihrem Vorteil auszubeuten und übten offen und heimlich alle jene verderblichen Künste, welche sie in Kastilien in Übung sahen. Nirgends wurde der Verkauf der Ämter und Richterstellen schamloser betrieben, nirgends die Bestechlichkeit systematischer ausgebildet, nirgends der königliche Dienst mehr im eignen Interesse ausgenutzt, die Verpflichtung gewissenloser umgangen oder zum Schein erfüllt als in Unteritalien. „Gerechtigkeit war ein Handelszweig, Ehrgeiz, Geldbegier, Eifersucht und die diesem Volk eigentümliche Wut sich zu rächen, brachten entsetzliche und unerhörte Dinge zum Vorschein.“ Was die Vizekönige, die Amtleute und Richter im großen übten, ahmten die Barone und ihre Geschöpfe in kleineren Kreisen nach. Um den Aufwand ihres verschwenderischen Lebens in der Hauptstadt zu decken, bedrückten sie ihre Gutshörigen und Untergebenen. Sie errichteten auf ihren Gütern Zollstätten, wo der Handelsmann und der Bauer für das Vieh und Korn, für jede Ware, die er in die Stadt auf den Markt bringen wollte, eine Abgabe entrichten, sicheres Geleit erkaufen mußte; sie nötigten den Arbeitsmann, ihnen die Erzeugnisse des Bodens oder seiner Hände um geringe Preise abzulassen, während sie dann dieselben wieder mit großem Gewinn umsetzten; die Soldaten schienen nicht zur Beschützung sondern zur Beraubung des Landes bestimmt zu sein. War es da zu verwundern, wenn die Berge sich mit Banditen füllten, die fortwährend einen kleinen Krieg wider den Staat und die Gesellschaft führten? daß das Land von Räubern, die Städte von Bettlern angefüllt wurden? daß der Müßiggang, unterstützt durch die Menge der Klöster in erschreckender Weise zunahm und, in Verbindung mit den Einfällen der Korsaren, eine allgemeine Verödung und Verarmung herbeiführte? Die Städte verfielen; blühende Orte, wie Giovenazzo, sah man fast unbewohnt; Kalabrien konnte man nur in Karawanen durchreisen. Das Staatsleben erstarrte völlig; die Reichstage kamen außer Übung und wurden durch ständische Konvente ersetzt, wobei die Stadt Neapel allein den dritten Stand repräsentierte; die städtischen Einwohner verarmten, der Bauernstand war unfrei und gedrückt; eine unwissende, träge, sittenlose Priesterschaft ließ das geistige Leben verkommen, indem sie durch Beförderung eines blinden sinnlichen Aberglaubens, einer laxen Moral und einer erschlaffenden Werkheiligkeit das Volk in geistiger Verdumpfung und in Unkenntnis über alle höheren Dinge hielt.

So waren die Zustände des spanischen Reichs, als Philipp II. nach einer vierzigjährigen Regierung in die kalte Marmorgruft von Eskorial hinabsank, jener Prachtkirche, die er zum Andenken des Siegs von St.-Quentin hatte erbauen lassen. Nur in der Lombardei konnte die alte Bildung und der ererbte Wohlstand nicht ganz zertreten werden, wie an einem andern Ort gezeigt worden ist, und welche Anstrengungen die Niederlande machten, um sich der todbringenden Umarmung des mächtigen Staats zu entwinden, wird der nächste Abschnitt lehren. Wohl dauerte der äußere Glanz, den Spanien unter Philipps Vorgängern erlangt, noch fort und die Machtstellung wurde durch gewaltige Unternehmungen und neue Eroberungen auf die höchste Stufe geführt; wohl konnte das Habsburgische Haus im Westen und Osten Europas sich eines Einflusses und politischen Übergewichts rühmen, dem keine andre Dynastie von fern gleichkam; wohl feierte die spanische Kunst und Litteratur noch manche Triumphe und spanische

Schluß. 13. Sept. 1598.

Sprache, Tracht und Lebensweise überschritten noch weit die Pyrenäen; aber es war nur die Nachwirkung früherer großen Errungenschaften; bereits wankte der Boden, auf dem die Kultur und das spanische Wesen emporgewachsen; unter Philipp II. verdorrten allmählich die Wurzeln. Gepreßt unter den schwarzen Flügel des düsteren Glaubensgerichts und des lichtfeindlichen Jesuitenordens ward Spanien ausgeschlossen von den Strahlen, die im sechzehnten Jahrhundert das übrige Europa beleuchteten, die in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden zu großen Unternehmungen und Fortschritten in dem Reich des Geistes, in den Gebieten des Könnens und Wissens die richtigen Wege zeigten. Der Genius des Volks wurde geknickt, seine geistige Kraft und Energie erlosch unter dem bösartigen Einfluß eines Auges, das nie schlummerte, eines unsichtbaren Armes, der stets zum Losschlagen erhoben war.

II. Abfall der Niederlande und Entstehung des holländischen Freistaats. Erste Periode.

Litteratur. Schon Schiller machte die Bemerkung, daß die Zahl der Werke über die Geschichte der Niederlande unendlich groß sei, ein Beweis von ihrer hohen Bedeutung für die gesamte Geschichte des westlichen und südlichen Europa in dem Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege. Von den älteren Schriften, nach denen Watson die erwähnte Geschichte Philipps II. und Schiller seine „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" verfaßt haben, sind (außer dem schon mehrmals angeführten großen lateinischen Geschichtswerk von De Thou oder Thuanus) von besonderer Wichtigkeit: Jan Wagenaar, De Vaderlandsche historie der vereenigde Nederlanden. Amsterdam 1749—1760. Deutsch von Toze, Leipzig 1756 (im Auszug in der Halleschen Allg. Welthistorie) mit Ergänzungen und Fortsetzungen; P. K. Bor, Oorsprong, begin ende vervolg der Nederlandsche Oorlogen (1555—1619). Leiden 1621; Em. Meteren, Niederländische Historien, vom Anbeginn des Kriegs bis 1611 nebst einer Fortsetzung. Erst holländisch herausgegeben, dann von dem Verf. selbst ins Deutsche übersetzt. Arnh. 1612; P. C. Hooft, Nederlandsche historien. Amst. 1703; Ever. van Reyd, Historie der Nederlandschen Oorlogen cet. Leeuwarden 1650. Auch latein.; P. J. Strada, De bello Belgico. Rom. 1640; Historia della guerra di Fiandra descritta del Card. G. Bentivoglio. Col. 1633; Van der Vynkt (geb. zu Gent 1691), Geschichte der vereinigten Niederlande, von ihrem Ursprung im Jahr 1560 bis zum Westf. Frieden. Aus dem franz. Original übersetzt. Zürich 1793; Hug. Grotii, Annales de rebus Belgicis, ab abitu Phil. regis ad inducias 1609. Amst. 1658; G. Brandt, Hist. der Reformatie de Nederlanden. Amst. 1677. Auch in engl. und franz. Übersetz. — Außer diesen allgemeinen Geschichtswerken noch biographische Schriften über Wilhelm und Moritz von Oranien, über Alba (von Jo. Meursius), über Oldenbarnevelt (von J. Francken) in holländ. und latein. Sprache. Sodann Einzelberichte über den Präsidenten Viglius Zuichem (von ihm selbst franz. und holländ.), über den Prozeß Egmonts und Hoorns; über die Remonstranten und die Dordrechter Synode (von Jac. Regenboog. Amst. 1774. Deutsch. Lemgo 1781; Halesii hist. conc. Dord., aus dem Engl. übersetzt von Mosheim. Hamb. 1724). — Außer diesen älteren Schriften hat die historische Litteratur über diese Periode in neuerer Zeit bedeutende Bereicherungen erfahren. Van Kampens „Geschichte der Niederlande" in der Heeren-Ukertschen Sammlung ist schon früher Erwäh-

nung geschehen. Seitdem hat John Lothorp Motley, Rise of the Dutch republic, mit der Fortsetzung bis zur Dordr. Synode, ein Werk veröffentlicht, das rasch eine Menge Auflagen erlebte und auch ins Deutsche übersetzt wurde („Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländ. Freistaats". Dresden 1857—1860). Auch das erwähnte Werk von Prescott handelt ausführlich über die Niederlande bis zum Jahr 1570. Motley konnte sich bei seiner Arbeit eines noch ungedruckten Werks von Pontus Payen, Seigneur des Essarts (de la guerre civile des Pays bas) und der Papiers d'état du Card. Granvella. Paris 1842 ff., 9 Bde. bedienen, sowie der wichtigen Sammlungen von Briefen und Aktenstücken, welche durch Groen van Prinsterer und durch Gachard seit Jahren in einer Reihe von Bänden veröffentlicht wurden und die Korrespondenzen enthalten von Philipp II., von Wilhelm von Oranien, Margarete von Österreich und andern hochgestellten Zeitgenossen. Von den neuesten deutschen Werken sind hervorzuheben: H. Leo, Zwölf Bücher Niederländ. Geschichte. Halle 1832, 1835; Matth. Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. 1860; K. L. Klose, Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der Niederländ. Freiheit. Herausg. von Wuttke. Leipzig 1864; F. J. Holzwarth, Der Abfall der Niederlande. Schaffh. 1865—1872, und zum Schluß das franz. Werk des Belgiers Theod. Juste, Hist. de la révolut. des Pays-bas sous Phil. II. Brux. et Leipz. 1855, 1863.

1. Die Niederlande unter Kaiser Karl V.

Wohlstand der Niederlande.

Das wichtigste Ereignis in der langen Regierungszeit Philipps II. ist der Abfall der Niederlande von der spanisch-burgundischen Herrschaft, ein Ereignis, das zugleich die Geburtstunde eines selbständigen niederländischen Freistaats werden sollte. Wir haben in den früheren Blättern dieses Werks die rührigen gewerbreichen Bewohner der Städte und Landschaften an den Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, an den Gestaden der Nordsee meistens nur im Gefolge der angrenzenden Reiche im Süden und Osten, mit denen ihre Dynasten in lockerem Lehnsverband standen, in das geschichtliche Leben eintreten sehen, und als unter dem glänzenden Herzog Karl dem Kühnen der Versuch zur Gründung eines burgundischen oder neuaustrasischen Königreichs gemacht wurde, ist auf Nanzigs Schneefeldern die Schöpfung vor ihrer Vollendung mit ihrem Urheber begraben worden. Als nun gar die sämtlichen Provinzen zu einem Ganzen verbunden in das große Habsburgsche Weltreich eingingen, das Kaiser Karl V. unter seinem Zepter vereinigte, wer konnte da glauben, daß ein Aufleben zu einem unabhängigen Dasein für die Lande im nordwestlichen Europa am Strand des deutschen Meers nahen würde? — Wenn man absieht von einem großen politischen Leben, das sich nur in einem selbständig abgeschlossenen Staatsganzen würdig und achtunggebietend zu entwickeln und zu entfalten vermag, so waren die niederländischen Provinzen und Städte bei dieser untergeordneten Stellung zu den benachbarten Großmächten nicht übel gefahren: an irdischem Gut, an persönlicher Freiheit, an geistigen Errungenschaften standen sie keinem andern Volk nach. Wir haben in den früheren Blättern oft genug Gelegenheit gehabt des blühenden Zustandes zu gedenken, dessen sich das städtereiche Land seit Jahrhunderten erfreute. Das Lebensblut eines regen Weltverkehrs pulsierte täglich durch die tau-

send Adern der von Wasserstraßen durchzogenen Provinzen. Keine Stadt konnte sich im sechzehnten Jahrhundert an großartiger Handelsthätigkeit mit Antwerpen vergleichen, wo alle Welten ihre Schätze tauschten, alle Nationen ihre Kaufhäuser und Niederlassungen besaßen, tausende von Schiffen ihre Ladungen entleerten. Wir wissen, mit welcher Kunstfertigkeit man in Brabant und Flandern die aus England eingeführte Wolle zu Zeugen, Kleidungsstoffen, Teppichen zu verarbeiten wußte, die dann ihren Weg in andre Länder suchten und unendliche Reichtümer eintrugen. Und welchen Aufschwung brachten die Produkte der neuentdeckten Welten in das Verkehrs- und Industrieleben der niederländischen Seestädte! Aus Spanien und Portugal, aus Italien und Deutschland siedelten sich Kaufleute an, deren Kontore und Bankhäuser den Waren- und Geldmarkt Europas beherrschten. Die Fugger und Welser aus Augsburg hatten in Antwerpen großartige Geschäftshäuser. Und nicht bloß Handel und Kunstgewerbe hatten in den Niederlanden ihre Hauptsitze aufgeschlagen, auch andre Zweige menschlicher Thätigkeit und Erwerbsucht wurden emsig gepflegt: in Flandern und Hennegau, in Artois und Namur war ergiebiger Fruchtboden, der Getreide in Fülle lieferte, und wer weiß nicht, daß die Meierhöfe in den nördlichen Landschaften Käse, Butter und Schlachtvieh zu allen Zeiten in großer Menge zur Ausfuhr brachten; daß der Handel mit Fischen, zubereiteten und frischen, nirgends so schwunghaft getrieben wurde, als in jenen Landstrecken, die mühsam dem Meer abgerungen und durch Dämme, Kanäle und Schleußen geschützt, urbar gehalten und zugänglich gemacht werden mußten! Und wo gab es geschicktere und erfahrenere Seeleute und Matrosen, als in dem friesischen Küstenland?

Verschiedenartigkeit der Lebensexistenzen und Volksnatur.

An diese große Mannigfaltigkeit der Berufsarten und Beschäftigungen soll hier nur erinnert werden, um zugleich anzudeuten, wie verschiedenartig die Lebensexistenzen der Niederländer gestaltet waren. Und dieser Verschiedenheit der Lebensweise und Beschäftigung entsprach auch die Natur und der Charakter der Einwohner. In Flandern und Brabant war unter der Gunst und dem Schutz der Herzöge ein mächtiger grundbesitzender Adel und Herrenstand in die Höhe gekommen, der mit den großen Handels- und Industriestädten Einfluß und Ansehen teilte und nicht wenig zu der Pracht und Herrlichkeit beitrug, wodurch der burgundische Hof so bedeutend hervorragte. Gleich den französischen Standesgenossen liebten die adligen Herren in Glanz und Waffenschmuck sich zu zeigen, bei Festlichkeiten und Turnieren Pracht, Eleganz und vornehmes Wesen zu entfalten und mit stolzen aristokratischen Manieren in selbstgefälliger Eitelkeit zu prunken. Viele waren durch übermäßigen Aufwand, durch Ausschweifung und Verschwendung in bedrängte Vermögensverhältnisse und Schulden geraten. Denn es war die Politik der Habsburger Herrscher, den Häuptern des Adels hohe Staatsämter, Befehlshaberstellen oder Gesandtschaften zu übertragen, die sie zu großen Ausgaben nötigten, ohne daß entsprechende Besoldungen ihnen einen Ersatz geboten hätten. Wohl schauten sie manchmal mit Neid und Eifer-

In Flandern und Brabant.

sucht auf die großen Handelsstädte, wo ein genuß- und kunstreiches Leben sich ihren Blicken darbot, wo Bürger und Handwerker, in Zünfte und Genossenschaften gegliedert, sich in den Waffen übten, Schützenfeste feierten und in Fähnlein geschart zu Schutz und Trutz aus ihren Thoren und Mauern zogen, wenn es galt, die ererbten und im Lauf der Jahre vermehrten Gerechtsame zu wahren; und in früherer Feudalzeit hat es nicht an Kämpfen und Fehden zwischen Adel und Städtern gefehlt. Aber mit der Zeit war die Rivalität schwächer geworden; man hatte sich vertragen gelernt, die gemeinsamen Interessen waren beiden Teilen mehr zum Bewußtsein gekommen. Die kleinen Fehden hatten aufgehört; von den Nachstellungen und Überfällen, durch welche in Deutschland Adel und Ritterschaft den Städtern das Leben so schwer machten, war in Flandern und Brabant keine Rede mehr; mit dem streitbaren, ränkesüchtigen Herzog von Geldern war der letzte Störenfried aus der Welt geschieden. Ganz andre Erscheinungen treten uns im Norden, in Holland und Friesland, in Utrecht und Zeeland entgegen. Wenn in den Städten und Landschaften des Südens, wo durch den Wechselverkehr mit Frankreich die leichteren Sitten und eleganteren Gesellschaftsformen des gallischen Nachbarvolks Eingang gefunden und das großartige Handelswesen einen weltbürgerlichen Charakter erzeugt hatte, ein weicheres, feineres Leben mit entwickelteren Zuständen, mit ausgebildeteren konventionellen Zügen zur Entfaltung kam und die scharfe Charakterbildung und starke Willenskraft abschwächte, so bewahrte dagegen der germanische Volksstamm im Norden, der im Krieg mit den Elementen, mit den Stürmen und Fluten des Meeres sich seine Heimat und Wohnstätte geschaffen und unaufhörlich den Kampf ums Dasein fortführen mußte, die ungeschwächte Manneskraft, die zähe Geduld und Ausdauer, die rauheren Sitten und den ernsteren Charakter, wie sie schwierige Lagen, strenge Lebensbedingungen, starkes Arbeiten und Ringen und ein weniger günstiges Klima erzeugen. Wohl herrschte auch in Rotterdam und Amsterdam und in den zahlreichen Hafen- und Küstenorten am friesischen Nordseestrand bis nach Emden hin ein reges Schiffahrts- und Handelsleben; und es ist uns bekannt, wie eifrig die holländischen Städte mit Lübeck und der deutschen Hansa um die Herrschaft im Sund und in den skandinavischen Gewässern gerungen haben; aber ein so leichtes Lebenslos war ihnen nicht beschieden wie den südlicheren Nachbarn, in solcher Fülle flossen ihnen die Güter der Erde nicht zu, wie den Handelsstädten Flanderns und Brabants. Sie mußten ihre ganze Lebenskraft und ihr seemännisches Blut einsetzen, um mit harter Arbeit als Fischer und Matrosen, als Bauern und Viehzüchter, als Schiffer und Fährleute ihren Unterhalt, ihres Leibes Notdurft zu erwerben; sie mußten ringen und wagen zu Haus und in der Fremde, auf der sturmgepeitschten See und auf dem unwirtlichen Boden der Heimat.

In Holland u. Friesland.

Diese Verschiedenartigkeit in Natur, Charakter und Lebensweise führte auch notwendig zu verschiedenartigen Staats- und Gesellschaftsformen. Nirgends war das

Politisches Sonderleben.

öffentliche Leben so vielgestaltig, der Partikularismus so ausgebildet als in den siebzehn Provinzen, die allmählich von Karl V. zu einem staatlichen Ganzen vereinigt worden waren. Es wurde wiederholt erwähnt, wie viele wertvolle Rechte und Freiheiten die niederländischen Stadtgemeinden und landschaftlich abgegrenzten Territorien sich im Laufe der Zeit zu erringen gewußt; unter der lockeren Feudalherrschaft der Herzöge, Grafen und kleinen Dynasten waren die großen Handelsstädte wie Gent, Brügge, Antwerpen und so viele andre fast zu republikanischen Gemeinwesen mit munizipalem Selbstregiment emporgestiegen, indem sie für die Unterstützungen, die sie den fürstlichen Feudalherren in der Not gewährten, sich wichtige Privilegien und Sonderrechte erteilen ließen, zu deren Schutz bürgerliche Wehrmannschaften mit Armbrust und Geschütz einzutreten bereit waren. In ähnlicher Weise hatten sich auch die Grundherren und Adelsgemeinden ihre Hof- und Kriegsdienste von den burgundischen Herzögen mit ausgedehnten Privilegien und Immunitäten belohnen lassen. In Flandern und Brabant trugen daher die Institute des staatlichen Zusammenlebens in Stadt und Landschaft einen aristokratischen Charakter, nicht unähnlich den französischen Zuständen in der alten Feudalzeit. Der Norden dagegen, vor allem das trotzige zähe Friesland, hatte durch alle Zeiten den altgermanischen demokratischen Geist festgehalten und seine Freiheit und sein volkstümliches Recht oft genug gegen fürstliche und dynastische Angriffe verfochten. So zog sich durch das ganze Vereinsland eine Welt von Bildungen der mannigfachsten Art, ein Nebeneinander von provinziellen, städtischen, örtlichen Sonderstellungen, von Privilegien und Immunitäten in bunter Verschiedenheit. Alle Organismen des staatlichen Lebens, welche das Mittelalter hervorgebracht, waren durch sämtliche Abstufungen von Feudalismus, Aristokratie und Demokratie vorhanden, eine Musterkarte von Formen und Gestaltungen, unter denen ein starker Zug zu Selbstbestimmung und individueller Freiheit, zum Schaffen und Gebahren nach eignem Gutbefinden verborgen lag. Die Statthalter oder höchsten obrigkeitlichen Autoritäten in den Einzellandschaften wurden in der Regel von dem herzoglichen Hof nach dem Willen oder der Wahl der Provinzen eingesetzt oder bestätigt; die Herzogswürde selbst war staatsrechtlich eine abhängige; wir wissen, daß sowohl der deutsche Kaiser als der König von Frankreich oberlehnsherrliche Rechte in Anspruch nahmen.

Anfänge eines bundesstaatlichen Organismus. Aber wie vielgestaltig immer das öffentliche Zusammenleben der niederländischen Stämme und Völker sich darstellen, wie bunt immer das Feld der staatlichen Organismen, in denen das politische und administrative Leben und das Rechts- und Gerichtswesen sich bewegte, dem Auge erscheinen mochte, ein Zug war allen gemeinsam: die Liebe zur Freiheit und zu den überkommenen Ordnungen der Väter und ein Nationalgefühl, das, wenn auch noch nicht zum vollen Bewußtsein erwacht, doch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und Lebensbedingungen gegenüber der Außenwelt erkennen ließ. Wie wenig inneres Verständnis auch zwischen dem Flamänder und Holländer, zwischen dem Friesen und Wallonen obwalten mochte, seitdem die sämtlichen Landschaften von den Küsten der Nordsee und des Kanals bis zur Ems und zu den rauhen Ardennen unter dem Zepter Habsburgs vereinigt waren, kamen die Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit immer mehr zum Bewußtsein. Die Herrscher des Habsburgschen Hauses selbst begünstigten dieses nationale Zusammenwachsen, das ja ganz im Geiste der Zeit lag, dem allgemeinen Streben nach monarchischer Machtfülle und Gleichförmigkeit entsprach. Über den städtischen und landschaftlichen Gerichtshöfen erhob sich das oberste Tribunal in Mecheln zu immer größerem Ansehen als höchster Appellhof und neben den Kommunal- und Provinziallandtagen bildete die gesetzgebende Körperschaft der Generalstaaten, wozu jene je zwei Mitglieder aus ihrem Schoß entsandten, eine nationale Vertretung. Und wie gering auch immer die Befugnisse und Geschäfts-

kreise waren, welche die Eifersucht und der Sondergeist der Partikularstände diesem nationalen Organ einräumten, wie eifrig die Provinzialtage das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung als ihr wichtigstes Palladium hüteten und wahrten, dennoch lagen in dem Institut der Generalstaaten die Keime einer Gesamtverfassung, einer gesetzgebenden Körperschaft für die ganze Nation verborgen, die unter günstigen Verhältnissen zu einem fruchttragenden Lebensbaum heranreifen konnten. Brüssel, wo der Hof gewöhnlich seinen Aufenthalt hatte und auch diese Generalstaaten sich in der Regel versammelten, nahm mehr und mehr den Charakter einer Haupt- und Residenzstadt an.

Kaiserliches Regiment.

Kaiser Karl V. und seine kluge Schwester, die Königin-Statthalterin Maria, würden die Konzentration des Staats- und Gerichtslebens gern noch weiter geführt haben, hätte nicht der partikularistische Geist der Einzelstaaten so eifersüchtig über seine Privilegien und Freibriefe Wache gehalten und dadurch die Regierung zu schonender Rücksicht genötigt. Alle Geldforderungen, in der Form einer Bitte um Beisteuer an den Landtag gebracht, konnten nur mit Zustimmung der drei Stände jeder Provinz erhoben werden. Doch war durch die innere Organisation der ständischen Vertretungen der fürstlichen Gewalt ein bedeutender Einfluß auf die Zusammensetzung der Landtage gewahrt. Die Höhe der Beiträge, welche die Niederlande zu den Bedürfnissen des Kaisers zu leisten hatten und die sich zu einem einzigen Krieg auf 40 Millionen Dukaten beliefen, kann als Beweis gelten, daß trotz dieser beschränkenden Formen der Brüsseler Hof seine Zwecke zu erreichen, seinen Willen durchzusetzen wußte; allein man mußte mit großer Umsicht, mit möglichster Schonung der alten überlieferten Rechte, Gefühle und Vorurteile vorgehen. In der Regel wurde, wenn auch mit Seufzen, die „Bede“ bewilligt, welche die Regierung von den Staaten verlangte, denn dadurch rettete man doch einen Schatten von Selbstregiment und hielt Zwang und Gewaltmaßregeln fern; und Karl und seine Stellvertreter wußten mit Klugheit durch das Gewirr von Sonderrechten und provinziellen Eigentümlichkeiten sich durchzuwinden und den ersehnten Ausgang zu finden. Selbst spanische Schriftsteller gestehen, daß die Summen, welche Karl aus den Niederlanden bezog, mehr betrugen als die aus allen andern Ländern, daß sie allein ihn in die Lage setzten, seine Kriege zu führen, seine Reisen zu machen, seine Regierung bei Würde und Ansehen zu erhalten.

Aufstand in Gent.

Nur in der Stadt Gent, wo Karls Wiege gestanden, regte sich noch einmal der Geist der Opposition in der alten trotzigen Weise bis zum offenen Aufruhr. Ihre Abgeordneten wagten es allein, in dem flandrischen Landtag die hohe Steuerforderung zu verweigern, welche die Regierung der Provinz zumutete, und man schritt sogar zum bewaffneten Widerstand fort. Dies geschah zu einer Zeit, da die Höhe der Lasten auch in andern Städten Unzufriedenheit über die spanische Herrschaft erregt hatte, da es den Niederländern zum Bewußtsein zu kommen schien, daß sie nur als Stützen für fremde Interessen dienen, nur zur Erhöhung der Habsburger Weltmacht benutzt werden sollten. Wenn der Aufstand Dauer gewann, konnte das Beispiel von Gent bedenkliche Folgen haben. Darum

beschloß Karl rasch und energisch vorzugehen. Es wurde früher erwähnt, daß er zu dem Zweck den Weg über Paris nahm (X, 656); sein schnelles Erscheinen verhinderte die Ausbreitung des Aufstands. Gent mußte sich unterwerfen; mit
24. Febr. 1540. dem Glanz eines Triumphators hielt der kaiserliche Gebieter seinen Einzug in die gedemütigte Stadt und verhängte ein schweres Strafgericht. Es brachte dem alten Vorort Flanderns wenig Nutzen, daß Karl vor vierzig Jahren daselbst das Licht der Welt erblickt hatte. Nicht nur, daß fünfundzwanzig Teilnehmer der Empörung auf dem Hochgericht starben, andre mit Verbannung und Güterverlust bestraft wurden, die Bürgerschaft verlor ihre wichtigsten Privilegien und ihre bevorzugte Stellung, sie mußte Sühngeld bezahlen, auf eigne Kosten eine Zwingburg in ihren Mauern errichten, die Schöppen durch den Kaiser ernennen lassen und durch einen Akt öffentlicher Buße ihre Reue bezeugen. Von dem Maitage an, da die Ratsherren und Zunftmeister von Gent barfuß und entblößten Haupts den Strick um den Hals den Habsburger Herrscher auf offenem Markt um Gnade und Verzeihung anflehten, fügten sich die Niederlande unter das Brüsseler Regiment und kamen den „Bitten“ des Kaisers und der Statthalterin nach, wenn auch mit stillem Murren oder lauten Klagen. Mehr und mehr befestigte sich die monarchische Autorität auch in den burgundischen Provinzen.

Karl V. und die Niederländer. Und wer war geschickter, diese monarchische Obergewalt aufzurichten, als Karl V., welcher staatsmännische Klugheit mit kriegerischer Kraft verband und die Schwächen, Leidenschaften und Vorurteile der Menschen so trefflich zu seinen Zwecken zu nutzen verstand? Gerade dieses Netz von Sonderrechten, Freibriefen und Privilegien war ein günstiger Boden für den Bau eines absoluten Königtums. Der kleinliche Partikularismus, der eifersüchtig nur über sein eignes verbrieftes Recht und Herkommen wacht, übersieht gleichgültig das Unrecht, das dem Nachbar auferlegt wird. Wie sollte in diesem Konglomerat von aristokratischen, kommunalen, demokratischen Formen und Traditionen, bei dieser Spaltung von Parteiinteressen und individuellen Sympathien, in diesen zerbröckelten Gemeinwesen und Herrschaften ein nationaler Gesamtgeist sich herausbilden, eine gemeinsame Opposition sich regen, ein autonomer Bundesorganismus sich entwickeln? Wenn die Freibriefe den einzelnen Provinzen oder Städten das Vorrecht zusicherten, daß nur Eingeborne die Ämter und Richterstellen einnehmen sollten, so wurde dieses Vorrecht, sofern man unter Eingebornen nur die Bewohner der eignen Landschaft oder der Stadtgemeinde verstand, nicht verletzt, wenn in die oberste Landesregierung oder in den höchsten Gerichtshof Ausländer berufen wurden. Solcher und ähnlicher leicht zu umgehender Bestimmungen und engbegrenzter Verträge wußte sich Karl V. geschickt zu bedienen, um die obrigkeitliche Autorität zu heben und zu stärken, der ganzen Regierung ein monarchisches Gepräge zu geben. Aber dabei hütete er sich, den Argwohn zu wecken, die Rechtsgewohnheit, die Tradition, die überlieferte Form zu verletzen,

dem Nationalgefühl oder eingewurzelten Vorurteilen entgegenzutreten. Bei diesem Streben kam es ihm sehr zu statten, daß er selbst ein geborner Niederländer war, daß er für die Natur und Charaktereigentümlichkeit des Volks Vorliebe und Sympathie hegte, daß er die flämische Sprache redete, die Kunstliebe, die leichtlebigen Sitten, die Festlust teilte, an dem lauten, fröhlichen, beweglichen Leben Gefallen fand und manchen Mutwillen, manche Unarten übersah. Es kam ihm ferner zu statten, daß sein Regiment den Niederlanden große Vorteile und Ehren brachte. Nicht bloß, daß die Verbindung mit dem weiten spanischen Reich Handel und Verkehr hob, dem Gewerbfleiß neue Absatzwege öffnete, viele Kanäle des Wohlstands, der volkswirtschaftlichen und industriellen Thätigkeit schuf, daß unter dem Schirm des mächtigen Kaiserreichs Kriege und Waffengetöse fern gehalten wurden, von dem Glanz, der das Haupt des cäsarischen Herrschers umstrahlte, welcher aus ihrer Mitte hervorgegangen, welcher so viele Herren des einheimischen Adels in seinen Rat, in seine Heere, in seine Hofdienste zog, fielen auch einige Strahlen auf die niederländische Nation; sie schmeichelte sich gern mit dem stolzen Gedanken, daß Brüssel die eigentliche Hauptstadt des kaiserlichen Weltreichs sei. Und dieser Gedanke war kein leerer Wahn; der Kaiser selbst hat es ja in seiner Abschiedsrede ausgesprochen, daß er während seiner Regierung zehnmal die Niederlande besucht habe; nirgends hat er lieber und länger geweilt als in Brüssel. Im Kreise der flandrischen Edelleute ruhte er aus von den Sorgen und Mühen seines Herrscheramtes; dort fühlte er sich in seiner wahren Heimat, dort fand er die alten Sitten und Gewohnheiten, die ihn an seine Jugendzeit erinnerten. Es wurde erzählt, welch tiefen Eindruck die Abdankungsszene hervorgebracht, mit welcher Rührung Adel und Volk seinen „Cäsar" von der Höhe des Lebens herabsteigen sah; diese Gefühle waren nicht erheuchelt. Hatten auch die Niederlande unter Kaiser Karl V. manchen Druck erlitten, manche Eingriffe in ihre ererbten Gerechtsame ertragen müssen, manche Einbuße in ihren Privilegien und Freibriefen erfahren, so hatten sie auch bedeutende Schritte vorwärts gethan, sowohl in ihrer staatlichen und nationalen Entwickelung als in ihrer geschichtlichen Stellung. Auch bei dem Versuch, die vereinigten Provinzen als besonderen burgundischen Kreis dem deutschen Reichskörper einzufügen, hatte Karl neben seinem eignen Interesse auch den Vorteil des Landes im Auge: die niederländischen Staaten sollten unter den Schutz und Schirm des Reichs gestellt werden, ohne doch ihrer eignen Institutionen, Selbstverwaltung und Gerichtsverfassung verlustig zu gehen (X, 762), ein Plan, der jedoch, wie wir gesehen haben, keine praktischen Folgen hatte (X, 823).

Wenn schon unter den burgundischen Herzögen die flandrischen und brabantischen Provinzen sich einer Blüte erfreuten, die von keinem andern europäischen Land übertroffen wurde, so war in Beziehung auf Wohlstand, Lebensgenuß und Bildung unter Karl V. keine Veränderung eingetreten, wie schwer auch die Steuerlasten unter dem geldbedürftigen Kaiser drücken mochten; die

Blühender Zustand der Niederlande unter Karl V.

großen Einkünfte, welche der Weltverkehr, die Handels- und Industriethätigkeit, die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Landwirtschaft einbrachten, boten reichlichen Ersatz. In den stattlichen Gebäuden der Städte, in den Kirchen und Rathäusern, in der Antwerpener Börse vom Jahr 1531, in den palastartigen Wohnhäusern des Adels und der reichen Kaufmannswelt, in der reinlichen und eleganten Kleidung, in der Liebe für die schönen Künste und Wissenschaften, in der weitverbreiteten Volksbildung, in der Menge wohlhabender Städte und Dörfer gab sich der Flor des Landes, die heitere Lebensfülle und Lebenslust der Bewohner kund; über das ganze Dasein war ein äußerer Glanz, waren die Anzeichen von Wohlhäbigkeit und fröhlichem Selbstgefühl ausgegossen.

Dunkle Punkte. Aber unter diesen glänzenden Außenseiten konnte der aufmerksame Beobachter manche Schatten und dunkle Punkte wahrnehmen, die bald an die Oberfläche treten sollten. Als der spanische Thronfolger Philipp zur Zeit der kaiserlichen Machthöhe seines Vaters zum erstenmal die Niederlande besuchte und Eide gegenseitiger Treue mit den Staaten wechselte (1548), fiel das zurückhaltende Wesen des einundzwanzigjährigen königlichen Jünglings den Zuschauern schwer auf die Seele. Er nahm die Ovationen, die ihm mit überschwenglicher Huldigung dargebracht wurden, mit kaltem Stolz entgegen als den natürlichen Ausdruck der Ehrfurcht und Ergebenheit, die dem gebornen Herrscher des Landes gebührten, als die Zeichen der demütigen Unterwürfigkeit, welche Unterthanen ihrem künftigen Herrn und Gebieter in pflichtschuldiger Verehrung darzubringen hätten. Selbst die verschwenderische Pracht, womit die reiche Stadt Antwerpen den „fröhlichen Einzug“ feierte, entlockte dem Angesicht Philipps keinen Blick des Wohlwollens, kein heiteres Lächeln, keine Miene der Freude und Befriedigung. Es ging ihnen eine Ahnung auf, daß die niederländischen Staaten nicht länger als der Ausgang und Mittelpunkt des Habsburgschen Weltreichs im Westen angesehen werden dürften, daß in Zukunft nicht mehr Brüssel der Regierungssitz sein würde, von wo aus die europäische Politik ihre Impulse empfing, daß das blühende städtereiche Land nur als ein untergeordneter Bestandteil der großen spanischen Monarchie Stellung nehmen sollte. Die Einsichtigen überkam eine Befürchtung, daß ihre ererbten, verbrieften, beschwornen Rechte und Freiheiten bei dem mit so sichtbarem Gefühle selbstherrlichen Stolzes auftretenden Kaisersohn nicht die schonende Beachtung finden möchten, die der staatskluge Vater in den meisten Fällen kund gegeben. Die wahre Bedeutung dieser Privilegien und Freiheiten mochte der großen Menge nicht viel mehr verständlich sein, als den Handwerkern in Goethes Egmont; desto besser kannten die Edelleute, die städtischen Magistrate und Bürgervorsteher den Wert und die Tragweite derselben. Auf ihnen beruhte die nationale Freiheit, die Mitwirkung der Staaten bei der Verwaltung, Gesetzgebung und Besteuerung, die Rechtsflege nach heimischen Gesetzen vor heimischen Gerichtshöfen, der Fortbestand der von den Vätern überkommenen Institutionen und Gewohnheiten, die Fernhaltung fremdländischer Heere und Amtleute. Nach

diesen Überlieferungen war die Verbindung der Niederlande mit Spanien kaum mehr als eine in der Gemeinsamkeit des Oberhauptes beruhende Personal-Union. Hieß es doch in einem der Privilegien, welche Brabant erlangt hatte, „wenn der Fürst die Rechte des Landes breche und auf seine Vorstellungen nicht höre, so solle dasselbe des Eides, den es ihm geleistet, erledigt sein“. Daß diese Auffassung des Verhältnisses, die schon von Karl V. so vielfach im Sinne monarchischer Autorität und Machthoheit durchbrochen worden, vor den Augen des künftigen Herrschers keine Geltung haben würde, trat in den nächsten Jahren immer deutlicher zu Tage. Die autokratischen Tendenzen der Habsburgschen Dynastie wie die Persönlichkeit des Thronfolgers ließen eine Zeit voll ernster Kämpfe und Verwickelungen voraussehen. Denn wie sehr auch immer die früheren Geschlechter sich angestrengt haben mochten ihre Rechte und Freiheiten gegen Eingriffe sicherzustellen und die Herrscher durch Eide an deren Beobachtung zu binden, das despotische Gelüsten nach unbeschränkter Machtfülle wird stets versuchen, die unbequemen Schranken zu durchbrechen.

Reformatorische Regungen.

Der natürliche Gegensatz zwischen den auf Erhaltung des Überlieferten gerichteten Bestrebungen der niederländischen Volkshäupter und den auf Mehrung der Machtbefugnisse hinzielenden Tendenzen der habsburgisch-burgundischen Regierung erhielt eine neue Verschärfung durch die reformatorische Bewegung. Wie eifrig immer der Kaiser und die Regentschaft in Brüssel bemüht war, die religiöse Neuerung von den Provinzen fernzuhalten, wie viele Edikte und „Plakate“ seit dem Wormser Reichstag das Einbringen, Lesen und Verbreiten lutherischer Schriften und andrer „ketzerischen“ Bücher mit den strengsten Strafen belegten, die Schuldigen mit dem Tod durch Feuer, durch Einmauerung, durch das Schwert bedrohend, dennoch blieben die neuen Doktrinen in den Städten und Provinzen des nordwestlichen Europa sowenig ein Geheimnis als in andern Gebieten des kaiserlichen Reichs. Wie sollte ein in Kultur und Einsicht so fortgeschrittenes Volk, das mit der gesamten Welt in geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen lebte, in welchem die Ideen eben so rasch umgesetzt wurden wie die Waren, unberührt bleiben von den geistigen Regungen und religiösen Gewissensfragen, die ihm von allen Seiten zugetragen wurden und durch die strengen Verbote einen neuen Reiz erhielten? Aus allen reformatorisch bewegten Ländern, aus Deutschland, aus England, aus der Schweiz stellten sich flüchtige und verfolgte Prediger und Diener des Evangeliums ein; die Kaufleute und Schiffer standen in lebhaftem Verkehr mit den Handelsstädten des Nordens, welche den Gottesdienst nach der Heil. Schrift in ihrer Mitte aufgerichtet; manche Herren vom Adel machten in Genf ihre Studien; in Karls Heeren dienten viele Niederländer, die von ihren Kriegsfahrten in Deutschland, aus den Gesprächen mit den Kameraden neue religiöse Anschauungen heimbrachten. Es wurde früher erwähnt, daß in den „Kammern der Rederykers“, jenen litterarischen Vereinen und Sängerschulen, welche in allen größeren und kleineren Städten

bestanden und durch Dichtungen, Vorträge, Schauspiele in volkstümlicher Weise den Drang nach geistiger Unterhaltung und Belehrung in den bürgerlichen Kreisen zu befriedigen, das Phantasie- und Gemütsleben des Volks anzuregen und thätig zu halten suchten, Züge des kecken, satirischen und ironischen Oppositions- und Reformationsgeistes sich kund gaben, die auch in Deutschland und in den Bürgerstädten der Schweiz der religiösen Neuerung so wesentlich Vorschub geleistet. Wir wissen, daß selbst jener Jan Bockelsohn von Leiden, das Münstersche Zerrbild eines Königs von Jerusalem, Mitglied einer solchen Schule „der Rhetoriker“ gewesen war (X, 523). Dank der abwehrenden und feindseligen Haltung der Regierung blieben diese reformatorischen Keime in den Gemütern eingeschlossen oder bildeten sich doch nur zu verborgenen Sekten, zu geheimen Religionsgenossenschaften aus. Ohne die Beteiligung und Begünstigung der obrigkeitlichen Autoritäten waren die reformatorischen Bewegungen nirgends im stande, sich zu einem geordneten Kirchenwesen zu entwickeln; in Österreich, in Bayern, in den geistlichen Herrschaften kamen die evangelischen Gemeinden nicht über dürftige Sektenbildungen hinaus, im Erzstift Köln war das neue Regiment stark genug, den schon im Werden begriffenen kirchlichen Neubau zu zerstören, und wo sich, wie in den wiedertäuferischen Bewegungen, der reformatorische Geist auf eigne Hand hervorwagte, ging er durch eigne Zuchtlosigkeit zu Grunde. Dieselbe Erscheinung trat auch in den Niederlanden zu Tage. In den südlicheren Provinzen, wo die romanische Gedanken- und Empfindungswelt dem Volksbewußtsein näher geführt worden, waren die strengen Ketzergesetze und die von der kaiserlichen Regierung hier und da aufgestellten geistlichen Religionswächter stark genug, die reformatorischen Bestrebungen in der Art niederzuhalten, daß sie nicht zu kirchenbildender Kraft erstarkten, nicht zu offenen religiösen Gemeinschaften sich vereinigten. Hinrichtungen, von denen besonders fremde Geistliche und Gelehrte betroffen wurden, vermehrten den Schrecken und erstickten vollends alle öffentlichen Kundgebungen. Wie viele Glieder des flandrischen und brabantischen Adels und Bürgerstands im stillen den religiösen Neuerungen zugethan sein mochten, wie begierig immer das bewegliche, oppositionslustige, kecke Volk der buntgemischten Weltstädte den reformatorischen Reden und Liedern lauschen mochte, die ihm aus der Ferne zugetragen wurden, wie wenig Wohlgefallen der thätige, arbeitsame Bürgerstand an der Menge träger Mönche haben mochte, die in den reichen Klöstern und Abteien ein müßiges genußreiches Leben führten, der Erfolg lehrte, daß das Verlangen nach den verbotenen Früchten nicht stark genug war, um die durch Gesetz und Obrigkeit dawider erlassenen Strafandrohungen abzuwerfen, daß die Fluten des Herzens nicht zu einer Strömung anwuchsen, gewaltig genug die darüber liegende Eisdecke zu durchbrechen. Es erhob sich keine volkstümliche Persönlichkeit, die wie an so manchen andern Orten die Seele erweckt und angefeuert, die zerstreuten Regungen gesammelt und zu thatkräftigem Handeln vereinigt hätte. Furcht, Leichtsinn,

Genußsucht und Weltlust hielten in den Tagen der reformatorischen Energie die Gemüter des Volks an dem Gewohnten und Herkömmlichen fest und beugten den wenn auch im stillen mitunter murrenden und widerspenstigen Willen unter das schwere Joch, das die weltliche Obrigkeit und die geistlichen Aufsichtsbehörden und Gerichte den Gewissen auflegten. Erst als noch politische und nationale Momente hinzukamen, traten auch die religiösen Gefühle stärker hervor und vereinigten sich mit den andern zu der gemeinsamen Opposition, die sich als Volksstimme, als öffentliche Meinung der niederländischen Nation gegen das spanische Regiment geltend machte.

Wiedertäufer in Holland.

Von größerer Kraft und Bedeutung waren die reformatorischen Regungen im Norden, in Holland und Friesland, in Utrecht und Seeland. Wir wissen aus dem zehnten Band dieses Werks, daß die täuferischen Schwärmereien dort ihre eifrigsten Apostel und Anhänger zählten, daß die Taufgesinnten in Münster aus Friesland und Holland Zuzug erwarteten, daß in Amsterdam sogar ein Angriff auf das Rathaus gewagt ward. So lange war die Grafschaft Holland ein Glied des Deutschen Reichs gewesen, so oft hatte sie in heitern und trüben Stunden zu ihm gestanden; sollte sie in den großen innern Kämpfen, in den Religions- und Gewissensfragen sich kühl und teilnahmlos abwenden? Das war keineswegs der Fall; aber der schwere Druck von oben, der Mangel einer kühn vorstrebenden reformatorischen Persönlichkeit, die Entfernung und Trennung vom Herd der deutschen Glaubensneuerung schwächten die kirchenbildende Kraft und bewirkten, daß auch dort der reformatorische Geist nur sektiererische Ansätze hervortrieb, die der Verfolgung keinen nachhaltenden Widerstand entgegenzusetzen vermochten. David Joris von Delft, ein begabter, strebsamer und in der Heil. Schrift belesener Mann, aber von phantastisch-schwärmerischer Naturanlage, der geistliche Lieder dichtete, das „Wunderbuch" und andre Werke verfaßte und die nahe Wiederkunft Christi verkündigte, hatte mit seinen Anhängern viele Drangsale zu erdulden, bis er nach tausend Gefahren und Abenteuern als vielverfolgter Flüchtling unter dem Namen Johann von Brügge in Basel sein Leben beschloß. Auch Joris war ein thätiges Mitglied der „Rederykerskamer" gewesen, die wir bereits als Pflanzschule der Opposition gegen Klerus und Kirche kennen gelernt. Wie in Westfalen und am Niederrhein, wurden auch in Holland und Friesland die revolutionären Erhebungen durch die weltlichen und kirchlichen Autoritäten niedergeworfen und damit zugleich der Verbreitung evangelischer Doktrinen Einhalt geboten; aber so tief waren die wiedertäuferischen Schwärmereien bereits in das Land eingedrungen, daß gerade dort Menno Simons ein fruchtbares Ackerfeld für seine Lehren fand und die Taufgesinnten zu Religionsgemeinschaften organisieren konnte, die sich nach seinem Namen nannten.

Druck und Verfolgung.

So sehen wir Keime und Ansätze reformatorischen Lebens über die ganze niederländische Nation zerstreut; aber ohne innere Übereinstimmung und ohne äußere Organisation konnten sie sich zu keinem religiösen Gemeindeleben entfalten. Dadurch wurde das Bestreben der kaiserlichen Regierung, die römisch-katholische Kirche in der Herrschaft zu erhalten, erleichtert; die wiedertäuferischen Regungen des Nordens mit ihren kommunistischen Tendenzen konnten im Süden als Schreckmittel gebraucht werden, um auch die Lehren Luthers und Calvins mit demselben Makel verderblicher Ketzerei zu belegen und über alle von der Kirche Abweichenden dieselbe Geißel der Verfolgung zu schwingen. In den Augen der

Hierarchie sind alle Wege, die von Rom abführen, Irrwege, auf das Mehr oder Minder der Entfernung kommt es dabei nicht an. Wie in Deutschland die Ausschreitungen der Schwärmer und Anabaptisten den katholischen Regierungen als Motive der Verdächtigung und Verfolgung aller Evangelischen dienten, so auch in den Niederlanden. Es wurde früher erwähnt, daß Karl V. in allen Ländern, wo ihm nicht die politische Lage Schonung und Rücksichten auflegte, gegen die Neuerer unbarmherzig vorging. Vor allem geschah dies in den niederländischen Erbstaaten, wo die Nähe Deutschlands und Englands die Einführung ketzerischer Schriften und Doktrinen so sehr erleichterte. Es wird gemeldet, daß er mit dem Gedanken umgegangen sei, das von seinen Großeltern in Spanien begründete Inquisitionsgericht auch in den niederländischen Provinzen ins Dasein zu rufen, daß er aber durch besonnene Ratgeber davon abgelenkt worden. Allein auch ohne dieses furchtbare Tribunal waren die barbarischen Ketzergesetze, verbunden mit der verschärften Wachsamkeit der bischöflichen Gerichte, stark genug, die Häresie mit ihren Verkündigern und Bekennern zu ersticken oder wenigstens in das Dunkel des Geheimnisses zu scheuchen.

Der Charakter der „Plakate", womit Karl V. die religiöse Bewegung in den Niederlanden zu ertöten gedachte, erhellt aus dem Geschick des siebenundzwanzigjährigen Peter Brusly, welcher Calvins Nachfolger in Straßburg gewesen war und im Jahr 1544 dem Ruf der reformatorisch Gesinnten in Tournay gefolgt war. Bei einem mißglückten Fluchtversuch gefangen genommen, wurde er bei langsamem Feuer verbrannt; einige seiner Anhänger wurden gefoltert und gleichfalls hingerichtet. Eine arme Frau, deren ganze Schuld darin bestand, daß sie den Mitgliedern des Konventikels auf Befehl ihres Mannes die Thür geöffnet hatte, wurde lebendig begraben. Der Schrecken dieser Hinrichtung war so groß, daß der Henker sich weigerte, eine zweite zu vollziehen. Dennoch traf dasselbe Schicksal um standhaft verweigerten Widerrufs willen Marie de Lepierre, die Gattin eines Bürgers der Stadt, welcher dem Straßburger Prediger frische Wäsche gereicht hatte und dafür auf das Schafott geschickt wurde. Diese Personen waren die Erstlinge einer endlosen Reihe von Blutzeugen.

19. Febr. 1545.

Das Plakat von 1550.

Das grausamste aller Plakate erschien im September 1550, also in jenen drangsalvollen Tagen, da in Deutschland das Interim so viele Gewissen und Herzen verletzte. Es war von Augsburg aus erlassen und bedrohte mit den schrecklichsten Todesstrafen alle Heger und Verkündiger ketzerischer Lehren, alle Verbreiter häretischer Schriften, alle Teilnehmer religiöser Konventikel; das Vermögen des Schuldigen sollte eingezogen, die Hälfte davon dem Angeber zugeteilt werden. Den Gerichten war jede Milderung der Strafe untersagt, die Fürbitte als Mitschuld erklärt. Vier „Inquisitoren" aus dem einheimischen Klerus sollten in den verschiedenen Provinzen strenge Aufsicht führen und alle Richter und Amtleute waren angewiesen, denselben Beistand zu leisten und die Bestimmungen des Gesetzes zur Ausführung zu bringen.

Die kirchliche Lage bei Karls V. Tod.

Dieses Blutedikt, an welchem die Vorstellungen der Königin-Regentin keine weiteren Milderungen zu erlangen vermochten, als daß statt „Inquisitoren", weil dieser Name an das kastilische Glaubenstribunal mit seinen Kerkern, Torturen und feierlichen Ketzerverbrennungen erinnerte, „geistliche Richter" gesetzt wurde, hatte die Wirkung, daß die römisch-katholische Kirche in den Niederlanden während Karls Regierung unerschüttert blieb, daß der Kaiser bei jenem feierlichen Akt in Brüssel dem Sohn nur

rechtgläubige Völker zur Beherrschung übergeben konnte, daß kein entehrender Kompromiß wie in Passau und Augsburg den Triumph des Kreuzes beeinträchtigte. Aber freilich war dieser Siegeslauf über viele Brandstätten und zerstoßene Herzen gegangen. Wenn auch die Angabe, daß unter Karl V. fünfzigtausend, ja hunderttausend Menschen um des Glaubens willen eines gewaltsamen Todes gestorben seien, nur als rhetorische Hyperbel gefaßt werden darf, so ist doch die heitere, lebensfrohe Bevölkerung von Flandern und Brabant durch manches düstere Schauspiel des Schreckens und Fanatismus betrübt worden; und wie viele Psalmen singende Wiedertäufer in Holland, in Friesland, in Overyssel und anderwärts enthauptet, verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben wurden, wie viele Verdächtige hinter Kerker- und Klostermauern ihr Leben aushauchten; wer könnte darüber sichere Auskunft geben! Und dennoch waren die Häupter des niederländischen Volks zu Thränen gerührt, als der gichtbrüchige Greis, auf seine Krücke gelehnt, feierlich Abschied nahm und den Herrscherstab in die Hände des Sohnes legte. Unter dem jungen Mann, „in dessen Zügen kein Herz wohnte", drohten noch schlimmere Tage ohne die Sonnenblicke, die in die Herrschaft des Vaters hereingeleuchtet und die Last erleichtert hatten. Eine der ersten Regierungshandlungen Philipps nach empfangener Huldigung war die Erneuerung des Ketzeredikts vom Jahr 1550, wobei er sich möglichst genau an den Wortlaut des väterlichen Plakats hielt, damit die Niederländer glauben sollten, er wandle nur die Wege, die der Kaiser vorgezeichnet. Nicht in allen Dingen gedachte er in dessen Fußstapfen zu treten; aber die Hoffnung, daß in Sachen des Glaubens eine Milderung eintreten, eine Erleichterung gewährt werden möchte, sollte von vornherein abgeschnitten werden. Richtern und Beamten wurde die Ausführung der Plakate aufs strengste eingeschärft; Lässigkeit mit schwerer Verantwortung bedroht.

2. Die Regierung und die Adelshäupter.

Margarete von Parma.

Als König Philipp sich anschickte, die Niederlande zu verlassen und seine kastilische Residenz zu beziehen, überlegte er mit seinen Räten, wem er die Würde eines Regenten und Oberstatthalters übertragen sollte. Denn Emanuel Philibert, der während des Kriegs dieses hohe Amt verwaltet hatte, kehrte nach Abschluß des Friedens über die Alpen zurück, um sein väterliches Reich Savoyen-Piemont in Besitz zu nehmen. Die Niederländer hätten es gern gesehen, wenn unter dem einheimischen Adel ein hervorragendes Haupt gewählt worden wäre, und sowohl Egmont, den der König vor seiner Abreise zum Statthalter von Flandern und Artois ernannte, als Oranien, der in gleicher Eigenschaft die nördlichen Landschaften Holland, Seeland, Utrecht verwaltete, mögen wohl im stillen sich mit solchen Gedanken getragen haben. Dies war aber nicht Philipps Meinung. Man konnte bald merken, daß ein Glied der kaiserlichen Familie ausersehen werden würde; und nun arbeitete Oranien für Karls V. Nichte Christine, Herzogin von Lothringen. Er gedachte sich, da er seit einem Jahr Witwer war, mit deren Tochter zu vermählen und auf diese Weise Einfluß auf die Regierung zu erlangen. Aber auch dieser Plan sollte ihm nicht gelingen. Der König entschied sich für Margarete, seine Halbschwester, die natürliche Tochter des verstorbenen Kaisers, die nach einer kurzen Ehe mit Alexander von Medici seit vielen Jahren mit Ottavio Farnese, dem uns bekannten Herzog von Parma, vermählt

war. Sie konnte als Niederländerin gelten; ihre Mutter stammte aus einer angesehenen flämischen Familie; sie selbst war in Brüssel unter den Augen ihrer Muhme, der Königin Maria von Ungarn, herangewachsen und hatte dort ihre Jugend verlebt. Eine Frau von männlichem Charakter, die mit ihrer Tante und mit der gefeierten Maria von Burgund die Jagdliebe teilte, staatsklug, zurückhaltend und von gebieterischem Wesen wie ihr Vater, schien sie die zu der hohen Stelle erforderlichen Eigenschaften zu besitzen; und was sie dem König besonders empfahl, war ihre feste Anhänglichkeit an die katholische Kirche, die ihr Loyola, einst ihr Beichtvater und geistlicher Rat, eingeprägt hatte, und die sie gern in äußerlichen Handlungen christlicher Werkheiligkeit und Barmherzigkeit an den Tag legte, sowie ihre Ergebenheit und Empfänglichkeit für die hohe Staatsweisheit des königlichen Halbbruders.

Die Räte und die Consulta.

Die Regierung in Brüssel wurde daher ganz nach Philipps Lehren und Weisungen eingerichtet. Dem Schein nach lag die öffentliche Gewalt und Autorität in dem Staatsrat, dem hohen Kollegium, das größtenteils aus eingebornen Herren, wie Egmont, Oranien, Graf Hoorn, Admiral der niederländischen Flotte, u. a. zusammengesetzt war, dem die Statthalter der einzelnen Provinzen und die Ritter des Goldenen Vlieses, wenn sie in der Hauptstadt zugegen waren, anzuwohnen pflegten. Allein die Macht und der Einfluß des Reichsrats wurde gelähmt und beschränkt durch den „geheimen Rat“, der unabhängig von jenem das Gerichts- und Finanzwesen leitete unter einem dem spanischen System völlig ergebenen Präsidenten, Viglius von Zuichem, einem gelehrten Friesen von dunkler Herkunft und streng katholischer Gesinnung, dem Religions- und Gewissensfreiheit als ein zu Heidentum und Atheismus führender Irrwahn galt. Mit dieser Teilung noch nicht zufrieden, wies Philipp die Regentin an, in allen wichtigen und schwierigen Fällen dem Rate einer „Consulta“ zu folgen, eines aus einer kleinen Anzahl ergebener und zuverlässiger Männer bestehenden Regierungsausschusses unter dem Vorsitz des Kardinals Granvella, Bischofs von Arras.

Granvella.

Anton Perrenot Granvella, der älteste Sohn des kaiserlichen Kanzlers, der seine geringe Herkunft aus einer unbedeutenden burgundischen Familie durch seine hohe Stellung im Rat Karls V. in Vergessenheit gebracht hatte, ist in den früheren Blättern dieses Werks des öftern erwähnt worden. Ein gelehrter Theolog und Staatsmann, der in sieben Sprachen mit fließender Beredsamkeit seinen Gedanken Ausdruck geben konnte, ein geistreicher, witziger Gesellschafter, der mit allen Menschen zu verkehren und ihre Eigenschaften und Pläne zu erforschen verstand, hatte er in jungen Jahren des Kaisers Gunst und Vertrauen gewonnen und war von demselben bei vielen bedeutenden Staatsaktionen verwendet worden. Und so gewandt war des Mannes Natur, daß er bei dem eifersüchtigen und mißtrauischen Philipp zu noch höherer Gunst und Gnade aufstieg. Unter den Formen der Devotion, der Hingebung, des Gehorsams wußte er sich in das Vertrauen des Königs einzuschleichen; er erriet dessen Gedanken und Wünsche und half ihm die unklar ringenden Begriffe zu Wort und Ausdruck bringen, mit solcher Kunst und Schmiegsamkeit, daß der Monarch darin seine eignen Ideen zu erkennen glaubte. „Mit bewunderungswürdiger Schärfe des

Geistes,“ sagt Schiller von ihm, „durchspähte er das Gemüt seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmütig den Ruhm der Erfindung.“ Granvella ging völlig auf die Eigenheiten des Königs ein, ahmte die Vielschreiberei, das Wohlgefallen an Aufzeichnungen, den ganzen pedantischen Regierungsmechanismus nach, ja er suchte den Gebieter an Arbeitsamkeit zu übertreffen. Der König war entzückt über einen Diener, der so vollständig seine Ansichten, Grundsätze und Gewohnheiten teilte, so ganz in seinem Wesen aufzugehen schien. Er gab ihm bei der neuen Statthalterin eine Stellung, die ihn zum eigentlichen Regenten machte; er überhäufte ihn mit Ehren und Einkünften, nach denen das ehrgeizige und habsüchtige Herz des Prälaten mit leidenschaftlicher Gier verlangte; er zog ihn später in seine eigne Umgebung, in den Staatsrat von Kastilien und gestattete ihm einen Einfluß, wie ihn Ruy Gomez nie besessen. Die servile Unterordnung unter einen despotischen Machthaber, das gänzliche Aufgeben des eignen Ich gegenüber einem absoluten Herrscher ist kaum jemals weiter getrieben worden.

In der „Consulta“ der Oberstatthalterin standen dem Kardinal zwei Männer zur Seite, die, wenn auch nicht alle seine Fähigkeiten, doch die unbedingte Hingebung an das spanische Herrscherhaus teilten, der erwähnte Viglius und Baron Barlaimont, Vorsitzender im Finanzrat und Statthalter von Namur, ein tapferer Edelmann aus altflämischem Geschlecht, der mit der Anhänglichkeit an das Königshaus und die katholische Kirche seinen eignen Vorteil zu vereinigen wußte und für habsüchtig, geldgierig und grausam galt. Die Stellung dieser geheimen Ratgeber war um so bedeutender, als sie zugleich dem Staatsrat angehörten, mithin auf den Gang des gesamten öffentlichen Lebens, der Regierung, der Rechtspflege, der Militärverwaltung bestimmend einwirken konnten. Barlaimont.

Bei dem Regierungsantritt pflegte der neue Fürst zu schwören, „alle Statuten, Privilegien, Briefe, Exemtionen und Immunitäten, alle Gerechtigkeiten und Herrlichkeiten, Stadtrechte, Landrechte, Deichrechte, alle Gewohnheiten der Provinz, alte und neue, treulich und im guten zu beobachten“, wogegen die Einwohner ihm den Huldigungseid leisteten, indem sie schworen, „ihm gute und gesetzliche Unterthanen zu sein, seinem Schaden zu wehren, für seinen Vorteil zu sorgen und seine Herrschaft zu bewahren“. Auch Philipp hatte in Antwerpen den herkömmlichen Eid geleistet und empfangen. Er beeilte sich jedoch nicht, dem Gelöbnis in allen Dingen nachzukommen. Erregte schon die Erneuerung des Blutedikts wider die Ketzer Unruhe und Besorgnis, so bemerkte man mit Unmut, daß die fremden Soldtruppen, welche während des Kriegs in den Provinzen untergebracht worden, auch nach abgeschlossenem Frieden nicht entfernt wurden, daß es schien, als wolle der König wider das Gesetz das spanische Kriegsvolk, das sich wie in Feindes Land betrug und durch Zuchtlosigkeit, Philipps Abfahrt.

Erpressung und Ausschweifung große Erbitterung erzeugte, zur Unterstützung der neuen Regierung zurücklassen. Da und dort gab sich die Unzufriedenheit des Volks kund: die Zeeländer, bei denen man die Truppen untergebracht, drohten, eher die Dämme verfallen, eher das Meer in das Land zu lassen, als die Spanier darin zu leiden. Besonders scharf trat diese Stimmung zu Tage, als Philipp
7. Aug. 1559. die Generalstaaten nach Gent entbot, um sich von dem Land zu verabschieden und zugleich eine große Geldbewilligung zu verlangen. Nachdem der König die Ritter des Goldenen Vlieses zum letztenmal in einem feierlichen Kapitel um sich versammelt und die erledigten Plätze durch neue Ernennungen gefüllt, eröffnete Granvella die Sitzung mit einer glänzenden Rede, die mit der Ermahnung schloß, die Forderung zu bewilligen und die Ketzerei auszurotten. Wie hoch auch die Ansprüche gestellt waren, sie stießen auf keinen erheblichen Widerstand; um so dringender aber verlangten die Landschaften die Entfernung der fremden Truppen. Nicht nur in der Versammlung wurde in scharfer Rede betont, daß dadurch den Provinzen eine drückende, unwürdige und ungesetzliche Last auferlegt werde, eine von Egmont, Oranien und andern Häuptern des Adels unterzeichnete Adresse unterstützte die Forderung der Stände. Das Verlangen, daß die Spanier weggeführt und die Regierung und Landesverteidigung den Eingebornen anheimgegeben werden möchte, trat so lebhaft an den König heran, daß er, wie man sagt, gereizt ausrief: „Ich bin auch ein Spanier, wollen sie auch mich verjagen?“ Er unterdrückte indessen seine Gefühle und gab, als der schlaue Plan, den Oberbefehl über die fremden Mannschaften an Oranien und Egmont zu übertragen und dadurch den Widerstand zu brechen, an der Weigerung derselben gescheitert war, die Zusicherung, daß, sobald die rückständige Löhnung entrichtet sein würde, der Abzug erfolgen solle. Aber er vergaß es den Edelleuten nie, daß sie ihm Opposition gemacht. Noch bei seiner Einschiffung in Vlissingen gab er dem Prinzen von Oranien seinen Verdruß zu erkennen. „Nicht die Stände sind unzufrieden,“ sagte er zürnend, „sondern Ihr, Ihr, Ihr.“ Es war die letzte persönliche Begegnung; fortan gingen ihre Wege auseinander.

Philipp und Oranien. Einige Zeit nachher schloß Wilhelm eine zweite Ehe mit Anna, der einzigen Tochter des bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moritz von Sachsen und Enkelin des Landgrafen Philipp von Hessen, die am Hofe ihres Oheims August lebte, trat also in verwandtschaftliche Verbindungen mit den alten Gegnern der spanisch-habsburgischen Dynastie, den Vorfechtern des evangelischen Glaubens, zu dem sich auch die neue Fürstin bekannte, die nach einem glänzenden Hochzeitsfest in Leipzig ihrem Gemahl nach Brüssel folgte. Seitdem hörte man am Brüsseler Hof eine Glocke zu lutherischem Gottesdienst läuten. So traten die Gegensätze, welche die beiden Naturen innerlich trennten, mehr und mehr auch in die äußere Erscheinung. Denn wie verschieden war der Mann, dessen Lebensschicksale und Charakter wir bald näher kennen lernen werden, von dem König, wie ihn der vorhergehende Abschnitt uns vorgeführt! „Philipps berechnender, zersetzender Verstand, welcher sich und sein Werk in nichts auflöst, war in Wilhelm zu erzeugender, lebendiger Weisheit verklärt, statt tückischen Argwohns zeigte er scharfsinnige Vorsicht, statt willkürlichen Eigensinns standhafte Beharrlichkeit, statt kalter Gleichgültig-

keit unvertilgbare Seelenruhe, statt unfruchtbaren Abmühens zweckmäßige unermüdliche Thätigkeit."

Auf der nordwestlichen Ecke der schmalen Halbinsel Nordholland, bespült von den stürmischen Fluten der Nordsee lag das alte Schloß und die Herrschaft, von welcher Egmont seinen Familiennamen herleitete. Er war das Haupt eines Geschlechts, das seine Ahnen unter den Kreuzfahrern suchte, dem jene Herzöge von Geldern angehörten, welche so oft den Habsburgschen Waffen Widerstand geleistet hatten. Von seiner Mutter Françoise von Luxemburg, Fürstin von Gavre, hatte er große Güter in Flandern ererbt, so daß er an Reichtum und stolzen Ehrentiteln unter die ersten Männer des niederländischen Adels gerechnet werden konnte. Dieser Rangstellung der Geburt verliehen seine persönlichen Eigenschaften und die Verbindung mit deutschen Fürstenhäusern noch höhere Bedeutung. Als er im Jahr 1545 mit Sabine von Bayern, Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in Speier seine Vermählung feierte, wohnten der Kaiser, König Ferdinand, Erzherzog Maximilian und eine große Zahl angesehener Reichsfürsten dem prachtvollen Hochzeitfest bei. Von seinem siebzehnten Jahr an war er dem kaiserlichen Hoflager gefolgt; er hatte die Feldzüge gegen Tunis, in Deutschland, vor Metz mitgemacht, war Ritter des Goldenen Vließes geworden und hatte der Vermählung des Erbprinzen Philipp mit Maria von England beigewohnt. Wir haben den ritterlichen Mann in den Schlachten von St.-Quentin und Gravelingen kennen gelernt; es waren die großen Tage seines Ruhms, seines kriegerischen Muts, seiner Tapferkeit. Seitdem blieb Egmont der Abgott des Lagers, der Liebling der Flamänder. War ja doch der Held aus ihrer Mitte hervorgegangen, waren doch seine Siege durch niederländische Waffen erfochten worden, wurde doch durch ihn die ganze Nation der Ehre teilhaftig, durch mannhaften Kampf den Frieden errungen zu haben. Die hingebende leichtlebige Natur des Grafen, das leutselige, freundliche Wesen, die Offenheit und Wahrhaftigkeit, womit er im Bewußtsein seiner Verdienste und seiner guten Absichten ohne Scheu, ohne Rückhalt und Hintergedanken seines Herzens Meinung kund gab, diese und andre Eigenschaften verschafften ihm die Gunst des Volks, die hohe Popularität, deren er sich wie kein andrer seiner Standesgenossen zu erfreuen hatte. Aber diese Volksgunst erhöhte auch sein Selbstvertrauen, führte ihn zur Überschätzung seiner Persönlichkeit, machte ihn eitel, hochfahrend und anspruchsvoll. Die glänzende Anerkennung, die man seinen kriegerischen Tugenden und Thaten zollte, verleitete ihn sich auch als Staatsmann größere Befähigung zuzutrauen, als er in Wirklichkeit besaß, und an Verstand, an Urteil, an politischem Scharfblick wie an allgemeiner Bildung stand er hinter andern zurück. Für einen offenherzigen Kriegsmann, der mit wenig Umsicht und Besonnenheit seinen ehrgeizigen Plänen nachging, war die Welt voll Verstellung, voll Intrigen und falscher Hofkünste, in die er sich

Lamoral Graf von Egmont.

gestellt sah, ein schlüpfriger Boden, auf dem ein Wanken und Fallen unvermeidlich werden mußte.

Nassau-Oranien. Eine ganz andre Natur war Wilhelm von Nassau-Oranien, der am 14. April 1533 auf dem Schloß zu Dillenburg das Licht der Welt erblickte. Das Nassauer Grafenhaus hat viele bedeutende Männer aufzuweisen (VII, 806 f.). Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren ihm durch Vermählungen große Besitzungen in den Niederlanden zugefallen. Als treue Vasallen der burgundisch-habsburgischen Dynastie wurden mehrere Glieder mit Würden und Lehnsgütern ausgestattet, so insbesondere Graf Engelbrecht II., welcher den Herzögen Karl dem Kühnen, seinem Eidam Maximilian und dessen Sohn Philipp dem Schönen wichtige Dienste als Feldherr und Staatsmann leistete und als Oberstatthalter der Niederlande starb. Sein Sohn Heinrich, der Erbe der niederländischen Güter, folgte den Traditionen des Geschlechts; der Anteil, den er bei der Erhebung Karls V. zur Kaiserwürde hatte, blieb ihm bei diesem unvergessen. Auch der jüngere Sohn Engelbrechts, Wilhelm, dem die deutschen Stammlande zufielen, erwarb sich den Ruhm eines umsichtigen, verständigen und milden Herrschers. Wenn Heinrich der Erstgeborne berufen war, durch seine Vermählung mit Claudia, der Schwester des tapferen Grafen Philibert von Chalons und Orange, dem Hause neue Besitzungen an der Rhone zu erwerben, indem Philibert ohne Kinder vor Florenz auf dem Schlachtfeld starb, sein Erbe somit an Heinrichs und Claudias Sohn Renatus fiel, so war es dem andern Sohn Wilhelm beschieden, dem Geschlecht seine künftige Stellung zu den beiden Konfessionen zu bestimmen; er nahm mit seiner Gemahlin Juliane von Stolberg den evangelischen Glauben an und trat dem Schmalkaldischen Bund bei. Die erste Frucht dieser Ehe war Wilhelm, in der Folge der Schweigsame genannt. Da auch sein Vetter Renatus in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren bei der Belagerung von St.-Dizier im Dienst des Kaisers einen ehrenvollen Soldatentod fand, ohne Erben zu hinterlassen (1544), so fielen nach dessen Bestimmung und mit Einwilligung Karls V. sämtliche außerdeutsche Besitzungen dem elfjährigen nassauischen Grafen zu, der nunmehr den Titel eines Fürsten von Oranien führte und zu den begütertsten und angesehensten Edlen seiner Zeit gehörte. Melanchthon soll ihm ein glänzendes Geschick, aber ein unglückliches Ende aus den Sternen geweissagt haben.

Wilhelm von Oranien. Bis zu dieser Zeit war Wilhelm in dem evangelischen Glauben der Eltern erzogen worden. Nun bewirkte aber der Kaiser, daß der talentvolle Knabe nach Brüssel gebracht und unter den Augen seiner Schwester Maria von Ungarn in der katholischen Kirchenlehre unterrichtet ward. Durch seinen ritterlichen Anstand, durch die rasche Fassungskraft, womit Wilhelm sich ein reiches Maß von Kenntnissen aneignete, durch sein früh hervortretendes kluges und umsichtiges Wesen zog er mehr und mehr die Aufmerksamkeit Karls auf sich. Der Kaiser nahm ihn unter seine Pagen auf, er ernannte ihn zum Kammerherrn, er suchte den Sprößling

eines dem Hause Habsburg von jeher so treu ergebenen Geschlechts in eine seinen Talenten entsprechende Laufbahn zu bringen, in welcher er der herrschenden Dynastie eine Stütze sein und auf seinen eignen Namen neuen Glanz häufen möchte. Und der Jüngling hat nicht versäumt, die Lebensschule, die ihm der kaiserliche Hof in Brüssel darbot, zu seiner Ausbildung zu benutzen. Wo hätte er sich leichter und besser jene Gewandtheit in den Umgangsformen der hohen Gesellschaft, jene Menschenkenntnis, jene Einsicht in das politische Leben und in die Staatsverhältnisse, die er in der Folge kund gab, aneignen und ausbilden können? Bald richtete sich der Neid der Höflinge auf den emporstrebenden jungen Edelmann und suchte die Gunst des Kaisers von ihm abzulenken; aber Karl war ein zu tiefer Menschenkenner, als daß er sich durch feindselige Nachreden in seinem Urteil hätte irre leiten lassen. Vielmehr gab er dem Jüngling im Jahr 1551 einen neuen Beweis seiner Huld, indem er dessen Verheiratung mit Anna, der reichen Erbin des Grafen Maximilian von Buren vermittelte und dadurch die großen Besitzungen des Oraniers noch mit neuen Gütern mehrte. In den Kriegen gegen Frankreich vertraute ihm der Kaiser den Oberbefehl über eine Heerabteilung von 20,000 Mann an; der junge Feldherr rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, aber bei der Geldnot Karls mit großen Verlusten aus seinem eignen Vermögen.

Wie sehr der Kaiser am Ziel seiner eignen politischen Laufbahn den Prinzen auszeichnete, haben wir früher gesehen. Auf seine Schultern gestützt hielt er jene Ansprache an die versammelten Stände; ihm übertrug er die Mission, den deutschen Fürsten die Botschaft von seiner Resignation und dem König Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen (X, 826 f.). Bei seiner Abreise nach Spanien empfahl er ihn seinem Sohn und Nachfolger Philipp. Nur aus Rücksicht für den Vater gebrauchte auch der neue Herrscher die Dienste des Prinzen. Er ernannte ihn zum Mitglied des Staatsrats in Brüssel und zum Bevollmächtigten bei den Friedensunterhandlungen in Cercamp und Cateau Cambrésis (X, 843). Nach dem Abschluß derselben begab sich Wilhelm in einem besondern Auftrag nach Paris und hier erfuhr er aus dem Mund des französischen Königs, der ihn für einen Eingeweihten hielt, daß geheime Beschlüsse zur Unterdrückung der Ketzerei gefaßt worden. Der Gedanke lag nahe, daß Philipp diesen Zweck durch Einführung der spanischen Inquisition zu erreichen suchen werde. Wir wissen ja, wie sehr er dieses Tribunal begünstigte. Dasselbe hatte in Kastilien zur Reinhaltung des Glaubens so wesentlich beigetragen; sollte er nicht ihm auch in seinen übrigen Staaten Eingang zu verschaffen wünschen? Von der Zeit an traten die Gegensätze zwischen dem König und Oranien schärfer hervor.

Bei der Abreise Philipps aus den Niederlanden stand Wilhelm im 27. Lebensjahr. Er war ein Mann von mittlerer Größe, dessen starker, von kastanienbraunem Haar bedeckter Kopf Kraft und Energie, dessen hageres Angesicht mit stark hervortretenden blauen Augen Nachdenken und Gedankenfülle ankündigte. Doch vermochte niemand aus den ruhigen, fast immer gleichen Zügen die Tiefe und Tragweite seiner Geistesthätigkeit zu erraten. Durch frühzeitige Abhärtung und Übung hatte er seinen keineswegs robusten Körper so gestärkt, daß er fast immer gesund war und sich der anstrengendsten Arbeit hingeben konnte. Seine Charakter und Eigenschaften.

Geistesgaben waren von ungewöhnlicher Art. Ein scharfer durchdringender Verstand ließ ihn die ganze Lage des Staats, die öffentlichen Dinge nach allen Seiten richtig beurteilen und befähigte ihn, drohende Gefahren zum voraus zu erkennen, ihnen vorzubeugen und in den schwersten Bedrängnissen Hilfsmittel zu entdecken. Und wie wenig auch sein bewegtes Leben ihm Muße zu wissenschaftlichen Studien gestattete, so wußte er sich doch durch Benutzung jeder freien Zeit mancherlei Kenntnisse zu erwerben. Am liebsten beschäftigte er sich mit Mathematik, Geschichte und Staatskunst. Ein kluger Beobachter menschlicher Verhältnisse, wurde er nicht leicht durch den Gang der Ereignisse überrascht oder außer Fassung gebracht; weder die Wechselfälle von Glück und Unglück, noch die Regungen der Furcht oder der Hoffnung vermochten den Gleichmut seiner starken Seele zu stören oder ihn von einem überlegten Plan abzubringen. Besonnen und vorsichtig im Erwägen, war er fest und entschlossen in der Ausführung; und wenn er gleich in der Geschichte den Namen des „Schweigsamen" führt, so stand ihm doch auch eine eindringende Beredsamkeit, ein treffendes Witzwort am rechten Ort zu Gebot. Mit bezug auf sein Sinnbild, einen Eisvogel, der in seinem Nest von der heftig bewegten Flut sicher getragen wird, nahm er den Wahlspruch an: „Ruhig im Sturm wilder Wogen" (Saevis tranquillus in undis). Er bezeichnete sein wahres Wesen. War auch Verstand und Weltklugheit in ihm vorherrschend, so wohnte doch ein reiches Gemüt, ein für alles Edle und Schöne empfänglicher Sinn in ihm; und wie oft er auch zur Erreichung seiner Zwecke zu List und Verstellung greifen mußte, und wie sehr ein mächtiger Ehrgeiz ihn rastlos vorwärts trieb, so waren es doch stets hohe Ziele, denen er nachstrebte, stets erhabene Güter, nach denen er trachtete. In religiösen Dingen war er duldsam. Durch Geburt und Verwandtschaft an den evangelischen Glauben gewiesen, durch Erziehung und Lebensstellung an die katholische Kirche gebunden, suchte er beiden Richtungen gerecht zu werden und eine über den Parteien stehende Überzeugung zu gewinnen. Ohne ängstlich den Stand seines Vermögens zu überschlagen, hielt er in Brüssel ein glänzendes Haus mit reicher Dienerschaft und prachtvoller Einrichtung. Wie viele angesehene Personen sammelte er an seiner gastfreien Tafel um sich; fremde Fürsten, Gesandte und Staatsmänner bewirtete er mit verschwenderischer Pracht. Seine Küche war weit und breit berühmt; er liebte es bei Mahlzeiten, bei Festlichkeiten und Falkenjagden, denen er sehr ergeben war, seine gesellschaftlichen Talente, seinen fürstlichen Sinn zu entfalten, wenngleich seine Einkünfte nicht immer zureichten und Schulden gemacht werden mußten. Auch Aufwand und Freigebigkeit mußten seinen Zwecken dienen und Takt und Berechnung ließen ihn die Künste des Umgangs und des Verkehrs erkennen, durch welche man Hohe und Niedere gewinnt und an sich zieht. Mit einem würdevollen äußeren Benehmen verband Wilhelm Leutseligkeit und Freundlichkeit. Er war für jedermann zugänglich und verschmähte oft mehr als ratsam die Wege vorsichtiger Zurückhaltung.

Nach langem Zögern und mit innerem Widerstreben rief endlich der König die spanischen Truppen ab: Adel und Landschaft hatten über den strengen Monarchen einen Sieg errungen. Aber noch ehe die Soldaten eingeschifft waren, gerieten die Provinzen in neue Aufregung und Bestürzung, als bekannt wurde, daß die bisherige kirchliche Einteilung verändert und die geistliche Gewalt durch Mehrung der Bistümer verstärkt werden sollte. Schon Karl V. war mit dem Plan einer neuen Organisation der niederländischen Kirche umgegangen; neue Bischofsitze sollten geschaffen und die Abhängigkeit vieler Kirchensprengel von französischen oder deutschen Bistumsverbänden gelöst werden. Über den vielen andern Geschäften und Anliegen des Kaisers war jedoch das Vorhaben unterblieben. Kaum war aber der Friede hergestellt, so erwirkte Philipp II. von Papst Paul IV. eine Bulle, durch welche zur bessern Abwehr der von allen Seiten drohenden Feinde die Zahl der bisherigen vier Bischofstühle vermehrt und die ganze kirchliche Einteilung in der Art umgestaltet werden sollte, daß den drei Erzbistümern Mecheln, Cambrai und Utrecht vierzehn Bistümer untergeordnet sein sollten, die fast sämtlich neu kreiert werden mußten. Zwei „Inquisitoren" in jedem Bistum sollten das geistliche Hirtenamt unterstützen. Den ersten Rang nahm das Erzbistum Mecheln ein, und für dieses war Granvella ausersehen, nach dessen Rat und Vorschlägen das ganze Organisationswerk angelegt worden war und den bald nachher auf Margaretens Ansuchen Papst Pius IV. mit dem Kardinalshut schmückte. Eine so eingreifende Umgestaltung der bisherigen Diözesan- und Episkopalordnung mußte begreiflicherweise große Aufregung hervorrufen. Nicht nur daß in der Handfeste von Brabant der „fröhliche Einzug" bestimmte, daß der geistliche Stand nur mit Zustimmung der Staaten höher gestellt werden dürfe; die bischöflichen Gerichtshöfe mit ihren geistlichen Spähern und Aufsehern bedrohten das Rechtsgebiet der einheimischen Justiz, das wichtigste Privilegium der Provinzen, und die Erhebung eines Fremden zu der ersten Kirchenwürde war gegen Recht und Verfassung und beleidigte das nationale Selbstgefühl. Alle drei Stände waren durch die Neuerung in gleichem Grad verletzt und beeinträchtigt. Dem Klerus drohte eine Minderung seines Besitzstandes, weil man die neuen Bistümer aus dem kirchlichen Vermögen, insbesondere den reichen Abteien dotieren wollte; der Adel und die Bürgerschaften fürchteten für ihre ständischen Versammlungen, wenn statt der von der Klostergeistlichkeit gewählten Äbte ein von dem König ernannter Prälatenstand an den Sitzungen teilnehmen würde. Alle aber wurden von der Sorge erfaßt, daß eine unter spanischem und päpstlichem Einfluß stehende Hierarchie, an deren Spitze ein absolutistisch gesinnter herrschsüchtiger Prälat als Primas stände und die voraussichtlich durch neue fremde Kleriker verstärkt werden würde, die Freiheit und Landesverfassung gefährden und den Gewissen ein schweres Joch auflegen möchte. Ein finsterer Argwohn beschlich die Herzen, die geistlichen „Inquisitoren", welche den Bischöfen bei ihrer Amtsverwaltung zur Seite stehen sollten, möchten die Vorläufer und

Jan. 1561. Neue Organisation der Kirche.

Wegbahner für das spanische Glaubenstribunal sein, Granvella möchte mit seinen übrigen Würden und Ämtern auch noch die einflußreiche Stellung eines „Groß-Inquisitors“ vereinigen wollen.

Der Herrenstand. Man braucht die Opposition der Staaten gegen die kirchliche Umgestaltung nicht von einer Hinneigung zur Reformation herzuleiten, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der niederländische Herrenstand, der sich gegen die religiösen Dinge ziemlich indifferent verhielt, lüsterne Blicke auf die Reichtümer der Kirche geworfen haben mag. Wir wissen, daß viele vom hohen Adel durch übermäßigen Aufwand, durch Verschwendung und regelloses Leben in ihrem Vermögensstand herabgekommen waren und Schulden angehäuft hatten, deren Tilgung ihnen schwer fiel. Die Jahrzehnte fast ununterbrochener Heeresfolge im Dienst des Kaisers hatten viel Geld verschlungen, viele in unermeßliche Schulden gestürzt. Und was der Krieg nicht genommen, das hatte die unsinnigste, prunksüchtige, in schwelgerischen Gastmählern und Banketten, in übertriebenem Luxus der Gebäude und Dienerschaft ausschweifende Lebensart weggerafft. Ein grauenvoller Abgrund gähnte unter dem wankenden Boden dieses glänzenden Elends. Wenn nun die Herren nach Deutschland und noch mehr nach England und Schottland hinüberschauten, wo so manche Fürsten und Barone sich mit säkularisierten Kirchengütern bereichert hatten, so konnten sich leicht geheime Wünsche der Nachahmung regen. Aber auch ohne solche Nebenabsichten und Hintergedanken war der Widerstand gegen eine so tief in die bisherige Ordnung einschneidende Umgestaltung der kirchlichen Zustände sehr begreiflich.

Opposition gegen Granvella. Die Opposition richtete sich in erster Linie gegen Granvella, dem man den ganzen Organisationsplan zuschrieb. Vielleicht mit Unrecht; wenigstens versicherte der König in Briefen, daß das Vorhaben von ihm selbst im Einvernehmen mit der päpstlichen Kurie ausgegangen sei. Aber die hohe Machtstellung des Fremdlings erregte den Neid, sein Übermut den Haß der Eingebornen. Mit dem römischen Purpur angethan, Primas der Niederlande und erster Staatsminister konnte er auf die stolzesten Edlen herabsehen. Lange wußte der kluge weltgewandte Prälat die Gegner zu trennen und von gemeinsamen Entschlüssen wider ihn abzuhalten, indem er bald den einen, bald den andern auszeichnete und dadurch in den Übrigen Mißtrauen erweckte. Insbesondere hatte sich Oranien einer aufmerksamen Behandlung und vieler Beweise von Vertrauen zu erfreuen. Dadurch trat zwischen dem Prinzen und Egmont ein gespanntes Verhältnis ein, das durch die Verschiedenheit ihrer Naturen noch gesteigert ward. Egmont, in seinem Wesen offen, feurig, stürmisch, nicht ohne Eitelkeit und militärischen Stolz, hatte mit dem kalten, vorsichtigen, berechnenden Oranien wenig innere Gemeinschaft. Man sagte dem letzteren nach, es habe ihn verdrossen, daß die Statthalterschaft über das reiche Flandern nicht ihm, sondern dem Rivalen übertragen worden. Aber endlich durchschaute man die Künste Granvellas. Als die kirchliche Organisation, wenn auch langsam und bei dem offenen Widerstreben der Provinzen und Städte unvollständig ins Leben gerufen ward, glaubten die Häupter des Adels gemeinschaftliche Schritte thun zu müssen, um den auf Untergrabung der nationalen Rechte und Verfassung gerichteten Tendenzen entgegen-

zutreten. War doch der Staatsrat in den Augen des Volks die legitime Gewalt, welche die ganze Verantwortung für die Handlungen der Regierung zu tragen hatte; und doch waren die Mitglieder nur Schatten und Figuranten ohne eigentlichen Einfluß auf den Gang des öffentlichen Lebens. So vereinigten sich denn die drei hervorragendsten Häupter Oranien, Egmont und der Admiral Hoorn zu einer Vorstellung an den König. Philipp hatte früher ihrer Einsprache gegen die fremden Truppen nachgegeben; sollte jetzt eine Remonstration gegen das Regierungssystem des übermütigen eigenmächtigen Kardinals nicht ähnliche Wirkungen haben? Unter Beteuerung ihrer loyalen Gesinnung und Absichten führten sie dem Monarchen zu Gemüt, daß das Land nicht gedeihen könne, solange Granvella die Leitung aller Staatsgeschäfte in Händen habe; er habe sich durch seine Willkürhandlungen und Rücksichtslosigkeiten allgemein verhaßt gemacht; überall herrsche Unzufriedenheit und Übelwollen gegen die Regierung. Der König möge sie von der Mitwirkung im Staatsrat und von jeder Verantwortlichkeit entbinden. Allein der geschäftige Granvella hatte bereits vorgearbeitet. Die Opposition war in Madrid als das Intrigenspiel einiger Malkontenten, in ihrem Ehrgeiz, in ihren übermäßigen Ansprüchen unbefriedigten Parteiführer dargestellt worden; sein Monarch wisse ja am besten, ein wie pflichtgetreuer, eifriger Diener er stets gewesen sei. So blieb die Beschwerdeschrift unbeachtet; die Vorstellungen der Großen fanden weder bei dem König noch bei der Oberstatthalterin Gehör. Die kirchlichen Einrichtungen wurden durchgeführt, Granvella in seiner hohen Stellung belassen.

Juli 1561.

Um diese Zeit nahmen in Frankreich die Religionskriege ihren Anfang und regten die Geister gewaltig auf. Sollten die Vorgänge in dem großen Nachbarland, mit welchem die südlichen Provinzen von jeher in so nahen Wechselbeziehungen gestanden, so oft Freud und Leid geteilt, mit dem sie durch Sprache, Litteratur und geistige Interessen so eng verbunden waren, nicht in den flandrischen und wallonischen Städten die Gemüter mächtig ergreifen? Wenn ein Teil des französischen Adels und Volks gegen ein Königtum, an das sie seit Jahrhunderten mit den stärksten Banden geknüpft waren, die Waffen erhob, um sich religiöse Freiheit zu erkämpfen, sollte dann bei einer Bevölkerung, die für ihre Regierung keinerlei Sympathien hegte, das Beispiel nicht Nachahmung finden? Die Ähnlichkeit der Lage drängte sich von selbst auf. Wie der Burgunder Granvella, galten auch die Guisen, die Vorkämpfer des Katholizismus, in den Augen der Franzosen als Fremdlinge. Zum erstenmal pochte die Reformation ernstlich an die Pforten der flandrischen und brabantischen Städte und zwar in der Form, die am meisten die Herzen des Bürgerstands erfaßte, in dem Genfer Calvinismus. Das Luthertum hatten die „Plakate" Karls V. von seinen burgundischen Landen fern zu halten vermocht; aber die Kirche Calvins mit dem republikanischen Unterbau der Autonomie der Gemeinde machte bald erobernde Fortschritte. In den Häusern, mitunter auch im Freien erschallten die Psalmen Marots und Bezas in den volkstümlichen Weisen Goudinels; mehr als jemals richteten die „Rederykers" ihren Spott und ihren satirischen Mutwillen gegen die neuen Bischöfe, gegen den Kardinal, gegen Mönche und Nonnen. Nun hatten die neuen Glaubenswächter in den Bistümern viel zu thun, um sich ihrer Aufgabe würdig zu zeigen, und Viglius, der alte steinharte Diener Gran=

Der Calvinismus im Wachsen.

vellas lieh ihnen gern den Arm der Justiz. In Valenciennes wurden zwei französische Prediger, Faveau und Mallart, zum Feuertod verurteilt. Schon waren sie an den
27. April 1562. Pfahl gebunden, als das Volk die Schranken niederriß und die Unglücklichen befreite. Später wurde jedoch Simon Faveau, der furchtlos seine Missionsthätigkeit fortsetzte, abermals ergriffen und den Flammen übergeben. Über Valenciennes aber erging ein schweres Strafgericht „zur Besserung und Züchtigung der Leute".

Haltung des Königs und der Regierung. Der König und sein Staatsminister erkannten recht wohl den innern Zusammenhang der Bewegung; auch in Frankreich waren religiöse und politische Elemente vereinigt; und gerade damals wurde in Schottland von den Herren der Kongregation das calvinisch-demokratische Kirchengebäude auf den Trümmern des katholischen „Götzendienstes" aufgerichtet. Philipp war entschlossen dem reformatorischen Geist entgegenzutreten, wo er sich zeigte, der französischen Regierung, wenn sie nicht die zur Unterwerfung der Hugenotten nötige Kraft hätte oder ihr der rechte Wille fehle, mit Rat und Hilfe beizustehen. In dem Kampf gegen die Reformpartei in Frankreich erblickte er seine eigne Sache, in der Unterdrückung der religiösen Neuerung seine königliche Mission. „Lieber vom Thron steigen," soll er einmal geäußert haben, „als über Ketzer herrschen." Der Brand im Nachbarland bedrohte sein eignes Haus. Denn wenn auch die Pyrenäen, die Inquisition und der spanische Volkscharakter stark genug waren, in Verbindung mit dem königlichen Despotismus die Ketzerei von der Halbinsel fern zu halten, so war dagegen jeder Fortschritt des Calvinismus in Frankreich zugleich eine Stärkung der Opposition in den Niederlanden. Gegen beide richtete daher von jetzt an König Philipp seine Politik und seine Waffen. Er mochte es sehr bereuen, daß er die fremden Truppen aus dem Land gezogen. Mit Brüssel wurde nun der Depeschenwechsel immer lebhafter. Wie viele Berichte über Personen und Stimmungen, über Gespräche und Gerüchte wurden von dem schreibseligen Kardinal nach Madrid gesandt und von dem nicht minder schreibseligen Monarchen in seine Notizbücher eingetragen und eingehend beantwortet; wie war der kluge Diener bemüht, durch Verdächtigung der Adelshäupter seine eigne Person, seine Loyalität und seine Verdienste in ein glänzendes Licht zu stellen! Der König wünschte, daß niederländische Truppen über die französische Grenze geschickt würden, um die Guisen und ihre Parteigenossen gegen die Hugenotten zu unterstützen. Aber wie hätte der Staatsrat sich zu einer so unpopulären Maßregel entschließen sollen ohne die Zustimmung der Generalstaaten? Diese wagte aber weder die Regentin noch ihr Ratgeber einzuberufen. Nach den Erfahrungen, die der König selbst in Gent gemacht, schien es nicht ratsam „das böse Tier, genannt Volk", wie sich Granvella ausdrückte, zu versammeln. Auch hatte Philipp ausdrücklich untersagt, ohne seine Einwilligung die Generalstaaten wieder zusammentreten zu lassen. Alles was man von dem Staatsrat, zu dem man noch die Ritter des Vlieses entboten hatte, erzielen konnte, war eine Geldbewilligung; und selbst diese stieß in den Provinzialständen auf Bedenken und Schwierigkeiten.

Wie wenig auch erwartet werden durfte, daß der König, der sich sein Urteil über alle Personen und Vorgänge nur nach den Darstellungen seines Staatsministers bildete und nur auf dessen Ratschläge hörte, zu einer Änderung des Regierungssystems sich herbeilassen würde, so wurden doch abermals Versuche gemacht, ihn über die wahre Lage der Dinge zu unterrichten. Florence de Montmorency, Herr von Montigny, ein Bruder des Admirals von Hoorn, wurde ausersehen, als Bevollmächtigter der edlen Herren und Ritter dem König selbst in Madrid Bericht abzustatten. Der Gesandte bezeichnete die neuen Bischöfe, die Religionsverfolgung und das Regiment Granvellas als die Quellen der Unzufriedenheit des Volks. Aber er brachte nur glatte Worte, ausweichende Beruhigungen zurück. Das spanische Inquisitionsgericht würde nicht eingeführt werden, versicherte man ihn. Philipp hatte sich überzeugt, daß er durch die geistlichen Glaubenswächter in den neuen Bistümern denselben Zweck erreiche; wozu jetzt die Vorurteile der Niederländer mehren? Es konnte schon als großes Entgegenkommen, als rücksichtsvolle Achtung von seiten des Königs gelten, daß Montigny nicht wie einst sein Bruder mit Vorwürfen und harten Worten entlassen wurde. Er empfing sogar die Zusage, der König werde selbst nächstens seine getreuen niederländischen Staaten besuchen. Es wurde schon früher bemerkt, daß Philipp wohl niemals ernstlich an die Ausführung gedacht hat. Noch weniger kam es ihm in den Sinn, den Infanten Don Karlos, wie er ebenfalls in Aussicht stellte, mit unbeschränkten Vollmachten dahin abgehen zu lassen.

Montigny nach Madrid gesandt. Juni 1562.

Von der Zeit an trat die Opposition der Adelshäupter gegen den allmächtigen Staatsminister schärfer hervor. Sie mieden den Verkehr mit demselben, lehnten die Einladungen zu seinen Gastmählern ab, drangen in einem zweiten längeren Schreiben an den König auf seine Abberufung. Das Land werde nicht zur Ruhe kommen, solange der Kardinal an der Spitze der Staatsgeschäfte stehe. Und um dem Gegner, der in Madrid einen starken Hinterhalt hatte, sowohl in Philipp selbst als in dem einflußreichen Herzog von Alba, mit größerer Energie und Einmütigkeit entgegentreten zu können, schlossen die Großen, ähnlich wie einst die deutschen Fürsten und Stände in Schmalkalden, einen Bund zu gemeinsamer Verteidigung gegen jedweden Angriff, der einem von ihnen widerfahren würde. Denn man wollte wissen, Granvella habe geäußert, es sei keine Ruhe in den Provinzen zu hoffen, wenn nicht zuvor einige Köpfe gefallen wären; in ähnlichem Sinne habe sich in Madrid auch Alba ausgesprochen. Diesem Bund, der in größter Heimlichkeit von Oranien, Egmont, Hoorn eingeleitet ward, traten die einflußreichsten Edelleute, wie Montigny, Berghen, Meghen, mehrere Statthalter und Ritter des Goldenen Vließes bei. Sie verpflichteten sich einander durch feierliche Eidschwüre und gelobten die tiefste Verschwiegenheit. Damit war das Tafeltuch entzwei geschnitten. Nicht bloß der Adel, das ganze Land wurde in einen Oppositionstaumel hineingerissen. Die Satiren und Karikaturen gegen den

Ligue der Adelshäupter.

Kardinal wurden immer zahlreicher und mannigfaltiger, die Spottgedichte und „akademischen Spiele“ der Rhetoriker immer anzüglicher und beißender.

Auf einmal sahen die Brüsseler mit Erstaunen die Dienerschaft der Edelleute in grobes Tuch mit hängenden Ärmeln gekleidet, auf welchen eine Narrenkappe mit Schellen und ein Bündel Pfeile gestickt waren. Es hieß, der Kardinal habe in einem Schreiben an den König die Führer der Adelspartei als Narren bezeichnet; die symbolischen Figuren auf den Livreen waren die Antwort darauf. Bei einer Mummerei, womit Graf Mansfeld die Taufe seines Kindes feierte, ritt eine Gestalt mit dem Kardinalshut durch die Arena, voraus ein Rosenkranz betender Eremit, hinten der Teufel mit Fuchsschwänzen auf Roß und Reiter lospeitschend, eine Anspielung auf die Satiren und Pasquille, womit Simon Renard den hohen Prälaten zu geißeln pflegte. Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, „ein Hitzkopf und Renommist“, aber tapfer, gutmütig und witzig, war unerschöpflich in neuen Farcen. Die „Kardinalisten“, die kleine Zahl der Getreuen auf Granvellas Seite, wie die Herzöge von Aerschot und von Aremberg, wie Barlaimont, Viglius u. a. teilten den öffentlichen Haß mit ihrem Meister.

Granvellas Haltung.

Granvella ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er trotzte dem Widerstand des Adels und dem Haß des Volks und hielt fest in seiner Stellung aus, wie sehr sich auch die Schwierigkeiten häuften. Nach seiner Ansicht rührte die ganze Bewegung nur von einigen Großen her, deren Ehrgeiz und Herrschsucht nicht befriedigt wären, die in einem Umsturz der öffentlichen Ordnung, in einem Regierungswechsel die sicherste Hilfe für ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse zu finden glaubten. Seine Briefe nach Madrid entwarfen ein düsteres Bild von der verwirrten Lage der Provinzen: die Ketzerei erhebe immer kühner das Haupt, da die Statthalter sich weigerten, die Strafedikte zu vollstrecken, und die großen Herren ihr das Wort redeten; sein eignes Leben werde fortwährend bedroht, die Autorität der Regierung und der Gesetze sei dahin, die monarchische Staatsordnung werde untergraben. Der König möge selbst nach den Niederlanden kommen, aber mit einem starken Heer, um dem trotzigen Volk mit Gewalt den Nacken zu beugen.

Wachsender Widerstand.

König Philipp glaubte es seiner Würde und Ehre schuldig zu sein, den Kardinal auf seinem Posten zu halten; die Beschwerden des Adels machten in ihrer vagen unbestimmten Form keinen großen Eindruck; Granvella war in seinen Augen der getreue Hüter der königlichen Gewalt und des katholischen Glaubens; er zögerte mit seinen Antworten, gab ausweichende Bescheide, versprach mit nächstem selbst ins Land zu kommen, bat, die Herren möchten e i n e n aus ihrer Mitte, am liebsten den Grafen Egmont, nach Spanien senden, damit er genau erführe, worüber sie sich zu beklagen hätten. Nun erlangte aber die Adelsligue eine nachdrückliche Unterstützung von seiten der Oberstatthalterin. Oranien und Egmont erklärten, daß sie den Staatsrat nicht mehr besuchen würden, solange Granvella den Vorsitz darin führe; sie könnten dem Volk gegenüber nicht die Mitverantwortung für ein Regierungssystem übernehmen, das die Interessen und Rechte

der Nation so tief verletze. Auch von den Ständen verlautete, sie wollten in keine Verhandlungen eintreten, wenn der Staatsminister Vortrag halte. Diese Zeichen einer allgemeinen Widersetzlichkeit machten die Herzogin besorgt und bestürzt. Sie teilte nicht die große Zuneigung ihres Bruders für den Kardinal; seine Herrschsucht und Willkür stellten auch ihre Person und Autorität häufig genug in Schatten; häufig genug mußte ihr Name als Schild dienen, um seine dem Land verhaßten Maßregeln zu decken. Es fanden Besprechungen zwischen ihr und den Verbündeten statt, und es gelang den letzteren, die Statthalterin für ihre Anschauungen zu gewinnen. Margarete stellte in einem ausführlichen Bericht dem König die Lage des Landes von einer andern Seite dar, als sie ihm von dem Kardinal geschildert worden war, und schickte zugleich ihren Geheimschreiber Armenteros ab, damit er durch mündliche Mitteilungen in Madrid darthue, daß bei der herrschenden Stimmung das Regiment unmöglich länger nach dem bisherigen System fortgeführt werden könne. Aug. 1563.

König Philipp war unsicher, welche Wege er einschlagen sollte. Es kam ihm schwer an, den Mann zu entlassen, in dem er ein Abbild seines eignen Ich erblickte, dessen Hauptvergehen nur in dem unbedingten Gehorsam gegen die Befehle seines königlichen Herrn bestand. Auch Alba war der Meinung, nach der Entfernung des Ministers würde die Adelsfaktion die Monarchie selbst angreifen. Philipp konnte sich zu keinem Entschluß ermannen; monatelang wurde Armenteros in Madrid zurückgehalten; die Brüsseler Briefe blieben unbeantwortet. Es bedurfte neuer Vorstellungen, wie sehr die Unruhen im Wachsen seien, wie feindselig die öffentliche Meinung gegen den Kardinal bei jeder Gelegenheit und an allen Orten hervortrete, wie die Bewegung immer mehr den Charakter des Aufruhrs annehme, um endlich den König zum Nachgeben zu bringen. Doch konnte er auch jetzt noch nicht sich zu einem entscheidenden Schritt aufschwingen. Das königliche Schreiben, das Armenteros im Januar dem Staatsminister überbrachte, enthielt keine förmliche Entlassung: „In Erwägung dessen, was Ihr mir schreibt," hieß es darin, „halte ich es für das Beste, wenn Ihr die Niederlande auf einige Tage verlasset und mit Zustimmung der Herzogin von Parma Euch zu Eurer Mutter nach Burgund begebet. Auf diese Weise wird sowohl meine Autorität als Eure Ehre gewahrt werden." Man wollte entweder die hochtreibende Flut verlaufen lassen, um dann wieder in die früheren Wege einzulenken, oder wenigstens den Schein einer gezwungenen Nachgiebigkeit vermeiden. Den adligen Herren verwies der König in kurzen ungnädigen Worten ihr widerspenstiges Benehmen und gebot ihnen, wieder an den Sitzungen des Reichsrats teilzunehmen. Die Regentin ermahnte er zum festen Ausharren; sie solle die Ketzerei energisch niederhalten und die Generalstaaten nicht ohne seine Erlaubnis einberufen. Es war ein Gewebe hinterhaltiger arglistiger Staatskunst. Granvella entlassen. Jan. 1564.

Am 13. März 1564 erfolgte die Abreise des Kardinals. So sehr man auch in den Hofkreisen bemüht war, dieselbe als eine kurze freiwillige Entfernung in Abreise und fernere Schicksale des Kardinals.

Familienangelegenheiten darzustellen und ein mysteriöses Dunkel darüber zu verbreiten, faßte der Adel sie doch als einen Sieg seiner Sache, das niederländische Volk als den Anfang einer neuen Ära auf. Man feierte die Entlassung des verhaßten Ministers mit Volksfesten; aufs neue erging sich der Witz und die Satire in mutwilligen Spielen und Aufzügen. Granvella ertrug seine Abberufung mit würdiger Haltung. Er kannte seinen Herrn zu gut, als daß er dessen dauernde Ungnade befürchtet hätte. Die Aussicht einer Rückkehr nach den Niederlanden, die man lange absichtlich aufrecht erhielt, schwand allerdings mehr und mehr dahin; der Kardinal mußte sich in den Gedanken finden, daß seine Wirksamkeit in Brüssel vorüber sei; er lebte auf seinem prachtvollen Landsitz bei Besançon in vornehmer Zurückgezogenheit, in Reichtum und Eleganz, den Studien und den Genüssen der schönen Natur hingegeben und, wie es den Anschein hatte, mit philosophischer Resignation sich in die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge fügend. Aber sein König vergaß des getreuen Dieners nicht. Er gebrauchte ihn in der Folge bei verschiedenen wichtigen Staatsgeschäften, ernannte ihn zum Vizekönig in Neapel und zog ihn zuletzt in seine Nähe nach Madrid, wo er als Präsident des Staatsrats bis an seinen Tod einflußreich wirkte. Er starb am 21. September 1586 in einem Alter von siebzig Jahren.

3. Kompromiß, Geusenbund, Bildersturm.

Veränderte Stimmung.

In aufgeregten Zeiten gehen die Stimmungen der Gemüter rasch von einem Extrem ins andre über; aber gerade diese Beweglichkeit ist das Symptom eines revolutionären Geistes. Das Gefühl der Krankheit weckt die Sehnsucht nach heilenden Reformen, das Mißbehagen über die gegenwärtige Lage erzeugt den Wunsch der Abhilfe durch neue Persönlichkeiten; jedes Anzeichen, daß diese Sehnsucht gestillt, dieser Wunsch erfüllt werden sollte, wird mit freudigem Jubel begrüßt. Derartige Stimmungen gehen dann wieder rasch vorüber; denn die Ansprüche und Hoffnungen sind in solchen Tagen zu sehr gespannt, als daß sie sogleich sich befriedigt fühlen, als daß die wogende Strömung der Seelenkräfte sofort wieder in eine ruhige Spiegelfläche übergehen könnte. Die stürmischen Kundgebungen weitverbreiteter Ansichten, die lauten Äußerungen allgemeiner Stimmungen, die man als öffentliche Meinung bezeichnen darf, waren in den Jahren 1563 und 1564 so unmittelbar und ungehemmt zu Tage getreten, daß sie als der natürliche Ausdruck instinktiver Volksempfindung angesehen werden mußten. Man wird dabei vielfach an die Erscheinungen in Frankreich am Vorabend der großen Revolution erinnert. Die Abberufung Granvellas erschien den Niederländern wie die Morgenröte, die einen neuen Tag des Völkerglücks einführen würde, alles atmete auf, eine freudige Zukunft leuchtete in die unruhige Gegenwart herein. In solchen Momenten der Erregung verschwinden die Nebenabsichten, die besonderen Parteiinteressen; die Herzen sind gehoben; ein edler Wetteifer, für die Wohlfahrt des Landes, für die hohen Güter der Menschheit

zu wirken, ergreift mit jugendlicher Kraft und Begeisterung die Gemüter. Die bisherige Mißstimmung zwischen den Adelshäuptern und der Regentin war mit einemmal verschwunden. Egmont, Oranien und wer sonst noch mit ihnen gegangen, wohnten wieder den Sitzungen des Staatsrats bei und nahmen sich der Geschäfte aufs eifrigste an; keine Mühe war ihnen zu viel; sie arbeiteten von früh bis Abend mit emsigem Fleiß; sie waren ehrerbietig und dienstfertig gegen die Herzogin, gingen ihr mit Rat und Belehrung an die Hand und unterrichteten sie über die wahre Lage des Landes, über die Mittel und Wege, welche eine volkstümliche Regierung wählen müßte; sie öffneten ihr die Augen über das ungerechte und gehässige System des Staatsministers und seiner Kreaturen, über die Täuschung, in der man die Regentin absichtlich gehalten, über die unwürdige und machtlose Stellung, die sie selbst wie der Staatsrat gegenüber der Consulta eingenommen. Es gelang ihnen, die Oberstatthalterin ganz auf ihre Seite zu ziehen; ihre Zuneigung für Granvella war nie groß gewesen, jetzt faßte sie einen Widerwillen gegen ihn, gegen sein ganzes Regierungssystem, gegen seine Anhänger und Werkzeuge, insbesondere Viglius und Barlaimont. In ihren Briefen an den königlichen Bruder lobte sie die loyale Haltung der Edlen, ihre aufrichtige Hingebung an die öffentliche Wohlfahrt wie an die Interessen des Monarchen.

Verschiedenheit der Ansichten.

Margaretens eifrigstes Bemühen war nun, das gute Einvernehmen zwischen dem König und den niederländischen Großen, das durch Granvella gestört worden, wieder herzustellen; sie beklagte sich in Madrid, daß der Präsident Viglius ihre Maßregeln durchkreuze, ihr Amt ihr so sehr erschwere. Sie begünstigte die Absicht der Edelleute, dem aus der einheimischen Aristokratie gebildeten Staatsrat die ganze öffentliche Gewalt zuzuwenden, den geheimen Rat nebst der Consulta aus seiner einflußreichen Stellung zu drängen. Sie ging mit den Herren des Adels Hand in Hand ohne deren Ziele zu erraten. Denn diese gedachten mit den Ständen, mit dem Volk im Einvernehmen ein oligarchisches Regiment aufzurichten, den spanischen Einfluß vom Land möglichst fern zu halten und abzuschwächen; im Namen und mit der Autorität des abwesenden Königs wollten sie die Provinzen durch ihre eignen Kräfte, nach ihrem eignen Willen und zu ihrem eignen Vorteil verwalten. Wenigstens beschuldigte sie Viglius in seinen Briefen an den Kardinal, die dann von Besançon aus ihren Weg nach Madrid fanden, daß sie die öffentlichen Ämter ausbeuteten, um ihre Gläubiger zu befriedigen und weitere Geldmittel für ihr verschwenderisches Leben zu erlangen. Die Anhänger des alten Systems klagten voll bitteren Schmerzes, daß das obrigkeitliche Ansehen dahinschwinde, die Autorität der Gesetze erschlaffe, die Ketzerei immer offener hervortrete; daß der Staatsrat die übrigen Regierungsorgane hemme und verdränge, die Widersetzlichkeit gegen die Gerichte begünstige und hege, die Gewalt der Regentin seiner eignen unterordne. Die Beschuldigungen waren nicht ohne Grund, nur daß der Vorwurf der Habgier und des Eigennutzes alle in gleichem Maß belastete: Viglius stand nicht weniger im Ruf der Gewinnsucht durch Pfründen- und Ämterhäufung als die adligen Herren, und der Name des Geheimschreibers der Regentin Armenteros wurde in Argenteros verkehrt.

Am schwersten wog in den Augen des Königs der Vorwurf der „Kardinali-

Schlaffe Handhabung der Ketzeredikte und Religionseifer des Königs.

sten", daß unter dem neuen Regiment der Verbreitung reformatorischer Ansichten nicht energisch genug entgegengetreten werde. Der Staatsrat und die Landvögte hatten wenig Neigung, die Inquisitionshöfe in den neuen Bistümern zu unterstützen, die in den Augen des Volks so verhaßt waren und noch immer unter der Autorität Granvellas als Kardinals und Erzbischofs von Mecheln handelten, oder das Ansehen des Präsidenten Viglius, der dem Justizwesen vorstand, durch Diensteifer zu heben. So kam es, daß lutherische und calvinische Prediger da und dort auftraten und Anhänger um sich sammelten. Immerhin war es noch ein gewagtes Unterfangen, wie denn allein im Jahr 1564 siebzehn Menschen um ihrer religiösen Ansichten willen eines gewaltsamen Todes sterben mußten. Aber den Zeloten genügte das bei weitem nicht, und am wenigsten dem König. Was halfen die einzelnen Schreckmittel, wenn in den Grenzlanden und in den volkreichen Handelsstädten die Zahl der offnen oder geheimen Calvinisten und Lutheraner auf Tausende anwuchs, wenn in Brügge und in Brüssel die Kerker von dem Volk erbrochen und die gefangenen Reformierten befreit wurden, wenn in Antwerpen ein ehemaliger Mönch Fabricius, der die neue Lehre vortrug und deshalb zum Feuertod verurteilt ward, so viel Teilnahme fand, daß die Hinrichtung nicht vollzogen werden konnte, und daß, als der Nachrichter im Getümmel demselben einen Dolch ins Herz stieß, in öffentlichen Plakaten zu blutiger Rache aufgefordert ward! Die Anhänger des alten Systems hatten nicht Unrecht, wenn sie über Schlaffheit der Gerichte, über ungenügende Ausführung der Ketzeredikte klagten. Die Statthalter, die Beamten, die Magistrate wollten oder konnten nicht der öffentlichen Meinung, der nationalen Strömung schroff mit den Waffen der Strafgesetze entgegentreten. Stände und Städte erhoben Beschwerde gegen die Verfolgungen des Ketzerrichters Titelmann und andrer Zeloten, die sich das spanische Inquisitionstribunal zum Vorbild nahmen. Die Aufregung mehrte sich noch, als König Philipp eine Verordnung ausgehen ließ, daß die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in allen seinen Staaten gesetzliche Geltung haben sollten. Man hatte gehofft, er würde nach dem Beispiel Frankreichs Vorbehalte eintreten lassen, zumal da er mit Papst Pius V. wegen diplomatischer Zerwürfnisse in Zwist geraten war; aber der spanische Monarch war stets bereit, in Sachen des Glaubens sich unbedingt dem Oberhaupt der Kirche zu unterwerfen, am wenigsten war er gesonnen, in den niederländischen Provinzen, die er ohnedies im Verdacht einer Hinneigung zu den reformatorischen Ansichten hatte, eine Ausnahme oder mildere Praxis zu gestatten, wie sehr auch alte Landesrechte gegen seine kirchliche Politik sprachen und unter allen Ständen, selbst im Klerus, Widersprüche laut wurden. In seiner ehrfurchtsvollen Hingebung an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit der Kirche und ihrer Organe glaubte er jede Opposition wider ihre Anordnungen als Irrlehre bekämpfen und unterdrücken zu müssen, zumal gegenüber einem Papst, der seines Hirtenamts mit solchem Eifer und mit so durchgreifender Autorität wie Pius V. wartete.

Sollte Ruhe in die Gemüter und eine feste Ordnung und Leitung in die öffentlichen Angelegenheiten kommen, so mußten die Gesetze eine Veränderung erfahren, der obrigkeitliche Organismus in eine einheitlichere Form gebracht werden. Und konnte man dazu nicht vielleicht die Einwilligung des Königs erlangen? Hatte er doch schon in zwei Punkten nachgegeben, wie sollte man nicht den Versuch wagen, im Einvernehmen mit der Regentin die Wünsche und Bitten der Nation vor den Thron des Monarchen niederzulegen? Wenn eine gewichtige Persönlichkeit von Ansehen und Einfluß die schwierige Mission übernahm, dem Monarchen die wahre Lage der Dinge vorzutragen, die Mißstände zu enthüllen, die Wirkungen des dermaligen kirchlichen und administrativen Systems zu Gemüt zu führen, konnte dann nicht erzielt werden, daß die Religionsedikte gemildert, die Strafbefehle inhibiert, der Staatsrat mit patriotischen Männern verstärkt und ihm die höchste öffentliche Gewalt übertragen, der geheime Rat ihm untergeordnet würde? Man beschloß den Versuch zu wagen; Egmont, der Sieger von St.-Quentin und Gravelingen, sollte die Beschwerden und Wünsche der Nation überbringen. Infolge einer nachdrücklichen politischen Rede Oraniens im Staatsrat, worin er alle Gebrechen schonungslos aufdeckte, die Unhaltbarkeit der religiösen Strafgesetze und der geistlichen Gerichte unter den bestehenden Umständen darlegte, die Nachteile der Geschäftsteilung nachwies, wurde der von dem Präsidenten Viglius aufgestellte vage Instruktionsentwurf abgelehnt und der Zweck der Sendung in bestimmten, klar und genau gefaßten Sätzen angegeben. Der Verdruß darüber zog dem vertrauten Freunde Granvellas einen Schlaganfall zu, der seine geistigen Kräfte erschütterte. Sein Stellvertreter Gropper teilte bloß seine Servilität gegen den König, nicht aber seine Fähigkeiten.

Eine neue Gesandtschaft nach Madrid beschlossen.

Wenn die Kavaliere, welche dem Grafen Egmont im Januar 1565 nach Cambrai das Geleit gaben, für seine Sicherheit fürchteten und seiner Gemahlin eine schriftliche Erklärung mit ihrem Ehrenwort einhändigten, daß sie jede Unbill an seinen Widersachern blutig rächen wollten, so war diese Bürgschaft ganz überflüssig. Egmont wurde von dem König, von dem Hof, von den Ministern und Großen mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit empfangen und behandelt. Man wetteiferte in Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien; der König erteilte ihm mehrmals vertrauliche Audienz. Wie schwoll dem eiteln Mann das stolze Herz! Und doch konnte er sich bald überzeugen, daß der König in Sachen der Religion keine Nachsicht zu üben gesonnen sei. Es wird erzählt, Philipp habe einige hervorragende Bischöfe und Theologen in das Schloß beschieden und ihnen die Frage vorgelegt, ob er den Niederländern Gewissensfreiheit in Religionssachen gewähren solle; als die Versammlung, welche schnell erriet, daß der Monarch seinen bereits gefaßten Entschluß mit ihrer Autorität stärken wollte, sich verneinend aussprach, warf er sich vor einem Kruzifix nieder und flehte, Gott möge ihn stärken in dem Vorsatz, sich niemals von solchen Herr nennen zu lassen, welche die Majestät

Egmont in Madrid. 1565.

des göttlichen Herrn verleugneten. In den gnädigen Worten, womit der heuchlerische König den über seinen Empfang berauschten Grafen in die Heimat entließ, glaubte Egmont eine huldreiche Gewährung zu erkennen und seine Brüsseler Freunde, mit Ausnahme des klarer blickenden Oranien, teilten seine sanguinische Auffassung. Man gab sich dem Glauben hin, daß in Madrid eine neue politische Anschauung gegenüber den Niederlanden die Oberhand gewonnen habe, daß eine neue Ära der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt anbreche.

April 1565.

Verschärfte Ketzerverfolgung.

Aber wie bald sollte der schöne Traum zerrinnen! Zu gleicher Zeit schrieb der König an Margarete, es dünke ihn nicht gut, die Macht des Staatsrats zu vermehren, und über den zweiten Punkt äußerte er sich dahin, „er wolle lieber hunderttausend Leben verlieren, als eine einzige Änderung in Religionssachen gestatten". Die Ausführung der alten Ketzergesetze wurde allen Regierungsbehörden zur strengsten Pflicht gemacht. Nun übte der geheime Rat wieder seine frühere Gewalt; die Inquisitoren verschärften ihre Wachsamkeit und richterliche Thätigkeit; an die Landvögte und Magistrate erging der Befehl, sie in ihrem heiligen Amt zu unterstützen. Doch mied man das aufregende Schauspiel öffentlicher Hinrichtungen, indem man die Verurteilten heimlich in den Gefängnissen sterben ließ. Die Dekrete des Tridentiner Konzils wurden allenthalben verkündigt. Ein Schrecken bemächtigte sich aller Gemüter; da und dort sah man Menschen, die im Verdacht der Ketzerei standen, verschwinden; gerade die Heimlichkeit wirkte am stärksten auf die Phantasie. Die Verurteilten wurden gebunden in Wasserkufen geworfen, wo man sie liegen ließ, bis sie erstickten. Man fühlte den unsichtbaren Arm des Kardinals aus der Ferne, das Schwert seiner Inquisitoren und Nachrichter über dem Nacken schweben; selbst der Adel fing an zu zittern; an der Hand der Religionsedikte konnte der Prälat seine Widersacher angreifen. Dann standen Vermögen und Leben auf dem Spiel.

Aus Granvellas Briefen an den König geht hervor, daß er von einem Einlenken in versöhnlichere Bahnen nichts wissen wollte: „Wenn Ew. Majestät," schrieb er, „die Edikte mildert, so werden in Flandern die Sachen schlimmer gehen als in Frankreich." Er widerriet jede Veränderung im Staatsrat, jede Einberufung der Generalstaaten. Wie sehr diese Ratschläge nach dem Sinn des Monarchen waren, ging aus den „Depeschen von Segovia" hervor, worin die Ausführung der Religionsedikte der Regentin, dem geheimen Rat und allen Beamten und Richtern aufs strengste geboten und jede Änderung in dem Regierungssystem zurückgewiesen wird. „Jetzt werden wir bald den Anfang eines trefflichen Trauerspiels sehen," sagte Wilhelm von Oranien, als man dem Staatsrat die Befehle des Königs kund machte. In den Provinzen faßte man sie als eine Kriegserklärung an das Land auf. Die Niederländer glaubten schon die spanische Inquisition in ihrer Mitte zu sehen. Mit Beil, Scheiterhaufen und Folter sollte der katholische Kirchenglauben aufrecht erhalten werden.

Okt. 1565.

Der entschiedenen Willensäußerung des Königs mußte Folge geleistet werden: allenthalben wurde verkündet, daß die Religionsedikte, die der Kaiser eingeführt und Philipp bestätigt hätte, genau beobachtet werden, die Inquisitoren in den Bistümern ihr Wächteramt gewissenhaft verwalten und die Statthalter, Beamten und Richter in allen Städten und Provinzen die Strafurteile ohne Nachsicht vollstrecken sollten. Eine

aus Bischöfen, Theologen und rechtskundigen Räten zusammengesetzte Reformkommission hatte beantragt, bei der gerichtlichen Verurteilung mildernde Umstände in einzelnen Fällen zuzulassen; in Madrid zeigte man dazu keine Neigung; namentlich wollte Philipp nichts von einer Begnadigung des reuigen Ketzers wissen; nur die geheime Hinrichtung sollte noch ferner gestattet sein. Autodafees sollten dem niederländischen Volk vorenthalten werden.

Es läßt sich denken, welchen Eindruck die neuen Plakate auf die Gemüter des Volks machten! Noch vor wenigen Monaten hatte man sich in den schönsten Träumen gewiegt, und nun las man an öffentlichen Plätzen, an den Kirchenthüren und Gerichtshallen die Bluteditke, sah man die Häscher der Inquisitoren Jagd machen auf Häretiker, sah man so manches Opfer des Fanatismus im Kerker verschwinden! Man schalt auf Egmont; und dieser erklärte laut, daß man ihn getäuscht habe und daß er seine Ämter niederlegen werde. Eine allgemeine Bestürzung gab sich kund, Handel und Gewerbe stockten, man mied mißtrauisch die Gesellschaft, aus Furcht vor heimlichen Kundschaftern und Verrätern; fremde Kaufleute zogen weg; Tausende von kunstfertigen Fabrikanten wanderten nach England aus, wo Elisabeth „mit offenen Mutterarmen“ sie empfing. Seitdem wurden die Städte London, Sandwich und Norwich ein lebhafter Markt für wollene und seidene Stoffe. In Antwerpen verstummte das laute fröhliche Leben, das rege Wogen und Treiben auf den Straßen; eine Grabesstille lagerte sich über die Hauptstädte des Weltverkehrs. Aber unter dieser äußeren Stille tobte die Leidenschaft, der Zorn, der Haß gegen die spanische Tyrannei, und wagte sich mehr und mehr an die Oberfläche. Die Stände von Brabant bewiesen in einer Eingabe an die Regentin, daß das geistliche Glaubensgericht eine Verletzung ihres alten Freibriefs sei; anonyme Traktate untersuchten, wie sich die Pflichten und Rechte zwischen Herrscher und Volk zu einander verhielten und in welchen Fällen den Unterthanen ein Widerstand gegen die Obrigkeit gestattet sei; eine Flut von Flugschriften, von aufrührerischen Pamphleten, von Satiren und Spottgedichten ergoß sich von unbekannten Händen über Stadt und Land; die Bischöfe und Inquisitoren waren der Gegenstand der Verhöhnung, der Insulte; an den Regierungsgebäuden, an den Palästen der Adelshäupter wurden Plakate angeheftet, daß das Reich einen neuen Brutus brauche. Selbst in die Hände der Regentin wußte man anonyme Flugschriften zu spielen. Dabei hielten die Edelleute da und dort heimliche Zusammenkünfte und Besprechungen. Bestürzung und Aufregung.

Zwei große Festlichkeiten, welche gegen Ende des Jahres in Brüssel abgehalten wurden, begünstigten diese Zusammenkünfte. Wie wenig auch die trübe Lage des Landes zu Freude und Lustbarkeit angethan war, so gab doch die Hochzeit des Barons von Montigny und noch mehr die Vermählung Alexanders von Parma mit Donna Maria von Portugal Veranlassung, über Turnieren, Banketten und feierlichen Umzügen die Leiden zu vergessen und sich für zukünftige Schritte zu verständigen. Damals konnte noch niemand ahnen, welche Lebenslose den beiden Festgebern beschieden seien. Der zwanzigjährige Sohn der Herzogin Margarete zog durch seine schöne Gestalt und seine ritterlichen Manieren die Augen des flandrischen Adels auf sich, aber sein stolzes Zwei Hochzeitsfeste.

und hochfahrendes Wesen war wenig geeignet, ihm Sympathien zu erwecken. Im Bewußtsein der Huld und Gnade seines Königs betrug er sich anmaßend und übermütig.

Das Kompromiß. In diesen Wintertagen wurde der Grund zu dem berühmten „Kompromiß“ gelegt, das auf den Gang das folgenden Geschichte so bedeutend einwirken sollte. Einst waren im Hause des reformatorisch gesinnten Grafen von Culemborgh am Roßmarkt zu Brüssel etliche zwanzig Edelleute versammelt, um der Predigt eines flüchtigen Hugenottengeistlichen, Franz Junius, beizuwohnen, eines jener mutigen Jünger Calvins, welche sich durch keine Gefahr, durch keine Verfolgung von der Verkündigung der Lehren abschrecken ließen, die sie als das echte Wort Gottes in ihre Seele aufgenommen. Nach der Rede einigten sich die Versammelten zu einer Ligue gegen die Inquisition, unter welcher Gestalt dieselbe immer auftreten möge. Bald schlossen sich andre dem Bunde an; da und dort wurden weitere Zusammenkünfte gehalten; man entwarf eine Urkunde, die in zahlreichen Abschriften verbreitet, auch vielfach verändert die Tendenz aussprach, den Gewaltmaßregeln der spanischen Regierung, die das Land zu Grunde richte und Recht und Freiheit untergrabe, gemeinsamen Widerstand zu leisten und wenn einer von ihnen angegriffen würde, alle für ihn einzustehen. Ausdrücklich war jedoch die Versicherung ausgesprochen, daß man festhalten wolle an der Treue gegen den König. Jeder Gedanke an Abfall und Empörung sollte fern bleiben. So entstand das „Kompromiß“, eine Ligue von ähnlicher Art wie die einst von Egmont, Oranien, Hoorn u. a. geschlossene, aber aus andern Kreisen hervorgegangen, aus andern Gliedern zusammengesetzt. Die Teilnehmer gehörten dem Adel zweiten Ranges an, der zahlreichen Klasse kriegstüchtiger, ritterlicher, gebildeter Männer, die Kaiser Karl in seine Dienste zu ziehen und für seine Zwecke und Unternehmungen zu gebrauchen verstanden, die aber von König Philipp sich zurückgesetzt und mit Mißtrauen behandelt sahen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Oranien, Egmont und die andern hohen Herren von der Sache Kenntnis hatten; war doch Philipp de Marnix, Herr von St. Aldegonde, ein durch militärische Tüchtigkeit wie durch vielseitige Bildung und Rednergabe hervorragender Edelmann, den man für den eigentlichen Urheber des Kompromisses hielt, Oraniens intimer Freund und sein eigner Bruder, der tapfere, ehrenfeste, ritterliche Graf Ludwig von Nassau, einer der thätigsten und entschlossensten Führer; aber sie hielten sich absichtlich in der Ferne, weil sie zu genau beobachtet wurden. Weitaus die meisten Teilnehmer bekannten sich zur katholischen Kirche, wenn sie auch die religiösen Fragen nicht in die erste Linie stellten, von ihrer katholischen Rechtgläubigkeit, um einen landläufigen Ausdruck anzuwenden, keinen Gebrauch machten. Manche waren, wie der verwegene, leichtfertige, genial angelegte Graf Brederode, in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen und verschuldet, ein Makel, der, wie schon früher bemerkt, einem großen Teil des niederländischen Adels anhaftete. Im lustigen verschwenderischen Leben hatten viele ihre väter-

liche Habe vermindert oder verbraucht; ihr einziges Erbteil war ihr Titel und ihr gutes Schwert; aber unternehmend, gewandt und mit manchen trefflichen Eigenschaften ausgerüstet fühlten sie die Fähigkeiten zu einer bedeutenderen Wirksamkeit in sich, waren unzufrieden, daß man sie müßig am Markt stehen ließ, und sehnten sich nach einer Gelegenheit, ihre Ansprüche zu befriedigen, ihre Kräfte zu entfalten, den Ruhm ihres Namens zu erneuern. Die Listen der dem Kompromiß Beitretenden mehrten sich rasch; neben den Adligen unterzeichneten sich auch bürgerliche Männer; Hames, der Wappenkönig des Goldenen Vlieses, einer der eifrigsten Verbündeten, rühmte sich, daß sein Unionsdokument mit zweitausend Namen bedeckt sei. Alles was für Freiheit, für Patriotismus, für des Landes Wohlfahrt und Rechte Liebe und Empfänglichkeit im Busen trug, gab dem Bund seine Zustimmung. Es war ja nicht auf Umsturz und Rebellion abgesehen; man wollte nur die schlechten Ratgeber vom Regiment entfernen, den religiösen Terrorismus, möge er sich als Inquisition, Plakate oder Edikte einschleichen, niederwerfen, das niederländische Land und Volk sich selbst zurückgeben. Freilich waren nicht alle Unterzeichner nur von lauteren Gesinnungen erfüllt; es befanden sich unter ihnen viele Stürmer und Dränger, leichtfertige Weltkinder und Abenteurer, jugendliche Brauseköpfe, Freunde des Bechers, der Tafelfreuden und aller sinnlichen Genüsse, die gern bei lärmenden Banketten in überströmenden Reden ihren Stimmungen und Gefühlen Luft machten.

In den ersten Monaten des Jahrs 1566 ging eine scharfe Luft durch die niederländischen Provinzen. Im vorhergehenden Juni hatte in Bayonne die berühmte Zusammenkunft der Königin-Mutter von Frankreich, Katharina von Medicis, mit ihrer Tochter Isabella von Spanien stattgefunden, der auch Herzog Alba als Begleiter seiner Königin beigewohnt. Dort sollte Rat gepflogen worden sein, wie der Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden am erfolgreichsten entgegengetreten werden möchte. „Mit Feuer und Schwert“ sei Albas Meinung gewesen; dabei habe er geäußert, der Kopf eines Lachses bedeute mehr als zehntausend Frösche. Man glaubte darin die Ansicht des Königs zu erkennen. Man wollte wissen, es würden schon kriegerische Anstalten getroffen, um die niederländische Bewegung mit Waffengewalt niederzuschlagen; bei der herrschenden Aufregung der Gemüter, die noch durch Brotmangel und Teurung vermehrt ward, fanden alle beunruhigenden Gerüchte einen fruchtbaren Boden. So weit war man jedoch in Madrid noch nicht gekommen; ein fester Entschluß war noch nicht gefaßt worden; Philipp liebte es, seine Absichten zu verbergen, mit Entscheidungen zurückzuhalten, unbestimmte Antworten zu erteilen. Auf die alarmierenden Berichte der Schwester sprach er seine Verwunderung aus, daß die Depeschen von Segovia so großen Anstoß gegeben, da sie doch nur die Verehrung Gottes und das Wohl des Landes bezweckten. Margarete aber meinte, die außerordentliche Inquisition sei ganz zwecklos, da sich eine Menge Leute offen zu den calvinischen Lehren bekennten und die Strafurteile nicht vollzogen werden

Sturmzeichen.

könnten. In Brabant mußte das geistliche Tribunal infolge einer energischen Protestation der Stände außer Thätigkeit gesetzt werden. Sie empfahl eine Abänderung der Edikte zur Beruhigung der Gemüter.

Haltung der Adelshäupter.

Dahin ging auch die Meinung der Adelshäupter im Staatsrat, die auf das Treiben des neuen Bundes und seiner gemischten und verschiedenartigen Elemente mit einiger Besorgnis blickten. Oranien, der es mit keiner Partei verderben wollte und durch Gesinnung und persönliche Bande den Verbündeten am nächsten stand, zog sich nach Breda zurück und wohnte nur selten den Ratssitzungen bei, nach beiden Seiten zur Mäßigung ermahnend; Egmont, bei dem die Loyalität gegen den König ebenso tief im Herzen wurzelte, wie die Liebe zu seinem Vaterland und der dem katholischen Glauben stets ergeben blieb, wenn schon Philipp in seinen Personalien über ihn angemerkt hatte, „er wankt in der Religion", hielt sich von den Unterzeichnern des Kompromisses noch mehr entfernt; er besuchte den Staatsrat und erfreute sich aufs neue des Vertrauens der Regentin. Sein Unmut war verraucht, die Erinnerung an die in Madrid erhaltenen Beweise von Auszeichnung lebhaft zurückgekehrt. Die Herren des Rats fürchteten, daß die Bewegung ihnen über den Kopf wachsen, daß sie nicht mehr Meister der gährenden Elemente sein würden. Der Gedanke lag nahe, im Einverständnis mit der Regentin noch einmal ihr Glück in Madrid zu versuchen. Der König hatte zweimal ihren Vorstellungen Gehör gegeben; sollte er nicht im Angesicht der Gefahr eines bevorstehenden Bürgerkriegs in den Niederlanden von der Durchführung seiner staatsreligiösen Politik abstehen? Sie erklärten der Herzogin, werde der König die Inquisition einstellen, die Plakate mildern, den Verbündeten Straflosigkeit gewähren, so würden die Provinzen zum Gehorsam zurückgebracht, die Ruhe hergestellt werden. Und Margarete verfehlte nicht, ihrem Halbbruder von dem Erbieten der Adelshäupter Mitteilung zu machen und dasselbe durch ihre Fürsprache zu unterstützen.

Die Bittschrift des Adels.

Wie wenig immer dieses gemäßigte und vorsichtige Benehmen Oraniens und Egmonts den Heißspornen unter den Verbündeten genügte, so wollten doch auch sie nicht die Brücke der Verständigung abbrechen; nur sollte den Forderungen des Landes durch ein größeres demonstratives Vorgehen mehr Nachdruck gegeben werden. Zu dem Ende wurde beschlossen, der Regentin eine Beschwerdeschrift zu überreichen, in welcher man die Notstände der Provinzen darlegen und um deren Abstellung bitten wolle. Der Inhalt des Schriftstücks ging nicht über die Forderungen der Herren vom Staatsrat hinaus und war in ehrerbietige Ausdrücke gekleidet. Unter Versicherung loyaler Ergebenheit und Treue gegen Seine königliche Majestät trugen sie die Bitte vor, in Anbetracht der großen Mißstände, die von Tag zu Tag sich mehrten und den Ruin des Landes herbeiführten, möchte die Regentin bei dem Monarchen erwirken, daß er im Einvernehmen mit den Generalstaaten Abhilfe schaffe, die Religionsedikte ermäßige und die neuen Inquisitionsgerichte abstelle. Bis die Antwort auf ihre Bittschrift eingetroffen sein

würde, möchte sie von der Anwendung der Zwangsgesetze abstehen. Die Adresse, an deren Abfassung Ludwig von Nassau den größten Anteil hatte, wurde wahrscheinlich von Wilhelm von Oranien gelesen und gebilligt, vielleicht auch im Ton gemildert. Um ihre Bedeutung zu erhöhen, beschlossen die Kavaliere in großer Anzahl der Überreichung beizuwohnen.

Es war in den ersten Tagen des Monats April 1566, als man in Brüssel etwa dreihundert Edelleute in schöner Rittertracht, die Waffen an der Seite, in die Stadt reiten sah, begleitet von den Freudenrufen der Bevölkerung. Denn das ganze Land schaute mit hoffnungsvollen Erwartungen auf das patriotische Vorhaben. Der Palast des Grafen von Culemborgh war ihnen Versammlungsort und Herberge. Dort erhielten sie die Trauerkunde von dem Tod Morones, eines ihnen wohlbekannten flämischen Edelmanns, der in Madrid durch die Inquisition den Flammen überliefert worden war. Nachdem sie sich feierlich gegenseitig Treue geschworen, zogen sie am fünften des Monats gegen Mittag vor das Schloß, um der Regentin, die, von dem Staatsrat umgeben, sie in ihrem Prachtsaal erwartete, die Adresse zu überreichen. Brederode, der stattliche Kavalier mit beredter Zunge, war zum Sprecher ausersehen. Er wies die Nachrede, sie gingen auf Aufruhr und Umsturz aus, als Verleumdung zurück; sie hätten nur den Ruhm des Königs und das Heil des Landes im Auge; in der großen Anzahl der Erschienenen möge die Fürstin nur ein Zeichen der Ehrfurcht sehen. Am andern Tag gab Magarete den Bescheid, sie habe in Übereinstimmung mit dem Staatsrat und den Rittern des Goldenen Vließes einen Plan zur Milderung der Edikte entworfen, der dem König vorgelegt werden sollte; auch werde sie die Inquisition anweisen, bis sie den Willen des Monarchen erfahren, in Ausübung ihrer Funktionen schonend zu Werke zu gehen. Die Antwort war so gnädig als sie gegeben werden konnte; nur hätten die Verbündeten auch gern die Versicherung aus dem Mund der Fürstin vernommen, daß sie in der Stiftung des Kompromisses und in dem Vorgehen der Edelleute nichts Ungesetzliches oder Illoyales erkenne, mithin den Schritt verzeihe, aber dazu war die zurückhaltende Herzogin nicht zu bewegen.

Überreichung der Adresse. April 1566.

Die Kavaliere konnten mit Befriedigung auf ihr Werk blicken; die Regentin ließ ihnen sogar durch einen ihrer Räte das Rundschreiben mitteilen, worin sie die Inquisition anwies, „bescheiden und vorsichtig“ zu verfahren. Sie blieben noch einige Zeit beisammen, um bei lustigen Gelagen ihren Sieg zu feiern. Da hinterbrachte einer der Gäste, was er vernommen: die Herzogin sei bei dem Anblick der großen Menge der Edelleute in Bestürzung geraten; da habe Barlaimont auf französisch zu ihr gesagt, sie solle sich vor einem Haufen von Bettlern (gueux) nicht bange sein lassen. „Beim lebendigen Gott, wenn es nach meinem Rat ginge, so sollte ihnen mit Schlägen Bescheid gegeben werden und sie sollten die Palasttreppe geschwinder hinabkommen, als sie heraufgestiegen sind.“ Viele der Anwesenden gerieten in Wut, daß der hergelaufene Höfling die Edlen des

Der Geusenbund.

Landes eine Bande von Lumpen gescholten habe; aber Brederode faßte die Sache von der heiteren Seite: „Laßt uns auf den Namen eintreten," rief er, „wir wollen die Inquisition bekämpfen und im Dienst des Königs und des Landes beharren bis zum Bettelsack." Darauf ließ er sich einen ledernen Quersack und einen hölzernen Napf bringen, wie sie die Bettelmönche zu tragen pflegten, trank den Gästen zu und rief, während das mit Wein gefüllte Gefäß herumgereicht wurde, »Vivent les gueux«, und alle stimmten jubelnd ein. Die weinselige Versammlung wurde noch mehr begeistert, als Oranien, Egmont und Hoorn, die zufällig vorübergingen, vom Lärm angezogen unerwartet an der Thür des Bankettsaales erschienen. Mit demselben Hochruf wurde auch ihnen das wunderliche Trinkgefäß zugebracht. So entstand der Parteiname „Geusen"; aus einem Schimpfwort machten die mutwilligen Junker ein Ehrenwort. Die Ligue erhielt jetzt die volkstümliche Bezeichnung „Geusenbund" und der Witz der Edelleute, vor allen des „Großgeusen" Brederode, machte die Symbole des Bettlertums zum Parteizeichen. Man sah stolze Kavaliere im aschgrauen Gewand der Bettelmönche einhergehen, einen Bettelstab in der Hand; eine neue Denkmünze, der „Geusenpfennig", den die Verbündeten um den Hals hängten, bezeichnete die Entstehung und Tendenz des neuen Ordens: sie trug auf der einen Seite das Bild Philipps mit der Überschrift: „Getreu dem König", auf der andern eine von zwei Händen gehaltene Bettlertasche und darüber: „Bis zum Tragen des Bettelsacks". Fortan war der Spruch: „Treu dem König bis zum Bettelsack" die Parole des Geusenbundes, das Kennzeichen der Patrioten, der Männer der religiösen und politischen Freiheit. Der Jubel, mit welchem die Verbündeten nach ihrem Weggang von Brüssel in Antwerpen und in andern Städten gefeiert wurden, konnte ihnen als Beweis dienen, daß das ganze Volk der Niederlande hinter ihnen stand, in ihnen seine Führer, die Verteidiger seiner Rechte und Interessen sah. Von einem Ablenken aus der betretenen Bahn war nun für sie keine Rede mehr. Aber bald wurden sie weiter getrieben als sie gewollt hatten.

Montigny und Berghen nach Madrid.

In den Frühlings- und Sommermonaten des Jahrs 1566 fühlte man allerwärts in der politischen Atmosphäre die elektrische Spannung, welche dem Sturm vorangeht. In allen Provinzen und Städten trat eine Bewegung zu Tage, welche immer mehr einen revolutionären Charakter annahm. Während die Regentin und ihre Räte eine „Moderation" der Religionsedikte ausarbeiteten und an die Inquisitoren und Beamten die Weisung ergehen ließen, bei der Ausführung der Plakate mit der größten Umsicht und Schonung vorzugehen, lief ein Schriftstück durch das Land, welches, angeblich von den Rittern des Goldenen Vließes erlassen, weit über die von der Regierung gezogene Grenzlinie hinausging, indem es verkündete, niemand solle um der Religion willen behelligt werden, bis der König mit den Generalstaaten feste Bestimmungen getroffen haben würde. Das Volk setzte in diese Zusicherung um so größeres Zutrauen, als bekannt geworden war, daß von seiten der Regentin und der Großen des Staatsrats eine neue Gesandt-

schaft nach Madrid abgeschickt worden sei, nämlich derselbe Montigny, der schon früher dort gewesen, und mit ihm Graf Berghen, ein freisinniger, von allen Parteien geachteter Edelmann. Sie sollten die Einwilligung des Monarchen zu den verlangten und versprochenen Zugeständnissen erwirken, welche allein die Erhaltung des Friedens und der Ordnung möglich machten. Auch diesmal schien der König nicht abgeneigt, den Aufruhr noch einmal durch Nachgeben zu beschwören. Die Gesandten wurden freundlich empfangen, mehrmals zur Audienz vorgelassen und mit der Aussicht auf Gewährung ihrer Bitten vertröstet. Aber es lag nicht in Philipps Natur, durch rasche Entschließungen in den Gang der Dinge einzugreifen. Er hielt mit seiner Entscheidung zurück; und während die Oberstatthalterin in ängstlicher Erwartung bestimmter Befehle unsicher hin und her schwankte, die Religionsedikte und Inquisitionsgerichte weder eingestellt, noch in Thätigkeit gehalten wurden, brauste ein Sturm durch das Land, welcher die diplomatische Staatskunst durch die elementare Gewalt des Volks niederwarf.

Religiöse Versammlungen.

Nicht sobald verbreitete sich das angebliche Manifest, daß niemand um der Religion willen bedrängt werden solle, eine Mitteilung, durch welche die unsichere, schwankende und zögernde Haltung der Regierungsorgane ihre Bestätigung zu erhalten schien, so traten alle reformatorischen Ansichten, welche bisher sorgfältig im Herzen verschlossen gewesen oder in vertrauter Heimlichkeit in kleinen Kreisen ausgesprochen worden, ohne Scheu an das Tageslicht und fanden einen fruchtbaren Boden. Mit Erstaunen bemerkte man jetzt, wie viele Calvinisten in Flandern und Brabant und in den Grenzlanden von Frankreich still dahingelebt; wie manche Bekenner der Augsburgischen Konfession in den östlichen Landschaften sich verborgen zu halten gewußt, wie trotz aller Verfolgung in Holland und Friesland wiedertäuferische Sektengemeinden fortbestanden. Alle diese reformatorischen Elemente drangen aus dem Dunkel ihres bisherigen Daseins hervor, als der Schrecken der Religionsedikte von ihnen wich, als das Auge der Inquisition sich zu schließen, der Arm der Ketzergerichte zu erschlaffen schien! Wie wenig immer die von Viglius ausgedachte „Moderation", die an die Stelle des Feuertodes den Strang setzte und dem Abschwörenden und Reuigen Verzeihung verhieß, die Strafbarkeit der Ketzerei aufhob oder auch nur beschränkte (stellte sie doch für die Einlieferung der Reformprediger einen Preis fest): das Gesetz verlor seine Kraft vor der mächtigen populären Bewegung. Auf dem flachen Land in der Nähe der großen Städte sah man plötzlich Tausende von Edlen, von Bürgern, von Bauern zum Teil mit Waffen versehen sich versammeln, um unter freiem Himmel einem Prediger zuzuhören, der von hölzernem Gerüst herab die Lehren des Evangeliums in der Landessprache oder in französischer Zunge vortrug und gegen Bilderdienst und Aberglauben eiferte, um mit Gebet und Psalmengesang dem Herrn zu dienen.

Es war ein ergreifendes Schauspiel, diese Szenen instinktiven Volkslebens, das sich über alle Schranken des Zwangs und der Gewalt wegsetzte. Mit Pistolen, Haken-

büchsen, Dreschflegeln und Heugabeln zog man hinaus, so schildern neuere Schriftsteller die Auftritte; der Versammlungsort wurde wie ein Feldlager mit umgestürzten Wagen, Baumästen, Brettern abgesteckt und mit Wachen umstellt; Tausende von Menschen waren versammelt, die bewaffneten Männer außen, zum Teil zu Pferd, die Weiber in der Mitte des Kreises; Höker und Händler verkauften religiöse Schriften und Traktate, geistliche Lieder und Gebetbücher, ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen; wenn der unermeßliche Chor den Psalm gesungen, dann erschien, häufig von zwei Lanzenträgern geleitet, einer der geächteten Prediger und legte die neue Lehre aus auf Grund der Schrift, in lautloser Andacht hörte die Versammlung zu und ging dann nach verrichtetem Gottesdienst ruhig und trotzig auseinander. Und das wiederholte sich Tag für Tag von einem Ende des Landes zum andern und niemand wagte den bewaffneten Feldpredigten zu wehren. Es soll nicht behauptet werden, daß alle, die bei diesen Versammlungen sich einfanden, lediglich von religiösen Überzeugungen geleitet worden seien; gar manche mögen vom Oppositionsschwindel, von Demonstrationssucht, von Neugierde und Schaulust und andern Trieben und Impulsen sich haben fortreißen lassen. Auch wußten die Prediger, teils französische Hugenotten, teils ehemalige Klostergeistliche, mitunter selbst Männer aus dem Laienstand, nicht immer das rechte Maß zu halten.

Margarete und die nationale Bewegung. Die Regentin war in der peinlichsten Lage. Was half es, daß sie wiederholt verkünden ließ, die Edikte beständen noch in Kraft, daß sie den Magistrat von Antwerpen, in dessen Stadtgebiet die populäre Bewegung am stärksten hervortrat, zu energischem Vorgehen aufforderte, daß sie Oranien, den Burggrafen der volkreichen Handelsmetropole, veranlaßte, sein Amt persönlich zu verwalten; ohne starke zuverlässige Truppenmacht war den Versammlungen nicht zu steuern, die einheimische Miliz war nicht stark oder nicht willig genug, und vom König trafen keine Verhaltungsbefehle ein; nach seiner zögernden Art hielt er mit seiner Antwort zurück und überließ die Statthalterin den quälenden Gefühlen der Ohnmacht und Ungewißheit. Und um ihre sorgenvolle Lage noch zu verschlimmern, traten nun auch die Junker des Geusenbundes mit dringenden Forderungen hervor. Sie hatten zu St. Trond, in der Nähe von Lüttich, eine Tagfahrt gehalten und eine neue Adresse entworfen, worin sie unbedingte Duldung in Religionssachen und Bürgschaft für ihre eigne Sicherheit verlangten. Zwölf Mitglieder der Ligue, von der Regierungspartei spottend „die zwölf Apostel“ genannt, an ihrer Spitze
28. Juli 1566. Graf Ludwig von Nassau, überbrachten die Denkschrift, deren entschiedener Ton im Vergleich mit der loyalen Haltung der früheren von dem gesteigerten Selbstgefühl der Geusengenossenschaft Zeugnis gab. An einer revolutionären Erhebung, wobei politische und religiöse Motive Hand in Hand gingen, war nicht mehr zu zweifeln. Es hieß, die Häupter der Verbündeten ständen mit den Hugenotten Frankreichs in Verbindung, Graf Ludwig habe mit den Evangelischen in Deutschland Unterhandlungen angeknüpft; für den Fall einer Vergewaltigung von seiten Spaniens wollten sie Hilfe vom Ausland anrufen.

Um jedoch immer noch eine Brücke der Verständigung und Vermittelung offen zu halten, suchten die Verbündeten die drei einflußreichsten Männer des einheimischen Adels, Oranien, Egmont und Hoorn, auf ihre Seite zu ziehen; ihrer Führung, erklärten sie,

wollten sie sich in allen Dingen anvertrauen. Aber schon jetzt konnten klare Augen in den Reihen der Verbündeten eine Spaltung erkennen: die strengeren Katholiken wollten dem Zuge nicht mehr recht folgen; Graf Mansfeld sagte sich offen von den Genossen los; das Zusammengehen des Adels, der bisher die Stütze der legitimen Regierungsgewalt gewesen, mit den revolutionären Elementen der Gemeinen, war vielen bedenklich. Dagegen wollte man bemerken, daß Oranien mehr und mehr auf die Seite des Bruders und des Geusenbundes neige.

Neue Zugeständnisse.

Um dieselbe Zeit wurden in Madrid während der Anwesenheit der Gesandten Montigny und Berghen erregte Staatsratssitzungen gehalten. Es wurde früher erwähnt, daß die beiden rivalisierenden Häupter, der Herzog von Alba und der Fürst von Eboli, entgegengesetzte politische Tendenzen verfolgten; die übrigen Mitglieder, unter denen der Graf von Feria und Luis de Quixada die gewichtigsten Stimmen führten, stellten sich auf die eine oder die andre Seite. Bei diesem Widerstreit der Meinungen, ob man Gewalt oder Nachgiebigkeit, Krieg oder Frieden beschließen, ob man noch einmal die Hand der Versöhnung reichen oder fremde Truppen ins Land senden sollte, hüllte sich der König wieder in sein geheimnisvolles zurückhaltendes Schweigen und Zuwarten. Darin waren alle einig, daß der niederländische Adel die Unzufriedenheit und Mißstimmung des Volks absichtlich genährt habe, um die Leitung der öffentlichen Dinge ganz in seine Hand zu bringen, die obrigkeitliche Autorität lediglich den einheimischen Gewalten und Institutionen beizulegen. Aber schließlich siegte doch die Ansicht der Regierungspartei, man solle durch Gewährung der Zugeständnisse in Betreff der Inquisitionshöfe und der Edikte noch einmal den Weg der Versöhnung betreten, man solle selbst die verlangte Amnestie für das Vergangene in sichere Aussicht stellen.

31. Juli 1566.

Schwer und zögernd trat der König dieser Auffassung bei. Wiederum ließ er, wie im vorigen Jahr, aus dem Gehölz von Segovia beruhigende Schreiben an die Oberstatthalterin ergehen: obwohl er sich nicht bewußt sei, von den Edikten, wie sie seit den Tagen seines Vaters in Übung bestanden, abgewichen zu sein und sich nicht überzeugen könne, daß die Tribunale gegen die Feinde der Kirche zu streng verfahren seien: so fühle er sich doch durch die Liebe für seine Unterthanen bewogen, Milde walten zu lassen. Er wolle gestatten, daß die außerordentlichen Glaubensinstitute eingestellt und die inquisitorischen Gewalten den Bischöfen, die jetzt zahlreich genug wären, um für ihre Herde zu sorgen, übertragen würden; in betreff einer Ermäßigung der Edikte möge man ihm Vorschläge machen, doch solle dabei die Erhaltung des katholischen Glaubens und seiner königlichen Autorität fest im Auge behalten werden; was endlich die allgemeine Begnadigung beträfe, so wolle er der Regentin freie Hand lassen, vorausgesetzt daß die Edelleute versprächen, die Ligue aufzulösen und der Regierung ihre aufrichtige Unterstützung zu gewähren.

Die Führer der Bewegung.

Mit diesem Aktenstück feierten die Häupter des Adels einen dritten Triumph; die Furcht vor dem Aufruhr hatte den König noch einmal zum Nachgeben gebracht. Aber niemand spielt ungestraft mit dem Feuer. Die Herren hatten die Bewegung heraufbeschworen, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben; aber

diese war ihnen bereits über den Kopf gewachsen; die Zügel, um das wilde Roß des Aufruhrs zu bändigen, waren ihren Händen entfallen. „Es ging ihnen, wie einem Mann, der von einem Fluß einen Kanal ableitet, um sein Land zu bewässern, jedoch dem Zuge des Kanals folgt der Hauptstrom nach und überschwemmt ihm das ganze Gefilde.“ Die Windsbraut, die kurz darauf über die Niederlande dahinbrauste, zerriß alle die feinen Gewebe diplomatischer Staatskunst, durchbrach alle die Wege gleisnerischer hinterhaltiger Transaktionen.

Ansicht und Tendenz des Königs. Wenn man glauben wollte, der König habe wirklich dem Gedanken in seinem Herzen Raum gegeben, sein politisches System gegenüber den Niederlanden zu ermäßigen, den neuen Ideen ein Recht auf Existenz und Entwickelung einzuräumen, seine absolute Königsmacht durch Verfassungsartikel, Rechtsnormen und nationale Organe volksmäßiger Selbstregierung beschränken zu lassen, so würde man irren. Nicht nur, daß er vier Tage später der Statthalterin schrieb, sie sollte die Einberufung der Generalstaaten, ohne deren Mitwirkung doch kein Rechts- und Verfassungsstaat geschaffen werden konnte, ins Unbestimmte hinausschieben, daß er ihr Geld zu schicken versprach, um deutsche Söldner in Dienst zu nehmen, daß er einzelnen Landvögten und Magistratsgliedern, die er für zuverlässig hielt, in besondern Schreiben einschärfte, die Herzogin bei der Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung kräftig zu unterstützen, man hat auch in neuerer Zeit entdeckt, daß Philipp in Gegenwart Albas vor Zeugen und Notar feierlich erklärte, er erachte sich nicht für verbunden, die Amnestie, deren Gewährung nicht aus seinem freien Entschluß geflossen, zu beobachten, vielmehr behalte er sich das Recht vor, die Urheber und Beförderer des Aufruhrs zu bestrafen. Und wenn sein eigner Eifer nicht stark genug gewesen wäre, so hatte er in dem unduldsamen Papst Pius V. und in dem fanatischen Fray Lorenzo, der ihn beschwor, das ihm von Gott anvertraute Schwert in das Blut der Ketzer zu tauchen, feurige Ermahner zum unbarmherzigen Vorgehen gegen die Verächter der heil. Religion. Wie David und Moses solle er sein Herrscher- und Führeramt gebrauchen, um die Feinde Jehovas auszurotten. Unter dem Siegel des Geheimnisses versicherte Philipp den heiligen Vater, daß es mit den Zusagen, die er in Betreff der Inquisition und der Plakate den Niederländern gegeben, nicht so ernst gemeint sei; er werde in nichts willigen, was den Interessen der Religion und dem Dienste Gottes entgegen sei, und nicht dulden, daß die Wurzel einer bösartigen Pflanze in den Niederlanden verbleibe; lieber wolle er hundert Leben und die letzte Rute seines Reichs verlieren, als über Ketzer herrschen.

Bildersturm. In Zeiten revolutionärer Erregung wird durch abgedrungene Zugeständnisse, die gewöhnlich unter dem Vorbehalt des Widerrufs in günstigeren Momenten erteilt werden, die wogende Strömung nicht aufgehalten; in der Natur wie im Menschenleben folgen die elementaren Kräfte einem gesetzmäßigen Lauf. Als König Philipp zögernd und widerstrebend durch momentane Konzessionen, die er nicht zu halten gesonnen war, dem Aufruhr Halt gebieten wollte, war derselbe schon im vollen Gang. Das Volk hatte sich bereits faktisch in den Besitz aller der Freiheiten gesetzt, über deren teilweise Gewährung unter Beschränkungen und Modifikationen erst Beschluß gefaßt werden sollte. Die demonstrativen Predigtversammlungen hatten immer größere Dimensionen angenommen; um sie wenigstens von den Städten fern zu halten und noch einen Schatten von Gesetz und obrigkeitlicher Autorität zu wahren, hatte die Regentin, auf Oraniens Rat,

das Predigen auf dem Lande, im freien Felde zugestanden. Sie selbst hatte aber vorausgesagt, daß sich die Bewegung nicht lange in den Schranken der Mäßigung und gesetzlichen Ordnung, die sie einige Wochen hindurch geachtet, würde halten lassen. Denn es liegt in der Natur solcher populären Kundgebungen, daß sie der inwohnenden Gewalt folgend fort und fort wachsen und sich mehren, bis die Führer nicht mehr Halt gebieten können. Um die Mitte des August, wo das Fest von Mariä Himmelfahrt mit feierlichen Prozessionen und glänzendem Zeremonienpomp in der katholischen Welt begangen zu werden pflegte, brach in der Provinz Flandern ein Bildersturm los, der sich bald über das ganze Land verbreitete. In St. Omer, in Ypern, in den Städten und Ortschaften an der Lys wurden Kruzifixe umgestürzt, Bilder und Ornamente zerschlagen, Kirchen, Kapellen und Klöster verwüstet und beschädigt. Ähnliches geschah in Valenciennes und Tournay. Zwei Tage nach dem Fest brach in der herrlichen Kathedralkirche zu Antwerpen die Zerstörung los. Das Absingen eines Psalmes gab das Signal zur Verhöhnung der katholischen Gebräuche und zu Angriffen auf Bildwerke und Altäre. Die erhitzte Menge riß eine hölzerne Statue des gekreuzigten Heilands von der Wand und schlug sie mit Hämmern und Beilen in Stücke; das Bild der heil. Jungfrau wurde aus dem Schrein gerissen und unter Hohn- und Schmachreden zerstört; mit wildem Vandalismus stürzten die Tumultuanten über die Gegenstände der Andacht und des Kultus her, nicht bloß die Symbole des Aberglaubens und des abgöttischen Heiligendienstes fielen unter ihren Schlägen, in ihrer Wut schonten sie kein Kunstwerk, kein Gebilde liebevollen und mühsamen Schaffens. Selbst die große Orgel, der Stolz der Antwerpener Kirche, selbst die reichverzierte Kanzel wurden von rohen Händen zerschlagen. Das herrliche Werk niederländischer Kunstthätigkeit bot nach wenigen Stunden ein grauenvolles Bild wilder Zerstörungswut; der Boden und die Wände waren mit Trümmern bedeckt, als die Bande unter dem Ruf: „Es leben die Geusen!" die Kathedrale verließ, um durch neue Pöbelhaufen verstärkt ihre entflammten Leidenschaften an andern Kirchen auszulassen. Drei Tage lang dauerte die Bilderstürmerei in der Stadt, in den Vorstädten, in der Umgegend, ohne daß dem rohen Gebahren von irgend einer Seite Einhalt gethan worden wäre. Angst, Ratlosigkeit, Bestürzung hatte sich aller Gemüter bemächtigt. Man zählte vierhundert verwüstete Kirchen und Kapellen. Das Beispiel von Flandern und Brabant wurde bald in allen Provinzen nachgeahmt: von Hennegau und Namur bis nach Utrecht, Holland und Friesland verbreitete sich der neue Vandalismus gleich einer ansteckenden Krankheit; Kirchen und Kapellen, Klöster und religiöse Anstalten, Statuen, Heiligenbilder, Denkmäler der Andacht wurden entweiht, verstümmelt, geschändet, alle Anzeichen des Aberglaubens vernichtet. Wie viele Werke der Kunst, wie viele schätzbare Manuskripte fanden dabei ihren Untergang! Planlos und führerlos ging das Zerstörungswerk vor sich; es stand kein fanatischer Reformprediger wie John Knox, kein Schwärmer wie Thomas

Münzer an der Spitze der wilden Scharen, calvinische Prediger, wie Franz Junius und Ambrosius Wille verdammten das frevelhafte Thun, durch welches eine heilige Sache geschändet ward; der Impuls ging von den Volksmassen selbst aus, der Bildersturm war ein Akt heftiger Wutausbrüche.

Charakter und Veranlassung.

Dennoch waren selbst diese stürmenden Haufen bei ihren Handlungen nicht von gemeinen Motiven, sondern von religiösen Instinkten getrieben; wieviel Schmuck und Zierrat von Wert umherlag, es wurde nichts geraubt oder entwendet; keine Gewaltthat gegen Menschen wurde geübt. Die Wut richtete sich nur gegen Stock und Stein; kein Mann ward verletzt, keine Frau beschimpft. Man mag das Thun und Treiben der tumultuierenden Scharen, den rasenden Fanatismus des Pöbels noch so sehr verabscheuen und verdammen, immerhin wird man ein religiöses Moment, eine reformatorische Idee nicht wegleugnen können. Die Abzeichen des Aberglaubens, deren Verehrung die geistlichen Gerichte mit Martern und Todesstrafen aufrecht erhalten wollten, die Symbole einer knechtischen Gottesfurcht, eines äußerlichen werkheiligen Kultus, um derentwillen so manches Opfer von der Inquisition den Flammen überliefert, so mancher Akt erbarmungsloser Religionswut geübt worden, diese Denkzeichen einer fanatischen Hierarchie sollten für immer abgethan, vom Erdboden weggefegt werden. „Jene Bildsäulen, verknüpft wie sie waren mit der erbarmungslosen Verfolgung, welche so lange Jahre hindurch auf den Provinzen gelastet, hatten aufgehört bloße Bilder zu sein. Sie erschienen dem Volk wie lebendige Wesen, wie verhaßte blutige Götzen, so daß es sich erhob und sie einer massenhaften Vernichtung weihte.“ Der Sturm, der über die niederländischen Provinzen hinzog, dauerte nur fünf oder sechs Sommertage; aber diese kurze Zeit war hinreichend, viele Denkmäler der Frömmigkeit, der Kunstfertigkeit, der historischen Erinnerung von der Menschenwelt verschwinden zu machen. Man mag es aufrichtig beklagen, daß sich an die Reformation so häßliche Züge ansetzten; allein schwere Krankheiten erfordern schwere Heilkuren; es muß manchmal Ärgernis in die Welt kommen; wer aber den Anlaß gegeben, auf den fällt die Hauptschuld.

Die Statthalterin und die Adelshäupter.

Die Regentin wurde bei der Nachricht von der Antwerpener Frevelthat von großem Schrecken erfaßt; sie fürchtete, daß die Bilderstürmer auch über die Hauptstadt hereinbrechen möchten; sie traf bereits Anstalten zur Flucht nach der festen Stadt Mons. Nur mit Mühe gelang es den Vorstellungen Egmonts und Oraniens und des Brüsseler Gemeinderats, sie von diesem verderblichen Plan abzubringen; die städtische Miliz besetzte die Thore, mehr um die Abreise zu verhindern als zur Sicherheit. Auch den adligen Herren war nicht wohl bei der Sache; die Spaltung, die schon früher bemerkt worden, erweiterte sich; bei vielen ging das bisherige Siegesbewußtsein in Niedergeschlagenheit über. Diese Stimmung erleichterte den Großen das Bestreben, zwischen der Regierung und den Verbündeten eine Übereinkunft zu vermitteln, damit der Aufruhr unterdrückt und die Schuldigen gestraft werden möchten. Margarete zeigte bei der Gelegen-

heit, daß sie die Lehren Loyolas und Machiavellis wohl begriffen, daß sie die würdige Schwester Philipps sei. Sie ließ sich in einen Vertrag ein, durch den 23. und 25. Aug. 1566. sie die Abschaffung der Inquisition und die religiösen Versammlungen der Reformierten zugestand und den Verbündeten Straflosigkeit für das Vergangene verhieß; dafür versprachen die Junker des Geusenbundes, daß sie, solange jene Zusagen gehalten würden, die Ligue als aufgelöst ansehen und die Oberstatthalterin in der Unterdrückung der Unordnungen und Bestrafung der Bilderstürmer unterstützen wollten. Aber zu gleicher Zeit flehte Margarete ihren Bruder kniefällig um Verzeihung, daß sie mit der Reformationspartei ein Abkommen geschlossen; man habe sie wie eine Gefangene in ihrem Palast dazu genötigt; ihr Trost sei nur, daß der König das Versprechen, das sie in ihrem eignen Namen gegeben, als ein abgedrungenes nicht zu halten gebunden sei. Margarete erntete aus dem Kompromiß mit den Verbündeten und aus der Bestürzung und Spaltung der Edelleute Früchte, wie sie dieselben kaum erwartet haben mochte. Alles war bemüht, das öffentliche Leben wieder in ruhigen Lauf zu setzen, die gestörte Ordnung durch billige Zugeständnisse wie durch Bestrafung der Frevler auf gesetzlicher Basis wieder aufzurichten. In Antwerpen, wo die Bewegungspartei sich am meisten hervorgewagt, gelang es dem verständigen Auftreten Oraniens, des Burggrafen der Stadt, durch Bestrafung der Rädelsführer und durch Versöhnlichkeit gegen die Verführten und Verirrten der Anarchie vollkommen Meister zu werden; und wenn auch die Regentin es unwillig aufnahm, daß er den Calvinisten sechs Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauch einräumte, so mußte sie doch anerkennen, daß er das Möglichste gethan und erreicht habe und daß der Dank, den ihm die Bürgerschaft aussprach, wohl verdient sei. Ähnliche Erfolge erreichte er in Utrecht und Holland, wo er das Amt eines Statthalters bekleidete. Auch hier gab er der Obrigkeit und den Gesetzen wieder Ansehen und beruhigte zugleich die Gemüter durch Gewährung religiöser Duldung, wie die Verhältnisse und der Zeitgeist sie forderten und wie sie seinen Grundsätzen von Gewissensfreiheit entsprach. Seinem Beispiel folgten Hoorn in Tournay und Hoogstraten in Mecheln. Dagegen verfuhr Egmont in Flandern und Artois mit solcher Strenge und Rücksichtslosigkeit, daß die Herzen der Bevölkerung, die ihm früher so begeistert entgegengeschlagen, sich von ihm abwandten. Zahllose Ketzer und Bilderstürmer fielen seinem blutigen Terrorismus zum Opfer. Wenn er aber hoffte, durch seinen zur Schau getragenen Eifer für die katholische Staatsreligion Gnade und Verzeihung für das Vergangene zu erlangen, so irrte er. Vor den Augen Philipps war er nicht minder schuldig als Oranien, und Margarete bediente sich der niederländischen Herren nur so lange, als sie ihrer bedurfte und ihr keine andern Hilfsmittel zu Gebote standen. Je tiefer die Spaltung unter der Adelsgemeinde eindrang, desto sicherer war der Sieg des Königtums und der römischen Kirche. Aus den Briefen der Oberstatthalterin nach Madrid leuchtete die heftigste Abneigung gegen die Großen, der bitterste Haß gegen die

frondierende Junkerschaft hervor; sie wendete wieder ihr Vertrauen den alten „Kardinalisten", insbesondere dem Präsidenten Viglius zu und bereute es, jemals von dem System Granvellas abgewichen zu sein, jemals der Nachgiebigkeit und Toleranz das Wort geredet zu haben.

Die Windstille vor dem Sturm. Vor der Hand aber mußte dieses System des Zuwartens, der scheinbaren Versöhnung, der Nachsicht gegen die Ketzer noch einige Zeit aufrecht erhalten werden; man wollte die Häupter der Reformpartei sicher machen, um dann den zerschmetternden Schlag um so nachdrücklicher führen zu können. Während Margarete in ihren Berichten die ungerechtesten Beschuldigungen gegen die Häupter des hohen Adels aussprach, ihnen die Absicht beilegte, das Haus Österreich vom Thron zu verdrängen, die Niederlande von der Herrschaft Spaniens loszumachen, heuchelte sie äußerlich Versöhnlichkeit, legte den gottesdienstlichen Handlungen der Reformierten an den ihnen zugewiesenen Orten keine Hindernisse in den Weg und schien dem Gedanken der Religionsduldung, der ihr von den Patrioten so nachdrücklich empfohlen ward, in ihrem Innern Raum zu geben. In der Kunst der Verstellung und Selbstbeherrschung stand sie dem Vater und Bruder nicht nach. So kam es, daß auf die bewegten Tage des Bildersturms eine Windstille, eine Waffenruhe und Friedenspause eintrat, welche die Autorität der Regierung bedeutend kräftigte. Die Ligue war aufgelöst oder zersprengt, und gar mancher Teilnehmer suchte durch Kundgebung royalistischer Gesinnung das Vergangene in Vergessenheit zu bringen; die Katholischen, unter ihnen auch Egmont, näherten sich der Regentin.

Politische Schachzüge in Brüssel. Doch unterließ man es, in die religiösen Dinge einzugreifen. Wie widerwärtig immer der Herzogin die Wahrnehmung war, daß die Ketzerei so offen um sich greife, so konnten doch die Calvinisten Flanderns und Brabants nicht gehindert werden, da und dort ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gemeinde- und Synodalverfassungen, ihre gottesdienstlichen Formen und Glaubenslehren nach der Genfer Musterkirche zu begründen; in Antwerpen wurde das oberste Konsistorium konstituiert. Auch die Anhänger der Augsburgschen Konfession folgten den Vorschriften Luthers, und in Holland und Friesland feierten die Taufgesinnten ihre religiösen Zusammenkünfte. Nicht ohne heimliche Freude bemerkte der Brüsseler Hof die konfessionelle Spaltung im feindlichen Heerlager, die bald deutlich genug zu Tage kam und der Regierung einen siegreichen Ausgang versprach. Dem scharfsichtigen Prinzen von Oranien entging es nicht, daß hinter dem äußern Sonnenschein schwere Gewitterwolken aufzogen. Er wußte, wie man am Hof zu Brüssel und Madrid gesinnt war. Wie sorgfältig immer König Philipp seine Briefschaften einzuschließen pflegte, das Gold des Oraniers hatte im königlichen Kabinett käufliche Seelen gewonnen, die ihm Abschriften mitteilten; selbst Margarete glaubte Spuren zu entdecken, daß ihre geheimsten Korrespondenzen den Edelleuten bekannt seien. Ein Brief Alavas, des spanischen Gesandten am französischen Hof, dessen Echtheit freilich von Margarete bestritten ward, ging von Hand zu Hand. Er enthüllte die treulose spanische Politik, unter dem Schein des Vertrauens die adligen Herren in Sicherheit einzuwiegen, bis der Tag der Rache und Züchtigung gekommen und der Vertrag mit Frankreich zur Ausrottung der Ketzer gereift sei. Vergebens versuchte jedoch Oranien die angesehensten Häupter zu einer Verständigung zu bringen, damit man nicht wehrlos

und unvorbereitet sei, wenn Spanien zum Schlag aushole; die Zusammenkunft, die er und sein Bruder Ludwig mit Egmont und Hoorn in Dendermonde hatten (Okt. 1566), blieb wirkungslos. Der sanguinische Graf, der sich durch seine vergangenen Verdienste und das Bewußtsein seiner guten Absichten gegen jede Hinterlist und Tücke gesichert glaubte, beharrte auf der Bahn unwandelbarer Loyalität, die ihn zum Schiffbruch führen sollte. Auch trug er in seinem katholischen Bewußtsein Bedenken, Arm in Arm mit einem Mann zu gehen, der, wenn er auch noch immer äußerlich zu der herrschenden Kirche hielt, doch durch seine Geburt, seine Verwandtschaft, sein eignes weitherziges Verhalten gegenüber den konfessionellen Fragen zu den Ansichten der Reformation neigte. Es sollte sich bald genug zeigen, wie sehr durch die vertrauenselige Hingebung der Herren die religiöse und politische Freiheit der Provinzen in Gefahr geriet und wie ohnmächtig und führerlos das Land am Ende des Jahrs der fremden Machtherrschaft gegenüberstand. Noch niemals hatte sich Margarete mit solchem Eifer, mit so angestrengter Thätigkeit den Staatsgeschäften gewidmet. Unaufhörlich war sie bemüht, die öffentliche Gewalt zu stärken: die religiösen Versammlungen wurden nicht verhindert, aber die Organisation reformierter Gemeinden, die Entwickelung einer kirchlichen Lebensgemeinschaft auf alle Weise erschwert; sie vermehrte ihre Truppen und stellte zuverlässige Führer an die Spitze, sie erteilte dem royalistischen Eiferer Philipp von Noircarmes, Statthalter von Hennegau, wo die calvinischen Doktrinen die meisten und entschiedensten Anhänger zählten, den Befehl, in die Stadt Valenciennes eine Besatzung zu legen, und als die Bürger, aufgeregt durch den einflußreichen, feurigen Prediger La Grange, die Thore schlossen und sich der Aufnahme der Garnison widersetzten, gestattete sie, daß der Befehlshaber die ungehorsame Stadt in Aufruhrstand erklärte und zu ihrer Belagerung Anstalten traf. Es war kein leichtes Unternehmen. Die Bürger von Valenciennes, das Beispiel ihrer französischen Glaubensgenossen nachahmend, verteidigten sich mit einem Mut, der selbst die Feinde zur Bewunderung zwang. — Jetzt erhob auch die Opposition wieder in andern Gegenden ihr Haupt. Noch während der Belagerung von Valenciennes suchte Brederode den Geusenbund zu neuer Thätigkeit anzufeuern. Allein die Lage war nicht mehr die frühere; die Verbündeten waren untereinander gespalten und zwieträchtig; ohne das alte Vertrauen zu der eignen Kraft hatten sie zugleich bei Volk und Regierung an Einfluß und Ansehen verloren. Als bekannt wurde, daß etliche hundert Kavaliere unter Brederodes Führung wieder wie ehedem eine demonstrative Petition einreichen wollten, damit die Vertragsbestimmungen vom 24. August eingehalten, die Belagerung von Valenciennes und die Beschränkungen des reformierten Gottesdienstes aufgehoben werden sollten, wurde ihnen keine Audienz gewährt, und als sie das Schriftstück einsandten, konnten sie aus dem Ton der Antwort ersehen, wie sehr sich die Regentin ihrer gehobenen Machtstellung bewußt geworden war. Sie drückte ihr Erstaunen aus, daß noch von einer Ligue die Rede sei, die doch seit jenem Versöhnungsakt zu bestehen aufgehört habe, verwahrte sich, daß sie mit der Gewährung des Predigens außerhalb der Städte zugleich die Konstituierung von Sektengemeinden habe dulden wollen, und warnte sie, durch ihr Auftreten die Langmut des Monarchen zu ermüden.

Febr. 1567.

Die ersten Waffengänge.

Nach dieser stolzen Abweisung ihrer Beschwerdeschrift beschlossen die Verbündeten, sich in wehrhaften Stand zu setzen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Beunruhigende Gerüchte, daß der König nächstens mit Heeresmacht in das Land kommen werde, daß überall Werbungen und Kriegsrüstungen vorgenommen würden, durchschwirrten die Luft. Man sammelte Geldbeiträge bei den reicheren Gesinnungsgenossen; in Viane, dem Stammsitz Brederodes, wurde

bewaffnete Mannschaft zusammengezogen; man wollte Valenciennes befreien, man wollte verhindern, daß Garnisonen in die Städte gelegt würden, man wollte den Reformierten Kultusfreiheit verschaffen. Das ganze Land gewann ein kriegerisches Ansehen; auch die Regentin fuhr fort, ihre Truppen zu vermehren; bei Ostruweel, fast unter den Mauern von Antwerpen lieferte ihr Feldherr Lannoy den Freischaren, welche der junge kühne Marnix, Herr von Tolouse, Bruder von St. Aldegonde, von Walcheren die Schelde herauf geführt hatte, ein scharfes Treffen. In furchtbarer Aufregung schauten die Calvinisten der Handelsstadt von den Mauern dem Kampf zu; aber sie konnten den bedrängten Brüdern nicht zu Hilfe kommen. Auf Oraniens Befehl wurden die Thore verschlossen gehalten; er wollte nicht, daß die Streitkräfte des Landes durch kleine Fehden nutzlos vergeudet würden. Mit Entsetzen mußten sie zusehen, wie Tolouse und seine Scharen von den geübten Truppen Lannoys de Beaurevoir und den wallonischen Veteranen Egmonts geschlagen wurden und entweder durch die Waffen
12. März 1567. der Feinde oder in den Wellen der Schelde oder in den Flammen der angezündeten Schanzwerke ihren Tod fanden. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem besonnenen Mut Oraniens, mit Hilfe des katholischen und lutherischen Teils der Bevölkerung die empörten Calvinisten Antwerpens von Gewaltmaßregeln abzuhalten und einen Bürgerkrieg innerhalb der Stadt zu verhindern. Der Magistrat und der angesehenere Teil der Einwohnerschaft dankte dem Prinzen; aber im Heerlager der Geusen wurden schlimme Nachreden gegen ihn geführt. Kurz nachher wurde ein andrer Kriegshaufen der Konföderierten von einer Abteilung der Belagerungsarmee Noircarmes' bei Tournay überwunden und auch diese Stadt durch eine Besatzung sichergestellt. Aber Valenciennes beharrte noch immer im Widerstand. Vergebens suchten Egmont und Aerschot im Namen der Herzogin die Bürgerschaft zur vertragsweisen Unterwerfung zu bringen; im Vertrauen auf die feste Lage und in der Hoffnung auf Hilfe von außen verwarf sie jedes Abkommen, das ihr eine Besatzung auferlegt hätte. Da schritt endlich Noircarmes zur Beschießung mit schwerem Geschütz. Ein Bombardement, wie es in jener Zeit unerhört war, richtete in kurzem solche Verheerungen an, daß
2. April 1567. kein Widerstand mehr möglich war. Nun zogen die königlichen Truppen in Valenciennes ein und besetzten die Citadelle. Die Stadt verlor ihre Privilegien und mußte Strafgelder zahlen; alle Kirchen wurden dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben und sechsunddreißig Calvinisten, unter ihnen der Prediger La Grange zum Blutgerüst oder zum Galgen verurteilt. Mit dem Fall von Valenciennes war der Sieg der Regierung entschieden. Keine Stadt weigerte sich, königliche Besatzungsmannschaften aufzunehmen; nur Antwerpen blieb, Dank der verständigen und kraftvollen Haltung Oraniens, noch einige Zeit von der Belastung verschont. Überall lag die Opposition machtlos zu Boden, die Autorität der Oberstatthalterin war mehr als je befestigt. Admiral Hoorn, ein gerader männlicher Charakter, der in des Kaisers und Königs Diensten sein Ver-

mögen aufgewendet und nur Undank und Mißtrauen geerntet hatte, legte seine Ämter nieder und zog sich auf seinen halbverfallenen Landsitz zu Wert, seine „Einöde" zurück, und Oranien beobachtete mit wachsamem Blick den Gang der Dinge und das Hereinbrechen der Gewaltmaßregeln, die er in der Vorbereitung begriffen sah. Nach seiner Ansicht war nur eine patriotische Erhebung des gesamten Landes im stande, dem drohenden Ungewitter zu begegnen. Solche war aber bei der Zerfahrenheit aller Parteien und bei der Ohnmacht und Niedergeschlagenheit der Opposition nicht zu erwarten.

Spaltung unter den Adelshäuptern.

Oranien und Egmont standen jetzt am Scheideweg ihrer politischen Laufbahn. Der edle Graf suchte seine Pflichten gegen das Land mit der Loyalität gegen die Regierung zu vereinigen und that nach keiner Seite Genüge; Oranien erkannte, daß kein Mittelweg in den sichern Port führe, daß nur die Wahl bestehe, Hammer oder Amboß zu sein. Er hatte den neuen Eid der Treue, durch den die Regentin alle Beamten, Statthalter und Würdenträger zum blinden Gehorsam gegen den König und seine Befehle verpflichten wollte, abgelehnt; er habe oft genug geschworen, sagte er, den Interessen des Monarchen zu dienen und werde den Schwur halten; aber er könne nicht zum voraus Verbindlichkeiten eingehen, die ihn in Konflikt mit seinen Grundsätzen und mit seinen Pflichten gegen Land und Volk bringen könnten. Nicht so Egmont. Er folgte zögernd dem Beispiele der Royalisten, eines Mansfeld, Aremberg, Meghen, Aerschot, Noircarmes, die bei dem bevorstehenden Schiffbruch eine reiche Ernte für sich einzuthun hofften; und doch war er eine viel edler angelegte Natur als seine egoistischen Genossen.

4. Herzog Alba und der „Blutrat".

Der König und der Staatsrat in Madrid.

Es wird erzählt, König Philipp habe bei der Nachricht von der Bilderstürmerei in Antwerpen und in den Provinzen wutentflammt ausgerufen: „Das soll sie teuer zu stehen kommen; bei der Seele meines Vaters schwöre ich, sie sollen es schwer büßen." Sowenig Wahrscheinlichkeit es hat, daß der zurückhaltende Monarch, der wie kein andrer die Kunst der Selbstbeherrschung verstand und nie erraten ließ, was in seinem Innern vorging, sich durch eine momentane Aufwallung zu solchen Äußerungen habe hinreißen lassen, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß er wirklich so gefühlt und gedacht hat. Aber er blieb seinem Charakter treu. Er hörte ruhig und gelassen die Vorträge seines Staatsrats an. Alle waren der Ansicht, der König selbst solle sich nach den Niederlanden begeben; nur seine eigne Person könne den Frieden und die Ordnung herstellen; aber mit starker Heeresmacht müsse er erscheinen, meinte Alba, während dessen Rivale Ruy Gomez auch jetzt noch den Weg staatskluger Verhandlungen mit den eingebornen Großen empfahl. Der Monarch hielt mit der Entscheidung zurück. Die Depeschen an Margarete mit den behutsamen Zugeständnissen an die Opposition waren bereits abgegangen; sollte man nicht erst zuwarten, welche Wirkung sie hervorbrächten? In diesem Geiste waren alle Schriftstücke abgefaßt, welche in den nächsten Monaten nach Brüssel befördert wurden. Unterdessen wurde Montigny in Madrid in einer Art Ehrenhaft zurückgehalten. Man

begegnete ihm nach wie vor mit Höflichkeit und Aufmerksamkeit, fand aber immer eine Ursache, seine Abreise zu verzögern; wie sehr er sich auch sehnte, seine junge neuvermählte Gattin, die ihrer Niederkunft harrte, zu umarmen. Montigny erkannte, daß man am kastilischen Hof alle Schuld auf den turbulenten Adel zu schieben geneigt war, und gab seinen Freunden manchen geheimen Wink über die herrschende Stimmung. Seine Mitteilungen bestätigten, was Oranien aus andern Quellen erfuhr. Der Brief Alavas, ob echt oder gefälscht, war nur der Reflex dieser Ausstrahlungen aus dem Kabinett und den Regierungskreisen. Der vorsichtige Edelmann war der Ansicht, man solle durch geheime Rüstungen sich in die Lage setzen, einem bewaffneten Eindringen von seiten Spaniens mit einem gewaltsamen Widerstand zu begegnen; es ist uns aber bekannt, daß die Beratung mehrerer Adelshäupter in Dendermonde fruchtlos zerrann, daß der Vorschlag des Prinzen an dem Widerstreben des vertrauensvolleren Egmont scheiterte. Das schärfere Hervortreten der Reformationspartei und der Geusen unter Brederode und Ludwig von Nassau gegenüber der wachsenden Reaktion am Brüsseler Hof kam den geheimen Plänen in Madrid zu statten. Als da und dort der Aufruhr sich zum offenen Kampf hervorwagte, vor Antwerpen, Tournay, Valenciennes Gefechte geliefert wurden, da triumphierte die kastilische Kriegspartei. Dahin, hieß es, kommt man mit dem System der Nachgiebigkeit, der Transaktionen; die Hand der königlichen Gnade werde zurückgestoßen; nicht um die Wohlfahrt des Landes, nicht um Recht und Freiheit sei es den frondierenden Großen zu thun, sondern sie wollten Thron und Altar umstürzen, um mit der Ketzerei ihre eigne Herrschaft aufzupflanzen; nun könne von Schonung und Versöhnung keine Rede mehr sein. Es war der Kriegspartei nicht genügend, daß mit Hilfe der Royalisten und der Landestruppen der Aufruhr niedergeschlagen, die trotzigen Städte zum Gehorsam gezwungen, die Gewalt und Autorität der Oberstatthalterin glänzend hergestellt wurden; solange die Anhänger Calvins noch Freiheit des Glaubens und Kultus verlangen dürften, solange man die Berufung auf die alten Rechte und Privilegien als Maske für Umtriebe und Empörung benutzen könnte, sei das monarchische Regiment, sei die königliche Macht und Souveränität nur ein Schatten; Ordnung, Ruhe und Frieden könnten nur dauernd begründet werden, wenn das absolute Königtum mit der katholischen Staatsreligion, wie sie in Kastilien bestände, auch in den niederländischen Provinzen aufgerichtet und durch feste Organisationen gesichert würde. Dafür sei jetzt der günstige Moment gekommen: der Geusenbund sei zersprengt und aufgelöst; der Adel durch Religionsverschiedenheit und politische Gegensätze gespalten; der Oppositionsgeist der Völker durch die Niederlagen im offenen Waffengang gedemütigt und gebrochen; die Regierungsorgane in Brüssel seien gekräftigt und wohl geeignet, einem entschlossenen Heerführer, der mit fremder Kriegsmacht herbeikäme, den königlichen Absolutismus begründen zu helfen.

Oranien und Egmont.

Nach einem Heerführer von solchem Charakter brauchte man sich in Madrid

nicht lange umzusehen. Wollte man Gewalt anwenden, so war niemand geeigneter als der Mann, der schon im Schmalkaldischen Krieg bewiesen hatte, wie man die Feinde des Kaisers und der römischen Kirche bekämpfen, bezwingen und gefangen nehmen müsse, als der Herzog von Alba, das Haupt der Kriegspartei im königlichen Staatsrat. Daß dieser eiserne Feldherr auserfehen sei, die Niederlande zur Unterwerfung und zum stummen Gehorsam zu bringen, hatte Wilhelm von Oranien durch seine geheimen Agenten erfahren, als er den neuen Treueid ablehnte und seine Ämter niederlegte; ja als die Regentin ihn durch ihren Sekretär von seinem Vorsatz abzubringen suchte, gab er als Hauptgrund seiner Weigerung an, daß der König leicht einen Stellvertreter senden könnte, dem zu gehorchen er weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen vereinbar finden möchte. Er hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich zu seinen Verwandten in Deutschland zu begeben. Ehe er abreiste, fand die berühmte Zusammenkunft zu Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, statt, welcher außer Egmont und Oranien nur noch zwei oder drei vertraute Edelleute anwohnten. Goethe hat den Inhalt des Gesprächs mit poetischem Geist erfaßt und ohne Zweifel richtig gezeichnet. Oranien wollte den alten Freund und Bundesgenossen, welchem er von Herzen gut war, durch rechtzeitige Warnungen vor dem Abgrund bewahren, dem er ihn sorglos zuschreiten sah; er wollte den Gefährten bewegen, dem herannahenden Sturm auszuweichen, denn die spanische Politik habe es auf die Großen abgesehen; man wolle erforschen, „was der Rumpf ohne Haupt anfinge"; man werde versuchen „das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben". Egmonts leichtes, sanguinisches Temperament glaubte nicht an die spanische Tücke, an die Rachsucht eines menschenfeindlichen Tyrannen. Im Gefühl seines loyalen Strebens und im Vertrauen auf seine vergangenen Verdienste und seine bewährte Treue und Anhänglichkeit an das Regentenhaus schlug er die Warnungen aus dem Sinn. „Ich vertraue auf die Gerechtigkeit des Königs," sprach er, „unmöglich kann er Männer, welche die Ordnung im Land wiederhergestellt, strafbar finden." „Dieses Vertrauen," bemerkte der andre, „wird Euch ins Verderben führen; Ihr werdet den Spaniern als Brücke dienen, um ins Land hineinzukommen." Mit diesen prophetischen Worten nahm Oranien, zu Thränen gerührt, Abschied von dem Freund, den er nie wiedersehen sollte. Freilich war, auch abgesehen von dem politischen Scharfblick des einen und der geringen Menschenkenntnis des andern, die Lage der beiden Adelshäupter sehr verschieden. Egmonts Güter lagen in Flandern; wenn er aus dem Land ging, konnten sie ihm entrissen, konnte er mit seiner töchterreichen Familie an den Bettelstab gebracht werden, während Oranien von seinen großen deutschen Besitzungen aus leicht zuwarten mochte, bis die Sturmfluten sich verliefen. Und durfte der flandrische Graf, der so energisch für die katholische Kirche gestritten, so streng gegen die Calvinisten vorgegangen, der den neuen Treueid geschworen und dafür in einem königlichen Handschreiben belobt worden, der durch Sorgen und Arbeit im Dienst des Mon-

archen mit sechsundvierzig Jahren grau geworden war, nicht eher auf Verzeihung und Gnade rechnen als der deutsche Fürstensohn, der im lutherischen Elternhaus herangewachsen, eine lutherische Gemahlin und lutherische Kinder besaß, und während der bürgerlichen Unruhen in Holland und Utrecht stets die Fahne der Toleranz und Gewissensfreiheit aufgepflanzt hatte? Der Verdacht war nicht unbegründet, daß der Prinz entsetzt über die Greuel der Religionsverfolgung bereits der katholischen Kirche entsagt habe, welche die Wahrhaftigkeit ihrer Glaubenslehren durch Inquisitionsgerichte, Scheiterhaufen und Kerkerstrafen darzuthun suchte.

Oraniens Abgang. Flucht der Patrioten. 1567.

Am letzten April verließ Wilhelm von Oranien Breda, nachdem er noch in einem Schreiben an Egmont und an Hoorn die bisherigen Genossen seiner fortdauernden Liebe und Freundschaft versichert und ihnen die Gründe seines freiwilligen Exils auseinander gesetzt und in einem andern an den König selbst die Beteuerung ausgesprochen, daß er niemals die Pflichten eines Vasallen aus dem Auge verlieren werde. Er nahm seine Familie und seinen ganzen Haushalt mit sich; nur seinen Erstgebornen, den dreizehnjährigen Grafen von Büren, der in Löwen seinen Studien oblag, ließ er in der Universitätsstadt zurück. Und er mußte den Kummer erleben, daß dieser Sohn auf Philipps Befehl nach Spanien gebracht, dort im strengsten Katholizismus erzogen und dadurch für immer nicht nur seinen Eltern und Geschwistern, sondern auch der großen Sache seines Vaterlands entfremdet ward. — Ein reiches Gefolge von Dienern und Untergebenen begleitete den abziehenden Fürsten nach Dillenburg, seinem Geburtsort, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Mit Oranien schien der schützende Genius aus den Niederlanden weggezogen zu sein. Ein dumpfes Vorgefühl der bevorstehenden Schreckenstage kehrte in die Gemüter ein; Niedergeschlagenheit war auf allen Gesichtern zu bemerken; in ganzen Schwärmen sah man fleißige Gewerbtreibende aus den niederländischen Städten auswandern, um in England und Deutschland ein Asyl zu suchen. Die Reste des Geusenbundes waren bestrebt, entweder durch Sinnesänderung und demütige Unterwerfung Verzeihung zu erlangen, oder sie ergriffen die Flucht. Der Bettelsack, den sie anfangs aus Spott und Übermut trugen, war jetzt für die meisten ein Zeichen ihres wahren Zustandes. Unter den Flüchtigen war auch Brederode, der sich durch sein wüstes Treiben und Renommieren bei Adel und Volk verächtlich gemacht hatte. Als auch Amsterdam, wo er sich zuletzt aufgehalten, gleich den übrigen Städten in Holland Besatzung aufnahm und sich in Demut unterwarf, schiffte er sich mit einigen Gefährten ein und entkam glücklich nach Deutschland, wo er im nächsten Jahr auf Schloß Hardenberg starb, arm an Gütern, aber reich an getäuschten Hoffnungen. Ein neues Edikt der Regentin vom 24. Mai, worin alle Plakate und Strafbestimmungen gegen jede öffentliche Kundgebung ketzerischer Gesinnung wieder in Kraft gesetzt, alle Zugeständnisse, welche in den Tagen der Not und der Unruhen den Calvinisten und andern „Sektierern“ bewilligt worden,

zurückgezogen wurden, war die Einleitung zu der Schreckensherrschaft unter Alba. Und selbst dieses Blutedikt war in den Augen Philipps zu mild, daher es nach zwei Monaten widerrufen werden mußte. Seitdem herrschte nur Rache und Willkür.

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1567 sprach man in Madrid, in Rom, in Brüssel viel von der bevorstehenden Reise des Königs Philipp nach den Niederlanden. Schon wurden Zurüstungen in den Seehäfen angeordnet, Prozessionen für den glücklichen Ausgang veranstaltet, Kuriere nach allen Seiten abgeschickt. Aber während man mit großer Erwartung diesem vielbesprochenen Ereignis entgegensah, empfing Herzog Alba zu Aranjuez aus den Händen des Königs seine Ernennung als Oberbefehlshaber der Niederlande mit mehreren Vollmachten, durch welche nicht bloß die Militärmacht, sondern die ganze öffentliche Gewalt ihm übertragen war. Mit einem kleinen, aber abgehärteten Heer schiffte er sich in Cartagena ein und erreichte die genuesische Küste. Am 2. Juni hielt er zu Alessandria Musterung über die gesamte Mannschaft, die aus den verschiedenen italienischen Reichsteilen sich in Piemont gesammelt hatte. Die ganze Streitmacht betrug nicht viel über 10,000 Mann; allein es waren durchgängig geübte Krieger, von denen die meisten schon die kaiserlichen Feldzüge mitgemacht hatten, Leute von strammer Haltung und Kriegszucht. Viele Edle schlossen sich freiwillig an, um unter dem berühmten Feldherrn, der damals im sechzigsten Lebensjahr stand, Lorbeeren zu erfechten. Auch Albas beide Söhne, Friedrich und Ferdinand von Toledo, der letztere ein illegitimer Sprößling, Prior des Johanniterordens und des Vaters Liebling, dienten im Heer. In drei Abteilungen zogen die Truppen über den Mont Cenis durch Savoyen, Burgund und Lothringen, oft durch enge Gebirgspässe und schwer zugängliche Wälder, aber stets in guter Ordnung und strenger Kriegszucht; selbst die Buhldirnen, die sich in großer Menge dem Zug anschlossen, standen unter scharfer Aufsicht und Disziplin. Man mußte das französische Gebiet vermeiden, weil der Hof in Paris befürchtete, der Durchzug möchte neue Aufstände der Hugenotten hervorrufen. Gegen Mitte August betrat die Armee im Luxemburgischen den niederländischen Boden. Die Edelleute, die Ritter des Goldenen Vließes, die Mitglieder des Staatsrats, unter ihnen Egmont, beeilten sich dem neuen Befehlshaber ihre Huldigungen darzubringen. Sie wurden mit Anstand und Höflichkeit empfangen; der Herzog verstand so gut wie König Philipp seine Gedanken und Vorsätze in schweigsamer Brust zu verschließen. Wenn er beim ersten Anblick Egmonts zu seiner Umgebung die Worte sprach: „Da kommt der größte Ketzer,“ so suchte er schnell den Eindruck durch verdoppelte Artigkeit zu verwischen. An der Seite des Grafen ritt er in Brüssel ein und stieg im Culemborghschen Palast ab, da, wo zwei Jahre vorher der Geusenbund geschlossen worden war.

Albas Zug nach den Niederlanden.

15. April 1567.

Alba fand bei seiner Ankunft ein ruhiges und gehorsames Volk, das den Befehlen der Regierung keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Wir wissen ja,

Margaretens Stellung.

wie rasch nach dem Bildersturm und nach der Niederwerfung der einzelnen aufrührerischen Bewegungen die Autorität der Regentin und des Staatsrats im ganzen Land wieder zur Geltung gekommen. Die Geusen waren zersprengt, flüchtig oder fügsam; in den Städten lagen zuverlässige Garnisonen; in Antwerpen war unter den Augen der Oberstatthalterin die katholische Kirche in ihrem alten Glanz und in ihrer Herrschaft hergestellt, die Spuren der Zerstörung getilgt worden; die Reformierten zitterten unter dem Terrorismus des neuen Strafedikts, kaum in ihrer häuslichen Andacht gegen Verfolgung gesichert. Die königliche Macht war stärker als je zuvor. Margarete hatte nicht versäumt, den Bruder von diesem Triumph seiner Hoheitsrechte in Kenntnis zu setzen, und ihm geraten, er möge durch sein persönliches Erscheinen die zurückgekehrte Ordnung kräftigen, den Gemütern wieder Beruhigung und Vertrauen einflößen. König Philipp beobachtete seine gewöhnliche Hinterhaltigkeit. Als die Absendung des eisernen Herzogs schon beschlossene Sache war, nährte er noch immer den Glauben, daß er demnächst selbst nach Brüssel kommen werde; ja als Alba bereits seine Bestallungsdekrete in der Tasche hatte, hieß es noch, er sei nur der Vorläufer des Monarchen. Die Regentin ließ er ganz in Unsicherheit über ihre Stellung. Vergebens machte sie, als an dem Einrücken Albas nicht mehr zu zweifeln war, dem König Vorstellungen über die unwürdige Lage, in die sie durch die Ankunft eines Oberbefehlshabers gesetzt werde, über dessen Stellung zu ihrer eignen Regierung sie im Ungewissen sei; er möge sie doch nach einer achtjährigen treuen Amtsverwaltung nicht in den Augen des Volks herabsetzen, nicht in ihrer Ehre kränken. Es erfolgten höfliche Antwortschreiben, die aber die Hauptsache unentschieden ließen. Unterdessen rückte das Heer immer näher, und Alba hielt seinen Einzug in die Hauptstadt. Der Herzog war ein zu erprobter Diener seines Herrn, als daß er das feine Gespinst der spanischen Staatskunst durch barsches, verletzendes Auftreten gegenüber der Kaisertochter hätte zerreißen mögen. Er ließ es bei seiner Aufwartung im Schloß nicht an Artigkeit und äußerlicher Unterwürfigkeit fehlen; mit seinen ausgedehnten Vollmachten hielt er behutsam zurück; sie sollten nur nach und nach, nur stück- und stoßweise bekannt werden. Die kluge Italienerin erkannte jedoch bald, daß es mit ihrer Macht und Autorität zu Ende sei; die wallonischen Besatzungen, deren Aufnahme in den größeren Städten sie mit so vieler Mühe, mit Gewalt und Drohungen bewirkt hatte, wurden durch spanische und italienische Mannschaften verstärkt oder ersetzt, ohne daß der Herzog zuvor ihre Einwilligung eingeholt oder ihre Mitwirkung begehrt hätte. Sie sei zu sehr mit andern Geschäften überhäuft, äußerte er, als daß er sie auch noch mit den militärischen Anordnungen behelligen wollte. Die Munizipalbehörden mußten die Schlüssel der Stadtthore ausliefern; die Berufung auf ihre Privilegien blieb unbeachtet. Die Herzogin war tief verletzt. „Sie habe ihre Gesundheit, vielleicht ihr Leben aufs Spiel gesetzt,“ schrieb sie nach Madrid, „und nun, da sie die Ruhe hergestellt, ja den König mächtiger als zuvor gemacht, nun

komme ein andrer, um die Frucht ihrer Mühen und Leiden zu ernten." Sie bot dem Monarchen ihre Entlassung an, man gab ihr einen ausweichenden Bescheid.

Düstere Stimmung.

Seit dem Einzug des Herzogs lag ein Gefühl von Angst und Sorge, eine tiefe Niedergeschlagenheit auf den Gemütern; es war allen zu Mut, „als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht daran zu stoßen"; der Tag des Gerichts für alle vergangenen Sünden schien heranzubrechen. Das sonst so geräuschvolle heitere Leben war verstummt. „In den gesamten Niederlanden," sagt Motley, „war nur ein Gefühl des kalten und hoffnungslosen Entsetzens. Die, welche noch eine Möglichkeit zu entrinnen sahen, flüchteten in Eile über die Grenze. Alle fremden Kaufleute verließen die großen Märkte. Die Städte wurden so still, als wenn die Pest in allen Gassen hauste." Man ahnte, daß der Herzog gekommen sei, zu strafen und zu rächen, daß den Niederlanden die alten Rechte entrissen werden sollten, auf Grund deren sie sich so oft vermessen hatten, gegen den Willen des Königs Opposition zu machen; daß man die Provinzen der unbedingten Herrschaft des kastilischen Staatsrats unterwerfen wolle, wo kein Niederländer Sitz und Stimme habe; daß das absolute Königtum, wie es in Spanien und Italien bestehe, auch in dem burgundischen Reich aufgerichtet, die Inquisition und die Religionsedikte zu voller Herrschaft gebracht werden sollten.

Egmont und Hoorn verhaftet.

Was man in den Niederlanden im bangen Herzen ahnte, war schon vor Monaten in Madrid beschlossen worden. Auch die Mittel und Wege zu diesem Ziel waren bereits bestimmt und die Vollziehung dem Mann übertragen, dessen Geist so unfruchtbar an Ideen, so dürr und trocken war, wie der des Königs, dessen politischer Gedankenkreis über den toten Mechanismus eines starren Regierungssystems, über die leblosen Formen und Institutionen eines methodisch durchgeführten Absolutismus nicht hinausreichte, dem ein militärischer Despotismus, eine hierarchische Kirchenverfassung mit Glaubenseinheit und Religionszwang und ein schrankenloses Regiment mit gefügigen Organen als die einzig festen Grundlagen eines wahren Königtums erschienen. Von welcher Art diese Mittel und Wege sein würden, hatte Oranien richtig erkannt: man wollte die Hirten erschlagen, um der führerlosen Herde desto sicherer Meister zu werden. Als erste Opfer waren ausersehen Oranien, Egmont, Hoorn, Montigny, Hoogstraten u. a. Es war kein schwieriges Werk, den flandrischen Grafen, der mit leichtem Sinn und sorglosem Vertrauen an dem Rand des Abgrunds hinschritt, alle Warnungen befreundeter Menschen in den Wind schlagend, in das Netz zu locken; die gleisnerische Freundlichkeit und Artigkeit des Herzogs machte ihn um so sicherer; er nahm teil an den glänzenden Festlichkeiten des Culemborghschen Palastes, er zeigte sich empfänglich für die Freundschaft und Bewunderung, die ihm Albas Sohn, der Großprior Ferdinand von Toledo, aufrichtigen Herzens entgegenbrachte. Mehr Mühe kostete es, den Admiral Hoorn aus seiner Zurückgezogenheit nach Brüssel zu locken: aber durch Freundschaftsbeteuerungen, durch die Versicherung, daß er für seinen Vermögensaufwand durch die Huld des Königs reichlich entschädigt und belohnt werden sollte, durch allerlei Hofkünste und

Intrigen, wobei man selbst Egmonts Namen einflocht, ließ auch er sich bethören und leistete der Einladung Folge. Nun glaubte Alba den Zeitpunkt gekommen, zur Ausführung seines tückischen Vorhabens zu schreiten. Wir wissen, daß er vor vielen Jahren in Halle den Landgrafen Philipp von Hessen in seinem Schlosse als Gefangenen zurückgehalten (X, 750). Er bildete sich auf jenes Meisterstück diplomatischer Arglist so viel ein, daß er es noch einmal zu versuchen beschloß.
9. Sept. 1567. Unter dem Vorwand einer Beratung über den Plan zur Befestigung Antwerpens lud er die beiden Grafen, die bei seinem Sohn Ferdinand einem Gastmahl anwohnten, zu sich in seinen Palast und kündigte, nachdem er zuvor Egmonts vertrauten Geheimschreiber Backerzeele und den Bürgermeister von Antwerpen Anton von Straalen hatte in Haft setzen und alle Papiere und Briefschaften des flandrischen Statthalters in Sicherheit bringen lassen, den beiden bestürzten Edelleuten an, daß sie seine Gefangenen seien. Tief bewegt überreichte Egmont dem eintretenden spanischen Hauptmann seinen Degen mit den Worten: „er hat in vergangenen Zeiten dem König manchen Dienst geleistet". Der Graf wurde in ein dicht verschlossenes Gemach im obern Stock des Hauses gebracht und dort Tag und Nacht von spanischen Soldaten bewacht. Auf dieselbe Weise verfuhr man mit Hoorn. Vierzehn Tage blieben sie in diesem Gewahrsam; dann wur-
23. Sept. den sie nach dem Schloß von Gent abgeführt. Wie gern hätte Alba auch dem Fürsten von Oranien dasselbe Los bereitet; dieser war aber der treulosen spanischen Politik unerreichbar; auch Hoogstraten, der ihn nach Deutschland begleitet hatte, wurde zu seinem Glück auf der Rückreise in Köln durch eine Wunde zurückgehalten. Als Kardinal Granvella, der damals in Rom weilte, von dem gelungenen Staatsstreich Kunde erhielt, fragte er, ob der Herzog auch „den Schweigsamen" in sein Netz gezogen habe. Auf die Verneinung sagte der Kluge: „dann hat er nichts gefangen".

Abreise der Statthalterin. Die Verhaftung des Grafen, der noch vor kurzem mit königlicher Macht über Flandern geherrscht hatte, erregte die größte Bestürzung im ganzen Land und trieb abermals Tausende zur Flucht. Selbst die Androhung von Todesstrafe und Konfiskation vermochte die heimlichen Auswanderungen nicht zu verhindern. Wenn solche Häupter nicht mehr sicher sind, wer war dann außer Gefahr? Auch die Regentin war von dem Vorgang tief ergriffen; nicht als ob sie Mitleid oder Teilnahme mit den Gefangenen empfunden hätte; sie hatte sich oft genug über sie geärgert und gönnte ihnen ihr Schicksal. Allein daß der Herzog den Staatsstreich ohne ihr Mitwissen vollführt hatte, das brachte ihr die eigne Ohnmacht so recht zum Bewußtsein. Es lautete wie Hohn wenn Alba auf ihre Beschwerde erwiderte, er habe die Verantwortlichkeit und Unpopularität der Maßregel von ihr abwenden und auf sein eignes Haupt laden wollen. Ihr verletzter Stolz machte sich in unzufriedenen Reden und in Klagbriefen an den König Luft. Sie bestand auf ihrer Entlassung und blieb nur so lange im Land, bis dieselbe eintraf. Diese Haltung gegenüber dem so verhaßten tyrannischen Gebieter und ihre

wiederholte Verwendung bei dem König um Vergebung und Gnade für das geknechtete Volk verschaffte ihr bei den Niederländern mehr Sympathie als sie jemals besessen und jemals verdient hatte. Die Wohlfahrt der Provinzen war ihr nie so sehr am Herzen gelegen als ihr Ehrgeiz und ihr Herrscherstolz. Daß in dem Augenblick, da sie die Niederländer demütig zu ihren Füßen sah und ihr stolzes Herz sich an der so mühsam errungenen Würde und Hoheit erfreuen konnte, ein andrer kam um die Früchte zu ernten, darin lag der Stachel, der so tief in das Fleisch eindrang. Im Oktober brachte ihr Geheimschreiber aus Madrid Briefe vom Staatsrat und vom König, die ihr meldeten, daß man unter Danksagung für die pflichttreue Verwaltung sie ihrem Wunsch gemäß der weiteren Amtsführung enthebe und als Anerkennung ihrer Dienste ihr Jahreseinkommen erhöhe. Gern hätte sie nach dem Vorbild ihres kaiserlichen Vaters vor den versammelten Generalstaaten feierlich Abschied genommen. Das Schaustück wurde aber nicht gestattet. Gegen Ende Dezember verließ Margarete die Niederlande, betrübt über das geringe Vertrauen des Königs, dem sie doch stets so sehr zu Willen gelebt, aber erfreut über die Dank- und Beileidsadressen des Volks und über beträchtliche Geldgeschenke von seiten der größeren Städte. Sie reiste über Deutschland nach ihrem Herzogtum Parma, das sie jedoch, da sie mit ihrem Gemahl stets in Unfrieden lebte, bald mit Neapel vertauschte. Zu gleicher Zeit wurde Macht und Titel eines Oberstatthalters mit dem Oberbefehl über das Heer und Kriegswesen vereinigt und somit die gesamte öffentliche Gewalt in die Hand des Herzogs gelegt.

Errichtung des Rats der Unruhen.

Noch ehe die Regentin die Niederlande verlassen hatte, traf Alba die Anordnungen zur Durchführung seines despotischen, terroristischen Systems. Da die Landesgerichte nicht zuverlässig genug schienen und die herkömmlichen Prozeßformen zu viel Zeit erforderten, so wurde ein außerordentlicher Gerichtshof eingesetzt, der „Rat der Unruhen“, von den Niederländern als „Blutrat“ bezeichnet. Er bestand aus zwölf Mitgliedern, teils eingebornen Royalisten, wie Barlaimont, Hessels, Noircarmes u. a., teils spanischen Rechtsgelehrten, wie Del Rio und Vargas. Der letztere, Juan de Vargas, ein Mann von übelem Leumund und sehr zweideutiger Vergangenheit, der weder der flämischen Sprache noch der heimischen Gesetze und Rechte kundig war, wurde zum Vorsitzenden ernannt. Er that dem grollenden Herzog wegen seiner „jugendfrischen Thätigkeit“ am meisten Genüge. Um seinetwillen mußten denn auch die Verhandlungen in lateinischer Sprache, die er übrigens nur sehr unvollkommen verstand, geführt werden. In mehrere Sektionen geteilt, sollte dieser neue Justizhof alle Rechtsfälle sowohl in Zivilsachen als in peinlichen Angelegenheiten vor sein Forum ziehen, um sie endgültig ohne jedwede Berufung zu entscheiden. Viglius schützte seinen geistlichen Charakter vor, um sich von dem verhaßten Tribunal fern zu halten, stand aber seinem „erlauchten Herzog“ bei der Auswahl der Räte thätig zur Seite. Von der Zeit an fanden Freiheitsbriefe, Gesetze, Privilegien keine

Beachtung mehr, der Staatsrat und das hohe Gericht von Mecheln schwanden zu einem Schatten herab, und die Jagd auf Hochverrat mit Hilfe von Spionen, Angebern und Torturen nahm ihren Anfang mit steigender Wut und Grausamkeit. Die tyrannischen Befehle des Herzogs waren die einzig gültigen Gesetze und Rechtsnormen. Die Hochverratsfälle waren in so unbestimmte Angaben, in so weite Grenzen gefaßt, daß bei der großen Thätigkeit der Richter und ihrem Eifer Schuldige zu entdecken „ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich eine strohlumpene Vogelscheu zusammenkünsteln konnte", die zur Verurteilung hinreichte. Dabei spielten die Vermögensumstände des Angeklagten eine wichtige Rolle. Denn mit dem Todesurteil war auch stets Einziehung der Güter verbunden.

„Jedermann soll das Gefühl haben," schrieb Alba dem König, „daß sein Haus ihm jeden Tag über dem Kopf zusammenbrechen könne. Auf diese Weise würden die Menschen bewogen werden, zur Sühnung ihrer Verbrechen größere Summen zu zahlen." Nicht nur er selbst und seine Diener und Werkzeuge wollten sich bereichern; das Land sollte auch für die Kosten aufkommen, welche die Unterhaltung der Truppen und die Maßregeln der Unterjochung der Staatskasse bereiteten. Es sei besser, meinte er, über ein ruiniertes Land zu regieren, das seinem Gott und König treu geblieben, als über ein wohlhabendes, das dem Teufel und der Ketzerei anheimgefallen.

Die Thätigkeit des neuen Blutgerichts. So begann denn die Blutarbeit eines Gerichtshofs, der kaum in dem Pariser Revolutionstribunal vom Jahr 1793 seinen Rivalen finden sollte. Habsucht, Blutgier und Fanatismus suchten um die Wette ihre Opfer. An allen Orten sah man Galgen und Schafott errichtet; Scheiterhaufen loderten für die reformierten Geistlichen und die hartnäckigen Bekenner des Evangeliums; an die Balken niedergerissener Gotteshäuser knüpfte man sowohl bilderstürmende Neuerer als friedfertige Calvinisten und Lutheraner auf. Die Kerker füllten sich mit Edlen, die man noch einige Zeit zwischen Angst und Hoffnung schweben ließ, bis das Henkerbeil auch sie traf. Massenweise wurden alle, die als Teilnehmer der Opposition gegen die neuen Bistümer, gegen die Inquisition und die Ketzeredikte angezeigt worden, die den calvinischen Predigten angewohnt oder die Symbole und Andachtszeichen der katholischen Kirche nicht verehrt, durch die Schergen der Tyrannei aus ihren Häusern in die Gefängnisse und von da auf die Richtstätten geschleppt. Ein dumpfer Schrecken lagerte sich über Stadt und Land; all' das fröhliche Leben, das sonst mit so lauter Lust sich regte, war dahingeschwunden, das Entsetzen eines großen allgemeinen Grabes erfaßte alle Gemüter. Die Menge der Schlachtopfer, die vom September 1567 bis Juni 1568 durch die Hände der Scharfrichter und Henker starben, wird bald auf 800, bald auf 1500 berechnet, bald als zahllos angegeben. Der Kürze wegen fanden die Hinrichtungen meistens gruppenweise statt. „Die Galgen, Räder, Scheiterhaufen und die Bäume an den Landstraßen," sagt ein alter Schriftsteller, „waren mit den Leich-

namen und Gliedern der Gehängten, Enthaupteten oder durch Feuer Getöteten beladen, so daß die Luft, welche Gott zum Atmen für die Lebenden schuf, nun das gemeinschaftliche Grab oder die Wohnung der Toten wurde. Jeder Tag hatte seine Trauer und der Klang der Totenglocke, geläutet zu der Hinrichtung der zahllosen Schlachtopfer, hallte wieder im Herzen der Kinder, Eltern, Verwandten und Freunde." An den Entflohenen wurde die Strafe im Bild vollstreckt und das hinterlassene Vermögen eingezogen. Und als ob die Natur mit den Menschen wetteifern wollte, das Maß des Elends und Jammers voll zu machen, trat noch eine ungewöhnliche Winterkälte, Mißwachs und Teurung ein. Im westlichen Flandern rotteten sich Haufen von Bedrohten, Verratenen, Schuldbewußten in den Wäldern zusammen und führten als „wilde Geusen" einen Krieg im kleinen gegen ihre Dränger, so daß starke Heerkräfte wider sie aufgeboten werden mußten. Die Bande des gesellschaftlichen Lebens drohten sich aufzulösen, die Zeiten der Barbarei und der Selbsthilfe kehrten zurück. Die Verzweiflung trieb zu Verschwörungen. Selbst Maximilian von Österreich fühlte sich veranlaßt, im Namen von Kaiser und Reich dem Verwandten in Madrid Vorstellungen zu machen und ihn zu größerer Schonung der Niederlande aufzufordern. Philipp antwortete, was er thue, geschehe für die Beruhigung der Provinzen und für die Beschützung des katholischen Glaubens. März 1568.

Der Schmerzensschrei des niederländischen Volks drang nach Dillenburg zu Wilhelm von Oranien. Zahllose Flüchtlinge aller Stände stellten sich bei ihm ein und flehten ihn an, das unglückliche Vaterland zu retten. Auch gegen ihn hatte sich Albas Rache gekehrt. Erzürnt, daß der Fürst seinen Krallen entronnen war, hatte er ihn „den Urheber und eifrigsten Beförderer des Aufruhrs" zur Verantwortung vor den Rat der Unruhen geladen und als Oranien in einer „Rechtfertigung" die Beschuldigungen energisch zurückwies, des Königs Gerechtigkeitssinn gegen die schlimmen Ratgeber anrief und das Tribunal für inkompetent erklärte, wider ihn, einen Ritter des Goldenen Vlieses, gerichtlich vorzugehen, seine Besitzungen in den Niederlanden mit Beschlag belegt. Da glaubte nun Wilhelm, der um diese Zeit seinen Übertritt zu der Religion seiner Jugend offen bekannt machte, nicht länger zögern zu dürfen, zur Rettung der unterdrückten Landsleute und Glaubensgenossen das Schwert zu ziehen. Als die Geldbeiträge, die ihm heimlich von der Antwerpener Kaufmannschaft, von einigen Städten und Edelleuten, von den Leidensgefährten im Exil zuflossen, zu den Kriegsrüstungen nicht hinreichten, verkaufte er sein Silberzeug, seinen Schmuck, alles wertvolle Hausgerät, verpfändeten er und seine Brüder ihre Güter gegen Darlehen. Er legte auf einer Zusammenkunft mit mehreren deutschen Fürsten die Notwendigkeit einer Waffenhilfe dar; er knüpfte Verbindungen an mit den Hugenotten Frankreichs. Im April hatte er so viele Streitkräfte gesammelt, daß er einen bewaffneten Einfall zu unternehmen wagte. Niederländische Exulanten, französische Hugenotten und deutsche Söldner bildeten die drei Heerhaufen, welche

Oranien und Alba.

gleichzeitig gegen Artois, Brabant und Friesland vorgehen sollten. Allein die Zeit war noch nicht erfüllt. Sollte das Unternehmen gelingen, so mußte eine Erhebung im Land selbst der Hilfe von außen die Hand bieten; aber Albas Schreckensregierung hielt noch den Mut und den Arm der Flamänder in Fesseln; die Geldmittel, welche Oranien mühsam auftrieb, reichten nicht lange hin; und wie sollten zusammengelaufene Kriegsscharen den spanischen Truppen gewachsen sein, die noch überdies bei Frankreich Vorschub fanden? So wurden die beiden südlichen Abteilungen, wovon die eine von dem Hugenotten Cocqueville, die andre von Hoogstraten und Villers befehligt war, schnell überwältigt; Hoogstraten rettete sich durch die Flucht, die beiden andern gerieten in Gefangenschaft und starben auf dem Schafott. Nur die dritte Abteilung, mit welcher Wilhelms beide Brüder, Ludwig und Adolf von Nassau, in Friesland bis in die Nähe von Gröningen vordrangen, feierte einen glänzenden Sieg über Aremberg, den ritterlichen und waffenkundigen Statthalter der nördlichen Lande. Gegen seine Überzeugung von den spanischen Soldaten zu einem ungestümen Angriff wider die aus deutschen Soldknechten und flämischen Emigranten bestehenden Feinde gedrängt, welche eine durch Wald und Sumpf gedeckte Stellung gewonnen hatten, erlitt er bei dem Kloster Heiligenlee eine vollständige Niederlage. Sechzehnhundert spanische Krieger lagen tot oder schwer verwundet auf dem morastigen Waffenfeld umher, unter ihnen der tapfere royalistisch gesinnte Anführer, in seiner Entstellung nur kenntlich durch die Insignien des Vliesordens, welche Ludwig seinem Bruder als stolzes Siegeszeichen zusandte. Die Freude wurde noch erhöht durch die beträchtliche Beute, womit die murrenden deutschen Soldknechte auf kurze Zeit befriedigt werden konnten. Aber auch die Sieger hatten ein teures Haupt zu beweinen; Adolf von Nassau, Wilhelms jüngerer Bruder, ein schmucker Kriegsheld von siebenundzwanzig Jahren, war im tapfern Kampf gefallen.

Treffen bei Heiligenlee. *24. Mai 1568.*

Hinrichtungen.

Alba geriet bei der Nachricht über den Ausgang der Schlacht bei Heiligenlee in die größte Wut. Er erkannte die Gefahr, welche für ihn entstehen könnte, wenn der Fürst von Oranien sich mit seinem Bruder vereinigen und unter dem Eindruck des errungenen Siegs zum weiteren Angriff vorschreiten würde. Er beschloß daher in eigner Person an der Spitze eines beträchtlichen Heeres dem Feind entgegenzuziehen. Aber zuvor wollte er die Gemüter mit neuem Schrecken schlagen, daß der Arm seiner Widersacher gefesselt niedersänke; eine großartige Katastrophe sollte der Nation beweisen, daß unter der spanischen Herrschaft für Abfall und Ungehorsam keine Versöhnung und Gnade zu hoffen sei. Nachdem als Vorspiel über Oranien und alle seine adligen Genossen ewige Verbannung und Beschlagnahme ihrer Güter ausgesprochen und der Culemborghsche Palast, von wo einst „die Verschwörung gegen die Kirche und den König“ ausgegangen, dem Erdboden gleich gemacht worden, wurden neunzehn Edelleute, meistens frühere Mitglieder des Geusenbundes und bereits von dem „Blutrat“ zum Tod

verurteilt, aus Schloß Vilvoorde, ihrem bisherigen Gefängnis, nach der Hauptstadt geführt und auf dem von spanischen Soldaten umringten Rathausplatz 1. Juni 1568.
sämtlich enthauptet. Acht der Hingerichteten, die im römisch-katholischen Glauben gestorben waren, erhielten ein christliches Begräbnis; die Leichen der übrigen wurden verurteilt, am Galgen zu verfaulen; ihre Köpfe auf Pfähle aufgepflanzt sollten dem Volk als Zeichen des Schreckens dienen. Damit war aber Albas Blutdurst noch lange nicht gestillt. Am folgenden Tag wiederholte sich das 2. Juni.
Schauspiel, indem zehn oder zwölf andre vornehme Gefangene, unter ihnen Hoogstratens Kriegsgefährte Villers, durch die Hand des Scharfrichters starben.

Mit solchen Szenen wurde der Hauptakt der Tragödie eingeleitet, der nun den Augen der Brüsseler Bevölkerung vorgeführt ward, die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn. Es schien dem Herzog ratsam, ehe er ins Feld zog, sich den Rücken zu decken, damit nicht etwa ein Volkstumult die Kerker öffne oder die zahlreichen Verwendungen und Fürbitten hochstehender Persönlichkeiten dem König eine Begnadigung entlockten. Zu dem Letzteren war nun wohl bei der rachsüchtigen Natur Philipps II. wenig Aussicht. Er hatte mit der größten Freude und Befriedigung die glücklich vollbrachte Verhaftung der beiden Grafen vernommen und seitdem keine Spur von Milde oder Gnade gezeigt. Neun Monate saßen bereits die Unglücklichen im Burgverlies von Gent, abgeschlossen von der Luft und der Außenwelt, getrennt von den Ihrigen, deren Anblick ihnen streng versagt war, durch die Einziehung ihres Vermögens in die tiefste Armut versetzt, so daß sie für ihre Lebensbedürfnisse auf die Unterstützung ihrer Freunde und Verwandten angewiesen waren. Es brachte den Gefangenen wenig Nutzen, daß sie als Ritter des Goldenen Vließes das Privilegium hatten, nur von dem Kapitel und dessen Oberhaupt, dem König, gerichtet zu werden; man beachtete diese Berufung sowenig, als die Vorstellungen des Kaisers, der deutschen Fürsten, der treugesinnten flämischen Edelleute und Staatsräte zu gunsten der unglücklichen Grafen. Ihr Untergang war zwischen Alba und dem König bereits eine beschlossene Sache; es mußten nur Gründe zu einer Anklage auf Hochverrat aufgetrieben werden, damit man die Ermordung in eine gerichtliche Form kleiden könne. Und auch dies war keine so schwierige Aufgabe. Da in den Augen des Königs und der spanischen Inquisitionsrichter das ganze Volk als schuldig erschien, der eine Teil, weil er sich gegen die Krone und die Kirche aufgelehnt, der andre, weil er die Umtriebe nicht verhindert, so konnte man sowohl aus den Antworten der Gefangenen selbst, die man mehrere Tage lang durch Verhöre bedrängte, als aus den Angaben und Aussagen ihrer Freunde oder Gegner in den Provinzen leicht so viel Stoff zusammentragen, daß man eine Anklageschrift von neunzig Artikeln gegen Egmont, von dreiundsechzig gegen Hoorn aufzustellen vermochte. Wenn man in der Haltung, die sie seit der Abreise des Königs gegen Granvella eingenommen, in dem Dringen auf Einberufung der Generalstaaten, in der Konnivenz gegen die Ligue, in der Gestat-

Verurteilung Egmonts und Hoorns.

tung der Reformationspredigten und bewaffneten Zusammenkünfte Beweise finden wollte, daß sie mit Wilhelm von Oranien den Plan gehabt hätten, die spanische Regierung zu stürzen und die Herrschaft an sich und ihre patriotischen Freunde zu bringen, so war das Fundament zu der Hochverratsklage bald gelegt. Egmont und der Admiral weigerten sich anfangs, dem neuen Tribunal, das sie nicht für befugt und berechtigt anerkennen wollten, ihre Verteidigung einzureichen; als man ihnen jedoch erklärte, daß dann eine Verurteilung in Kontumaziam erfolgen würde, benutzte Egmont die fünf Tage, die man ihm zur Ausarbeitung gestattete, um die Anklagepunkte zu widerlegen, sein Verhalten in den einzelnen Fällen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, seine loyale Gesinnung darzuthun. Eitles Bemühen; seine Angaben wurden unter den Händen der Feinde durch Verdrehungen und Deutungen zu neuen Fallstricken wider ihn. Auch Hoorn verfaßte eine Verteidigungsschrift, schlicht und gerade, dem ganzen ehrlichen Charakter des Mannes entsprechend. Auf Grund dieser Aktenstücke fertigten dann die fünf Sachwalter, die man ihnen zuletzt noch beigab, die juristische Verteidigung aus, welche dem Rat der Unruhen vorgelegt wurde. Alle Bemühungen der Anwälte, den Prozeß vor das Gericht des Ordens zu bringen, waren vergebens; der König erklärte übereinstimmend mit dem Oberbefehlshaber, daß Fälle des Hochverrats außerhalb der Kompetenz der Vliesritter lägen. Jetzt drängte der Kronanwalt auf Entscheidung der schon so lange schwebenden Klagsache; Alba, beunruhigt durch die Berichte von dem Kriegsschauplatz und im Begriff selbst ins Feld zu ziehen, unterstützte die Forderung. Und nun genügte ein einziger Tag, um den Blutrat unter Vargas Vorsitz zu dem Ausspruch zu bringen, daß die beiden Angeklagten sich des Hochverrats und Aufruhrs schuldig gemacht und demgemäß durch das Schwert enthauptet werden sollten. Am Abend des 4. Juni erschien Alba selbst in der Sitzung und bestätigte das Urteil.

Das Hochgericht in Brüssel.

Der fünfte Juni des Jahrs 1568 war für die Bewohner Brüssels der traurigste Tag, den sie während der Schreckensregierung durchlebt, es war der Tag der Hinrichtung der beiden geliebten und verehrten Grafen. Man hatte sie aus dem Schlosse von Gent unter starker Bewachung nach der Hauptstadt gebracht, um dort, wo man sie so oft in Pracht und Herrlichkeit geschaut, ihr blutiges Ende zu finden als die Opfer einer unerhörten Tyrannei, eines grausamen Justizmords. Eine zahllose Menschenmenge umstand den Platz, wo die Schauszene vor sich gehen sollte, alle Fenster und Dächer der angrenzenden Häuser waren mit trauernden Zuschauern gefüllt. Egmont wurde zuerst herbeigeführt. Er hatte mit dem Bischof von Ypern, einem befreundeten Prälaten, die letzten Stunden mit Gebet, Beichte und religiösen Gesprächen verbracht, hatte dem König einen rührenden Abschiedsbrief geschrieben „an der Schwelle des Todes“, ihm unter heiliger Versicherung, daß er niemals die Absicht gehabt, gegen die Person oder Regierung des Monarchen und gegen den wahren katholischen Glauben etwas zu unternehmen, sein Weib, seine Kinder und seine Dienerschaft zur gnädigen Berück-

sichtigung empfohlen, und bestieg dann, gekleidet in ein Gewand von rotem Damast, darüber ein golddverbrämter spanischer Mantel, auf dem Haupte seinen Federhut, mutig und gefaßt das mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Schafott. Nachdem er das silberne Kruzifix zu wiederholten Malen geküßt und von dem Bischof die Absolution empfangen, kniete er nieder und die Worte sprechend: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist", erwartete er ruhig den Todesstreich. Als das Haupt durch das Richtschwert fiel, füllte ein Schrei des Entsetzens die Lüfte und Manche durchbrachen die Reihen der spanischen Wächter, um ihre Tücher in das edle Blut zu tauchen und sie als kostbare Pfänder der Liebe und als Mahner zur Rache mit heiliger Treue aufzubewahren. — Es war Mittag geworden, als der Freund und Gefährte des Toten, der Admiral Graf Hoorn, zur Richtstätte gebracht ward. Der schöne stattliche Mann von hohem Wuchs und fester militärischer Haltung trug in seinen Mienen die Spuren der sittlichen Entrüstung, welche die spanische Tücke und Grausamkeit in seiner Seele erzeugt hatte. In schwarzer Kleidung und unbedeckten Hauptes schritt er sicheren Trittes durch die Menge, einigen Freunden, die er unter den Umstehenden erkannte, den letzten Gruß zuwinkend. Bei dem Anblick des Leichnams seines Leidensgefährten, über den man ein schwarzes Tuch gebreitet, sprach er leise einige kastilische Worte, rief den Zuschauern ein letztes Lebewohl zu und kniete zum Gebet nieder, ohne jedoch das Bild des gekreuzigten Heilands mit den Lippen zu berühren. Dann zog er eine mailändische Mütze über das Angesicht und empfing ruhig und gefaßt den Todesstreich. Nachdem die Häupter einige Stunden auf den eisernen Stäben an den Ecken des Blutgerüsts aufgepflanzt waren, wurden sie abgenommen und mit den Körpern vereinigt in bleierne Särge gelegt. Die Überreste Egmonts schaffte man in das Kloster St. Klara, die des Grafen Hoorn in die St. Gudulakirche. Von dort wurden sie, da die herbeiströmende Menge die Enthaupteten als heilige Märtyrer verehrte, auf die Familiensitze in der Provinz gebracht und in den Grüften ihrer Ahnen beigesetzt.

Die Hinrichtung der beiden Männer war nicht nur ein Verbrechen, sie war auch ein großer politischer Fehler. Der flandrische Graf Egmont war dem spanischen Herrscher ein durchaus ungefährliches Haupt. Von schwankendem Charakter, ohne andre hervorragende Eigenschaften als militärische Bravour, eitel durch die Huldigung und den Beifall des Volks, die dem schönen lebensfrohen Mann von so anmutigem Wesen über Verdienst dargebracht wurden, durch ein Lächeln vom Thron, durch das kleinste Zeichen von Hofgunst so leicht zu gewinnen und zu bestimmen, dabei der katholischen Kirche ohne Wanken und innere Widersprüche zugethan, war Egmont ganz geschaffen die Herrschaft Philipps in den Niederlanden zu stärken und zu befestigen, wäre dieser der Politik des Vaters gegenüber dem beweglichen und doch so lenksamen Volk treu geblieben. Fast wider seinen Willen wurde der ritterliche Mann in die Reihen der Malkontenten gedrängt, und seine Opposition war stets weniger hervortretend als seine Ergebenheit und Verurteilung der That.

Fügsamkeit. Sein Ehrgeiz war nie so mächtig, daß er ihn von dem Pfad der Loyalität abgelenkt hätte. Noch mindere Veranlassung zu Befürchtungen gab der gerade, biedere Admiral. Er hatte im Dienst der beiden Monarchen, welche über sein Vaterland regierten, sein Vermögen und seine Kräfte aufgewendet, ohne Dank oder Entschädigung zu erlangen. Dies hatte ihn verstimmt und mürrisch gemacht und zu den mißvergnügten Patrioten geführt. Wenn er der katholischen Kirche minder eifrig zugethan war als Egmont, wenn er die Inquisition haßte und dem Grundsatz religiöser Duldung huldigte, so war er anderseits ein entschiedener Gegner des Geusenbundes und des wüsten Treibens Brederodes und seiner Genossen. Noch niemals hat wohl Despotismus und königliche Rachsucht im Bund mit dem Neid und der Rivalität eines übermütigen Heerführers so unverständig und unpolitisch die Opfer eines Justizmords ausgewählt. Der tote Egmont war ein viel gefährlicherer Gegner des Königs Philipp als der lebende; denn die Verehrung des Volks für den Märtyrer der niederländischen Freiheit und Rechte steigerte sich zur Schwärmerei. Ihn zu rächen erschien fortan als die heiligste Pflicht jedes Patrioten.

König Philipp dehnte seinen Groll sogar auf die Gräfin aus, die mit elf Kindern der bittersten Armut preisgegeben war. Die Schwester des Pfalzgrafen von Bayern, deren Vermählung einst mit königlicher Pracht in Anwesenheit des Kaisers und so vieler fürstlichen Hoheiten gefeiert worden, sah sich jahrelang auf die Unterstützung ihrer Verwandten und Freunde gewiesen. Selbst der Herzog von Alba legte in Madrid Fürbitte für die unglückliche und hilflose Familie des Hingerichteten ein. Aber der steinharte Despot würdigte lange Zeit weder die Bittschriften der Gräfin noch die Verwendungen der deutschen Fürsten einer Beachtung, bis die Zeit die Gefühle der Rache abgeschwächt hatte.

Montignys Ermordung.

Und als ob der König auf den Ruhm, den sich sein Diener durch die Hinrichtung der beiden flämischen Grafen erworben, eifersüchtig wäre, hat er das grausame Verfahren desselben nachgeahmt, dem hingemordeten Admiral den Bruder ins Grab nachgesendet. Es ist uns bekannt, daß vor zwei Jahren der Markgraf von Berghen und der Herr von Montigny im Auftrag der Regentin und des Staatsrats nach Madrid gereist waren, um dem König die Wünsche und Bitten der Regierung vorzutragen. Wie oft sie auch nach Beendigung ihrer Mission um ihre Entlassung baten, sie wurden mit allerlei gleisnerischen Reden und Vertröstungen zurückgehalten. Berghen, der schon seine Hinreise wegen Krankheit hatte verschieben müssen, starb am 21. Mai 1567 in Madrid, und sofort gab Philipp Befehl die großen Besitzungen des Markgrafen, der zur hohen Aristokratie gehörte und Ritter des Goldenen Vließes war, unter Sequester zu legen. Nach Albas Ankunft in den Niederlanden wurde Montigny schärfer bewacht; er war von Granvella als eines der Häupter der Opposition denunziert worden und in religiösen Dingen teilte er die Ansichten seines Bruders, des Grafen Hoorn. Von einer Entlassung aus Spanien war nun nicht mehr die Rede und eine heimliche Flucht wurde durch strenge Überwachung und Vorsichtsmaßregeln

unmöglich gemacht. Als im September der König die frohe Botschaft von der Verhaftung Egmonts und der andern Edelleute empfing, ließ er auch gegen Montigny die heuchlerische Maske fallen. Der niederländische Edelmann wurde von einigen Bewaffneten aufgegriffen und in das feste Schloß von Segovia abgeführt. Die Fürbitten seiner Mutter und seiner jungen Gattin, die ihm nach der Abreise ein Söhnchen geboren, das des Vaters Angesicht nie schauen sollte, fanden keine Erhörung; eine verabredete Flucht, wozu schon alle Anstalten getroffen waren, wurde im letzten Augenblick verraten und vereitelt. Nach der Hinrichtung Egmonts und Hoorns erhielten die beiden zuverlässigsten Richter des Brüsseler Blutrats, Vargas und del Rio, von Alba Befehl, auch gegen Montigny mit einer Klage wegen Majestätsbeleidigung vorzugehen. Man hatte den Gefangenen, der sich ebenso vergeblich wie die beiden Grafen auf sein Vorrecht als Ritter des Goldenen Vlieses berief, in Segovia einem Verhör unterworfen; aber seine Verteidigung war so wenig vermögend als die der andern die Verurteilung wegen Hochverrats zu verhindern. Auch über ihn fällte der Blutrat das Todesurteil 4. März 1570 und sprach seine Güter der Krone zu. Über diesen Vorgang wurde jedoch das größte Stillschweigen beobachtet. Der König gab Befehl, den Gefangenen in Ketten von Segovia nach dem festen Simancas abzuführen, das als Staatsgefängnis Aug. 1570. diente und zugleich das Reichsarchiv enthielt. Bald nachher langte die neue Königin Anna von Österreich in Spanien an; es stand zu erwarten, daß sie sich für Montigny verwenden werde; man wußte, daß die trauernde Gemahlin und Mutter die hohe Frau um ihre Fürbitte angegangen. Und so wurde denn die lange verzögerte Todesstrafe in den düstern Räumen von Simancas vollzogen. 16. Okt. 1570. Nur ein Geistlicher und ein Notar waren zugegen, als der Nachrichter den Unglücklichen mit der Garotte erdrosselte. Allen war das strengste Stillschweigen unter fürchterlichen Drohungen zur heiligsten Pflicht gemacht. Man hatte verbreiten lassen, der Gefangene sei von einem heftigen Fieber befallen worden; nun sollte die Welt glauben, eine natürliche Krankheit habe ihn weggerafft. Philipp rühmte in einem Brief an Alba die gut katholische Gesinnung, mit der Montigny aus dem Leben geschieden, und meinte, um derentwillen werde Gott seiner Seele gnädig sein. Einige Monate nachdem der mitternächtliche Meuchelmord in dem Kerkerraum zu Simancas vollzogen worden, ließ Alba in Brüssel das Todesurteil des Blutrats verkündigen und das Vermögen einziehen.

5. Die Herrschaft des Schreckens auf der Höhe.

Die Schlacht von Heiligenlee trug den Patrioten keine Früchte. Sie beschleunigte den Untergang der gefangenen Grafen und Edelleute, denn Alba Schlacht bei Jemmingen. wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß, während er im Felde stand, in seinem Rücken vielleicht ein Aufstand zu ihrer Befreiung gemacht werden könnte; und als er Mitte Juli an der Spitze eines spanischen Heers von 15,000 Mann in

der Nähe von Gröningen erschien, zerrannen schnell die Siegeshoffnungen Ludwigs von Nassau. Wir wissen, wie schwierig seine Lage schon vor dem Treffen gewesen war; die deutschen Soldknechte, denen er die Löhnung nicht zu bezahlen vermochte, folgten nur widerwillig seiner Fahne. Die Kontributionen oder freiwilligen Beiträge der friesischen Bauern reichten nicht zu den Bedürfnissen hin und hörten überdies bald auf, als der Herzog bei seiner Ankunft jede Unterstützung oder Förderung des Feindes bei den schwersten Strafen untersagte. Nassau sah sich daher bald nach einem scharfen Zusammentreffen bei Gröningen zum Rückzug an die Ems genötigt, wo er bei Jemmingen unweit der Mündung des Flusses in den Dollart ein gut verschanztes Lager bezog. Aber in Eilmärschen kam das spanische Heer herbei: der Plan, durch Öffnung der Schleußen und Durchstechung der Dämme das Land unter Wasser zu setzen und die Annäherung des Feindes zu verhindern, konnte nicht vollständig ausgeführt werden. Die spanische Vorhut hielt die Aufständischen durch mutigen Angriff und Abwehr so lange auf, bis die Hauptmacht herbeikam und die allgemeine Schlacht begann. Wie tapfer immer die niederländischen und deutschen Truppen im Handgemenge fochten, die ungünstige Beschaffenheit der Walstatt und die geschickten Anordnungen Albas verschafften den Spaniern einen vollständigen Sieg. Auf vier Stunden in der Runde waren die Wege und Wiesen mit Toten und Verwundeten bedeckt. Ludwig selbst rettete sich durch Schwimmen oder auf einem Boot über die Ems und zog sich dann mit dem geringen Rest seiner geschlagenen Armee nach Deutschland. Ihr Verlust wird auf 7000 Mann angegeben. Die Spanier bezeichneten ihren Sieg mit Raub, Brand und Mißhandlung. Über Gröningen, Amsterdam und Utrecht lagerte sich der Druck politischer und religiöser Verfolgung. Die Arbeiten des „Blutrats“ und der Henker mehrten sich nach Albas Rückkehr in die Hauptstadt. Unter den zur Hinrichtung Geführten waren Kasembrot van Backerzeele, Egmonts vertrauter Geheimschreiber, Laloo, der Sekretär des Grafen Hoorn, und Anton von Straalen, der hochverdiente Bürgermeister von Antwerpen. Der Tod befreite sie von unzähligen Folterqualen, durch die man die Sekretäre während ihrer Gefangenschaft zu Geständnissen zu zwingen gesucht hatte. Das ungeheure Vermögen des Bürgermeisters ward eingezogen und seine Familie dem Elend preisgegeben.

21. Juli 1568

Oraniens patriotische Thätigkeit.

Wie niederschlagend immer diese Unfälle für Wilhelm von Oranien sein mochten, der hochherzige und mutige Mann beharrte bei seinem Plan, die Niederlande von der Tyrannei Albas zu befreien. Die Fürsten von Sachsen und Hessen, seine Verwandten, wagten nicht ihn zu unterstützen; der Kaiser mahnte ihn von jedem feindseligen Unternehmen ab und wies ihn an die Gnade des Königs; die Gesinnungsgenossen in Flandern und Brabant wurden durch Furcht von jeder nachdrücklichen Hilfeleistung abgeschreckt. Nur die Grafen von der Mark und von Hoogstraten hielten fest zu ihm. Aber nichts vermochte den patriotischen Mann in seinem Vorhaben zu erschüttern. Trotz der geringen

Hilfsmittel, die er aufzubringen im stande war, gelang es doch seiner wunderbaren Thätigkeit eine ansehnliche Truppenmacht zu sammeln, deutsche Söldner und niederländische und französische Flüchtlinge; auch die zersprengten Kriegshaufen seines Bruders zog er an sich. Er ließ Manifeste ausgehen zu seiner „Rechtfertigung gegen die falschen Anklagen seiner Verleumder", zur „getreuen Vermahnung an die Niederländer", in denen er die Tyrannei und Rechtsverletzungen des spanischen Befehlshabers mit einschneidender Schärfe darlegte und zum Widerstand gegen die Gewaltthätigkeiten aufforderte, zugleich seine unwandelbare Treue und Loyalität gegen den König beteuernd, dessen Name von dem treulosen Diener mißbraucht und geschändet werde. Mehr als er selbst glauben mochte suchte er Albas Verfahren als eigenmächtige Willkürmaßregeln darzustellen, die Philipp weder kennen noch billigen könne. Pro lege, rege, grege las man auf seiner Fahne. Vor einem gesetzlichen Gericht, wie er als Ritter des Goldenen Vließes zu verlangen berechtigt sei, wolle er seine Sache gern führen, nicht aber vor dem Rat der Unruhen, dem Tribunal der Gewalt. Auch an den Kaiser Maximilian schrieb er in ähnlichem Sinne und bat ihn, den armen und hilflosen Christen in den Niederlanden Beistand zu leisten.

Im September 1568 führte Wilhelm von Oranien sein Kriegsvolk, 20,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter über den Rhein und rückte nach einem meisterhaft vollführten Maasübergang an die Grenze von Brabant, begierig dem Feinde, der in dem „Kaiserlager" bei Maastricht sich verschanzt hatte, eine Schlacht zu liefern. Allein Alba, der wohl wußte, welche Schwierigkeiten eine längere Dauer des Feldzugs dem Oranier bereite, und welche Nachteile für ihn selbst eine unglückliche Wendung des Kriegs in dem aufgeregten Lande haben könnte, wich jeder Entscheidung aus. Wie gern auch die Spanier ihre Waffen gegen die „Rebellen" gekehrt hätten, Alba blieb der Rolle des Zauderers treu. Obgleich die Truppen in den Monaten Oktober und November zwischen Tongeren und St. Trond einander mehrmals so nahe kamen, daß ein Zusammentreffen unvermeidlich schien, immer hinderte der Herzog die Schlacht, folgte aber dem Gegner auf Tritt und Schritt und suchte ihm durch Verwüstungen die Mittel des Unterhalts zu rauben. Nur einmal, als Oranien über das Flüßchen Geete setzte, um eine aus den Ardennen ihm zuziehende Hugenottenschar in seine Reihen aufzunehmen, konnte Alba nicht verhindern, daß sein Sohn Fadrique (Friedrich) die feindliche Nachhut unter Hoogstraten angriff und ihr eine schwere Niederlage beibrachte. Hoogstraten selbst erhielt die Todeswunde, ein schmerzlicher Verlust für Oranien. Was Alba vorausgesehen, trat ein: dem Fürsten bereitete die Unterhaltung der Söldnerhaufen von Tag zu Tag größere Schwierigkeiten; die erwartete Volkserhebung kam nicht zum Ausbruch; die Furcht vor Albas Tyrannei und das geringe Vertrauen in die oranischen Waffen hielt die Arme gefesselt. Man mußte die französische Grenze überschreiten. Hier wollte Wilhelm sich mit den Hugenottenhäuptern Condé und Coligny verbinden, die aufs neue die Waffen gegen

Oraniens Feldzug an der Maas.

20. Okt. 1568.

die Guisen und die Regierung ergriffen hatten; allein die Truppen erklärten, daß sie nur gegen Alba angeworben worden, und versagten den Dienst. So sah sich denn Wilhelm zum Rückzug durch Lothringen und Elsaß nach dem Rhein genötigt. Um die Murrenden, die mit Ungestüm die rückständige Löhnung forderten, wenigstens teilweise zu befriedigen, verkaufte er sein Heergerät und was er von Silberzeug noch besaß und machte auf Pfandschaft Anlehen. Für den Rest vertröstete er sie auf die Zukunft. Von dem ganzen Heer behielt er nur 1200 Reiter in seinem Dienst. Mit diesen nahm er in Verbindung mit seinen Brüdern Ludwig und Heinrich und dem Pfalzgrafen Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken teil an den Religionskriegen in Frankreich, bis ihn die unglückliche Wendung der hugenottischen Angelegenheiten zum Abzug nötigte. In Bauerntracht entkam er glücklich nach Dillenburg. Sein Bruder Ludwig, der in der Schlacht von Montcontour die Nachhut befehligt hatte, folgte ihm bald nach.

April 1569.

Alba und der König im Siegsgefühl.

Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen des Triumphs der stolze spanische Herzog auf diese Erfolge seiner Kriegskunst und Politik zurückschaute. Seine Verehrer und Wohldiener feierten den heimkehrenden Siegeshelden mit überschwenglichen Festlichkeiten und Lobpreisungen, der Papst schickte ihm einen geweihten Hut und Degen, und in der neuen Citadelle von Antwerpen, die er auf Kosten der Stadt aufführen ließ, wurde ihm ein Standbild errichtet, wie er als Bändiger des Aufruhrs und als Wiederhersteller der Religion und Gerechtigkeit der Hydra der Rebellion das Haupt zertreten. Dieser Festungsbau von Antwerpen sollte die Krone sein der zahlreichen Citadellen und Forts, die Alba in vielen Städten zu errichten beschloß, um durch ständige Garnisonen die Provinzen für alle Zukunft in Gehorsam zu halten, die Gedanken und Erinnerungen an die alten Rechte und Freiheiten gänzlich auszulöschen. Die Mahnungen und Bitten, zu welchen sich Kaiser Maximilian durch die Vorstellungen der deutschen Kurfürsten bewegen ließ, König Philipp möge nunmehr nach hergestellter Ruhe den Provinzen den Genuß des Religionsfriedens gewähren, zu dem sie als Glieder des Reichs berechtigten Anspruch hätten, fanden keine Erhörung, obschon Erzherzog Karl dieselben in eigner Person überbrachte. In einer stolzen Erwiderung wies der spanische Monarch diese Einmischung in seine Angelegenheiten zurück und meinte, die Welt sei ihm zu Dank verpflichtet, daß er Unterthanen, die sich gegen Obrigkeit und Religion vergangen, in die Schranken der Ordnung und der Gesetzlichkeit gezwungen. Am wenigsten verdiene der Fürst von Oranien Schonung, dieser sei der Urheber aller Verschwörungen, Tumulte und aufrührerischen Bewegungen; bei ihm müsse jeder Gedanke an Gnade wegfallen. In einem besonderen Schreiben an den Kaiser führte Philipp Klage, daß Oranien bei seinem revolutionären Treiben so viele Unterstützung in Deutschland gefunden habe, und beteuerte feierlich, daß er in Sachen der Religion niemals Nachsicht üben werde. Von einer Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Niederlande wollte der König nichts hören. Und da kurz nachher die Kaisertochter Anna zum

Rang einer Königin von Spanien erhoben ward, ging die Mission des Erzherzogs in Dunst auf und Maximilian überließ die Niederländer ihrem Schicksal.

Finanzlage.

Und dieses Schicksal verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Nicht genug, daß der religiöse Terrorismus fortdauerte, daß der finstere Geist des Fanatismus und der Verfolgung immer nach neuen Opfern umschaute, daß Gewissensdruck und Bigotterie in Haus und Familie eindrang und alles Vertrauen zerstörte, auch der materielle Wohlstand erlitt unheilbaren Schaden. — Es wurde erwähnt, welche empfindlichen Schläge Handel und Industrie durch die Auswanderungen, durch das Eingehen der großen Kaufmannsfirmen, durch Geschäftsstockungen aller Art erhielten. Nichtsdestoweniger nahm die Erpressung mit jedem Tag zu. Schon lange dienten die Ketzerprozesse als Quelle der Einnahme und der Bereicherung, da jede Todesstrafe auch Vermögensverlust zur Folge hatte; allein wie ergiebig diese Quelle auch anfangs sein mochte, sie fing doch an zu schwinden und zu versiegen. Statt daß, wie der Herzog in Aussicht gestellt, ein Goldstrom aus den Niederlanden in die königliche Kasse floß, mußte er zur Bestreitung der Kosten, welche Regierung und Armee erforderten, in Madrid um Unterstützung bitten oder Anlehen bei Kaufleuten und Wechslern machen; und nun traf es sich noch, daß einige genuesische Kauffahrer mit starken Geldsendungen, die vor hugenottischen Kreuzern eine Zuflucht in englischen Häfen suchten, von der Königin Elisabeth zurückgehalten und die Summen als verzinsliches Anlehen italienischer Kapitalisten zum eignen Gebrauch verwendet wurden, und daß Albas Gebot, zur Vergeltung englisches Eigentum in den Niederlanden mit Beschlag zu belegen, eine ähnliche Maßregel gegen flandrisches Kaufmannsgut hervorrief, eine schwere Beschädigung des ohnehin so sehr gestörten Handelsverkehrs, die ersten Kundgebungen einer gegnerischen Politik der Königin Elisabeth wider die Gewaltherrschaft Albas.

Neues Steuersystem.

Nun glaubte der Herzog den Zeitpunkt gekommen, die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Provinzen im Sinne des königlichen Absolutismus umzugestalten. Der Angriff von außen war zurückgeschlagen, die Bevölkerung lag, von Schrecken und Furcht gefesselt, ohnmächtig zu Boden; spanische Garnisonen hielten jede nationale Regung, jeden Odem der Freiheit nieder; wie sollte sich da ein Widerstand hervorwagen? Alba wußte, welche Einnahmen die Alcavala, die Zoll- und Steuersysteme in der Heimat der kastilischen Krone eintrugen; welche Summen er selbst aus seiner Grafschaft zu erpressen vermochte; was ließ sich da durch ähnliche Maßregeln aus den reichen niederländischen Städten und Landschaften nicht alles erwarten? Er wollte seinen Gegnern, die über die wirtschaftlichen Gaben des Feldherrn ungläubig die Achseln zuckten, den Beweis liefern, wieviel durch ein energisches Regiment erzielt werden könne. Das alte Recht der Selbstbesteuerung war durch die Rebellion verwirkt; das bisherige Verfahren, an die Generalstaaten Gesuche um Geldhilfe zu richten, war in seinen Augen herabwürdigend für die Krone; nicht durch „Beden“, sondern durch bestimmte Steuern und Auflagen sollten die Bedürfnisse des Staats befriedigt, sollten Regierung und Heerwesen unterhalten, sollte die Staatskasse gefüllt, sollten die habgierigen Seelen der knechtischen Beamten- und Richterwelt gesättigt werden. Wenn darüber die verbrieften Rechte, die alten Landesverfassungen zu Grunde gingen, wenn der Wohlstand, die Gewerbthätigkeit, die wirtschaftliche Blüte Schiffbruch litten, was war daran gelegen? In Spanien verfuhr man ja nach demselben System. Ein herabgekommenes, von Knechtschaft und Elend gedrücktes Volk schien der beste Unterbau zu sein für ein absolutes Königtum und für eine priesterliche Staatsreligion. So schritt denn der Herzog kühn zu der Einführung des neuen Besteuerungssystems, von dem er sich goldene Berge versprach: er berief die Generalstaaten nach Brüssel und unterbreitete ihnen am 20. März 1569

drei Gesetzentwürfe, wonach zunächst ein für allemal von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen eine außerordentliche Steuer im Betrag des hundertsten Pfennigs oder eines Prozent entrichtet und sodann bei jedem Verkauf von Grundeigentum eine ständige Abgabe oder Accise vom zwanzigsten Pfennig oder fünf Prozent, bei jedem Warenumsatz vom zehnten Pfennig oder zehn Prozent für die öffentliche Kasse erhoben werden sollte. Mit Entsetzen vernahm die Versammlung die Steuerentwürfe, die den ganzen niederländischen Handel mit offenbarem Ruin bedrohten. Selbst der Präsident Viglius legte im Staatsrat ernste Einsprache ein. Zu der Forderung der einmaligen Abgabe, wie drückend sie auch in der gegenwärtigen Notlage erscheinen mochte, konnte sich das Land allenfalls aufschwingen; wie aber sollte ein auf Warenumsatz angewiesenes Volk die Accise des zehnten Pfennigs bei jedem Verkauf aufbringen? Als die Anträge den Provinzialständen zur Annahme vorgelegt wurden, regte sich eine allgemeine Opposition. Wenn in religiösen und politischen Fragen oft die Meinungen auseinander gingen, so waren durch die neuen Steuerpläne alle von gleichem Ruin bedroht. Aber wie viele Vorstellungen und Protestationen erhoben wurden, an der ehernen Brust des Oberstatthalters prallten sie wirkungslos ab. Als die Provinz Utrecht standhaft die Annahme von der Hand wies, wurden spanische Soldaten in die Häuser einquartiert und Stadt und Landschaft durch ein Urteil des Rats der Unruhen auf Grund der Religionsedikte aller ihrer Rechte und Freiheitsbriefe verlustig erklärt. Allein trotz aller Drohungen und Einschüchterungen konnte Alba keine allgemeine Zustimmung erlangen; er mußte sich auf ein Kompromiß einlassen: gegen eine jährliche Pauschsumme von seiten der einzelnen Stände willigte er ein, daß die Einführung der Steuerbeschlüsse auf zwei Jahre vertagt würde. Er hatte vernommen, daß man in Madrid bedenklich zu werden anfing, und wollte den Bogen nicht noch schärfer spannen.

Die Herrschaft des Schreckens. 1570. So kam das Jahr 1570 heran, das den Niederlanden das Maß der Trübsal bis zum äußersten Rand füllte und kaum einen Schimmer von Hoffnung in das Dunkel des Lebens eindringen ließ. Mit großer Selbstzufriedenheit meldete Alba dem König die glänzenden Erfolge seiner Thätigkeit: die Niederlande seien zum Gehorsam gebracht; von dem hohen Adel sei nur noch der Herzog von Aerschot im Land, ein der Regierung völlig ergebener Herr, der „gar wenig zu bedeuten habe"; der Fürst von Oranien habe genug zu thun, sich vor den Klauen seiner Gläubiger zu schützen, Deutschland sei ruhig, das hugenottische Frankreich niedergetreten. Um so fester glaubte er bei dem System des Schreckens beharren zu müssen; der Blutrat setzte seine Arbeiten fort, nur daß er seine Opfer jetzt in den mittleren Lebenskreisen, unter den offenen oder heimlichen Anhängern der Reformation suchte. Ein Gnadenedikt, das im Juli mit großem Pomp auf dem Marktplatz von Antwerpen bekannt gemacht wurde, setzte dem Rat der Unruhen nur geringe Schranken und konnte noch kaum als eine Handreichung zur Versöhnung gelten. Denn die Ausnahmen waren so zahlreich, die Fälle, wo die Verzeihung nicht anzuwenden sei, so ausgedehnt, daß nach wie vor das Schwert der Verfolgung über allen schwebte, die aus der gemeinen Menge irgendwie hervorragten. Es war die Fortdauer des Schreckenssystems unter erheuchelter Maske. Bezahlte Späher, nach ihrem Tagesold von dem Volk spottweise „Siebenstüberleute" genannt, trieben ihr verhaßtes Geschäft mit demselben Eifer wie zuvor. Und als ob die Wut der Menschen nicht hinreichend

wäre, das Maß des Elends zu füllen, wurden die nördlichen Landschaften Holland und Friesland von herbstlichen Sturmfluten heimgesucht, welche die Felder und menschlichen Wohnstätten wie mit einer neuen Sündflut bedeckten, den Wohlstand auf viele Jahre vernichteten und Tausende der Bewohner im Schoß der Wellen begruben.

Wie sehr übrigens der Herzog in Madrid seine Verdienste geltend zu machen suchte, aus vielen Anzeichen konnte man doch erkennen, daß seine Macht im Sinken war. Als er im Jahr 1571 von neuem auf die Durchführung seiner Steuerpläne drang, stieß er auf energische Opposition. Nicht nur, daß die Stände sich hartnäckig der Neuerung widersetzten, daß die Brüsseler Kaufleute ihre Magazine, die Krämer und Händler ihre Läden schlossen, selbst im Staatsrat, der allmählich wieder aus seiner Unthätigkeit und Scheinexistenz sich emporraffte, erhoben Viglius und einige andre Mitglieder, an deren Loyalität nicht zu zweifeln war, scharfen Widerspruch, ohne sich von den Drohungen des Statthalters abschrecken zu lassen. Der alte, weltkluge Staatsmann, der so viele Wechsel erlebt, Menschen und Verhältnisse so richtig beurteilte, wußte, daß das Steuersystem des Herzogs in Madrid mit mißtrauischen Augen betrachtet wurde, und er hatte Freunde genug, um dieses Mißtrauen zu mehren. Wie sehr immer der Herzog durch strenge Drohreden seine Steueredikte zur Einführung zu bringen suchte, wie sehr er auf die Gegner schalt und ihren Widerstand zu brechen sich bemühte, sein eiserner Wille vermochte die zähe Natur, den nachhaltigen Oppositionsgeist des niederländischen Volks nicht zu bewältigen. Als die Speisebereiter, die Viktualienverkäufer, die Bäcker, Metzger, Brauer ihre Geschäfte einzustellen drohten, das Betriebsleben zu stocken begann, da mußte er selbst seine Ohnmacht bekennen, das widersinnige Gesetz in Anwendung zu bringen. Indem er Korn, Fleisch, Wein, Bier und die in den Manufakturen notwendigen Rohstoffe von der Steuer entband, brach er seinem System die Spitze ab. Der passive Widerstand des brabantischen und holländischen Volks gegen eine Maßregel, die zerstörend in seine ganze Existenz, in seine gewohnten Lebensbedingungen einschnitt, erwies sich stärker, als die Machtgebote despotischer Zwingherrschaft.

Ermannung und Widerstand der Provinzen.

Schon während des Jahres 1571 ging man in Madrid mit dem Plan einer Abberufung des Herzogs um, Alba selbst, ob zum Schein oder im Ernst, hatte den Wunsch ausgesprochen. Juan de la Cerda, Herzog von Medina Celi, war zum Nachfolger ausersehen. Allein gerade damals wurde zum erstenmal das Komplott in Szene gesetzt, das von der Zeit an so oft die katholische Welt in Aufruhr brachte, nämlich die Königin Elisabeth zu ermorden und die aus der Gefangenschaft befreite Maria Stuart auf den Herrscherthron in dem Inselreich zu erheben. Dabei rechnete man auf Alba und die spanischen Soldaten. Seine Abberufung mußte also verschoben werden. Die westliche Welt war durch die Umtriebe der katholischen Häupter und durch die Gewaltherrschaft in den Niederlanden in einen allgemeinen Kriegszustand gerissen worden, der über zwei Jahrzehnte andauern und immer weitere Dimensionen annehmen sollte.

Katholische Verschwörungspolitik.

Um dieselbe Zeit, da der Herzog von Alba den Prinzen von Oranien als

Veränderte Weltlage.

einen überwundenen Abenteurer betrachtete, der von Gläubigern bedrängt an keine weitere Unternehmung denken könne, da er den Geächteten im Bild hinrichten, sein Wappen zerbrechen, seinen Namen auslöschen ließ, war dieser mehr als je beschäftigt, die Befreiung der Niederlande, die er sich zur Lebensaufgabe gestellt, auf verschiedenen Wegen ins Werk zu setzen. Dem klugen Fürsten mit dem politischen Scharfblick, der in allen Ländern Verbindungen unterhielt und von Freunden, Anhängern, Gesinnungsgenossen über Personen, Stimmungen, Verhältnisse aufs genaueste unterrichtet wurde, konnte es nicht entgehen, daß die Weltlage eine andre Gestalt gewonnen als in den Tagen, da Alba nach den Niederlanden gezogen und er selbst den Versuch gewagt, ihn mit unzulänglichen Streitkräften im Feld zu bekämpfen. Damals stand Oranien allein einem Feind gegenüber, der durch sein energisches Auftreten den Zeitgenossen imponiert, durch sein Blutregiment die Geister eingeschüchtert, in Frankreich die Regierung und die katholischen Adelshäupter durch seine Unterstützung und Hilfeleistung sich zu Dank verpflichtet hatte. Jetzt standen die Dinge anders. Der französische Hof war mit dem spanischen überworfen; die spanische Königin Elisabeth, welche früher die Bande der Freundschaft zu unterhalten gesucht, war aus dem Leben geschieden, die alte ererbte Rivalität zwischen den Nachbarreichen war aufs neue erwacht. Wir werden in einem andern Zusammenhang die politische Lage Frankreichs zwischen dem Frieden von St.-Germain und der Bartholomäusnacht kennen lernen. Der Admiral von Coligny, der Freund und Verbündete des Fürsten von Oranien und seines tapferen Bruders Ludwig von Nassau, stand damals hoch in der Gunst des Königs Karl IX. Es wurde im Louvre vielfach erwogen, ob es nicht an der Zeit sei, sich des bedrückten Volks anzunehmen und bei dieser Gelegenheit die Grenzen Frankreichs gen Norden auszudehnen. Daß die englische Königin schon längst ein wachsames Auge auf die Niederlande gerichtet hielt und der spanischen Schreckensregierung feindlich gesinnt war, ist uns aus den früheren Blättern bekannt. Der religiöse und politische Gegensatz gegen die katholische Vormacht wies ihr naturgemäß ihre Stellung in der Opposition an; und wenngleich die vorsichtige Beherrscherin des Inselreichs noch nicht offen Partei nahm, so fanden doch alle, welche dem Tyrannenarm Albas entflohen, bei ihr Schutz und Aufnahme.

Die Meergeusen. Die ausgewanderten Glieder des alten Geusenbundes, die einige Fahrzeuge ausgerüstet hatten, als Freibeuter die niederländischen Küsten heimsuchten und auf spanische Schiffe Jagd machten, durften in den englischen Seehäfen ungefährdet ein- und auslaufen. Es war ein beweglicher Piratenstaat in den westlichen und nordwestlichen Gewässern, nicht unähnlich den Korsaren des Mittelmeers, und oft genug ahmten sie auch das Raubwesen und die Gewaltthätigkeiten derselben nach. Aber in den Augen aller, welche die Zwingherrschaft Albas als einen Akt der Willkür und rechtverletzender Despotie ansahen, galten sie als die Patrioten, als die wahren Staatsbürger, die gegen ihre Dränger und Peiniger

von dem Recht der Notwehr Gebrauch machten. Es kam ihnen zu statten, daß der Oranier sie mit seinem Namen deckte. Als souveräner Reichsfürst war Wilhelm berechtigt, eine Kriegsmacht zu unterhalten; Niemand konnte ihm wehren, zu Land und zur See so viele Bewaffnete unter seiner Fahne zu sammeln, als seine Geldmittel ihm erlaubten. Der wilde ungestüme von der Mark, ein würdiger Abkömmling des „Ebers der Ardennen", der geschworen hatte, nicht eher Bart und Haupthaar zu scheren, bis er den Tod seines Verwandten, des Grafen Egmont gerächt haben würde, trat als Admiral des Prinzen auf, von dem er sich hatte Kaperbriefe erteilen lassen. Je mehr das Gewaltregiment Albas auf die Niederlande drückte, je mehr der Verfall des Handels und der Gewerbthätigkeit den Wohlstand und die Existenz vieler Bürger vernichtete und das aussaugende Steuersystem das ganze Land mit einem allgemeinen Ruin bedrohte, desto zahlreicher wurde die Genossenschaft der Seegeusen, desto größer die Menge der Abenteurer, die ihre Sache auf nichts gestellt hatten und an den Zerstörern ihres Glücks, an den Bedrückern ihres Vaterlands Rache zu nehmen suchten. Von der Mark und seine gefürchteten Genossen hatten vierundzwanzig Fahrzeuge unter ihrem Kommando; die Zeiten der Normannenzüge schienen zurückgekehrt zu sein; die Wassergeusen waren der Schrecken der Küstenbewohner und Seefahrer.

Auch die nordischen Höfe, auch die deutschen Fürsten und Völker suchte der thätige Oranier für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Glühende Manifeste und „Ansprachen" wurden durch geschäftige Hände in Umlauf gesetzt, worin die Schirmherren und Bekenner des evangelischen Glaubens aufgefordert wurden zur Ehre Gottes der Gewissenstyrannei entgegenzutreten, damit sie nicht als ungetreue Haushalter erfunden würden. Die Niederländer selbst suchte er zu neuer Thatkraft und zum festen Ausharren anzuspornen. Wie einst die Stämme Israels unter Sauls Führung insgesamt ausgezogen seien gegen die Ammoniter, so sollten auch jetzt alle zusammenstehen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind, jeder mit den Gaben, die ihm Gott verliehen. Bei den deutschen Fürsten fanden seine Mahnworte wenig Anklang. Mit sorgloser Sicherheit ruhten sie auf dem schwachen Lager des Augsburger Friedens, bis sie von denselben feindlichen Mächten aufgeschreckt wurden; sie begnügten sich mit Beschwerden und Vorstellungen, die wenig Beachtung fanden; sie gaben dem Oranier den weisen Rat „still zu sitzen" und jeden ungleichen Kampf zu meiden. Doch legten sie seinen Werbungen und Rüstungen keine Hindernisse in den Weg. Desto größer waren Wilhelms Erfolge bei den Niederländern selbst. In ihm erkannten sie den Mann, der fähig und berufen sei, das unerträgliche Joch von ihren Schultern zu nehmen; auf ihn waren von der Zeit an ihre Hoffnungen, ihre heißen Wünsche gerichtet. Aus dem entschlossenen Widerstand, den die Brabanter und Flandrer den Steuerplänen des Herzogs entgegensetzten, konnte man entnehmen, daß die Zeit der Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit vorüber sei, daß sie sich ermannten und ankämpften gegen die unerträgliche Zwingherrschaft.

Oraniens Ansehen im Wachsen.

Die Meergeusen in Briel. 1572. Alba geriet in die heftigste Wut, daß die Brüsseler Geschäftsleute es wagten, seinen Machtsprüchen einen passiven oder wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Er drohte, die Widerspenstigen an den Thüren ihrer Häuser aufknüpfen zu lassen; schon waren achtzehn der ersten Ladenbesitzer in Brüssel in Haft gebracht und harrten des Urteils — da wurde er durch die Nachricht aufgeschreckt, daß am 1. April die feste Stadt Briel an der breiten Mündung der Maas von den Wassergeusen durch eine kecke Kriegslist erobert und durch von der Mark und Treslong im Namen des Fürsten von Oranien in Besitz genommen worden sei. Vor drei Jahren war der Herzog Alba im stande gewesen, den mit überlegenen Streitkräften an der Grenze von Brabant lagernden Fürsten von Oranien zu einem verlustvollen Rückzug zu nötigen; und nun konnte ein halbverhungerter Korsarenhaufen es wagen, ihm im eignen Lande Fehde anzusagen! und das niederländische Volk, das er durch seinen Blutrat gebrochen und geknechtet wähnte, das er durch Steuerdruck an den Bettelstab zu bringen gedachte, erhob sich jetzt schadenfroh zu Spottliedern und Karikaturen! „Den eersten Dag van April, verloos Duc d'Alba zynen Bril" sang man in den Straßen. Ein Gefühl, daß dieses Ereignis der Anfang eines Umschwungs sein würde, durchzog aller Herzen. Das Volk hatte vieles ertragen und gelitten; jetzt war die Geduld erschöpft, ein neuer Hoffnungsstrahl leuchtete in die zerstoßenen Gemüter. Der Herzog sollte bald erfahren, wie richtig das instinktive Volksgefühl die Zukunft beurteilte. Als Graf Bossu, Oraniens Nachfolger in der Statthalterschaft von Holland und Zeeland, mit der Garnison von Utrecht vor die Stadt Briel rückte, um die Wassergeusen zu vertreiben, wurde er durch die kühne Entschlossenheit der „Bettler" in eine so schlimme Lage gebracht, daß er eilig den Rückzug antreten mußte. Darauf versammelte von der Mark die Einwohner der Stadt und ließ sie Treue schwören dem Fürsten Wilhelm von Oranien, dem königlichen Statthalter von Holland. So wurde durch einen Piratenüberfall, durch einen glücklich vollführten Handstreich der Grundstein der niederländischen Republik gelegt.

Die Oranische Fahne aufgepflanzt. Die Kunde von den Vorgängen in Briel setzte die Gemüter der nördlichen Provinzen in eine mächtige Aufregung. Die Patrioten richteten sich auf und gewannen in den meisten Städten Einfluß. Graf Bossu suchte die Bewegung durch rasches Einschreiten niederzuhalten; durch treulose Hinterlist erzwang er seinen spanischen Truppen den Einzug in Rotterdam und ließ die Stadt, welche ihm die Thore verschlossen hatte, alle Greuel des Kriegs erleiden; dagegen konnte er nicht verhindern, daß die feste Stadt Vlissingen auf der Insel Walcheren die oranische Fahne aufpflanzte und unterstützt von einigen hundert Mann, die von der Mark aus Briel zu Hilfe sandte, die spanischen Soldaten zurücktrieb. Die verwilderten Gesellen, die ihre Blöße zum Teil mit erbeuteten Mönchsgewändern bekleidet hatten, ließen ihrem Rachegefühl freien Lauf. Der geschickte italienische Baumeister Pacheco, welcher die Antwerpener Citadelle aufgeführt hatte und auch in Vlissingen das angefangene Fort vollenden sollte, wurde von der rasenden

Menge unter Schmach und Hohn an den Galgen geknüpft. Erst als Wilhelm von Oranien einen neuen Befehlshaber sandte, welcher in seinem Namen das Kommando über Stadt und Garnison führte, kehrten Ordnung und Sicherheit zurück. Das Beispiel von Vlissingen fand in ganz Zeeland und Holland Nachahmung. Allenthalben erhob sich das Volk; die herzoglichen Beamten und die spanisch gesinnten Ortsvorsteher wurden entsetzt und Wilhelm von Oranien als Statthalter ausgerufen. Die Umwandlung ging an manchen Orten ohne Gewalt und Blutvergießen vor sich. Meistens aber schlug die lange verhaltene Wut in wilden Flammen auf und ließ sich zu leidenschaftlichen Rachethaten hinreißen. In kurzem wehte die oranische Fahne in Enkhuizen, dem Schlüssel der Zuidersee, in Dordrecht, Harlem, Leiden, Gorkum, Gouda, Alkmar u. a. O. Bald drang die Losung der Freiheit nach Geldern, Utrecht, Friesland. Neue Obrigkeiten wurden eingesetzt und zur Treue gegen den König und Wilhelm von Oranien, dessen Statthalter, verpflichtet. Nicht gegen die Krone der Habsburger erhob sich das niederländische Volk, sondern gegen die Zwingherrschaft Albas, die den Gewissen Gewalt anthun und durch ein blutsaugendes Steuersystem den Erwerb und die Früchte des Fleißes vernichten wollte. In kurzem war ganz Holland und Zeeland mit Ausnahme von Amsterdam und Middelburg in die revolutionäre Strömung hineingerissen, und nun traf auch noch von Süden her eine Schreckensbotschaft in Brüssel ein. Der unternehmende Ludwig von Nassau, der sich wieder zu seinen hugenottischen Freunden in Frankreich begeben hatte, brachte mit Hilfe eines patriotischen Bürgers, des Landkartenzeichners Oliver, die wichtige Stadt Mons (Bergen) in Hennegau durch Kühnheit und List in seine Gewalt, entband die Einwohner ihres Gehorsams gegen Alba und sicherte die Stadt durch eine größtenteils aus Hugenotten bestehende Besatzung unter dem Oberbefehl desselben Montgomery, von dessen Lanze einst König Heinrich II. im Turnier die Todeswunde empfangen hatte.

Mai u. Juni 1572.

Der Prinz von Oranien vernahm die Nachricht von dem Überfall der Meergeusen auf Briel mit einiger Bestürzung; er setzte wenig Vertrauen in die Fähigkeiten und den Charakter von der Marks und hielt das Unternehmen für verfrüht. Er selbst war noch mit Werbungen und Rüstungen beschäftigt, die aus Geldmangel langsam von statten gingen. Aber der rasche Fortgang der Erhebung erhöhte sein Vertrauen. Wenn es gelang, der Bewegung durch bewaffnete Hilfeleistung Nachdruck zu geben, die mutige Begeisterung des Volks in Fluß zu halten, ehe der überraschte Feind seine Gegenmittel zu entfalten im stande war, so konnten günstige Erfolge erzielt werden. In Madrid und Brüssel lenkte man bereits in andre Bahnen ein: eine Deputation der Generalstaaten, die eine Beschwerdeschrift gegen Albas Steuerpläne einreichte, erhielt einen gnädigen Bescheid, die Sache solle eingehend geprüft und bis zur endgültigen Entscheidung der neue Besteuerungsmodus suspendiert werden; der Herzog selbst ließ den Ständen von Holland melden, er wolle von dem zehnten Pfennig abstehen, wenn man ihm eine

Albas Stellung erschüttert.

jährliche Summe von zwei Millionen Gulden bewillige. Auf einer Versammlung im Haag sollte am 15. Juli die Vereinbarung getroffen werden. Alba strengte noch einmal alle Kräfte an, die niederländische Bewegung in Stillstand zu bringen. Er wußte, daß seine Abberufung eine beschlossene Sache sei; war ja sein Nachfolger Medina Celi bereits in Brüssel eingetroffen, wenn auch noch ohne das königliche Bestallungsdekret und vorerst noch in einer untergeordneten Stellung. Ohne Kunde von den Vorgängen war derselbe in den Hafen von Vlissingen eingefahren und hatte zu seinem großen Verdruß mehrere Schiffe und eine beträchtliche Geldsendung an die Aufständischen eingebüßt. Dem Herzog mußte nun alles daran gelegen sein, die Provinzen als beruhigt erscheinen zu lassen. Hatte er doch einst den König versichert, er wolle sich eher in kleine Stücke hauen lassen, als dulden, daß die Gebote Sr. Majestät nicht den vollsten Gehorsam fänden. Sollte er jetzt mit dem Vorwurf scheiden, er habe einen Sturm heraufbeschworen, der nicht bloß ihn zum Weichen nötige, der sogar die Krone bedrohe? Darum suchte er die Zeit, da über das künftige Regiment noch keine bestimmte Entscheidung getroffen war, zu benutzen, seine erschütterte Autorität vor gänzlichem Ruin zu bewahren. Während sein Sohn Friedrich mit Heeresmacht vor Mons rückte, um die wichtige Stadt zurückzuerobern, sollte Graf Bossu bei den holländischen Ständen sein Glück versuchen, in der am meisten von dem Abfall ergriffenen Provinz das herzogliche Regiment aufs neue befestigen.

Beginnende Krisis.

Die Sache kam jedoch anders. Auch Wilhelm von Oranien erkannte die hohe Bedeutung des Moments und ließ ihn nicht unbenutzt vorübergehen. Wenn der erste Aufschwung der Freiheit verrauschte, wenn der frische Impuls der Volkserhebung, der wie eine unsichtbare Geistermacht die Gemüter erfaßte, fruchtlos zerrann oder durch Unterhandlungen abgeschwächt ward, so konnte die Regierung leicht wieder die Oberhand gewinnen und schließlich doch das System der absoluten Königsmacht und der katholischen Staatskirche auf den Trümmern der alten Verfassung siegreich aufrichten. Man konnte in der Besteuerungsfrage dem Volkswillen nachgeben, um dann in den höheren und wichtigeren Dingen desto größere Triumphe zu feiern. Eine solche Wendung und Abschwächung wurde durch die rasche Entschlossenheit und das thatkräftige Handeln des Prinzen verhindert. Zunächst bedurfte er Geld, um seine Werbungen und kriegerischen Rüstungen durchzuführen. Zu dem Ende richtete er an die holländischen Stadtgemeinden Sendschreiben voll patriotischer Wärme, daß sie durch gemeinsame Anstrengungen die Gefahr der Knechtschaft, die über ihren eignen Häuptern schwebe, die ihren Kindern und Kindeskindern drohe, von sich abwälzten, daß sie ihn in seinen vaterländischen Bestrebungen mit allen Kräften unterstützten. Dann forderte er sie auf, an demselben Julitag, den Graf Bossu im Namen des Herzogs zur Verhandlung bestimmt hatte, Bevollmächtigte nach Dordrecht zu schicken, um über die Zukunft des Vaterlandes zu beraten und zu beschließen. Es sollte ein

für allemal entschieden werden, wer fürder in Holland das gebietende Wort zu führen hatte, ob Alba oder Oranien.

Und siehe, an dem bestimmten Termin trafen die Abgeordneten von zwölf Städten und mehrere vom Adel in Dordrecht ein. Wilhelm von Oranien erschien nicht persönlich, aber er hatte den gewandten Redner und feurigen Patrioten Philipp Marnix von St. Aldegonde zu seinem Stellvertreter ernannt. Nachdem dieser die bisherigen Anstrengungen des Prinzen um die Befreiung des Landes und die Notwendigkeit einer kräftigen Unterstützung von seiten der Bürgerschaften zur Erreichung der hohen Ziele dargelegt, einigte sich die Versammlung über mehrere folgenreiche Beschlüsse, die als die Grundlinien einer neuen Staatsordnung angesehen werden konnten. Die Hoheitsrechte des Königs Philipp wurden nicht angetastet, vielmehr dessen gesetzmäßige Autorität ausdrücklich anerkannt; kraft dieser Autorität habe der König im Jahr 1559 den Fürsten von Oranien zum Statthalter der Provinzen Holland, Seeland und Utrecht eingesetzt; diese Würde und Vollmacht bestehe noch immer in Kraft und Geltung, der Herzog Alba habe eine usurpatorische Handlung begangen, als er den Prinzen gegen die Rechte und Gesetze des Landes verurteilte und das Statthalteramt einem andern übertrug. In Abwesenheit des Monarchen sei somit Wilhelm von Oranien der legitime Träger der königlichen Machtvollkommenheit; und die Stände seien bereit zu seinen Bedürfnissen und zur Behauptung seiner Rechte ihm eine Steuer von hunderttausend Kronen zu bewilligen. Diese Summe sollte durch freiwillige Beiträge, durch Anlehen, durch Veräußerung überflüssigen Kirchenschmucks aufgebracht werden. Man verpflichtete sich ferner, den Befehlshabern, welche der Statthalter über Flotte und Landheer setzen würde, zu gehorchen, in Religion und Gottesdienst keinerlei Zwang zu üben oder zu dulden und nur mit allseitiger Zustimmung sich in Unterhandlungen und Verträge mit dem König einzulassen. Durch diese Beschlüsse wurde ein unlösbarer Bund zwischen den niederländischen Provinzen und dem Hause Oranien geknüpft: jene versprachen Hilfe und Gehorsam und erkannten den von dem Prinzen ernannten Grafen von der Mark als Befehlshaber der Truppen und der Flotte an; und Wilhelm gelobte, nichts ohne den Willen und Beirat der Stände zu thun und anzuordnen. Die Vereinbarung in Dordrecht vom 18. Juli 1572 war die erste Grundlage eines Verfassungsstaats, worin obrigkeitliche Autorität und ständische Rechte zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung sich verbanden.

Versammlung in Dordrecht. 18. Juli 1572.

Unter Wilhelms Auspizien wurden nun in den nächsten Monaten über Verwaltung, Gerichtswesen und Besteuerung Anordnungen getroffen, die das Land aus dem Zustand der Willkür und des Absolutismus wieder auf den Rechtsboden zurückführten, wie er unter den alten Grafen von Holland bestanden. Mehr und mehr wurde der Prinz als deren Nachfolger angesehen, obschon die Landeshoheit des Königs immer noch aufrecht erhalten blieb. Er empfing von Adel und Städten Huldigung und Treueid und bestätigte dafür die alten Freiheitsbriefe; er ernannte Beamte und Richter, bestellte Führer über Heer und Flotte, regelte die Steuern und Abgaben und übte alle landesherrlichen

Wilhelm von Oranien als Graf von Holland.

Rechte, doch stets unter Mitwirkung der Stände und mit Vorbehalt ihrer Zustimmung nach altem Recht und Herkommen. In Enkhuizen wurde ein Bollwerk errichtet und nach seinem Namen „Willigenburg" genannt. Als er im Anfang des folgenden Jahres persönlich in Holland erschien, kam ihm das Volk in Stadt und Land mit dem größten Vertrauen entgegen und feierte seine Ankunft mit Freudenfesten.

Neuer Feldzug. Und doch war gerade um diese Zeit die Lage so trübe und hoffnungslos wie nur jemals. Ein Hugenottenheer, das unter Genlis in Hennegau eingebrochen war, um die von Don Fadrique von Toledo hart bedrängte Festung Mons zu entsetzen, war von dem tapferen Sohn des Herzogs und den spanischen Feldherren 19. Juli 1572. Noircarmes, Vitelli und Romero auf ungünstigem Terrain überfallen und geschlagen worden; Genlis selbst wurde mit mehreren Schicksalsgenossen nach der Citadelle von Antwerpen gebracht, wo er im nächsten Jahr mit Zustimmung des französischen Königs ein Ende fand wie Montigny im Schloß von Simancas. Inzwischen war auch Wilhelm von Oranien mit einem beträchtlichen Söldnerheer von Fußvolk und Reitern zu einem neuen Feldzug gegen Alba aufgebrochen, hatte bei Roermonde die Maas überschritten und drang über Diest, Sichem, Mecheln und Löwen in das Herz von Brabant. Gern wäre er auch hier als Freund und Befreier aufgetreten, aber so sehr er seinen Truppen einschärfte, Leben und Eigentum der Einwohner zu schonen und die Gewissensfreiheit zu achten, die verwilderten Soldknechte, denen er die Löhnung nicht auszahlen konnte, verübten schlimme Thaten der Gewalt und des Fanatismus und schändeten ihre bessere Sache durch Raubsucht und Greuel.

Wirkung der Bartholomäusnacht in den Niederlanden. Um diese Zeit drang die Nachricht von der Pariser Bartholomäusnacht in die Welt und entflammte die Herzen der Menschen mit neuer Religionswut. Wilhelm von Oranien war ein reformierter Fürst, der ermordete Coligny war sein Freund und Bundesgenosse gewesen, die französischen Hugenotten erblickten in dem oranischen Heer, das meistens aus Protestanten oder aus Feinden der papistischen Spanier bestand, Verbündete und Glaubensbrüder. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die Religionswut von Frankreich in die Niederlande drang, daß jeder Krieg den Charakter eines Religionskriegs annahm, daß aus beiden Heerlagern Schonung und Menschlichkeit entwichen? Wie in den Tagen der Bilderstürmerei wurde auch jetzt wieder von den Oraniern gegen die Träger und Symbole einer Kirche gewütet, von welcher Ketzermord und Glaubensdruck als Gott wohlgefällige Handlungen empfohlen und geübt wurden. Nicht umsonst äußerte König Philipp große Freude, als er die Kunde von der Pariser Bluthochzeit empfing. Denn der Schlag traf ebensowohl seine niederländischen Feinde wie die französischen Hugenotten. Noch kurz zuvor hatte Coligny seinem Freund Ludwig von Nassau die Zusicherung baldiger Hilfe gegeben; König Karl IX. selbst sei bereit das Schwert zu ziehen für die Befreiung der Niederlande. Und nun vernichtete eine einzige Mordnacht alle Pläne und Hoffnungen und befestigte aufs neue die spanische Zwingherrschaft.

Die spanischen Waffen siegreich. Wie sollte nun das hart umlagerte Mons, jeder Aussicht auf Hilfe beraubt, längern Widerstand leisten, wie der Fürst von Oranien ohne die erwartete Unterstützung von Frankreich sich im Herzen der spanischen Provinzen mit einem stets zur Meuterei geneigten, von den Einwohnern gehaßten Heer länger halten oder

durch eine glückliche Diversion nach Hennegau den Entsatz von Mons bewirken? Gern hätte Wilhelm die Entscheidung einer Schlacht gesucht; allein Alba beobachtete dieselbe zurückhaltende Kriegsweise, wie vor vier Jahren. Die Spanier wichen dem Prinzen nicht von der Seite und wußten jeden Vorteil zu benutzen: einst überraschten sie ihn durch einen nächtlichen Überfall im eignen Lager; nur 12. Sept. der Wachsamkeit eines Wachtelhundes hatte er es zu danken, daß er nicht in seinem Zelt zum Gefangenen gemacht ward, sondern noch rechtzeitig auf einem raschen Pferd sich zu retten vermochte. Welch ein Triumph für Alba, wenn er den „Schweigsamen" in seine Gewalt bekommen hätte! Von Tag zu Tag verschlimmerte sich Wilhelms Lage; als der Winter nahte, mußte er den Rückzug antreten, ohne zur Unterstützung seines Bruders etwas thun zu können. Am Rhein verabschiedete er den größten Teil seines zuchtlosen Heeres. Ludwig von Nassau und die Hugenottenführer von Mons schlossen mit dem spanischen Befehlshaber der Belagerungsarmee eine Kapitulation auf freien Abzug und räumten die Festung. Am 24. September hielt Alba seinen Einzug und stellte die Stadt unter den Oberbefehl Noircarmes', seines würdigen Schülers in den Künsten der Menschenpeinigung. Auch hier wurde ein „Rat der Unruhen" eingesetzt, der die Bürger der hennegauischen Hauptstadt, die es mit den Ketzern und Patrioten gehalten, durch Schwert, Richtbeil und Galgen strafte. Auch Mecheln, das sich mit dem Oranier vertragen hatte, fühlte den rächenden Arm der Spanier. Die wohlhabende Stadt wurde den raubgierigen Soldaten zum Plündern überlassen und hatte alle Kriegsgreuel zu leiden.

So folgte für die niederländischen Patrioten auf den hoffnungsreichen Frühling ein stürmischer leidensvoller Herbst. Alba versäumte nicht, die günstige Lage und die niedergeschlagene Stimmung der Einwohner für Spanien auszunutzen. Es gelang ihm, durch die mutige Entschlossenheit des alten Oberst Mondragon in Zeeland wieder Boden zu gewinnen, die Festung Middelburg zu sichern und das bedrängte Goes auf Beveland durch eine kühne Kriegsthat zu entsetzen. Dreitausend Spanier und fremde Söldner überschritten zur Zeit der 20. Okt. Ebbe das „Ertrunkene Land", den untiefen Meeresarm, welcher jene Insel von Walcheren trennt, und erschienen, den schlüpfrigen Schlammboden durchwatend, bis an die Schulter im Wasser, unerwartet vor der Stadt. Noch erfolgreicher waren die Unternehmungen des Herzogs und seines mutigen aber hartherzigen Sohnes Don Fadrique in Geldern, Ober-Yssel und Friesland. Das Beispiel von Zütphen, wo die spanischen Soldaten alle Greuel verübten, zu denen Fanatismus, Rachsucht und Parteihaß in der Wut der Leidenschaft den verwilderten Menschen anzutreiben vermögen, erfüllte die Einwohner mit Angst und Zagen und lähmte den Arm zum Widerstand. Van der Berg, der im Namen Oraniens, seines Schwagers, den Oberbefehl führte, entfloh heimlich aus dem Land; seine Gemahlin, Wilhelms Schwester, erwartete als Bäuerin verkleidet, in einem elen-

Spanische Kriegsthaten und Greuel. Herbst 1572.

den Dorf ihre Entbindung. Selbst Holland fühlte die Geißel des entsetzlichen Bürgerkriegs.

Naarden. Das grausenhafte Schicksal der Stadt Naarden, die im Vertrauen auf die feierliche Zusage, in Leben und Eigentum geschont zu werden, dem Feind die Schlüssel der Thore überlieferte, erregte selbst in dieser Zeit des Mords und der Zerstörung Entsetzen und Abscheu. Fünfhundert Bürger, die man in eine Kirche gelockt, wurden in dem heiligen Raum auf das Zeichen eines Priesters erschossen und erstochen und dann das Gebäude samt Toten und Sterbenden den Flammen übergeben. Die Häuser wurden ausgeplündert und in Brand gesteckt, die Frauen und Jungfrauen vor den Augen der Ihrigen geschändet und dann mit denselben ermordet, was sich durch die Flucht zu retten suchte, eingefangen und an den Bäumen und Galgen aufgeknüpft. Viele Jahre lang blieb Naarden eine öde Stätte in Ruinen; die Spanier glaubten es der Ehre Gottes schuldig zu sein, den Ort, wo die Ketzerei den fruchtbarsten Boden gefunden, von der Erde zu vertilgen. In Amsterdam, dem herzoglichen Hauptquartier, empfing Alba die Botschaft von den siegreichen Fortschritten seines Heeres und die Glückwünsche des Königs über den des berühmten Vaters so würdigen Sohn.

Wilhelm in Holland. Aber die Grausamkeit schafft keine dauernden Triumphe. Das Schicksal von Zütphen und Naarden überzeugte die Holländer, daß von den Spaniern kein Erbarmen, keine Verzeihung zu erwarten sei, daß nur ein Kampf auf Tod und Leben Rettung bringen könne. Und sie entschlossen sich, in diesen Kampf der Verzweiflung einzutreten. Oranien, der mit einer kleinen Reiterschar sich bei ihnen einstellte, wurde nicht als geschlagener Flüchtling, sondern als ihr Herr und Führer empfangen. In der trübsalvollsten Zeit der niederländischen Geschichte, als Freiheit und Menschenrechte, von Tyrannenhand aus der Welt verdrängt, nur noch in den Dünen und in dem Sumpfgebüsch der nordholländischen Landschaft eine Wohnstätte gefunden, begann der Fürst von Oranien das Werk, zu dem ihn das Schicksal ausersehen, die Gründung der Republik Holland. Aus einem unscheinbaren Samenkorn sollte eine herrliche Saat emporblühen. Aber die Arbeit war schwer und mühevoll, und gar manche der Werkleute mußten noch mit ihrem Herzblut einstehen!

Haarlems Heldentum und Leidensgeschichte. 1572. 1573. Wie Naarden, so hatte sich auch Haarlem durch reformatorischen und patriotischen Eifer hervorgethan; und da die Stadt vermöge ihrer die Verbindungslinie zwischen Süd- und Nordholland beherrschenden Lage von großer strategischer Wichtigkeit war, so sollte ihr dasselbe Los zu teil werden, durch das Zütphen und Naarden still gemacht worden waren. Zu dem Ende rückte Albas Sohn, Don Fadrique, in den kalten Dezembertagen des Jahrs 1572 vor die Stadt mit einer Heeresmacht, welche an Zahl die gesamte Einwohnerschaft nebst der Garnison weit übertraf, und begann einen Belagerungskrieg, welcher durch die Anstrengungen der Spanier, mehr aber noch durch den Heldenmut und die Ausdauer der Patrioten unter den Großthaten der Geschichte eine

hervorragende Stelle einnimmt. Die Stürme wurden zurückgeschlagen, die Minen durch Gegenanstalten unwirksam gemacht, der spanischen Grausamkeit gegen die Gefangenen eine schreckliche Vergeltung entgegengesetzt. Je länger der Krieg dauerte, einen desto leidenschaftlicheren Charakter nahm er an. Da und dort steigerte sich die Rachsucht zur Wut. Von Gnade und Menschlichkeit war auf keiner Seite die Rede mehr. Als die stürmenden Angriffe nicht den gehofften Erfolg hatten, schritt Fadrique zur Blokade, um die Stadt durch Hunger zu zwingen. Allein die Vorratshäuser waren gefüllt und den Belagerern fiel die Herbeischaffung der Lebensmittel in der Winterzeit schwer. Die beständigen Ausfälle und die Wachsamkeit der Belagerten verhinderten alle Erfolge der Spanier. Gedrängt durch die wachsende Not und die zunehmenden Krankheiten im Heer überlegte Don Fadrique, ob er nicht der Stadt eine Übereinkunft anbieten sollte, aber sein Vater wies das Vorhaben mit Entrüstung zurück. Oranien strengte alle Kräfte an, die Spanier von Haarlem wegzuziehen; er suchte die Verbindungswege mit Amsterdam abzuschneiden; auf dem Haarlemer Meer und in dem Y wurden, sobald das Wasser eisfrei geworden, kleine Seegefechte geliefert; aber von außen ohne Unterstützung und nur auf einige freiwillige Mannschaften angewiesen, konnte er nichts Namhaftes ausführen; auf beiden Seiten gleicher Kriegsmut, gleiche Entbehrung, gleiche Anstrengungen, gleiche Notstände und Leiden! „Kaum ein Beispiel läßt sich denken," heißt es bei Klose, „von furchtbarer Not, glühender Vaterlandsliebe, unbesiegbarer Tapferkeit, hochherzigem Edelmut und schaudererregender Grausamkeit, welches Haarlem in jener Zeit des Schreckens nicht aufzuweisen gehabt hätte." Ein größeres Seetreffen entschied zum Vorteil 28. Mai 1573.
der Spanier und hatte die gänzliche Einschließung der Stadt zur Folge. Nun schwanden die Vorräte schnell dahin; in wenigen Wochen wütete der entsetzlichste Hunger in der Stadt; viele starben weg, die andern schlichen wie Leichen umher. Anträge auf Unterhandlungen über eine vertragsmäßige Übergabe wurden von dem spanischen Oberfeldherrn mit Hohn zurückgewiesen. Der Plan Wilhelms 8. Juli.
von Oranien, mit einigen Tausend Bewaffneten die feindliche Belagerungslinie zu durchbrechen und Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, scheiterte. Der gleichzeitige Ausfall der Haarlemer, der das Vorhaben unterstützen sollte, kam nicht zur Ausführung, weil die Spanier die Brieftauben weggeschossen hatten. Die ängstlich harrenden Bürger hörten die Kanonade aus der Ferne, ohne die Bedeutung zu ahnen. Der Feind dagegen, von allem unterrichtet, vereitelte durch einen unerwarteten Überfall das ganze Unternehmen. Der oranische Feldherr, Baron Batenburg, fiel mit vielen seiner Waffengefährten im ungleichen Kampf; die Vorräte wurden weggenommen. Abgeschlagene Köpfe, durch einen verstümmelten Patrioten in die Stadt geschickt, brachten den Haarlemern die Trauerbotschaft des Unfalls. Nun war den Unglücklichen nur die Wahl gelassen zwischen Hungertod und Ergebung. Verzweifelte Anträge wurden aus Rücksicht für die jammernden Frauen und Kinder verworfen. Am 12. Juli 1573

erschienen Abgeordnete der Garnison und Bürgerschaft im spanischen Lager und ergaben die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem ihnen mündlich gnädige Behandlung in Aussicht gestellt worden. Als Don Fadrique und Graf Bossu in die Stadt einritten, bot sich ihren Blicken ein Schauspiel des Elends und der Verwüstung dar, das wohl ein Herz von Stein hätte erweichen müssen. Aber weder die ausgestandenen Leiden, noch die gegenwärtige Verzweiflung genügten der spanischen Rache. Über die Hälfte der tapferen Besatzungsmannschaft, voran der heldenmütige Hauptmann Ripperda, wurde sogleich niedergehauen; die Bürger wurden massenweise in die Gefängnisse und von da zum Galgen geführt. „Fünf Henker mit ihren Gehilfen waren ununterbrochen beschäftigt, und da ihre Thätigkeit dennoch nicht ausreichte, so band man dreihundert Gefangene paarweise Rücken an Rücken zusammen und ersäufte sie im Haarlemer Meer." Zwölftausend Menschenleben hatte die siebenmonatliche Belagerung dahingerafft; mehr als zweitausend starben nach der Übergabe durch die Hände der Nachrichter. Wenige Schreckensszenen in der Weltgeschichte haben die Fähigkeit der Menschen, Qualen aufzulegen und Qualen zu ertragen, mehr entfaltet, als der Belagerungskrieg von Haarlem.

Eindrücke. Aber auch die Sieger hatten wenig Ursache zu Triumphgesängen. Dreißigtausend spanische Kerntruppen hatten sieben Monate lang eine kleine, wenig befestigte Stadt belagert und dieselbe nach einem Verlust von zwölftausend Mann endlich durch Hunger zur Ergebung gebracht! König Philipp lag gerade fieberkrank in Segovia, als Albas Siegesbotschaft anlangte; die Höflinge versicherten, daß die Freude darüber seine rasche Genesung herbeigeführt habe. Aber der moralische Eindruck, den der Heldenmut der Haarlemer auf die Patrioten hervorbrachte, war höher anzuschlagen als der schwer errungene Sieg; auf jenen setzte auch jetzt noch Oranien sein Vertrauen. Für den spanischen Monarchen aber wurde der niederländische Krieg ein Abgrund von Geldopfern, den weder die Schätze Perus noch die Aussaugungen der europäischen Staaten auszufüllen vermochten.

Die Lage Albas. Wie sehr immer Alba seine Verdienste und Erfolge in Madrid in das glänzendste Licht zu stellen suchte, so war seine Lage in Wirklichkeit nicht beneidenswert. Die Erfahrungen vor Haarlem mußten ihn überzeugen, daß er es mit einem Feind zu thun habe, der zu einem Kampf auf Leben und Tod entschlossen sei; diese Überzeugung drängte sich ihm noch schärfer auf, als sein Sohn Friedrich
Alkmar. mit einem Heer von sechzehntausend Mann vor Alkmar rückte, um dieser oranisch und calvinisch gesinnten Stadt das Schicksal von Haarlem zu bereiten, aber nach
August und Sept. 1573. zwei vergeblichen Stürmen gegen die zwischen Lagunen und Wiesenflächen gelegene, von achthundert Soldaten und dreizehnhundert bewaffneten Bürgern heldenmütig verteidigte Stadt unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Denn Oranien hatte seinem Feldherrn Soncy bereits den Befehl erteilt, die Deichbrüche und Schleußenthore zu öffnen, wodurch das Land unter Wasser gesetzt und der Feind zugleich mit der Ernte des Jahres weggeschwemmt worden wäre. Zum Glück für das Heer und zugleich für die Bevölkerung, die dadurch

auf lange Zeit in ihrem Wohlstand Schaden genommen haben würde, erhielt der spanische Feldherr Kunde von dem Vorhaben, ehe es noch vollständig zur Ausführung gekommen, und entging durch schleunigen Abzug dem Verderben. Vier Tage nachher erlitt Graf Bossu in der Zuydersee auf der Höhe von Hoorn und Enkhuyzen eine Niederlage durch die Patrioten; sein Hauptschiff „die Inquisition" wurde nach langem heftigen Kampf weggenommen, er selbst als Gefangener nach Hoorn geführt, geschmäht und insultiert von der Volksmasse, welche das Blutbad von Rotterdam in gutem Andenken hatte. Er wurde in der Folge nach langen Unterhandlungen gegen St. Aldegonde eingetauscht. 8. Okt.

Und nicht bloß von den mutigen und entschlossenen Niederländern, die den Herzog und die spanischen Soldaten wie den höllischen Feind haßten, hatte Alba Verdruß und Widerwärtigkeiten zu ertragen, auch im eignen Lager wuchsen die Schwierigkeiten und Ärgernisse mit jedem Tag. Die spanischen und italienischen Truppen, durch die unmenschliche Kriegführung verwildert und unzufrieden über den gefahrvollen und anstrengenden Waffendienst, streiften die Fesseln der Disziplin ab. Nicht nur, daß sie selbst in befreundeten Städten durch Gewaltthätigkeiten und Brutalität, durch Frauenschändung, Mißhandlungen und Frevel aller Art den Haß und Abscheu der Bewohner auf sich luden, mehr und mehr der Gegenstand der leidenschaftlichsten Erbitterung und tödlichsten Grolles wurden, auch die Kriegszucht und der militärische Gehorsam waren gelockert; da und dort gab es Szenen von Meuterei, von drohenden Auftritten, von Widerspenstigkeit. Und was den Statthalter vor allem verdroß, war die Anwesenheit eines Rivalen, des Herzogs von Medina Celi, der ihn wie ein Schatten begleitete und um so eifersüchtiger nach der Teilnahme und Mitwirkung im Regiment strebte, je unbestimmter seine amtliche Stellung war. Zum Nachfolger designiert und doch nicht förmlich ernannt, war er ein steter Nebenbuhler, Gegner und Neider Albas, dessen Maßregeln und Pläne er einer fortwährenden herben Kritik unterwarf. Im November reiste er endlich, ohne sich von dem Herzog zu verabschieden, nach Madrid, um persönlich seine Beschwerden vorzutragen. Er kam nicht wieder nach den Niederlanden zurück; aber auch für seinen Gegner schlug bald die Stunde der Abberufung.

Mangel an Disziplin im Heer.

Wir wissen, daß man in Madrid schon lange zweifelhaft geworden war, ob der von Alba geübte Terrorismus zu dem erwünschten Ziel führe. Wie viele Greuelthaten waren geschehen, wie viele Flüche lasteten auf Philipps und Albas Namen! Und war darum die königliche Autorität hergestellt, das niederländische Volk zur Ruhe, zur alten Ergebenheit zurückgebracht? Der Aufruf des Herzogs, worin er nach dem Fall von Haarlem die Staaten zum Gehorsam und zur treuen Unterwürfigkeit unter die Gebote des Königs ermahnte, den Willigen Gnade verkündend, den Trotzigen mit schweren Strafen drohend, machte in den nördlichen Provinzen keinen Eindruck. Dort war Oraniens Einfluß sichergestellt; weitaus die Mehrheit des Volks war, wie der Fürst selbst, der reformierten Lehre

Die Niederländer auf den Scheideweg gerufen.

beigetreten; für diesen Glauben konnten sie unter der spanischen Herrschaft keine Nachsicht erwarten, und für Inquisition und Priestermacht war seit den Vorgängen von Vlissingen, Naarden und Haarlem keine Stätte mehr in Holland. Mochten auch Amsterdam, Middelburg u. a. O. noch in der alten Stellung verharren, so geschah es doch mehr aus Furcht vor Albas Rache als in Aufrichtigkeit des Herzens. Es machte allenthalben einen tiefen Eindruck, als Oranien eine Adresse an die Generalstaaten der gesamten Niederlande ausgehen ließ, worin er sie zum einträchtigen Zusammenstehen für die nationale Sache und Freiheit aufforderte, ihnen das Beispiel der Väter vor die Seele rief, die keine Eingriffe in ihre Rechte geduldet, und an alle die feurige Mahnung richtete, das kleine Holland nicht im Stiche zu lassen in seinem Riesenkampf für die Freiheit. Nur durch die Niederländer selbst könnten die Niederlande besiegt oder gerettet werden. Um das Mißtrauen der südlichen Provinzen hinsichtlich der Religion zu zerstreuen, da der Prinz im Oktober dieses Jahres in Dordrecht öffentlich zur reformierten Kirche übergetreten war, suchte er die Ansicht zu erzeugen, daß der Kampf keinen religiösen Charakter habe, daß es sich um die nationalen Güter, um die Existenz der Volksrechte handle und daß der Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der freien Gottesverehrung für alle Konfessionen, stets von ihm anerkannt und geachtet werden würde. Er entließ von der Mark und andre calvinische Eiferer, die durch ihr zelotisches Auftreten gegen die katholische Kirche Ärgernis gegeben hatten, aus seinen Diensten. Und so sehr suchte er jeden Schein der Rebellion von sich und seinem Volk fernzuhalten, daß er im Namen der Staaten von Holland und Zeeland ein Sendschreiben an den König richtete um Herstellung der Landesprivilegien und Entfernung des Herzogs von Alba, ein Sendschreiben, worin in flammenden Worten die Verleumdungen und Beschuldigungen zurückgewiesen wurden, die man ihnen aufgebürdet, und mit der Beteuerung geschlossen ward, daß sie eher zu Grunde gehen würden als sich der Tyrannei Albas unterwerfen.

Alba abberufen. 1573. Von diesem Regiment sollten die Niederlande denn auch bald befreit werden. Auf dem Haupt des Herzogs lastete der Fluch und Haß des gesamten Volks, so daß man in Madrid einsah, daß durch ihn kein friedliches Verhältnis mehr begründet werden könne. Mußte er doch erleben, daß man in Amsterdam unter seinen eignen Augen seine Bildnisse und Büsten zerschlug. Als Peiniger hatte er der Rachsucht des Königs und dem Fanatismus der Priesterschaft treffliche Dienste geleistet; sollte aber das erschütterte Regiment der spanischen Krone wieder gefestigt werden, so mußte man es mit einem andern Statthalter, mit einem andern System versuchen. Wir wissen, daß der Herzog selbst schon mehrmals um Enthebung von dem hohen Posten eingekommen war; am 17. November langte sein Nachfolger Don Luis de Requesens y Zuñiga, Großkomtur des Malteserordens und des Ordens von San Jago, in Brüssel an. Sofort legte Alba die Würde eines Oberstatthalters der Niederlande in dessen Hände und verließ dann,

nachdem er sich durch heimliche Abreise aus Amsterdam seinen Gläubigern entzogen, im letzten Monat des Jahrs für immer die niederländischen Provinzen, 18. Dez. 1573.
in deren Geschichte sein Name mit blutiger Schrift verzeichnet blieb. Zerstörte Städte, ruinierte Familien, trauernde Witwen und Waisen, deren Ehemänner und Väter unter dem Richtbeil gefallen, Vernichtung des Handels und der Gewerbsamkeit, Unglück, Elend, Rechtlosigkeit, das waren die Trophäen, die der spanische Oberfeldherr mit sich trug. Und was hatte der Monarch von Kastilien aus der fünfjährigen Tyrannei geerntet? Der Ketzerei sollte das Haupt zertreten werden, und nun stritt ein calvinischer Fürst im Norden unter dem Banner der Glaubensfreiheit. Durch Konfiskationen und Steueredikte wollte Alba die Kosten für Krieg und Regierung in den Provinzen selbst aufbringen und die Niederlande zu einer „peruvianischen Mine" für die kastilische Staatskasse machen, und jedes Jahr mußten Schiffe mit Geldladungen in das aufrührerische Land eingeführt werden, und als Requesens das Statthalteramt antrat, fand er die Kassen leer, die Hilfsmittel erschöpft, die Quellen der Einnahmen versiegt.

III. Portugal mit Spanien vereinigt.

(Über die historische Litteratur vgl. IX, 393.)

1. Portugal und die Kolonien unter König Johann III.

Wenn der Geschichtschreiber in der Periode, die in dem neunten Bande dieses Werks zur Darstellung gebracht worden ist (541 ff.), mit einem Gefühl der Erhebung auf den Aufschwung des kleinen Reichs am Tajo und am atlantischen Meer, auf die Großthaten des kühnen, seefahrenden Volks im fernen Osten blicken konnte, so liegt ihm nun die traurige Pflicht ob, das rasche Hinsinken bis zum gänzlichen Untergang der nationalen Selbständigkeit auf mehrere Generationen zu schildern, auf den Glanz des Königtums unter dem großen Emanuel den Verfall unter seinem Sohn und Enkel folgen zu lassen. Die Keime dieser Wandlung zum Schlimmern konnte man schon unter der schimmernden Decke der vorhergehenden Regierung wahrnehmen, und wir haben nicht versäumt, darauf hinzuweisen. Die Portugiesen besaßen nicht die geistige Freiheit und Elastizität, die zu einer weltgeschichtlichen Mission befähigen: kühn im Unternehmen und Thatkraft und Mannesmut in der Brust tragend, vermochten sie wohl den Impuls zu einem Heldenalter zu geben; aber die Anspannung und zähe Ausdauer, die der erobernden Schwungkraft als erhaltende Macht beigesellt sein müssen, gingen diesen südländischen Naturen ab. Der portugiesische Staat krankte unter der langen Regierung des dritten Johann (João) an denselben Leiden und Gebrechen, welche das größere Nachbarreich unter Karl und Philipp zu so tiefem Fall brachten und den nachgebornen Geschlechtern die Errungenschaften der Väter entrissen. Während der gierige Blick in die Ferne gerichtet war, nach den

Portugal im Sinken.

João III. 1521—1557.

Ländern, wo das Füllhorn des Glücks die irdischen Güter im reichsten Maß ausgegossen hatte, versiegten daheim die Kräfte und die Arbeitslust, welche allein einen dauernden Nationalwohlstand zu begründen vermögen. Wie in Spanien prunkte man mit ausländischen Erzeugnissen, indes der eigne Gewerbfleiß erlahmte. Warum sollten die Besitzer der indischen Handelskolonien, denen die Schätze des Orients zuströmten, zu Hause im mühsamen Kleingeschäft Hände und Arme anstrengen! Den portugiesischen wie den spanischen Edelleuten wohnte ohnedies ein Hang zur Abenteuerlichkeit, zum fahrigen Wesen bei; sie waren durch das Schwert, durch Kämpfe und Wagnisse zu Land und zur See emporgestiegen; dieser Charakterzug hatte durch die Entdeckungsfahrten nach Afrika und Indien neue Nahrung erhalten. Als Flottenführer und Schiffshauptleute, als königliche Beamte und Feldherren, als Großhändler und Faktoreienverwalter schalteten sie stolz und übermütig über die fremden oder untergebenen Menschen, die sie nur als Diener und Werkzeuge ihrer eignen Interessen, ihrer Selbstsucht und egoistischen Zwecke betrachteten. Wenn in den auswärtigen Handelsstätten die Macht und Autorität des Mutterlandes durch die Härte, den Übermut, die Brutalität der Kaufherren und Amtleute untergraben ward, so zerstörte daheim der königliche Absolutismus im Verein mit der Priestermacht, der unheilige Bund von Thron und Altar, die Wurzeln des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, die Quellen des nationalen Wohlstands durch Bedrückung und Verfolgung der einzigen Volksklassen, die noch Arme und Hände zur Arbeit zu regen pflegten.

Inquisition und Religionsverfolgung. Es ist uns bekannt, daß schon unter König Manuel die unbarmherzigen Maßregeln gegen Juden, Mauren und Neuchristen von Spanien nach Portugal gedrungen waren (IX, 545). Wie viele auch durch Auswanderung und Flucht sich der Verfolgung entzogen haben mochten, immerhin war die Zahl derer, die durch äußerliche Bekehrung und vorsichtige Verbergung ihrer abweichenden Religionsmeinungen den Fortbesitz ihrer väterlichen Wohnstätte zu erhalten suchten, noch groß genug. Daß aber dieser Teil der Bevölkerung fortwährend ein Gegenstand des Argwohns, des Hasses, der Verachtung des Volks und Klerus war, ist uns in der spanischen Geschichte klar geworden; denn da wie dort führten dieselben Grundbedingungen zu denselben Resultaten. Es fehlte daher auch unter Emanuel nicht an blutigen Strafgesetzen gegen Ungläubige und Verdächtige; doch hatte die spanische Inquisition noch keinen Eingang in Portugal finden können; erst der Regierung von Emanuels Sohn João war es vorbehalten, seiner Nation auch dieses Joch aufzubürden. Papst Clemens VII. trug Bedenken, einer Institution, welche in Spanien der Krone eine so hohe Gewalt selbst über die Geistlichkeit verlieh, noch weitere Verbreitung zu geben: er nahm eine Beschwerde der portugiesischen Neuchristen gegen die Gütereinziehung der Verurteilten und gegen die Namensverschweigung der Ankläger und Zeugen zum Anlaß, mit seiner Genehmigung zurückzuhalten, wie sehr auch der Hof, der königliche

Beichtvater Diego da Silva und viele vom hohen Klerus die Einführung betrieben und das fanatisierte Volk in seiner Wut gegen das maurische und jüdische Blut diesem Verlangen Nachdruck gab. Duarte de Paz, welcher in Rom die Sache der Neuchristen nachdrücklich verfocht, wurde auf der Straße nächtlicherweile von gedungenen Mördern überfallen. Erst unter Paul III. gelangte der Hof von Lissabon zu seinem Ziel. Eine Bulle vom 23. März 1536 genehmigte die Einführung des Inquisitionstribunals, wie es in Spanien bestand, auch für Portugal und seine Kolonien. Sofort wurden in Lissabon, Evora und Coimbra für das Mutterland selbst und in Goa für die auswärtigen Besitzungen drei Glaubenstribunale mit zahlreichen Richtern, Beamten, Dienern gegründet und der obersten Leitung des Kardinal-Infanten Henrique, des königlichen Bruders, unterstellt; und bald konnte sich das portugiesische Volk in allen Provinzen und Hauptstädten an den schauerlichen Schauspielen der Autodafees ergötzen, die mit demselben feierlichen Gepränge, mit denselben Aufzügen und symbolischen Handlungen, mit dem ganzen Apparat des heiligen Schreckens, wie sie in Spanien bestanden, veranstaltet wurden. Nun spähte das schlimme Auge boshafter Sykophanten umher, um Opfer zu finden für die Angeberei, die jedem gläubigen Christen unter Androhung des Bannes für den Fall der Unterlassung zur heiligen Pflicht gemacht war; man durchsuchte die Schiffe und die Reisenden, ob sie nicht ketzerische Schriften mit sich führten; man durchforschte das Innere der Wohnhäuser nach verdächtigen Zeichen und Symbolen geheimer nichtchristlicher Glaubensvorstellungen. Der Geist des Fanatismus erfaßte die Gemüter und erstickte die Gefühle der Humanität. Fortan waren in der gesamten Pyrenäischen Halbinsel die Gedankenkreise in bestimmte enge Grenzen gebannt.

Und diese Grenzen sollten in Portugal noch schärfer bewacht und gehütet werden durch die neue geistliche Miliz, die in jenem entlegenen Land frühzeitig ein festes Standlager aufschlug. Wir kennen die „Gesellschaft Jesu", zu deren Begründern und eifrigsten Mitgliedern der Portugiese Simão Rodriguez gehörte. Kaum hatte der neue Orden die Bestätigung des Papstes erhalten, so boten Rodriguez und Xavier dem Hof in Lissabon ihre Dienste an. Sie wurden von dem kirchlich gesinnten Monarchen João mit Ehren und Auszeichnungen aufgenommen und erlangten bei der Königin, bei den Infanten, bei der ganzen gläubigen Königsfamilie bald solchen Einfluß und solches Ansehen, daß sie alle andern geistlichen Orden verdunkelten. Xavier begab sich bald nach Indien, um dem glühenden Bekehrungseifer in seiner Seele durch Missionsthätigkeit unter den Heiden Genüge zu thun, indes Rodriguez in seinem Heimatland sich einen fruchtbaren Wirkungskreis schuf. Er gewann in kurzem unter allen Ständen begeisterte Mitarbeiter und Jünger, welche ihm mit allen ihren Gaben helfend zur Seite standen. Die Opferfreudigkeit, womit sich die Stifter und die ersten Brüder den Werken der Barmherzigkeit widmeten, die Almosen und Liebesgaben, die sie im elenden Bettlergewand von Thür zu Thür sammelten und der Wartung

Die Jesuiten in Portugal.

und Verpflegung der Armen, der Kranken, der Hilfsbedürftigen zuwendeten, sowie die harten Buß- und Andachtsübungen, denen sie sich mit selbstverleugnender Hingebung unterzogen, verschafften ihnen das Vertrauen und die Verehrung des Volks und den Ruf der Heiligkeit, der phantasievolle, schwärmerische Gemüter mit unwiderstehlicher Gewalt anzog. Schon im Jahr 1547 waren ihre Sendboten in allen Provinzen und Städten thätig, und bei Adel und Klerus gewannen sie täglich neue Genossen und Freunde. Wie sehr auch manche Fidalgos und Prälaten mit Mißtrauen und Verdruß auf den wachsenden Einfluß der neuen Brüderschaft blicken mochten, wie sehr selbst der Kardinal-Infant Henrique, das Oberhaupt der Inquisition, ihre Niederlassung zu hindern oder zu erschweren suchte, durch die Gunst des Königs, der sie mit freigebiger Hand beschenkte, durch das Vertrauen der Königin und der Infanten, durch die Bewunderung des Volks gewannen sie immer mehr Boden. Sechs Jahre nach der päpstlichen Bestätigung zählte der Orden unter den Studierenden von Coimbra bereits zweihundert Mitglieder; in Lissabon, in Evora, in Oporto gründeten sie große Ordenshäuser und Kollegien; die königliche Familie wählte ihre Beichtväter aus der neuen Brüderschaft, die Infanten, selbst der königliche Enkel und dereinstige Thronerbe Sebastian, erhielten Jesuiten zu Lehrmeistern; unter den höchsten Adelsgeschlechtern zählten sie Zöglinge und begeisterte Jünger. Der Herzog von Braganza beklagte sich bitter bei dem König, seinem Oheim, daß sein Bruder Theotonio, ein unerfahrener Jüngling, von Rodriguez zum Eintritt in den Orden verlockt worden sei; die Grafen von Silveira, von Menezes u. a. sahen nahe Verwandte ihrem Stamm und Blut entfremdet. Aber die Gunst des Königs wuchs mit den Jahren; die Gesellschaft Jesu wurde eine Macht in Portugal, die bald das ganze Geistesleben beherrschte; wie sollten nicht die Herzen eines loyalen und gläubigen Volks einer Brüderschaft entgegenschlagen, welche mit so großer Selbstentsagung auftrat. Sah man doch den Sohn eines adligen Hauses im Anzug eines Korbträgerjungen sich unter die lohndienende Arbeiterklasse mengen, um den Geboten werkthätiger Christenliebe zu genügen. Rodriguez, der unter der Haltung und dem Schein der Demut und Niedrigkeit eine herrschsüchtige Seele barg, wußte die Schwäche des Königs und die Gunst der öffentlichen Meinung zum Vorteil des Ordens auszunutzen. Im Jahr 1555 brachte er es dahin, daß das Collegio Real in Coimbra, bisher die Bildungsschule der adligen Jugend des Reichs, durch königliche Schenkungsakte den Vätern der Gesellschaft Jesu eingeräumt und unter selbständige Verwaltung gestellt wurde. Bald geriet die ganze Universität unter den Einfluß der Jesuiten, und der Geist des Humanismus, der einst auch dort in den Hörsälen gewaltet, wich einer finstern fanatischen Weltanschauung.

Die Portugiesen in Indien.

Auch in den auswärtigen Besitzungen war Johanns III. Regierung weit ärmer als die seines Vorgängers an Großthaten und fruchtbaren Unternehmungen, obgleich der Heldensinn noch nicht erloschen war und die europäische Kriegs-

kunst und geistige Überlegenheit noch in manchem Treffen die feindliche Übermacht niederschlug, gefährliche Aufstände und Komplotte durch Mut und Entschlossenheit vereitelte. Von der vertragsmäßigen Erwerbung der Molukken ist früher die Rede gewesen (IX, 575 f.); und wenn auch sonst durch geschickte Unterhandlungen, mitunter auch durch rühmliche Kriegsthaten und Regierungsmaßregeln das Kolonialgebiet erhalten, der indische Handel in Flor blieb, so waren dies doch mehr die Nachwirkungen der vorangegangenen Heldenzeit. Der Entdecker Indiens, Vasco de Gama, der als Vizekönig nach Goa geschickt ward, um die portugiesische Herrschaft, die in Ormus, in Kalikut, in Malakka gefährdet war, wieder fest zu begründen und durch neue Erwerbungen zu erweitern, starb bald Weihnachten 1524.
nach seiner Ankunft im Lande seines Ruhms, einer der hervorragendsten Helden jener kühnen Weltmeerritterschaft. Seinem Nachfolger, dem Gouverneur Henrique de Menezes, aus einem Geschlecht, das in der Geschichte des Ruhms und der kriegerischen Großthaten seines Vaterlands eine glänzende Stelle behauptete, war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Über den Vorbereitungen zur Eroberung der wichtigen Handelsstadt Diu auf der von den Meerbusen Cambaya und Katschha gebildeten Halbinsel Guzurate, starb er in einem Alter von 45 Jah- 13. Febr. 1526.
ren. Was er im Sinn gehabt, führte der neue Statthalter Nuño da Cunha siegreich zu Ende. Nachdem er den Sultan Badur durch Waffenthaten und Staatskunst zu einem Frieden gebracht, in welchem dieser den Portugiesen die Niederlassung in seinem Reich und die Gründung einer Faktorei in Bassain mit großen Handelsvorrechten gestattete, benutzte er die Bedrängnis dieses Fürsten durch die mongolischen Grenznachbarn, um sich auch in dessen Hauptstadt Diu dieselben Vorteile einräumen zu lassen. Der Gouverneur selbst steckte den Platz zu einer Festung ab, und die Fidalgos wetteiferten mit den eingebornen Arbeitern an dem Ausbau. So faßten die Portugiesen Fuß in Diu, dem Stapelplatz des Ostens 1536.
und Westens, und in dem ganzen Land Cambaya, so reich an Seide, Gold und andern edlen Gütern. Sultan Badur, schlau, kühn und treulos, sann auf Verrat; mit Hilfe der Türken wollte er die Portugiesen nicht nur aus Guzurate, sondern aus ganz Indien vertreiben. Aber ehe seine Pläne reif waren, wurde er im Angesicht seiner Hauptstadt von einigen verwegenen Portugiesen auf der See getötet, worauf Nuño da Cunha sich der Stadt Diu mit allen Schätzen und Kriegsvorräten des Sultans bemächtigte und die Gelegenheit eines Thronstreits benutzte, um alle wichtigen Küstenorte der Halbinsel in Besitz zu nehmen. Zugleich erfocht 1537.
sein Unterfeldherr Alfons de Sousa einen glänzenden Seesieg über die arabischen Korsaren, welche in Verbindung mit den Fürsten von Kotschin und Kalikut die Fremdlinge von der malabarischen Küste vertreiben wollten, und Antonio Galvão, ebenso großmütig und menschenfreundlich als tapfer, überwand in Tidor auf den Molukken mit einem Häuflein Portugiesen sieben eingeborne Fürsten, die sich wider die Fremdlinge vereinigt hatten, und befestigte durch diese vielbewunderte Waffenthat aufs neue die Handelsherrschaft seines Vaterlands in Ternate und

im ganzen Inselmeer des Ostens. Die Wirksamkeit dieses hochherzigen Mannes, der nicht nur den Ruhm und die Ehre Portugals wahrte, sondern sich auch um die Bevölkerung jener Eilande, ihr geistiges wie ihr leibliches Wohl, verdient machte, war eine Nachblüte aus früherer Heldenzeit, die unter dem damaligen Geschlecht selten mehr zu Tage trat. Die Geschichte der Menschheit und die Geschichte des Christentums müssen diesem edlen Portugiesen einen Denkstein setzen, sein König und Vaterland sind seine Schuldner geblieben. Galvão, der den einträglichen Handel mit Gewürznelken ganz der Krone zuwendete und dem Unterschleif gewinnsüchtiger Kaufleute und Beamten energisch entgegentrat, kehrte arm in die Heimat zurück und verbrachte die letzten Lebensjahre im Hospital, unterstützt von der „Brüderschaft des Hofes". Daß der Gouverneur Nuño da Cunha einem gleichen, ja noch schlimmeren Los entging, verdankte er nur dem Schicksal, das seinen Lebensfaden abschnitt, ehe der verdiente Mann in Ketten nach Lissabon geschleppt werden konnte.

Nuño da Cunha.

Wenn schon früher am portugiesischen Hof Verleumdungen und Kabalen mächtiger gewesen, als Verdienste und Großthaten, und der königliche Undank manchem Kriegshelden das Leben verbittert, das Herz zernagt hatte, so hatten diese dämonischen Geister unter dem schwachen, von Schmeichlern und Höflingen geleiteten João III. noch ein weit größeres Feld gewonnen. Um die nämliche Zeit, als der Großsultan von Konstantinopel, lüstern nach den herrlichen Schätzen, die er aus den reichen Geschenken
Sept. 1538. Badurs kennen gelernt, eine große Eroberungsfahrt nach den Gestaden Indiens anordnete, und Suleiman Pascha, ein achtzigjähriger verschnittener Grieche von häßlicher Gestalt und wilder, grausamer Gemütsart, mit einer großen, stark bemannten Armada in Suez unter Segel ging, um auch in den östlichen Meeren die Herrschaft der Osmanen aufzurichten, wurde Nuño da Cunha in Lissabon durch Hofkünste gestürzt und der Oberbefehl über die indischen Besitzungen, den er zehn Jahre lang energisch und erfolgreich geführt, in die Hände eines neuen Vizekönigs, Garcia de Noronha, gelegt.

Der Belagerungskrieg von Diu. 1538.

Noch niemals hatte die portugiesische Herrschaft in so großer Gefahr geschwebt als in den Herbstmonaten September und Oktober 1538, gerade als das Oberkommando in Goa gewechselt werden sollte. Suleiman Pascha richtete seinen Lauf auf Diu, die ehemalige Hauptstadt Badurs, der die Hilfe des Großherrn der Gläubigen angerufen, und bedrängte, unterstützt von der mohammedanischen Bevölkerung der Halbinsel, die neubegründete Festung der Portugiesen. Wenn der osmanische Befehlshaber erst diese wichtig gelegene Hafenstadt, die ihm als der Schlüssel zu ganz Indien geschildert ward, in seine Gewalt gebracht haben würde, so müßte nach seiner Ansicht alles übrige bald nachfolgen. So wurde denn ein Belagerungskrieg begonnen, an energischen Angriffen und kühnen Sturmversuchen wie an heldenmütiger Verteidigung nicht unähnlich dem großen Kampf, der einige Jahrzehnte später auf und vor Malta ausgefochten wurde. In beiden Fällen trat die Überlegenheit der europäischen Kriegskunst und Intelligenz gegenüber der unbehilflichen rohen Macht des Orients in das glänzendste Licht. Die kleine Besatzung unter der Führung des heldenmütigen Antonio da Silveira,

kaum dreihundert Mann stark und im Laufe der Anstrengungen, der Kämpfe bei Tag, der Mühseligkeiten und Leiden bei Nacht, der Verwundungen und Erkrankungen um mehr als die Hälfte vermindert, widerstand mit todesmutiger Kühnheit und Ausdauer einem Belagerungsheer, das 5000 auserlesene Muselmanen verschiedener Nationen zählte und dem die Eingebornen Vorschub leisteten. Mit Sehnsucht richtete die Schar der mutigen Streiter ihre Blicke nach dem Meer, ob nicht von Goa der versprochene Entsatz einträfe, allein Zwietracht und Hader zwischen dem bisherigen und dem neuen Oberstatthalter verzögerten die Abfahrt. Um so größer war der Triumph des Befehlshabers Silveira und seiner tapferen Mannschaft, als Suleiman Pascha, nach einem letzten mißlungenen Angriff am 1. November unter Segel ging. Seine Vorräte waren zu Ende und die Eingebornen hatten den Verdacht gefaßt, die Osmanen möchten aus Bundesgenossen sich zu Herren aufwerfen und ihnen ein härteres Joch auflegen als die Portugiesen. Suleiman fand in Konstantinopel eine so ungnädige Aufnahme, daß er im Bewußtsein seiner verbrecherischen Vergangenheit sich der zu erwartenden Untersuchung und Bestrafung durch Selbstmord entzog. Wenige Monate nachher verließ Nuño da Cunha auf einem gemieteten Schiff von Kotschin aus das Land, das er zehn Jahre lang ruhmvoll beherrscht. Krank bestieg er die Galeere; und die erlittene Kränkung vermehrte das Übel. Er starb auf der hohen See und sein Leichnam wurde, seiner Anordnung gemäß, im Gewand eines Ordensritters und mit dem Schwert umgürtet ins Meer gesenkt. Ein Mann von Kraft, Würde und Gerechtigkeit, erinnerte er noch an die alte Zeit; sein Andenken blieb in Ehren, da die öffentlichen Dinge nach seinem Tod bald dem Verfall entgegengingen.

Das Ansehen der Portugiesen im Schwinden.

Der Nimbus, der durch den kläglichen Ausgang der türkischen Unternehmung gegen Diu noch einmal um den portugiesischen Namen verbreitet ward und der die indischen Fürsten, voran den mächtigen Samorin, bewog, durch Friedens- und Handelsverträge sich die Freundschaft des Vizekönigs Garcia de Noronha zu erkaufen, verschwand allmählich, als der alte Heldensinn mehr und mehr dem Eigennutz und der Selbstsucht wich und die Befehlshaber, Beamten und Soldaten ihre Stellung zur eignen Bereicherung und zur Bedrückung und Aussaugung der eingebornen Fürsten und Völker mißbrauchten. Durch den häufigen Wechsel der Vizekönige litt die Autorität von König und Obrigkeit. Der achtzigjährige Garcia de Noronha, der in seiner hohen Gestalt mit langem weißen Bart ein würdiger Vertreter des abwesenden Monarchen war, starb schon am 3. April 1540. Martin Alfons de Sousa, der ihm nach kurzer Unterbrechung nachfolgte, schändete seine vierjährige Verwaltung durch Erpressung und Ungerechtigkeit. Aus Golddurst unternahm er einen Raubzug in das Gebiet eines 1544. befreundeten indischen Fürsten, um eine Pagode zu plündern, die große Schätze bergen sollte. Das schmachvolle Unternehmen erregte einen Volksaufstand, in dem eine große Zahl der Tempelräuber getötet oder verwundet wurden, der Gouverneur selbst sich nur mit Mühe rettete. Zwei Jahre früher hatte Francisco

Xavier sich mit mehreren Genossen aus der neuen Gesellschaft Jesu in Goa niedergelassen und den Grund zu dem Ordenshaus gelegt, das in der Folge der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit im fernen Morgenland werden sollte (S. 20). War der Angriff auf die heidnischen Tempelräume schon die Wirkung des durch die Jesuiten angefeuerten Religionseifers? Von den ersten Ansiedelungen der Europäer in Indien bis auf den heutigen Tag hat man mit kluger Politik die religiösen Vorurteile, die Andachtsstätten und Gebräuche der Orientalen geschont und vorsichtig vermieden, das reizbare Religionsgefühl der Mohammedaner wie der Brahmagläubigen zu verletzen. Von dieser weisen Politik wichen nun die Portugiesen ab. Zur Habgier gesellte sich jetzt noch Fanatismus. Die Erpressungen, Barbareien und Beraubungen, verbunden mit Selbstüberhebung, mit Verachtung und Geringschätzung der Eingebornen, ihrer Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten, mit Betrügereien und Übervorteilungen in Münze und Markt bildeten die schweren Gewitterwolken, die sich am indischen Himmel sammelten und bald darauf in dem Sturmwetter losbrachen, das die portugiesische Macht in Asien an den Rand des Untergangs brachte. Der Haß und die Feindschaft der indischen Völkerschaften und Fürsten, die wie ein loderndes Feuer unter der Asche glimmten, gegen die gewaltthätigen Fremdlinge verschafften in der Folge den Holländern ein fruchtbares Feld zur Ansiedelung.

Der zweite Belagerungskrieg von Diu. 1546.

Nur der Tapferkeit und kriegerischen Überlegenheit der Soldaten und Führer war es zu danken, daß die portugiesischen Besitzungen behauptet werden konnten, wenn auch keine neuen Erwerbungen hinzukamen. Im Sommer 1546 widerstand die Besatzung der Festung Diu unter dem kühnen Kommandanten João Mascarenhas einem zweiten Angriff, den der verwegene Renegat Kodsche Sofar und nach dessen Tod sein Sohn Rumecan im Dienst des Sultans Mahmud unternahmen, mit ebensoviel Mut, Heldensinn und Ausdauer, wie acht Jahre früher Antonio da Silveira der türkischen Armada. Die Tapferkeit und todesmutige Ausdauer in Not und Gefahr, welche die Fidalgos bei dem zweiten Belagerungskrieg in Diu gegen einen unternehmenden übermächtigen Feind an den Tag legten, kann den Thaten der Spanier in Mexiko und Peru an die Seite gestellt werden. Im November, als die Festung bereits einem verfallenen Mauerwerk ähnlich war, traf der Gouverneur João de Castro mit Verstärkungen ein. Die Leichen der auf der See gefangenen und getöteten Mohammedaner an den Segelstangen der portugiesischen Schiffe verkündeten den Rachedurst des Oberbefehlshabers, dessen junger hochherziger Sohn im ritterlichen Kampf gefallen war. Und obwohl die feindliche Heeresmacht zehnmal stärker war und der Führer Rumecan Mut und Geschicklichkeit zeigte, wurde doch die Schlacht gewonnen, die Stadt Diu erstürmt und den Soldaten zur Plünderung überlassen, die Herrschaft der Portugiesen von neuem auf der Küste Cambaya befestigt. Rumecan und mehrere seiner Unterfeldherren fanden den Tod auf dem Schlachtfeld. Die Fahne des Propheten, welche der Mohammedaner entfaltet

hatte, war dem Bild des gekreuzigten Heilands, das man im Christenheer erblickte, erlegen. Im April des nächsten Jahrs feierte Castro in Goa seinen Sieg mit einem Triumphzug wie die alten Römer. Auch die kaltblütige Grausamkeit und Rachgier, womit die Besiegten behandelt wurden, war im Geist des heidnischen Rom; nur die ausgeplünderten und verhöhnten Pagoden gaben Zeugnis, daß christlicher Fanatismus die Herzen entflammt hatte. 13. April 1547.

Im nächsten Jahr starb João de Castro, ein stolzer Edelmann, mutig und tapfer im Krieg, erfahren in allem menschlichen Wissen, tadellos in Leben und Sitten und von unermüdlicher Thätigkeit. Mit ihm erlosch der letzte Glanz, der noch das portugiesische Indien beleuchtete. Die Stelle eines Vizekönigs ging in raschem Wechsel von Hand zu Hand; kaum daß ein einziger die Würde, die nur noch auf drei Jahre verliehen ward und dann einer Erneuerung bedurfte, auf die gesetzliche Dauer bekleidete. Um so mehr lag die Versuchung nahe, die kurze Frist zum eignen Vorteil auszunutzen. Man näherte die Feindschaften der einheimischen Fürsten, um sich auf die Seite desjenigen zu stellen, der den größten Preis für den Beistand bot. Die Raubsucht, deren Alfons de Noronha bei einer solchen Gelegenheit auf der Insel Ceylon sich schuldig machte, erregte sogar in Lissabon Anstoß. Als König João III. aus dem Leben schied, war Francisco Barreto Gouverneur von Goa, dessen Verwaltung nur durch einen großen Brand, der den schönsten Teil der portugiesischen Flotte vernichtete, denkwürdig geworden ist. Es war ein Vorspiel der Unfälle, die bald genug über das gesamte Reich, das europäische wie das asiatische hereinbrachen. Indien beim Tod Johanns III. 1550.

2. Heinrich und Sebastian.

Am 11. Juni 1557 wurde König João III. im fünfundfünfzigsten Jahr seines Lebens, im sechsunddreißigsten seiner Regierung, rasch durch einen Schlaganfall aus dem Leben gerufen. Sechs Söhne und drei Töchter waren in der Kindheit, der Erbe seines Namens und der Krone im Jünglingsalter vor ihm aus der Welt gegangen, so daß der dreijährige Knabe, den wenige Tage nach dem Tod des Thronfolgers die Gemahlin Juana, die uns bekannte Tochter Karls V., zur Welt gebracht, den großväterlichen Thron erbte. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr sollte nach der Bestimmung des verstorbenen Monarchen die Königin Katharina die Vormundschaft über den Enkel und die Verwesung des Reichs führen. Sie übernahm das hohe Amt und ernannte den Kardinal-Infanten Heinrich zum Beistand in den Regierungsgeschäften; aber schon nach wenigen Jahren entsagte sie vor den Reichsständen der Regentschaft zu gunsten des Schwagers und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Nun erlangten die Jesuitenväter den größten Einfluß am Hof und bei der Regierung. Der Kardinal-Infant war längst von seiner anfänglichen Opposition gegen den Orden abgebracht worden und mit vollen Segeln in dessen Lager übergegangen. Er selbst wie die Königin hatten Mitglieder der Gesellschaft zu Beichtvätern und Die Regentschaft.

Gewissensräten gewählt und durch deren Bemühungen wurde es durchgesetzt, daß einer ihrer Ordensbrüder, Pater Luis Gonsalves da Camara, zum Erzieher des unmündigen Königs Sebastian ernannt ward. Nur nach längerem Bedenken gab Katharina ihre Einwilligung; trotz ihrer Ergebenheit für die heil. Väter erkannte sie doch, daß eine Erziehung von so streng kirchlicher einseitiger Richtung für den künftigen Herrscher nachteilige Folgen haben müßte. Ihr Rücktritt gab der Regentschaft ein geistliches Gepräge, entschied den klerikalen Charakter der ganzen Regierung für Gegenwart und Zukunft.

Der Infant Henrique und das klerikale Regiment. Henrique, der sechste Sohn Emanuels, Kardinal, Ezbischof von Lissabon, Großinquisitor und Stellvertreter des Papstes stellte auch als Regent sein geistliches Hirtenamt über das weltliche Regiment, die Macht und Autorität der Kirche über die Wohlfahrt des Staats. Auch als Oberhaupt des Reichs blieb er stets Priester, durch keine Regierungsgeschäfte ließ er sich abhalten, täglich Messe zu lesen. Eine solche Persönlichkeit war ganz geschaffen, die Herrschaft der Jesuiten in Portugal zu begründen. Zufrieden mit dem Schein und der äußern Ehre folgte er in allen Dingen den Ratschlägen der beiden Beichtväter, Miguel de Torres und Pater Leão Henriques, und des königlichen Erziehers Gonsalves da Camara. Nirgends, selbst nicht im Kirchenstaat, hatte der pontifikale Stuhl so unbedingt die Herrschaft als in Portugal. Wenn die Beschlüsse des Tridentiner Konzils, die so tiefe Übergriffe auf das weltliche Gebiet enthielten, bei manchen Regierungen auf Widerstand stießen, in dem Königreich Portugal wurden sie im
7. Sept. 1564. Namen des Königs ohne alle Beschränkung oder Vorbehalte eingeführt. Auf der Küste von Brasilien, wo die Jesuiten schon unter João im Gefolge des Generalkapitäns Thomé de Sousa, jeder mit einem großen Kreuz zur Seite zur Verwunderung der Eingebornen ihren Einzug gehalten, erlangten die Väter in der neugegründeten Hauptstadt Bahia oder San Salvador einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des Kolonialstaats und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten; nach Goa wurde ein Verwandter des königlichen Hauses Konstantino von Braganza als Vizekönig abgeschickt, damit das klerikale Regiment keine Opposition erführe. Von seiner Verwaltung in Indien wird gerühmt, daß er der Stadt Daman auf der Ostküste des Busens von Cambaya den Namen Mariä Reinigung beigelegt, weil er an diesem Kirchenfest seinen Einzug gehalten, und daß das Bistum Goa zum Erzbistum erhoben und die neuerrichteten Bischofstühle in Kotschin und Malakka demselben untergeordnet wurden. Sein Nachfolger Antão de Noronha unternahm einen Kreuzzug gegen die Bewohner der Insel Salsete, die ihr Herz gegen die Segnungen des jesuitischen Christentums verschlossen hielten.

Sebastian. 1568–1578. Der geistliche Einfluß in Lissabon wurde nicht geschwächt, als Sebastião im Jahr 1568 die Zügel der Regierung mit eigner Hand ergriff. Sein Erzieher Luis Gonsalves da Camara hatte dafür gesorgt, daß der Geist des jungen Monarchen sich nicht aus dem Netz zu befreien vermochte, das die Jesuiten bereits

um den Hof geschlungen hatten. Zu den einflußreichen Häuptern der politisch-hierarchischen Kamarilla trat jetzt noch der Bruder des Erziehers, Martin Gonsalves da Camara, auf den Sebastian schon frühe seine Gunst und Zuneigung geworfen hatte. Vergebens gab ihm am Vorabend der Krönung der ehrwürdige Aleixo de Menezes weise Ermahnungen und Lehren, um sein Herz gegen Verführung und schlimme Einflüsse zu wappnen; vergebens empfahl ihm die sorgliche Mutter Katharina verständige und vaterländisch gesinnte Männer zu Räten und Großbeamten; die beiden Brüder und ihre Genossen hielten den Geist des jugendlichen Monarchen in festen Banden, und um die Eindrücke, welche die Worte der alten Königin auf den Enkel haben könnten, gänzlich zu beseitigen, entfernten sie denselben aus ihrer Nähe. So wurde der klerikal-jesuitische Charakter der Regierung in Portugal befestigt, das Interesse des Königs ausschließlich auf kirchliche Dinge gelenkt, der Geist des Ordens dem ganzen Königreich aufgeprägt. Das Volk unter die strenge Zucht und Sittenlehre der Jesuiten zu beugen, den portugiesischen Hof und Staat in die Dienstbarkeit der päpstlichen Kurie zu zwingen, die ungläubige Welt zu bekehren, schien die wichtigste Aufgabe der neuen Staatslenker zu sein. Sie füllten die Phantasie des jungen Königs mit der schwärmerischen Religionsbegeisterung eines Kreuzfahrers.

Selbst in Indien machte sich die Wirkung dieser extremen Glaubensrichtung fühlbar. Die große Bewegung, die sich im Jahr 1570 im Dekhan und in der gesamten mohammedanischen Welt zeigte, als ein geistlicher Redner mit feurigen Worten den in einer Moschee versammelten Fürsten und Volkshäuptern die unwürdige, schmachvolle Behandlung schilderte, welche von den Fremdlingen ihrem Propheten und ihren Heiligtümern zugefügt würde, war ein Widerschein und Gegenstoß des erregten Fanatismus in dem christlichen Heerlager. Mit gezogenen Schwertern schwuren die Moslems auf den Koran einen feierlichen Eid, daß sie zusammenstehen und mit vereinten Kräften die Portugiesen von dem Boden Indiens vertreiben wollten. Damals schwebte die portugiesische Herrschaft in Indien in großer Gefahr. Die ganze Küste nordwärts und südwärts der heutigen Stadt Bombay von Bassein und Tschaul bis Goa samt der Insel Salsette wurde auf verschiedenen Seiten von überlegenen feindlichen Streitkräften mohammedanischen und brahmanischen Glaubens angegriffen und hart bedrängt. Nur der Entschlossenheit und Umsicht des Vizekönigs Luis de Ataide und der Tapferkeit und kriegerischen Tugend der Fidalgos, insbesondere des Nuño Alvarez Pereira, eines Nachkommen des großen „Verteidigers von Portugal“ (VIII, 110 f.), war es zu danken, daß das Vorhaben der vereinigten Fürsten scheiterte und einer nach dem andern zu Friedensverträgen gebracht wurde, welche die bisherigen Zustände und Handelsverhält- 1571.
nisse von neuem feststellten. Aber so unsicher und drohend war die Lage der portugiesischen Niederlassungen, daß man in Lissabon für zweckmäßig hielt, die Besitzungen unter drei Statthalterschaften zu verteilen, damit den lauernden Feinden rascher Wider- 1572.
stand geleistet werden möchte. Der bejahrte Befehlshaber Jorge de Castro, ein hochverdienter, dem König und Vaterland treu ergebener Edelmann, der während des Kriegs dem Samorin die Festung Schalé nach tapferster Verteidigung übergeben hatte, wurde in Goa enthauptet. 1573.

Religiöse Gegensätze in Indien.

Den größten Schaden fügten die jesuitischen Machthaber in Lissabon der

Die Vermählungsfrage.

portugiesischen Nation durch die Verzögerung der Vermählung des Königs zu. Da die Erbfolge und die ganze Zukunft des Reichs nur auf der Person des jugendlichen Sebastian ruhte, so hatten die Stände gleich nach dem selbständigen Regierungsantritt des Monarchen die Bitte ausgesprochen, daß durch eine baldige Eheschließung für die Erhaltung der Dynastie Sorge getragen werde; allein die beiden Brüder da Camara, von deren Willen alles abhing, schoben die Angelegenheit von Jahr zu Jahr hinaus, um keinerlei fremdartige Einflüsse aufkommen zu lassen. Insonderheit war eine Verbindung mit dem französischen Königshaus, welche Sebastians Mutter Juana und die Königin Katharina begünstigten, nicht nach ihrem Sinn. Erst als im Jahr 1575 Louis Gonsalves da Camara, Sebastians Lehrer und Beichtvater, starb und damit auch der Bruder zurückgedrängt wurde, geschahen ernstliche Schritte zu einer Vermählung. Man richtete zunächst die Blicke auf die Infantin Isabella Klara von Spanien; aber König Philipp II. wies den Antrag von der Hand, ohne die Gründe anzugeben, sei es, daß er dem von den Jesuiten verbreiteten Gerücht, Sebastian könne keine Kinder erzeugen, Glauben beimaß, sei es, daß er aus selbstsüchtiger Politik wünschte, die portugiesische Dynastie möge aussterben. Wenn dieser Wunsch wirklich in der Tiefe seiner Seele verborgen lag, so wurde derselbe von dem jungen König selbst unterstützt. Sebastian verwarf jeden Vorschlag einer Vermählung: von seinem jesuitischen Lehrer war ihm die Keuschheit als eine so große Tugend, als ein so hohes Verdienst vor Gott dargestellt worden, daß auch er dieses Vorzugs aller heiligen Männer teilhaftig zu werden beschloß. Nichts war in seinen Augen ruhmvoller und eines christlichen Königs würdiger, als der Beruf und die Lebensaufgabe eines Ordensritters. War er vermöge seines Herrscheramts nicht in der Lage, den Gelübden der Armut und des Gehorsams nachzukommen, so wollte er desto standhafter die beiden andern erfüllen, das der Keuschheit und des Kampfs gegen die Ungläubigen. Täglich soll er gebetet haben, Gott möge ihn keusch erhalten und ihm Kraft und Gelegenheit verleihen, den heiligen Glauben in den Ländern der Heiden zu verbreiten. Er wäre nach Indien gezogen, hätte man ihn nicht von dem gefahrvollen Unternehmen abgehalten. Um so mehr befestigte sich in seiner Seele der Gedanke, auf der Küste von Afrika, wo seine Vorfahren und so viele christliche Ritter früherer Geschlechter und Zeiten zur Ehre Gottes gestritten, sich im Kampf gegen die Mauren Ruhm auf Erden und die Seligkeiten des Himmels

Der königliche Ordensritter.

1574. zu erwerben. Als er zwanzig Jahre zählte unternahm er eine Fahrt nach Ceuta, Tanger und Magazar, den einzigen Besitzungen, welche den Portugiesen noch von den früheren Eroberungen geblieben waren. Und wenn auch dieses Unternehmen damals keine Früchte trug, so wurde doch seitdem seine Kriegs- und Eroberungslust und sein Eifer wider die Ungläubigen zu streiten noch lebhafter und stärker. Der Königin Katharina verursachte diese Richtung ihres Enkels großes

12. Febr. 1578. Herzeleid. Ihre letzten Worte bei ihrem Hinscheiden sprachen die flehentliche

Bitte aus, man solle doch den jungen König abhalten, nach der Berberei überzusetzen.

Sebastian gab den Ermahnungen der sterbenden Großmutter kein Gehör. Erfüllt von Religionseifer und Kriegslust ergriff er mit Begierde die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einem Feldzug nach Afrika. In dem Reiche Fes und Marokko war in dem Herrscherhaus ein Thronstreit ausgebrochen. Mulei Moluk, der jüngste Sohn des letzten Emir, war gegen die väterliche Bestimmung von der Regierung ausgeschlossen und aus dem Land vertrieben worden. Nach einem wechselvollen Abenteurerleben gewann er sich durch Waffenthaten die Gunst des Sultans von Konstantinopel, der ihn mit Kriegsmannschaft unterstützte, als er auszog, das väterliche Reich wieder zu erobern. Eine einzige Feldschlacht machte ihn zum Herrn von Fes und Marokko und seinen Neffen Mulei Mohammed, den bisherigen Herrscher, zum Flüchtling. Rachedürstend wandte sich dieser nach Lissabon und bat den König um Hilfe gegen den Oheim. Sebastian, gereizt durch die glänzenden Versprechungen des Maurenfürsten und durchglüht von Thatendurst und Glaubenseifer, ging auf dessen Bitte ein und traf Zurüstungen zu einer großen Kriegsfahrt zur See und zu Land. Nur durch schwere Auflagen, die besonders die ärmere Volksklasse belasteten, und durch allerlei drückende Finanzkünste war es möglich, in dem schlecht verwalteten, von treulosen und eigensüchtigen Beamten ausgesogenen Königreich die Geldmittel zu der kostspieligen Unternehmung aufzubringen. Der Thronstreit in Marokko.

Noch nie war in Portugal eine Expedition mit solcher Unlust, mit so düsterer freudenloser Stimmung vorbereitet und unternommen worden. Acht Tage mußte der König, obwohl brennend vor Ungeduld und Verlangen in See zu stechen, auf der Flotte warten, bis sich der Adel und das Schiffsvolk allmählich gesammelt hatte. Umsonst versuchte man den jungen Fürsten zu überreden, den Oberbefehl nicht selbst zu übernehmen, sondern denselben in die Hände eines erfahreneren und reiferen Feldherrn zu legen; wie von einem bösen Dämon fortgerissen verwarf Sebastian solche Ratschläge: als begeisterter Gottesstreiter wollte er sein Kriegsvolk in die Reihen der Ungläubigen führen und als sieg- und ruhmgekrönter Held in ihr Reich einziehen. Am 25. Juni verließ die Flotte den Hafen von Lissabon. Man zählte fünfzig Kriegsschiffe und ein Heer von neuntausend Portugiesen und vier bis fünftausend fremden Söldnern; viele junge Adlige in prunkendem Waffenschmuck und großenteils zu Pferde schlossen sich freiwillig dem Zuge an. In Arzilla wurde angelegt, um Trinkwasser einzunehmen; zum eigentlichen Landungsplatz aber war El Arisch (Larache) ausersehen; dort sollte das Heer ausgeschifft und in das innere Land geführt werden. Unglücklicherweise faßte Sebastian den Entschluß, die Strecke zwischen beiden Küstenorten zu Land zurückzulegen. Aber in kurzem stießen die Portugiesen auf das viermal stärkere Maurenheer Moluks. Da ereignete sich an einem glühend heißen Augusttag bei Alkazar (Alcassar) an dem kleinen Fluß Macazem die verhängnisvolle

Der Tag von Alkazar.

25. Juni 1578.

4. Aug. 1578.

Schlacht, welche in der Geschichte Portugals zu einem „schwarzen Tag" werden sollte. Der Sieg entschied zu gunsten der Mohammedaner; zwölftausend christliche Streiter deckten das Waffenfeld; was nicht im Kampfe fiel, geriet in Gefangenschaft und mußte Sklavenketten schleppen oder schweres Lösegeld entrichten. Unter den Vermißten war König Sebastian; an Mut und Tapferkeit allen voranleuchtend war er am Arm verwundet, von dem wütenden Feind niedergehauen und sein Körper zerfetzt und entstellt worden. Mit Mühe wurde die Leiche entdeckt und in Ceuta beigesetzt. Auch die mohammedanischen Fürsten sollten den Tag von Alkazar nicht überleben. Moluk, der schon krank in die Schlacht getragen worden, starb während des Kampfs, ohne die Früchte seines Siegs zu ernten, sein Widersacher Mulei Mohammed wurde auf der Flucht getötet. Ein andres Glied des Herrscherhauses Mulei Hamet bestieg den Thron von Marokko und suchte durch versöhnliche Schritte den König von Spanien friedlich zu stimmen. Denn nur von dieser Seite war ein kriegerisches Vorgehen zu befürchten; in Portugal konnte niemand an einen Rachezug denken; das Reich lag gebrochen und zerschlagen zu Boden.

Stimmung in Portugal.

Kein größeres Unglück konnte die portugiesische Nation treffen als der Untergang des Heeres und des kinderlosen Königs in der Ebene von Alkazar. Als die ganze große Katastrophe nach und nach bekannt wurde, befiel alles Volk Trauer und Wehklagen. Die Zukunft der Dynastie gefährdet und hoffnungslos; die Blüte des Adels gefallen oder in Gefangenschaft schmachtend; das Heer vernichtet, der Staatsschatz erschöpft. Kein Wunder, daß Schmerz und Verzweiflung das ganze Land erfüllte; alle Familien hatten Väter, Brüder, nahe Verwandte und Angehörige verloren; mit angstvoller Seele harrte man der Nachrichten, die allmählich in die Öffentlichkeit drangen und die ganze Größe des unheilvollen Verhängnisses enthüllten. Das ganze Königreich war gleichsam mit einem Trauermantel überzogen; Straßen und Häuser erschallten von Jammertönen und Wehgeschrei. Mit schwarzen Fahnen zogen die Ratsherren und die Bürgerschaft von Lissabon durch die Stadt nach den Kirchen.

Sebastians Persönlichkeit.

Dies war das Ende des unglücklichen Königs Sebastião von Portugal. Er wird geschildert als ein feiner wohlgebauter junger Mann von sehr weißer Haut, blonden Haaren und blauen Augen. Sein wenn auch zarter Körper war durch unermüdliche Übungen und Anstrengungen kräftig und ausdauernd. Seine auf das Ideale gerichtete Natur, sein Edelmut, seine Hochherzigkeit, sein Heldensinn hätten ihn zu einem ausgezeichneten Fürsten befähigt, wären seine Seelenkräfte durch eine harmonische Erziehung naturgemäß entwickelt und ausgebildet worden. Die verkehrte, den Realitäten des Lebens abgewendete Geistesrichtung und die religiöse Überspannung, welche der erregbare, allzu empfängliche Königssohn unter den Händen der Jesuitenväter empfangen hatte, war eines der unheilvollsten Übel, welche der Orden über das Königreich gebracht hat.

Der Kardinal-König Heinrich.

Der Kardinal-Infant Henrique, der nach dem Tod des Neffen das Regiment übernahm, ein geistlicher Herr von siebenundsechzig Jahren, war nicht geeignet die Wunden des Staats zu heilen. Hochmütig, eigensinnig und ohne tiefere Einsicht in das öffentliche Leben folgte er den Eingebungen seiner von Launen und Vorurteilen erfüllten Seele und den Einflüsterungen boshafter Höf-

linge. Der verstorbene König hatte sich in den letzten Jahren dem Oheim wenig geneigt erwiesen; er hatte ihn nicht in die Zahl der vier Verwaltungsräte aufgenommen, denen er vor seiner Abfahrt die Leitung der Geschäfte übertragen; er hatte sich mehr als zuvor dem Einfluß der Jesuiten entwunden und sein Vertrauen andern zugewendet, unter denen Pedro Alcaçova allen übrigen voranstand. Gegen diese Begünstigten richtete sich jetzt der ganze Zorn des neuen Herrschers und der Jesuitenväter, die sich nunmehr wieder der ganzen Hofgunst erfreuten. Alcaçova wurde angeklagt, den König in dem verderblichen Plan des afrikanischen Feldzugs aus eigennützigen und herrschsüchtigen Beweggründen bestärkt zu haben, und durch ein parteiisches Gericht verurteilt. Seiner Ämter und Würden beraubt mußte er als Verbannter die Nähe des Hofes und der Hauptstadt meiden. In seinen Fall wurden die meisten Räte und hohen Beamten der vorigen Regierung verflochten; ihre Stellen erhielten Geschöpfe des Königs Henrique und Schützlinge des Ordens, meistens Leute ohne Verdienst, ohne Fähigkeit und Erfahrung und der Bestechung zugänglich.

Das war für König Philipp II. der rechte Boden, auf dem die spanische Staatskunst entwickelt, ein Netz von Intrigen ausgespannt, persönliche Interessen, Sympathien und Antipathien zu Verführung und Parteibildungen benutzt werden konnten. Das legitime Thronrecht beruhte auf dem Haupt des alten schwächlichen und kränklichen Henrique; es war nicht vorauszusetzen, daß der Kardinal-Infant sich von den Gelübden seines Standes entbinden lassen und den Bitten der Stände und des Volks um eine Verheiratung willfahren würde; und selbst wenn er den Wünschen der Nation seine Gewissensbedenken zum Opfer bringen sollte, reichte der Einfluß Spaniens weit genug, um in Rom ein Meer von Schwierigkeiten zu schaffen, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß der kränkliche Greis noch Nachkommenschaft erzielen könnte. Ging aber Henrique ohne Leibeserben aus der Welt, so konnte Philipp als Sohn der Isabella, der ältesten Schwester Joãos III. und Gemahl der erstgebornen Tochter desselben, Maria, weibliche Successionsrechte geltend machen. Bei dieser Lage der Dinge ging Philipp II. mit der ganzen Schlauheit, Behutsamkeit und Verstellung zu Werke, die er so trefflich anzuwenden verstand. Nirgends wurde eine so tiefe Trauer um den gefallenen König zur Schau gestellt, als am Hof zu Madrid; ein besonderer Botschafter reiste mit glänzendem Gefolge nach Lissabon, um dem neuen König mit den Beileidsbezeugungen zugleich die Glückwünsche zu der eignen Thronbesteigung zu überbringen. Von Philipps Ansprüchen und Plänen war noch keine Rede; zuerst sollte die öffentliche Meinung bearbeitet, sollte die Abneigung des portugiesischen Volks gegen eine Vereinigung mit Spanien durch Überredungs- und Verführungskünste abgeschwächt oder unterdrückt werden, sollten einflußreiche Adelsfamilien durch Sonderinteressen gewonnen, sollte unter den Räten der Krone und den Hofleuten eine spanische Partei gebildet werden. Niemand wußte alle diese Fäden geschickter anzuknüpfen, die Gemüter und

Spanische Intrigen.

geheimen Triebe, Regungen und Wünsche erfolgreicher zu bearbeiten und zu lenken, als Christovão de Moura (später Marques von Castello Rodrigo), der, Portugiese von Geburt, aus den Diensten der Infantin Juana in die des Königs Philipp übergetreten war und jetzt den neuen spanischen Gesandten Pedro Girão, Herzog von Ossuna, nach Lissabon begleitete.

Parteistellung. Die Wirkung der Verführungskünste trat bald zu Tage. Während Ossuna, durch Verwandtschaft mit den vornehmsten Häusern verbunden, in den hohen Adelskreisen spanische Sympathien zu erwecken wußte, wendete sich Moura an die Jesuiten und Beamten. Es dauerte nicht lange, so war König Henrique ohne sein Wissen und Wollen von Räten und Günstlingen umgeben, die für Philipp arbeiteten, die alles was vorging nach Madrid berichteten, alle Reden und Anschläge erlauschten und verrieten, die geheimsten Briefschaften in Abschriften um reichlichen Lohn übermittelten. Selbst die Magistrate der größeren Städte suchte man von den Successionsrechten des spanischen Königs zu überzeugen. Philipp II. richtete an den Stadtrat von Lissabon und an andre städtische Kollegien Schreiben in diesem Sinn. Aber in den bürgerlichen Kreisen fand der Gedanke einer kastilischen Herrschaft starken Widerstand. Die nationale Eifersucht und der Nachbarhaß, die bei stammverwandten, aber staatlich und geschichtlich getrennten Völkern am schärfsten und lebhaftesten hervorzutreten pflegen, war in den mittleren Ständen ein schweres Gegengewicht gegen den Vereinigungsplan. Vielmehr wurde von dieser Seite der König Henrique bestimmt, noch bei seinen Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen. Allein die zu dem Zweck nach Lissabon berufene (1. April 1579.) Ständeversammlung ging unverrichteter Dinge auseinander. Die Meinungen und Vorschläge waren zu verschiedenartig; und da der eigenwillige König keine Neigung zeigte, sich einen Mitregenten in der Person eines designierten Nachfolgers an die Seite zu stellen und dadurch sein eignes Ansehen zu schwächen, so blieb die Successionsfrage in der Schwebe, eine reiche Quelle für Umtriebe und Intrigen, für Hoffnungen und Ansprüche, für Leidenschaften, Wühlerei und Parteiung.

Die Prätendenten. König Henrique ernannte auf den Vorschlag der Cortes eine Anzahl Räte, welche die von den verschiedenen Prätendenten erhobenen, schriftlich zu begründenden Ansprüche und Rechte prüfen und über die Erbfolge ein entscheidendes Urteil abgeben sollten. Philipp II. verschmähte jedoch das fremde Gericht und setzte eine eigne „Junta der Thronfolge in Portugal" nieder, bestehend aus Gliedern des Staatsrats und einigen Doktoren der Theologie, mit dem Auftrag, seine Rechtsansprüche zu begründen. Unter den übrigen zahlreichen Prätendenten konnten dem spanischen König gegenüber nur zwei in Betracht kommen, die Herzogin Katharina von Braganza, Tochter des jüngsten Bruders Joãos III., kraft eines alten Reichsgesetzes, wonach kein Ausländer in Portugal erben konnte, und der Malteser-Prior Antonio von Crato, der natürliche Sohn des Herzogs von Beja, Bruders von João III. Antonio hätte unstreitig das nächste Recht gehabt,

wäre seine Aussage, Luis de Beja habe mit seiner Mutter in rechtmäßiger Ehe gelebt, seine Geburt sei folglich eine legitime, wahr gewesen. Dies wurde jedoch bestritten, und da auch König Henrique dem Neffen abhold war und ihn aus der Nähe des Hofs und der Hauptstadt verbannte, so hatte der Prior wenig Aussicht auf Anerkennung, so sehr auch Volk und Bürgertum, aus Abneigung gegen den kastilischen Herrscher, auf seiner Seite stand. Bei der gerichtlichen Untersuchung, die Henrique, dem energischen Drängen der Stände endlich nachgebend, anstellen ließ, ergab sich denn bald, daß Antonios angebliche Legitimität sich nicht beweisen ließ, daß die von ihm beigebrachten Zeugen, teils nahe Verwandte, teils erkaufte Leute, unglaubwürdig seien, und daß er somit, als in ungültiger Ehe geboren, kein Recht an die Krone habe. Vergebens suchte der Papst, dessen Beistand Antonio angerufen, die Entscheidung an die römische Kurie zu bringen; König Henrique, eifersüchtig auf die Einmischung der Kirche in die dynastischen und politischen Angelegenheiten Portugals, entbrannte nunmehr in noch heftigerem Zorn wider den unechten Neffen, so daß er ein Ächtungs- und Verbannungsedikt ausgehen ließ. Darin war der Malteser-Prior aller Ehren und Würden, aller Vorrechte und Freiheiten eines eingebornen Edelmanns für verlustig erklärt, aus dem Königreich verwiesen und allen Unterthanen verboten, ihn zu unterstützen, zu hegen und aufzunehmen. Seitdem hielt sich Antonio verborgen, zuerst in Spanien, dann in einem Kloster seiner Heimat. Bei der günstigen Gesinnung des Volks hatte er keine Verräter zu fürchten. Auch bei den andern Thronbewerbern kam die Prüfungskommission zu dem Urteil, daß keiner nach dem dynastischen Erb- und Successionsrecht dem König Philipp vorangehe; er sei der nächste männliche Anverwandte des Königshauses, der rechtmäßig geborne Enkel des Königs Emanuel; ihm allein komme die Krone Portugals zu, ein Ausspruch, mit dem auch das Gutachten der spanischen „Junta" übereinstimmte. Gegen die Herzogin von Braganza wurde geltend gemacht, daß das bürgerliche Recht mit seinen Subtilitäten nicht auf dynastische Successionsfragen anwendbar sei, diese vielmehr nach dem höheren Staats- und Völkerrecht entschieden werden müßten. Die Ansicht, die in der Nation selbst auftauchte, daß man dem portugiesischen Volk in seinen Ständen die Wahl des künftigen Beherrschers zuweisen möchte, wurde von den Kronjuristen verworfen, weil nach Geschichte und Landesgesetz kein Wahlrecht zulässig sei, solange ein rechtmäßiger Nachkomme der königlichen Familie lebe.

Mittlerweile setzten die spanischen Parteiführer, deren Zahl Philipp durch drei weitere geschickte Agenten verstärkt hatte, alle Hebel in Bewegung, um noch bei Lebzeiten des Königs Henrique die Feststellung des spanischen Thronrechts in gesetzlicher Form zu erzielen. Um ihren Bemühungen mehr Nachdruck zu geben und die Rechtsgründe noch durch Furcht zu kräftigen, ließ Philipp fremde Söldner werben und an der Grenze aufstellen. Bei dem hohen Adel waren die einflußreichsten Glieder für Philipp gewonnen; auch die Geistlichkeit, insonderheit die Jesuiten, standen großenteils auf seiner Seite; und auch König Henrique wurde

Die Entscheidung verzögert.

durch seinen Beichtvater Leão Henriques mehr und mehr von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche des spanischen Monarchen überzeugt. Es bedurfte nur eines legalen Akts durch die Cortes; allein zu diesem konnte sich der schwache geistliche Herr auf dem portugiesischen Thron lange nicht entschließen. Auch Philipp war nicht geneigt, seine Sache durch eine Reichsversammlung prüfen und entscheiden zu lassen. Er hätte es lieber gesehen, wenn Henrique kraft königlicher Autorität eigenmächtig die Erbfolge bestimmt hätte. Aber davon abgesehen, daß dieser immer noch zwischen Philipp und dem Hause Braganza unschlüssig hin- und herschwankte, fürchtete er die öffentliche Meinung und das Gewicht der Verantwortung in einer so wichtigen Sache.

Während dieser Zeit der Ungewißheit schwebte das portugiesische Volk in banger Erregung. Da öffentliche Reden und Versammlungen untersagt waren, so machten sich die Herzen in Flugschriften Luft. Eine Flut von Adressen, Ansprachen, Briefen von ungenannten und unbekannten Verfassern besprachen die große Frage des Tags, bald in patriotisch-nationalem, bald in spanischem Sinne. In jenen wurde eine Vermählung Antonios mit einer Tochter des Herzogs von Braganza empfohlen, wodurch die einheimische Thronbewerbung vereinigt und unter Mitwirkung der nationalen Kraft und Sympathie siegreich durchgeführt werden könnte: aber für einen vaterländischen Aufschwung war die enge Seele des schwachen Königs, der ohne Liebe und Interesse für das Volk und dessen Wohl und Wehe nur seinem Haß gegen den unechten Blutsverwandten folgte, nicht zu gewinnen.

Reichstag und Tod des Königs. Die Aufregung erreichte endlich eine solche Höhe, daß Henrique sich zu dem schweren Schritt einer Einberufung der Cortes entschloß. In einem Augenblick, da zu dem öffentlichen Mißgeschick sich noch Hungersnot und Seuche gesellte, die große Sterblichkeit in der Hauptstadt die Gemüter in angstvoller Spannung hielt, versammelte sich der Reichstag. (Jan. 1580.) Der König war so leidend, daß er in die Sitzung getragen werden mußte. Er empfahl den Ständen, die Thronfolge auf dem Wege eines Vergleichs mit König Philipp von Spanien zu ordnen. Adel und Klerus stimmten in der Mehrheit dem Vorschlag bei; die Prokuratoren der Städte dagegen, voran die Stadtverordneten Lissabons, stellten den Antrag, die Wahl des künftigen Herrschers möge der Reichsversammlung überlassen werden. So ungelegen diese Wendung dem kranken Monarchen kam, so trug er doch Bedenken, durch unbedingte Zurückweisung die öffentliche Aufregung zu steigern. Er ließ der Versammlung ankündigen, sie möge die Berechtigung der Cortes zur Vornahme einer Königswahl mit Gründen darthun. Er gestattete eine kurze Frist; (31. Jan. 1580.) aber die Entscheidung war noch nicht gefällt, als König Henrique starb, an demselben Tag und zur nämlichen Stunde, da er vor achtundsechzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, ein Fürst ohne hervorragende Eigenschaften, als Geistlicher ein strenger Beobachter aller kirchlichen Gebote und Handlungen, als König ein schwacher Regent von geringer politischer Befähigung, als Mensch

ohne Seelengröße und leuchtende Tugenden, aber nicht ohne kleinliche Leidenschaften. Die Thränen, die bei dem Hingang des letzten Sprößlings des portugiesischen Königshauses geweint wurden, flossen nicht aus Trauer um den Geschiedenen, sondern aus Sorge für die düstere, gewitterschwere Zukunft.

3. Philipp II. als König von Portugal anerkannt.

Das Königreich Portugal befand sich bei dem Tod Henriques in der trostlosesten Lage. Der Thron verwaist, das Land durch Parteiung zerrissen, ein mächtiger Monarch auf der Grenze, gleich gefürchtet als Feind wie als Herrscher; ein einheimischer Thronfolger ohne nachhaltige Stützen; überall Zwietracht, Spaltung der Meinungen, Unentschlossenheit im Handeln. Von den fünf „Gouverneurs und Defensors", welche nach des Königs Anordnung bis zur Entscheidung der streitigen Thronfolge das Regiment in provisorischer Weise führen sollten, standen drei auf Philipps Seite; die Cortes schieden sich in zwei Parteien: die städtischen Abgeordneten tagten in Santarem, immer noch mit der Hoffnung einer einheimischen Königswahl sich schmeichelnd; Adel und Klerus waren in der Mehrzahl für Philipp gewonnen; der Prior von Crato, der im Kloster Belem seinen Sitz aufschlug, erfreute sich der Gunst des Volks, das ihm aber nur gute Wünsche ohne nachdrückliche Hilfe darbringen konnte. Denn die vaterländische Partei war ohne Mittel und Führung, und wer wollte die Verantwortlichkeit eines Bürgerkriegs auf sich laden? Als die Gouverneurs den städtischen Abgeordneten erklärten, daß ihre Vollmachten erloschen seien und alle weiteren Sitzungen unterbleiben müßten, fügten sie sich dem Befehl. *Stimmung und Lage in Portugal.*

Unter diesen Umständen war der Ausgang der Katastrophe leicht vorauszusehen. Gestützt auf die Aussprüche der spanischen Räte, daß dem König Philipp allein die Thronfolge in Portugal zustehe und er das Recht habe, dieselbe mit Waffengewalt zu erzwingen, schickte der Monarch Sendschreiben an die Gouverneure, an die Cortes, an die Magistrate der größeren Städte, worin er ihnen anzeigte, daß er kraft des Erbrechts die Regierung in Portugal antrete, und sie zur Huldigung aufforderte. Den Willigen und Gehorsamen wurden Gnadenerweisungen und Belohnungen, den Widerspenstigen Bestrafungen in Aussicht gestellt. Und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, erteilte er dem Herzog von Alba den Befehl, mit dem in den Grenzlandschaften aufgestellten Heer, etwa 20,000 Mann stark, vorzurücken. Die Gegenrüstungen, zu denen die Gouverneure schritten, waren mehr „zum Schein als für irgend einen Erfolg", ein Zugeständnis an die öffentliche Meinung ohne die ernstliche Absicht einer Verteidigung. Denn zu gleicher Zeit stellten sie mit dem spanischen Gesandten die Bedingungen zusammen, unter denen die Anerkennung Philipps erfolgen sollte; und da der König neue kriegerische Verwickelungen gern vermeiden wollte, so wurde die Union auf einer Rechtsbasis mit weitgehenden Garantien aufgerichtet. Dem Land wurde der Fortbestand seiner eignen Verfassung und Gesetzgebung, *Der Unionsvertrag.*

seiner Privilegien, Freiheiten und Rechte zugesichert; die Ämter und Richterstellen sollten nur mit Portugiesen besetzt und das ganze Königreich mit Einschluß der auswärtigen Besitzungen in dem dermaligen Bestand ungetrennt und ungeteilt erhalten werden. Dem König oder seinem Stellvertreter sollte „der Rat von Portugal", ein aus eingebornen Edelleuten, Geistlichen und Rechtskundigen bestehendes Kollegium, zur Seite stehen und der Handelsverkehr durch Verminderung oder Beseitigung der Grenzzölle zwischen beiden Ländern erleichtert werden.

Nationale Opposition. Trotz dieser Zusicherungen und mancher andern verlockenden Anerbietungen, zu denen sich die spanischen Unterhändler herbeiließen, nahm die Opposition gegen Philipp II. an Stärke und Ausdehnung zu. Die Autorität der Gouverneure und der Beamten schwand dahin; das Volk verlangte, daß ein unparteiisches Schiedsgericht die Entscheidung fälle; kriegerische Rüstungen deuteten auf die Absicht der Patrioten, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen; fremde Mächte, insonderheit der auf die Vergrößerung Spaniens eifersüchtige französische Hof, und der römische Stuhl wurden um Unterstützung und Vermittelung angegangen. Antonios Ansehen und Hoffnungen wuchsen; selbst unter den spanischen Parteigängern herrschten Zweifel und Unschlüssigkeit; man wollte wenigstens der Auffassung Geltung verschaffen, daß König Philipp das Reich aus den Händen der Regierung und der Cortes durch Vertrag, nicht bloß infolge seiner Erbansprüche empfange.

Antonio als König ausgerufen. Bei dieser Lage der Dinge konnte ein längeres Zaudern der Sache Philipps nur nachteilig sein. Er begab sich daher in eigner Person nach Badajoz, um
Mai 1580 das Einrücken Albas zu betreiben. Die Stadt Elvas, wo die spanische Partei mächtige Anhänger zählte, unterwarf sich freiwillig; ihrem Beispiel folgten Olivenza, Serpa, Moura, Arronches, Portalegre u. a. O. Diese Vorgänge steigerten die Unruhe, die Aufregung, die Ratlosigkeit. Während die Gouverneure und ein Teil der Cortes in Setuval weilten, ungewiß, wohin sie steuern sollten, wurde Antonio de Crato, der vergebens versucht hatte mit Philipp Unterhandlungen anzuknüpfen, von einem Volkshaufen in Santarem zum König ausgerufen und hielt seinen Einzug in die von dem Adel und den Vornehmen verlassene Hauptstadt, wo ihm die Menge einen jubelnden Empfang bereitete. Er nahm Besitz von dem Schloß und Rathaus und schickte Eilboten mit Proklamationen nach verschiedenen Städten, seinen Regierungsantritt zu verkündigen und zur Huldigung aufzufordern. Darauf begab er sich mit einer Schar bewaffneter Anhänger nach Setuval, um von den Gouverneuren und den Cortesgliedern
Juni 1580. seine Anerkennung zu erzwingen; aber er fand einen verlassenen Ort; Adel und Regierung hatten die Flucht ergriffen und beeilten sich, bei dem König, dessen Heer bereits sich in den Besitz von Villa Viçosa, Montemor, Evora gesetzt und in ungehemmtem Vorrücken begriffen war, durch zeitige Huldigung und Unterwerfung Gunst und Gnade zu erlangen. Nur der Herzog von Braganza hielt noch zurück, da Philipp die anspruchsvollen Bedingungen, unter denen er die

Rechte seiner Gemahlin an ihn abtreten und ihn als Souverän anerkennen wollte, von der Hand wies. Wolle der Herzog ihm den Eid der Treue leisten, ließ Philipp sich vernehmen, so sei er bereit, demselben seine Titel und Würden zu bestätigen und Gnadenbewilligungen zu gewähren.

Während die königlichen Truppen sicheren Schritts vorrückten, befand sich der Prior von Crato in einer Lage, die sich von Tag zu Tag schlimmer gestaltete und die Zahl seiner Anhänger minderte. Er hatte neue Beamte eingesetzt, die weder Fähigkeit noch Achtung besaßen; er hatte sich mit bewaffneten Volkshaufen und Söldnern umgeben, auf deren Mut und Treue er sich wenig verlassen konnte, und um die Ausgaben zu ihrem Unterhalt zu bestreiten, nahm er seine Zuflucht zu Zwangsanleihen bei den reicheren Kaufleuten, zur Beschlagnahme der öffentlichen Kassen, zum Verkauf der Juwelen und Kostbarkeiten des Hofes, zu Erpressungen aller Art; selbst die Kirchenschätze und Depositengelder wurden nicht geschont. Die schwarzen Sklaven, die er zu seinem Dienst bewaffnete, rächten sich für die erlittene Schmach und Mißhandlung durch Zügellosigkeit und Raubsucht. Die spanisch Gesinnten waren jedem Terrorismus preisgegeben. Ein solches Regiment voll Ungerechtigkeit und Gewaltthat war nicht geeignet, der spanischen Okkupation einen nachhaltigen nationalen Widerstand entgegenzusetzen. Nur der Härte und Grausamkeit, mit welcher Alba gegen die Patriotenpartei vorging, war es zuzuschreiben, daß Haß und Verzweiflung noch zu einiger Gegenwehr trieb. Antonios Feldherr, Diogo de Menezes, aus einer der ersten und gefeiertsten Familien Portugals, der die Feste von Cascaes gegen die spanische Kriegsflotte zu verteidigen wagte, wurde nach dem Fall der Stadt und der Übergabe von Setuval mit mehreren Häuptern der nationalen Partei hingerichtet. Der Haß und Schrecken über dieses Vorgehen mehrte die Aufregung und Wut des Volks; wäre ein fähiger Führer vorhanden gewesen, welcher die Elemente des Widerstands und der Bewegung zu vereinigen und sich Vertrauen zu erwerben vermocht hätte, so konnte die Besitznahme der Hauptstadt und des Landes wo nicht verhindert, doch erschwert und verzögert werden; und welche Zwischenfälle konnten nicht in jenen aufgeregten, sturmvollen Jahren eintreten und Philipps Pläne durchkreuzen? Allein Antonio war durchaus nicht der Mann, einen Volkskrieg zu organisieren und das portugiesische Vaterlandsgefühl zum Schild seiner Sache zu machen. Es fehlten ihm alle Gaben eines Feldherrn und Demagogen, und seine ganze Persönlichkeit war nicht danach angethan, andre fähigere Männer von Stand und Ansehen zu opferfreudiger Hingebung zu begeistern. Als Albas Heer sich der Hauptstadt näherte, zog er mit den zusammengelaufenen Scharen, die sich unter seiner Fahne gesammelt, nach Belem und schlug dann, als die spanische Flotte vor diesem Hafenort anlegte, sein Hauptquartier in Alcantara auf, wo er, geschützt durch die hohen Ufer des Flusses und im Vertrauen auf die Festung S. Julião, dem Feind zu widerstehen oder ihn zu einem Vertrag zu bringen hoffte. In beiden Erwartungen sollte er getäuscht werden. Der Herzog

König Antonio und Herzog Alba.

lehnte jede Unterhandlung ab; vielmehr wurde um diese Zeit ein königliches Manifest verbreitet, welches den Prior von Crato und alle, die von ihm Ämter und Würden angenommen hätten, von der Amnestie ausschloß, welche allen Portugiesen verheißen war. Und als es zum Treffen kam, erlangte das königliche Heer unter der Führung von Alba, seinem Sohn Fernando und dem Italiener Prospero Colonna einen raschen und leichten Sieg. Nur mit Mühe rettete sich Aug. 1580. Antonio, am Kopf verwundet, mit einigen Getreuen durch die Flucht. Als Fernando vor den Thoren der Stadt erschien und zugleich die Flotte am Ufer des Tajo anlangte, eilte der Magistrat, sich mit dem Sieger zu verständigen. Nach Philipps Befehl sollte Lissabon mit Schonung behandelt werden. Darum gewährte Fernando Sicherheit des Lebens und Eigentums. Allein nur die innere Stadt entging der Plünderung; die Vorstädte und die Landsitze der Reichen in der Umgebung wurden drei Tage lang von habsüchtigen Söldnerscharen durchstreift und ausgeraubt und die Beute in den Schiffen geborgen.

Antonios Flucht.

Nach der Einnahme der Hauptstadt war die Unterwerfung des Königreichs nur eine Frage der Zeit. Sie wäre sogleich erfolgt, hätte man sich der Person des Priors von Crato bemächtigen können. Allein diesem gelang es, sich zuerst nach Coimbra und dann nach Oporto zu flüchten, wo er bald wieder etliche tausend Mann, Bürger und Landvolk, um sich sammelte und sich als König huldigen ließ. Die schwere Krankheit, von welcher um dieselbe Zeit Philipp II. befallen und dem Grab nahe gebracht wurde, kam Antonio zu statten; sie mehrte seine Zuversicht und verschaffte ihm neue Anhänger. Wurde doch schon der Tod des spanischen Monarchen in den portugiesischen Dörfern verkündet und geglaubt. Als aber der Herzog eine Truppenabteilung unter Sanchez d'Avila nach den nördlichen Landschaften vorrücken ließ, legte sich auch dort bald jeglicher Widerstand. Um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, bestieg Antonio mit den in der Eile gesammelten Schätzen ein Schiff und segelte in Matrosentracht nach Frankreich, begleitet von dem Grafen Vimioso und einigen andern Anhängern und verfolgt von einem Ächtungsedikt, das einen Preis von 80,000 Dukaten auf seinen Kopf setzte.

Philipp II. als König anerkannt. Dez. 1580.

Nun war das Königreich unterworfen und Philipp konnte in Elvas einziehen und Vorbereitungen zu einer neuen Ordnung des Regiments treffen. Nachdem die nach Thomar berufenen Cortes dem König und dem Infanten den Treueid geleistet, wurden die früher zwischen dem königlichen Gesandten, dem Herzog von Ossuna, und den Gouverneuren vereinbarten Unionsartikel bestätigt und eine Amnestie erlassen, von der jedoch zweiundfünfzig Namen aus der Patriotenpartei ausgenommen waren. Die auswärtigen Besitzungen in Asien und in Afrika, sowie Madeira und die übrigen Inseln folgten dem Beispiel des Mutterlandes und unterwarfen sich der Oberherrschaft des Königs Philipp von Kastilien. Nur die Azoren mit Ausnahme der Insel San Miguel zeigten sich widerspenstig.

Nach portugiesischen Quellen wurde der Huldigungsurkunde, wie in Brabant, die Klausel beigefügt, wenn der König oder seine Nachfolger die beschworene Konstitution nicht halten würden, so seien auch die Stände nicht an die Übereinkunft gebunden und könnten den Gehorsam verweigern, ohne darüber wegen Majestätsverletzung in Strafe und Schaden zu verfallen. Überhaupt waren die Forderungen der Portugiesen, sowohl des Adels als der Städte, sehr ausgedehnt. Jeder wollte belohnt sein, daß er zu dem König gehalten oder wenigstens nicht auf seiten des Gegners gestanden. Manches gewährte Philipp, andres versagte er; über vieles sprach er sich unbestimmt und zweideutig aus, die Freiheit seiner Entschließungen vorbehaltend.

Mit dem feierlichen Einzug des Königs in die Hauptstadt Lissabon war die Vereinigung der beiden pyrenäischen Reiche unter dem Zepter Philipps II. eine vollendete Thatsache. Für das geschichtliche und nationale Leben Portugals begann damit eine neue Epoche: das Volk, das vor einem Jahrhundert eine so hervorragende Stellung in der europäischen Staatenfamilie behauptet hatte, verschwand jetzt auf längere Zeit aus der Reihe der selbständigen Nationen; an den Wagen des größeren Nachbars gekettet, ging es der Gefahr entgegen, sein eignes politisches Dasein zu verlieren und als Glied der spanischen Monarchie in dem Buch der Geschichte eine dienende Stelle einzunehmen. Die friedlicheren Zustände, in die es aus den Sturmfluten der vergangenen Jahre eintrat, sollte das portugiesische Volk mit seiner Selbständigkeit und Ehre erkaufen. 29. Juni 1581.

4. Portugal unter spanischer Herrschaft.

Die Besitzergreifung des portugiesischen Reichs durch Philipp II. ging leichter von statten, als man erwartet hatte. Denn wenn auch das Volk mit Unmut und Verdruß sich der fremden Herrschaft beugte, mit Schmerz und Wehmut auf die Tage des nationalen Ruhms zurückschaute und die Hoffnung einer baldigen Erlösung von dem verhaßten kastilischen Joch in der Tiefe des Herzens hegte und wahrte, von bewaffneten Aufständen konnte bei der Zerklüftung und Zerfahrenheit der Nation für den Augenblick keine Rede sein. In stummer Resignation, aber grollenden Herzens fügte sich daher das Volk in die gebieterische Notwendigkeit. Auch aus den auswärtigen Besitzungen trafen günstige Botschaften bei dem König Philipp ein. In Goa und in den übrigen Hauptorten der indischen Kolonien war die Oberherrschaft des kastilischen Monarchen verkündigt und anerkannt worden; wir wissen, daß auch in Afrika und auf den Inseln das neue Regiment keinen Widerstand fand. Um so heftiger entbrannte der Zorn des Königs, daß die Azoren, insbesondere das Felseneiland Terceira, die Huldigung versagten. Die Lage zwischen der Alten und Neuen Welt und ihre natürliche Festigkeit gab der Inselgruppe eine hohe Bedeutung für Schiffahrt und Handelsverkehr. Leicht konnte sie zum Herd und Ausgangspunkt für feindselige Angriffe ausersehen werden. Die Einwohner, fern von den großen europäischen Ereignissen lebend, konnten sich in die neue Ordnung nicht finden. Sie wollten nicht glauben, daß König Sebastian umgekommen sei; ihre Wider- Der Insurrektionskrieg auf Terceira. 1582.

seßlichkeit steigerte sich zum Fanatismus, als die Spanier sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen wollten, aber bei dem ersten Landungsversuch mit Schmach und Verlust zurückgeschlagen wurden. Die Boten Antonios fanden gute Aufnahme bei der Inselbevölkerung; es wurden Verbindungen angeknüpft, und der Prätendent wagte es, im Vertrauen auf die Gunst und Unterstützung des Pariser Hofs, mit einigen französischen Schiffen und geworbenen Mannschaften, meistens kühne Abenteurer unter der Führung des italienischen Feldhauptmanns Filippo Strozzi, auf Terceira zu landen, wo er mit Jubel und Begeisterung aufgenommen wurde. Leicht konnte sich dort ein Piratenstaat bilden zum großen Schaden des überseeischen Handels. Darum beschloß König Philipp energisch

Ende Juli 1582. gegen die Aufständischen vorzugehen, zumal da der französische Hof denselben insgeheim Vorschub leistete, der bei einigem Fortgang sich ohne Zweifel mehren würde. Er schickte eine kleine Flotte unter dem Marques von Santa Cruz in die atlantischen Gewässer, um die Indienfahrer zu schützen und zugleich die feindlichen Heerhaufen und Inseln anzugreifen. Es erfolgte eine Seeschlacht, die nach fünfstündigem schweren Ringen für die Spanier entschied. Strozzi selbst fiel im Kampf, zum großen Schmerz aller Tapfern; Graf Vimioso, der treue, ritterliche Anhänger des Prätendenten, starb an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden; die besten Schiffe wurden erbeutet oder versanken; viele Seeleute und Soldaten, darunter mehr als fünfzig französische edle Herren, wurden gefangen genommen und „als Feinde der Ruhe und des Gemeinwesens, als Störer des Handels und als Begünstiger der Empörer gegen die kastilische Majestät" teils enthauptet, teils mit dem Strang hingerichtet. Bald darauf mußten die spanischen Schiffe zurückkehren. Dadurch entging Antonio der Gefangenschaft. Er hielt sich noch einige Zeit in Terceira auf, durch Erpressung und Ausschweifung seinen Namen schändend, und schiffte sich dann wieder nach Frankreich ein.

Die Unterwerfung vollendet. Jan. 1583. Zu Anfang des nächsten Jahrs kehrte König Philipp nach Madrid zurück, nachdem er noch einmal die portugiesischen Stände um sich versammelt und die getreuen Anhänger mit reichen Gnadenerweisungen belohnt hatte. Zu seinem Stellvertreter ernannte er den Kardinal Albrecht, Erzherzog von Österreich, und gab ihm drei eingeborne Räte, unter ihnen den gewandten Miguel de Moura, an die Seite. Kurz nachher starb der Herzog João de Braganza; der Verdruß, von dem König nicht nach seiner Erwartung ausgezeichnet worden zu sein, soll sein Ende beschleunigt haben. König Philipp, zum viertenmal Witwer, bot der Herzogin seine Hand an, damit seine Ansprüche durch die ihrigen verstärkt würden; aber die Edeldame widerstand allen Lockungen; sie wolle den dynastischen

1583. Rechten ihres Sohnes nichts vergeben. Im Juli desselben Jahrs wurden auch die Azoren zur Unterwerfung gebracht. Nach der Abfahrt Antonios hatte Manuel da Silva mit Hilfe einiger Söldnerhaufen das Regiment in seinem Namen als Statthalter fortgeführt, durch Terrorismus die sich mehrenden Anhänger Philipps und die Friedensmänner niederhaltend. Als aber Santa Cruz abermals

mit einer wohlbemannten Flotte erschien, ging es mit jenem bald zu Ende. In einem Gefecht unweit des Hauptorts Angra überwunden, zog Silva mit seinen portugiesischen Anhängern in die Berge; allein durch eine schwarze Sklavin verraten, geriet er in Gefangenschaft und starb durch das Richtschwert; sein Kopf wurde an der Stätte aufgepflanzt, wo man vorher das Haupt eines von ihm hingerichteten vornehmen königlich Gesinnten erblickt hatte. Die französischen Söldner, die ihm Hilfe geleistet, durften in ihre Heimat zurückkehren. Fortan gebot ein spanischer Statthalter auf Terceira. Ende Juli 1583.

Der Versuch des englischen Flottenführers Franz Drake, während des Kriegs zwischen Spanien und England durch den Prior de Crato einen Aufruhr in Portugal zu erregen, hatte keinen Erfolg. Er landete in Cascaes und sendete seinen Schützling in die Vorstadt von Lissabon; als sich aber die Einwohner ruhig verhielten, segelten beide unverrichteter Dinge wieder ab. Damit war die Rolle des portugiesischen Prätendenten Antonio de Crato ausgespielt. Er lebte noch sechs Jahre in Paris, der Dürftigkeit preisgegeben, in steter Todesangst vor den Nachstellungen des spanischen Monarchen. Dort starb er im Jahr 1595, müde des Werbens um fremde Gunst und Hilfe und des undankbaren Berufs, sich von den Feinden Spaniens als Schreckbild gegen Philipp gebrauchen zu lassen. Antonios Ausgang. 1589.

Aber noch im Grab erhob die alte Dynastie ihr blutiges Haupt gegen die kastilische Herrschaft: der Schatten des gefallenen Königs Sebastian tauchte noch mehrmals in dem Land am Tajo auf, um die Portugiesen zu erinnern, daß das höchste Gut, die nationale Selbständigkeit, ihnen geraubt worden und daß es ihre Pflicht sei, dasselbe zurückzufordern. Die Katastrophe auf dem Schlachtfeld von Alkazar war wie ein betäubender Schlag über das portugiesische Volk hereingebrochen; seitdem waren die Kampfgenossen, die einst die Niederlage und das tragische Ende des unglücklichen Königs mit eignen Augen gesehen, größtenteils aus dem Leben geschieden. Es bildeten sich daher Sagen über das Schicksal des königlichen Jünglings, die, je wunderbarer und abenteuerlicher sie lauteten, um so mehr Glauben fanden. Der Name eines dahingeschwundenen Fürsten, zumal wenn mit demselben zugleich der in das geschichtliche Leben der Nation verflochtene Herrscherstamm entwurzelt wird, wirkt zauberhaft auf die Phantasie des Volks. Ist nun der Hingang wie hier in ein gewisses Dunkel gehüllt, von Umständen begleitet, die Zweifeln und Täuschungen einen weiten Spielraum gestatten, so gewinnt der Schatten und Name eine gewisse Gestalt und Leben. Und so sehen wir denn bis zu Philipps Tod von Zeit zu Zeit Thronbewerber aus der portugiesischen Erde auftauchen, welche sich für den König Sebastian ausgaben, der nicht durch die Schwerter der Sarazenen umgekommen, sondern auf wunderbare Weise gerettet worden sei. Zwar hatte Philipp II. schon im Jahr 1580 die Leiche von Ceuta nach Portugal bringen und in vaterländischer Erde beisetzen lassen, aber konnte denn das nicht ein Trugbild, eine Täuschung gewesen sein? Die Sehnsucht und Liebe des Volks für den letzten König von ihrem eignen Fleisch und Blut, der Haß und Widerwillen gegen die spanische Herr- Die falschen Sebastiane.

schaft gaben dem Wahn, daß Sebastian noch lebe und wiederkehren werde, fort und fort Nahrung. So konnte es geschehen, daß innerhalb zehn Jahren, von 1585 bis 1595, drei Männer aus dem Volk sich für den König Sebastian ausgaben und Anhänger fanden. Die Bewegung, welche die dem Handwerkerstand angehörenden Thronbewerber zu erregen vermochten, war von keiner großen Bedeutung. Die Betrüger und ihre zu Grafen und Bischöfen ernannten Hauptgenossen büßten ihr vermessenes Unterfangen am Galgen oder auf der Galeere, ohne daß die bestehende Ordnung eine namhafte Störung erlitten hätte. Dagegen wußte ein andrer Abenteurer, der kurz vor dem Tod Philipps II. in Venedig auftauchte und sich für den vom Schlachtfeld geretteten König Sebastian ausgab, in ganz Europa Aufmerksamkeit zu erregen und durch die Erzählungen von seinen Leiden und wunderbaren Schicksalen in den Herzen vieler Portugiesen Mitleid und patriotische Gefühle zu erwecken. Von seinen Wunden geheilt, sei er Jahrelang in Abessinien, in Persien, in Georgien umhergewandert, bis es ihm endlich gelungen sei, sich nach Sizilien und von da nach Venedig zu retten. Auf Verlangen der spanischen Regierung von den Herren der Markusstadt zuerst verhaftet, dann aus der Republik ausgewiesen, wurde er auf dem Weg nach Portugal in Florenz festgenommen und dem Vizekönig von Neapel überliefert, der ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Durch scharfes Verhör als Betrüger erfunden, wurde er auf die Galeere gebracht und endlich nach Spanien abgeführt. Dort ist der „vierte Sebastian“ im Gefängnis gestorben, ungewiß ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes. In Portugal hatte das Auftreten des rätselhaften Mannes, der manche Einzelheiten vom Hof und von heimischen Verhältnissen zu erzählen wußte und nach allem, was man von ihm hörte, eine große Ähnlichkeit mit dem unglücklichen Sebastian hatte, große Teilnahme und Gemütserregung erweckt. Es waren geheime Zusammenkünfte gehalten worden; anonyme Schriften hatten seine Echtheit zu beweisen gesucht; man hatte Pläne zu seiner Befreiung beraten.

Das spanische Regierungssystem in Portugal. Die Wahrnehmung, daß das portugiesische Volk die spanische Herrschaft mit so großem Unmut ertrug, daß es so leichtgläubig jeder trügerischen Kundgebung nationaler Wünsche und Hoffnungen sich hingab, daß nur wenige aufrichtigen Herzens sich mit der Wendung der öffentlichen Dinge versöhnten, reizte das mißtrauische Gemüt des kastilischen Königs und trieb ihn zu einer Politik der Feindschaft, des Argwohns, der Überwachung und Beschränkung, welche das Verhältnis zwischen beiden Staaten mit jedem Jahr verschlimmerte. Hatte Philipp einst in Thomar feierlich geschworen, daß Portugal auch ferner sich selbst gehören, nur von Einheimischen nach heimischen Rechten und Institutionen regiert werden, Lissabon nach wie vor die Hauptstadt des Staats, der Mittelpunkt der Reichsgeschäfte sein sollte, so wurden diese Zugeständnisse mit der Zeit wesentlich gemindert. Es lag in der Natur des Königs und in dem ganzen spanischen Regierungssystem, dem gesamten öffentlichen Leben den Stempel der Gleichförmig-

keit aufzudrücken, soviel als möglich die Verwaltung, die Besteuerungsweise, das Gerichts- und Militärwesen sämtlicher Provinzen des Reichs nach kastilischem Muster einzurichten, das Räderwerk der komplizierten Staatsmaschine von Madrid aus zu lenken. Auch das Königreich Portugal sollte diesem System unterworfen, sollte als spanisches Provinzland in den allgemeinen Staatsverband gezogen, sollte der von Madrid aus geleiteten und bestimmten Politik dienstbar gemacht und zur Teilnahme an den Leiden und Glücksfällen der großen spanischen Monarchie gebracht werden. Zu dem Ende wurden die Festungen von kastilischem Fußvolk besetzt, die portugiesischen Heere, Flotten, Kriegsvorräte und Geschütze als spanisches Eigentum behandelt, über die Staatsgelder und öffentlichen Einnahmen nach kastilischer Weise verfügt und das drückende und aussaugende Abgabesystem, das in dem Nachbarreiche dem nationalen Wohlstand so schwere Wunden schlug, auch über das Königreich im Westen ausgedehnt. Die höheren Justiz- und Verwaltungsstellen wurden in Madrid vergeben und nicht immer an Eingeborne; in allen wichtigen Sachen mußte die Entscheidung des Königs und seines Staatsrats eingeholt werden. Über den Häuptern derer, welche bei der Besitznahme des Reichs nicht auf seiten Philipps gestanden oder auch seitdem als Malkontente, als Anhänger national-politischer Gesinnung sich bemerklich gemacht hatten, schwebte fortwährend die Gefahr politischer Anklagen und Verfolgungen. Wie mancher Leichnam, in heimlicher Stille aus dem Turm von Sanjago ins Meer gestürzt, wurde in die Netze der Fischer getrieben. Ein düsteres Gefühl des Unmuts und der Unzufriedenheit kehrte in die Gemüter der Portugiesen ein; viele verließen ihr Vaterland, andre suchten sich an den Hoffnungen einer besseren Zukunft aufzurichten; Prophezeiungen einer glücklichen Wandlung, die bald eintreten werde, wurden gläubig aufgenommen und absichtlich unter dem Volk verbreitet, „damit das Verlangen und Sehnen nach Freiheit stets wach und lebendig bliebe, bis es in günstiger Stunde sich in Thaten aussprechen könnte“. Dieser Stimmung konnte nur durch die Geistlichkeit wirksam entgegengearbeitet werden. Darum war auch König Philipp bemüht, Klerus und Jesuiten in sein Interesse zu ziehen und der spanischen Herrschaft geneigt zu machen.

In dem Gesetzbuch für das Königreich Portugal, worin Philipp dem Manuelschen Werk (XI, 546) die unter den drei folgenden Regierungen erlassenen Gesetze und Verordnungen beifügen und das ganze Material kodifizieren ließ, war der klerikale Charakter, welcher seit dem Tridentiner Konzil und durch den Einfluß des Jesuitenordens in allen öffentlichen Aktenstücken gesetzgeberischer oder gerichtlicher Natur sich bemerklich machte, nicht vermindert oder abgeschwächt, vielmehr die geistliche Jurisdiktion gestärkt und in manchen Fällen, nicht selten auf Kosten weltlicher Gewalt und Autorität, über das Staatsgebiet ausgedehnt. Der Bund zwischen Thron und Altar sollte der spanischen Herrschaft in Portugal den Boden bereiten. Das portug. Gesetzbuch.

Unter der folgenden Regierung kam noch ein andres Mittel, welches unter Philipp II. nur behutsam und schonend versucht wurde, in ausgedehnte Anwen- Verminderung der Adelsmacht.

dung: Verminderung der Adelsmacht und planmäßige Veräußerung der Krondomänen. Dadurch sollte die Aufrichtung eines unabhängigen Throns unmöglich gemacht und somit die spanische Herrschaft für alle Zukunft gesichert werden. Allein gerade dieses Bestreben schärfte das Nationalgefühl bei den oberen Ständen und führte in der Folge die Befreiung durch den Herzog von Braganza herbei. Denn nur ein Edelmann, dessen Familiengüter den dritten Teil des gesamten Nationalvermögens betragen haben sollen, konnte der verarmten Krone aufhelfen. Wir werden sogleich erfahren, welche unersetzlichen Verluste die Portugiesen während der spanischen Herrschaft in ihren auswärtigen Besitzungen erlitten. Dadurch vertrockneten die ergiebigen Hilfsquellen, welche bisher die Schätze Indiens auf die portugiesischen Märkte geliefert hatten, und das reiche Portugal sank in Armut und Ohnmacht.

Zustände in den indischen Kolonien.

Wir haben früher erwähnt, wie mühsam nur und mit welchen Anstrengungen die Portugiesen in den Besitzungen Asiens sich der zahlreichen Feinde zu erwehren vermochten. Aber noch schwieriger wurde die Lage, als die Verwirrung im Mutterland, die Parteiung am Hof und in den Regierungskreisen, die Schwächung der militärischen Kräfte durch die Unfälle in Afrika, der spanische Eroberungskrieg und die Zerrüttung aller staatlichen Ordnung die Verstärkung der indischen Streitkräfte durch europäische Schiffe und Mannschaften unmöglich machten. Und wie sollte König Philipp, als er endlich Herr des benachbarten Reichs samt seiner Kolonien geworden war, der Not und Gefahr durch Absendung hinreichender Hilfe steuern, zu einer Zeit, da er in seiner eignen Nähe von tausend Sorgen und Anliegen in Anspruch genommen wurde? Vielmehr hoffte er in den indischen Besitzungen neue Hilfsquellen für die kostspieligen Unternehmungen in der Heimat zu erlangen, die neuen Erwerbungen zum Vorteil des eignen Landes auszubeuten. Dadurch wurde das vaterländische Hochgefühl der Portugiesen, das in früheren Zeiten zu kühnen Thaten und Unternehmungen geführt, geschwächt und niedergedrückt, der Feuerstrom der Begeisterung für Ruhm, Ehre und nationale Größe ausgelöscht. Der kastilische König, der in Portugal herrschte, der die Errungenschaften der patriotischen Anstrengungen früherer Geschlechter im Interesse eines gehaßten Nachbarvolks zu verwerten gedachte, war nicht der geeignete Mann, in den Gemütern der Portugiesen die Flamme wach zu halten und von neuem anzufachen, welche zur Erhaltung oder gar zur Mehrung der von so vielen Feinden, Neidern und Gegnern bedrohten Handelsniederlassungen und Territorien den starken Mut, die mannhafte Entschlossenheit, den kriegerischen Trotz geben konnte. Die Bevölkerung der Kolonien, meistens im Ausland geboren und nur selten durch neue Ankömmlinge erfrischt, wurde dem europäischen Mutterland immer mehr entfremdet, verweichlichte unter dem erschlaffenden Klima und versank in Wohlleben und Genußsucht, deren Befriedigung zum Hauptziel ihres Daseins wurde. Wie sollte da nicht Habgier, Egoismus, Gewinnsucht in den Herzen der Beamten, der Soldaten, der Kaufmannswelt

Wurzel schlagen und die edleren Regungen und idealen Bestrebungen ersticken? Die Motive des Handelns entsprangen aus faulem Boden; der Durst nach Reichtum und der Trieb der Selbsterhaltung überwucherten alle andern Seelenkräfte; die Tugenden der früheren Geschlechter welkten dahin. Die Geschichtsbücher über die indischen Kolonien bieten ein häßliches Gewebe von Veruntreuungen, Unterschleifen, Betrügereien. Das Recht war dehnbar, die Justiz käuflich, Autorität und Gehorsam wankend; persönliche Interessen, Gunst und Willkür galten mehr als Verdienst, Kenntnisse und Geschicklichkeit. Die Ämter und Anführerstellen kamen in unfähige oder treulose Hände, die sie zum eignen Vorteil ausnutzten; aus dem Handelsverkehr verschwand alle Redlichkeit, alle Wahrhaftigkeit, verschwanden Treue, Glauben und alle Bande eines aufrichtigen, ehrlichen Zusammenlebens; Monopole zerstörten die Früchte der Selbstthätigkeit und der eignen Anstrengung. Auf die Besetzung der Ämter und auf das ganze Staats- und Gesellschaftswesen übte die Geistlichkeit einen überwiegenden unheilvollen Einfluß. Wie im Mutterlande so war auch in den Kolonien die Begünstigung der Kirche und des Klerus mit der Politik und dem Regierungssystem des zweiten Philipp aufs innigste verbunden. Kein Wunder, daß die Zahl der Prälaten, Priester und Mönche eine große Höhe erreichte, daß die Reichtümer der Kirche mit jedem Jahr zunahmen, daß der Gegensatz zu den Moslems und Brahmadienern, dessen wir schon früher gedachten, immer schärfer sich ausbildete und das Verkehrsleben vergiftete. In und um Goa zählte man achtzig kirchliche und klösterliche Gebäude und über dreißigtausend Geistliche und Mönche. Die Inquisition, die unter König João III. in Goa eingeführt worden und deren Wirkungskreis sich über alle auswärtigen Besitzungen erstreckte, übertraf an Strenge und Späherei die portugiesische und spanische in Europa. Besonders waren ihre Blicke auf die „neuen Christen" gerichtet, die der heimischen Verfolgung entfliehend in Indien durch Fleiß und Thätigkeit zu Reichtum und Wohlstand gelangten. Unter Philipp II. erfreute sich das hohe geistliche Gericht besonderer Gunst. In ihm erblickte der König ja allenthalben das beste Mittel gegen alle Feinde des Staats und der Kirche, gegen alle Unzufriedenen, Wühler, Unruhstifter und Aufrührer.

Bedrängnis der portug. Handelsniederlassungen durch die Holländer.

Den schwersten Schlag aber versetzte der spanische König den auswärtigen Kolonien der Portugiesen durch die Ausschließung der niederländischen Handelsschiffe von dem Hafen und Markt Lissabons; denn dadurch sahen sich diese unternehmenden Seeleute zu direkten Fahrten nach Indien, zu der eigentlichen Quelle des Großhandels hingedrängt, wo ihre rüstige Kraft und ihr vaterländisches Hochgefühl bald die auf faulem Boden ruhende Herrschaft der Portugiesen zu Fall brachten. Als Philipp II. im Jahr 1584 das Verbot gegen den niederländischen Zwischenhandel mit dem spanischen Reich ergehen ließ und zehn Jahre später fünfzig holländische Kauffahrteischiffe an der Mündung des Tajo mit Beschlag belegte, wollte er die abgefallenen Provinzen in ihrer innersten Lebenskraft treffen. Aber was zu ihrem Schaden erdacht war, schlug zu ihrem Vorteil und zu ihrer nationalen Größe aus. Wie ein Jahrhundert früher bei der Ent-

deckung von Amerika, so war auch jetzt Portugal selbst die Schule, aus welcher die ersten niederländischen Indienfahrer hervorgingen. Dietrich Gerrits von Enkhuyzen, der in portugiesischen Diensten nach China und Japan gekommen war, der Diamantschleifer Koning aus Goa, der Pfefferhändler van Ashuyzen zu Malakka, der Reisende Huygen van Linschoten aus Haarlem und andre erfahrene Männer dienten ihren Landsleuten als Anreger und Lehrmeister. Wir wissen, wie sehr sich die Portugiesen die Feindschaft der eingebornen Fürsten und Völker zugezogen. Die Niederländer fanden daher überall Begünstigung und Vorschub, als sie Handelsniederlassungen mit festen Plätzen zur Verteidigung gründeten. Von den Molukken und Sundainseln wurden im Laufe der Jahre nach hartnäckigen Kämpfen die Portugiesen und Spanier vertrieben und der einträgliche Handel mit Pfeffer und andern Gewürzen in die Hände der Niederländer geliefert. Auch Malakka, der Schlüssel zum Indischen Archipel, wurde unter heftigem Ringen und nach manchen Wechselfällen den romanischen Ansiedlern entrissen. Wir werden später erfahren, wie im siebzehnten Jahrhundert allmählich die Niederländer auf Ternate, auf Tidor, in den Bandainseln, auf Java, Sumatra, Borneo und an vielen andern Orten Fuß faßten und sich behaupteten. Selbst auf der malabarischen Küste, in den Stammsitzen der indischen Niederlassungen sahen sich die Portugiesen bedrängt und angegriffen, und auf Ceylon erlangten die Holländer unter Beihilfe des Kaisers von Candy den Alleinhandel mit Zimt, Perlen und Edelsteinen und wichtige Privilegien und Standplätze. Bald traten auch die Engländer in die große Ringbahn ein und brachten manche wertvolle Besitzung der Pyrenäenvölker an sich, zugleich mit den Niederländern einen schweren folgenreichen Wettkampf beginnend. Mit englischer Hilfe entriß endlich der Schah von Persien den Portugiesen das wichtige Ormuz, das einst Albuquerque seinem Vaterland erworben. Die spanischen Könige, die über das Nachbarland mit despotischem Zepter herrschten, ertrugen diese Verluste leichten Herzens; es machte ihnen wenig Kummer, daß die „Provinz" Portugal von der welthistorischen Höhe früherer Jahrzehnte herabsank; in deren Verarmung und Erniedrigung erblickten sie das sicherste Mittel zur Befestigung der spanischen Herrschaft am Tajo. Von dem Friedensvertrag mit den Niederlanden im Jahr 1609 waren die auswärtigen Besitzungen ausgeschlossen und somit das portugiesische Indien der aggressiven Handelsrepublik an der Nordsee völlig preisgegeben. Seit das schöne Küstenland am Atlantischen Ozean an den kastilischen Staatswagen gekettet worden, war die Sonne im Sinken; ein neuer Tag, wenn auch weniger glänzend als ehedem, war nur zu erwarten, wenn das Band zerrissen und Portugal wieder sich selbst zurückgegeben ward. Dies konnte nur durch das Haus Braganza geschehen, daher auch das portugiesische Volk stets mit hoffender Sehnsucht und Liebe auf das Haupt dieses Herzogsgeschlechts blickte.

IV. Spaniens politischer Verfall und künstlerische Höhe.

1. König Philipp III. und die Vertreibung der Morisken.

Zunehmender Verfall unter Philipp III. 1598—1621.

So trostlos und grauenerregend die Zustände der Monarchie bei dem Tod Philipps II. waren, so ging doch das öffentliche Leben und der Wohlstand und die sittliche Kraft der Nation unter der dreiundzwanzigjährigen Regierung seines schwachen unselbständigen Sohnes Philipp III. noch einem tieferen Verfall entgegen. Wie sehr das despotische Regiment des verstorbenen Königs mit seinem

scharf gegliederten Geschäftsmechanismus, seiner Überwachung und seinem Polizei- und Militärdruck jeden nationalen Aufschwung, jede lebensfrische Volksthätigkeit in der Pyrenäischen Halbinsel erstickte, dennoch war die schlaffe Regierungsweise des willenlosen, arbeitscheuen, zu jedem eignen Handeln unfähigen neuen Monarchen noch viel verderblicher und ertötender für das Reich. Unter ihm löste sich die zentrale Gewalt in völlige Schwäche auf; Günstlinge und Beichtväter führten das Staatsruder und trugen Sorge, „daß der Schlummer des Königs nicht durch das mahnende Wort eines ernsten Mannes oder durch den Schmerzensruf des Volks gestört ward“.

Als Philipp II. dem Thronerben, der seine Jugend ausschließlich im Umgang mit Priestern und Hofdamen verbracht hatte, bei heranreifenden Jahren einen Hofstaat zu geben beschloß, um ihn an einige Selbständigkeit zu gewöhnen, fielen seine Augen auf Don Francisco Gomez de Sandoval y Rojas, Graf und später Herzog von Lerma, einen Edelmann von mäßigen Glücksgütern, die er mit großer Umsicht verwaltete. Gewandten Geistes verstand er die Kunst, die Menschen zu gewinnen und sich dienstbar zu machen. Bald war er dem Prinzen unentbehrlich; er nahm teil an seinen täglichen Andachtsübungen; er unterstützte den kärglich Gehaltenen mit kleinen Geldsummen, damit er seinen Neigungen und seinem Gefallen an Almosen sich hingeben konnte. Die wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Infanten und dem Höfling mißfiel dem König; er entfernte den Grafen, indem er ihn zum Vizekönig von Valenzia ernannte. Aber noch ehe Philipp die Augen geschlossen, rief der Sohn den Günstling nach Madrid zurück; nach der Leichenfeier in Eskorial war der Graf von Lerma das Haupt der neuen Regierung. Eine der ersten Handlungen Philipps III. war der Befehl, „daß Lermas Unterschrift so gut sein und so viel gelten sollte, wie des Königs eigne“. Bei der Unlust des Monarchen für alle Staatsgeschäfte war mit dieser Anordnung das ganze Regiment in die Hand des Günstlings gelegt. Daß dem wirklich so sei, darüber konnte bald kein Zweifel mehr obwalten. Denn in kurzem war der ganze Staatsrat umgestaltet; die geschäftskundigen Männer aus Philipps II. Zeit wurden beseitigt und durch ergebene Diener Lermas ersetzt; eine Consulta, in welcher der Herzog selbst den Vorsitz führte, stand dem König zur Seite und leitete die Staatsgeschäfte mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Und so eifersüchtig war der allmächtige Günstling auf seine Alleinherrschaft, daß er der Königin Margarete, einer österreichischen Erzherzogin, und der verwitweten Kaiserin, Tochter Karls V., welche in Spanien lebte, nicht gestattete, mit dem König von Staatsangelegenheiten zu reden; um die letztere fern zu halten, bewirkte er die Verlegung des Hofs nach Valladolid, und als die erstere einst ihren Gemahl aufforderte, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, wurde sie so streng überwacht und beschränkt, daß sie den Wunsch aussprach, lieber eine Klosterfrau in Graz, ihrer Vaterstadt, als Königin von Spanien zu sein. Philipp mußte dem Günstling sogar die Gespräche mitteilen, welche die Ehegatten im

Lerma.

Bett hielten. Wie laut immer die Nation ihren Mißmut kund geben mochte, daß alle Zweige der Verwaltung in eine Hand zusammenflössen, alle Bitten und Gesuche von der Entscheidung eines Mannes abhängig seien, Lerma behauptete sich zwei Jahrzehnte in der vollen Gunst des Monarchen, seine Gewalt auf denselben war so unbeschränkt, daß man sie der Anwendung von Zaubermitteln beimaß. Als der König sich einmal zu einem kleinen Widerstand ermannte, sah man ihn am ganzen Leibe zittern. Zu dieser Höhe der Macht stieg Lerma keineswegs durch hervorragende staatsmännische Begabung; er war unfruchtbar an Ideen und großen politischen Konzeptionen, er war nur der Erbe der Friedens- und Versöhnungspolitik des Fürsten von Eboli, aus dessen Schule er hervorgegangen. Um so glänzender war sein Talent als Hofmann. Ein Kavalier von feinen Manieren und gewinnendem Äußeren, wußte er alle, die in seine Nähe kamen, zu fesseln, selbst solche, die ihm nicht gewogen waren, zu befriedigen und zu versöhnen. Sein Sinnen und Trachten war auf Schein gestellt; wie er durch sorgfältige Pflege seines Körpers, seiner Haare und seines Bartes das zunehmende Alter zu verbergen suchte, so war er auch stets beflissen, in geistigen und wissenschaftlichen Dingen eine schimmernde Außenseite hervorzukehren.

Lermas Freunde und Kreaturen.

Lerma duldete nur solche Leute, in deren Ergebenheit für seine Person er vollkommenes Vertrauen setzte, in der Nähe des Königs und im geheimsten Rat. Unter diesen nahm neben dem königlichen Beichtvater, Fray Gaspar da Cordova, einem Mönch, „der in zerrissener Kappe und zerrissenen Schuhen ging und der weder Talent, noch Neigung zur Staatsverwaltung hatte“, Rodrigo Calderon, Sohn eines armen Soldaten von Valladolid, die erste Stelle ein, ein geschmeidiger junger Mann, gewandt, unverschämt und habgierig, der vom Lermaschen Pagen zum Grafen von Oliva und Marques von Siete Inglesias aufstieg und sich ein Einkommen von hunderttausend Kronen erwarb, indes in allen Kassen des Reichs der empfindlichste Mangel herrschte. Seinem Herrn und Gönner gegenüber bewahrte er immer die Unterwürfigkeit eines Bedienten. Und nicht bloß die Hofämter, auch die übrigen wichtigen Stellen in Staat und Kirche brachte der allmächtige Staatsminister in zuverlässige Hände. So übertrug er die ersten geistlichen Würden, den erzbischöflichen Stuhl von Toledo und das Amt eines Großinquisitors seinem Oheim Bernardo de Sandoval. Miranda aus dem Hause Zuñiga, der sich in den niederländischen Kriegen hervorgethan und durch eine reiche Heirat sich Vermögen erworben hatte, wurde zum Vorsitzenden im Rat von Kastilien an Stelle des Rodrigo Vasquez erhoben und durch Familienbande ganz in das Interesse des Herzogs gezogen. Franchezza, ein geschäftserfahrener Mann, dem seine Gemahlin indische Reichtümer zugebracht hatte, wurde zum Geheimschreiber im Staatsrat ernannt und vergalt seinem herzoglichen Gönner mit unverbrüchlicher Ergebenheit. Auch die Befehlshaberstellen in den Provinzen, auf den Galeeren, in der Armee verlieh Lerma an Verwandte oder ihm persönlich befreundete Edelleute; mit den angesehensten

Familien, den Mendozen und Guzmanen, war er verschwägert; die königlichen Kinder wurden unter die Obhut seiner weiblichen Verwandten gestellt. So waren die wichtigsten Reichs- und Hofämter gleichsam als ein Familienbesitz an Lermas Haus verteilt. Nun konnte man ohne Gefahr den Granden, die unter Philipp II. absichtlich fern gehalten worden, den Zutritt zum Hof öffnen. Die stolze Unabhängigkeit von ehedem war verschwunden; ihr Ehrgeiz fühlte sich befriedigt, wenn der König ihnen geringfügige Auszeichnungen gewährte, ihnen einige Ehrendienste übertrug, oder wenn sie in glänzenden Karossen mit zahlreicher Dienerschaft in Livree ihre Pracht entfalteten, an Luxus des Lebens einander überbieten konnten. Das ganze nationale Leben war im Königshof konzentriert, jede freie Bewegung durch ein vorgeschriebenes Zeremoniell, durch eine Reihe von Vorschriften über Rang und Etikette eingeschränkt, die ganze Staatsmaschine durch ein hierarchisches Räderwerk in Gang gehalten, in des Königs Namen, aber durch die lenkende Hand des Ministerpräsidenten und seiner Genossen und Kreaturen.

Das Hofleben.

So bildeten sich am spanischen Hof und in den Kreisen der Edelleute und Großbeamten jener gesellschaftliche Glanz, jene abgemessenen Umgangs- und Höflichkeitsformen der Kavaliere und Damen, jene Regeln der Etikette und des konventionellen Lebens aus, die in ganz Europa bewundert und nachgeahmt wurden. Es war die schimmernde Hülle, die das Grab des Volksglücks barg, der auf die Spitze getriebene Ausbau jenes todbringenden Absolutismus, zu dem Philipp II. den Grund gelegt, der alle nationalen Kräfte und Güter aussaugte, um die Häupter weniger bevorzugter Aristokratengeschlechter oder Glücksritter und Emporkömmlinge zu schmücken, jenes hierarchischen Staatskirchentums, dessen Prälaten, Priester und Ordensgeistliche fort und fort an Zahl, Reichtum und Einfluß sich mehrten, ein Zustand, der das geistige Leben der Nation in Fesseln schlug und erstickte, alle Lebensfreudigkeit, allen Aufschwung der Seele niederbeugte, alle Regsamkeit und Thätigkeit, die einzige nachhaltige Quelle des nationalen Wohlstands, lähmte und versiegen machte.

Die öffentlichen Zustände.

Wir haben früher die traurigen Zustände kennen gelernt, die sich allmählich über die Pyrenäische Halbinsel lagerten: die Verarmung des Landes, das Bettler- und Vagabundenwesen, den Verfall des Ackerbaus, der Industrie, des Handels, die Anhäufung fremder Gewerbleute in den spanischen Städten; alle diese Übel dauerten fort und mehrten sich. Die Spanier, die sich Herren beider Indien nannten, denen die schönsten Länder Europas Zins und Schoß zahlten, waren zu Hause eine verkommene, elende Nation; während die Bischöfe und Domherren an den großen Kathedralkirchen unermeßliche Einkünfte zogen, die Klöster und Ordenshäuser an Mitgliedern, Gütern und Stiftungen fort und fort zunahmen, während man das Vermögen des Herzogs von Lerma auf vierzig Millionen Dukaten schätzte, so daß er siebzig Wagen mit Silberzeug nach seinem Stammschloß führen lassen konnte, und seine Günstlinge und Untergebene durch Unterschleif, Ämterhandel und Erpressungen ihre Taschen füllten: wurde in Kastilien

die Alcavala erhöht, verschwand das Geld mehr und mehr aus Stadt und Land, wurden die mittleren und unteren Stände die Beute der Armut, der Bettelei, der Hoffnungslosigkeit. Die Flotte, nicht mehr gehörig ausgerüstet und bemannt, geriet in Verfall, die Heere, nicht regelmäßig besoldet, verloren die Kriegslust oder verwilderten durch Mangel an Mannszucht. Das ganze öffentliche und nationale Leben Spaniens krankte an unheilbaren Wunden. Die Cortes, von deren Sitzungen die oberen Stände fern gehalten wurden, dienten der Regierung nur als Werkzeug bei Steuern und Abgaben.

Auswärtige Politik. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Lerma wenigstens nach außen hin eine Politik des Friedens und der Versöhnung verfolgte. Wie sehr auch die Geistlichkeit Widerspruch gegen jede Handreichung an ketzerische Völker erhob und den Vernichtungskrieg, welchen Philipp II. eingegangen, fortgesetzt wissen wollte, so wurde doch ein Friedensvertrag mit dem neuen König von England abgeschlossen und ein mehrjähriger Waffenstillstand mit den Niederlanden auf Grund der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Auch mit dem Pariser Hof knüpfte der Minister Unterhandlungen an und brachte eine Wechselheirat zwischen den spanischen Infanten und den Kindern von Frankreich zu stande, eine Verbindung von wichtigen Folgen für die Zukunft, der erste Versuch einer Lösung der österreichischen und spanischen Linien des Habsburgschen Herrscherhauses. Seitdem verlor Graf Khevenhiller, der vieljährige Botschafter des Wiener Hofes, den mächtigen Einfluß, den er bisher in Madrid geübt.

Fanatismus. Um so unheilvoller zeigte sich der Fanatismus der spanischen Geistlichkeit im Innern der Halbinsel durch die verschärfte Verfolgung der Morisken. Selbst wenn der Herzog die Maßregel, die von dem Erzbischof von Valenzia in Anregung gebracht, von seinem eignen Oheim, dem Erzbischof von Toledo unterstützt und gefördert ward, nicht hätte billigen wollen, wie hätte er einer Richtung Einhalt gebieten sollen, in welcher der König mit dem gesamten Klerus übereinstimmte und welche in der Glaubenswut, in dem Rassenhaß des ganzen spanischen Volks einen nachdrücklichen Hinterhalt hatte? War doch die ganze Erziehung Philipps III. von Geistlichen geleitet und sein Sinn von Jugend auf in die streng-klerikalen Anschauungen gebannt worden, die sein Vater als die einzig richtige Politik, als die würdigste Gesinnung eines spanischen Monarchen betrachtete. Noch kurz vor seinem Tod hatte Philipp II. dem Infanten die Ermahnung gegeben, er solle die Aufrechthaltung und Verbreitung des wahren Glaubens als seine erste Regentenpflicht ansehen und fortfahren in dem Geist seiner Ahnen, die immer eine Säule der römischen Kirche gewesen. Dieser Lehre blieb der König sein ganzes Leben getreu: nie hätte er eine kirchliche Pflicht versäumt, die Beichte oder die Messe unterlassen; den Autodafees wohnte er regelmäßig an, um ihnen die rechte Feierlichkeit zu geben. Es wird erzählt, einst sei er beim Anblick einer solchen Glaubenshandlung vom Mitleid beschlichen worden; da habe er, erschrocken über diese Schwäche, die ihm als Einwirkung

des bösen Feindes erschienen, sofort zur Ader gelassen, um das aufgefangene Blut von den Dienern des Heiligen Gerichts verbrennen zu lassen. Von einem solchen Monarchen ließ sich erwarten, daß die Morisken, deren noch mehrere Hunderttausend über das ganze Königreich lebten, vor seinen Augen sowenig Gnade finden würden, als vor den Augen des Vaters. Unter Philipp III. sollte die Leidensgeschichte der arabischen Bevölkerung ihren Abschluß finden.

Die Morisken und der span. Klerus.

Wir wissen, mit welcher unmenschlichen Härte die Morisken unter Philipp II. behandelt wurden; Peitschenhiebe und Galeerenstrafen erwarteten jeden, der arabisch sprach oder schrieb, der sich in einer Wanne badete, die Zambra tanzte, ein maurisches Instrument spielte oder ein Nationallied sang. Aus Furcht vor der Inquisition, deren Späher und Kundschafter sie mit Argusaugen bewachten, hielten sie sich äußerlich zum Christentum, besuchten die Messe und Kommunion, ließen die Kinder taufen, beobachteten die Gebote und Gebräuche der Kirche; aber in ihrem Innern blieben sie dem Glauben und den Sitten ihrer Vorfahren treu und suchten, wo es unvermerkt geschehen konnte, sich den priesterlichen Zudringlichkeiten und den verhaßten Zeremonien und Sakramenten zu entziehen. In ihren Beichten glaubten die Mönche oft Spott zu erkennen; die Mütter verbargen ihre neugebornen Kinder, um sie vor der Taufe zu bewahren; in der Sterbestunde, wo keine irdische Strafe mehr schreckte, wurde oft der Name des Propheten angerufen. Die spanische Geistlichkeit wurde von dem päpstlichen Stuhl angewiesen, behufs einer nachdrücklicheren Bekehrung der Morisken Schulen und Missionäre auf ihre eignen Kosten zu unterhalten, eine Belastung, die ihr von Jahr zu Jahr widerwärtiger wurde, je mehr sie die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen erkannte.

Umtriebe in Valenzia. 1602.

Gerade diese Auflage bewog den habsüchtigen Erzbischof von Valenzia, Juan de Ribera, dem König eine Denkschrift einzureichen, des Inhalts, daß man alle Morisken aus Spanien vertreiben solle, mit Ausnahme der Jünglinge, die man als Ruderknechte auf den Galeeren oder als Sklaven in Bergwerken verwenden, und aller Kinder unter sieben Jahren, welche man zuverlässigen Christen zur Erziehung überweisen möge. Zur Unterstützung des Vorschlags wurde nicht nur das Verdienstliche einer solchen Gott wohlgefälligen Maßregel hervorgehoben, sondern auch der Vorteile gedacht, die bei der Wohlhabenheit so vieler Moriskenfamilien der Staatskasse zugewendet werden könnten. Dieser neue Schlag priesterlicher Verfolgungssucht, der nicht lange ein Geheimnis blieb, erfüllte die Bedrohten mit der größten Bestürzung und scheint sie zu dem verzweifelten Entschluß geführt zu haben, noch einmal dem Gedanken einer Verschwörung und eines Aufstands mit fremder Hilfe Raum zu geben. Wenigstens wird berichtet, daß schon im Jahr 1604 die Morisken von Valenzia durch den französischen Statthalter von Bearn mit Heinrich IV. Verbindungen angeknüpft und ihm für den Fall einer Unterstützung mit Geschütz, Waffen und kriegskundigen Führern streitbare Mannschaft, Geldbeiträge und Festungen in Aussicht gestellt hätten.

Ähnliche Anträge sollten dem englischen König gestellt worden sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bedrohten Einwohner maurischen Bluts sich nach fremder Hilfe umgethan, daß Heinrich IV., trotz des bestehenden Friedens mit Spanien, die Eventualitäten eines neuen Kriegs gegen die Habsburger Übermacht frühe ins Auge gefaßt und die Vorteile eines Bundesgenossen im feindlichen Heerlager wohl in Erwägung gezogen habe; aber über einige resultatlose Verhandlungen und Besprechungen scheint die Sache nicht hinausgekommen zu sein. Von Jakob I. aber, der nichts sehnlicher wünschte als seinen Sohn mit einer Infantin zu vermählen, war für die Morisken im Fall eines Aufstands keinerlei Unterstützung zu erwarten. Auch mag man immerhin annehmen, daß unter den zersprengten Resten der altarabischen Bevölkerung geheime Verabredungen stattgefunden, um nach dem Beispiel der Väter neuen Bedrängnissen mit Waffengewalt zu begegnen; durch Folterqualen preßte man dann allerlei Geständnisse heraus, die auf ein weitverzweigtes Komplott zu deuten schienen; selbst einen neuen König ihres Geschlechts sollten sie in Aussicht genommen oder aufgestellt haben. Wie es sich nun auch mit der Glaubwürdigkeit solcher verräterischen Umtriebe und Pläne untereinander und mit dem Ausland verhalten mag, dem Erzbischof von Valenzia und seinen Gesinnungsgenossen dienten diese Beschuldigungen zur Folie ihrer verfolgungssüchtigen Entwürfe. Sie wurden nicht müde, die Vertreibung der feindlich gesinnten, an ihren Irrlehren festhaltenden Morisken als das einzige Mittel hinzustellen, den Staat vor inneren Gefahren, die Reinheit der christlichen Religion vor Befleckung zu wahren. Ihr Vorschlag fand endlich Erhörung im königlichen Kabinett. Wie viele Stimmen sich auch im Staatsrat, den man durch Einberufung adliger Gutsbesitzer verstärkt hatte, gegen diese harte Maßregel aussprachen, wie sehr der hohe Adel von Valenzia den Monarchen beschwor, der mäßigsten und arbeitsamsten Unterthanen, auf denen die letzte Blüte der Industrie und des Ackerbaus beruhe, zu schonen, wie sehr man geltend machte, daß eine zweckmäßigere Missionsweise und eine liebevollere Behandlung von seiten der Geistlichkeit das beste Mittel sei, die heimlichen Mohammedaner von ihren Irrlehren vollständig zu bekehren und in aufrichtige Bekenner des gekreuzigten Weltheilands zu verwandeln, wie sehr man die Anschuldigungen landesverräterischer Umtriebe und Komplotte als unsicher und zweifelhaft hinstellte: Fanatismus und vererbte Vorurteile, engherziger Religionseifer und tiefwurzelnder Rassenhaß vereinigten sich zu dem letzten vernichtenden Schlag gegen die Trümmer eines Volksstammes, der seit neun Jahrhunderten mit dem geschichtlichen Leben Spaniens aufs tiefste verflochten war.

Bedenken. Der Entschluß war gefaßt, das heilige apostolische Reich von jeder Befleckung durch Ungläubige und Ketzer zu reinigen; nur über die Art der Ausführung herrschten Bedenken. Der grundherrliche Adel, der in Gefahr stand, seine fleißigsten Pächter und Gewerbleute zu verlieren, stellte dem König vor, welche

Nachteile der öffentliche Wohlstand, welche Einbußen die Staatskassen, welche Verluste Reich und Nation durch die Vertreibung der Morisken erleiden würden; in welch schlimme Lage die Provinzen kämen, wenn die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner arabischen Bluts die Waffen zur Verteidigung ergriffen; welche Zukunft den Seestädten und Küsten bevorstände, wenn die mohammedanischen Korsarenstaaten Nordafrikas durch Tausende rachsüchtiger und haßerfüllter Auswanderer sich verstärkten. Auch in Rom, wo das maurische Gold stets einige Regungen der Milde und Nachsicht zu erzeugen vermochte, empfahl man gelinde Mittel, nachdrücklichere Bekehrungsversuche; es bedurfte der ganzen vom grimmigsten Haß lodernden Beredsamkeit des Dominikaners Bleda, den man nach der Tiberstadt sandte, um Papst Paul V. und die Kurie umzustimmen. Aus diesen und andern Gründen mußte der Feuereifer der Königin Margarete und der fanatischen Prälaten, die am liebsten mit einem Schlag die katholische Halbinsel von allen Ungläubigen und Irrgläubigen gereinigt gesehen hätten, zurückgehalten, das Vorhaben durch allmähliche und verteilte Ausführung seiner bedenklichen Konsequenzen entkleidet werden. Daß man selbst am Hofe nicht ohne Furcht und Beklemmungen an das Werk ging, bewiesen die Gelübde des Königs und der Königin für den Fall, daß die Austreibung der Ketzer ohne Störung der öffentlichen Ruhe erfolgte. Margarete gelobte ein Kloster zu Ehren der Himmelskönigin, Philipp III. ein solches zu Ehren des spanischen Schutzheiligen Sanjago. Noch in der zwölften Stunde, als das Gerücht von der bevorstehenden Veröffentlichung des Ausweisungsedikts in das Land drang, wurden Versuche gemacht, den Schlag abzuwenden. Die Adelsgemeinde von Valenzia ließ sich durch die drohende Einsprache des Vizekönigs nicht abhalten, einen lauten Protest gegen die verderbliche Maßregel zu erheben, und die Morisken selbst erboten sich zu hohen Geldsummen, wenn man ihnen noch ferner gestatte, in dem Lande zu leben, wo die Gräber ihrer Väter lägen.

Es war alles umsonst. Am 22. September 1609 wurde das „Gnadenedikt des Königs" in den Straßen von Valenzia ausgerufen. Darin hieß es: die Morisken hätten als Ketzer und Abtrünnige, als Hochverräter und Beleidiger der göttlichen und der menschlichen Majestät sämtlich das Leben verwirkt; aber des Königs Gnade und Barmherzigkeit habe die Todesstrafe in ewige Landesverweisung umgewandelt. Von ihrem beweglichen Eigentum solle ihnen soviel verbleiben als sie mit sich tragen könnten, alles Übrige sollte den Grundherren zufallen. Zur Vorbereitung für die Auswanderung, wozu in den Hafenorten Schiffe bereit ständen, sollte eine dreitägige Frist gewährt sein. Gegen den Willen des Erzbischofs von Toledo, welcher von einer Beschränkung der Ausweisung durchaus nichts wissen wollte, wurden einige Ausnahmen zugelassen zu gunsten der in gemischten Ehen lebenden Männer oder Frauen, der Kinder unter vier Jahren, wenn die Eltern sie zurücklassen wollten, und solcher, die sich nach dem Zeugnis der Geistlichen stets als rechtgläubige Christen erwiesen hätten;

Das „Gnadenedikt des Königs". 1609.

endlich sollte den Grundherren gestattet sein, von je hundert Familien sechs auszuwählen, damit die Kenntnis des Baues von Reis und Zuckerrohr und des Gebrauchs der Bewässerungskanäle nicht verloren gehe.

Auswanderung aus Valenzia. Ein namenloses Entsetzen erfaßte die Unglücklichen bei der Bekanntmachung dieses „Gnadenedikts". Als sie sich aber überzeugten, daß ihr Schicksal unabänderlich beschlossen sei, da ermannten sie sich zu freudiger Ergebung. „Niemand wollte zurückbleiben," heißt es bei Rochau, „selbst die Sterbenden rafften sich auf, um sich wenigstens ein Grab zu suchen außerhalb des Landes der Knechtschaft. Mit jubelnder Musik zogen die Morisken aus der Heimat, mit Thränen der Wonne küßten sie den Sand des Meeres, das sie in die Fremde tragen sollte; jenseits des Meeres war die Freiheit. Ja bis an das diesseitige Ufer reichte sie heute herüber. Heute zum erstenmale seit hundert Jahren durften die Kinder Mohammeds die bleierne Maske des Christentums abwerfen, mit lauter Stimme den alleinigen Gott bekennen und ihm aus voller Brust danken für den Tag der Erlösung von der Qual der erzwungenen Glaubensheuchelei. Öffentlich walteten die Alfakis ihres Amts, und die katholische Kirche hatte die Demütigung, aus dem Mund eines ganzen Volks das begeisterte Bekenntnis des Islam zu hören, an welchem seit drei Generationen alle Gewaltthaten und alle Ränke der christlichen Gewissenstyrannei erschöpft waren. Niemals feierte die Lehre des Koran einen glänzenderen Triumph über das katholische Dogma." Der Grundadel Valenzias blieb seiner Gesinnung treu. Er verschmähte es, sich mit der Habe der Abziehenden zu bereichern, gestattete ihnen den Verkauf ihrer Äcker und Hütten, ihres Viehs und Getreides und geleitete sie an den Ort der Einschiffung, um sie gegen die Insulte und Mißhandlungen des haßentflammten Volks zu schützen.

Haltung der Bevölkerung. Um die Überfahrt nach Afrika zu beschleunigen, hatte die Regierung in allen Seehäfen des Südens Galeeren und Handelsschiffe angesammelt. Auf diesen wurden sofort 150,000 Abkömmlinge der einstigen Eroberer Spaniens aus ihrer valenzianischen Heimat entfernt; das kleine Herzogtum Gandia entsandte allein 28,000 seiner fleißigsten Bewohner nach Oran; trauernd gab der Herzog selbst seinen ehemaligen Hintersassen das Geleit und trug Sorge für ihr Unterkommen. Erzürnt über diese Teilnahme des Adels verbot der Vizekönig den Ankauf der Grundstücke und der Feldfrüchte und ließ es geschehen, daß fanatisierte Volkshaufen sich an den Abziehenden vergriffen, sie ausplünderten und ermordeten, und als die Nachzügler sich zur Wehre setzten, wurden sie von den spanischen Kriegshaufen, die man zur Sicherheit in der Nähe aufgestellt hatte, überfallen und niedergemacht. Die trotzigen Bewohner des Jucarthales konnten nur mit Waffengewalt zur Auswanderung gezwungen werden.

Andalusien. Es ließ sich voraussehen, daß dieselben Zwangsmaßregeln bald in allen Provinzen zur Anwendung kommen würden. Hatte doch der König an die Stände von Valenzia geschrieben: „Zur Erhaltung meiner Reiche und zur Er-

rettung meiner guten Unterthanen von den entsetzlichen Gefahren der Ketzerei und Abtrünnigkeit jener gottlosen Leute, die unsern Herrn und Heiland verachten, habe ich im Vertrauen auf Gott und zu seiner Ehre beschlossen, daß alle Morisken aus Spanien verjagt werden sollen." Viele maurische Abkömmlinge der südlichen Landschaften suchten daher dem Schlag durch freiwillige Flucht zuvorzukommen, um ihr Geld und bewegliches Gut zu retten. So gelang es den in Andalusien seßhaften Überresten, etwa 20,000 Köpfe stark, nach Fes überzusetzen, ehe das Ausweisungsdekret, das in manchen Punkten noch härter lautete als das in Valenzia veröffentlichte, auch für die Landschaften Murcia, Granada und Sevilla bekannt gemacht worden war. 9. Dez. 1609.

Zu Anfang des folgenden Jahres wurde der „königliche Gnadenakt" auch in Katalonien und Aragonien ausgerufen. In der letzteren Landschaft ließ der Vizekönig, Marques von Aytona, die Morisken in Scharen von sechs bis siebentausend auf die Grenzhöhen der Pyrenäen führen und den Rückweg durch Militär abschneiden. Der französische Gouverneur von Navarra und Bearn, Herzog de la Force, der früher Verbindungen mit denselben unterhalten hatte, verwandte sich für sie, da es nicht ratsam noch ehrenhaft sei, wehrlose Menschen mit Waffen zu bekämpfen oder zur Verzweiflung zu treiben. Man überlegte in Paris, ob man die Bitte der Vertriebenen um Aufnahme und Erlaubnis zur Ansiedelung in den menschenleeren Heiden der Gascogne gewähren solle. Da sie sich aber weigerten, die ihnen bei Todesstrafe abverlangte Verpflichtung einzugehen, hinfort im katholischen Glauben zu leben, so wurde beschlossen, sie in kleinen Abteilungen und auf vorgeschriebenen Reiserouten nach den Hafenorten der Provence ziehen zu lassen, um sich dort nach Afrika einzuschiffen. Was die Armen noch aus den Händen ihrer spanischen Dränger gerettet hatten, mußten sie für Geschenke an die französischen Amtleute und für die Reisekosten hingeben. Katalonien und Aragonien. 1610.

Auf dieselbe Weise wurden auch die Morisken in Kastilien und Estremadura von der spanischen Erde entfernt, und im nächsten Jahr erfolgte noch nachträglich die Ausweisung aller derer, denen man anfangs den Aufenthalt in Valenzia gestattet hatte, insbesondere aller zurückgelassenen Kinder. „Gott sei gelobt!" rief der König aus, als ihm die glücklich vollbrachte Abführung aller Morisken gemeldet ward. Nun endlich sah er den sehnlichsten Wunsch des katholischen Spaniens erfüllt, das Reich vom Hauch aller Ungläubigen gereinigt, die Aufgabe gelöst, an welcher alle Könige seit den Tagen Isabellas gearbeitet. „Als ob es dem Sieg über einen mächtigen Gegner gelte, feierte Philipp III. das Geschehene durch eine glänzende Prozession und ließ in den Kalender der spanischen Kirche einen ewigen Festtag eintragen." Kastilien und Estremadura. 1611.

Es war ein Freudenfest am offnen Grabe Spaniens; denn durch diese ebenso unmenschliche als unverständige Maßregel wurde die Halbinsel auf der abschüssigen Bahn des Verfalls rasch vorwärts getrieben. Wohl an 800,000 Morisken, Männer und Frauen, Greise und Kinder, verließen innerhalb zwei Jahren das Land ihrer Folgen.

Geburt, ihre blühenden Äcker, ihre selbsterbauten Hütten, um auf Afrikas Küste wieder ein Beduinenleben zu führen oder als Freibeuter an den Fahrzeugen ihrer Peiniger Rache zu nehmen. Und auch in der neuen Heimat war ihr Los bitter genug. Als heimliche Anhänger des Islam hatten sie Spanien verlassen müssen; als heimliche Anhänger des Christentums waren sie unter ihren Stammverwandten in Afrika ein Gegenstand des Mißtrauens und der Verfolgung. — Bald lagen die blühenden Fluren des südlichen und westlichen Spanien verödet, der Ackerbau verfiel, der Gewerbfleiß stockte, wohlhabende Dörfer sanken in Trümmer, betriebsame Städte wurden entvölkert. Valenzia, einst die Kornkammer für die ganze Halbinsel, bedeckte sich mit wüsten Landstrichen, so daß bald der eigne Bedarf nicht mehr erzielt ward und Hungersnot eintrat, daß viele der ersten Adelsfamilien an den Bettelstab kamen. Die Tücher von Murcia, die Seidenzeuge von Almeria und Granada, das Leder von Cordova, die Südfrüchte von Valenzia verschwanden von den Märkten, wo sie solange geschätzte und vielbegehrte Waren gewesen. Die Berieselungskanäle, wodurch der Anbau der Reisfelder, der Zucker- und Baumwollpflanzungen so sehr gefördert worden, verfielen und trockneten aus. Acht Jahre nach der Vertreibung der Morisken erklärte der hohe Rat von Kastilien dem König: „So sei Spanien niemals entvölkert gewesen wie gegenwärtig. Wenn Gott nicht helfe, sei das Reich verloren. Überall sehe man Ruinen von Häusern und niemand baue sie auf; Städte und Dörfer lägen verödet." Armut, Schmutz und Trägheit lagerten sich über die einst reichen und glücklichen, von zahllosen Landhäusern, Gartenanlagen und Weinbergen übersäeten Gegenden, von deren entschwundener Pracht noch jetzt gewaltige Ruinen und alte großartige Bauwerke Zeugnis geben.

Finanzlage in Spanien. Wenn diese schlimmen Wirkungen sich mehr in der Folge bemerklich machten, so wurde auch die Gegenwart schwer betroffen. Die unermeßlichen Kosten für die Fortschaffung der Ausgewiesenen drückten hart auf die erschöpfte Staatskasse und steigerten den Geldmangel und die öffentlichen Notstände in unerträglicher Weise. Der Gewinn aus den verkauften und eingezogenen Gütern der Morisken und die Beraubung und Übervorteilung der Wegziehenden kamen nur dem Minister und den Höflingen, Beamten und Soldaten zu gute, die sich durch schamlose Erpressungen bereicherten. Durch diese Ausgaben, verbunden mit der unsinnigsten Verschwendung des Hofes, minderten sich die Kroneinkünfte dergestalt, daß der König den Klerus und Adel um eine Beisteuer zur Fortführung seines Haushalts angehen mußte. Dieser Verlegenheit glaubte Lerma dadurch steuern zu können, daß er den Nominalwert der Kupfermünze ums Zwiefache erhöhte. Die nächste Folge war, daß man im Ausland Kupfergeld mit spanischem Gepräge schlug und mit diesem nicht nur die aus Spanien bezogenen Waren bezahlte, sondern auch die dortigen Silberrealen eintauschte.

Lermas Abgang. Endlich schlug auch für Lerma, nachdem er zu seinen vielen Ämtern, Titeln und Ehrenstellen auch noch die Würde eines Kardinals erlangt hatte, die Stunde der Ungnade. Der neue Beichtvater Alliaga war ihm weniger ergeben als Cordova; er verband sich mit einigen fanatischen Klerikern und Jesuiten, die es dem Minister nicht verziehen, daß er mit Ketzern und Rebellen Friedensverträge eingegangen, und suchte das religiöse Gewissen des Königs zu ängstigen und den allmächtigen Günstling zu verdächtigen. War durch Lerma der Bund zwischen den beiden Habsburger Linien gelockert und ein näheres Anschließen und Friedensverhältnis zu Frankreich, England, den Niederlanden betrieben worden, so suchte die klerikale Kamarilla wieder die alte Freundschaft und Verbrüderung mit dem Haus Öster-

reich herzustellen, eine katholische Gesamtpolitik der beiden vorherrschenden Mächte zu begründen. Die religiöse Aufregung und konfessionelle Spaltung, welche dem Dreißigjährigen Krieg voranging und als Vorbote großer Kämpfe und Umgestaltungen gelten konnte, verlieh ihren Vorstellungen Nachdruck. Mehr als je schien unter solchen Verhältnissen ein Zusammengehen der glaubens- und geschlechtsverwandten Höfe von Madrid und Wien geboten. Ein siegreiches Vorgehen Österreichs in Deutschland konnte auch eine Territorialerweiterung für Spanien am Rhein, konnte den Wiedergewinn der abgefallenen Provinzen an der Nordsee mit sich bringen; wir werden sehen, daß Erzherzog Ferdinand, der bald nachher den Kaiserthron bestieg, die Erwerbung der österreichischen Vorlande dem blutsverwandten Bundesgenossen in Aussicht gestellt. Diesen Einwirkungen vermochte Lerma mit seiner Friedenspolitik nicht zu widerstehen. Nach einer zweistündigen Unterredung mit dem König, der sich sehr schwer von dem Mann 1618. seines Herzens trennte, verließ er das königliche Schloß, wo er solange das entscheidende Wort geführt, und zog sich auf seine reichen Besitzungen zurück.

Philipp III. bewahrte dem einst so mächtigen Günstling ein treues und freundliches Andenken, gewährte ihm noch hier und da ein Zeichen der alten Gewogenheit und ließ es geschehen, daß dessen Sohn, Herzog von Uzeda, in des Vaters Ämter eintrat. Ja es scheint, daß mit der Veränderung, die der Abgang des leitenden Ministers in den Staatsgeschäften und in der bisherigen Politik zur Folge hatte, auch des Königs innere Zufriedenheit dahinschwand, daß ein Zwiespalt in seinem Herzen einkehrte, der seine letzten Regierungsjahre verbitterte. Wenigstens wird berichtet, daß er auf dem Totenbett von quälenden Zweifeln und Gewissensängsten über sein vergangenes, sein verlorenes Leben beunruhigt worden sei. Er gedachte der Fülle des Jammers, den er auf sein Volk gehäuft, und verzweifelte, daß er vor dem Richterstuhl Gottes werde bestehen können. „O, daß ich nie regiert hätte," hörte man ihn schmerzvoll ausrufen, „o, daß ich als armer, schlichter Bürger wäre geboren worden oder als Laienbruder hätte leben mögen, dessen Blick nicht über den Pförtnerdienst seines Klosters hinausreicht. Könnte man doch alle Könige der Welt an mein Lager führen, damit sie aus meinem Elend sehen möchten, in welcher Täuschung sie leben." Er schickte noch einmal nach Lerma; aber ehe der Herzog bei dem Gebieter, den er wie mit Zauberbanden an sich gekettet hatte, eintraf, war dieser aus der Welt gegangen. In das Gewand eines Franziskanerbruders gekleidet hatte König Philipp III. am 31. März 1621 sein Auge geschlossen. Sein sechzehnjähriger Sohn gleichen Namens folgte ihm auf dem Thron. Und nun erlebte die Welt die Wiederholung des Schauspiels, daß ein zweiter Günstling, der Herzog von Olivarez, gleich lange und gleich unbeschränkt über einen Monarchen gebot, auf den des Vaters ganze Schwäche, wie dessen Neigung für Pracht, glänzendes Hofleben und äußerliches Zeremoniell sich vererbt hatte. Der neue Günstling eröffnete den Antritt seiner Ministerregierung mit der Entfernung des Herzogs von Uzeda

Philipps III. Ausgang. 1621.

und mit einer Anklage gegen Lerma. Man behauptete, daß dieser nur durch seine Kardinalswürde dem Todesurteil entgangen sei; doch verlor er sein Jahrgehalt und wurde zur Rückzahlung einer hohen Geldsumme verurteilt. Sein vieljähriger Günstling, Rodrigo Calderon Graf von Oliva, den der Volkshaß beschuldigte, er habe den frühen Tod der Königin Margarete (3. Oktober 1611) durch Gift herbeigeführt, fand ein schlimmeres Los. Er wurde vor Gericht gezogen und auf der Plaza mayor in Madrid enthauptet.

Der Hof und die Kunst. Das glänzende Hofleben, das der dritte und vierte Philipp so sehr liebten, dem daher Lerma wie Olivarez, um sich in der königlichen Gunst zu erhalten, fördernd entgegenkamen, hatte wenigstens eine vorteilhafte Wirkung: die Kunst, die Litteratur und vor allem das Theaterwesen empfingen Anregungen und Impulse, die das geistige Leben in Spanien zu hoher Blüte führten. Wir haben in den früheren Blättern dieses Werks (X, 65—74) die allmähliche Entwickelung und Ausbildung des Dramas und der Schauspielkunst in der Pyrenäischen Halbinsel kennen gelernt. Auf diesen Elementen wurde im sechzehnten Jahrhundert durch die Gunst des Hofes die künstlerische Höhe erreicht, welche der folgende Abschnitt zur Darstellung bringen wird. König Philipp III. unterhielt für sich und seine Großen zwei Schauspielergesellschaften, denen er für jede Vorstellung 300 Realen gab; 1611 zählte man am Hof und im Land dreizehn Truppen. Keine Unterhaltung ging dem König über den Theatergenuß; nur ungern entbehrte er bei Trauerfällen oder während der Fasten dieses Vergnügens. In noch höherem Grade huldigte Philipp IV. und sein Hof dem Schauspielwesen. In dieser Atmosphäre entwickelte sich das poetische Talent Calderons zu der Höhe, die ihm die Bewunderung von ganz Europa verschaffte. Wir werden bald erfahren, welchen Einfluß der Hof auf die ganze Richtung der dramatischen Kunst Spaniens geübt hat. In dieser Neigung stimmten alle Stände, stimmte die gesamte Nation überein. Nicht selten empfing Calderon die Personen und den Stoff zu seinen Stücken aus den Hofkreisen. In der Begünstigung der Dichter waren die beiden Minister, die sonst in allen Dingen andre Wege wandelten, einig. Cervantes wurde von Lerma unterstützt; einem Großen des Hofes hat er den Don Quichotte gewidmet. Das Theaterwesen stand unter der besonderen Obhut und Kontrolle des Hofes und der Regierung.

II. Die Blütezeit der spanischen Kunst insbesondere des Drama.

1. Cervantes und Quevedo.

Die nationale Unterlage. Wie groß man sich auch den Einfluß der italienischen Kunst und Litteratur auf die Entwickelung und Gestaltung der spanischen Dichtungsarten denken mag, so hat er doch den Grundstock der Volkspoesie, die nationalen Richtungen und Anlagen nicht zu ertöten oder zu verändern vermocht. Wenngleich in der Lyrik die metrischen Kunstformen, die Versmaße und der Strophenbau Italiens mehr

und mehr das Siegesfeld behaupteten, wenn auch die auf italienischem Boden erwachsene idyllische und bukolische Dichtung mit der antiken Götter- und Mythenwelt noch von den bedeutendsten Trägern der spanischen Poesie gepflegt wurde, so war doch der nationale Genius mächtig genug, auch die der Volksnatur entkeimten Elemente großzuziehen und auszubilden. Wir wissen, daß auch jetzt noch manches Lied in der alten Sprache und Versweise gedichtet ward und in die Liederbücher Aufnahme fand; noch beherrschten die in der Pyrenäischen Halbinsel entstandenen Amadisromane mit ihren phantastischen Gebilden, ihrer blendenden Staffage, ihrem Zauber- und Feenwesen und ihrem ganzen wundersamen und übernatürlichen Apparate die Gemüter und die Phantasie; nur das spanische Schauspielwesen und Drama hatte im Volksleben eine so breite und sichere Stelle errungen, daß die vorhandenen Elemente, in der Hand eines kunstfertigen und fähigen Bildners zu Werken der höchsten Vollendung zusammengefügt, zum Inbegriff des poetischen Schaffens erhoben werden konnten. Noch wurzelten in dem nationalen Charakter die eigentümlichen Züge, die wir in früheren Blättern kennen gelernt haben, und wurden in das sechzehnte Jahrhundert hinein gerettet: die Liebe zu einem ungebundenen Ritter- und Waffenleben, der Glaubenseifer und die kirchliche Rechtgläubigkeit, die selbst die fanatischen Handlungen der Inquisition zu volksbeliebten Schauspielen erhob und die enge Verbindung von Religion und Kunst, Kultus und Volksleben, von geistlichen und weltlichen Gesängen möglich machte; ein reges Ehr- und Loyalitätsgefühl, das der Hidalgo stets mit den Waffen zu verfechten bereit war, sei es im Krieg, sei es im Zweikampf; Hang zu wirklichen oder eingebildeten Liebesverhältnissen mit aller dazu gehörigen romantischen Ausstattung von Gesang, Zitherspiel und nächtlichen Abenteuern; Lust und Trieb zu einem unruhigen beweglichen Leben, das durch den überseeischen Verkehr mit den Pflanzstaaten gefördert ward, und das sich in dem lauten Treiben auf Markt und Landstraße, in Zigeunerbanden und Schauspielertruppen, in Gauklern, Musikanten und Bänkelsängern, in zahllosen Strolchen und Abenteurern auf seiner Höhe zeigte. Auf dieser nationalen und volkstümlichen Unterlage, auf diesem reich bestellten Boden führten die größten Dichter der Nation, Cervantes, Lope de Vega und Calderon ihre Schöpfungen auf, von denen diejenigen weit berühmter und beliebter wurden, welche man mit genialem Wurf aus den nationalen Elementen aufbaute, während die den italienischen nachgebildeten Dichtungen nur einen ephemeren Ruhm erlangten.

Miguel Cervantes de Saavedra wurde zu Anfang Oktober 1547 zu Alcala de Henares geboren. Obwohl seine Eltern wenig bemittelt waren, erhielt er doch eine gute Erziehung, zunächst in seiner Vaterstadt, dann in Madrid und Salamanca, wo er durch seine Wißbegierde wie durch seine dichterischen Versuche schon frühe die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregte. „Seit den zarten Kinderjahren," sagt er in der Reise zum Parnaß, „liebte ich die süße Kunst der holden Poesie." Seine dürftigen Verhältnisse bestimmten ihn, das Glück im Ausland zu suchen.

Cervantes. 1547—1616.

Nachdem er den Kardinal Aquaviva, der im Auftrag des Papstes sich in Madrid aufgehalten, durch Katalonien und die Provence nach Rom begleitet, „der Weltbeherrscherin und Königin der Städte“, und einige Zeit als Kämmerling in dessen Haushalt gestanden, trat er in das spanische Heer ein, das damals in Italien stand, um gegen die Türken zu streiten. Es wurde früher erwähnt (S. 122), wie tapfer er in der Schlacht bei Lepanto gefochten. Er verlor die linke Hand und ein Stück des Arms, eine Verstümmelung, deren er in seinen Schriften mehrmals mit stolzem Selbstgefühl Erwähnung thut, wie er denn überhaupt auf diesen ehrenvollen Kampf gegen den Feind des christlichen Namens und der abendländischen Zivilisation sein ganzes lebenlang mit innerer Befriedigung zurückblickte. Noch in seiner Novelle „Persiles und Sigismunda“ sagt er, die besten Kriegsleute seien diejenigen, welche aus dem Reich der Wissenschaften auf das Schlachtfeld versetzt würden; wer von einem Gelehrten zum Soldat geworden, sei stets tapfer und tüchtig gewesen. In Messina wartete er seine Genesung ab, dann nahm er abermals unter Marc Anton Colonna an dem Kampf in der Levante teil und wohnte dem Sturm auf Navarino bei. Auch auf dem spanischen Geschwader, das unter Don Juan d'Austria vor Tunis stritt, hat Cervantes Waffendienste gethan und lag dann ein Jahr lang in Sizilien und Neapel in Garnison. Als er im Jahr 1575 mit einem Empfehlungsschreiben des Prinzen an den König nach seinem Vaterland zurückkehren wollte, wurde das Schiff von Korsaren aufgebracht und nach Algier geschleppt. Dort verlebte er fünf bittere Jahre als Sklave bei mehreren grausamen Herren. Verschiedene Flucht- und Befreiungsversuche mit andern Leidensgefährten, wobei er ebensoviel Hochherzigkeit als Mut und Entschlossenheit zeigte, wurden vereitelt und trugen nicht wenig zur Verschlimmerung seiner Lage und zur Schärfung seiner Gefangenschaft bei. Mit Ketten beladen wurde er unter Schmähungen und Mißhandlungen des türkischen Pöbels zum Verhör geführt und in den Kerker geworfen. Die Eindrücke und Erinnerungen dieses schicksalvollen und erfahrungsreichen Lebens treten in seinen Werken zum öftern hervor. In Persiles und Sigismunda spiegelt sich sein Wanderleben in Spanien, Portugal und Italien ab, im Don Quichotte sind die bitteren Erfahrungen und Leiden seines Seelenlebens und seiner Gefangenschaft in der Novelle vom Gefangenen geschildert, Wahrheit und Dichtung gemischt. Endlich brachte seine Mutter, die mittlerweile Witwe geworden, durch Aufopferung ihres kleinen Vermögens die Loskaufssumme zusammen, worauf Cervantes zum großen Schmerz seiner Mitgefangenen, denen er Freund, Helfer und Rater gewesen, in sein Vaterland zurückkehrte (1580). Nun atmete er wieder die Luft der Heimat und der Freiheit; aber wie erfrischend und erhebend auch diese Empfindung für den Dichter war, der Freiheit und Ehre für die höchsten Güter und Gefangenschaft für das größte Übel erklärte, arm und verlassen hatte er kein andres Mittel, seinen Unterhalt zu gewinnen, als von neuem in Kriegsdienste zu treten. Er zog mit dem spanischen Heer nach Lissabon und nahm dann an der Expedition

gegen die Azorischen Inseln teil. Erst nach der Rückkehr von dem portugiesischen Nachbarland, gegen das er fortwährend eine freundliche Gesinnung bewahrte, machte er die Dichtkunst, der er selbst in den Kerkern von Algier nicht ganz untreu geworden war, zu seinem Lebensberuf. Angeregt von Montemayors und Gil Polos „Diana" verfaßte er den Schäferroman „Galatea" und widmete die „erste Frucht seines geringen Geistes" dem Sohn jenes Colonna, unter dessen Fahne er in der Levante gefochten. Das Werk, reich an persönlichen Beziehungen aus seinem eignen Leben, mit eingestreuten Gedichten im spanischen und italienischen Stil, machte wenig Glück. Er selbst läßt im Don Quichotte den Pfarrer sagen, als ihm der Barbier das Buch nennt: „Dieser Cervantes ist seit vielen Jahren mein Freund gewesen und ich weiß, daß er in Sorgen geübter ist, als in Versen." Auch blieb der Roman unvollendet. Doch spielt er im Leben des Verfassers eine gewisse Rolle. Unter der Galatea soll nämlich die Geliebte verborgen sein, die er bald darauf (1584) als Gattin heimführte. Sie war von guter Herkunft aus Esquivias bei Madrid und blieb ihm stets ein treues liebevolles Weib. Da sie aber kein Vermögen in die Ehe brachte, so wurde seine Lage nicht sorgenfreier. Er fing jetzt an zu seinem Unterhalt für das Theater zu schreiben; allein obschon er nach seiner eignen Angabe in dieser Periode zwanzig bis dreißig Stücke verfaßt hat, ist doch fast nichts auf die Nachwelt gekommen; nicht einmal das volkstümliche Lustspiel „Die Verwirrte", das er in der „Reise zum Parnaß" für seine beste Arbeit erklärt, hat sich erhalten. Von den beiden Stücken, die zweihundert Jahre später entdeckt und gedruckt worden sind, hat das eine „Die Lebensweise in Algier" (El trato de Argel), das andre den Fall von Numantia zum Inhalt, jenes aus den Lebenserfahrungen des Dichters geschöpft, dieses mit allegorischen Begriffswesen belebt, voll patriotischer Gesinnung, aber beide ohne künstlerischen Wert, wenn auch in einigen Szenen ergreifend und Mitleid erregend. Mit einem Lope de Vega konnte Cervantes nicht wetteifern; deshalb begab er sich, gedrängt von Not und Elend, nach Sevilla, wo er in einem Steueramt einen spärlichen Unterhalt erwarb. Seine Bemühungen, in den überseeischen Pflanzlanden eine Anstellung zu erlangen, blieben erfolglos. Wir wissen wenig von dem zehnjährigen Aufenthalt in Sevilla. Er mag kümmerlich genug von den geringen und unsicheren Einnahmen eines Proviantkommissars für die indische Flotte gelebt haben, da er auch noch für eine Schwester sorgen mußte, die einst ihren kleinen Vermögensanteil für seine Loskaufung aus der afrikanischen Sklaverei hingegeben hatte. Einige Sonette und Gelegenheitsgedichte, vielleicht auch die zwei Novellen „Die Spanierin in England" und „Rinconet und Cortadilla" waren die einzigen litterarischen Produkte dieser Periode. Desto größer wird der Schatz an Menschenkenntnis und Lebenserfahrungen gewesen sein, den er in jener regsamen Weltstadt, wo sich Abenteurer und Glücksritter aus allen Himmelsstrichen sammelten und ihre Erlebnisse austauschten, gewann und mehrte. Die lebensvollen Schilderungen andalusischer Volkseigentümlichkeiten, die sich fast in allen

Werken finden, konnten nur aus eigner Beobachtung hervorgehen. Besonders scheint er sich den anmutigen Scherz und die leichte Ironie seiner späteren Schriften im Umgang mit den geistvollen und munteren Bewohnern dieser südlichen Stadt angeeignet zu haben. Auch in Valladolid, wo wir ihn im Anfang des neuen Jahrhunderts in der Nähe des Hofes ansässig finden, scheinen sich seine Verhältnisse nicht gebessert zu haben. Er lebte von der Führung einiger Geschäfte, die ihm Privatleute übertrugen, und von dem Ertrag seiner litterarischen Arbeiten. Ein nächtliches Duell zwischen zwei Hofleuten in der Nähe seiner Wohnung, wobei ein Kavalier den Tod fand, hatte zur Folge, daß er mit andern als Zeuge oder Verdächtiger ins Gefängnis gesetzt wurde. Hier legte er die erste Hand an das Werk, welches die Quelle seines unsterblichen Ruhms werden sollte, an den Roman Don Quichotte. Im Jahr 1605 erschien der erste Teil zu Madrid und wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß noch in demselben Jahr nicht nur in der Hauptstadt, wo der Dichter nunmehr seinen dauernden Wohnsitz nahm, sondern auch an andern Orten neue Auflagen veranstaltet wurden. In den nächsten fünf Jahren erschienen noch elf, und noch bei Lebzeiten des Dichters begannen die Übersetzungen. Aber trotz des glänzenden Erfolgs scheinen auch die letzten zehn Jahre seines Lebens nicht sorgenfrei verflossen zu sein, wenn schon sein zunehmender Ruhm ihm die Gunst und Unterstützung einiger hochgestellten Männer, wie des Grafen von Lemos und des Erzbischofs von Toledo verschaffte. Damals feierte der um fünfzehn Jahre jüngere Lope de Vega seine Triumphe als Dramatiker; er war der gepriesene Held des Tages und es scheint, daß er mit einiger vornehmen Geringschätzung auf den in ärmlichen Verhältnissen sich bewegenden Dichter des Don Quichotte herabblickte, obschon er es nicht verschmähte, aus dessen früheren Theaterstücken sich manches anzueignen. Cervantes, dessen Wohlwollen und Herzensgüte in allen Lebenslagen einen hervorstechenden Charakterzug bilden, hat die kühle zurückhaltende Gemütsverfassung des Rivalen ohne Zweifel mit gekränkter Seele empfunden; doch ist es nie zu unfreundlichen oder unwürdigen Worten gekommen. Wo in ihren Schriften des einen oder des andern Erwähnung gethan wird, geschieht es mit Würde und Anstand, aber nicht in Ausdrücken, die auf Herzenswärme oder Sympathie deuteten. Im Jahr 1613, noch ehe der Don Quichotte vollendet war, veröffentlichte Cervantes seine „Musternovellen“ oder lehrreichen Erzählungen, eigne Erfindungen, wie er selbst versichert, aus den Beobachtungen und Erfahrungen seines wechselvollen Lebens entnommen. Wenn auch in Sprache und Darstellung minder fesselnd und reizend als der Decamerone, sind diese Novellen um so reicher an Sitten- und Naturschilderungen, an landschaftlicher Szenerie, an allen den Zügen südländischen Lebens, in deren Darstellung kein spanischer Dichter mit Cervantes verglichen werden kann. Wie verschieden sie auch in Anlage, Tendenz und Ausführung sein mögen, über allen ist ein Hauch ausgegossen, der die üppige und treibende Natur des Südens erkennen oder empfinden läßt.

„Das Zigeunermädchen von Madrid", die durch Webers Musikstück in allen Ländern bekannte Preziosa, mit eingestreuten Romanzen und Gedichtchen, ist ein reizendes Gemälde voll Wahrheit und Realität in Straßen und Palästen; „Der großmütige Liebhaber", auf der Insel Cypern spielend, spiegelt die Eindrücke ab, welche der Dichter während seines Sklavenlebens in Algier in sich aufgenommen. Die schon erwähnte Novelle Rinconet und Cortadilla oder „Winkler und Schneidelmann", ein Schelmenroman im kleinen, läßt einen tiefen Blick in das Landstreicherleben des südlichen Spaniens thun, ein Sujet, das in dem „Gespräch zweier Hunde" sein Seitenstück hat, worin die Verbindung von Gaunerei und äußerlichem Religionsdienst in echt spanischer Weise vorgeführt wird. Die erwähnte Erzählung „Die Spanierin in England" enthält die Geschichte eines bei der Eroberung und Plünderung von Cadiz durch Admiral Howard und Graf Essex nach England entführten spanischen Mädchens. Diese und alle andern Novellen des Cervantes („Der eifersüchtige Estremadurier"; „Die Macht des Blutes"; „Die betrügerische Heirat"; „Der Lizentiat Vidriera", d. h. Glaskopf, „Die angebliche Muhme", erst in unsern Tagen wieder aufgefunden, u. a. m.) „sind frisch dem reichen Boden des Volkslebens Andalusiens entsproßt und tragen eine echt spanische Fülle, Lebendigkeit und Anmut der Sprache an sich, durch welche sie, obgleich die frühesten aller spanischen Novellen, bis jetzt noch ganz unerreicht geblieben sind". Die Musternovellen.

Nach den Novellen ließ Cervantes seine „Reise zum Parnaß" drucken, eine Satire in der dreizeiligen Dante-Strophe, worin er seine Ansichten über die Gedichte seiner Zeitgenossen darlegte, zugleich mit einer Selbstkritik voll heiteren Humors und trefflicher Wahrheiten im scherzhaften Gewand. In dem Urteil, das er dem Merkur über sich selbst in den Mund legt, tritt das Gefühl des eignen Werts und der Verdruß über die erlittene Zurücksetzung und Verkennung lebhaft hervor. Und zum Beweis, wie unrecht es gewesen, daß man seine früheren Theaterstücke so sehr verworfen und Lope de Vega allein gelten lasse, „jenes große Wunder der Natur, welches sich zur Alleinherrschaft über die Bühne erhoben, dieselbe seinem Willen unterworfen, alle Schauspieler zu seinen Dienern gemacht, die Welt mit mehr als 10,000 Bogen wohlgeschriebener Schauspiele angefüllt", veröffentlichte er acht neue Theaterstücke, fast alle in drei Aufzüge (Jornadas) geteilt, überreich an Personen und Figuren, darunter stets ein Narr oder lustiger Rat, voll bunter Romantik und Allegorie, und acht „Zwischenspiele", meist Possen in prosaischer Rede zur Belustigung der Zuschauer während der Pausen, aber voll Wirklichkeit und Wahrheit. Allein so sehr auch mehrere seiner Schauspiele, z. B. das umgearbeitete „Leben in Algier", „Der tapfere Spanier", „Die Sultanin", „Der glückliche Bösewicht", ein bekehrter Don Juan, „Der Irrgarten der Liebe" u. a. durch ihren Inhalt wie durch einzelne unterhaltende und spannende Szenen, wie sehr auch fast alle Zwischenspiele, wie „Die aufmerksame Schildwache", „Der eifersüchtige Greis", die dramatisierte Novelle vom Estremadurier, „Die Höhle von Salamanca", „Der angebliche Biscayer" durch Humor, Naturtreue und Lebendigkeit interessieren und anziehen mögen: als Bühnendichter machte Cervantes kein Glück; seine dramatischen Werke erlangten nicht solchen Beifall bei den Zeitgenossen, wie seine Novellen und sein Don Quichotte; auf

Reise zum Parnaß.

Theaterstücke.

diesem Gebiet blieben seine Leistungen hinter seinem Kunsturteil und seinen dramaturgischen Ansichten und Bestrebungen zurück.

Der falsche Don Quichotte. In der Vorrede zu den „Musternovellen" hatte Cervantes einen zweiten Teil des Don Quichotte in Aussicht gestellt. Aber während er noch mit der Ausarbeitung beschäftigt war, veröffentlichte ein gewisser Alonzo Fernandez de Avellaneda, hinter welchem Namen sich wahrscheinlich ein aragonischer Geistlicher und Komödiendichter versteckte, ein Buch unter dem Titel „Zweiter Teil des sinnreichen Ritters Don Quichotte de la Mancha", angeblich eine Fortsetzung, die aber trotz einzelner glücklicher Gedanken und gelungener Schilderungen dem echten Werk, das zwei Jahre später ans Licht trat, an poetischem Gehalt, wie an Feinheit der Charakterzeichnung und an spannender Erzählung sehr weit nachsteht, ja nicht selten zum Gemeinen und Niedrigen herabsinkt. Seine feindselige Gesinnung gegen Cervantes gab der Verfasser der fortgesetzten Geschichte des Ritters von der Mancha in der Vorrede zu erkennen, wo er in unwürdiger und gemeiner Weise dem Dichter des Don Quichotte sein Alter, seine Armut, ja sogar seine ehrenvollen Wunden vorwirft. Dieses Auftreten eines unerwarteten und niederträchtigen Rivalen hatte wenigstens die gute Folge, daß Cervantes alle Kräfte anstrengte, um in seiner Weise und nach seinem Plan den Roman zu Ende zu führen, und die Bemerkungen, die er im zweiten Teil dem Sancho Pansa in den Mund legt, beweisen, wie sehr er über den gegnerischen Nebenbuhler gereizt war. Übrigens genügte das Erscheinen dieses zweiten Teils im Jahr 1615, um den Avellaneda und sein Machwerk auf immer in Vergessenheit zu bringen. Denn alle Vorzüge, welche die Welt an dem ersten Don Quichotte bewunderte, traten auch in dem zweiten Teil hervor. Der Mann, der im hohen Alter eine Dichtung von so reicher Phantasie hervorzubringen vermochte, „darf wohl nach dem Calderonschen Bild mit einem Vulkan verglichen werden, der unter seiner Schneedecke feurige Ströme birgt". Fortan war der Roman das Lieblingsbuch nicht bloß des spanischen Volks, sondern der gesamten europäischen Menschheit. Und doch war der Dichter, wie er in der Zueignung des fast gleichzeitig vollendeten Romans „Die Leiden des Persiles und der Sigismunda" an seinen Gönner, den Grafen von Lemos, meldet, „schon im Bügel mit dem Fuß und dem Tod entgegenschauend"; und die Schlußworte der humoristischen Vorrede, womit er dieses letzte Werk, ein dem griechischen Roman „Theagenes und Chariklea" von Heliodor nachgebildetes nordisches Gegenstück zu dem heiteren südländischen Don Quichotte, in die Welt sandte, gaben Zeugnis, daß er sein bevorstehendes Ende voraussah und mit Fassung erwartete: „Und so lebet denn wohl, Scherze, lebe wohl, lustige Laune, lebet wohl, heitere Freunde, denn ich fühle, daß ich sterbe, und habe keinen andern Wunsch, als euch glücklich wiederzusehen in einem andern Leben." Damals lebte er in den engsten Verhältnissen, in einer Wohnung, die ihm ein Pfarrer aus Barmherzigkeit eingeräumt hatte. Vier Tage, nachdem er jenes Abschiedswort in die Welt gesandt hatte, verschied

er in der Franziskanerkutte, die er in der letzten Zeit zu tragen pflegte, am 23. April 1616, in einem Alter von fast 69 Jahren. Dem Datum nach hatte er denselben Todestag mit Shakespeare. Aber in England bediente man sich noch des alten Kalenderstils, während in Spanien schon die neue Zeitrechnung eingeführt war; somit ist der britische Dichter zehn Tage später als der spanische gestorben. Erst im nächsten Jahr erfolgte der Druck der Leidensgeschichte des nordländischen Liebespaars, eine „Romantische Reisebeschreibung" in einzelnen Erzählungen, reich an bunten Abenteuern zu Wasser und zu Land, aber voll seltsamer Mischung wahrer und fabelhafter Geographie und Geschichte.

Persiles und Sigismunda.

„Die Drangsale des Persiles und der Sigismunda," sagt Rosenkranz, „eine nordische Geschichte, sind nichts andres, als ein Aggregat von Novellen. Der äußere Rahmen, der sie umschließt, ist folgender. Persiles ist der zweite Sohn des Königs von Island; seine Geliebte Sigismunda ist die Tochter und einzige Erbin der Königin von Friesland. Sie war dem Bruder des Persiles, Maximin, verlobt worden, dessen wilde und rohe Sitten das Herz der schönsten, sanftesten und vollkommensten Frau zu fesseln nicht im stande waren. Beide entfliehen, miteinander nach Rom zu wallfahrten und auszuwirken, daß der Papst Sigismunden ihrer ersten Verpflichtung entbinde. Persiles nimmt den Namen Periander, Sigismunda den Namen Auristela an; sie geben sich für Bruder und Schwester aus, und ihre Geburt wie ihr Verhältnis wird dem Leser erst am Ende des Werks entschleiert. Während ihrer Wallfahrt durchziehen sie den ganzen Norden und Süden: gefangen und wieder gefangen von den Wilden, auf dem Punkt, gebraten und gegessen zu werden, Schiffbruch auf Schiffbruch erleidend, zwanzigmal getrennt und zwanzigmal wieder vereinigt, das Ziel von Meuchelmorden, Vergiftungen und Bezauberungen, das Herz aller gewinnend, die sie sehen, und größere Gefahr laufend durch die Liebe, die sie einflößen, als der Haß gegen sie aufregen könnte. Aber die Entführer, die sich ihren Besitz streitig machen, kämpfen mit solcher Erbitterung gegeneinander, daß sie sich alle bis auf den letzten Mann umbringen. Bei diesem Werk auf die fabelhafte Geschichte und Geographie zu reflektieren, dem Cervantes daraus den Vorwurf zu machen, selbst in den von ihm bekämpften Fehler der Amadisromane verfallen zu sein, ist gewiß unstatthaft. Das allgemein Menschliche aller hier dargestellten Verhältnisse und Situationen ist das Wesentliche; die äußere Einfassung desselben verschwindet dagegen. Die sich immer gleiche, wahrhaft jungfräuliche Leidenschaft der beiden Liebenden für einander, ihre zarte Scheu, ohne Autorität der Kirche ihrem glühenden Gefühl Raum zu geben, die Sehnsucht nach dem erlösenden Rom und um sie herum der schnellste Wechsel der Umgebung, der Personen, Wut der Leidenschaft, Weltlichkeit in den vielfachsten Formen lassen diesen Roman als den Gegensatz des Don Quichotte erscheinen; denn wenn dieser als der Wahnsinnige sich darstellt, mit dem die andern, die sogenannten Vernünftigen, ihr Spiel treiben, so sind Persiles und Sigismunda die Vernünftigen, indes die wirkliche Welt um sie herum überall von dem Wahnsinn der Begierden und Leidenschaft bis zur fratzenhaften Tollheit zerrissen erscheint. Selbst in Rom an der heiligen Stätte dauert dies Verhältnis fort."

Der Don Quichotte.

Mehr als drittehalbhundert Jahre sind verflossen, seitdem der Don Quichotte in die Öffentlichkeit getreten ist, und noch bis zur Stunde hat er nichts von dem Ruhm und Beifall verloren, mit dem er bei seinem ersten Erscheinen begrüßt worden; noch bis zur Stunde ist der Roman vom „sinnreichen Junker aus der Mancha" nicht nur in Spanien das gelesenste und bekannteste Buch, er ist Gemeingut aller Völker, er ist in alle Sprachen übersetzt, der Name des Helden ist

bei allen Nationen zum Gattungsbegriff geworden; kaum ein andres Produkt der Dichtung ist so tief in alle Kreise des Volks eingedrungen. Wie vielfach hat seitdem die Erscheinungswelt ihre Gestalt gewechselt, und doch ist der Roman immer zeitgemäß geblieben, hat immer seine Anwendung auf die Gegenwart gefunden. Hierin ist der tiefere Gehalt, ist die positive Wahrheit unter der satirischen und humoristischen Form und Außenseite zu suchen. Der Don Quichotte zeichnet im Spiegel des Momus eine Zeit, deren Vorstellungen und Gedankenkreise dem Untergang und der Verwesung anheimgefallen sind, aber doch noch in einzelnen phantastischen Gemütern festsitzen. Um die Bedeutung des Buchs recht zu verstehen, müssen wir uns erinnern, wie lange die Ideen des Rittertums im spanischen Volk fortlebten, als sie in andern Ländern längst zu Grabe gegangen waren, müssen wir uns erinnern, wie die Maurenkriege in Granada noch den Charakter des Mittelalters in das sechzehnte Jahrhundert hineintrugen, wie die Entdeckungen und Eroberungskriege in der neuen Welt den Hang zu einem fahrenden Leben voll Abenteuern und schwärmerischen Träumen nährten, wie die Amadisromane mit ihren alles realen Bodens ermangelnden Wundergeschichten noch immer die Lieblingslektüre des Volks bildeten, ja für wahre Geschichten gehalten wurden, wie die durch die neue „Weltmeerritterschaft" verbreiteten Sagen von einem Eldorado, von einem Jugendbrunnen die Phantasie des erregbaren Südländers füllten und ihm das Unglaublichste und Überschwenglichste als möglich erscheinen ließen. Es war noch nicht lange her, da galt das fahrende Rittertum, das in dem Don Quichotte mit so unnachahmlichem Humor verspottet wird, für die höchste Lebensaufgabe des Hidalgo, und in der Traumwelt der Romane dauerte diese Anschauung noch unerschüttert fort. Und doch lieferten diese Romane ebensowenig ein künstlerisch verklärtes Bild der Wirklichkeit, als ein würdiges und wahrhaftes Ideal. Sowohl Karl V. als Philipp II. erließen gesetzliche Verfügungen gegen eine so geisttötende Lektüre, und die Cortes zu Valladolid hatten schon 1555 den Amadis verurteilt und alle ähnlichen „Lügenbücher, mit welchen sich Jünglinge und Mädchen beschäftigen und deren abenteuerliche Erzählungen sie für wahr halten, so daß sie nicht mehr an die Lehren der Religion denken und stets im Stil dieser Bücher reden und schreiben". Auch in Frankreich gab es noch einige Nachzügler der ritterlichen Romantik, aber hier genügte die feine Ironie, die in der Benennung eines „Ritters ohne Furcht und Tadel" lag, um die veraltete Weltanschauung durch ihre eigne Lächerlichkeit zu Fall zu bringen; in der Pyrenäischen Halbinsel bedurfte es einer so tragikomischen Gestalt wie die des Ritters von la Mancha, um mit der mittelalterlichen Phantasterei, die noch immer in einigen Köpfen spukte gründlich aufzuräumen. Erst seit dem Erscheinen des Don Quichotte hörten die Ritterbücher auf. Von den alten erschienen nur noch ganz vereinzelte Ausgaben, und neue wurden keine mehr ersonnen.

Inhalt und Tendenz.

Im Roman des Cervantes wird ein Edelmann vorgeführt, der durch das Lesen

der weitverbreiteten Ritterbücher aus dem Kreise der Amadisromane (IX, 329 ff.) in Geistesverwirrung geraten ist und den Entschluß faßt, das Leben eines fahrenden Ritters zu wählen, um die Unterdrückten zu verteidigen und die Verletzten zu rächen, um Ungeradheiten gerad zu machen und allen Beschwerden abzuhelfen. In dem Kontrast der wunderlichen Traumwelt, in der sich der irre Geist des lächerlich kostümierten Helden auf seinem dürren Roß Rosinante umhertreibt, zu der Wirklichkeit, die für solche Wahngebilde kein Verständnis und keine Unterlage mehr darbietet, liegt das charakteristische Element verborgen, das dem Buch sein realistisches, auf alle Zeiten anwendbares Gepräge verleiht. Denn wenn auch das Nebelland des Scheins, in dem sich der phantastische Romanheld, der hagere „Ritter von der traurigen Gestalt", bewegt, nur in der Pyrenäischen Halbinsel während des sechzehnten Jahrhunderts seine Voraussetzungen hat, wenn auch die wirkliche Welt, als deren Repräsentant und Organ der bäuerliche gemeinsinnliche Stallknecht Sancho Pansa mit seinem Esel, seinem Schlauch und seinem Schnappsack auftritt, nur in der Tiefe des spanischen Volkslebens ihr Urbild finden mochte, jede Übergangszeit, in welcher alte und neue Anschauungen in Konflikt geraten, jeder geschichtliche Gärungsprozeß, in welchem Anhänger und Verfechter veralteter Lebensformen und Gedankenkreise sich der überwältigenden Macht des Neuen entgegenstemmen und die Vorstellungen, Sitten und Gewohnheiten der Vergangenheit in der veränderten Gegenwart festzuhalten suchen, liefert ähnliche Erscheinungen. Wenn der in seiner entschwundenen Idealwelt befangene Don Quichotte jede Schenke für ein Kastell ansieht, wandernde Freudenmädchen als Edelfräulein behandelt, reisende Kaufleute nötigen will, seiner eingebildeten Herzensdame Dulcinea von Toboso die Huldigungen der Schönheit darzubringen, und dafür Schläge und Beulen empfängt, wenn er statt der ritterlichen Kämpfe zur Beschützung der Schwachen und Bedrängten und zur Bestrafung jedes Übermuts allenthalben auf Prügel und Püffe stößt und blaue Male und eingeschlagene Zähne statt Wunden davonträgt, wenn er Galeerensklaven befreit und deshalb von den Häschern der Polizei verfolgt wird, wenn er Schafherden für feindliche Heere und Windmühlen für Riesen hält und angreift, so mag diese Form des kontrastierenden Lebens nur für jene Zeiten und jenes Land zutreffen: faßt man aber Tendenz und Haltung des Buches höher auf, sieht man in Don Quichotte den Kämpen für verschwundene oder im Absterben begriffene Lebensformen und Zeitrichtungen gegenüber einem anders gearteten Geschlecht, so ist der Romanheld eine Charakterfigur von ewiger Geltung, die nie erblaßt. Zu allen Zeiten gibt es Doktrinäre und Theoretiker, welche die realen Verhältnisse ebensowenig begreifen, als das lebende Geschlecht und die große Menge die Lehren und Phantasiegebilde jener verstehen. Diesen in Widersprüchen und Wandlungen sich vollziehenden Lebensprozeß des Vergehens und Werdens bringt Cervantes zur Anschauung in bestimmten konkreten Fällen. Zunächst eine Parodie der Ritterbücher jener Zeit, erhebt sich der Roman weit über diese enge Begrenzung. Don Quichotte erscheint immer weniger als ein Gegenstand des Spottes. Wenn auch die Thorheiten, die er begeht, Lachen und Heiterkeit erregen, so wird der tiefere Beobachter von einer elegischen Empfindung ergriffen, daß so erhabene Gesinnungen, so edle Zwecke und Absichten durch die verkehrte Anwendung so schlimme Früchte tragen. Mit der strengsten Gewissenhaftigkeit befolgt Don Quichotte alle Vorschriften und Regeln, die in seinen Ritterbüchern empfohlen sind und gibt bei jeder Gelegenheit zu erkennen, welch hohe Vorstellungen er von den Pflichten und dem Beruf eines irrenden Ritters in seiner Seele trägt. Bei jeder Handlung und Unternehmung schweben ihm Beispiele aus seiner idealen Nebelwelt vor, die er in der eckigen Wirklichkeit nachahmen will; ohne jegliche Selbstsucht und egoistische Zwecke jagt er nur einem Traumbild von Ruhm und Ehre nach, folgt er nur den Vorbildern einer phantastischen Ritter-

welt, die sich in seiner Einbildung festgesetzt hat; in den Regionen der Poesie, der Moral und der Wohlanständigkeit ist er trefflich bewandert. „Seine eignen Ideen," sagt L. Braunfels, dem wir die getreueste deutsche Übersetzung verdanken, „werden ihm zum Ideal. Nun erscheint er selbst als Idealist, er will nur das Schöne und Gute und er begreift es auch vollkommen; sein Denken erfaßt und umfaßt die ganze sittliche Weltordnung; er hat alles beobachtet und alles an seinen richtigen Platz gestellt; er ist ein vortreffliches reines Gemüt, er hat ein feines Gefühl, ist voll Anstand und Höflichkeit; kurz, er ist das Bild des wahren Weisen — so lange man nicht an den wunden Punkt rührt, an das Ritterwesen und dessen Wiederherstellung. Denn sobald dieses geschieht, ist der alte Narr in seiner ganzen Glorie wieder da; ein anziehender Narr, ein ergötzlicher Narr, ein Narr, dem man herzlich zugethan sein muß, aber immer ein Narr von einer Verrücktheit ohne Maß und ohne Heilbarkeit." Die in der Gegenwart Lebenden sind erstaunt über den Widerspruch, der in dieser bizarren Natur zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Schein und Sein, zwischen den tiefsinnigen Reden und den verrückten Handlungen hervortritt, und Sancho Pansa, der Mund und Repräsentant des nüchternen prosaischen Volkssinns, der seinen Herrn häufig genug wegen seiner thörichten Streiche und Einbildungen ausschilt, schaut oft mit Bewunderung auf zu der Weisheit und den schönen Lehren von Tugend und Frömmigkeit, von Menschenliebe und edler Sitte, die des Ritters Lippen entströmen, und wenn er auch hier und da Zweifel hegt und irre wird an dem Verstand seines Meisters, niemals ist ihm derselbe ein Gegenstand des Spottes. Es gibt gewisse Figuren in der Geschichte der Menschheit, die als Begriffswesen, als geisterhafte Phantome durch alle Jahrhunderte gehen und uns fast wie wirkliche Persönlichkeiten vorkommen: zu diesen gehört der ewige Jude der Volksmythe, gehört der Don Quichotte des Cervantes. Das Gebilde einer schöpferischen Dichterphantasie, trägt diese Gestalt so klare und feste Umrisse, daß sie wie ein geschichtliches Charakterbild an uns vorüberzieht. Mit meisterhafter Virtuosität hat der Dichter alle Kräfte seines Künstlergeistes auf die Zeichnung und Gestaltung dieser typischen Figur verwendet. Neben dem edlen Ritter von La Mancha ist nur noch sein Gegenstück Sancho Pansa mit charakteristischen Zügen, mit Fleisch und Blut ausgestattet, alle übrigen Personen treten nur als Repräsentanten einzelner Stände und Volksklassen auf, ohne individuelles Leben. Don Quichotte, der Mann des Systems und der Doktrin, der im blinden Jagen nach den Gebilden seiner Phantasie überall auf Widerstreit, auf Ecken und Unebenheiten stößt, der in allen Konflikten mit den Wirklichkeiten immer nur sich selbst Recht gibt und bei allen Unfällen und Erlebnissen sich mit Beispielen aus seinen Ritterbüchern tröstet oder darin das Werk boshafter Zauberer erblickt, und Sancho Pansa, der getreue Knappe von bäuerlicher Derbheit und Ursprünglichkeit, die ewige Heiterkeit neben der hochtragikomischen Figur des Helden, der Inbegriff der alltäglichen Volksnatur, welcher mit angebornem Instinkt das Nützliche und Praktische, das für den Augenblick Zweckmäßige und Ratsame erfaßt, dessen Weisheit in Sprichwörtern und Lebensregeln besteht, und dem die dunkle halb mystische Vorstellung von einer Insel und Statthalterschaft als Preis seiner Dienste fortwährend im Kopfe liegt, sind die scharf gezeichneten Charaktere im Vordergrund des Bildes, um die eine große Menge von Personen aus dem Volk in verschiedenen Situationen als Staffage gruppiert ist, aus der nur wenige, wie Dorothea, ein eignes persönliches Interesse darbieten oder erregen.

Charakter und Bedeutung des Buches.

In diesen weiten Rahmen der „wundersamsten und erschrecklichsten Abenteuer", die uns den Gegensatz von Idealismus und Realismus veranschaulichen, ist eine Reihe der ergötzlichsten Bilder und Szenen geflochten und eingeschlossen,

die durch Mannigfaltigkeit und drastische Anschaulichkeit den Leser hinreißen und spannen, ist eine Fülle von Novellen, Schäfergedichten, Romanzen und Liedern ausgestreut, die, mit lockerem Faden an den Hauptroman geknüpft, dem Ganzen Leben und Abwechselung verleihen und, bald lieblich oder elegisch, bald ironisch oder satirisch gehalten, alle Stimmungen der Seele wecken und anregen. Das bewegte südländische Leben auf der Landstraße oder in der Schenke, wo sich allerlei Volks aus den verschiedensten Ständen umhertreibt und an der Handlung teilnimmt, die idyllische Szenerie in Wald und Wiese, wo die Hirten unter Korkbäumen lagern und ländliche Feste feiern, Liebende in einsamen Gegenden sich aufsuchen und die sternenhelle Sommernacht über Berge und Felsenthäler leuchtet, wo Don Quichotte als Büßer und Einsiedler Verse zum Lobe Dulcineas auf Baumrinde oder in den Sand schreibt, der heitere Wechsel von Scherz und Ernst, von Humor und Sentimentalität, von nebelhafter Romantik und realistischer Alltäglichkeit: alle diese reizenden Gemälde und Gegensätze, diese bunte Welt von Männern und Frauen und von Leuten aus dem Volk, die sich stets in der ihrem Stand und ihren Verhältnissen entsprechenden Natur und Sitte darstellen und mit sicherem Takt in ihrer Sphäre bewegen, verleihen dem Roman eine unvergängliche Anmut, erheben das Kunstwerk zu einem getreuen Spiegelbild voll Wahrheit und Wirklichkeit. Zugleich ist ein elegischer Hauch über das Ganze ausgegossen, daß die ideale Vergangenheit, die noch vor wenigen Menschenaltern das nationale Leben erfüllte, in deren Erinnerungen und Phantasiegebilden noch so manches Gemüt im stillen schwelgte, nun als Irrsinn und Narrheit erscheint, daß das Sinnbild der alten Zeit wie ein Gespenst aus dem Grab über die veränderte Erde dahinschweift. Und wenn nun der im Schatten des Wahns einherwandelnde Held aus seiner wunderlichen Waffenrüstung heraus die herrlichsten Reden mit poetischem Pathos vernehmen läßt über den Charakter und die Aufgabe der echten Geschichtschreibung, über die Pflichten und den Beruf eines irrenden Ritters, über den Waffendienst und die Wissenschaften, wenn er mit einer Begeisterung, die an Goethes Tasso erinnert, die Herrlichkeit des goldenen Zeitalters schildert oder politische Lehren gibt, wie man neueroberte Reiche oder Provinzen regieren und nach welchen Grundsätzen man ein hohes Amt verwalten müsse, so steht die Welt erstaunt da und starrt die seltsame Gestalt an, in der tiefe Weisheit und Einsicht mit Wahnsinn und Thorheit gepaart erscheint. Der Kontrast zwischen überspannter Idealität und gemeiner Weltanschauung, der von Cervantes durch alle Verhältnisse und in allen Abstufungen mit komischer Kraft und Kunst durchgeführt ist, gibt der Darstellung einen hohen Reiz und ist die Quelle des Lächerlichen und zugleich Rührenden, das in unerschöpflichen Zügen, im reichsten Erguß heiterer Laune hervortritt. Dieser Gegensatz gibt sich schon in der Sprache kund, die bei Don Quichotte meistens in feierlicher Gravität einherschreitet, während der Knappe den vulgären Volkston einhält, und zeigt sich in der ganzen Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Anschauungen und Lebens-

atmosphären. So spricht Don Quichotte: „Ich sage es ist unmöglich, daß es einen irrenden Ritter ohne Dame geben könnte, denn ihnen ist es so eigen und natürlich verliebt zu sein, als dem Himmel Sterne zu haben; es ist zuverlässig, daß es keine Historie gibt, in der ein irrender Ritter ohne Liebe vorkäme, ja selbst, wenn es einen solchen geben sollte, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern für einen Bastard zu erkennen, der in die Burg der genannten Ritterschaft nicht durch die Thür eingegangen, sondern wie ein Straßenräuber und Mörder durch das Fenster eingestiegen ist." Dieser Ritterregel entsprechend erhebt auch er sich in den Äther einer überverfeinerten Liebe des Schmachtens und Sehnens zu der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, der schönsten Dame in der Welt, der Kaiserin von La Mancha. Aber wie zerrinnt dieses „Bild des goldenen Traumes", wie wird „der rauhen Wirklichkeit zum Raub, was einst so schön, so göttlich war", wenn sich im Munde Sancho Pansas diese unvergleichliche Dulcinea zu einer groben Bauerndirne gestaltet, welche Getreide fegt, Kornsäcke auf Esel ladet wie der stärkste Großknecht im ganzen Dorf, Schweinepökelfleisch einmacht und keinen Strom von Wohlgeruch und lieblichem Duft empfinden läßt, sondern das Gegenteil davon.

Quevedo. 1580—1645. Ehe wir zu der dramatischen Poesie übergehen, auf deren Gebiet die spanische Dichtkunst dieses Zeitalters ihre höchste Blüte entfaltete, wollen wir eines Schriftstellers gedenken, dessen vielseitige litterarische Thätigkeit ein getreues Abbild von jenem beweglichen und regsamen Geschlecht liefert — Francisco Gomez de Quevedo y Villegas. Einer vornehmen Familie des nordwestlichen Spaniens entstammt, atmete er, da sein Vater ein ansehnliches Amt bei Philipp II. bekleidete, von Jugend an die Hofluft von Madrid ein, die ihm so verderblich werden sollte. Eine vortreffliche Erziehung brachte seine großen Talente frühe zur Reife. In einem Alter von fünfzehn Jahren erhielt er auf der Universität Alcala schon eine theologische Würde; aber sein Wissensdurst trieb ihn bald zu andern Fächern: er studierte Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und andre Disziplinen und erwarb sich eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse, von denen er, wie Jean Paul, in seinen Schriften häufig Gebrauch machte, zum Nachteil der Klarheit und Verständlichkeit. Sein Leben ist der Schlüssel zu seinen Werken. Die Beschützung einer beleidigten Dame verwickelte ihn in einen Ehrenhandel mit einem vornehmen Kavalier. Er tötete denselben im Duell und sah sich zur Flucht genötigt. Der Herzog von Ossuna, Vizekönig von Sizilien und Neapel, nahm ihn wohlwollend auf und verwandte den talentvollen Mann bald zu wichtigen Staatsgeschäften. Dadurch kam Quevedo auch wieder in Gunst am spanischen Hof, so daß er mehrere Jahre in Madrid und Neapel ein angesehener, einflußreicher Mann war. Aber im Jahr 1620 teilte er die Ungnade seines herzoglichen Gönners; er wurde verbannt und mußte über drei Jahre auf seinem Erbgut Torre de Juan Abad unter polizeilicher Aufsicht leben, ohne jemals vor Gericht gestellt zu werden. Diese Erfahrung verleidete ihm den Staatsdienst; er

beschloß, sich nun gänzlich den Wissenschaften und der Litteratur zu widmen. In einem Alter von 54 Jahren verheiratete er sich, aber seine Frau wurde ihm bald durch den Tod entrissen, und er stand nun wieder so einsam wie zuvor. Ein Libell auf Philipp IV., von einem Unbekannten herrührend und dem König bei der Tafel in die Hand gespielt, wurde Quevedo zugeschrieben und zog ein neues Unwetter über sein Haupt. Er wurde heimlich in der Nacht verhaftet und in einen Klosterkerker geworfen, wo er vier Jahre in einer feuchten, ungesunden Zelle zubringen mußte. Nicht mit Unrecht scheint er den Herzog von Olivarez für den Urheber der strengen Maßregel gehalten zu haben, daher auch zwei spätere Schriftstücke voll Groll und Bitterkeit gegen diesen allmächtigen Günstling allgemein dem verfolgten Dichter beigelegt wurden. Mit dem Sturz des Herzogs kam die Unschuld Quevedos zu Tage und es erfolgte seine Freilassung. Mittlerweile war seine Gesundheit untergraben, sein Vermögen aufgebraucht worden, so daß er auf die Unterstützung seiner Freunde angewiesen war. Gebrochen an Körper und Geist, verbrachte er die letzten Lebensjahre in den Bergen seiner Heimat, wo er 1645 starb. Von den zahlreichen Produkten seiner Muse ist vieles während seines bewegten und schicksalschweren Lebens vor dem Druck abhanden gekommen. Dennoch ist die Menge seiner Schriften in gebundener und ungebundener Rede über die verschiedenartigsten Gegenstände von theologischen und philosophischen Abhandlungen bis zu den Geschichten des gemeinen Lebens und den schwerverständlichen Zigeunerromanzen (Jacaras), noch immer sehr groß. Seine vermischten Gedichte wurden erst lange nach seinem Tod von seinem Neffen unter dem gespreizten Titel: „Der spanische Parnaß, in zwei Gipfel geteilt, mit den neun kastilischen Musen“ herausgegeben. Alle Gattungen der Lyrik sind darin vertreten, am reichlichsten die Sonette, Kanzonen und Oden in der glatten Form und Metrik der Italiener, aber auch Idyllen, Elegien, Rundreime und vor allem Satiren. Ein so geistreich und witzig angelegter Kopf mußte durch die Fülle von Lebenserfahrungen, von Willkür und Ungerechtigkeit sich zu satirischer und ironischer Weltbetrachtung hingezogen fühlen, und er hat es auch nicht fehlen lassen, das Treiben der Menschen mit der Geißel des Spotts und des Witzes zu treffen, „die Wahrheit im Hemd, nur etwas weniger als nackt“ darzustellen. Seine „Klage gegen die herrschenden Sitten der Kastilier“ und gegen die „Gefahren der Ehe“ geben Zeugnis, daß er den Persius und Juvenalis mit Nutzen gelesen hatte; auch in der Indecenz steht er ihnen nicht nach. Die Wirkung würde noch größer sein, wenn nicht viele seiner Anspielungen dunkel und unverständlich wären. Vor allen haben auch die „Kulturisten“ mit ihrer affektierten, geschraubten Schreibart unter den Pfeilen seines Witzes zu leiden. Die gelungensten und vollendetsten seiner Poesien sind in einer Sammlung enthalten, die er im Jahr 1631 als „Gedichte des Bakkalaureus Francisco de la Torre“ herausgab. Denn wenn auch der Streit, ob diese Poesien nicht wirklich, wie der Herausgeber versicherte, von einem älteren Dichter dieses Namens herrühren, nicht endgültig entschieden

werden kann, so sprechen doch sehr viele Zeichen für die Annahme der meisten Kritiker, daß Quevedo selbst unter dem von seinem Landgut und Verbannungsort hergenommenen Namen verborgen ist. Aus dieser Zeit seiner Verbannung und seiner Gefangenschaft scheinen auch die Übersetzungen griechischer und römischer Dichter und Philosophen, des Epiktet, Anakreon, Seneca u. a. herzurühren, sowie die Abhandlungen religiösen und staatswissenschaftlichen Inhalts „Über die göttliche Vorsehung"; „Gottes Staatskunst und Christi Regierung", ein Lehrgebäude staatsmännischer Weisheit aus dem Beispiel des Heilands abgeleitet, „Das kämpfende Leben eines Christen" u. a. m. Den größten Ruhm erwarb sich Quevedo durch seine satirischen Schriften in Prosa, insbesondere durch „Die Geschichte und das Leben des großen Erzschelms Paul von Segovia", einen jener

Der Gran Tacaño. „Schelmenromane", zu denen Mendoza durch seinen Lazarillo de Tormes und Mateo Aleman in dem weitverbreiteten „Guzman de Alfarache" die Vorbilder geschaffen, und die seitdem in allen Ländern Nachahmung gefunden haben.

„Der Glücksritter von Segovia, ein spanisches Sittengemälde, enthält das selbsterzählte Leben eines feigen, unverschämten und erfindungsreichen Abenteurers, der in den niedrigsten und schlechtesten Schichten der Gesellschaft beginnt, sich aber, abweichend von den meisten andern Romanen dieser Gattung, über dieselben erhebt." Aber diese Erhebung ist nicht die Wirkung innerer Besserung, sondern nur äußerlicher Umstände, daher auch sein Glück nicht von Dauer ist. Wenn man Quevedos Schriften mit einem „Juwelenschmuck" verglichen hat, in welchen neben echten Edelsteinen auch viele gemeine eingesetzt sind, so trifft dieses Urteil ganz besonders den „Paolo de Segovia", worin neben köstlichen Stellen voll Witz und Humor auch viele gemeine und widerwärtige sich finden und der leichte Erzählungston oft durch gesuchte Wortspiele und Geschraubtheiten unterbrochen wird. Durch das Ganze zieht eine bittere Satire gegen alle Klassen und Zustände der menschlichen Gesellschaft. Außer dem Don Quichotte hat kein andres spanisches Buch so große Verbreitung im Ausland durch Übersetzungen und Bearbeitungen gefunden.

Sueños y discursos. Fast ebenso berühmt wurde ein andres satirisches Werk Quevedos, das er „Träume" oder Visionen (Sueños) genannt hat, eine Reihe von Bildern der mannigfachsten Art voll der bittersten Ausfälle gegen die Verkehrtheiten der Welt und die Menschenklassen, die dabei als Werkzeuge gebraucht werden. Besonders sind die Diener der Gerechtigkeit, die er von so schlimmer Seite hatte kennen lernen, mit scharfer Lauge überschüttet. („Der geschröpfte Scherge"; „Der Besuch im Scherze", eine Schilderung des Totenreichs und der Sünder; „Der Tag des jüngsten Gerichts" u. a.) In diesen Traumgesichten wird ein Gemälde von Lastern und Thorheiten, von Lächerlichkeiten, Verirrungen und Bosheiten entrollt, das eben so sehr von der Weltverachtung und dem inneren Groll des Dichters Zeugnis gibt, wie von seiner Menschenkenntnis und scharfen Beobachtungsgabe. Ein Zug von Genialität, der sich aber nicht immer über die Gemeinheit und Formlosigkeit zu erheben vermag, macht sich allenthalben bemerkbar; auch kennt Quevedo alle Fehler der herrschenden Litteratur, kann sich aber selbst nicht immer von denselben losmachen. Milder und heiterer sind einige

andre Satiren, wie „Die Briefe des Ritters von der Zange" gegen den Geiz und „Das Glück ist kein Thor und die Stunde für alle" über den Weltlauf.

Auch Quevedos älterer Zeitgenosse, der erwähnte Mateo Aleman aus Sevilla, wurde von der Regierung verfolgt. Als Finanzbeamter einer Veruntreuung angeklagt und einige Zeit in Haft gehalten, verließ er den Staatsdienst und wanderte nach Mexiko aus. Dort verfaßte er den Roman „Guzman de Alfarache", worin, wie in Mendozas Lazarillo (X, 76), an den Schicksalen und Gaunereien eines Vagabunden, Abenteurers und Glücksritters das Volksleben in allen Schichten der Gesellschaft und die Wechselfälle des menschlichen Daseins geschildert sind. Das Buch, dessen erster Teil im Jahr 1599 in Madrid erschien, fand solchen Beifall, daß es in weniger als sechs Jahren sechsundzwanzig Auflagen erlebte und nach und nach in alle Sprachen übersetzt ward. Dieser Erfolg verlockte einen litterarischen Freibeuter (den Advokaten Juan Marti von Valenzia), unter dem erdichteten Namen Mateo Lujan de Sayavedra einen zweiten Band herauszugeben. Erst zwei Jahre später (1605) folgte der echte zweite Teil von Aleman selbst, eine Fortführung des Schelmenlebens Guzmans, mit starken Geißelhieben auf den Fälscher und Betrüger Sayavedra. Wie vor ihm Mendoza und nach ihm Quevedo, erntete auch Aleman den größten Beifall; doch steht der mit frischer Jugendkraft und genialer Keckheit hingeworfene Lazarillo weit über dem Guzman, dem Produkt der Überlegung eines gereiften erfahrenen Mannes von Talent und feiner Beobachtung. Die Ursprünglichkeit, Frische und Lebendigkeit, die an Mendozas Werk hinreißen und fesseln, sucht Aleman in dem geriebenen Gauner Guzman de Alfarache durch Mannigfaltigkeit, durch Reichtum der Sittenschilderungen, durch Welt- und Menschenkenntnis zu ersetzen. Dem heuchlerischen Charakter der Zeit und der Priestermoral entsprechend, ist das Buch mit langen Sittenlehren und Tugendpredigten angefüllt, welche ein Gegengewicht zu dem lasterhaften, verderblichen Inhalt bieten sollen. Diese ersteren hat dann der französische Bearbeiter Lesage im folgenden Jahrhundert wesentlich gekürzt. Aleman.

2. Lope de Vega und seine Zeitgenossen.

Sehr verschieden von dem armen Leben des Cervantes war das Los, das seinem jüngeren Zeitgenossen Lope de Vega zu teil ward. Zwar war die alte und vornehme Familie, deren Stammsitz Vega im Thal von Corriedo in Altkastilien gelegen war, in ihren Vermögensumständen herabgekommen, so daß Lope Felix de Vega Carpio in Madrid, wohin sein Vater ausgewandert, nicht gerade unter glänzenden Umständen das Licht der Welt erblickte (25. Nov. 1562), aber Talent, Glück und Protektion führten ihn bald über alle Beschwerden des Lebens weg und gossen Ehre und Auszeichnung in Fülle auf ihn herab. Er war ein frühreifes Talent, zum Dichter geboren, so daß er als zwölfjähriger Knabe ein Schäferdrama verfaßte. Das Verlangen, Welt und Menschen kennen zu lernen, gab sich schon auf der Schule in Madrid kund. Er entfloh mit einem Kameraden und wurde als Gefangener zurückgebracht. Frühe trat er in Kriegsdienste und „durchreiste das hohe Meer und ferne Königreiche, wo er mit dem Schwert diente". Kaum den Knabenjahren entwachsen, nahm er an einer Seeexpedition gegen Tunis teil. Beschränkte Vermögensverhältnisse bewogen ihn, in dem Hause des Geronimo Manrique, Bischofs von Avila und nachmaligen Großinquisitors, ein Unter- Lope de Vega. 1562–1635.

kommen zu suchen. Von diesem Prälaten unterstützt besuchte er die Hochschule in Alcala, „wo er von Raimundus Lullus in ein tiefes Labyrinth geführt ward“, und in Salamanca, wo ihn ein Liebesverhältnis von dem Vorhaben abhielt, in den geistlichen Stand zu treten. Er hatte ein minnereiches Herz, das ihn in Madrid, wohin er nach vollendetem Studium zurückkehrte, bald in neue Liebesnetze führte. Die dramatisierte Novelle „Dorotea“, mit eingestreuten lyrischen Ergüssen, eine Jugendarbeit, die er aber erst in späten Jahren herausgab und für sein liebstes Werk erklärte, scheint manche wahre Züge aus dieser Zeit seines Lebens und seiner Liebe zu enthalten. Im Anfang der achtziger Jahre trat er in die Dienste des Herzogs von Alba, Don Antonio de Toledo, wahrscheinlich eines Enkels des berühmten Feldherrn. Für diesen verfaßte er den Schäferroman „Arcadia“ in ungebundener Rede mit eingestreuten Gedichten, eine damals beliebte Gattung der Poesie, worin unter fremden Namen Personen und Verhältnisse der Gegenwart vorgeführt wurden. Wir haben diese wunderliche Dichtungsart, deren Muster Montemayor und Sannazaro waren, schon bei Cervantes kennen gelernt. Um diese Zeit vermählte er sich mit Doña Isal de Urbina, einer liebenswürdigen Dame aus guter Familie. Das Glück seiner Ehe wurde jedoch bald gestört. Ein satirisches Gedicht auf einen Verleumder zog ihm ein Duell zu. Er verwundete seinen Gegner tödlich und kam deshalb ins Gefängnis; doch gelang es ihm in Begleitung seines Freundes Claudio Conde nach Valenzia zu entfliehen. Diese Jahre der Verbannung, so sehr sie sein Leben verbitterten, waren vorteilhaft für seine dichterische Ausbildung, da Valenzia eine reiche dramaturgische Tradition besaß, die Lope auszunutzen wußte. In Valenzia bestand eine eigne Akademie der Dichtkunst, welcher neben Tarrega, Aquibar, Artieda vor allen Guillen de Castro angehörte, der talentvolle Dramatiker, der durch Bearbeitung des „Cid“ und andrer Volkssagen sich neben Lope einen ehrenvollen Platz unter den spanischen Theaterdichtern erwarb. Als Lope nach einigen Jahren in die Hauptstadt zurückkehrte, fand er seine geliebte Gattin, die er unter dem Namen Belisa in so mancher reizenden Romanze gefeiert hat, im Sterben. Er ehrte ihr Gedächtnis in einer seinem hohen Gönner, dem Herzog von Alba, gewidmeten Trauer-Ekloge und nahm dann, aus Kummer über ihren Verlust und um das peinigende Gefühl einer andern verschmähten Liebe zu ersticken, aufs neue Kriegsdienste. Er begab sich mit seinem Freund Conde nach Lissabon, wo gerade die große Armada gegen England ausgerüstet wurde, und verwandelte, wie er selbst erzählt, seine Liebesgedichte auf die spröde Schöne zum Pfropf seiner Muskete. Ein Bruder, den er gleichfalls auf der Flotte antraf, verschied kurz nachher, durch eine holländische Kugel verwundet, in seinen Armen. Der unglückliche Ausgang der Unternehmung führte ihn bald wieder in die Heimat zurück. Doch hatte der erregbare und rasch arbeitende Mann noch Muße und Geistesruhe genug gefunden, um während der Seefahrt den größten Teil seines langen Gedichts „Die Schönheit der Angelika“ auszuarbeiten, das dann vollendet und mit der letzten Feile ver-

sehen im Jahr 1602 im Druck erschien, „die glücklichste aller Nachahmungen des Ariosto". Die Lebensnachrichten aus dieser Periode sind lückenhaft und widersprechend: er scheint einige Zeit in Cadiz und Toledo verweilt und auch einen Teil von Italien bereist zu haben, ohne jedoch Rom zu berühren. Gegen Ende der neunziger Jahre finden wir ihn als Sekretär des Marques von Malpica, dann im Dienst des Grafen von Lemos, des Gönners von Cervantes, der auch in der Folge als Vizekönig von Neapel die Brüder Argensola, die „spanischen Horaze", in seine Umgebung zog. Um diese Zeit schloß Lope de Vega eine zweite Ehe mit Doña Juana de Guardia, einer Dame aus edlem Hause. Von da an ward sein Leben ruhiger, selten verließ er Madrid und verwandte seine ganze Zeit auf schriftstellerische Arbeiten. In der Epistel an Matias de Porras schildert er mit den lebhaftesten Farben sein eheliches Glück, das durch die Geburt eines Sohnes, Karlos, noch erhöht wurde. Nach sieben Jahren erfuhr dieses Glück den ersten Schlag durch den Tod seines Sohnes. Eine seelenvolle Ode des Vaters schildert den Kampf der christlichen Ergebung mit der elterlichen Liebe. Von einem andern Sohn, der später in Kriegsdienste trat und in jungen Jahren bei einem Schiffbruch in den Wellen seinen Tod fand, ist wenig die Rede. Bald traf den Dichter noch ein zweiter harter Schlag: seine Gattin starb bei der Geburt einer Tochter, Feliciana, die in der Folge an Don Luis de Usategui verheiratet wurde. Eine natürliche Tochter, Marcela, die Lope später mit Maria de Luxan zeugte, nahm den Schleier. In seinen späteren Jahren, als die Leidenschaften zu schlummern begannen und manche trübe Erinnerung die Tage seines Ruhms verdüsterte, kehrte der Dichter seine Gedanken den religiösen Dingen zu. Wie einst sein Vater widmete er sich frommen Werken, besuchte regelmäßig die Krankenhäuser, hörte täglich Messe, fehlte bei keinem Leichenbegängnis und bei keiner Prozession, trat wie Cervantes in eine fromme Bruderschaft und ließ sich endlich im Jahr 1609 in Toledo zum Priester weihen. Einige Jahre nachher wurde er in den Orden des heil. Franziskus aufgenommen und dem Inquisitionshof als Genosse (familiar del Santo) beigegeben. Man würde irren, wollte man in diesem Eintreten in die Kirche eine völlige Entsagung der Welt und ihrer Freuden erblicken; in Spanien galt der geistliche Stand vielmehr als der sicherste Zufluchtsort für litterarische Muße und wissenschaftliche Bestrebungen, als eine Stätte der Ruhe in den Bewegungen des Lebens. Und so war denn auch für Lope de Vega dieser letzte Zeitraum, in welchem er seine Tage zwischen geistlichen Beschäftigungen und dichterischen Arbeiten verbrachte, das wahre Ackerfeld seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Alles, was er in früheren Jahren mehr oder minder sorgfältig ausgearbeitet hatte, wurde nun einer genauen Durchsicht unterworfen und mit neuen Schöpfungen vermehrt; und wir erfahren von Zeitgenossen, daß an Fruchtbarkeit, an Kompositionsfähigkeit, an rascher Übung im Dichten Lope de Vega alle andern Schriftsteller übertroffen hat (vgl. oben S. 263); er selbst sagt in der Ekloge an Claudio, daß er mehr als hundert-

mal ein Schauspiel in vierundzwanzig Stunden geschrieben und der Bühne übergeben habe. Mit dieser dramaturgischen Produktivität hielt die litterarische Thätigkeit auf andern Gebieten gleichen Schritt: „Es ging kein großes Ereignis vorüber," meldet sein Biograph Montalvan, „ohne daß er es durch Lobgedichte verherrlichte; er hatte ein Epithalamium für die Hochzeit jedes Großen, ein Festlied für jede Geburt, eine Elegie für jeden Tod, ein Epigramm für jeden Sieg, eine Hymne für jeden Festtag eines Heiligen. Bei allen öffentlichen Festlichkeiten erschienen Verse von ihm; bei jedem litterarischen Wettstreit war er einer der Konkurrenten oder der Preisrichter." Lopes Fruchtbarkeit ist zum Sprichwort geworden; man hat berechnet, daß sich seine litterarischen Arbeiten auf 133,225 Bogen belaufen. Die nicht dramatischen Gedichte umfassen allein zwanzig Quartbände. Seine Leichtigkeit, Verse zu machen, war so groß, daß sein Schriftführer sie nicht rasch genug niederzuschreiben vermochte. Die dichterische Improvisation war von jeher im christlichen wie im mohammedanischen Spanien zu Hause. Diese Übung, begünstigt durch die Sprache und Tradition, erklärt die unglaubliche Virtuosität in metrischen Kompositionen. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, auf diese Menge dichterischer Erzeugnisse einzugehen oder die Theaterstücke nach Gattung und Inhalt einzeln aufzuführen. Wir werden uns mit einer übersichtlichen Angabe und Beurteilung der wichtigsten Produkte seines Geistes und seiner Feder an der Hand von Ticknor, Schack und älteren Litteratoren begnügen. — Bei dieser angestrengten schriftstellerischen Thätigkeit vernachlässigte Lope de Vega keineswegs die Pflichten und Beschäftigungen seines geistlichen Berufs, noch die von der Kirche vorgeschriebenen Obliegenheiten. Eine düstere Gemütsstimmung faßte mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr Wurzel in seiner Seele und erhöhte seinen Hang zum Zelotismus, daher er sich auch gegen das Ende seines Lebens hauptsächlich mit geistlichen Dichtungen abgab. Soll er doch sogar das Aufseheramt bei einem Autodafee geführt haben, bei welchem ein der Ketzerei beschuldigter Franziskanermönch in den Flammen sterben mußte. Eine hypochondrische Stimmung bemächtigte sich seiner Seele und untergrub seine leiblichen und geistigen Kräfte. Zu Anfang August 1635 fühlte er sich sehr schwach und mutlos. Dennoch unterzog er sich den Bußübungen, welche die Kirche als heilsam und förderlich zur Seligkeit vorschreibt: er fuhr fort zu fasten und legte sich einmal eine so grausame Geißelung auf, daß die Mauern seines Zimmers von Blut bespritzt wurden. Davon erholte er sich nicht wieder; er erkrankte in der folgenden Nacht und nachdem er mit der größten Andacht die Sterbesakramente empfangen, verschied er am 25. August 1635, fast 73 Jahre alt, voll Kummer, daß er jemals andre Dinge getrieben als religiöse.*) Sein

*) Die höchste Schule.

Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt lautrer Wahrheit fand ich Hirngespinste,
Statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste.
Mein Herz blieb leer, blieb arm an Glauben, Lieben.

Tod erregte eine so allgemeine Teilnahme, wie sie kaum bei Königen oder Fürsten hervortritt, denn Lope de Vega war wie kein andrer Schriftsteller der Liebling der Nation, der bewunderte „Phönix von Spanien".

Lope de Vega hat sich in allen Gattungen der Poesie versucht und stets mit Vorliebe solche Gegenstände auserſehen, in denen er religiöse oder vaterländische Gefühle ausdrücken oder erwecken konnte. Als im Jahr 1598 König Philipp in einem benachbarten Dorf krank lag, schrieb man seine Genesung der Wirkung Isidors, des Schutzheiligen von Madrid zu, dessen Gebeine die Stadt in feierlicher Prozession zu dem Krankenlager tragen ließ. Diesen Vorfall benutzte Lope zu dem epischen Gedicht „Isidor der Ackersmann" in den alten fünfzeiligen Stanzen mit sorgfältigem Reim, ein Gedicht, das trotz seiner Länge von zehn Gesängen zu je tausend Versen in neun Jahren viermal aufgelegt wurde. Zwei Jahrzehnte später erfolgte die Heiligsprechung Isidors, ein Ereignis, das in Madrid zu großen Volksfesten Anlaß gab. Bei dieser Gelegenheit erntete Lope den glänzendsten Lohn für seine Verdienste um den Schutzpatron von Madrid, indem er nicht nur bei den großen poetischen Wettkämpfen als Preisrichter „das Fest aufs schmackhafteste würzte" durch launige possenhafte Gedichte, die er einer komischen Figur, „Meister Burguillos" genannt, in den Mund legte, sondern auch mit zwei Schauspielen, die auf beweglichen Gerüsten öffentlich vor Hof und Volk dargestellt wurden, den Hauptpreis erlangte. Die Festbeschreibung mit den Preisgesängen und den bedeutend vermehrten Gedichten des angeblichen Burguillos bildete dann den Schlußakt der Isidorpoesie. Von der „Schönheit der Angelika", einem Epos von 20 Gesängen in achtzeiliger Stanzenform, durch das Lope mit seinem Landsmann Barahona de Soto wetteifernd, Ariostos rasenden Roland nachahmen und ergänzen wollte, ist schon oben die Rede gewesen. Allein die geniale Dichtung des Italieners nahm eine zu hervorragende Stellung im Blumengarten der Poesie ein, als daß irgend eine Nachbildung oder irgend ein Seitenstück einen erheblichen Eindruck hätte machen können. Nicht viel glücklicher war Lope de Vega in der Rivalität mit Tasso durch sein großes Epos in zwanzig Büchern mit 22,000 Versen in Achtzeilen „Das eroberte Jerusalem" (Jerusalén conquistada), nicht ein Seiten- sondern ein Gegenstück zu der italienischen Dichtung, indem dasselbe den unglücklichen Versuch des Königs Richard Löwenherz besingt, die von Saladin eroberte heilige Stadt wieder zu gewinnen, mit vielen erdichteten Begebenheiten zu Ehren des spanischen Namens. Denn der englische Kreuzzugkönig wird verdunkelt durch den wetteifernden Helden Alfons VIII. von Kastilien, der niemals nach Palästina gezogen ist. Trotz der Anmut und Leichtigkeit in Sprache und Versbau und trotz einzelner glänzenden Schilderungen und Beschreibungen leidet das Gedicht an Breite der Erzählung, an einer Überfülle von Episoden, durch welche die Einheit des Plans gestört wird, und an epischen Dichtungen ohne fortschreitende Handlung. Es war keine ganz ungerechte Strafe, wenn der Dichter Gongora in einem witzigen Sonett dem Verfasser den Rat gibt, sein Werk auszustreichen, damit nicht Jerusalem zu dem Unglück, unter dem Joch der Türken zu schmachten, auch noch das Übel erleiden müsse, von ihm besungen zu sein. Dafür hatte der Erfinder des Estilo culto und seine ganze Schule durch Lope unter der Geißel der Satire lange zu leiden. — Den giftigen Neid und Groll des Spaniers und Katholiken auf das ketzerische England atmet ein andres episches Gedicht Lopes: die „Dracontea" oder das

Die Isidorpoesie.

Die Schönheit der Angelika.

Jerusalén conquistada.

Die Dracontea.

O Eitelkeit des wißbegier'gen Strebens. —
Herr! laß nun auf dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.

Doch, angenagelt kannst so viel du lehren?
Ja; denn du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
O Christus, ew'ge Weisheit, Buch des Lebens!
Diepenbrock.

„Drachenlied", zehn Gesänge in Achtzeilen zur Verunglimpfung des Flottenführers Franz Drake, der nach einem Leben voll Abenteuer und Piraterie als englischer Seeheld zur Vernichtung der spanischen Armada das meiste beigetragen. Die Dracontea beginnt mit den Gebeten der als schöne Frau auftretenden Christenheit, welche für Spanien, Italien und Amerika im Himmel Gott flehentlich bittet, sie alle gegen jenen „protestantischen schottischen Seeräuber" zu beschützen. Sie endigt mit Freudenbezeugungen in Panama, weil der im ganzen Gedicht also genannte Drache von seinen eignen Leuten vergiftet umgekommen ist und schließt mit dem Dank der Christenheit, daß ihre Gebete erhört worden und daß „die blutrote babylonische Hure" (Königin Elisabeth) endlich überwunden ward. In demselben Geist religiöser Unduldsamkeit ist die „tragische Krone" gedichtet, ein aus fünf Büchern in Achtzeilen bestehendes Epos über das leidensvolle Schicksal der Märtyrerin Maria Stuart durch die englische „Jesabel", ein dem Papst Urban VIII. gewidmetes Werk, der den Dichter dafür zum Doktor der Theologie und zum Ritter des Johanniterordens ernannte. Auch ein komisches Heldengedicht „Der Katzenkrieg" (Gatomachia), in sechs Wälder oder Gesänge mit unregelmäßigen Versen geteilt, wurde von Lope de Vega unter der Burguillos-Verlarvung herausgegeben. Es beschreibt den Kampf zweier Kater um die Liebe einer Katze und wurde wegen der leichten Diktion und der lebendigen Beschreibungen ein Lieblingsbuch des spanischen Volks. Zu den epischen Gedichten des Verfassers kann auch ein prosaischer Roman mit eingestreuten Gedichten, Zwischengeschichten und Schauspielen gerechnet werden, der unter dem Namen „Der Pilger in seinem Vaterland" die Geschichte zweier Liebenden enthält, die nach vielen wunderbaren Schicksalen und Abenteuern, Gefangenschaft und Schiffbrüchen endlich zu Toledo vermählt werden.

Die tragische Krone. — Die Gatomachia. — Der Pilger.

Andre Gedichte. Neben den epischen Dichtungen hat Lope de Vega noch eine Menge andrer Erzeugnisse verschiedener Art verfaßt, bald religiöser Natur wie „Die Hirten von Bethlehem", ein Schäferroman in fünf Büchern mit eingestreuten Liedern, wie das „Geistliche Romanzenbuch" und die Sammlung „Geistliche Gedichte" mit religiösen Liedern, die zum Teil noch jetzt im Mund des Volks leben, bald mythologischen und vermischten Inhalts, wie „Philomena" und „Andromeda" aus dem antiken Mythenkreis; dahin gehört auch „Der Lorbeer des Apollo", ein der Reise zum Parnaß von Cervantes nachgebildetes weitschweifiges Lobgedicht in zehn Gesängen oder Silvas, worin über dreihundert spanische Dichter aufgeführt sind, die als Bewerber um den Lorbeerkranz vor dem auf dem Helikon thronenden Musengott erscheinen; ferner mehrere „Novellen", die jedoch denen des Cervantes nicht gleich kamen, und eine Menge lyrischer Gedichte aller Art, in denen seine Sprachgewandtheit, seine poetische Naturanlage und seine reiche Phantasie am meisten hervorleuchten. Seine leichten Gedichte in altkastilischem Geist sind voll Anmut und Lieblichkeit und übertreffen die Sonette, Kanzonen und die andern den Italienern nachgebildeten, auf den Geschmack der höheren Stände berechneten Gesänge an unmittelbarer Kraft und Wirkung.

Lope de Vega als dramatischer Dichter. Den größten Ruhm erntete Lope de Vega als dramatischer Dichter. Die Zahl der von ihm verfaßten Komödien betrug über 1500, wovon mehr als 300 im Druck erschienen sind. Wie viele Autos, Loas und Entremeses er geschrieben, ist unbekannt. Im Jahr 1609, als er schon den Höhepunkt der Dichtkunst erreicht, schrieb er ein kleines Lehrgedicht „Über die neue Kunst Schauspiele zu verfassen" in launigem scherzhaften Ton, worin er dem Vorwurf begegnet, daß er sich nicht an die Regeln der Alten halte. Nicht aus Unbekanntschaft mit den Vorschriften des Aristoteles handle er so, sondern weil in Spanien nun einmal

die Regellosigkeit so festen Fuß gefaßt habe, daß man an klassischen Stücken keinen Geschmack mehr finde, und er richte sich nach dem Willen des Publikums. Der Zweck der Komödie sei, „die Handlungen der Menschen nachzuahmen und die Sitten des jedesmaligen Jahrhunderts zu malen". So dürftig und oberflächlich auch die dramaturgischen Lehren sind, die im Verlauf des Schriftchens erteilt werden, und sowenig die darin aufgestellten Theorien ihm als Richtschnur dienten, wenn er mit angeborner Genialität aus der Fülle und Tiefe seiner poetischen Natur Werke von ursprünglicher Begeisterung und Kraft schuf, so geht doch daraus hervor, daß er mit richtigem Takt das Wesen und die Bedeutung der dramatischen Dichtung für seine Zeit und für das spanische Volk erkannt und erfaßt habe. Indem er von den sogenannten aristotelischen Einheitsgesetzen absah und auf dem Boden und den Elementen aufbaute, die er in der Tradition und Praxis vorfand, wurde er der eigentliche Begründer des spanischen Nationaltheaters. Bei ihm tritt das Drama auf als das poetische Abbild des Menschenlebens in seinen Höhen und Tiefen, seine Bühne sucht die größte Mannigfaltigkeit des Stoffes in sich aufzunehmen, eine umfassende Darstellung aller Lebensmomente zu geben und das große Weltgemälde in seiner ganzen Breite aufzurollen. Mit genialem Griff wußte Lope de Vega die Stoffe für seine dramatischen Werke aus allen Erscheinungen des Menschenlebens, aus Geschichte und Sage, aus den religiösen Glaubenskreisen, aus den gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnissen zu schöpfen und ihnen die mannigfaltigste Färbung und Abwechselung zu geben. In seinen Theaterstücken werden die Zuschauer durch alle Stimmungen und Eindrücke des Seelen- und Gemütslebens hindurchgeführt, von der Furcht und dem tragischen Schrecken des düstersten Trauerspiels bis zu der heitersten Komik der Posse und der burlesken Zwischenstücke. Wir werden aus der Zusammenstellung der verschiedenen Gattungen der Lopeschen Schauspiele ersehen, wie wenig die herkömmlichen Einteilungen seiner Theaterstücke die Grenzlinien und den Charakter der einzelnen Dramen feststellen. In seinen „Komödien" sind ernste und heitere Elemente, sind erschütternde und belustigende Szenen wie in der Wirklichkeit gemischt; neben typischen und stehenden Figuren geht eine scharfe Charakterzeichnung der handelnden Personen beider Geschlechter in allen Ständen einher; zwischen Königen und Heroen, zwischen mythologischen und allegorischen Gestalten bewegt sich ein reiches buntes Volksleben in der mannigfachsten Abwechselung. Lyrische Gesänge, Romanzen im altkastilischen Stil und zierliche Lieder und Gedichte in den metrischen Formen der neuen Kunstpoesie unterbrechen und beleben Dialog und Spiel und füllen die Gemüter mit gemischten Gefühlen. Und wenn sich auch hier und da in der Anlage und Durchführung die Eile kund gibt, mit welcher der Dichter die Gebilde seines Geistes hinzauberte, so zeugen doch alle von der genialen Naturanlage, die das weite Blumen- und Fruchtfeld lieblich und harmonisch zu bepflanzen verstand.

Wir haben früher gesehen, wie verschiedenartig die Elemente und Formen gewesen

Einteilung der Theaterstücke. sind, in denen sich das spanische Schauspiel bewegte. Diese Mannigfaltigkeit führte spätere Kritiker und Ästhetiker zu Versuchen, durch Einteilungen und Begrenzungen mehr Übersichtlichkeit und Ordnung in den Gattungen der dramatischen Poesie zu schaffen. Nach dem Vorgang von Bouterwek unterscheidet man gewöhnlich zwischen weltlichen und geistlichen Komödien und zerlegt dann wieder jene in „heroische“, in „historische“ und „mythologische“ und in die sogenannten „Mantel- und Degenstücke“, denen sich dann die „Figurierstücke“ als weitere Unterabteilung anschließen. Die geistlichen Komödien teilt man in „Lebensläufe der Heiligen“ und in „Fronleichnamsstücke“ (Autos sacramentales). Eine dritte Gattung bilden dann die „Vorspiele“ oder Empfehlungsstücke, Loas, und die gewöhnlich mit Tanz begleiteten „Zwischenspiele“, Entremeses. Dagegen sucht A. F. v. Schack in seiner Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien darzuthun, daß dieses Einteilungsverfahren sehr willkürlich sei, daß die verschiedenen Gattungen sehr häufig in einander überspielen und daß man demnach die Einteilungskreise weiter ziehen müsse. Zu dem Zweck stellt er vier Klassen

1. Komödien. auf: 1. Komödien, zu denen er alle Stücke in drei Akten oder Jornadas und in Versen rechnet, und die man, je nachdem das ernste oder das komische Element in denselben vorherrsche, als Trauerspiele oder Lustspiele bezeichnen könne. Denn in dem spanischen Schauspiel sind in der Regel beide Richtungen verbunden. Die komischen Motive dienen den tragischen zum erläuternden Gegenbild; erst aus dem Verein beider tritt die volle Wahrheit hervor, die in der Aufregung der Affekte und Leidenschaften nur einseitig zu Tage kommt. Als Hauptträger der scherzhaften Seite erscheint meist der „Gracioso“. Diese Komödien von gemischten Stimmungen und Elementen, in denen der vierfüßige Trochäus den Grundton bildet, bald im Romanzenvers mit Assonanz, bald in der vierzeiligen Redondillenstrophe und andern metrischen Formen, kann man insofern romantische nennen, als darin von der Einheit der Zeit und des Orts abgesehen ist und auch die Einheit der Handlung in einem weiteren Sinn gefaßt wird, als „Unterordnung aller Teile unter die Idee des Ganzen“. Manchmal ist eine Menge weit auseinander liegender Begebenheiten, Situationen und Motive nur lose verknüpft und in mehr novellistischer Weise aneinander gereiht. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese „Werke in dramatischer Form“ dem Inhalt nach sich in verschiedene Unterabteilungen bringen ließen, und so entstand denn die Klassifikation nach ihren charakteristischen Merkmalen. Es waren populäre und daher unbestimmte und schwankende Ausdrücke, um teils den szenischen Apparat, mit dem die Komödien aufgeführt wurden, teils ziemlich vag die Natur des Stoffes, den diese behandelten, zu

Mantel- und Degenstücke. bezeichnen. So wurden als „Mantel- und Degenstücke“ (Comedias de capa y espada) solche Schauspiele bezeichnet, „welche Privatgeschichten aus dem Leben der Gegenwart darstellten und in welchen die Hauptpersonen keinen höhern Rang als den von Kavalieren und Edelleuten hatten, daher auch keines andern Kostüms als des damals in Spanien üblichen bedurften“. Insofern in vielen Stücken dieser Gattung die Intrige herrscht, hat man ihnen auch die nicht immer zutreffende Benennung von „Intrigenstücken“ gegeben. Im Gegensatz zu den erwähnten heißen diejenigen Komödien, deren Handlung aus den Kreisen des Privatlebens heraustrat, zu deren Personal Fürsten und Könige gehörten und die bei der Darstellung einen größeren Aufwand von Kostüm, Maschinerie und Dekoration erforderten, Comedias de teatro, de

Historische, mythologische und andre Stücke. ruido oder de cuerpo. Hierher gehörten die historischen Schauspiele, die geistlichen mit Wundererscheinungen, die mythologischen, die aus den Sagenkreisen des Mittelalters entlehnten, die phantastischen, auf einen fernen Schauplatz verlegten und mit wunderbaren Begebenheiten erfüllten u. s. w. Zu den Komödien dürfen auch die „Burlesca“

Burlesca und Fiesta. und die „Fiesta“ gerechnet werden. Jene behandeln mehrenteils ernsthafte und pathe-

tische Süjets in parodischer Weise, in einer mit Sprichwörtern, Anspielungen, Wortspielen und Redensarten des niedrigsten Pöbels angefüllten Sprache, wo denn alles Großartige und Rührende durch den Gegensatz lächerlich wird. Mit dem Namen „Fiesta" bezeichnete man solche Schauspiele, die bestimmt waren, bei feierlichen Gelegenheiten am Hofe aufgeführt zu werden. Da in diesen mit Musik, Theaterpracht und Zauberwesen verbundenen Stücken häufig die alte Mythologie ausgebeutet ward, so hat man sie öfters als „mythologische Festspiele" bezeichnet; aber ebenso häufig mußten die Sagenkreise des Mittelalters, die Ritterromane, die italienischen Heldengedichte den Stoff hergeben. Comedias de figuron nannte man solche Schauspiele, die eine im Karikaturstil gezeichnete Figur zum Mittelpunkt haben und in ihr irgend ein Laster oder eine lächerliche Gewohnheit geißeln. Comedias de figuron.

Eine weitere Gattung bilden 2. die Autos, d. h. Akte, geistliche Schauspiele zur Verherrlichung kirchlicher Feste, meistens mit allegorischen Darstellungen. Sie waren entweder zur Erhöhung der Pracht des Fronleichnamstages bestimmt, Autos sacramentales, mit Beziehung auf den Gegenstand des Festes, oder zur Feier der Geburt Christi an Weihnachten (Autos al nascimiento), wobei die Anbetung der Hirten in erster Linie stand. Sie wurden häufig im Freien auf kleinen Schaugerüsten oder in Kirchen und Sakristeien aufgeführt. Die Autos waren Reste der Moralitäten des Mittelalters. 2. Autos.

3. Die Loas (Lobgedichte) sind kleine Vorspiele oder Empfehlungsstücke, welche den Vorstellungen der Comedias und Autos vorhergingen, bald als Monologe, bald als kleine Dramen. Oft wurden diese Prologe, die mit dem darauf folgenden Schauspiel nur in loser Relation stehen, von dem Schauspieldirektor beigefügt. 3. Loas.

4. Entremeses oder Zwischenspiele „sind kleine burleske Dramen, die bei den Komödien zwischen den Jornadas, bei den Autos zwischen der Loa und dem eigentlichen Auto gespielt wurden. Ihr Stoff ist, mit seltenen Ausnahmen, dem Leben und Treiben der unteren Volksklassen entnommen, aus dem sie irgend eine komische Situation, eine lustige Begebenheit, einen possierlichen Schwank vorführen. Sie geben die Wirklichkeit ganz ungeschminkt und ohne poetische Idealisierung wieder". Bald in Prosa bald in Versen geschrieben dienen sie dem Dichter, die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen aufs launigste und mit echter Komik zu geißeln. 4. Entremeses.

Daß Lope de Vega ein genialer Dichter war, darüber sind alle Kritiker und Ästhetiker einig. „Ihm hatte die Natur nicht allein jene vollkommenste Harmonie aller Seelenkräfte verliehen," urteilt Schack, „aus welcher die Kunst als die schönste Blüte des Menschengeistes hervorgeht, er war nicht allein mit allen den Gaben ausgerüstet, die dem großen lyrischen und epischen Dichter ebenso notwendig sind, wie dem dramatischen, mit Fülle und Beweglichkeit des Geistes, mit tiefer Anschauung der Natur und des Lebens, mit Glut und Erregbarkeit der Empfindung, mit Schwung der Phantasie und des Gedankens, sondern er besaß zugleich im höchsten Grad alle Eigenschaften, welche vorzüglich zum Dramatiker befähigen, die tiefste Kenntnis der Menschen und ihrer Charaktere, den schärfsten Sinn für Erfassung der Leidenschaften, ihrer Ursachen und Wirkungen und im Verein mit einer unerschöpflichen Phantasie und Erfindungsgabe die feinste Verstandesreflexion und jenen ruhig überschauenden Blick, der zur Anordnung und Führung eines dramatischen Planes nötig ist." Auch seine Virtuosität in Behandlung der Sprache und des Versbaues ist allgemein anerkannt. Er hat alle Modulationen, Lopes dramaturgische Eigenschaften.

die im Gebiet des Sprachvermögens liegen, in seiner Gewalt und weiß ebenso den innigen, zum Herzen sprechenden Ton der unmittelbaren Empfindung zu treffen, als die Erzählungen und ausmalenden Schilderungen in ein prachtvolles Gewand zu kleiden, den beflügelten Witz auf dem Wellenspiel der Rede zu schaukeln und dem hinströmenden Erguß der Leidenschaft Worte zu leihen. Daß er hier und da allzu reich ist an Metaphern und künstlichen Wendungen, an Gleichnissen und Bildern, daß er gern mit nutzloser Gelehrsamkeit prunkt, lag zum Teil in der Natur des Volks und in der Sitte der Zeit. Einen großen Teil seines Erfolgs verdankt Lope de Vega der leichten gewandten Versifikation voll Abwechselung. Kein Versmaß, das sich nur irgendwie mit der Sprache vertrug, ist ihm entgangen; er bediente sich ebenso gern der altkastilischen Romanzenmaße als der italienischen Kunstformen. Weniger tief und mannigfaltig erscheint der Dichter oft in der Charakterzeichnung. In den meisten seiner Intrigenstücke begegnet man denselben stehenden Figuren mit gleichen oder ähnlichen Eigenschaften und Rollen; in den geistlichen und heroischen Schauspielen treten allegorische oder mythologische Begriffswesen als Gattungen oder als Träger bestimmter geistiger Potenzen auf. Doch trifft dieser Vorwurf nicht allenthalben zu. In sehr vielen Stücken entfaltet Lope auch ein eminentes Talent zur Charakteristik, eine tiefe Menschenkenntnis und einen seltenen Scharfblick in Erfassung der Leidenschaften, ihrer Gründe und Folgen. Er weiß die verborgensten Falten der Seele auseinander zu legen, uns in alle Tiefen des menschlichen Herzens zu führen, alle seine Sympathien und Antipathien zu enthüllen, jede Stimmung und jeden Gemütszustand aufs überzeugendste zu schildern, und zwar so, daß alle einzelnen Züge zu einem geschlossenen Bild zusammentreten und die lebendigste, markierteste Individualität darstellen. Wenn in den Charakteren häufig ein unerwarteter, wenig motivierter Wechsel in Gemütsstimmung und Gesinnung eintritt, so mag dies in dem raschen beweglichen Seelenleben des Spaniers seine Entschuldigung und seinen Grund haben. Mit besonderer Vorliebe hat Lope sich der Schilderung des weiblichen Geschlechts zugewandt. „Niemand hat vielleicht mit mehr Innigkeit, Seele und Wahrheit die Glut der Neigung, die Standhaftigkeit und die Energie geschildert, deren ein liebendes Weib fähig ist; niemand mit gleicher Feinheit die Labyrinthe des Frauenherzens entwirrt und alle Pfade verfolgt, welche die Liebe in ihm wandert, von der ersten schüchternen Regung des Gefühls bis zur aufopferndsten Hingebung und zum höchsten Feuer der Leidenschaft; aber auch die Verirrungen, auf die das Weib geraten, die Tücken und Verräterstreiche, die es ausüben kann, hat er sich nicht gescheut, mit lebhaftem Pinsel bis ins einzelnste hinein auszumalen.“ Am meisten Bewunderung haben schon die Zeitgenossen der Kunst und dem Geschick Lopes in der Zeichnung der unteren Volksklassen gezollt. Niemand weiß getreuer und anziehender Bauern, Landleute, Hirten darzustellen, und er unterläßt keine Gelegenheit, Volksszenen aus Stadt und Land anzubringen. Reizend sind die ländlichen Feste und Spiele mit eingewebten Liedern aus

der Volkspoesie, die Darstellung des beweglichen südländischen Volkslebens, wie wir es auch bei Cervantes kennen gelernt. Zu den hervorragendsten Eigenschaften Lopes gehört ferner seine Gabe der Erfindung, „die Fähigkeit, aus der Entwickelung der Charaktere und deren Zusammenstellung, aus den Beziehungen zwischen den handelnden Personen und den äußeren Verhältnissen mannigfaltige Begebenheiten und Schicksale, Wendungen und Katastrophen abzuleiten". Daß aber dabei eine gewisse Routine, Einförmigkeiten und Wiederholungen sich einstellten, war bei der überreichen Produktivität nicht zu vermeiden. Namentlich geht in sehr vielen Stücken neben der Hauptgeschichte eine Nebenintrige her, durch welche jene gewissermaßen parodiert wird; und daß in Lopes scherzhaften Personen gewisse stehende komische Figuren stets wiederkehren, wurde schon erwähnt.

Eine große Zahl der Komödien Lope de Vegas führt Gemälde aus der spanischen Geschichte und Sage vor. Alle Nationalhelden, welche die spanischen Romanzen und Volkslieder verherrlichten, vom alten Gotenkönig Wamba, vom Verrat des Grafen Julian und dem tragischen Untergang Rodrigos bis zum Grafen Fernando Gonzalez, dem ersten König von Kastilien, bis zu den Kämpfen unter den „Zinnen von Toro", worin der Cid die Hauptrolle spielt, bis zu Bernardo del Carpio, den Kindern von Lara im „Bastard Mudarra", sie alle werden von dem für den Ruhm und die Ehre seines Vaterlands begeisterten Dichter mit ihren Kämpfen um Liebe und Ehre in dramatischen Stücken vorgeführt; alle die großen Ereignisse der spanischen Geschichte, der Bruderkrieg zwischen Peter dem Grausamen und Heinrich von Trastamara, die Verherrlichung der Jungfrauen von Simancas, die ihre Vaterstadt von einem schimpflichen Tribut an die Ungläubigen befreit haben sollen, der Sturz des Alvaro de Luna, das tragische Geschick des Prinzen von Viana, die Verlobung Ferdinands und Isabellas, der Maurenkrieg von Santa Fé, die Entdeckung der Neuen Welt durch Kolumbus, „der große Feldherr" u. a. m. liefern ergiebige Stoffe für dramatische Darstellungen, in denen die Ereignisse lebendiger und anschaulicher behandelt sind als in den alten Chroniken. Auch das allbekannte Stück „Der Stern von Sevilla", eine Verherrlichung spanischer Loyalität, die Carbonera, die unter Köhlern verborgene Schwester Peters des Grausamen, la Niña de Plata u. a. stehen auf dem Boden der nationalen Geschichte, wenn auch mit romantischen Zügen aus Sage und Dichtung ausgeschmückt. Neben der spanischen Geschichte schöpfte Lope auch aus den Annalen andrer Völker Stoffe für historische Stücke, so aus der portugiesischen: „Der vollkommene Fürst" (König Johann II.) u. a. m.; aus der römischen: „Das brennende Rom" (Nero mit den Zügen eines spanischen Ritters); aus der italienischen Geschichte: „Die Strafe ohne Rache", die in Lord Byrons Parisina behandelte tragische Liebesgeschichte der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefsohn, und die Königin Johanna von Neapel; aus der deutschen Geschichte: „Ottokar von Böhmen"; aus der russischen: „Der Großfürst von Moskau", die entstellte Geschichte des falschen Demetrius. Alle der Fremde entlehnten Stücke tragen übrigens spanisches Gepräge aus des Dichters Zeit an sich. Von geringerem Interesse sind die mythologischen Schauspiele Lopes, meistens Festspiele, wobei es mehr auf die Pracht der Aufführung ankam als auf den Inhalt der Dichtung („Perseus", „Das Labyrinth von Kreta", „Adonis und Venus" u. a.). Von ähnlicher Art ist eine Reihe von Schauspielen, deren Inhalt den Sagenkreisen des Mittelalters entnommen ist, wie mehrere dramatisierte Erzählungen, die von Karl dem Großen und seinen Paladinen, besonders Roland, handeln, wie

Dramatische Werke. Geschichtliche Stücke.

Mythologische und romantische Schauspiele.

„Die schöne Magelone" und einige Episoden aus Ariosto. „Die Herzogin von Amalfi", die „Castelrines und Monteses", „La Quinta die Florencia" u. a. stammen aus den italienischen Novellen des Bandello, woher auch Shakespeare für Romeo und Julie und andre englische Dichter ihre Stoffe geschöpft haben. Eine Anzahl von Stücken können als „dramatische Novellen" bezeichnet werden. Schauspiele, in denen die Szenen nur locker und ohne eigentlich dramatischen Plan aneinander gereiht sind, und die ferner durch Anhäufung romanhafter und wunderbarer Ereignisse den Eindruck des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen bezwecken. Sie spielen meistens in fremden und unbekannten Ländern, bewegen sich auf einem vagen geographischen und historischen Boden und scheinen Ritterromanen entnommen zu sein. Dahin gehört „Der neue Pythagoras", die Ausgeburt einer ungezähmten Einbildungskraft; „La Octava maravilla", wo der Schauplatz zwischen Bengalen, den Kanarischen Inseln und Spanien wechselt; „La donzella Teodor", eine gelehrte und gebildete Jungfrau als Sklavin; „El Animal de Ungria", eine verstoßene ungarische Königin, die, in Tierfelle gehüllt, die Kinder ihres treulosen Gemahls raubt, u. a. m. Kunstvoller ist das Drama „La fuerza lastimosa", dessen Grundidee die bekannte Romanze vom Grafen Alarcos bildet; „Don Lope de Cardona", wunderliche Schicksale, Liebesabenteuer und Erlebnisse eines spanischen Ritters; „Die schöne Alfreda"; „Die verfolgte Laura" u. a. m. Zu den berühmtesten Stücken dieser Gattung gehört „Die Sklavin ihres Geliebten", ein Drama von hoher Schönheit, in dessen Mittelpunkt die Gestalt eines großherzigen, sich für den Geliebten aufopfernden Weibes steht.

Dramatische Novellen.

Mantel- und Degenstücke.

Die reichste Phantasie und das größte dramatische Talent entfaltet Lope de Vega in denjenigen Schauspielen, die man gewöhnlich als Intrigen- oder Charakterstücke oder nach der malerischen Volkstracht der handelnden Personen als „Mantel- und Degenstücke" bezeichnet, die aber Schack unter dem allgemeinen Namen „Lustspiele" zusammenfaßt, sofern man darunter nicht Possen, sondern heitere Lebensbilder versteht, welche die menschliche Natur in den mannigfachsten Verwickelungen und Verkettungen abspiegeln, das gesellschaftliche Zusammenleben in den Wechselverhältnissen der Leidenschaften und Begierden, der Launen und Stimmungen, der Liebe und Galanterie darstellen. Die meisten dieser „Lustspiele" sind ausgezeichnet durch Reichtum in Erfindung, durch Anmut und Leichtigkeit der Diktion in allen Stufenleitern der Konversation, durch die feinste Analyse des menschlichen Herzens und seiner Gefühle, durch spannende Anlage im witzigen oder ernsthaften Spiel der Intrigen. Diese Kinder der poetischen Produktionskraft, rasch erzeugt und ausgebildet, enthalten eine reiche Ausstellung der verschiedenartigsten Gemälde aus der Welt der Wirklichkeit und der Dichtung, meistens in heiterer Laune, voll Witz und Scherz, mitunter auch in ernsteren Situationen. Liebesverhältnisse und Galanterie, nicht selten voll Mutwillen, Schlüpfrigkeit und leichtfertiger Moral, nehmen einen breiten Raum ein, und der Gracioso oder die lustige Person ist eine unentbehrliche Figur. Die Zahl der Stücke aus dieser Gattung, wovon manche an Plautus und Terenz erinnern, beträgt über hundert, und viele davon dienten andern Dichtern als Vorbild oder Quelle. Zu den bekanntesten und beliebtesten derselben gehören „Die Witwe von Valenzia", eine Fundgrube heiterer Scherze und komischer Situationen zwischen einer jungen Witwe und ihren Freiern; „Der Stahl von Madrid", worin das neuentdeckte Heilmittel als Schlüssel zu Liebesintrigen verwendet wird, ein Stück voll Leben und Heiterkeit, von dem man einige Züge in Molières „Arzt wider Willen" findet; „Die St. Johannis-Nacht" (La noche de San Juan en Madrid) aus der späteren Zeit des Dichters. Dieses treffliche Schauspiel, das die Verwickelungen einer Doppelliebe zur Grundlage hat und viele Anspielungen auf hohe Personen und auf Volkssitten enthält, wurde vom Herzog von

Olivarez für ein prachtvolles Fest bestellt, welches er dem König Philipp IV. in der Johannisnacht 1631 in einem der Gärten Madrids gab, und vor dem ganzen Hof aufgeführt. „Die größte Unmöglichkeit", ein Weib zu hüten, gibt die Intrigen zu einem andern reizenden Stück, das in Neapel spielt. „Die Thörin für andre und Weise für sich selbst" handelt von einer Fürstin von Urbino, die sich einfältig und thöricht stellt und sich dadurch die väterliche Herrschaft und die Hand ihres Geliebten erwirbt, ein Lustspiel voll ergötzlicher Szenen. Im „Sohn des guten Leumunds", einem Stück voll Liebesintrigen, will man in dem Hauptthelden Züge aus Lopes eignem Leben erkennen. Manche Lustspiele bewegen sich ganz im Volksleben, wie „Die Wasserschöpferin"; „Der Weise zu Hause" (El cuerdo en su casa); „Die Gefangenen in Algier" mit ergreifenden Szenen, die dem Cervantes entlehnt waren. Die Schäferspiele „La pastoral de Iacinto" und „La Arcadia", ein reizendes Naturgemälde, gehören der Jugendzeit des Dichters an.

Um die Geistlichkeit zu beruhigen, die an den weltlichen Schauspielen mit ihren Liebesgeschichten und lockeren Sitten oft Anstoß nahm und ab und zu sogar Verbote gegen theatralische Vorstellungen auswirkte, verfaßte Lope de Vega eine Anzahl geistlicher oder religiöser Stücke, die nach alter Sitte an den Kirchenfesten zur Aufführung kamen. Mehr zur Befriedigung der Schaulust des Volks bestimmt, sind sie schwach an poetischem Inhalt und dichterischer Anlage. Viele der dramatisierten Lebensgeschichten der Heiligen bieten gar keine Einheit der Handlung dar, und die Verwilderung der Komposition erreicht in der bunten Vermischung verschiedenartiger Elemente, des Religiösen und Profanen, des Buchstäblichen und Allegorischen, des Ernsten und Burlesken den äußersten Grad. Spitzfindige theologische und scholastische Diskussionen stellen sich dicht neben profane Liebesszenen; Engel und Teufel, das Christkind und die Jungfrau Maria, Heilige und symbolische Figuren treiben sich neben Königen, Bauern, Studenten und Spaßmachern auf den Brettern umher. Geistliche Schauspiele.

Verschieden von diesen geistlichen Schauspielen sind die Opferdarstellungen, die Autos sacramentales, die an den Fronleichnamsfesten auf den Straßen aufgeführt wurden, Schauspiele mit allegorischen Figuren zur Erbauung des Volks. Wir wissen, daß solche Aufführungen von jeher in Spanien üblich gewesen und einen wesentlichen Bestandteil der Festtage bildeten. Auch diesen zur Verherrlichung der Transsubstantiation bestimmten Stücken, die kaum in das Gebiet der dramatischen Kunst zu zählen sind, wußte Lope de Vega eine höhere poetische Bedeutung zu geben. In seinen Autos begegnen wir einer Fülle von echt allegorischen Gestalten, die nicht bloß Repräsentanten von Begriffen sind, sondern gleichsam wieder zu Individualitäten werden und uns für ihr Sein und Handeln, ihr Denken und Wollen aufs lebhafteste interessieren, und die Metaphysik wird, ohne sich selbständig und auf Kosten der Poesie geltend zu machen, durch die Handlung selbst zu poetischer Intuition gebracht. In den allegorischen Figuren der Lopeschen Autos sind bald menschliche Verhältnisse, Seelenzustände, Tugenden und Laster personifiziert, bald die Eigenschaften Gottes, bald die Symbole der Kirche, bald die Elemente, die Naturprodukte, die Länder und Völker der Erde, die verschiedenen Religionen u. s. w. In der „Reise der Seele" tritt die Seele als weißgekleidete Jungfrau auf, die Erinnerung als rüstiger, wohlgebildeter Jüngling, der Wille in bäurischer Tracht, der Teufel als Schiffsherr, die Leidenschaften und Begierden als Matrosen. In den „aventuras del Hombre" wird das Geschick des Menschengeschlechts vom Sündenfall bis zur Erlösung, in dem Auto „Die Brücke der Welt" die beseligende Macht der göttlichen Liebe gegenüber dem Leviathan, dem Fürsten der Finsternis, sinnbildlich dargestellt. Autos.

Von den Loas und Entremeses, den kleinen Vor- und Zwischenspielen, von Loas und Entremeses.

denen gleichfalls eine nicht unbeträchtliche Zahl sich erhalten hat, ist früher die Rede gewesen. Scherzhafte Szenen aus dem gewöhnlichen Leben, mitunter auch Parodien auf Romane, wie „Melisendra" oder kleine dramatische Possenspiele, wie das durch Holcroft auch auf die englische Bühne gebrachte Stückchen „Der getäuschte Vater" (der die verkleidete Tochter ihrem Liebhaber zuführt, von dem er sie sorgfältig abgeschlossen zu haben meint), liefern diese kleinen Piessen eine Fülle von Witz, Humor und komischen Situationen. Wie die geistlichen Schauspiele und die Autos an die mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten sich anschließen, so diese Vor- und Zwischenspiele an das alte Volksschauspiel mit seiner Derbheit und mutwilligen Ausgelassenheit.

Dramatische Dichter neben Lope. Durch Lope de Vega wurde Madrid, seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Hauptstadt Spaniens, der Mittelpunkt der Theaterdichtung und des Schauspielwesens, der Sammelplatz der dramatischen Dichter der ganzen Halbinsel. Auch Geistliche folgten dem Zug der Zeit zur Theaterdichtung, unter ihnen ein jüngerer Zeitgenosse und Rivale von Lope, Gabriel Tellez, bekannt und berühmt unter dem Namen Tirso de Molina, ein höchst begabter Dichter von reicher Phantasie und Erfindungskraft und von großer Gewandtheit in Diktion und Versbau, dessen „Lustspiele" zu den reizendsten gehören, die je gedichtet worden. Durch die Kühnheit seiner Satire und durch seine mutwillige Laune gab er manchmal Anstoß, so daß im Beichtstuhl und bei der Inquisition gegen seine Stücke gearbeitet wurde. „Wie Bienen durch Rosenbüsche, schwärmt er durch die Blumengärten der üppigsten Dichtung," urteilt von Schack; „er hat zwar Stacheln wie sie, aber auch ihren Honig. Er schont weder die Mächte des Himmels noch der Erde, aber alle Wunden, die er schlägt, heilt der süße Balsam der Poesie. Die Kühnheit seiner Ausfälle auf die Großen der Erde, auf Hof und Hofleute, auf Geistliche und Mönche ist einzig in der spanischen Litteratur; aber über dem Ganzen weht der Anhauch einer gutmütigen Ironie." In der Darstellung ausschweifender Liebesintrigen, die oft auf den verfänglichsten Wegen wandeln, überschreitet Molina nicht selten die Schranken der Sitte und des Anstandes. Und dabei gehörte der Verfasser einem strengen Mönchsorden an! In dem berühmten Stück „Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast" wird zum erstenmal die Don Juan-Sage vorgeführt und hat seitdem, besonders in der Bearbeitung von Zamora, ihren Weg über Italien nach Frankreich und nach allen Ländern Europas gefunden. Das beliebteste Stück von Tirso war in Spanien „Don Gil mit den grünen Hosen", eines der gelungensten Intrigenstücke der spanischen Bühne. „Der Blöde im Palast" lehnt sich an die Geschichte des portugiesischen Regenten Dom Pedro an (IX, 406 f.). „Das Landmädchen der Sagra" enthält reizende idyllische Szenen. In der farbenreichen historischen Trilogie „Die Thaten der Pizarros" bilden die Schicksale und Abenteuer der Eroberer von Peru den Inhalt. Übrigens „liegt das hervorragende Verdienst von Tirsos Dramen nicht in der Künstlichkeit des Plans, in der Ökonomie der Einheit des Ganzen, sondern in der Mannigfaltigkeit und dem Reiz der Situationen, in der Frische und Lebendigkeit, der Charakteristik, in dem Farbenschmelz der Bilder, in der Fülle der Witzes und in dem poetischen Glanz der Diktion". Auch der Geistliche Mira de Mescua, in seinen jüngeren Jahren neben den beiden Argensola ein Genosse des kunstliebenden Grafen Lemos, Vizekönigs von Neapel, wo er die Stelle eines Domherrn bekleidete, bereicherte später die Bühne von Madrid mit geistlichen und weltlichen Schauspielen, die vielfach benutzt und nachgeahmt wurden. Ein andrer Ordensgenosse des Cervantes und Lope, Joseph de Valdivielso, war gleichfalls ein Mitstreiter auf dramatischem Gebiet, meistens in geistlichen Stücken. Aus allen Ständen gingen damals dramatische Dichter hervor; denn die Muse brachte fast ebensoviel Ehre und Ruhm als das Schwert.

Tirso de Molina. Mescua. Alarcon. † 1639. Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, aus einem nach Neuspanien ausgewander-

ten Zweig dieser angesehenen Familie stammend und in Madrid als hoher Beamter und Edelmann sich in den vornehmsten Kreisen bewegend, hat viele durch Gediegenheit des Inhalts wie durch Trefflichkeit der Anlage und Diktion hervorragende Schauspiele verfaßt, die zwar vom Volk wenig beachtet, aber von andern vielfach benutzt wurden. „Während die andern Dichter,“ sagt Prölß, „ihre Konflikte meist aus Motiven entwickelten, welche auf bestimmten konventionellen Begriffen beruhen, handelt es sich bei ihm meist um solche, welche ganz unmittelbar aus der sittlichen Natur des Menschen entspringen. Er legte das Hauptgewicht auf die Wahrheit der Charakterentwickelung, auf die Kraft der dramatischen Motivierung und auf die ethische Weltanschauung.“ Er schöpfte meistens aus der nationalen Geschichte und Sage, die er mit romantischem Schwung behandelte: „Der Weber von Segovia“ in zwei Teilen, ein spanischer Räuber Moor; „Die verdächtige Wahrheit“, das Vorbild zu Corneilles „Lügner“. Das treffliche Stück „Wie man Freunde erwirbt“ (Ganor amigos) führt dem Zuschauer die unruhige und bewegte Zeit Pedros des Strengen vor Augen; „Grausamkeit für die Ehre“, eine Sage aus der aragonischen Geschichte.

Alle diese Dichter, denen wir noch eine große Zahl andrer beifügen könnten, gehörten der Schule Lope de Vegas an und folgten mit mehr oder minder Originalität und Talent den von jenem großen Meister aufgestellten Vorbildern und Beispielen. Durch ihre vereinte Thätigkeit erlangte in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten des siebzehnten Jahrhunderts das Schauspielwesen und die dramatische Poesie in Spanien eine Bedeutung, Verbreitung und Vollendung, wie wohl kaum bei irgend einem andern Volk oder zu irgend einer andern Zeit. Nicht nur in den größeren Städten wurden die Theater erweitert und vermehrt, auch in kleineren Orten wurden die notwendigen Gebäude, Apparate und Garderoben zu dramatischen Vorstellungen hergerichtet und selbst auf dem Lande in den Dörfern zogen wandernde Schauspielertruppen umher, die zwar nicht im besten Ruf standen, aber durch ihr Spiel und durch den Reichtum ihres Repertoire die Menge ergötzten. Die Vorstellung geschah meistens am Tage, und mit Bühne und Dekoration nahm man es nicht genau. Dem spanischen Volk ging kein Vergnügen über die Komödie. Die Kirche begünstigte oder duldete doch diese Volksbelustigung, weil die Theater meistens mit Hospitälern und andern Wohlthätigkeitsanstalten verbunden waren und somit die unter geistlicher Verwaltung stehenden Einkünfte zu frommen Zwecken vermehrten. Wir haben ja gesehen, mit welchem Eifer und Erfolg viele Kleriker selbst an der Theaterdichtung teilnahmen. Am Hof Philipps II. nahm man freilich Anstoß an den vielen unsittlichen und schlüpfrigen Situationen, an der moralischen Schlaffheit, die in so vielen Stücken dem Volk vor Augen geführt wurden und allgemeines Wohlgefallen fanden; die Inquisition und die hohe Geistlichkeit blickten mit Besorgnis und Ängstlichkeit auf die verderblichen Beispiele und Vorbilder, welche die Volksschauspiele auf die Bretter brachten. So ergingen denn wiederholt Verbote oder beschränkende Verordnungen gegen die Theater; die Stücke wurden zensiert und teilweise untersagt, manche gänzlich der Aufführung entzogen. Aber alle diese Maßregeln waren nicht vermögend, die spanische Schauspiellust, die im

Die spanische Bühne.

ganzen Nationalleben Wurzel und Boden gefaßt hatte, zu unterdrücken. Nach dem Tod Philipps II. kamen wieder mildere und nachsichtigere Zeiten; und wenn auch die Inquisition fortwährend das Theaterwesen unter ihrer Obhut und Zucht hielt und der Ausgelassenheit oder Keckheit Schranken setzte: solange der spanische Volksgeist noch nicht ganz geknickt war, gehörten Schauspiele und öffentliche Darstellungen zu den liebsten Belustigungen, zu den wesentlichsten und heitersten Bestandteilen der Volksfeste, zu dem gesamten öffentlichen, lauten und beweglichen Volksleben, zu einem der bedeutsamsten Elemente nationaler Lebensgestaltung, des Herkommens und der Tradition. Noch weniger vermochte der ästhetische und dramaturgische Einspruch und Widerstand den Lauf und die Herrschaft der Volksschauspiele aufzuhalten. Wir wissen, wie sehr die klassische Dichtkunst, sowohl die des Altertums als die der Italiener, den Strom der eingebornen und überlieferten Poesie in der Pyrenäischen Halbinsel zu hemmen und abzulenken suchte und wie mancher Bach eigentümlichen Dichtergeistes versiegte: es konnte nicht fehlen, daß dieser Kunstformalismus auch auf das dramatische Feld einzudringen, auch hier die naturwüchsigen Pflanzen und wilden Blumen der Volksromantik zu vertilgen suchte, um für die regelrechte Tragödie und Komödie Boden zu gewinnen und dem Überspringen der Formen, der dramaturgischen Ungebundenheit ein Ziel zu setzen. Es fiel den Verehrern des Klassizismus, einem Artieda, Cristoval de Mesa, einem Villegas, Argensola und Suarez de Figueron nicht so gar schwer, ihre kritischen und satirischen Hebel in die Lücken und schadhaften Stellen der spanischen Bühnendichtung einzusetzen, das handwerksmäßige Verfahren, die überflutende Fabrikthätigkeit der dramatischen Dichter, ihre geographischen und historischen Irrgärten zu verspotten, die aus tragischen und komischen Elementen, aus Leuten aller Stände, aus Pathetischem und Skurrilem gemischte Bühnenwelt als eine Verirrung der Kunst, als genialische oder phantastische Regellosigkeit darzustellen und an der Hand des Aristoteles auf weise Begrenzung, Einteilung und Ordnung zu dringen. Natur und Gewohnheit waren mächtiger als alle Kunstdoktrin; die Komödie mit ihren stehenden Figuren, ihren Possenreißern, ihrem komischen Apparat von Verkleidungen und Verwechselungen, ihren stereotypen Helden und Liebhabern verschwand nie von der spanischen Bühne, und das Publikum blieb seiner Neigung für gemischte Eindrücke und Empfindungen, für den Wechsel von Ernst und Heiterkeit, von Furcht und Lachen nach wie vor getreu und erbaute und amüsierte sich zugleich an der Mystik und Allegorie der Altarstücke.

3. Das spanische Theater auf der Höhe. Calderon.

Günstige Verhältnisse. Auf einem reichen Fruchtfeld baute der größte dramatische Dichter Spaniens, Calderon de la Barca, die unsterblichen Werke seines Genius auf. Seinem Talent kamen die Zeitumstände trefflich zu statten: ein dem Schauspielwesen in hohem Grad zugewandter König, Philipp IV., nebst seinem Hof, ein für thea-

tralische Aufführungen empfängliches und schwärmerisch eingenommenes Volk, das mit Verständnis und kritischem Urteil sich zu den Vorstellungen drängte, eine Fülle von Bühnendichtungen jeder Art, in denen alle Stoffe, alle Gattungen und Formen in entsprechender Weise behandelt waren, gewandte Schauspieler und eine Übung und Tradition in den Darstellungen, wie sie bei keiner andern Nation gefunden werden. Rechnet man dazu noch das neue prachtvolle Theatergebäude in Buen Retiro, wo ein auserwählter Zuschauerkreis um König und Hof geschart den mit dem größten Pomp verbundenen, durch alle verwandten Künste gehobenen Aufführungen beiwohnte, nicht zu gedenken der übrigen Schauspielhäuser, älterer wie neuerer, in Madrid und in den Landstädten, der zahllosen Wandertruppen, der theatralischen Spiele in den Palästen der Granden und auf der Straße; rechnet man noch ferner hinzu die Gunst, die Auszeichnung, den glänzenden Lohn, der dem Dichter zu teil ward, so wird man begreiflich finden, wie in einer Zeit, da die Größe und Machtstellung Spaniens bereits dem Untergang zuneigte, die dramatische Poesie den Höhepunkt ihrer Blüte zu erreichen vermochte, wie ein glänzender Sternenhimmel von poetischen Talenten in die beginnende Dämmerung hineinleuchten konnte. Die Gattungen wurden nicht wesentlich vermehrt; durch Lope de Vega und seine Schule waren alle Formen und Charaktere ausgebildet, waren alle Richtungen angebahnt, war für alle Bedürfnisse und Gelegenheiten vorgesehen worden, so daß die Dichter nur die betretenen Wege verfolgen, verbessern und verschönern durften, um das Schauspielwesen und die dramatische Kunst zur Vollendung zu führen; nur die „Comödias de Figuron", in denen eine als Zerrbild gehaltene lächerliche Figur, meistens ein eingebildeter und prahlerischer Narr, vorkam, nahmen einen größeren Raum ein, und die kleineren Zwischenspiele wurden mehr ausgedehnt und durch Mummereien und Gesänge erweitert („Saynetes").

Pedro Calderon de la Barca wurde am 17. Januar 1600 zu Madrid geboren, wo sein Vater Schriftführer am Schatzamt war. Wie Lope de Vega stammte auch Calderon aus einer alten Adelsfamilie, die ursprünglich im Thal Carriedo, unter den Gebirgen von Burgos, ansässig war. Nachdem er in einer Jesuitenschule den vorbereitenden Unterricht genossen, bezog er die Universität Salamanca, wo er der Rechtswissenschaft und andern Studien eifrig oblag, zugleich aber schon in den ersten Jünglingsjahren sich in der dramatischen Poesie versuchte. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt trat er als Mitbewerber in den poetischen Wettkämpfen auf, die sich an die Selig- und Heiligsprechung Isidors knüpften (S. 277), und erntete von dem Kampfrichter Lope de Vega Lob und Anerkennung. Aus Neigung für den Soldatenstand trat er in das Heer, machte die Feldzüge in Mailand (1625) und in den Niederlanden mit und sammelte Lebenserfahrungen, die seinen dichterischen Arbeiten zu statten kamen. Aus dem Feld rief ihn König Philipp IV. an den Hof zurück und übertrug ihm die Leitung und Anordnung der Festspiele und der theatralischen Auf-

Calderon. 1600—1681.

führungen im Palast von Buen Retiro. Diese Jahre widmete Calderon großenteils der Dichtkunst, mit solchem Erfolg, daß er schon in einem Alter von 32 Jahren als Dramatiker überall bekannt und berühmt war. Bald wurde er das Haupt der königlichen Bühnen; zur Belohnung seiner Verdienste ernannte ihn Philipp IV. zum Ritter von Santiago. Da geschah es im Jahr 1640, daß alle Ritterorden aufgeboten wurden, um einen in Katalonien ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. Auch Calderon meldete sich zur Teilnahme; um ihn zurückzuhalten übertrug ihm der König ein neues Schauspiel; allein der Dichter wußte beiden Pflichten zu genügen; durch das in großer Eile ausgearbeitete Drama „Kampf der Liebe und der Eifersucht“ befriedigte er den Monarchen und diente dann tapfer als Ordensritter in dem Feldzug, bis der Aufruhr gestillt war. Durch die Anordnung und Beschreibung der Festlichkeiten bei Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Anna Maria von Österreich im Jahr 1649 erwarb er sich die Hofgunst in noch höherem Grade. Er erhielt eine ansehnliche Leibrente und, da er einige Jahre nachher in den geistlichen Stand trat, die Stelle und die Einkünfte eines Ehrenkaplans des Königs und andre Pfründen. Wir haben früher gesehen, wie wenig die priesterlichen Pflichten der dichterischen Muse Abtrag thaten: wie Lope so verfaßte auch Calderon die meisten seiner Stücke während seines geistlichen Amts. Nicht nur, daß er für die großen Kirchenfeste in Madrid, Toledo, Sevilla, Granada besonders am Fronleichnamstag, die begehrten Autos oder Opferdarstellungen lieferte, er fand auch noch Zeit zur Ausarbeitung einer Menge von Komödien, zu Kanzonen, Sonetten, Romanzen und andern Gedichten. Bis an sein Lebensende am 25. Mai 1681 fuhr Calderon in seiner dichterischen Thätigkeit fort und erlangte solchen Ruhm, daß bei seinem Tod nicht nur in Spanien, sondern auch in Lissabon, Mailand, Rom und Neapel kirchliche Trauerfeste angeordnet wurden. Er war mehrere Jahre vor seinem Ende der Kongregation von San Pedro beigetreten und diesem Priesterverein hatte er auch sein ansehnliches Vermögen zugewendet. Da schon während seines Lebens die Buchdrucker eine Menge Stücke unter seinem Namen herausgaben, die gar nicht von ihm herrührten, so hat er selbst auf Bitten seiner Verehrer ein Verzeichnis seiner Dramen entworfen, die zum Teil erst nach seinem Tod gedruckt wurden. Demgemäß hat Calderon 73 Opferdarstellungen (Autos sacramentales) mit den dazu gehörigen Vorspielen (Loas) und 108 Schauspiele verfaßt. Aber nicht alle sind in seinen gesammelten Werken enthalten.

Seine Stellung und Eigenschaften.

Auf Calderons Haupt wurde aller Glanz spanischer Poesie gehäuft; man nannte ihn den „göttlichen“ und nach dem großen britischen Dichter sind seine Werke in der ganzen gebildeten Welt am meisten verbreitet. Aber ein guter Teil dieses Ruhms muß an die Vorgänger abgegeben werden. Wir wissen, daß Calderon eine reiche Erbschaft dramatischen Kunstlebens angetreten hat; dieses ererbte Gut wohl verwaltet, verbessert und vermehrt zu haben, ist sein Hauptverdienst. „Er stellte sich auf die Schultern seiner Vorgänger,“ bemerkt von Schack; „er über-

nahm das spanische Schauspiel, wie er es überkommen hatte, in allen seinen Modifikationen und mit allen seinen Gattungen, ohne an den Grundlagen des herrschenden Systems zu rütteln; aber er suchte alle Keime des Guten, die er vorfand, durch sorgfältige Pflege zur höchsten Blüte zu zeitigen, alle unentwickelten Anlagen auszubilden, das Eckige abzuschleifen und das Lücken- und Sprunghafte zu innerem organischen Zusammenhang zu führen. Er schloß sich aufs engste an seine Vorgänger an, borgte sogar die Gerüste ihrer Stücke, ihre Erfindungen und Pläne, entlehnte ihnen einzelne Szenen und behielt bei, was ihnen schon gelungen war, aber er verarbeitete nun das fremde Gut mit so feinem künstlerischem Sinn, bildete es so glücklich um und fort, machte so viele und so treffliche eigne Zusätze, daß er das Ganze mit vollem Recht als sein Eigentum ansprechen konnte. An das Vorhandene sich anlehnend hat Calderon somit die gegebenen Elemente aufs kunstvollste in andre und bessere Ordnung gestellt, das Vereinzelte gesammelt, dem Zerstreuten seinen richtigen Platz angewiesen und endlich alles Unsichere und Schwankende zu Ruhe und Stetigkeit gebracht." Mit einer sorgfältig durchdachten Anlage und Disposition, worin die Handlung einer natürlichen Entwickelung und Lösung entgegengeführt wird und wie in einem kunstvollen Gewebe alle Fäden geschickt gelegt und gezogen sind, verbindet er eine zierliche elegante Metrik in den verschiedensten Formen und eine poetische Fülle und Pracht der Sprache und des Ausdrucks. „In üppigem Farbenreichtum ergießt sich Calderons dichterische Darstellung. Vergleiche an Vergleiche drängend, alle Erscheinungen der Welt, das Kleinste wie das Größte, das Leblose wie das Belebte, das Ferne wie das Nahe, werden von der heiligen Begeisterung des Dichters, welche in der Natur das Abbild und den Schatten eines höheren Geistes feiert, zu einem Blumenschmuck versammelt, in dessen Tauperlen sich die ewige Schönheit des Jenseits spiegelt." Seine durch Schmelz und Weichheit, durch Kraft und Reichtum der Bilder ausgezeichnete Dichtersprache versetzt uns in die Landschaften des Südens, „unter Palmen- und Cypressenhaine, überwölbt von dem tiefen Blau eines ewig reinen Himmels". Dabei versteht er es durch die Gegensätze und Konflikte von einander widersprechenden Situationen und Charakteren, Stimmungen und Leidenschaften das Interesse zu beleben und die Zuschauer in Spannung zu halten. In der Charakterzeichnung steht Calderon auf demselben Standpunkt, wie die übrigen spanischen Dramatiker: das Individuelle, die Ausprägung bestimmter Persönlichkeiten tritt zurück hinter den stehenden Figuren, hinter den typischen Repräsentanten gewisser Begriffs- oder Gattungswesen, gewisser Stände und Klassen der menschlichen Gesellschaft, gewisser herkömmlicher Elemente des Volkslebens, gewisser geistiger und moralischer Potenzen in Körperschranken, nicht zu gedenken der allegorischen und mythologischen Gestalten in den Autos und geistlichen Schauspielen. Indem er aber allen Charakteren ihre richtige Position für die Gesamtwirkung des Ganzen anweist, verleiht er ihnen ein individuelles Gepräge. Einen Teil der Schuld an dieser Gleichartigkeit trägt

auch der Umstand, daß Calderon als Hofdichter seine Stücke nach dem Geschmack des vornehmen gebildeten Kreises richten mußte, in welchem eine gewisse Ähnlichkeit und Übereinstimmung in Haltung und Auftreten herrschend war. Auch die zuweilen überfein zugespitzten Phrasen und Redewendungen in der Konversation, die allzu künstliche Disposition, die gesuchten Ausdrücke, die überladene Bildersprache in manchen Stücken, das Gefallen an Reflexionen und andre Züge können auf Rechnung der Hofkreise und des gezierten Unterhaltungstones gesetzt werden. Während Lope de Vega nach Grillparzers Urteil allenthalben von den natürlichen Empfindungen des Spaniers ausging, liegt Calderons Voraussetzung in der künstlichen Verbildung seiner Zeit.

Die religiösen Schauspiele. Je nach dem Inhalt teilt man Calderons dramatische Stücke in geistliche und weltliche Schauspiele. Bei allen, die in das religiöse Gebiet einschlagen, steht der Dichter, wie sein Vorgänger Lope, auf dem orthodoxen Standpunkt der Kirchenlehre mit ihrem ganzen Wunder- und Aberglauben, mit ihren Legenden und Heiligengeschichten. Nur selten tritt darin eine mildere, versöhnliche Auffassung, eine höhere religiöse Anschauungsweise, ein verklärtes Christentum zu Tage; meistens spricht sich eine so hochgespannte Orthodoxie, eine so gesteigerte Glaubensglut, ein so herber Fanatismus aus, daß ein protestantischer Litteraturhistoriker den spanischen Dramatiker als den „Dichter der Inquisition" bezeichnen konnte. Um dies zu begreifen, müssen wir uns in die Atmosphäre versetzen, in welcher Calderon lebte, in die Traditionen und Gewohnheiten des spanischen Volks, in die Gesichtskreise des Hofes und Adels, in die Luft des Dreißigjährigen Kriegs. Ein priesterlicher Hofdichter in Madrid, der für Prozessionen und kirchliche Festaufzüge Autos mit allegorischen Figuren aus der Bibel und Glaubenslehre verfaßte, der die religiöse Wunderwelt des Südländers in seine Phantasie und in sein glaubensseliges Herz eingeschlossen, der das düstere Gepränge der Autodafees mit anschaute, konnte in religiösen Dingen keinen humanen Standpunkt einnehmen, nicht auf die sonnige Höhe christlich-menschlicher Verklärung sich aufschwingen. Bei ihm gibt sich die beseligende Kraft der Religion in der Glaubensstärke der Märtyrer und Heiligen, in der Traum- und Zaubersphäre der Visionen, in der Glorie der Engelchöre kund. Wie die Gemälde eines Murillo und Velasquez, so stehen auch die religiösen Schauspiele Calderons ganz auf dem Boden und im Dienst der Kirche, ihrer Glaubensgeheimnisse und ihrer heiligen Sagenwelt und Romantik. Aus beiden Kunstgattungen leuchtet übrigens eine religiöse Vertiefung und Andacht von ergreifender Wirkung hervor. „In den geistlichen Dramen Calderons," urteilt Rosenkranz, „herrscht die größte Mannigfaltigkeit, und in ihnen hat der Dichter sein Innerstes erschlossen. Alles, was groß ist im Katholizismus, ist hier in der glänzendsten Gestalt, im Zauber einer überschwenglich reichen Phantasie, in der Wärme der edelsten Gesinnung versammelt. Der Glaube, als die unzweifelhafte Gewißheit von Gott, hat hier alles in sich aufgezehrt, was seinem Interesse, sich zu erhalten, nicht gemäß ist,

und so liegt auf diesen Dichtungen ein duftiger Schimmer des Wunderbaren, in das hinüber die Welt sich wie in eine jenseitige selige Ferne verflüchtigt."

Am vollendetsten zeigt sich die religiöse Vertiefung und mystische Glaubensphantasie in den „Autos", in jenen Opferdarstellungen, deren Mittelpunkt das Mysterium der Transsubstantiation am Fronleichnamsfest bildet. Wie wunderlich uns auch die seltsame Mischung von Dichtung, Scholastik und Theosophie erscheinen mag, so muß man doch die große Kunst bewundern, mit der Calderon die heterogenen Elemente bewältigt und harmonisch verbindet. Trotz einer gewissen Einförmigkeit in den allegorischen Gestalten, die wie der Glaube, die Gnade, die Schuld, die Natur, das Heidentum, der Erzfeind u. a. immer wiederkehren und in der Grundidee der Stücke ihre notwendige Bedingung haben, weiß doch der Dichter mit großer Gestaltungskraft den wesenlosen Gebilden alle Züge der Persönlichkeit und individuellsten Lebendigkeit zu verleihen. In ihnen wird die Natur und die Menschenwelt in allen ihren Erscheinungen von den Tagen der Schöpfung an und die ganze biblische und scholastische Heilstheorie von der Erschaffung der Welt und dem Sündenfall bis zur Erlösung und zum jüngsten Gericht sinnbildlich dargestellt, um das Christentum in dessen heiligstem Symbol zu verherrlichen. Und um die Wirklichkeit mit dieser Wunderwelt in Verbindung zu halten, den Zuschauer aus den himmlischen Räumen wieder auf die Erde zu versetzen, sind häufig Volkslieder, Züge aus der Geschichte und dem Nationalleben eingeflochten und das Ganze durch Musik und kunstvolle Aufführung auch für die sinnliche Auffassung begreiflich gemacht. Eine besonders volkstümliche Figur scheint der Teufel gewesen zu sein; schon Quevedo meinte, der Erzfeind sei so stolz durch seinen Ruhm geworden, daß er sich auf der Bühne gebärde, als gehöre diese ihm völlig an. So ist in dem Stück „Der Maler seiner Schande" Luzifer nebst der Schuld der Verderber der menschlichen Natur, die alsdann durch das Mysterium des Kreuzes wieder erlöst wird. In dem ergreifenden Auto „Das Mal Belsazars" nach Daniel, worin die Abgötterei und die Eitelkeit als die üppigen Buhlerinnen des babylonischen Königs auftreten, wird der Gedanke als Narr und Possenreißer dem in Daniel repräsentierten Gericht Gottes entgegengestellt. In dem Schaustück „Der göttliche Orpheus" sucht der Fürst der Finsternis als Korsar auf schwarzem Schiff die menschliche Natur zu verführen und zu verderben, wird aber durch den Sänger Orpheus, der als Schöpfer und als Heiland erscheint, mit Hilfe heiliger Gesänge und Musik überwältigt. „Die eherne Schlange" (nach 4. Mos. 21) stellt den Triumph des Kreuzes über die von Belphegor und Idolatrie aufgeregten Naturtriebe dar. Die Autos.

Von den geistlichen Schauspielen, zur Verherrlichung der Kirche und ihrer Heiligen und Märtyrer gedichtet, sind am bekanntesten: „Der standhafte Prinz", die Leidensgeschichte des portugiesischen Infanten Don Fernando in der Gefangenschaft (IX, 405 f.); „Der weibliche Joseph" (El Josef de la mugeres), die in den kirchlichen Annalen und Heiligengeschichten erzählende Legende von der gelehrten ägyptischen Jungfrau Eugenia, ihrer Bekehrung, ihren Versuchungen und ihrem Märtyrertum; „Der wunderthätige Magus", die Legende von Cyprian, der, wie Faust, mit dem Teufel einen Pakt schließt, um in den Besitz der frommen Justina zu kommen, dann aber reumütig und zum Christentum bekehrt mit Justina zugleich den Märtyrertod in Antiochia erleidet. Satan selbst muß den Sieg des höheren Geistes und die himmlische Seligkeit der beiden Märtyrer verkünden. „El Purgatorio de San Patricio", ein Jugendwerk Calderons, stellt ein häßliches Sündenleben dar, das durch das Fegfeuer in einer schauerlichen Höhle von Irland gebüßt und verklärt wird, ein phantastisches Stück voll überspannten Wunderglaubens. „Die Kreuzerhöhung", die Geschichte der Geistliche Schauspiele.

Wiedergewinnung des von den Persern geraubten Heil. Kreuzes durch Heraklius und Chlodomira, die christliche Königin von Gaza; und „Die Andacht zum Kreuz", ein phantastisches Stück, worin, wie im Purgatorio von Patricio, die Lehre begründet werden soll, daß ein Mensch Frevel aller Art begehen und doch wegen seiner Verehrung für den kirchlichen Glauben und dessen Symbole des endlichen Heils versichert sein könne. Stößt das letztere Werk durch seinen grassen Aberglauben ab, so verletzt „Die Kirchentrennung von England" durch den ungerechten Fanatismus gegen die Begründer der englischen Kirchenreform, besonders Wolsey und Anna Boleyn. „Die Morgenröte in Copacavana" verherrlicht die Einführung des Christentums und den Fall des Götzendienstes im Inkareich Peru, eine mit aller Farbenpracht der Poesie ausgestattete Dichtung. „Die Seherin des Morgens" (La Sibilla del Oriente), die biblische Erzählung von der Königin von Saba enthaltend, wahrscheinlich aus den letzten Jahren des Dichters, zeigt, „wie im Alten Testament alle Wurzeln des Neuen liegen". Diesen geistlichen Schauspielen kann auch wegen des religiösen und symbolischen Grundgedankens das bekannteste und gefeiertste Drama „Das Leben ein Traum" als Schluß und Übergang beigezählt werden. Es ist eine freie Erfindung des Dichters mit verschiedenen Reminiscenzen aus der mittelalterlichen Sagenwelt und entwickelt den Gedanken, daß die Äußerlichkeiten des Lebens gegenüber den ethischen Aufgaben desselben nicht in Betracht kommen und nichtig wie Traumgebilde sind.

Weltliche Schauspiele. Wenn schon in den geistlichen Stücken neben der religiösen Tendenz in der Regel eine Liebesgeschichte einhergeht, so bildet bei den weltlichen Dramen Liebe und Ehre noch mehr den Mittelpunkt der Verwickelung und Handlung. Die eigne Ehre oder die des Hauses und der Familie zu beschützen, selbst jeden Verdacht blutig zu strafen, gilt als erste Pflicht eines Kavaliers. Zweikämpfe und Ermordungen gehören daher zu den gewöhnlichen Vorfällen. Von den weltlichen Dramen stehen in erster Linie die historischen Schauspiele, die entweder unmittelbar der Geschichte entnommen oder, wenn erfunden, doch in historische Umgebungen verlegt sind. (Historische Stücke.) Da der Dichter auch die historische Vergangenheit im Spiegel seiner Zeit anschaut, so gewähren sie tiefe Blicke in den Geist und das innerste Leben der spanischen Nation im siebzehnten Jahrhundert. Ein hervortretender Zug ist die Verherrlichung der Königsgewalt und der absoluten Macht der Krone. Wenn frühere Dichter, bei aller Lobpreisung der Loyalität, doch nicht selten die Vasallen gegen ungerechte Oberherren in Schutz nahmen, so scheinen bei Calderon die Könige einer andern Weltordnung anzugehören als gemeine Sterbliche; sie scheinen von den Banden und Gesetzen der übrigen Menschen frei zu sein; sogar ihre Fehler und Schwächen werden in einem verschönernden Licht dargestellt. Selbst die Gesetze der Ehre, sonst von dem Dichter zur Übertreibung gesteigert, werden der Pflicht der Unterwürfigkeit gegen den Herrscher zum Opfer gebracht. Um geschichtliche Zeitfolge und Erdkunde hat sich Calderon wenig bekümmert, und die fremden Nationen denken, sprechen und handeln wie Spanier. Zu den bekanntesten und gefeiertsten Dramen Calderons gehört „Der Arzt seiner Ehre", eine furchtbare Tragödie von meisterhafter Komposition, worin ein Edelmann, Don Gutierre, in der irrigen Meinung, seine Gattin Macia habe eine Liebeszusammenkunft mit dem Infanten Heinrich von Trastamara, dieselbe durch einen Wundarzt zu Tode bluten läßt und dem König Pedro, der ihm die früher von Gutierre aus ähnlichen Verdachtsgründen verlassene Lenore als neue Braut zuführt, in verhüllten Worten die That und die Veranlassung andeutet zur Rechtfertigung der Lehre, daß nur mit Blut die Ehre sich rein waschen lasse, ein Grundsatz, der vom König und von Lenore anerkannt wird. Die letztere spricht zum Schluß den Wunsch aus, daß gegen sie keine andre Gerechtigkeit geübt werde, wenn sie zu demselben Verdacht Anlaß gebe. Und

doch war Macia unschuldig! Auch die Tragödie „Der Maler seiner Schmach", ein Stück, das allen Zauber der romantischen Poesie mit ergreifender Tiefe der Seelenschilderungen verbindet, ist auf Liebe, Eifersucht und Ehrgefühl gegründet. Der Spanier Don Juan, dessen schöne Gemahlin Serafina von einem früheren Geliebten, Don Alvaro von Barcelona, nach Gaeta entführt wird, tötet, als Maler verkleidet, beide in einem Landhause und empfängt dafür von den Vätern der Gemordeten Dank und Schutz. Die Reizbarkeit des Südländers in bezug auf Ehre wird auch in dem Drama „Geheime Rache für geheime Beleidigung" in grellen Farben gezeichnet, in welchem ein portugiesischer Ritter in der Nacht vor der Einschiffung Sebastians nach Afrika den früheren Geliebten seiner Gattin im Tajo ertränkt, die Gattin selbst aber durch Anzünden des Hauses in den Flammen sterben läßt und dafür, als die Wahrheit an den Tag kommt, von dem König begnadigt und gelobt wird. Nach der Versicherung des Dichters soll sich das Ereignis wirklich zugetragen haben. „Drei Vergeltungen in einer" begründen in dem Schicksal eines Räubers die Lehre, daß schlimme Thaten schließlich zu einem schlimmen Ende führen. Das nach Anlage und Charakterzeichnung vortreffliche Trauerspiel „Der Alkalde von Zalamea", auf einer wirklichen Begebenheit beruhend, stellt die Rache eines Vaters an einem Hauptmann dar, der die Ehre seiner Tochter geschändet hat. König Philipp II., von dem Hergang der Sache unterrichtet, billigt die That. Soldatenwitze und Marketenderlieder bringen in die traurige, der Wirklichkeit entlehnte Handlung einige heitere Abwechselung. „Die Liebe nach dem Tod" ist ein lebensvolles Gemälde des Aufstands der Morisken in den Alpujarras, wobei der Dichter dem heroischen Sinn des Feindes, namentlich des Führers Tuzani, der an dem Mörder seiner Gattin Rache nimmt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Desto schärfer tritt der Haß des Spaniers und Katholiken in der „Belagerung von Breda" hervor, einem geschichtlichen Drama, das er auf höhere Veranlassung zur Verherrlichung Spinolas und des spanischen Heeres verfaßt hat. „Die Locken Absaloms" (Los cabellos de Absalon) darf unter die ausgezeichnetsten Stücke Calderons gerechnet werden. Die wildesten Verirrungen der Leidenschaft werden darin nach der biblischen Darstellung mit höchster Naturwahrheit geschildert, ohne daß die Ruhe und ideale Schönheit des ganzen Gemäldes gestört würde. Auch „Die große Zenobia", worin der Fall der Königin von Palmyra mit orientalischer Farbenpracht vorgeführt, und „Die Tochter der Luft", in welcher der Dichter in zwei Teilen die Sagenberichte der Alten über Semiramis und die Erfüllung eines alten Orakelspruchs zu einem künstlerischen Gemälde von der reichsten Komposition verarbeitete, gehören zu den hervorragendsten Stücken Calderons.

Die Semiramis kann ebenso gut zu den historischen Stücken gerechnet werden als zu der Gattung, die man als mythologische Schauspiele bezeichnet. Sie dienten zur Verherrlichung der Hoffeste, daher auch die Poesie mehr in den Dienst der andern auf theatralische Pracht berechneten Künste tritt. Göttererscheinungen, Erdbeben, Feuerregen werden absichtlich der Dekoration wegen vorgebracht, auch Gesangstücke mit Musikbegleitung eingelegt. Die dahin gehörenden Stücke, in denen die antiken Mythen im Stil der Romantik behandelt und „spanische Motive, Figuren und Situationen, kastilische Eifersucht und Rache in die alte Fabelwelt hineingetragen werden", sind von verschiedenem Wert, je nachdem mehr der dramatische oder der opernartige Charakter hervortritt. Zu den gelungensten Werken dieser Art darf gezählt werden: „Über allen Zauber Liebe", Odysseus und seine Gefährten bei Circe, mit der Fortsetzung „Der Golf der Sirenen", einer Fischerekloge. Viele Stücke wurden aus Ovids Metamorphosen genommen, wie „Echo und Narciß", „Apollo und Clymene", „Der Lorbeer Apollos", „Andromeda und Perseus", „Phaeton" „Das Rosenrot" Mythologische Stücke.

u. a. Ni mor se libra de Amor behandelt die liebliche Sage von Amor und Psyche.

Ritterliche Schauspiele. Verwandt mit diesen mythologischen Schauspielen und gleichfalls auf Fesselung der Sinne durch szenischen Pomp und Dekorationskünste berechnet sind diejenigen Stücke, welche die romantische Zauberwelt der Ritterbücher und ihrer Recken und Riesen, ihrer bezauberten Damen, ihrer Feen und Nymphen auf die Bühne brachten, die Amadisromane, die Cervantes durch seinen Don Quichotte aus der Welt geschafft, noch einmal auf dem Theater in ein schnell wieder vorübergehendes Leben riefen.

Mantel- und Degenstücke. Die interessantesten und beliebtesten Bühnenstücke sind die aus Calderons eigner Erfindung hervorgegangenen „romantischen Schauspiele", meist heiteren Inhalts aus dem spanischen Gesellschaftsleben, die man als „Intrigenstücke" oder als „Mantel- und Degenstücke" bezeichnet hat. In diese Reihe gehören: „Der Kerkermeister seiner selbst", ein an komischen Szenen und interessanten Verwickelungen reiches Stück, worin Prinz Friedrich von Sizilien, der den Neffen des Königs von Neapel im Turnier erlegt hat, verkleidet im Schlosse von dessen Schwester Aufnahme findet und dort den vermeintlichen Mörder, einen Bauer in Friedrichs gefundener Rittertracht, zu bewachen hat; „Die Herrin und die Dienerin", ein reizendes Lustspiel voll gelungener Scherze, auf die Verwickelungen aufgebaut, welche eine als Bäuerin verkleidete Fürstin und eine in fürstliche Kleider gehüllte Bäuerin herbeiführen; „Schärpe und Blume", ein Lustspiel im feinen Hofton, auf einer Liebesverwickelung durch verschleierte Damen beruhend; „Schweigen genügt" (Basta callar), eines der gelungensten Intrigenstücke, trefflich in der Anlage und kunstreich ausgeführt. Der Inhalt, wie die schöne Serafina, von drei Bewerbern begehrt, zuletzt den von ihr geliebten Kavalier zum Gatten erhält, gibt dem Dichter Gelegenheit zu vielen reizenden Situationen. Ein Seitenstück dazu, „Das öffentliche Geheimnis" (El secreto à voces), worin durch eine verabredete Chiffresprache mittels Abtrennung einiger Verse eine Liebesintrige zwischen mehreren Teilnehmern fortgesponnen wird, zeugt von der großen Sprachgewandtheit des Dichters.

Charakter der Mantel- und Degenstücke. Es ist nicht zu leugnen, daß alle „Mantel- und Degenstücke" an einer gewissen Einförmigkeit leiden, so daß man den meisten den Titel „Die Verwickelungen des Zufalls", den eines der Schauspiele führt, beilegen könnte. Liebe zweier Mädchen zu demselben Kavalier, Bewerbungen von mehreren Galanen um dasselbe Mädchen oder zweier Freunde um die Gunst der nämlichen Schönen; Eifersucht unter dem liebenden Paar; Kampf der Pflichten gegen den Freund und gegen die Geliebte; Verhüllung der Frauen durch den Schleier, Vermummung der Männer durch den Mantel und daraus entspringende Mißverständnisse; nächtliche Huldigungen am Fenster einer Dame und damit verbundene Täuschungen, indem sich eine andre an die Stelle der Erwarteten begeben hat; Kollision der Pflicht der Gastfreundschaft und der Blutrache, Zweikämpfe, Häuser mit doppelten Eingängen, Wohnungs- und Namensveränderungen, geheime Thüren, unterirdische Gänge u. s. w. bilden die Hebel der Intrige, die Motive zu den überraschenden Vorfällen und spannenden Situationen, die man schon zu des Dichters Lebzeiten als „Calderonsstreiche" bezeichnet hat. Aber trotz dieser Gleichförmigkeit im Unterbau, dieser Ähnlichkeit der Triebfedern gehören die „Mantel- und Degenstücke" zu den anziehendsten dramatischen Spielen, in denen das poetische Talent im freien Schaffen besonders zu Tage tritt. Denn Calderon versteht es auch wie kein andrer Dichter, „einfache und sich häufig wiederholende Anlässe zu stets andern Kombinationen zu benutzen, in immer neuen Wendungen interessante Situationen herbeizuführen, Überraschungen auf Überraschungen zu häufen und die Haupthandlung mit andern parallel laufenden zu verwickeln, so daß der Zuschauer in beständiger Aufregung die sich durchschneidenden Fäden der Intrige bis zu deren Auflösung verfolgt". Nirgends erhält man eine so getreue Sittenschilde-

rung, eine so lebendige Darstellung des Lebens und Treibens im damaligen Madrid, der „Stadt der Serenaden", als in Calderons Mantel- und Degenstücken. Die seltsame Mischung von beinahe überfeinerter Kultur und noch fast mittelalterlicher Roheit der Sitten, die Galanterieszenen im Prado, die nächtlichen Zwiegespräche am Gitterfenster, die blutigen Zweikämpfe unter den Kavalieren, die südliche Glut, aber auch die Intrigensucht und Verschlagenheit der Liebenden, der frohe, leichte Sinn, der kein Wagnis scheuende Unternehmungsgeist der Ritter, die hingebende Zärtlichkeit der Damen, aber auch ihre Rachsucht, ihr schnelles Aufflammen bei jeder vermeinten Beleidigung — dies alles ist hier mit frappanter Wahrheit geschildert, daß man die Sitten der alten Spanier vielleicht nirgends besser studieren kann.

Comedias Burlescas.

„Cefalo und Procris" ist das einzige Stück Calderons im Fache der Comedias Burlescas. Das Stück ist voll köstlichen Humors, „ein Tummelplatz des ausgelassensten Scherzes und besonders dadurch von unvergleichlicher komischer Wirkung, daß der tollste Spaß, ja das Absurdeste in einem feierlichen pathetischen Ton und in den elegantesten Versen vorgetragen wird. Es ist das einzige Lustspiel Calderons, in welchem er zur Verstärkung der Komik sogar das Derbe und Gemeine nicht verschmäht". Mit aristophanischem Witz verspottet er die ganze Welt und sein eignes Werk.

Calderons Nachfolger.

Durch die Gunst des Hofes, durch das Wohlgefallen des Volks an theatralischen Aufführungen und durch die Genialität Lope de Vegas und Calderons wurde das Drama die eigentliche Seele der spanischen Poesie, so daß sich eine Menge Dichter zum Teil von hervorragenden Talenten der Bühnendichtung zuwandten. Ja König Philipp IV. selbst soll sich damit abgegeben haben und einige Stücke, die als Werke „von einem schönen Geist dieses Hofes" sich erhalten haben, wurden von den Zeitgenossen dem kunstliebenden Fürsten zugeschrieben. Wie um Lope finden wir auch um Calderon eine Gruppe von Dramatikern geschart, die in dem Geist und nach dem Vorbild des Meisters für das Theater thätig waren. So hat Francisco de Rojas, aus Toledo gebürtig, ein Mann von großer Einbildungskraft und reicher Erfindungsgabe, aber mitunter an Übertreibung und affektiertem Prunk nach Art der Gongoristen Gefallen findend, eine Reihe von Theaterstücken verfaßt, die im Druck erhalten sind und von denen manche, wie „Außer meinem König keiner oder Garcia del Castañar", eine Verherrlichung des Ehr- und Loyalitätsgefühls; „Wer König ist, darf nicht Vater sein"; „Heirat aus Rache", an Calderons „Arzt seiner Ehre" erinnernd; das originelle Lustspiel „Dummes Zeug wird hier getrieben" (Entre bobos anda el juego) zu den beliebtesten und gefeiertsten Bühnenwerken gehörten und von französischen Schriftstellern fleißig benutzt wurden. Augustin Moreto y Cabaña, der wie so viele andre Bühnenkünstler in seinem Alter in den geistlichen Stand trat, mehr geschickt und kunstverständig im Bearbeiten fremder Stoffe als erfindungsreich und original, hat sich durch mehrere geschichtliche Stücke („Der ritterliche Richter von Kastilien", König Don Pedro, den die Dichter stets wegen seiner strengen Gerechtigkeit preisen), mehr aber noch durch seine gelungenen Lustspiele, wie „Der süße Don Diego", „Trotz wider Trotz", oder wie der Titel in einer früheren Übersetzung lautete, „Donna Diana", das Vorbild von Molières princesse d'Elide, „Der Schwindler" (Trampa adelante) u. a. m. neben Calderon einen Namen zu verschaffen gewußt. Sorgfalt in der Charakterzeichnung, Wahrheit der Sittenschilderungen und Kraft der Komik sind seine hervorstechenden Eigenschaften. Auch der Portugiese Matos Fragoso („Der Weise in der Zurückgezogenheit und Landmann zu Hause", El villano en su rincon), Juan Bautista Diamante („Der seinen Vater ehrende Sohn"), Alvaro Cubillo de Aragon („Die vollkommene Frau"), Juan de la Hoz („Die Strafe des Geizes"), Antonio de Solis, der Geschichtschreiber von Mexiko („Die Zigeunerin von Madrid" nach der

Rojas. Moreto. Fragoso. Diamante. de Solis.

Novelle von Cervantes) und viele andre bereicherten neben Calderon die spanischen Theater mit Bühnenstücken aller Art, welche die von den großen Meistern aufgestellten Vorbilder mit mehr oder weniger Glück nachahmten, ohne der dramatischen Poesie neue Impulse oder Richtungen zu geben.

Resultate. So ist es gekommen, daß die dramatische Poesie die Seele und der Mittelpunkt der dichterischen Thätigkeit in Spanien ward und auf dem Felde der Kunst einen so breiten Raum einnahm, wie bei keinem andern Volk alter und neuer Zeit. Dies hatte dann weiter zur Folge, daß die fähigsten Köpfe sich dem Drama zuwandten und daß daher die übrigen Dichtungsarten weniger kultiviert wurden und geringere Anerkennung fanden. Freilich war auch die gezierte Lyrik der Gongoristen, die mehr und mehr zur Herrschaft gelangte, nicht geeignet, bei
Villegas. † 1669. dem Volk großes Interesse zu erregen. Nur Estevan Manuel de Villegas, aus Najera in Altkastilien, verstand es, durch glückliche Nachahmung des Horaz und Übersetzung und Bearbeitung griechischer Lyriker seiner Muse solche Geltung zu verschaffen, daß man ihn den spanischen Anakreon nannte und daß seine lyrischen Gedichte, sowohl seine Oden und Lieder, in Sprache und Versbau korrekt und elegant, als seine Elegien und Idyllen voll Grazie und Feinheit, in den höheren Gesellschaftskreisen gelesen und bewundert wurden.

4. Die spanische Malerei.

Charakter der spanischen Malerei. Auch in der spanischen Malerei gingen eine Zeitlang nationale und fremde Elemente nebeneinander her, bis die italienische Kunstrichtung die Oberhand behielt und getragen durch die religiöse Inbrunst, durch die zur Schwärmerei hinneigende Natur des Volks und durch die strengkirchliche Politik des Hofes in Sevilla, Madrid, Valenzia Malerschulen hervorbrachte, welche der Geistes- und Gemütsverfassung in ähnlicher Weise Ausdruck gaben wie die Schauspiele Lopes und Calderons. Nur insofern kam in der Malerei das nationale Element nicht so rein und selbständig zur Erscheinung wie in der älteren Poesie, als schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo von einer spanischen Kunst erst die Rede sein kann, sich zugleich Einflüsse aus Flandern und Brabant bemerklich machten. Denn wie in der Politik und im gesamten Staatsleben mit dem Habsburgschen Herrscherhaus der niederländische Einfluß in die Pyrenäische Halbinsel eindrang, so auch in den schönen Künsten, in welchen jenes gebildete Volk mit seinem freien Städtewesen und seinen entwickelten gesellschaftlichen Formen einen großen Vor-
Campaña. 1503–1580. sprung hatte. So trägt die Kreuzabnahme von Pedro Campaña in der Kathedralkirche zu Sevilla noch ein selbständiges altertümliches Gepräge, während sein
Vargas. 1502–1568. Zeitgenosse Luis de Vargas in mehreren Altarbildern derselben Stadt, Vicente
Joanez. 1523–1579. Joanez von Valenzia und Juan Fernandez Navarrete die italienische Schule
Navarrete. 1526–1579. erkennen lassen, jene die des Raffael, dieser die des Tizian. Je mehr aber der Gegensatz gegen die Reformation und alles protestantische Wesen in Spanien zum schärfsten Ausdruck kam und die Geistesrichtung eines Ignaz von Loyola

bei Hof, im Adel und in der ganzen Nation die Herrschaft über die Gemüter erlangte und zu einer gewaltsamen Steigerung der religiösen Empfindung hindrängte, desto mehr gab sich auch in der Kunst die religiöse Erregtheit, die Glut der Andacht, der schwärmerische Glaubenseifer kund. Die innigste, mönchische Askese, die zarteste Hingebung, die erdvergessende Ekstase und der feurig aufflammende Fanatismus sind in keiner Epoche so gewaltig von der Kunst verherrlicht worden, wie in der spanischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts. Und wie in den dramatischen Aufführungen, in den pomphaften Autos zunächst die Phantasie der Zuschauer durch die Augenlust, durch sinnliches Gepränge erregt und gefesselt ward, so in der Malerei durch die Farbenpracht, durch den Glanz des Kolorits, durch affektvolle Darstellung, wobei die venetianischen und flandrischen Meister zu Vorbildern dienten. Auch diese Wandlung vollzog sich am sichtbarsten in Sevilla. Während in Francisco Pacheco sich noch ein Nachklang jener früheren Richtung erkennen läßt, findet man bei Juan de las Roelas und seinem Schüler Francisco Zurbaran die Glut religiöser Andacht und Schwärmerei mit dem ergreifendsten, den Venetianern entlehnten Kolorit vereinigt. Am meisten bewunderte man um beider Eigenschaften willen Zurbarans Thomas von Aquino in Sevilla. Pacheco. 1571–1654. Roelas. 1558–1625. Zurbaran. 1598–1662.

Allein so sehr auch in der Malerei wie in dem gesamten Geistesleben des Spaniers das Religiöse in gesteigerter Potenz die vorherrschende Richtung bildete, ganz entfremdete sich dieselbe doch nicht der Wirklichkeit, dem realen Leben. Wenn schon Don Diego Velasquez de Silva, durch längeren Aufenthalt in Italien ausgebildet, sich neben den kirchlichen Darstellungen auch in Genrebildern versuchte, obgleich er als Hofmaler König Philipps IV. seine größte Virtuosität im Porträt, in der freien großartigen Auffassung und Darstellung des Individuellen und Persönlichen entwickelte, so geschah dies noch in höherem Grad durch den größten und bekanntesten spanischen Maler Bartolomé Esteban Murillo von Sevilla. In beiden Künstlern sind die Hauptrichtungen der spanischen Gefühls- und Denkweise am schärfsten und gefälligsten ausgeprägt: die religiöse Glut einer vom stolzen Bewußtsein der katholischen Rechtgläubigkeit getragenen, von allem Zweifel und Skeptizismus freien und von schwärmerischer Andacht erfüllten Seele, die Loyalität eines dem Königtum in unbedingter ritterlicher Hingebung sich weihenden Hidalgo, und das Wohlgefallen an einem beweglichen bunten Volksleben im unmittelbaren Genießen eines sorgenlosen Daseins mit den Reizen einer südlichen Naturumgebung. Die Bildnisse Philipps IV., des Papstes Innocenz X., der Infantin Margarete und so manche andre in effektvollem Farbenglanz prangende Gemälde von Velasquez geben den Beweis, daß der Maler dieser Prachtstücke von der Hoheit und Majestät der von Gott auserwählten königlichen Häupter nicht minder erfüllt und durchdrungen war, als die dramatischen Dichter. Und wenn Murillo in seinen auf Wolken thronenden, von Himmelslicht umwogten Madonnen, in deren aufwärts gerichteten Blüte der span. Kunst. Velasquez. 1599–1660. Murillo. 1618–1682.

schwärmerischen Blicken sich die Seligkeiten des Himmels abspiegeln, der Andachtsglut und gläubigen Begeisterung seines Herzens Ausdruck gibt, so bewundert man nicht minder den lebendigen Sinn für das Volksleben, wie es in den unteren Klassen, in dem müßiggängerischen unmittelbaren Genießen des Augenblicks, in der Sorglosigkeit und im Leichtsinn der Masse zu Tage trat. Wer verweilte nicht mit Interesse in der Münchener Pinakothek bei den zerlumpten Gassenjungen, die in behaglichem Nichtsthun oder in ihrem nutzlosen Zeitvertreib mit solcher Naturtreue und kraftvoller Farbengebung dargestellt sind? Bei dem Anblick solcher und ähnlicher Genrebilder wird die Phantasie in das vielgestaltige Leben der unteren Stände, der Strolche, der Zigeuner, der fahrenden Menge versetzt, welches in den Volksschauspielen, in den Novellen eines Cervantes, in den Schelmenromanen so lebendig zu Tage tritt.

Das spanische Leben im Spiegel der Kunst. Wenn sich in der Malerei mehr als in jeder andern Kunst die Natur, die Geistesrichtung, die Charaktereigentümlichkeit eines Volks abspiegelt, so erhalten wir in den Bildern Murillos eine nicht wohlthuende Vorstellung von dem Gesamtleben der spanischen Nation. So interessant es für den Psychologen sein mag, die religiöse Inbrunst, die Verzückungen und Visionen der Heiligen, die ekstatische Andachtsglut in den Gemälden dieses Meisters zu beobachten, so sehr der Kunstfreund beim Anblick der drastischen Szenen aus dem Volksleben sich heiter angeregt fühlen mag, hinter der künstlerischen Darstellung liegt doch ein gähnender Abgrund verborgen, der die harmonische Seelenstimmung, den nationalen Wohlstand, das irdische Lebensglück zu verschlingen droht. Die Genrebilder schildern ein Volksleben, das geschäftslos und arbeitscheu dem Elend und Verfall zueilt, die Gemälde religiösen Inhalts ein von Fanatismus und Andachtsschwärmerei erfülltes Seelenleben, dem Humanität und Duldung fremde Begriffe sind. Wohl hat im sechzehnten Jahrhundert, solange Spanien der Mittelpunkt einer Weltmonarchie war und aus andern Ländern geistige Anregungen und mustergültige Vorbilder empfing, die Malerkunst in der Pyrenäischen Halbinsel noch manche tüchtige Meister aufzuweisen, deren Kraft und Wirksamkeit auch noch im siebzehnten Jahrhundert andauerte, wie Antonio Pereda und Juan Careña de Miranda in Madrid, wie Francisco Ribalta von Valenzia, aber für geniales Schaffen fehlte der nationale Schwung; man hielt sich entweder an die von den begabteren einheimischen Künstlern gegebenen Vorbilder oder man ahmte die Methoden der italienischen Schulen nach und teilte dann auch deren Verfall. Überhaupt ist in Spanien die Malerei nicht in dem Grad der Typus der Volksbildung, der Ausdruck des nationalen Geisteslebens gewesen, wie in den Niederlanden; der sinnende, beobachtende und gestaltende Geist wählte mit Vorliebe die Kunstform, die in Worten und Handlung die innere Welt darstellt, zum Gefäß seiner Schöpfungen.

Pereda. 1590–1669. Miranda. 1614–1685. Ribalta. 1551–1628.

Schluß. Im Zeitalter Calderons hatte die litterarische und künstlerische Produktionskraft der Spanier ihren Höhepunkt erreicht und alle Gattungen der Poesie, sowohl

die auf nationalem Boden erwachsenen als die den Klassikern und Italienern nachgebildeten zu einem gewissen Abschluß geführt. Mit dem Ausgang der habsburgischen Dynastie empfing auch das Kunst- und Litteraturleben in der Pyrenäischen Halbinsel den Todesstoß. Mit dem politischen Verfall ging der geistige und litterarische gleichen Schritt. Von da an erhielt Spanien seine Impulse und seine Vorbilder aus Frankreich, das früher so häufig bei dem begabten Nachbarvolk in die Schule gegangen war, so manche wertvolle Lebensspeise aus dem Land jenseits der Pyrenäen empfangen hatte.

V. Italienische Fürsten und Staaten.

1. Allgemeines.

Wie in den spanischen Reichslanden der Apenninischen Halbinsel, die wir früher kennen gelernt haben (S. 100 ff.), ging auch in dem übrigen Italien das öffentliche Leben immer mehr dem Verfall entgegen, sanken Volksfreiheit, Nationalität und bürgerliche Staatsverfassung immer mehr in Todesschlummer, stiegen die dynastischen Gewalten über dem Hader und der Parteisucht der Bürgerschaften immer mehr zur Unumschränktheit empor. In welchen Zuständen der Kirchenstaat sich befand, haben wir oben gesehen (S. 69 ff.) In Toscana gelang es den Mediceern, durch ein von einem glänzenden Hofleben getragenes absolutes Fürstenregiment den republikanischen Geist allmählich aus den Herzen und Häusern zu treiben; Venedig lag in den Fesseln einer engherzigen Erbaristokratie, welche die Regierungsgewalt als ihr Eigentum ansah, das nationale Leben durch strenge Gesetze und scharfe Aufsicht niederhielt und die Kräfte des Staats im eignen Interesse verwendete; in Genua ließ die Parteiung zwischen den älteren und jüngeren Adelsfamilien den vaterländischen Sinn nicht zum rechten Bewußtsein kommen und machte den Freistaat von fremden Einflüssen abhängig; in Savoyen und Piemont war die eingeborne Dynastie bemüht, durch kluge Politik und diplomatische Wahlverwandtschaften ihre Hausmacht zu stärken und die schweren Verluste der Vergangenheit auszugleichen; die kleinen Herrschaften, welche Mittel- und Oberitalien schieden, dienten lediglich dynastischen Zwecken, meistens in Anlehnung an Spanien und die Habsburger, deren Einfluß in der ganzen Halbinsel vorwiegend war. So das herzogliche, ehedem markgräfliche Haus Gonzaga in Mantua und Montferrat und in einigen Nebenlinien; so die Farnese in Parma; so die Este in Ferrara und Modena mit ihrem glänzenden Fürstenhof; so die kleineren Herren von Massa-Carrara, von Mirandola u. a. m. Auch die Herrschaft der Grimaldi zu Monaco erhielt sich durch die Gunst der Habsburger als unabhängiges Reichslehen. Die Lehnsbande, welche diese Dynasten an das Reich knüpften, drückten nicht schwer; hier und da mochte einer oder der andre um Lohn und Auszeichnung etliche hundert Mann Hilfstruppen

stellen oder zuführen; schwerer fiel es manchen, sich der Macht und Vergrößerungssucht des päpstlichen Stuhls zu erwehren. Einige kleinere Territorien standen als Afterlehen des Reichs unter spanischer oder florentinischer Oberherrlichkeit. — In allen diesen fürstlichen Gebieten wurden die monarchischen Rechte und Regierungsformen in absolutistischem Sinne ausgebildet. Mit einem deutschen Fürstentum und dessen ständischem Wesen verglichen, sieht ein italienisches fast rechtlos aus: von landständischen Versammlungen blieb kaum ein Schatten bestehen; städtische Munizipalitäten wurden nur zur Unterlage und Stütze der Fürstengewalt nach Gutdünken und Willkür angewendet; die Vorgänge an den Höfen und in den Herrscherhäusern, die Streitigkeiten über Vorrang und Titel bilden den Hauptinhalt der italienischen Geschichte in dieser Periode. Der Glanz des gesellschaftlichen Lebens, gehoben durch elegante Manieren, durch Festlichkeiten, Schauspiele und musikalische Unterhaltung, mußte entschädigen für die historische Öde, für den Mangel nationaler Lebensthätigkeit, für den Verlust der Freiheit, der Ehre, des Volksglücks und aller der idealen Güter, die dem Dasein einer Nation und einem Staatsganzen eine würdige Grundlage, ein ernstes Ziel, einen ehrenwerten Charakter verleihen. Noch feierte die italienische Kunst, wie wir früher gesehen (X, 381 ff.), eine Nachblüte, welche die Leistungen der übrigen Völker weit übertraf, noch entlehnte die spanische und französische Litteratur ihre Vorbilder aus den glänzenden Städten der Apenninischen Halbinsel; noch galt der Neapolitaner Marini (X, 350) den Deutschen als Muster kunstvoller Poesie; noch bewunderte man die feinen Gesellschaftsformen, die Gewandtheit und Eleganz der Kavaliere, die Grazie und Anmut der Frauen, den Geschmack und Anstand in Tracht und Manieren, die Fertigkeit in Tanz und Spielen; aber der Boden, auf dem alle diese Vorzüge und Talente einst emporgewachsen, als die Sonne der Freiheit und Selbstregierung über Land und Volk leuchtete, schritt unter dem Gifthauch des Despotismus, der absoluten Willkürherrschaft einer Verdorrung oder Versumpfung entgegen. Aus dem alten Condottierenwesen gingen die Banditen hervor, die das Land unsicher machten, der Tyrannei als Werkzeuge dienten, Recht und Gericht durch Mord, Selbsthilfe und ruchlose Rachethat um Kraft und Ansehen brachten. Verwegene Burgherren in der Campagna, in den Maremmen, in den Bergen Unteritaliens hielten Hunderte von bewaffneten Banditen in Sold. Das italienische Volk, das ehedem so vielfach das geschichtliche Leben Europas in Fluß gesetzt, der Entwickelung und Bildung so viele Impulse gegeben, verfiel mehr und mehr in einen Zustand von Stagnation und staatlicher Entmündigung und wurde verdrängt und ausgeschlossen aus den weltgestaltenden und weltbewegenden Nationen.

2. Das obere Italien.

1. Savoyen und Piemont.

Emanuel Philibert, der uns wohlbekannte Feldherr Karls V. und Philipps II., hatte viele Jahre als fahrender Ritter im Ausland leben müssen, bis ihm der Friede von Cateau-Cambrésis das väterliche Erbe zurückgab (X, 843 ff.). Als er sechs Jahre nach dem Tod seines Vaters heimkehrte, von König Philipp geehrt und hochgeschätzt, von dem Hof in Paris mit einer reichen Gemahlin ausgestattet, aus dem Krieg nützliche Erfahrungen und einen ruhmbedeckten Namen mit sich tragend, begann für Savoyen-Piemont eine Zeit der staatlichen Wiedergeburt, eine Ära des Sammelns und Aufbauens der noch vorhandenen Bruchteile zu einem neuen nationalen Staatsganzen. Es dauerte mehrere Jahre, ehe Frankreich seine Besatzungstruppen gänzlich zurückzog, auch Turin, Pignerol und die andern Orte, die es noch in der Hand behalten, räumte. Wie gern hätte der waffengeübte Fürst auch die schönen Besitzungen am Lemanischen See und an der Ostseite des Jura, welche seinem Haus unter den Stürmen der Reformation in Genf, im Waadtland, in Unterwallis von den Bernern und ihren Eidgenossen entrissen worden (X, 632), wieder seinem Herzogtum beigefügt! Daß er aber deshalb mit der Schweiz keinen Krieg anfing, daß er sich unter die Notwendigkeit der gegebenen Verhältnisse beugte, sich eine weise Resignation auferlegte, zeugt von dem politischen Verstand, von der praktischen Staatsklugheit, die Emanuel Philibert auch in andern Dingen an den Tag legte. Durch den Friedensvertrag von Lausanne zwischen Bern und Savoyen, wurde die Mitte des Sees als Grenzlinie festgestellt, in der Art, daß Chablais und alle auf dem südlichen Ufer gelegenen Orte zu Savoyen, dagegen die Waadt sowie Genf und Chillon zu der Schweiz gehören sollten. Wohl konnten es die savoyischen Herzöge schwer verwinden, daß die schönen Landschaften, wo einst so viele edle Herren ihre Vasallen gewesen und stets treu zu ihnen gehalten, daß Chillon, die alte Zwingburg ihrer Vorfahren, an den republikanischen Bauern- und Bürgerstaat fallen sollte. Sie suchten die alten Sympathien bei dem Adel und dem Bischof von Lausanne lebendig zu erhalten, und mehr als einmal steigerten sich die geheimen Verbindungen und politischen Neigungen bis zu Verschwörungsversuchen, bis zu kriegerischen Rüstungen, bis zu drohenden Schilderhebungen. Alle Vorgänge in dem benachbarten Frankreich, alle Wechselfälle und Wechselstellungen in dem Partei- und Bürgerkrieg des sprachverwandten Landes zitterten in Savoyen und in den welschen Kantonen der Schweiz nach und nötigten Bern und den französischen Hof zur Wachsamkeit, manchmal zu kriegerischer und diplomatischer Einmischung, zur Ausgleichung, Vermittelung und Friedensstiftung. Die Reformation, die unter Berns Beihilfe in Waadt und Unterwallis durchgeführt worden, die durch Calvin in Genf ihre Hochwarte und Pflanzschule erhalten hatte, bildete einen unüberwindlichen Grenzwall gegen den

Staatliche Wiedergeburt unter Emanuel Philibert. 1553 (1559)–1580.

Okt. 1564.

katholischen Süden und die herzoglichen Schirmherren des Papismus. Sowohl die französischen Hugenotten, welche die freie Stadt Genf als den Hort ihres Glaubens, als den Vorort ihrer Kirche ehrten, wie die eidgenössischen Bürgerstädte hatten daher das größte Interesse, daß das Genfer Gemeinwesen, daß die Stadt Calvins ihre Unabhängigkeit bewahrte, nicht wieder unter den Einfluß oder die Herrschaft Savoyens zurückfiel. Diesem Zusammenwirken politischer und religiöser Motive war es zu danken, daß alle Versuche der savoyischen Herzöge, ihre frühere Hausmacht auf dem ganzen Gebiet des Lemanischen Sees wieder aufzurichten, die gelockerten aber noch keineswegs zerrissenen Fäden mit den aristokratischen Elementen der Umgegend fester zu knüpfen, die Stadt Genf, die mit der helvetischen Eidgenossenschaft nur in Bundesverwandtschaft stand, keineswegs als vollberechtigtes integrierendes Mitglied derselben angehörte, durch kriegerische Überfälle, durch einen unerwarteten Gewaltstreich an sich zu reißen, an dem Einspruch Frankreichs und insbesondere an der kriegsdrohenden Haltung Berns scheiterten. Und oft genug schwebten düstere Sturmwolken über dem Genfer Freistaat.

Regierung und Politik.

Emanuel Philibert selbst machte wohl keinen ernstlichen Versuch mehr, die Bestimmungen des Lausanner Friedens zu durchbrechen. Er hatte im eignen Land vollauf zu thun, die Nachwehen der Fremdherrschaft zu heilen, das verfallene Staatswesen auf neuer solider Basis aufzurichten, die obrigkeitliche Autorität in monarchischem Sinne fest zu begründen. Er hatte in der schweren Lebensschule, durch die seine Jugend gegangen, manches gelernt, was ihm nun bei der Einrichtung und Verwaltung des eignen Landes zu statten kam. Die Eindrücke, die er aus den Niederlanden heimbrachte, blieben nicht ohne Früchte: die Segnungen des Ackerbaus, des Handels, der Gewerbthätigkeit, die er dort vor Augen gehabt, wurden von ihm erkannt und gewürdigt, und soviel er vermochte, hat er den Künsten des Friedens stets seine Aufmerksamkeit zugewendet; durch Gründung der Universität Mondovi suchte er die Kultur zu heben. Um so weniger Gefallen fand er an den ständischen Rechten und Institutionen jener Provinzen, an den überlieferten Freiheiten, an der Selbstbestimmung und Mitwirkung der Staaten in den öffentlichen Angelegenheiten. Da sagten ihm vielmehr die Grundsätze Philipps II. zu, der stramme monarchische Absolutismus, der stumme Gehorsam und die demütige Gefügigkeit der Unterthanen. Wie der kastilische König umgab sich Emanuel Philibert mit einem Staatsrat, der die Regierungsgeschäfte nach dem Willen des Herzogs ausführte, und dem man doch zugleich die Verantwortlichkeit für den Gang der Verwaltung, für gehässige oder unvolkstümliche Maßregeln zuschieben konnte. Die Steuern und Abgaben für die Bedürfnisse des Staats und des Hofes ließ er durch seine Räte ohne Mitwirkung der Stände bestimmen und aufteilen, wobei auch der Adel beigezogen wurde, dessen Ritterdienste dafür aufhörten. Standen dem Herzog ja doch für Geld Söldner genug zu Gebote, mit denen er mehr ausrichten und freier verfahren konnte, als mit den

mittelalterlichen Lehnsmannschaften und Fähnlein. Die Spaltungen der Adelsgeschlechter nach den alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die französischen oder habsburgischen Sympathien, die alle Stände durchzogen und auseinander hielten, selbst die Verschiedenheit in religiösen Dingen, da zu den alten Waldensergemeinden noch Bekenner des calvinischen Lehrbegriffs in Piemont gekommen, erleichterten des Herzogs Bestreben, über allen diesen getrennten und gespaltenen Klassen, über allen diesen verschiedenartigen Interessen und Zwecken seine monarchisch-absolute Herrschergewalt aufzurichten. In der auswärtigen Politik schlug Emanuel Philibert die Bahn ein, die seine Nachfolger mit Glück gewandelt sind: er strebte nach der Freundschaft und Gunst mächtiger Staaten, ohne die Freiheit des Handelns und Entschließens nach Maßgabe der politischen Verhältnisse aus der Hand zu geben. Für das Habsburgsche Herrscherhaus hegte er stets besondere Zuneigung und verwandtschaftliches Interesse. Dem Kaiser Maximilian gab er einen Beweis, daß er die alte Zugehörigkeit Savoyens zum Reich nicht vergessen habe und nicht zu zerreißen gedenke, indem er auf dem Reichstag zu Augsburg erschien und einige hundert Reiter zum Türkenkrieg verhieß; 1566. und als im nächsten Jahr Herzog Alba mit einem zwischen Asti und Alessandria zusammengezogenen Heer über den Mont Cenis nach den Niederlanden zog, gab ihm der savoyische Landesherr das Geleit. Die Vorliebe für Habsburg hinderte ihn jedoch nicht, auch mit dem französischen Königshaus gute Beziehungen zu unterhalten: er leistete der Regierung Karls IX. und Katharinas von Medici während der Hugenottenkämpfe manchen Dienst, und als Heinrich III. den polnischen Thron verließ und über Venedig und Oberitalien in sein Vaterland zurückkehrte, wurde er von Emanuel Philibert mit großer Aufmerksamkeit empfangen und mit Hoffesten, Ritterspielen und dem ganzen Prunk, an dem die Fürstenwelt damaliger Zeit so großes Gefallen fand, bewirtet und unterhalten.

Resultate seiner Regierung. So waren die einundzwanzig Jahre seiner Regierung seit dem Frieden von Cateau-Cambrésis eine Wohlthat für das Land; wohl lastete ein starker Steuerdruck auf den Schultern des Volks; aber wo war es denn besser? Wohl mußten es die Unterthanen schwer empfinden, daß sie von aller Teilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben ausgeschlossen waren und nach dem Willen und Gutdünken des Herzogs von Räten und Beamten regiert wurden; aber der Absolutismus war ja damals die Krankheit der Zeit in großen und kleinen Staaten. Dagegen hat Emanuel Philibert den Staat aus einem vieljährigen Schiffbruch gerettet, die zersplitterten und schadhaften Teile zusammengefügt, dem Volk sein angestammtes Herrscherhaus, seine nationale Existenz, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Lebensgemeinschaft zurückgegeben.

Karl Emanuel. 1580—1630. Als Emanuel Philibert im Jahr 1580 aus der Welt ging, bestieg sein achtzehnjähriger Sohn Karl Emanuel den väterlichen Thron, den er fünfzig Jahre lang behaupten sollte. Er war kein unwürdiger Nachfolger seines Vaters, wie schon

daraus hervorgeht, daß ihm die savoyische Geschichtschreibung in der Folge den Beinamen „der Große" gegeben hat.

Seine Stellung zu Frankreich und der Schweiz. Da Emanuel Philibert die Herrschaft im Innern befestigt hatte, so konnte der neue Herzog sich mehr dem Gedanken einer äußeren Vergrößerung seines Landes hingeben. Durch seine Vermählung mit der Infantin Katharina, einer Tochter Philipps II., welche er im August 1585 in Turin als Fürstin einführte, wurde er mehr als sein Vorgänger in die Habsburgsche Hauspolitik und in die Bundesgenossenschaft des spanischen Herrschers gezogen. Wie dieser die religiösen Kämpfe der Zeit zur Grundlage und zum Ausgang seiner Kriegs- und Eroberungspolitik machte, so auch der Schwiegersohn. Wir werden bald erfahren, wie verwirrt die Lage Frankreichs war, als die beiden Heinriche mit den Guisen und der Ligue um die Krone des heiligen Ludwig auf Leben und Tod stritten und Philipp II. aus dem blutgetränkten Boden die Ernte einzuthun gedachte. In der Schweiz, wo Papst Sixtus V. eine eigne Nunziatur errichtete, um den
1586. Katholiken mehr Einheit zu geben, vereinigten sich die katholischen Kantone zu dem sogenannten Goldenen oder Borromeischen Bund, in welchem sie sich und ihre Nachkommen auf ewig verpflichteten, „bei dem wahren ungezweifelten alten apostolischen römisch-katholischen Glauben zu leben und zu sterben" (vgl. S. 70). Im nächsten Jahr schlossen die drei Waldstätte nebst Zug, Luzern und Freiburg mit Philipp II. einen Bund zu gegenseitigem Beistand: dem König sollte die Werbung von Truppen in ihrem Gebiet und der Durchzug durch ihre Berge gestattet sein, wogegen ihnen dieser Hilfe versprach, falls sie um der heiligen apostolischen Religion willen in einen Krieg verwickelt würden. Diese Jahre der politischen und religiösen Aufregung und Parteiwut benutzte Karl Emanuel, um unter dem Schild der Spanier und Guisen und mit dem Segen des Papstes die Markgrafschaft Saluzzo, die bei dem Erlöschen des alten markgräflichen Geschlechts von Heinrich von Navarra wegen angeblichen Lehnsnexus mit der Dauphinee in den französischen Staatsverband gezogen worden war, an sich zu reißen und zugleich gegen die reformierte Schweiz einen Handstreich zu unter-
1588. nehmen. Er eroberte Carmagnola, den Hauptwaffenplatz der Franzosen, besetzte, von Mailand aus unterstützt, Centallo, Saluzzo und Kastell Delfino und wies alle Unterhandlung mit dem französischen Hof zurück. Der gelungene Handstreich machte ihm Mut, auch Genf und die verlorenen Herrschaften in Waadt und Unterwallis wieder zu gewinnen. Er verstärkte seine Besatzungen in Thonon, Gex und Ripaille; in der Umgebung von Genf wurden Truppen angesammelt; in Lausanne entdeckte man eine Verschwörung der savoyischen Parteigenossen. In der Schweiz selbst war durch den Bekehrungseifer des Kardinals Carlo Borromeo und durch die Thätigkeit der Jesuiten und andrer Ordensbrüder die Fackel konfessioneller Zwietracht aufs neue entzündet worden; Luzern, die Urkantone, Ober-Wallis und Freiburg hätten es nicht ungern gesehen, wenn die ketzerischen Städte und Landschaften wieder unter katholische Herrschaft gebracht

und durch die Eroberer und Bekehrer in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückgeführt würden. Damals hat Bern der befreundeten Bundesstadt einen zweiten wichtigen Dienst geleistet. Im Einverständnis mit Heinrich von Navarra, dem gerade um diese Zeit die Krone Frankreichs zufiel, zog der Schultheiß Johann Wattenwyl wider Savoyen zu Felde und befreite durch das Treffen von St. Joire den calvinischen Freistaat von der Gefahr eines feindlichen Angriffs. Diese Gefahr wiederholte sich jedoch bald, als Bern, wo damals eine eigensüchtige, auf Genf neidische Faktion unter Wattenwyl großen Einfluß auf 1589.
die Politik des Kantons gewonnen hatte, sich mit dem Herzog auf Grund des Lausanner Friedensvertrags verständigte und die Bundesverwandten ihrem Schicksal überließ. Die Genfer verloren aber nicht den Mut. Sie wußten, daß die Herrschaft Savoyens nicht bloß ihrer Freiheit, sondern auch ihrem Glauben den Untergang bringen würde, und sie beschlossen mit ihrem Herzblut diese höchsten Güter des Menschenlebens zu verteidigen. Unterstützt von König Heinrich IV., dem Freund und Gönner der Calvinsstadt, der dem schlimmen Nachbar die Wegnahme der Markgrafschaft Saluzzo nicht verziehen hatte, widerstanden sie den Truppen des Herzogs, welcher durch die schonungslose Austreibung aller 1590.
Protestanten aus den von ihm besetzten Landschaften seinen feindseligen Sinn deutlich genug offenbarte. Der dreijährige Krieg, der nun die Fluren an der unteren Rhone durchtobte, war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Der Bürgerkrieg des Bourbonischen Königs gegen die Liguisten und ihren spanischen Bundesgenossen erschien dem Herzog als eine günstige Gelegenheit, sein Land zu vergrößern. In einem Augenblick, da die französische Monarchie sich wieder in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen in Gefahr stand, da die Guisen und der katholische Adel sich unabhängige Fürstentümer zu gründen bestrebt waren, da alle Nachbarn ihre gierigen Blicke nach dem in Todeskämpfen ringenden Reich richteten und Philipp II. bereits eine Art Protektorat über die liguistischen Teile der Nation ausübte, konnte ja der Schwiegersohn des spanischen Machthabers leicht ein Stück des schönen Provençalenlandes in seine Gewalt bringen. Als er in Verbindung mit Filippo d'Este, Marchese von S. Martino, einem Verwandten des Hauses Ferrara, der ihm mailändische Hilfstruppen zugeführt, die Küstenstädte Antibes, Fréjus u. a. O. besetzte und im November in Aix einzog, 1590.
fand er bei den liguistischen Provençalen Aufnahme und Unterstützung. Von Marseille eilte er nach Madrid, um nachdrücklichere Hilfe zu erlangen. Aber seine Triumphe waren nicht von Dauer. Lesdiguières und der Herzog von Epernon nahmen die Provençe für den König in Besitz, drängten den Herzog über die Alpen zurück und bedrohten ihn bald im eignen Land. Der Übertritt des Bourbon zur katholischen Kirche zerstörte vollends die Hoffnungen der Feinde auf die Fortdauer des Bürgerkriegs und die Zerstückelung Frankreichs und dämpfte auch die hochfliegenden Pläne des savoyischen Herzogs. Der Krieg, ohne Energie fortgesetzt und durch Waffenstillstände unterbrochen, nahm sein

Ende mit dem Frieden von Vervins, den Philipp II. kurz vor seinem Tod mit Heinrich IV. abschloß.

Der Friede von Lyon und der Tag der Sturmleitern in Genf. Aber noch immer blieb der Streithandel wegen Saluzzo unerledigt; der König wollte seine Ansprüche nicht aufgeben, Karl Emanuel nicht auf ein so günstig gelegenes Land verzichten, das er schon über ein Jahrzehnt als sein Eigentum angesehen und behandelt hatte. Der Vorschlag, Papst Clemens VIII., der den Frieden aufs eifrigste betrieb, zum Schiedsrichter zu wählen, fand keinen Jan. 1601. Beifall. Endlich wurde doch unter Vermittelung des päpstlichen Legaten in Lyon ein Ausgleich getroffen. Heinrich IV. übergab die Markgrafschaft Saluzzo ohne alle Lehnsverpflichtung dem Herzog von Savoyen, wogegen dieser die Ufer der Rhone von Genf bis Lyon nebst den Landschaften Bresse, Bugey, Valromey und der Stadt Gex am Jura abtrat. Doch auch jetzt noch trug sich Karl Emanuel mit Eroberungsplänen. Er bereute den Frieden von Lyon und suchte für die Abtretungen Ersatz an andern Orten. Er hoffte durch Birons Verschwörung, um die er wußte, am Ende doch noch die Provence zu erlangen. Vor allem aber reizte die ketzerische Stadt Genf seine Begierde. Als der Krieg gegen Frankreich seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, hatte er Waffenstillstand mit ihr geschlossen; allein sein Groll war darum nicht gemindert worden; dem Verwandten des spanischen Königshauses war die Stadt Calvins, der Hort der reformierten Lehre ein Dorn im Auge. Der religiöse Fanatismus beherrschte damals die Welt und die Gemüter der Menschen. Die Bande alter Zusammengehörigkeit wurden gelöst, Verbrechen und Blutschuld gegen Ketzer gebilligt und belohnt. Um die Zeit, da sich die Niederlande auf ewig trennten, schieden sich die Hirten und Volksgenossen, welche jahrhundertelang auf den Bergen und Triften des Appenzeller Landes in Frieden und Eintracht ihre Herden geweidet, 1597. in zwei Heerlager, in das katholische Innerrhoden und das reformierte Außerrhoden. In jenen Tagen religiöser Aufregung, da in Frankreich der Königsmord ausgesonnen, in Deutschland der blutige Religionskrieg vorbereitet, in Spanien die Austreibung der Morisken ins Werk gesetzt wurde, erneuerte auch der Herzog von Savoyen seine Anschläge wider Genf. In der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 1602 wurden heimlich Sturmleitern angelegt, um die Stadt zu überrumpeln. Schon hatten die Soldaten die Mauern erstiegen, als die Bürger die ihnen drohende Gefahr erkannten und mit todesmutiger Anstrengung die Feinde zurückschlugen. Noch bis zur Stunde feiern die Genfer diese männliche That ihrer Vorfahren in dem „Fest der Sturmleitern“. Um solchen Anschlägen, die sich unter Karl Emanuel noch zweimal wiederholten, für die Zukunft sicherer vorzubeugen, wurden die Mauern und Festungswerke verstärkt. So blieb das freie Genf die Burg des Protestantismus für die romanische Welt.

Streit mit den Gonzaga wegen Montferrat. Kurz vor seinem Tod öffnete sich dem Herzog von Savoyen eine neue Aussicht auf Landerwerb. Die Markgrafschaft Montferrat war nach dem Aussterben der alten Dynastie im Jahr 1533 (VIII, 374) an den Herzog Ferdinand Gon-

zaga von Mantua gekommen, den wir als treuen Anhänger und ergebenen Diener Karls V. und als Statthalter von Mailand kennen gelernt (X, 743). Beinahe hundert Jahre blieb sein Geschlecht im Besitz der beiden Herrschaften; auch Guastalla und andre kleinere Territorien kamen noch dazu, wurden aber wieder vom Hauptland getrennt, wodurch sich eine Seitenlinie abzweigte. Ein andres Glied der Familie, Lodovico da Gonzaga, trat in die Dienste Frankreichs und erwarb durch seine Vermählung mit Henriette, der Erbtochter des Herzogs Franz von Nevers, dieses Herzogtum, das er auf seinen Sohn Karl vererbte. Die Hauptlinie, die in Mantua und Casale glänzende Fürstenhöfe unterhielt und dem Habsburgschen Herrscherhaus stets die Treue und Hingebung des Ahnherrn bewahrte, erlosch im Jahr 1627 mit Herzog Vicenzio II. Nun erhob Karl Emanuel Ansprüche auf die so günstig gelegene Markgrafschaft Montferrat, teils auf Grund alter Lehnsverhältnisse, teils wegen verwandtschaftlicher Beziehungen beider Häuser durch Heiraten. Daraus ging der Mantuanische Erbfolgekrieg hervor, den wir an einem andern Ort kennen lernen werden. Karl Emanuel erlebte den Ausgang nicht mehr; aber sein Sohn und Nachfolger Viktor Amadeus erlangte im Frieden von Chierasco wenn auch nicht 1631.
die ganze Markgrafschaft Montferrat, so doch einige Städte und Landschaften derselben.

2. Genua.

Die Republik unter dem Einfluß der Doria.

Seitdem der Seeheld Andreas Doria seiner Vaterstadt die republikanische Verfassung gegeben, die wir früher kennen gelernt (X, 298. 299), war Genua mit dem spanisch-habsburgischen Herrscherhaus aufs innigste befreundet. Genuesische Galeeren bildeten den wichtigsten Bestandteil der kaiserlichen wie der spanischen Flotte; genuesische Admirale, meistens aus der Familie Doria, führten den Oberbefehl zur See; genuesische Matrosen und Seesoldaten dienten auf den Schiffen Karls V. und Philipps II. Diese Verbindung brachte dem regsamen Freistaat große Vorteile und entschädigte ihn einigermaßen für die Verluste in der Levante und im Ägeischen Meer, wo die Türken ihm allmählich alle Besitzungen entrissen, endlich auch noch die schöne Insel Chios. Aus Spanien und den Kolonien trugen die rührigen Bewohner Genuas manchen Gewinn heim; in der Apenninischen Halbinsel selbst kamen die Gewerbe, die Kunstindustrie, der Marktverkehr großenteils in ihre Hände; die Seekriege brachten Sold, Lohn und manche wertvolle Beute. Auch in politischen Dingen kam den Genuesen die Freundschaft Spaniens zu statten. Bei der großen Aufregung, welche zur Zeit der Spannung zwischen Kaiser und Papst die ganze Halbinsel durchzog (X, 744), hätte das revolutionäre Vorgehen des Gian Luigi de' Fieschi leicht die Republik wieder in die alte Verwirrung, in die blutigen Parteikämpfe früherer Jahre zurückwerfen können, wäre nicht durch die Macht und den Einfluß des Kaisers die diktatorische Autorität der Dorias erhalten worden. Wie sehr immer

bei Entwerfung und Einführung der republikanischen Verfassung der genuesische Patriot Andreas bedacht gewesen war, durch kluge Verteilung der öffentlichen Gewalt unter die angesehensten Familien des alten und jungen Adels und der Bürgerschaft die tiefgewurzelte Eifersucht zu brechen und ein vaterländisches Gemeingefühl zu erwecken, wie kunstreich das Staatsgebäude gefügt, wie umsichtig die Rechte und Machtbefugnisse der beiden Räte und der Regierungskollegien festgestellt worden: die Parteiung, die bürgerliche Zwietracht, der Neid und Ehrgeiz der Geschlechter und Familien gegeneinander, die Intrigen und Demagogenkünste einzelner Ehrsüchtigen, die politische Leidenschaftlichkeit waren in den langen heftigen Bürgerkämpfen, unter den Stacheln der Verfolgung, der Verbannung, der Blutrache zu tief in den ganzen Staat, in die höheren Gesellschaftskreise, in die Gemüter aller Bewohner eingedrungen, als daß nicht viele Malkontente und Neuerungssüchtige mit Verdruß und Unmut auf das Verfassungswerk des Admirals geblickt, viele Mißvergnügte und Unzufriedene in der nicht ohne Willkür und Gewalt durchgeführten Staatsordnung eine aufgedrängte Zwingherrschaft zu finden geglaubt hätten. Manche hielten sich für verkürzt und zurückgesetzt im Vergleich mit andern, und vielen vom alten Adel war es unerträglich, daß die Familie Doria fast eine fürstliche Macht und Autorität besitzen und daß diese Machtstellung nach dem Hingang des hochbetagten Dogen wie ein Familienerbe auf dessen Neffen Gianettino Doria, einen hoffärtigen, übermütigen, eiteln jungen Mann, übergehen sollte. Gianettino hatte mit Glück gegen Dragut gestritten; der greise Oheim, der seine Tage meistens zurückgezogen in seinem Palast verbrachte, überließ dem Neffen die Führung der Flotte; der Kaiser gab der Familie Doria bei jeder Gelegenheit Beweise von Gunst.

Fiescos Verschwörung. 1547. Alle diese Umstände wirkten zusammen, das Selbstgefühl des jungen Edelmanns zu steigern. Stolz auf seine Verdienste, auf seinen Namen, auf die Ehre des Geschlechts, trug er das Bewußtsein seines Werts und seiner Bestimmung allzumerklich zur Schau und erregte dadurch Neid und Ärgernis. Die alte Eifersucht der Fieschi gegen die Doria erwachte mit neuer Stärke; und das Haupt der ersteren, der schöne, reiche, hochbegabte Gian Luigi de' Fieschi Graf von Lavagna und Herr von Pontremoli, der persönlich von Gianettino beleidigt worden war, faßte den Plan, die Verfassung von Genua umzustürzen, die Republik dem Einfluß der Familie Doria zu entziehen und der italienischen Liga zuzuführen, die sich damals unter der Ägide des Papstes und des Königs von Frankreich zu bilden begann. Pier Luigi, der Fürst von Parma und Piacenza, Pauls III. Nepote, knüpfte die Fäden der Intrigen, welche der spanisch-kaiserlichen Vorherrschaft in der Halbinsel ein Ende bereiten sollten. Die Vorbereitungen zu dem kühnen Wagnis waren mit sicherer Hand getroffen: von seinen Gütern und Herrschaften stand dem Grafen eine gute Zahl handfester Leute zu Gebote; die Ausrüstung einiger Galeeren behufs einer angeblichen Kriegsfahrt

gegen die Ungläubigen gab ihm Gelegenheit, einige hundert Söldner anzuwerben; malkontente Edelleute schlossen sich bereitwillig an ihn an; die einen aus Haß, Ehrgeiz, Neuerungssucht, andre um sich aus zerrütteten Vermögensverhältnissen herauszureißen, oder aus andern Motiven. In der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1547 griffen die Verschwornen in zwei Haufen geteilt unter der Führung Gian Luigis und seiner beiden Brüder Girolamo und Ottobuono zugleich die Galeeren der Doria im Hafen und das Thor von S. Thomas an. Als Gianettino den Tumult hörte, eilte er sogleich zur Stadt, wurde aber auf der Straße niedergestoßen; Andrea entfloh nach einem Schloß der Spinola; alles schien für die Doria verloren; auch im Hafen siegten die Verschwornen. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein und veränderte die ganze Lage. Als der Graf eine Galeere besteigen wollte, fiel er bei der Dunkelheit in das Wasser des Hafens und wurde durch seine schwere Rüstung auf den Grund gezogen. Dadurch scheiterte das ganze Unternehmen. Fiesco war die Seele des Komplotts gewesen; seine Hand hatte alle Fäden gelenkt; mit seinem Tod war alle Einheit und Planmäßigkeit dahin; Verwirrung und Ungewißheit bemächtigte sich der Verschwornen; sie gaben das Vorhaben auf, durch einen revolutionären Handstreich die Regierung zu stürzen und die obrigkeitliche Gewalt in die eigne Hand zu nehmen, und erklärten sich bereit, als man ihnen Verzeihung und Straflosigkeit verhieß, die errungenen Vorteile aufzugeben. So erhielt sich das Dogenregiment in der Autorität; die Fieschi wichen aus der Stadt, aber die Rache folgte ihnen auf dem Fuße nach. Andrea Doria setzte es bei dem Rat durch, daß die Amnestie nicht gehalten ward. Die Häupter der Verschwornen, in erster Linie die beiden Brüder Gian Luigis, wurden aus der Republik verbannt; alle Herrschaften des Grafen wurden eingezogen, sein schöner Palast in der Stadt zerstört. Von da an bestand Haß und Todfeindschaft zwischen den Familien Fieschi und Doria, bis der alte Doge Andrea im November 1560 starb.

Fiescos Gemahlin, Eleonore Cybò, eine Frau von glänzenden Talenten, begab sich in ihre Heimat, das Fürstentum Massa-Carrara, und schloß später eine zweite Ehe mit Chiappino Vitelli, einem toscanischen General, welcher, in spanische Dienste getreten, bei der Belagerung von Zierikzee im Jahr 1576 den Tod fand. Eleonore starb 1594 in Florenz. Auch Giulio Cybò von Massa-Carrara wurde in den Sturz des ihm verwandten Hauses Fieschi hineingerissen. Als er mit vertriebenen Genuesen sich in konspiratorische Umtriebe gegen Andrea einließ, wurde er in Pontremoli gefangen genommen und in Mailand enthauptet. 1548.

Fortdauernde Parteiung.

Die Verschwörung Fiescos hatte neben den persönlichen Motiven auch den Zweck, die Republik Genua, welche durch die Doria, Spinola u. a. ganz in die spanisch-habsburgische Politik hineingezogen worden, wieder mehr Frankreich, dem alten Bundesgenossen, zu nähern. Der Versuch war fehlgeschlagen; Genua behielt seine Stellung und diente den Interessen Spaniens. Aber der Wunsch nach einer Änderung der äußeren Lage und der inneren Zustände lebte in den Gemütern fort und bei jeder Bewegung offenbarte es sich, daß ein Teil der

Bürgerschaft Sympathien für Frankreich hegte. Allein bei der Zerfahrenheit dieses Nachbarstaats während der Religionskriege behielt die spanische Partei die Oberhand. Bei dem Aufstand der Corsen in den sechziger Jahren, der einen Abfall der Insel von den genuesischen Herren und einen Anschluß an Frankreich zum Zweck hatte, wie er zwei Jahrhunderte später sich vollzog, gelang es der Republik unter dem Beistand spanischer Galeeren, der Rebellion Meister zu werden und ihre Herrschaft über Corsica aufs neue zu befestigen. Einige Jahre
1568. nachher brach die bürgerliche Parteiung in neue Flammen aus. Die alten Adelsgeschlechter, ergrimmt, daß der neue Adel, der sich jedes Jahr durch den gesetzlichen Eintritt angesehener Familien aus den Popolanen (Aggregation) verstärkte, immer mehr Boden gewann und die Zahl der Teilnehmer an dem Regiment der Stadt und an den Ratsstellen sich dadurch immer mehr vergrößerte, suchten mit Hilfe des spanischen Königs sich einige Vorrechte zu sichern, eine aristokratische Sonderstellung zu gewinnen, eine bevorzugte Nobilität zu bilden. Der neue, aggregierte Adel oder das Patriziat, dem die reiche Kaufmannschaft angehörte, geriet über diese Versuche einer hochmütigen Oligarchie in Wut; es kam zu feindseligen Auftritten; die jüngeren Geschlechter wiegelten das von dem Staatsleben gänzlich ausgeschlossene Volk auf; man richtete seine Blicke abermals nach Frankreich. Die hochadligen Herren entzogen sich dem drohenden Sturm, indem sie die Stadt verließen. Allein sie setzten sich in den Nachbarorten fest, nahmen eine kriegerische Haltung an und sahen sich nach Hilfe um bei Spanien, bei dem Kaiser, bei dem Papst. Die in der Stadt Zurückgebliebenen rüsteten auch ihrerseits zum Kampf und hofften auf Unterstützung von Frankreich. Da erscholl die Nachricht, Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto, sei mit einer Flotte im Golf von Spezzia gelandet, angeblich in der
1575. Absicht, mailändische Truppen zu einem neuen Kriegszug gegen die Türken aufzunehmen. Ein finsterer Verdacht erfaßte die Genuesen, der spanische Prinz, von dem es bekannt war, daß er nach einer selbständigen Herrschaft strebe, möchte sich mit Hilfe der Ausgewanderten zum Herrn der Republik aufschwingen. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Gemüter; in ganz Oberitalien herrschte eine unheimliche Gärung. Frankreich und Toscana, eifersüchtig auf das Übergewicht der Spanier in der Apenninischen Halbinsel, unterhielten heimlich Verbindungen mit den Genuesen der Stadt und zogen auf den Grenzen Truppen zusammen. Da schien es dem König Philipp II., dem damals gerade die niederländischen Unruhen Sorge genug bereiteten, geraten, der Bewegung in Italien, die leicht einen allgemeinen Krieg herbeiführen konnte, Einhalt zu gebieten.

Verfassungsreform. Nun wurde durch die schiedsrichterliche Vermittelung des Papstes, des Kaisers und des Königs von Spanien und unter dem Eindruck der französischen und toscanischen Grenztruppen in der Nähe, zwischen den feindlichen Parteien
März 1576. eine Ausgleichung versucht, die nach langen Unterhandlungen zu einer Reform

der Verfassung führte. Nach dieser neuen republikanischen Konstitution wurde eine Vereinbarung zwischen dem alten Adel und dem Patriziat dahin getroffen, daß beide Teile sich zu einer gleichberechtigten Adelsgemeinde zusammenschlossen, aus welcher ohne Unterschied die vierhundert Senatoren gewählt und alle Staatsämter besetzt werden sollten. Neue Aufnahmen in diese regierende Körperschaft sollten nicht ganz ausgeschlossen sein, doch nur auf einzelne Würdige beschränkt werden und der ganzen erweiterten Adelsgemeinde die Beschäftigung mit dem Großhandel frei stehen; nur sollte kein Edelmann einen offenen Laden halten oder ein Handwerk treiben dürfen. Diese Erwerbsquellen sollten der niederen Bürgerschaft vorbehalten bleiben, der man auch noch den Zutritt zu einigen untergeordneten Verwaltungsämtern gestattete. Das Tragen der Waffen im gewöhnlichen Leben wurde untersagt, für die peinliche Gerichtsbarkeit eine eigne Rota unter Leitung von drei fremden Rechtskundigen aufgestellt und zur Ausgleichung und größeren Verschmelzung der verschiedenen Elemente in der neuen Aristokratie eine Art schiedsrichterlicher Behörde errichtet. Infolge dieser billigen und verständigen Verfassungsreform, deren Zustandekommen hauptsächlich dem Matteo Senarega vom Patriziat zu danken war, erfreute sich die Republik Genua auf lange Zeit eines ungestörten bürgerlichen Friedens, so daß sie ihre Thätigkeit und Aufmerksamkeit mehr als zuvor der Marine, dem Handel, der Industrie und dem Bankwesen zuwenden konnte. Ihrer Nähe und moralischen Unterstützung hatte es auch Lucca zu verdanken, daß sich die auf ähnlichen Grundlagen und Gliederungen aufgebaute republikanische Verfassung erhielt und der kleine Freistaat nicht von dem mächtigen Nachbar, dem Großherzogtum Toscana, verschlungen ward.

3. Parma.

Acht Monate nach dem Scheitern der Verschwörung der Fieschi in Genua wurde Pier Luigi Farnese, dem sein Vater Papst Paul III. die Herrschaft über Parma und Piacenza verschafft hatte, das Opfer des Hasses, den er sich durch seinen Frevelsinn zugezogen (X, 755). Sein Sohn Ottavio Farnese, der Gemahl der Kaisertochter Margarete, behauptete sich in dem väterlichen Erbe und erlangte auch mit der Zeit, daß die spanische Besatzung die solange von ihr gehütete Citadelle von Piacenza räumte. Von seiner Gemahlin lebte er meistens getrennt. Auch als sie der Statthalterschaft in den Niederlanden entsagte und nach Italien zurückkehrte, hielt sie sich auf den Gütern auf, die ihr der königliche Halbbruder in Neapel angewiesen. Als Ottavio und Margarete in einem und demselben Jahr 1586 starben, fiel das Herzogtum an ihren Sohn Alessandro, den tapferen Feldherrn und Gouverneur in Brüssel, der zwanzig Jahre vorher seine schöne portugiesische Gemahlin im glänzenden Festzug in Parma eingeführt hatte. Für Alessandros kriegerische Herrschernatur war das kleine italienische Fürstentum kein Schauplatz; ihm war eine wichtigere Lebensaufgabe beschieden

Die Farnese.

10. Sept. 1547.

als das unscheinbare Regiment in dem väterlichen Erblande. Er fand seinen
3. Dez. 1592. Ruhm und seinen Tod in den Niederlanden. Als er in Arras aus der Welt schied, folgte ihm in der herzoglichen Würde sein Erstgeborner, Ranuccio, ein habgieriger, tyrannischer und frevelsinniger Fürst, den man beschuldigte, daß er
1612. eine Verschwörung mehrerer Adelshäupter fälschlich in Szene gesetzt habe, um sich des Vermögens der Hingerichteten zu bemächtigen. Die Verwandten erhoben das Schwert der Blutrache und sagten dem Herzog Fehde an; nur der vermittelnden Intervention Spaniens war es zu verdanken, daß nicht die alten Familienkriege früherer Jahrhunderte wieder auflebten. Ranuccio starb im Jahr 1622 und hatte seinen Sohn Odoardo, den ihm seine Gemahlin Margherita Aldobrandini, eine Nepotentochter des Papstes Clemens VIII., geboren, zum Nachfolger. Die Ehe, durch häuslichen Unfrieden gestört, war lange kinderlos gewesen, so daß Ranuccio bereits einen unechten Sohn Ottavio zum Erben ausersehen hatte. Nun fürchtete er, der kühne volksbeliebte Mann möchte die rechtmäßige Nachkommenschaft verdrängen. Er ließ ihn daher in das feste Schloß von Parma
Odoardo. 1622–1646. bringen, aus dem er nicht wieder lebendig herauskam. Odoardo war ein Fürst von Talent und Beredsamkeit, aber aus Eigenliebe und Eitelkeit verzettelte er die Kräfte seines Landes in unfruchtbarem Kleinkrieg.

4. Venedig.

Die Markusrepublik und ihre Feinde. Die Markusrepublik, die alte Nebenbuhlerin Genuas, hielt sich frei von den bürgerlichen Kämpfen, welche die Kräfte des ligurischen Freistaats verzehrten und das öffentliche Leben zersetzten und unterwühlten. Die geschlossene Aristokratie, die das Regiment mit eiserner Hand führte, war stark genug, alle inneren Bewegungen durch Schrecken und Vorsichtsmaßregeln niederzuhalten. Auch die jüngeren Geschlechter, die seit 1582 größeren Einfluß auf den Gang der Regierung erlangten, wurden durch ihre liberaleren Ideen gegenüber der Kirche und der Priesterschaft nicht zu Änderungen in dem überlieferten politischen System fortgerissen. Aber die äußere Macht und Autorität vermochte die Signorie, trotz aller politischen Klugheit und Energie, der stolzen Stadt an der Adria nicht zu bewahren. Wie sehr sie sich anstrengte, bald durch Friedensverträge und Geldopfer, bald durch Kriege der vorwärtsdringenden Gewalt der Osmanen Einhalt zu gebieten, ihre Besitzungen im Ägeischen Meer, in Morea und auf den Inseln, wenn auch mit Tribut an die Pforte zu erhalten und ihren levantischen Handel zu retten, wir werden in dem nächsten Abschnitt erfahren, wie die Republik allmählich aus allen ihren Niederlassungen und Territorien verdrängt ward, wie sie mit allem Ringen und Kämpfen, mit allem Mannesmut und patriotischen Hochgefühl den Gang des Schicksals nicht zu hemmen, das Sinken und den allmählichen Verfall ihres stolzen Freistaats nicht abzuwenden vermochte. Im sechzehnten Jahrhundert ging Cypern verloren; im siebzehnten entbrannte der letzte Riesenkampf um Kandia. Und nicht bloß in fernen Meeren hatten die

Venetianer Feinde abzuwehren, selbst in den Küstenländern, die das Adriatische Meer bespült, in Dalmatien, in Istrien, an den Abhängen der Julischen Alpen hatten sie feindliche Kriegshaufen, umherstreifende Raubscharen, barbarische Völkerschaften zu bekämpfen.

Vom alten Salona bis an den Küstensaum, der den Pomündungen im Osten gegenüberliegt, hatten sich, vor den Türken flüchtend, dalmatische und andre slawische Scharen zu einem eignen Volksstamm vereinigt, dessen Name Uskoken die Entstehung aus Flüchtlingen und Banditen andeutete, ein Ursprung, den sie auch durch ihr Leben und Handeln bewährten. Solange die Uskoken ihre Raubfahrten zu Land und zur See gegen die Türken und Korsaren richteten, wurden sie von den Venetianern nicht gestört und erfreuten sich sogar des Schutzes und der Begünstigung des Kaisers, dem sie als Gegenmacht gegen die Heerhaufen der Osmanen und die feindlichen Horden der Mortolosen in den Grenzlanden gute Dienste leisteten. Mit der Zeit aber wurden die Uskoken auch den venetianischen Fahrzeugen lästig; und da zugleich die Pforte die Republik drängte, die Herrschaft und den Schutz des Adriatischen Meeres, die sie eifersüchtig in Anspruch nahm, nachdrücklicher zu wahren, so schritt die Signorie, um einem Krieg mit den Osmanen auszuweichen, zur Bekämpfung der seeräuberischen Uskoken. 1615. Die Venetianer blockierten deren Hafenorte, belagerten ihre festen Plätze und suchten ihnen die Auswege nach dem Meer abzuschneiden. Die Uskoken leisteten den tapfersten Widerstand; sie machten zu Lande räuberische Streifzüge in das venetianische Istrien und brachten zugleich eine venetianische Galeere auf. Die Österreicher gewährten den Uskoken, den Feinden ihrer Feinde, Schutz und duldeten die Durchzüge derselben durch ihr Gebiet. Darüber kam es auch bald zu Feindseligkeiten zwischen der Republik und dem Kaiserstaat. Venetianische Truppen streiften bis in die Nähe von Görz und Gradisca; die Österreicher vergalten mit einem Einfall in Friaul; das ganze gebirgige Küstenland am Golf von Venedig füllte sich mit wilden Kriegsszenen, mit Verwüstung und grausamer Gewaltthätigkeit. Die Einmischung der Spanier und Franzosen, des Großherzogs von Toscana und Karl Emanuels von Savoyen brachte keine Beilegung und Vermittelung, sondern mehrte die Verwickelungen und wies dem Kampf weitere Dimensionen. Die Markusrepublik nahm Graubündner Reisläufer in 1617. Sold und schloß einen Kriegsbund mit den Niederländern.

Krieg mit den Uskoken.

Die durch diese und andre kriegerischen und politischen Bewegungen in Italien hervorgerufene Aufregung und Verwirrung brachte einige ehrgeizige 1618. Staatsmänner auf den Gedanken, durch einen revolutionären Staatsstreich in der Lage der öffentlichen Dinge der Halbinsel eine Veränderung herbeizuführen, Spaniens Übermacht zu verstärken oder für sich selbst Herrschaften zu gewinnen. Es waren nicht die Häupter der großen Staaten, wie einst bei der Liga von Cambrai, durch welche die Republik Venedig in ihrer Existenz bedroht ward; zu solchen Gewaltunternehmungen ließ es die rivalisierende Politik Frankreichs

Verschwörung gegen Venedig.

und Spaniens nicht kommen; es war nur der Versuch einiger herrschsüchtigen Intriganten, durch ein konspiratorisches Komplott das Regiment der Markusrepublik zu stürzen und die Herrschaft über die Adria den Oligarchen in Venedig zu entreißen. Die Seele der Verschwörung scheint der Herzog von Ossuña, Vizekönig von Neapel, gewesen zu sein; Teilnehmer und Mitwisser waren der spanische Botschafter in Venedig, Alfons de Cueva, Marchese von Bedmar und Pietro de Toledo, Statthalter von Mailand. Einige französische Offiziere in venetianischem Sold sollten den Plan in Vollzug setzen. Die Unsicherheit, die durch den rasch nacheinander erfolgten Tod zweier Dogen in dem Regiment der Republik eintrat, schien das Unternehmen zu begünstigen. Allein der Rat der Zehn erhielt noch zeitig genug Kunde von dem Komplott, um es im Keim zu
Mai 1618. unterdrücken. Die Hauptteilnehmer wurden ergriffen und hingerichtet.

Umtriebe des Vizekönigs von Neapel.

Auf die Klage des venetianischen Gesandten am Madrider Hof beschloß die spanische Regierung, um den Verdacht einer Begünstigung des Vorhabens von sich abzuwenden, die Abberufung des Marchese von Bedmar und des Mailänder Gouverneurs. Der Herzog von Ossuña suchte sich nun in die Lage zu setzen, einem gleichen Schicksal durch Selbsthilfe begegnen zu können. Er vermehrte seine Streitkräfte zu Land und zur See, und als die verstärkte Steuererhebung und die Einquartierung der anmaßenden Soldtruppen Unzufriedenheit im Lande erregten und zu Beschwerden in Madrid führten, beschritt er die Bahn des Demagogen. Er stiftete Zwietracht und Eifersucht zwischen Adel und Volk, indem er das letztere erleichterte und günstig für sich zu stimmen suchte. Wirklich wurde auch ein Bevollmächtigter von Neapel nach Spanien geschickt, um die Zufriedenheit des Volks mit der Verwaltung des Vizekönigs auszudrücken und die Abberufung desselben, wenn eine solche beabsichtigt sei, zu hintertreiben. Da diese Künste wenig Erfolg hatten, nahm Ossuña französische und wallonische
1619. Miettruppen in seinen Dienst und gedachte sich unter Beihilfe der mit der spanischen Herrschaft unzufriedenen Neapolitaner mit Gewalt im Besitz seiner Stelle zu behaupten und sich zum unabhängigen Herrn des schönen Königreichs zu machen. Die öffentlichen Zustände Spaniens waren ja damals so zerrüttet, daß einem unternehmenden Mann, wenn er alles einsetzte und von einigem Glück begünstigt war, ein kühnes Wagstück wohl gelingen konnte. Von Frankreich und Savoyen durfte man bei einiger Aussicht auf Erfolg wohl auf Unterstützung hoffen. Hatte doch Wilhelm von Oranien einer viel stärkeren Macht mit Glück widerstanden. Aber die Neapolitaner waren keine Holländer; der Beistand des Volks war weder stark noch nachdrücklich genug, um dem Vizekönig den nötigen Rückhalt zu gewähren, bis sich Frankreich und Savoyen offen für ihn erklärt haben würden. Und da Venedig, so wenig es auch Ursache hatte die spanische Herrschaft zu erhalten oder zu stärken, doch lieber das matte Regiment eines Vizekönigs als die usurpatorische Gewalt eines Emporkömmlings in Neapel walten sah und keine Veränderung in den bestehenden Zuständen wünschte, so

vermochte Ossuña seine Umsturzpläne nicht durchzuführen. Er fiel hauptsächlich durch dieselbe Republik, die er hatte stürzen wollen. Als der neue Vizekönig in Gaeta landete und durch den Befehlshaber des Castello nuovo heimlich in Neapel 1620.
eingeführt ward, mußte Ossuña weichen. Er schiffte sich nach Spanien ein, um sich dem König zu Füßen zu werfen und Verzeihung zu erflehen, daß er durch Demagogenkünste und konspiratorische Mittel die spanische Vorherrschaft in der Apenninischen Halbinsel hatte befestigen und stärken wollen.

5. Ferrara und Modena.

Seitdem das Haus Este zu den Reichslehen Modena und Reggio auch noch Die Este.
Ferrara als Lehen der Kirche erhalten hatte (IX, 837), ragte der herzogliche Hof von Ferrara an Macht und Reichtum wie an Pracht und Bildung unter den kleineren Herrschaften weit hervor. Der Stamm der Este, singt Bojardo, war dazu bestimmt, Tapferkeit, Tugend, Kourtoisie, heiteres Leben in der Welt zu erhalten. Schon Alfons I. und sein Bruder Hippolyt gaben dem Hause Glanz Alfons I. † 1535.
und Ansehen, wozu die Frauen nicht wenig beitrugen. Alfons' Gemahlin war Lucrezia Borgia (IX, 708). In des Vaters Geist wirkte Ercole I., ein getreuer Ercole I. 1535—1559.
Anhänger Karls V., während seine Gemahlin Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, die Interessen ihres Heimatlandes vertrat. Wir wissen, daß sie der neuen Lehre zugethan war, daß Clement Marot, der Dichter, daß der flüchtige Calvin, daß alle reformatorisch gesinnten Männer in Italien sich ihres Schutzes und Beistandes erfreuten. Wie viele Bitterkeiten sie auch um ihrer religiösen Richtung willen zu erfahren hatte, sie folgte dem Zuge ihres Herzens. Auch als sie nach dem Tod ihres Gemahls in ihr Vaterland zurückkehrte, blieb sie ihren reformatorischen Ansichten treu.

Den höchsten Glanz entfaltete der Hof von Ferrara unter Ercoles Sohn Alfons II. 1559—1597.
und Nachfolger Alfons II., dem Gönner und Verfolger Tassos (X, 327 ff.). Der Herzog selbst, der durch seine erste Gemahlin Lucrezia de' Medici und nach deren frühem Tod durch seine zweite Ehe mit der Erzherzogin Barbara dem Florentiner Hof nahe verwandt war, sowie seine Schwestern Lucrezia, nachmals die Gattin des ritterlichen Herzogs Francesco von Urbino, die auch nach ihrer Ehe meistens in Ferrara lebte, und Leonore, „still, kränklich, zurückgezogen, aber wie ihre Schwester von starken Zügen des Gemüts", liebten und beförderten Künste und Poesie und gaben dem italienischen Hofleben jenen romantischen Schwung, jene dramatische Mannigfaltigkeit, welche die Phantasie fesselten, die vornehme Gesellschaft in Entzücken versetzten. Da wurde bald in einem Ritterspiel, „Castello di Gorgoferusa", bald in einem andern „Monte di Feronia", bald wieder in dekorativen Darstellungen mit dem künstlichsten Maschinenwerk gewetteifert, hohe Herrschaften zu unterhalten und auch von dieser Seite her dem späteren Zentralpunkt geistigen Lebens des italienischen Volks, der heroischen Oper vorgearbeitet. Künstlerische Wettkämpfe und wissenschaftliche Disputationen

wechselten mit Turnieren und allegorischen Aufzügen ab. Mit dieser Prachtliebe verband Alfons einen brennenden Ehrgeiz, der ihn verleitete, sich in politische und kriegerische Unternehmungen einzulassen, welche die Grenzen seiner Macht weit überstiegen und den Unterthanen große Lasten auflegten, und einen tyrannischen Geist, der nur auf Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Selbstsucht, seiner Fürstenlaune gerichtet war. So führte er als ergebener Anhänger des 1566. Hauses Österreich dem Kaiser eine Hilfsarmee von 4000 Mann, darunter 300 wohlgerüstete Edelleute mit ihren Dienern zu. Zwei Jahre später sandte er seinen Oheim mit einem Heer von gleicher Zahl nach Frankreich. Ferrara galt als eine der stärksten Festungen; 27,000 Mann waren in die Milizen eingeschrieben. Die Bewerbung um die Krone Polens, zu welchem Zweck er den Battista Guarini, den Verfasser des Pastor Fido, als Gesandten nach Krakau abordnete, verursachte dem Herzog viele unnötige Ausgaben. Den Bolognesen war er ein schlimmer Nachbar.

Vor allem stand sein Sinn auf die Vermehrung seiner Einkünfte ohne alle Rücksicht auf die Wohlfahrt des Volks. Während er die Dämme und die Flußregulierungen, auf denen die Fruchtbarkeit des Landes beruhte, in Verfall geraten ließ, so daß Überschwemmungen und Versandungen eintraten, machte er die Rechte seiner Kammer aufs strengste geltend. Bei jedem Kontrakt, selbst wenn er nur ein Darlehen betraf, fiel der Zehnte an den Herzog; er nahm den Zehnten von allem, was in die Stadt einging. Er hatte das Salzmonopol, er belastete das Öl mit einer neuen Auflage, auf den Rat seines Zollverwalters Christofano da Fiume nahm er endlich auch den Handel mit Mehl und Brot an sich; nur von den herzoglichen Beamten durfte man dies erste aller Lebensbedürfnisse an sich bringen; kein Nachbar hätte gewagt, dem andern eine Schüssel Mehl zu borgen. Selbst den Edelleuten war die Jagd nur auf wenige Tage und nie mit mehr als etwa drei Hunden gestattet. Eines Tages sah man auf dem Marktplatz sechs Gehängte; tote Fasanen waren an ihre Füße gebunden, zum Zeichen, sagte man, daß sie bei einem Diebstahl in der herzoglichen Fasanerie erschossen worden. Den letzten Erben des ältesten und reichsten Geschlechts in Ferrara, Ercole Contrario, ließ er bei einer Audienz töten, um sich mit den heimgefallenen Gütern des Hauses zu bereichern.

Die Erbfolge und die Teilung des Gebiets. Aber der Glanz und die Macht des herzoglichen Hofes in Ferrara neigten ihrem Ende zu. Obwohl Alfons noch eine dritte Ehe mit Margherita, Tochter des Herzogs von Mantua, einging, ein Ereignis, das zu neuen überschwenglichen Hoffesten Veranlassung gab, erhielt er doch keinen Sohn. Daher bemühte er sich, von den beiden Oberlehnsherren dem Papst und dem Kaiser, die Vergünstigung zu erwirken, daß er aus seiner Verwandtschaft nach eignem Ermessen einen Erben ernennen möge. Seine Unterthanen sollten sich nicht dem Glauben hingeben, daß sie von seinem Hause abkommen könnten. Zu dem Zweck begab er sich selbst mit 1591. fürstlichem Geleit nach Rom; da aber die päpstliche Tiara gerade damals in raschem Wechsel an verschiedene Häupter kam und darüber die Entscheidung sich verzögerte, so setzte Alfons eigenmächtig seinen Vetter Cesare, den Brudersohn seines Vaters, zum Erben ein, nicht aus besonderer Zuneigung, sondern aus Herrscherlaune. Auch sollte die Sache bis zu seinem Tod ein Staatsgeheimnis

bleiben; er wollte während seines Lebens keinen Rivalen in der Volksgunst haben. Kaiser Rudolf erteilte seine Zustimmung; aber in Rom erhob man Zweifel bezüglich der Legitimität, weil Cesares Großmutter erst nach der Geburt seines Vaters von Alfons I. geehelicht worden war, und hielt mit der Bestätigung zurück. Als nun nach dem Tod des Herzogs der Thronerbe von dem ganzen 27. Okt. 1597.
Land Besitz nahm und sich sowohl in Ferrara als in Modena huldigen ließ, sprach Papst Clemens VIII. die Exkommunikation über Cesare aus, erklärte Ferrara für ein heimgefallenes Lehen der Kirche und drohte alle, die sich nicht von dem Gebannten absondern würden, „als verdorrte Zweige von dem Baum des geistlichen Lebens abzuhauen". Zugleich schickte er seinen Neffen Kardinal Aldobrandini mit Truppen ab, um Besitz von dem Herzogtum zu ergreifen. Cesare traf Anstalten zur Gegenwehr; aber bei den erschöpften Geldmitteln und der geringen Neigung des Volks, für seine Sache einzustehen und Opfer zu bringen, sah er sich außer stand, den Kampf mit der Übermacht zu bestehen, zumal da auch Lucrezia dem Vetter entgegen war. Und gerade diese wurde von ihm bevollmächtigt, ein Übereinkommen mit Rom zu vermitteln. Er mochte hoffen, daß die Blutsverwandtschaft sich noch in ihrem Herzen regen und sie bewegen würde, ihm einen möglichst günstigen Frieden zu erwirken. Aber die Herzogin neigte mehr zu Rom und dem geistreichen Nepoten Aldobrandini. Am 12. Januar 1598 wurde ein Vertrag entworfen, kraft dessen Cesare auf Ferrara, 1598.
Comacchio, seinen Teil der Romagna Verzicht leisten und dafür Absolution von dem Kirchenbann erhalten sollte. Wie schwer es dem Herzog auch fiel, er mußte die Bedingungen annehmen und das Erbe seiner Väter verlassen. Er nannte sich hinfort Herzog von Modena und Reggio und wurde als solcher vom Reich anerkannt. In den ferraresischen Territorien dagegen ging die Regierungsgewalt an den päpstlichen Stuhl über. Lucrezia selbst vollendete und erleichterte den Übergang. Einen Monat nach dem Abschluß des Friedens starb sie; als man ihr Testament eröffnete, fand man den Kardinal Aldobrandini, der ihr Haus aus dem alten Besitz vertrieben, zum Universalerben eingesetzt. Damit gingen auch noch die letzten Besitzungen, die den Este im Ferraresischen geblieben waren, an die päpstliche Familie über. Seitdem verschwand der Glanz aus der herzoglichen Residenzstadt Ferrara. Um Raum für die Citadelle zu schaffen, wurden Hunderte von Häusern in dem belebtesten Teil der Stadt abgetragen; die Straßen verödeten, die angeseheneren Familien wanderten nach Modena aus, Verfall und Verarmung lagerte sich über Land und Bevölkerung.

Das Herzogtum Modena blieb bei dem Hause Cesares, der im Jahr 1628 aus der Welt ging und seinen Sohn Alfons III. zum Nachfolger hatte. Eine geschichtliche Bedeutung erlangte keines der späteren Glieder der Familie Este. Dagegen wurde das Gebiet mit der Zeit erweitert durch das Reichslehen Correggio und das kleine Herzogtum Mirandola mit der Markgrafschaft Concordia, welche über zwei Jahrhunderte dem Hause Pico gehört hatten.

3. Toscana und Mittelitalien.

Cosimo de' Medici. 1537—1574. Cosimo de' Medici wurde von Kaiser Karl V. in Florenz als Herzog eingesetzt und durch die spanischen Besatzungen in seiner Herrschaft geschützt (X, 306). Er hatte im Anfang einen harten Stand, da die Ausgewanderten, insbesondere die reiche und mächtige Familie der Strozzi, stets Versuche machten, sich mit Hilfe Frankreichs und der republikanischen Partei des Landes die Rückkehr in die Vaterstadt zu erzwingen und die alte Ordnung herzustellen. Aber Cosimo war auf seiner Hut! Ein Heerhaufen der Exulanten wurde bei Montemurlo überwunden und die Häupter gefangen genommen. Bartolomeo de' Valori und mehrere seiner Genossen fanden nach fürchterlichen Torturen ein blutiges Ende teils durch öffentliche Hinrichtung, teils in der Heimlichkeit der Gefängnisse; Filippo Strozzi, das Haupt des Geschlechts, entzog sich den Folterqualen und
1538. dem schmachvollen Tod durch Henkershand, indem er sich im Kerker selbst entleibte. Die übrigen Häupter der alten Familien, welche in Florenz geblieben waren und sich dem neuen monarchischen Regiment gefügt hatten, wurden von dem mißtrauischen Herzog von Ämtern und Würden ausgeschlossen und streng überwacht, bis einer um den andern ins Grab stieg, von Gram verzehrt über den Untergang so vieler Patrioten und über die verlorne Freiheit. Nun bot Cosimo, ein Fürst von feinem politischen Verstand und in den Künsten der Arglist, der Verstellung, der Verführungen und Intrigen sehr erfahren, alle Mittel auf, die monarchische Herrschaft zu befestigen und dem Herzogtum Unabhängigkeit im Innern und eine hervorragende Stellung unter den italienischen Staaten zu verschaffen. Keiner wußte klüger und erfolgreicher die Eifersucht und Rivalität zwischen Spanien und Frankreich, die Parteispaltungen unter den Fürsten und Städten, die wechselnden Sympathien und Faktionskämpfe unter den Bürgerschaften, die Reizbarkeit der italienischen Bevölkerung in seinem Interesse und zu seinen Zwecken zu benutzen, als Herzog Cosimo von Florenz, und seine Regierung dauerte lange genug, um von allen Zwischenfällen und Fluktuationen Vorteil zu ziehen. Er verstand es vortrefflich, in einem Zeitalter, da alle sittlichen Bande zerrissen waren, unter einem Volk, dem die höheren vaterländischen Ideen durch die Macht der Selbstsucht, des Partikularismus, der Standes- oder Familieninteressen abhanden gekommen, die zum Sieg führenden Mittel und Wege zu finden. Während er die kaiserliche Autorität, der er selbst seine Erhebung verdankte, in Mittelitalien zu erhalten bemüht war, arbeitete er für seine
Lucca. eignen Zwecke. Nichts konnte für ihn verderblicher werden, als wenn Lucca das Haupt eines republikanischen Städtebundes ward, wie ihn Burlamacchi, der Anführer der lucchesischen Landwehr, im Einverständnis mit den Franzosen und den malkontenten Bürgerschaften, zu begründen vorhatte. Er gab dem Kaiser
1545. Kunde von den Umtrieben des Kommandanten, und Burlamacchi starb in Mailand durch Henkershand.

In Siena herrschte seit Jahren eine bürgerliche Parteiwut, die kein dauerndes Regiment in der Stadt aufkommen ließ. Cosimo leistete dem Befehlshaber der spanischen Besatzung, so oft sich der Geist der Unabhängigkeit und französische Sympathien bei den Sienesen regten, stets Vorschub und Beihilfe. Als der Haß gegen die kaiserliche Schutzherrschaft endlich eine solche Höhe erreichte, daß Siena der Herd einer revolutionären Erhebung und eines dreijährigen Bürgerkriegs wurde, indem die französisch-republikanische Partei den Plan verfolgte, ihre von einer tapfern kriegerischen Bürgerschaft bewohnte Vaterstadt zum Haupt- und Mittelpunkt eines freien Föderativstaats unter Frankreichs Protektorat zu erheben, da war es in erster Linie Cosimo, welcher durch sein energisches Einschreiten und durch bewaffnete Hilfe dem spanischen Heerführer den Sieg verschaffte und die Autorität des Kaisers und des Königs Philipp wieder zur Geltung brachte. Freilich war der Krieg gegen Siena für Cosimo ein durch die Not der Selbsterhaltung gebotenes Unternehmen. Denn Heinrich II. hatte Pietro Strozzi, den Sohn Filippos, zum Befehlshaber der französisch-italienischen Heerhaufen ernannt, die er den Sienesen zu Hilfe schickte. Gelang es dem tapferen Florentiner, dessen Familiennamen in ganz Toscana von großem Gewicht war, sich in Siena zu behaupten und die Stadt zum Vorort eines freien Bundesstaats, zum Asyl für alle Republikaner, Flüchtlinge und Unzufriedenen zu machen, so konnte leicht die Herzogskrone von dem Haupt des Mediceers weggestoßen werden. Es war daher begreiflich, daß Cosimo alle Kräfte anstrengte, das Aufkommen eines unabhängigen Gemeinwesens, die Niederlassung einer feindlichen Kolonie in seiner Nähe zu verhindern. Er stellte einen bewährten Kriegsmann, den Gian Jacopo Medici, Kastellan von Musso, einen mailändischen Emporkömmling, der sich durch alle Wechsel der Herrschaft im oberen Italien zu erhalten gewußt und nun als Marchese von Marignano in des Kaisers Diensten stand, an die Spitze der florentinischen Heerhaufen, die er gegen Siena und die Kriegsscharen Strozzis ins Feld schickte. Mit den kaiserlich-spanischen Hilfstruppen vereinigt belief sich die Armee auf 24,000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter. Nun entbrannte ein Kampf, der durch Parteiwut und Heftigkeit an die Zeit der Guelfen und Ghibellinen erinnerte. Der tapfere Widerstand der Sienesen reizte die Rachgier der Feinde: jeder nur einigermaßen haltbare Ort, jeder Fuß Landes mußte mit Blut erkämpft werden. Dafür wurde denn die ganze Umgegend in eine Wüstenei verwandelt, die Gefangenen ermordet. Gian Jacopo kannte kein Erbarmen: „wie manchen Bauer, der Lebensmittel nach Siena schaffen wollte, hat er selbst mit seinem eisernen Stab erschlagen; es war weit und breit kein Baum, an den er nicht einen hatte aufhängen lassen, man zählte 5000, die er umbringen ließ". Die Ankunft einiger französischen Kompanien und deutscher Landsknechte in den Maremmen zog den Krieg in die Länge. Als aber der Florentiner Feldhauptmann nach dem siegreichen Treffen von Lucignano die Hauptstadt selbst mit einer engen Einschließung

Kämpfe mit Siena.

1552–1555.

Jan. 1554.

2. Aug. 1554.

bedrängte, alle Zufuhren abschnitt, das Land weit und breit verheerte, willigten
April 1555. die Sienesen in eine von Cosimo angebotene Kapitulation und kehrten zu der alten Verfassung und kaiserlichen Schutzherrschaft zurück. Aber vierhundert Familien zogen die Auswanderung vor. Sie vereinigten sich mit den Scharen von Landesflüchtigen und Republikanern, welche Pietro de' Strozzi in Montalcino um sich gesammelt, entschlossen dort ein freies unabhängiges Gemeinwesen, ein Trutz-Siena und Trutz-Florenz zu bilden. Die französische Flotte gewährte ihnen Hilfe, und da um dieselbe Zeit der Neapolitaner Paul IV., den wir früher als heftigen Gegner Spaniens kennen gelernt (X, 833 ff.), den päpstlichen Stuhl bestieg, so mehrten sich die Hoffnungen der italienischen Patrioten und französischen Parteigenossen. Allein wir wissen, daß Albas Einzug in den Kirchenstaat den Papst zu friedlicheren Gesinnungen brachte. Er gab den Gedanken auf, die „Barbaren" aus der Halbinsel zu werfen. Damit zerrannen auch die Hoffnungen der Republikaner und strozzischen Parteigenossen in Montalcino.
Juli 1557. Als Philipp II. dem Herzog Cosimo zur Entschädigung für seine Kriegshilfe die Stadt Siena mit allen Hoheitsrechten in Afterlehen übergab, konnten sich die Freischaren von Montalcino nicht mehr halten. Pietro und seine eifrigsten Anhänger suchten andre Schutzorte, die übrigen unterwarfen sich dem herzoglichen Oberherrn, der den Willigen und Fügsamen gern die Hand der Gnade und Versöhnung bot.

Nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis und dem Abzug der Franzosen aus Italien kamen auch noch andre Orte, wie Chiusi, Radicofani, Grossetto, Montepescali an den Herzog von Florenz, der schnell die geeigneten Mittel fand, den unruhigen und zuchtlosen Geist der Bewohner zu bändigen und sie an das monarchische Regiment zu gewöhnen. Der Streit in der Familie der Orsini zwischen dem ruchlosen Grafen Niccolò und seinem Sohn Alessandro brachte einige Jahre später auch die Herrschaft Pitigliano mit den dazu gehörigen Territorien in Cosimos Hände. Zur Sicherung seiner Staaten gegen Küstenangriffe ließ er Grossetto und Livorno besser befestigen, in den Maremmen Wachttürme anlegen und sechs Galeeren bauen. Zugleich traf er Anstalten, diese öde sumpfige Küstengegend durch Ansiedelungen zu kolonisieren und urbar zu machen.

Pius IV. und Cosimo. Bald nach Abschluß des Friedens starb Papst Paul IV. und Cosimo erlebte den Triumph, daß durch seine diplomatischen Künste die Tiara dem Bruder des erwähnten Feldhauptmanns Gian Jacopo, Marchese von Marignano, verliehen ward, einem Kardinal von geringer mailändischer Herkunft, aber ge-
Dez. 1559. schätzt wegen seiner Bildung, Kenntnisse und Wohlthätigkeit. Der neue Kirchenfürst legte sich den Namen Pius IV. bei und bezeugte dem Herzog seine Dankbarkeit durch die Erhebung seines Sohnes Giovanni zum Kardinal. Ja als der Gedanke einer Vermählung des Thronerben Francesco mit einer portugiesischen Prinzessin auftauchte, war der Papst nicht abgeneigt, dem Mediceer den Königstitel zu verleihen, ein Plan, der jedoch an der Eifersucht der übrigen Fürsten scheiterte. Die Rangverhältnisse und Rivalitäten über Vortritt und

Auszeichnung bildeten in jener Zeit der Etikette ein wichtiges Moment in der Geschichte der Fürstenhöfe. Die Errichtung des Ordens der Stephansritter, die 1552. gleich den Maltesern den Kampf gegen die Ungläubigen als Hauptziel verfolgten, konnte gleichfalls als Zeichen der Freundschaft zwischen Cosimo und dem Papst gelten.

Erweiterung und Abrundung des toscanischen Staats, Herstellung der Cosimos Politik. Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Herzogtums von jeder fremden Schutzherrschaft und Befestigung der monarchischen Gewalt über die unruhigen, neuerungssüchtigen Elemente der florentinischen Bevölkerung waren die Hauptaufgaben des staatsklugen Cosimo. Es war ihm gelungen, die spanischen Besatzungen, die bei seinem Regierungsantritt in den wichtigsten Städten lagen und dem Herzogtum den Charakter einer Klientelherrschaft gegeben hatten, durch Unterhandlungen und Verträge zum Abzug aus Florenz, aus Pisa, aus Livorno zu bringen und Land und Dynastie von jedem Schein fremder Oberherrlichkeit und Bevormundung zu befreien. Es war ihm gelungen, Stadt und Gebiet von Siena bis auf geringe Bestandteile von Spanien zu gewinnen, die Republikaner, Malkontenten, französischen Parteigänger aus ihrem letzten Bollwerk zu verjagen. Jetzt war sein ganzes Augenmerk auf Schwächung und allmähliche Vernichtung der republikanischen Verfassungsformen und der ständischen Rechte und Freiheiten, auf Begründung einer unbeschränkten einherrlichen Gewalt gerichtet. Vieles wurde in diesem Sinne von dem Herzog und seinen Kabinettsräten Campana und Torelli durchgeführt. List, Gewalt, kluge Benutzung der politischen Verhältnisse und die Richtung der Zeit dienten ihm als Mittel und Hebel zur Erreichung des Zieles. Auch nicht ohne Härte und Grausamkeit ging es ab; denn „der Herzog war argwöhnisch und die Florentiner sprachen gern von alten Zeiten". Philipp II., mit dem sich Cosimo stets in gutem Einvernehmen zu halten beflissen war, diente ihm hierin als Vorbild. Wider Friedensstörer und Aufrührer wurde ein eignes Inquisitionsgericht angeordnet, zum Ermorden der Rebellen durch Belohnungen aufgefordert. Bei Konfiskation aller Güter und bei Lebensstrafe sollte niemand ein Gewehr tragen. Kaum verhinderte noch Torelli, daß nicht der vermeinten religiösen und politischen Ruhe zu Ehren aller Buchhandel zu Grunde gerichtet wurde. Papst Pius V. (S. 71), der die strenge und kirchliche Hingebung, die er gegen sich selbst übte, auch von allen andern Menschen forderte, der die Inquisition zur Thätigkeit und Wachsamkeit anspornte und alle reformatorischen und freigeistigen Regungen mit Härte verfolgte, fand an Cosimo einen eifrigen Verbündeten (S. 65).

Abgesehen von dieser treulosen und tyrannischen Politik, dem Grundübel Toscana zum Großherzogtum erhoben. jener Tage in der gesamten romanischen Welt, war Cosimos Regierung ein Glück für das Land. Nicht nur, daß Frieden und Ordnung zurückgeführt, Gesetz und obrigkeitliche Autorität zu Ansehen gebracht, die bürgerliche Rechtspflege, soweit nicht politische Motive einwirkten, mit unparteiischem Geist gehandhabt wurde,

auch der Wohlstand nahm zu, die Bevölkerung von Pisa stieg auf das Dreifache, Handel und Industrie blühten, die öffentlichen Einkünfte mehrten sich. Trotz der großen Ausgaben, welche ihm die Verteidigungsanstalten zu Land und zur See verursachten, die Erhaltung einer Landwehr und einer Kriegsflotte, die Anlegung von Kanälen, Deichen, Landstraßen, die Aufführung von Bauten und Befestigungswerken, galt Cosimo als der reichste Fürst von Europa. Dem Geist seines Hauses getreu, liebte er Kaufmannschaft und Bankgeschäfte und bereicherte sich durch Großhandel. Darum war auch seine volkswirtschaftliche Thätigkeit weniger auf Hebung des Ackerbaues als auf Fabrikwesen und Industrie gerichtet. Doch hat er, wie bemerkt, zur Austrocknung und zum Anbau der Maremmen die ersten Schritte gethan. Auch in der Begünstigung und Förderung der schönen Künste folgte er den Traditionen der mediceischen Familie. Wie zu dem römischen Stuhl, so stand er auch zu dem österreichischen Herrscherhaus in freundschaftlichen Beziehungen. Kaiser Maximilian empfing von ihm zum Türkenkrieg 200,000 Dukaten Subsidien und sein Erstgeborner führte die österreichische Erzherzogin Johanna, Schwester der Barbara von Ferrara, als Braut heim. Diesen Beziehungen hatte es Cosimo zu verdanken, daß ihm Rang und Titel eines
1569. „Großherzogs", den ihm Papst Pius V. verliehen, trotz heftiger Einsprachen von seiten der übrigen Höfe, endlich von dem Kaiser bestätigt ward. Nach einer feier-
1570. lichen Krönung in Rom nahm er den neuen Titel an, der ihm den Vorrang vor allen Fürsten und Herzögen gab und die erste Stelle nach den Königen. Unter seinem Sohn Francesco ließ sich dann Maximilian II. durch ein Darlehen von 100,000 Dukaten bestimmen, mittels eines kaiserlichen Diploms sämtliche Lande
Jan. 1576. von Florenz und Siena zu einem Großherzogtum von Toscana zu vereinigen und damit den Streitigkeiten über den Vorrang und Vortritt für alle Zukunft ein Ende zu machen.

Häusliche Unfälle. Man hat den ersten Großherzog von Toscana zuweilen mit Augustus, dem ersten römischen Kaiser, verglichen. Dieser Vergleich trifft nicht nur in der Regierungsweise, in der Politik, in der Kunstliebe zu, auch in den Familienunfällen hatte das mediceische Haus mit dem julischen manche Ähnlichkeiten. Einst erzählte man sich: „ein Herzog von Ferrara vergiftete Lukretia, Tochter des Großherzogs, seine Gemahlin; ein Fürst Orsini fand Gründe, Isabella, ihre Schwester, zu erwürgen; der Kardinal Johann von Medici wurde über einer Jagdstreitigkeit von Garcia, seinem Bruder, ermordet; diesen tötete Cosimo, ihr beider Vater, eigenhändig; Schmerz brachte die unglückliche Mutter zu Grabe; der Großherzog ließ auch seine älteste Tochter wegen unanständiger Liebschaft vergiften". Sind nun auch diese Angaben größtenteils Erdichtungen, ist es auch erwiesen, daß sowohl Giovanni als Garcia Opfer der Malaria in den Maremmen geworden sind, so ist doch das mediceische Haus nach seiner Erhöhung zur Herzogswürde nicht minder reich an Unthaten und Sünden als in den früheren Zeiten. Cosimo stand wie viele seiner Ahnen und wie Augustus im Dienst der

Venus: in seiner Leidenschaft für die schöne Eleonore degli Albizzi, aus jenem mächtigen, vornehmen, in der florentinischen Geschichte so viel genannten Adelsgeschlecht, gestattete er der Geliebten solche Gewalt über sich, daß der Sohn Francesco dem Herzog Vorwürfe machte. Ergrimmt tötete Cosimo den Kammerdiener, der dem Sohn die Kunde gebracht, mit eigner Hand. Eine zweite Geliebte, Camilla de' Martelli, wurde ihm in alten Tagen auf die Vorstellung des Papstes als unebenbürtige Gemahlin angetraut. Francesco, dem der Vater seit dessen Verheiratung mit der Erzherzogin einen Teil der Regierungsgeschäfte übergeben, war freilich zu solchen Vorstellungen am wenigsten berechtigt. Denn noch ehe die österreichische Braut in Florenz eintraf, hatte er bereits mit der reizenden vornehmen Venetianerin Bianka Capello, die mit ihrem Geliebten Pietro de' Bonaventuri entflohen war und in Florenz Schutz suchte gegen die Verfolgung ihrer Familie und der Signorie, das Liebesverhältnis angeknüpft, das ihm so viel Verdruß und häusliches Leid bringen sollte.

Als Cosimo im achtunddreißigsten Jahr seiner denkwürdigen Regierung von Alter Francesco.
und Krankheit gebrochen ins Grab sank, bestieg Francesco den großherzoglichen Stuhl. 1574—1587.
Die Schicksale und Ereignisse im Herrscherpalast zu Florenz während seiner Regierung haben der Geschichtschreibung und Dichtung reichen Stoff zu romantischen Darstellungen gegeben. Nach der Ermordung Bonaventuris wurde Bianka die alles vermögende Mätresse Francescos, und als die Großherzogin Johanna von Österreich aus dem Leben ging, gelang es der ränkevollen Frau, dessen rechtmäßige Gemahlin und selbst 1578.
Großherzogin zu werden. Seitdem übte sie nicht bloß auf ihren fürstlichen Gatten, der die Lust und Liebe seines Hauses für die schönen Künste und das griechische Altertum geerbt hatte und der Venetianerin mit unbegrenzter Leidenschaft ergeben war, sondern auch auf den Gang der Regierung den größten und verderblichsten Einfluß.

Francesco besaß nicht die politische Klugheit und den umsichtigen und vorbedach- Seine Regierung und die Zeitrichtung.
ten Geist Cosimos. Nach Art Philipps II., den er sich in allen Dingen zum Vorbild nahm, schloß er sich vom Volk ab, verkehrte nur mit dem Adel, mit Höflingen und Günstlingen und machte die Fragen um Vorrang und Etikette zu einer wichtigen Staatsangelegenheit. Unter ihm regte sich noch einmal der alte Parteigeist und die Verschwörungssucht der Florentiner. Orazio de' Pucci bildete mit mehreren jungen Männern aus altrepublikanischen Familien ein Komplott gegen die Medici. Die Ent- 1575.
deckung führte die Hinrichtung Puccis und die Flucht seiner Gefährten herbei und gab dem Herzog Gelegenheit, durch Verfolgung und Gütereinziehung zugleich seine Rachsucht und seine Geldgier zu befriedigen. Es war ein unbesonnenes Unternehmen, das unmöglich hätte gelingen können. Der mediceische Absolutismus, der in den letzten Jahren Cosimos in milderen Formen aufgetreten war, wurzelte bereits zu fest, das politische Stillleben mit seinen künstlerischen und gesellschaftlichen Genüssen war den Florentinern bereits zu lieb, zu sehr zur süßen Gewohnheit geworden, als daß die Rückkehr zu einem aufgeregten Staatsleben nach ihrem Sinn gewesen wäre. Wohin sie blickten, sahen sie ähnliche oder schlimmere Zustände; eine Änderung in den öffentlichen Dingen konnte nur neue Unruhen ohne Aussicht auf irgend eine Besserung bringen. Als sich die Stadt Urbino gegen eine neue, der spanischen Alcavala ähnliche Besteuerung auflehnte und sich mit einer Klage an den Papst als Oberlehnsherrn wandte, ließ der Herzog die zwölf Gesandten gefangen setzen und neun davon enthaupten. Dann legte er in der Stadt eine Zwingburg an. Wie Cosimo richtete auch Francesco seinen Sinn

auf industrielle Unternehmungen; er begünstigte Fabrikwesen und Kaufmannschaft, trieb Großhandel und Bankgeschäfte im Inland und im Ausland und verschmähte selbst nicht den Anteil und Gewinn am Detailverkauf der Waren und Lebensbedürfnisse. Dadurch mehrten sich seine Reichtümer, die ihn in den Stand setzten, auswärtigen Regenten Dienstleistungen zu gewähren und sein Ansehen zu erhöhen. Für den Wohlstand und die Handels- und Industriethätigkeit der Florentiner war dieser merkantile Geist des Großherzogs förderlich, wenngleich sein Geiz und seine Gewinnsucht mit der Zeit sehr lästig wurden; dagegen litten Verwaltung und Rechtspflege an großen Gebrechen: Vittore Capello, Biankas Bruder, riß die ganze Regierung an sich und vergab die öffentlichen Ämter und Richterstellen an seine Geschöpfe; die Gerechtigkeit war feil, die Sicherheit in Stadt und Land gefährdet; Ehrlichkeit und Vertrauen verschwanden aus der Gesellschaft. Zu den Ohren des Großherzogs vermochte keine Klage zu dringen, da er sich immer mehr vom Volk abschloß und nur für schmeichelnde Edelleute und kriechende Höflinge zugänglich war. In der Herrscherfamilie selbst waren Hader, Bruderzwist und Frevel zu Hause: Francescos Bruder Pietro, der lange in spanischen Kriegsdiensten stand, ermordete seine Gemahlin, die er der Untreue beschuldigte, mit eigner Hand; zwischen Francesco und einem andern Bruder, dem Kardinal Ferdinand, herrschte Haß und Feindschaft; und als Bianka und der Großherzog
Okt. 1587. fast gleichzeitig aus der Welt gingen, schrieb man beider Tod einer vergifteten Speise zu, welche, von Bianka für ihren Schwager bestimmt, durch eine eigentümliche Fügung ihnen selbst zum Verderben gereicht habe.

Ferdinand I. 1587—1609. Da Francescos Sohn, den die österreichische Gemahlin zur Welt gebracht, in jungen Jahren gestorben, Bianka Capello aber trotz aller angewandten Mittel unfruchtbar geblieben war und der von ihr untergeschobene Antonio nicht als legitimer Sprößling anerkannt ward, so folgte der Bruder, Kardinal Fernando de' Medici auf dem Thron von Florenz, ein echter Mediceer, freundlich und herablassend gegen jedermann,
Politik und merkantiler Geist der Mediceer. voll Geschmack und Sinn für höhere Geistesrichtungen und für Bankwesen, Großhandel und Volkswirtschaft nicht minder interessiert, als sein Vater und Bruder. Doch verschmähte er die Einmischung in den Kleinhandel, durch welchen Francesco sich bereichert hatte. Dagegen erwarb er sich große Reichtümer durch seine Verbindungen mit holländischen Kaufmannsgesellschaften. Weder seine kirchliche Würde noch die Beziehungen zu dem Hof von Madrid hielten ihn ab, sich mit Geldsummen bei den Handelsunternehmungen der kühnen Seefahrer zu beteiligen und von ihren Einkäufen und Kapereien Gewinn zu ziehen. Daneben betrieb er nicht minder eifrig durch seine Frachtschiffe den Zwischenhandel mit spanischen Waren und vermittelte den Verkauf von Getreide für kriegführende oder Mangel leidende Völker. Ohne die Benutzung solcher Quellen wäre es unmöglich gewesen, daß der Großherzog von Toscana der reichste Barschaftsbesitzer und der größte Kapitalist unter allen Fürsten und Königen in Europa hätte bleiben können, denn sein Land allein konnte keinen so großen jährlichen Überschuß abwerfen, vollends bei den prachtvollen Luxusunternehmungen und gemeinnützigen Projekten, die Franz und Ferdinand ausführten. Pisa und Livorno kamen zu neuer Blüte und nahmen zu an Wohlstand und Bevölkerung. Insbesondere kam Livorno, die günstig gelegene Seestadt, dadurch in die Höhe, daß Ferdinand sie zur Freistätte machte für die aus der Pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Juden und Neuchristen und für italienische Flüchtlinge und Verbannte. Die Darlehen und Subsidien, welche Ferdinand sowohl dem spanischen als dem französischen Hof von Zeit zu Zeit zufließen ließ, dienten ihm für seine politischen Zwecke. Das Ansehen und die Machtstellung Toscanas wuchs mit den Jahren, bald durch die Freundschaft des einen oder des andern dieser Monarchen, bald durch die Eifersucht beider aufeinander. In dieser

Staatskunst folgte Ferdinand dem Beispiel des Vaters, der Tradition des Hauses. Denn so gut berechnet das System der Staatsökonomie dieser mediceischen Großherzöge war, bemerkt Spittler, so schlau war ihre Politik. Sie wanden sich so künstlich zwischen dem spanischen und dem französischen Hof, daß, so fest auch bald jener bald dieser die Klientelbande anzuziehen suchte, doch der Großherzog dem spanischen Hof durch Hilfe des französischen entging und dem französischen bald durch Hilfe des spanischen, bald durch schlauen Einfluß auf die eignen, inneren Verhältnisse desselben. Mit dem bourbonischen König Heinrich IV. unterhielt der Mediceer stets nützliche Beziehungen, die noch inniger wurden, als seine Nichte Maria de' Medici Königin von Frankreich wurde. Dadurch gelang es ihm, die Grafschaft Pitigliano an der Grenze des Kirchenstaats durch Tausch und Kauf zu erwerben und mit Toscana zu verbinden. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung hatte Ferdinand mit Einwilligung des Papstes seiner geistlichen Würde entsagt und sich mit Christine von Lothringen vermählt, die ihm am 12. Mai 1590 einen Sohn gebar, welcher den Namen des Großvaters Cosimo erhielt. Die Florentiner waren darüber sehr erfreut, vornehmlich deshalb, weil Ferdinands Bruder Pietro ein ausschweifendes und abenteuerliches Leben führte und sich meistens in der Fremde umhertrieb. Pietros Tod im Jahr 1604 befreite endlich den Großherzog von dessen Ränken, Ansprüchen und Intrigen, die er mit spanischer Unterstützung gegen den Bruder ins Werk gesetzt. Seitdem verliefen die letzten Regierungsjahre Ferdinands friedlich und ruhig. Als er am 7. Februar 1609 aus der Welt schied, wurde er vom Volk allgemein betrauert.

Sein Sohn Cosimo folgte ihm in dem schönen Großherzogtum, das ihm der Vater vergrößert, reich und unabhängig hinterlassen. Und da der junge Fürst die bisherigen Räte beibehielt und seiner Mutter großes Vertrauen und Entgegenkommen bewies, so ging auch unter der neuen Regierung alles in der gewohnten Weise fort. Der Handel und die kaufmännischen Unternehmungen, die Ferdinand ins Leben gerufen, erlitten keine Störung, so daß nach wie vor große Summen in den Staatsschatz flossen. Die Marine wurde in guten Stand gesetzt; Livorno blühte mächtig auf und wurde einer der besuchtesten Seehäfen; die Ritter des Stephansordens kämpften unter Jakob Inghirami mit Glück gegen die Korsaren; in der Levante trat die toscanische Handelsflotte in Konkurrenz mit den Kauffahrern Venedigs und Genuas. Auch in der Politik wurde die frühere vorsichtige Haltung beobachtet, nur daß seit dem Sturz der Concinischen Partei am Hofe Marias von Medici der spanische Einfluß in Florenz wieder mehr zur Geltung kam. Auch die Künste und Wissenschaften wurden nicht vernachlässigt. Galilei, der in Pisa seine unsterblichen Entdeckungen gemacht und in Venedig die toscanische Sprache zu philosophischen Vorträgen ausgebildet hatte, wurde von Cosimo der Heimat wieder gewonnen und lebte abwechselnd in seiner Vaterstadt Pisa und in Florenz. Die schöne Stadt der Paläste am Arno erlangte in den Jahren, da in Deutschland der schreckliche Krieg begann, wieder eine Blüte gesellschaftlicher Bildung, ein so gehobenes, genußreiches Leben, daß man an die Zeiten der großen Mediceer erinnert ward. Viele florentinische Kaufleute und Wechsler, welche im Ausland reich geworden waren, kehrten mit ihren Kapitalien nach der Vaterstadt zurück und verwendeten ihr Vermögen auf den Kauf von Landgütern. Auch der Hof trat mehr und mehr von den Geld- und Handelsgeschäften zurück, wodurch das Dasein in den höheren Gesellschaftskreisen einen gleichmäßigeren ruhigeren Charakter annahm.

Cosimo II. 1609—1621.

Leider war dem zweiten Cosimo nur eine kurze Regierung beschieden. Er starb schon am 28. Februar 1621, als sein ältester Sohn Ferdinand erst zehn Jahre zählte. Damit trat eine Wendung in der florentinischen Geschichte ein. Wenn auch der Einfluß der beiden Frauen, denen Cosimo die Leitung der vormundschaftlichen Regierung über-

Ferdinand II. 1621—1670.

tragen, seiner Mutter Christine und seiner Gemahlin, der Erzherzogin Magdalene, mächtig genug war, die alten Verhältnisse noch einige Zeit zu erhalten, so konnte man doch bald wahrnehmen, daß die Jahre des Glücks und des Wohlstands für das mediceische Toscana ihrem Ende zuneigten. Die beiden Räte Pichena und Cioli, die an der Spitze der Regierung standen, lebten in Haß und Feindschaft widereinander und steuerten nach verschiedenen Richtungen; die Erziehung des jungen Fürsten wurde vernachlässigt und an die Stelle der freien Wissenschaft, wie sie durch Galilei begründet worden, trat ein klerikaler Geist, genährt durch eine mächtige Priesterschaft.

VI. Das osmanische Reich und die Pforte.

1. Suleimans kriegerische Machtherrschaft.

Christlicher und türkischer Absolutismus. Wir haben in den früheren Blättern die Entstehung und das Wachstum jenes osmanischen Reichs kennen gelernt, das mit ursprünglicher jugendlicher Volkskraft und angespornt durch die Glut eines religiösen Fanatismus seinen wilden Eroberungslauf von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzte, dessen Oberherr, mit der Heiligkeit eines Glaubensfürsten angethan, ungehindert durch politische Verfassungsformen oder durch die Opposition einer auf überkommenen und beschwornen Rechten, auf Familienbesitz und erblichen Privilegien beruhenden Aristokratie und Feudalmacht, mit unbeschränktem Despotismus über die dem Islam ergebene, dem theokratischen Haupt in sklavischer Unterwürfigkeit gehorchende Welt im Osten gebot. Wie groß immer die autokratische Machtfülle sein mochte, die König Philipp im Lauf seiner Regierung in seiner Hand vereinigt hielt, gegenüber dem Großsultan, welcher die absolute Staatsgewalt mit dem geheiligten Charakter eines Nachfolgers und Stellvertreters des Propheten verband und nach Willkür glänzende Belohnung oder Absetzung und Tod zuteilte, war sie dennoch eine beschränkte, in ihrer Ausübung vielfach gehemmte und gebrochene. Ein Widerstand oder Ungehorsam gegen den Willen des osmanischen Herrschers war zugleich eine Auflehnung gegen das Gesetz und eine Verletzung der Religionsgebote.

Belagerung von Wien. 1529. Um die Zeit, da die Evangelischen in Deutschland sich anstrengten, von dem Habsburger Brüderpaar Anerkennung ihres Glaubens und eine kirchliche Rechtsstellung zu erlangen, herrschte im Serail zu Stambul der mächtige Suleiman, dessen kriegerische Laufbahn in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung wir früher kennen gelernt haben (IX, 282 ff.). Ein eifriger Anhänger des Propheten, der den heiligen Stätten in Mekka große Sorgfalt widmete und gleich den alten Kalifen dem Islam die Welt unterwerfen, die Christenheit mit seinem Säbel bezwingen wollte, der in seinem Gesetzbuch „Multeka" den Krieg gegen die Ungläubigen als eine allgemeine Pflicht auf das dringendste einschärfte, erhob er die Fahne des heiligen Kampfes gegen die Bekenner des gekreuzigten Heilands, „die staubgleichen Ungläubigen" und ihre gekrönten Häupter und Vorfechter.

Wir wissen, daß er bereits die Donau überschritten, in Budapest den Johann Zapolya als zinspflichtigen Klientelkönig eingesetzt und in den stürmischen Herbsttagen sein Hauptquartier in dem Dorf Sömering vor Wien aufgeschlagen hatte (IX, 290). Vergebens hatte Ferdinand im vorhergehenden Jahr in der Form einer „jährlichen Pension" einen Tribut bis zu hunderttausend Dukaten als Preis des Friedens angeboten; Ibrahim Pascha hatte dem Gesandten die sieben weißen Türme gezeigt, angefüllt mit den Schätzen des Sultans. Und nun stand Suleiman selbst mit einem Heer von drittehalbhunderttausend Kriegern und dreihundert Feuerschlünden vor der Hauptstadt. Am nächsten Michaelisfest, ließ er sich vernehmen, wolle er in Wien sein Mittagsmahl halten; dann wolle er weiter vorrücken, gen Linz, wo Ferdinand verweilte; mitten in Deutschland werde er ihn aufsuchen. Soweit das Auge reichen konnte, war die Umgegend mit weißen Zelten bedeckt, zweiundzwanzigtausend Kamele trugen Lebensmittel und Gepäck herbei, die Tiere des Wüstensandes in den kalten Herbsttagen auf dem sumpfigen Boden der Donau! Da bemerkte aber doch der türkische Großherr, als er die deutschen Grenzgebiete betrat, daß das Land einen ganz andern Anblick darbot als die Gegenden, die er bisher durchschritten. Er war erstaunt über den Anbau der Felder, über die Menge von Städten und Dörfern, von Burgen mit Mauern und Zinnen, über die schöne Lage von Wien zwischen Weingärten und Bergen und doch in der Mitte einer fruchtbaren Ebene, über so viele Anzeichen einer fortgeschrittenen Kultur; und statt der Ungarn, die da wetteiferten, „sich mit dem Halsband der Unterthänigkeit zu schmücken", sah er deutsche Kriegsmänner aus allen Gauen des Reichs unter dem Oberbefehl des Feldhauptmanns Friedrich von der Pfalz und andern tapferen Führern, wie Philipp von Bayern, dem Grafen von Salm, dem gefeierten Kriegshelden Hans Katzianer. Es war nicht die Festigkeit der Stadt, welche die denkwürdige Belagerung Wiens in den Oktobertagen 1529 scheitern machte, denn die runde, baufällige Ringmauer und die wasserlosen Gräben setzten den Angreifern kein unübersteigliches Hindernis entgegen; es war nicht die Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit der Türken im Belagerungskrieg, denn sie hatten große Übung erlangt im Anlegen unterirdischer Minen, im Untergraben der Mauern. Es war einzig und allein die todesmutige Tapferkeit der Besatzungstruppen, die unermüdliche Wachsamkeit und rastlose Thätigkeit der Verteidiger, der gerechte Zorn und Ingrimm des christlichen Volks gegen die unmenschlichen Barbaren, was die Rettung der Donaustadt, des wichtigsten Bollwerks des Reichs bewirkte. Die Stürmenden, die nach Einäscherung der Vorstädte ihre Angriffe gegen die innere Stadt selbst richteten, wurden durch die Kugeln der Karthaunen und Handröhren, „die wie Schwärme kleiner Vögel durch die Luft flogen", und durch das von allen Schießscharten, Türmen und Dächern drohende Geschützfeuer zurückgedrängt; den unterirdischen Laufgräben begegnete man von innen heraus durch Schutzwehren und Gegenminen, so daß gleichsam ein Krieg unter der Erde ge-

führt ward; die Breschen wurden rasch durch anstrengende Arbeiten wieder hergestellt. Kam es zum Handgemenge, so waren die bepanzerten Deutschen mit ihren langen Schlachtschwertern, die sie mit beiden Händen führten, im Vorteil gegenüber den leichtgekleideten Janitscharen mit den gebogenen Türkensäbeln. Nach dreimal wiederholten Sturmangriffen, wobei die Osmanen jedesmal viele Tausende von Toten oder Kampfunfähigen zurückließen, erteilte Suleiman den Befehl zum Abzug.

14. Okt. 1529.

Die Lage in Ungarn unverändert.

Die Verteidigung Wiens war eine der glänzendsten Kriegsthaten in der deutschen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts; dennoch war Ferdinand nicht im stande, in Ungarn festen Fuß zu fassen. Seine Gesandten, die er im nächsten Jahr nach Konstantinopel schickte, fanden keine bessere Aufnahme für ihre Forderungen als die früheren. Man kannte die Uneinigkeit der christlichen Mächte zu gut, als daß man bei der Pforte einen vereinigten Kriegsbund derselben gefürchtet hätte; und vor einem Fürsten, der sich König von Ungarn nannte, ohne das Land zu besitzen, und so sehr in Geldnot war, daß er den Verteidigern seiner Hauptstadt Wien nicht einmal den wohlverdienten Sturmsold bezahlen konnte, glaubte der mächtige Gebieter am Bosporus keine Befürchtungen hegen zu dürfen. Die Gesandten, übermütig behandelt, kehrten mit leeren Händen zurück. Das Magyarenreich blieb im Besitz des türkischen Schützlings, die Krone des heil. Stephan in Suleimans Gewahrsam. König Johann, oder wie man ihn in Wien nannte, „Graf Hans von Zips", war nach Ibrahims eignen Worten nur der Diener des Sultans, in dessen Namen er das Land verwaltete.

Der Sultan und die christlichen Mächte.

Wenn Suleiman die vor Wien erlittene Niederlage nicht an den Deutschen rächte, so geschah es nicht aus Furcht vor einem Kriegsbund der christlichen Mächte des Abendlandes, sondern nur aus Scheu vor dem kräftigen Widerstand des Volks in dem entlegenen Land. Wir haben im zehnten Bande dieses Werks oft genug erfahren, wie wenig unter den damaligen Umständen an ein gemeinschaftliches politisches und kriegerisches Vorgehen der Staaten zu denken war. Wenn Gesandte ihren Forderungen durch die Drohungen mit einem christlichen Kriegsbund Nachdruck zu geben vermeinten, erwiderte Suleiman mit einem ungläubigen Lächeln. Niemand wußte ja besser als er, wie wenig der französische Monarch geneigt war, mit dem „König von Spanien" gemeinsame Sache zu machen gegen den Sultan, seinen Verbündeten. Die Türkensteuern, die der Papst im Namen der Religion anordnete, um dann den Ertrag für andre fremdartige Zwecke zu verwenden, waren ein verbrauchtes Mittel, das besonders in jenen Jahren der Religionskämpfe alles Vertrauen und alle Wirkung verloren hatte; die Venetianer, deren Gott, wie ihnen der Papst nachsagte, ihr Handelsvorteil war, hüteten sich, den Löwen am Bosporus zu reizen und den Rest ihrer Besitzungen in der Levante zu gefährden. Ja sie fühlten sich geschmeichelt, daß der Großherr an die Markusrepublik eine Einladung zu dem glänzenden Beschneidungsfest unter den Zelten im Hippodrom ergehen ließ, und beeilten sich, derselben durch eine prunkvolle Gesandtschaft zu entsprechen. Wie wenig Eindruck mußten die wiederholten Botschaften Ferdinands auf den stolzen Großfürsten machen, die immer wieder eine „jährliche Pension" anboten, wenn der Sultan den Habsburger statt den „Janusch Woida" auf den ungarischen Thron setzen würde, wäre es auch erst nach dem Tod des dermaligen Inhabers.

Es war ein sprechendes Zeugnis von dem Übermut des hochfahrenden Osmanen, wenn er auf die drohende Bemerkung, der Kaiser werde mit den Waffen gegen ihn ausziehen, mit trotziger Ironie zur Antwort gab, er wolle ihm den weiten Weg ersparen und selbst zu ihm kommen. Und wirklich war er im Sommer 1532 wieder auf dem Marsche gen Wien. Aber auch diesmal hemmte die heldenmütige Verteidigung von Günz durch eine kleine christliche Besatzung den Fortgang des Feldzugs. Wir haben dieser Großthat, die ein würdiges Seitenstück zu dem Wiener Belagerungskampf bildet, schon früher gedacht (X, 499 f.). Durch sie hat der Anführer Jurischitsch die Demütigung gerächt, die ihm früher auf einer Gesandtschaft in Konstantinopel auferlegt worden, und unvergängliche Lorbeeren um sein und seiner Waffengefährten Haupt geflochten. Fast zu gleicher Zeit erfocht auch der kaiserliche Admiral Doria in dem Meerbusen von Lepanto einen Sieg über die türkische Flotte und nahm Koron und Patras in Besitz. Und wenngleich diese ruhmvollen Kriegsthaten für die Habsburger Reiche ohne namhafte Früchte blieben, wenn das türkische Landheer bei seinem Abzug nicht verhindert werden konnte, die österreichischen Nebenländer, vor allem Steiermark, mit Brand, Raub und Verwüstung schwer heimzusuchen, wenn auch die kaiserliche Armada, von den eifersüchtigen Venetianern im Stich gelassen, die errungenen Vorteile nicht weiter verfolgen, das eroberte Koron nicht auf die Dauer behaupten konnte, so war doch durch die Vorgänge vor Günz und im Peloponnes der Übermut der Osmanen herabgestimmt und gebrochen, in den Herzen der christlichen Völker wieder Vertrauen und Hoffnung erweckt worden. Suleiman gab zu, daß sein Großwesir Ibrahim Pascha unter Vermittelung des gewandten Staatsmanns Luigi Gritti mit den Gesandten Ferdinands, Hieronymus von Zara und Cornelius Schepper, in Konstantinopel den ersten Friedensvertrag abschloß, der, wie demütigend immer die Verhandlungen für Österreich sein mochten, dem König von Ungarn wenigstens den Besitz der Städte und Landschaften zusicherte, die er noch in dem Donaureich in Händen hatte. Juli 1533.

Suleiman benutzte den Frieden mit Österreich, um seine Herrschaft im Osten und zur See zu erweitern. Wir wissen, daß Sultan Selim auf seinem großen asiatischen Siegeszug dem Schah Ismail von Persien Kurdistan und viele andre Städte und Landschaften entrissen hatte (IX, 276 ff.). Ismails Sohn und Nachfolger, Schah Tamasb, konnte die Schmälerung des väterlichen Reichs nicht verschmerzen und begegnete dem Erben des Siegers nicht mit der Unterwürfigkeit und demütigen Haltung, die dieser in seinem Stolz als „Stellvertreter des Propheten“, als „Schatten Gottes über beide Welten“ verlangte. Das Haupt der Schiiten wollte solche Ansprüche nicht anerkennen. Schon vor Jahren hatte daher Suleiman dem Schah gedroht, er werde seine Waffen nach Tebriz und Aserbeidschan tragen und sein Zelt in Iran und Turan, in Samarkand und Chorasan aufschlagen; die Feldzüge gegen Rhodus und in die Donauländer hatten die Ausführung verhindert. Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen. Als der Sultan vor Günz lag, vernahm er mit großem Verdruß, daß Ulama, der persische Statthalter von Bagdad, welcher Suleimans Oberherrschaft anerkannt und ihm die Schlüssel der berühmten Kalifenstadt übersandt hatte, von dem Schah bedrängt werde, der Statthalter von Aserbeidschan Sufalkar den Versuch, Tebriz dem Osmanenherrscher zu unterwerfen, mit dem Tod gebüßt habe, daß dagegen der abtrünnige Scherifbeg von Bidlis bei Tamasb Schutz gefunden. Diese Schmach zu rächen, den ungetreuen Chan von Bidlis zu strafen und die Herrschaft von Bagdad und Aserbeidschan zu behaupten, war nach dem Frieden mit Ferdinand der sehnlichste Wunsch des Sultans. Von der Donau wurde der Krieg an den Euphrat verlegt. Noch im Herbst desselben Jahres 1533. setzte Ibrahim nach Kleinasien über. In Konia wurde er durch die Nachricht erfreut, daß Scherifbeg eine Niederlage durch Ulama erlitten, und bald empfing er den Kopf

Der Krieg gegen Persien. 1533—1536.

des Überwundenen vom Sieger eingesandt. Nachdem die Truppen in Haleb die Win-
1534. termonate verbracht, wurde im Frühjahr das schöne obstreiche Land am Wansee mit den Festungen Adisschuwaf, Ardschisch (Wan) und Achlath unterworfen und dann der Weg ostwärts nach Aserbeidschan eingeschlagen. Nach einigen Verlusten durch die Gebirgsvölker hielt Ibrahim im Mai seinen Einzug in Tebriz, die von dem Schah verlassene Hauptstadt. Hier vereinigte sich der Sultan, welcher mittlerweile über die Hauptstädte Anatoliens herangezogen war und in Konia die frohe Siegeskunde mit religiösen Festlichkeiten und Tänzen gefeiert hatte, mit seinem Großwesir. Dann rückten beide auf beschwerlichen Märschen über Hamadan in das Gebiet von Bagdad, erfreut über die Beweise der Huldigung und Unterwerfung, welche die persischen Landvögte und Beamten dem mächtigen Beherrscher von Konstantinopel darbrachten. Dafür wurden sie reichlich belohnt und in ihren Würden bestätigt. Ohne Kampf öffnete die berühmte Kalifenstadt am Tigris, die so oft der Schauplatz orientalischer Pracht und barbarischer Zerstörung gewesen, ihre Thore dem neuen Herrn. Wie bewunderte Suleiman das herrliche Gartenland, wo Reisfelder mit Wäldern von Dattelpalmen, von Orangen und Limonen abwechselten, als er in die heilige Stadt, den alten Sitz
Dez. 1534. der Wissenschaften, den Mittelpunkt des morgenländischen Handels, seinen Einzug hielt! Monatelang verweilte er in der östlichen Grenzfestung und trat dann auf einer andern Straße den Rückweg nach Tebriz an. Nachdem er in beiden Städten osmanische Statthalter eingesetzt und die neugewonnenen Landschaften durch die Bande
Jan. 1536. alttürkischer Lehnsverfassung an die Pforte gekettet, zog er wieder nach seiner Hauptstadt am Bosporus und feierte die mit geringen Opfern und Anstrengungen erreichte Vereinigung des schönsten Teils von Persien mit seinem Reich durch einen triumphierenden Einzug. Fortan bildete Bagdad das feste Thor im Osten, wie Belgrad im Norden.

Seekriege. Diese Erfolge in Asien übten auf Europa ihre rückwirkende Kraft. Es war kein Geheimnis geblieben, daß zwischen Karl V. und Schah Tamasb Gesandtschaften gewechselt worden waren, daß die zwei mächtigsten Herrscher des Morgenlands und Abendlands sich zum gemeinschaftlichen Kampf wider den gewaltigen Padischah in der Mitte die Hände hatten reichen wollen. Jetzt da der eine zu Fall gebracht war, sollte auch der andre gezüchtigt werden. Zu dem Ende gedachte Suleiman seine Seemacht zu stärken, um den Kaiser auf dem Mittelländischen Meer und in seinen Küstenländern und Inseln zu bekriegen. Dazu bedurfte er eines tüchtigen Flottenführers, der dem Admiral Doria, dem erfahrensten Seemann seiner Zeit, die Spitze bieten könnte. Denn wenn es auch den Türken gelungen war, die eng eingeschlossene Seestadt Koron durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, so war es doch dem Sultan und seinem Großwesir bei dieser Gelegenheit klar geworden, daß im Fall einer Vereinigung der Venetianer mit der kaiserlichen Flotte die türkische Seemacht dem Feind nicht gewachsen wäre. Deshalb ernannte er jenen Chaireddin Barbarossa, „der sich rühmte, sein Turban, auf eine Stange gesteckt, verscheuche die Christen meilenweit ins Land hinein", zum Beglerbeg des Meeres, d. h. zum Oberbefehlshaber der gesamten osmanischen Seemacht und schloß zugleich mit dem König von Frankreich ein Bündnis. Wir haben die Folgen dieser Kriegspolitik, die Karls V. Zug nach Tunis herbeiführte, früher kennen gelernt (X, 611 ff.). Von der Zeit an war

das Mittelmeer, waren die Küsten Italiens, waren die Inseln, Hafenorte und Buchten der Hauptschauplatz der Kriege zwischen den Christen und Moslems. In diesen Jahren verhielt es sich wirklich so, wie Chaireddin sich prahlend rühmte; die Korsaren und Türken herrschten auf dem Meer und hielten alle Seefahrer, alle Küstenbewohner, alle handeltreibenden Völker in Furcht und Schrecken. Nun vermochten auch die klugen Herren in Venedig ihre bewaffnete Neutralität, ihre zweideutige Friedenspolitik nicht mehr lange zu behaupten. Fast zu gleicher Zeit hatte die Republik ihre einflußreichsten Gönner und Fürsprecher bei der hohen Pforte eingebüßt: Luigi Gritti, der durch sein barsches Auftreten als Bevollmächtigter des Sultans das magyarische Nationalgefühl verletzt hatte, war in Siebenbürgen ergriffen und enthauptet worden, und Ibrahim Pascha, der übermächtige und übermütige Grieche, „der sich vom violinspielenden Sklaven zum reichslenkenden Staatsmann, zum heerführenden Feldherrn, zum unumschränkten Gewalthaber des Reichs emporgeschwungen“, wurde bald nach dem persischen Feldzug im Schlafgemach des Sultans, dem seine Überhebung und Anmaßung lästig und verdächtig geworden, ermordet. Mehr und mehr erlangte nunmehr der französische Einfluß die Oberhand in Konstantinopel und der Gesandte Laforet sparte kein Mittel, die Venetianer als Freunde und Verbündete des Kaisers zu verdächtigen. 15. März 1536.

Die Erfolge Karls V. vor Tunis steigerten die gereizte Stimmung zwischen Moslems und Christen; feindselige Begegnungen zwischen einzelnen Schiffen konnten als Vorzeichen gelten, daß auch die Markusrepublik in den Kriegszustand der abendländischen Seestaaten gegenüber der Pforte hineingerissen werden würde, daß der Friede, den die Signorie über drei Jahrzehnte aufrecht zu erhalten gesucht, nicht länger andauern könne. Was konnte auch ein Frieden für Vorteile bringen, der die Republik stets zur Unterhaltung einer Kriegsflotte nötigte und zu einer bewaffneten Neutralität führte, welche von einem Kriegszustand nicht wesentlich verschieden war und die öffentlichen Ausgaben jahraus jahrein vermehrte? Die Entscheidung wurde erleichtert durch die feindselige Haltung, zu welcher sich Suleiman durch den Rat des ungestümen Chaireddin treiben ließ. Um die Zeit, als zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich der heftige Krieg wütete, dessen Gang und Wechselfälle wir aus den früheren Blättern kennen (X, 615 ff.), landete der neue Großwesir Ajas-Pascha mit einer Kriegsflotte auf Korfu, ließ durch die osmanischen Reiterscharen das flache Land ausplündern und verheeren und bedrängte die Hauptstadt mit einer Belagerung. Zugleich wurden im ganzen Reich die Unterthanen der Republik zurückgehalten, ihre Güter und Schiffe mit Beschlag belegt. Korfu widerstand tapfer den Barbaren; dagegen wurden die Inseln des Archipels, welche noch unter Venedigs Herrschaft standen oder einzelnen Geschlechtern der Nobili gehorchten, wie Zante, Ägina, Cerigo, wie Andros, Paros, Naxos und andre der Cykladischen Eilande, von Chaireddin erobert, ausgeplündert und mit Feuer und Schwert verwüstet. Venedig zur Teilnahme gezwungen. Herbst 1537.

Ägina, die einst so blühende und reiche Insel, wo die Hauptstadt erstürmt, die waffenfähige Mannschaft niedergehauen, die Frauen geschändet, 6000 Knaben und Mädchen als Sklaven weggeschleppt wurden, ist seit diesen Schreckenstagen nur noch eine Wüste geblieben. Johann Crispo von Naxos, der sich den stolzen Titel eines Herzogs des Ägeischen Meeres beigelegt hatte, trat unter die Lehnshoheit des Sultans und verpflichtete sich zu einer Jahresabgabe von 5000 Dukaten; doch vermochte er dadurch nicht die schöne altberühmte Insel vor der Raubsucht der Türken zu retten. Auch der Beherrscher von Andros, Coursin de Sommariva, wurde zinspflichtiger Vasall der Pforte. Seitdem verschwand auf jenen berühmten Eilanden die alte Kultur völlig; mehr und mehr entwöhnte sich das Volk, seinen Acker zu bestellen, seinen Weinstock zu pflanzen, seiner Brunnen wahrzunehmen, seine Gärten zu bearbeiten. Armut, Unwissenheit und Verödung ergossen sich über die Sitze, wo einst hellenische Lebensfülle geherrscht.

Kriegsbund. Im Winter von 1537 auf 1538 fanden im Rat der Pregadi erregte Sitzungen statt: eine Friedenspartei, an ihrer Spitze Francesco Foscari, war für eine Ausgleichung mit Konstantinopel, während Antonio Cornaro, der beredte Wortführer der Gegenpartei, ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Kaiser und dem Papst empfahl und nur in einem gemeinsamen Widerstand der abendländischen Christenheit die Möglichkeit einer gesicherten Zukunft erblickte. Seine Ansicht drang durch. Es wurde mit Karl V. und Papst Paul III. ein Kriegsbund geschlossen und eine wohlbemannte Flotte unter dem tapfern Admiral Capello zu der gemeinsamen Armada abgeschickt, welche der kaiserliche Oberbefehlshaber Andreas Doria gegen den Korsarenhäuptling und Beglerbeg Chaireddin führen sollte. Abermals ertönte der Ruf einer Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen durch die Christenländer. Allein wie sollte zu einer Zeit, da Frankreich mit den Osmanen im Bunde stand und ihnen allenthalben Vorschub leistete, ein erfolgreiches Unternehmen erwartet werden? Der kaiserliche Oberadmiral zeigte sehr wenig Eifer für einen Krieg, der hauptsächlich im Interesse Venedigs geführt ward, und hemmte daher jedes kühne Vorgehen, jedes gewagte Unternehmen. So brachte der Krieg der Republik nur Verluste; in Dalmatien wurde das Gebiet von Zara weithin verwüstet und im Archipel wurden alle venetianischen Inseln verheert, entvölkert und großenteils dem Osmanenreich als tributpflichtige Unterthanenlande einverleibt. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß man sich in der Lagunenstadt nach dem Ende des Kriegs sehnte, namentlich seitdem die von dem spanischen Befehlshaber Sarmiente tapfer verteidigte Seefestung Kastell Nuovo an der Ostküste der Adria von Barbarossa mit stürmender Hand
1539. genommen worden. Doch sollte mit aller Vorsicht zu Werke gegangen werden, damit nicht der Kaiser zum Zorn gereizt und die Liga vor der Zeit aufgelöst würde. Denn der kluge Staatsmann Hurtado de Mendoza, damals kaiserlicher Botschafter in Venedig, hatte bei den ersten Anzeichen der veränderten Stimmung

den Herren so scharf zugesetzt, daß sie die Gerüchte über einen beabsichtigten Friedensschluß für „Lügen“ erklärten.

Und doch waren bereits in Konstantinopel Unterhandlungen im Gang. Um das Geheimnis sicherer zu wahren, übertrug man das ganze diplomatische Friedenswerk dem Rat der Zehn, dem höchsten Regierungskollegium, welches in schwierigen Zeitläufen die Geschicke der Republik mit diktatorischer Gewalt bestimmte. Die Zeit war nicht ungünstig. Die Zusammenkunft der beiden Monarchen des Abendlands in Aigues-Mortes und in Paris (X, 624) hatte bei der Pforte Verdruß und Mißtrauen erregt; es schien, als sei ein neuer energischer Kriegszug wider die Osmanen verabredet worden. Die Venetianer konnten daher hoffen, daß ihnen einige der eroberten Inseln zurückerstattet würden. In diesem Sinn waren die Instruktionen gefaßt, welche die Zehn ihrem Gesandten Luigi Badoaro mitgaben. Aber so sehr wünschten sie die Beendigung des lästigen und verlustvollen Kriegs, daß sie jenem zugleich die geheime Vollmacht erteilten, falls diese Forderungen bei dem Sultan kein Gehör fänden, Frieden um jeden Preis zu schließen. Durch zwei Beamte der Regierung, Konstantin und Nikolaus Cavazzo, die im Solde Frankreichs standen, wurde der Beschluß des Rats der Zehn dem französischen Gesandten in Konstantinopel in die Hände gespielt und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Großwesir davon in Kenntnis zu setzen. Auf diese Weise hoffte er die gegen König Franz I. obwaltende Verstimmung des Padischah zu zerstreuen. Nun waren alle Bemühungen des Venetianers, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen, vergebens; die türkischen Unterhändler wollten nichts von Abtretungen hören und führten eine trotzige Sprache. Und so geschah es denn, daß die Republik einen unehrenhaften, nachteiligen Frieden einging. Nicht nur, daß sie der Pforte alle eroberten Inseln im Archipel überließ und eine Kriegsentschädigung von 300,000 Dukaten zugestand, sie willigte sogar in die Abtretung der zwei wichtigsten Besitzungen, die ihr noch im Peloponnes geblieben waren, Napoli di Romania und Malvasia. Als zwei Jahre später die Verräterei entdeckt wurde, ließ der Rat der Zehn die schuldigen Brüder auf dem Markusplatz zwischen den Säulen hinrichten. Mit Schmerz und Verzweiflung vernahmen die Einwohner und Besatzungsmannschaften von Napoli und Malvasia die schmachvollen Friedensartikel; sie dachten anfangs, sich zu widersetzen und des Kaisers Hilfe anzurufen. Als aber die venetianischen Galeeren in ihre Häfen einliefen, um Geschütz und Mannschaft einzuschiffen, fügten sie sich in ihr Geschick, auf bessere Zeiten hoffend. Viele zogen jedoch die Auswanderung vor. Von der Zeit an wuchs der französische Einfluß in Konstantinopel und in der Markusstadt.

Nachteiliger Friede mit der Pforte. 1540.

Okt. 1540.

Kaum war der Friedensvertrag mit Venedig abgeschlossen, so rüstete sich Suleiman zu einem neuen Feldzug gegen Ferdinand von Ungarn. Trotz des Friedens hatten die Waffen in den Grenzlanden nur selten geruht; nahmen auch die Monarchen selbst an den Kämpfen keinen Teil, so fanden dagegen häufig

Suleiman und König Ferdinand.

Streifzüge und räuberische Einfälle statt. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der Feldhauptmann Hans Katzianer, als er an der Drau zu weit vordrang, zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen, wobei der tapfere Tiroler Graf Lodron die Todeswunde empfing. Katzianer wurde beschuldigt, durch Feigheit und Verrat die Unfälle herbeigeführt oder vermehrt zu haben, und als „Majestätsverbrecher" in der Wiener Hofburg in Haft gehalten. Er entkam jedoch nach seinem Heimatland Kroatien, wo er mit den Osmanen in verräterischen Verkehr trat und die Fahne der Empörung aufpflanzte. Aber ehe er seine Pläne auszuführen vermochte, fand er ein blutiges Ende. Bei einer vertraulichen Zusammenkunft in
27. Okt. 1539. seiner eignen Burg stieß ihm Graf Niklas von Zriny den Dolch in die Brust und ließ den entseelten Leichnam in den Schloßgraben werfen; den Kopf schickte er nach Wien; eine der grausigen Begebenheiten, an denen jene Zeiten der Türkenherrschaft so reich waren, und die noch lange in historischen Volksliedern nachklangen. War schon dieser Vorfall geeignet, das schwache Friedensband zwischen dem Sultan und dem König von Ungarn zu lockern, so wurde es vollends zerrissen, als bei dem am 21. Juli 1540 erfolgten Tod Johann Zapolyas Ferdinand große Anstrengungen machte das ungarische Königreich an seine Dynastie zu bringen, die magyarische Nationalpartei aber, an ihrer Spitze Martinuzzi, Bischof von Großwardein, bestrebt war, dem Söhnchen, welches Isabella, Tochter des Polenkönigs Sigismund August, ihrem Eheherrn neun Tage vor dessen Tod geboren, das väterliche Erbe zu erhalten und überhaupt den heimischen Magnaten das Wahlrecht des ungarischen Königs zu sichern. Die Entscheidung lag in den Händen Suleimans und beide Teile bemühten sich um die Wette, den Machthaber auf ihre Seite zu ziehen. Es war nicht schwer vorauszusehen, wohin sich dieser wenden würde. Denn wie sehr sich auch Ferdinand anstrengte, durch den diplomatischen Abenteurer Laszki, der zwischen Wien und Konstantinopel hin- und herreiste und durch alle Mittel und Künste seine Mission zu erfüllen bestrebt war, seine dynastischen Erbansprüche auf das Königreich Ungarn darzuthun: die Rechte und Ansprüche wogen gering gegenüber den Anerbietungen der Nationalpartei, welche bereit war, die Oberlehnsherrlichkeit des Großsultans über die ungarische Königskrone anzuerkennen und einen jährlichen Tribut von 100,000 Dukaten zu entrichten. Wohl war man auch in Wien geneigt, durch jährliche „Pensionen" und allerlei Ehrengeschenke die Gunst des Sultans und seiner Würdenträger zu erkaufen, aber die gleichzeitigen Rüstungen, die in Konstantinopel nicht unbemerkt blieben, schienen auf die Absicht zu deuten, im Fall ungünstiger Entscheidung das Glück der Waffen zu versuchen. Und vor allem wollte Suleiman nichts davon hören, daß er die Hauptstadt Ofen, wo seine Befehlshaber und Besatzungen das Regiment führten, räumen sollte. Das Königreich Ungarn sollte in ähnlicher Weise wie die übrigen Lehnsstaaten dem Osmanenreich beigefügt werden. Gesetze, Religion und die herkömmlichen Staatsordnungen konnten bei diesem System ungefährdet fortbestehen; aber der König sollte Vasall des Sul-

tans sein und seine Wehrmannschaft, Waffen und Festungen dem Oberherrn zur Verfügung stehen. In ein solches Verhältnis konnte der Herrscher von Österreich, der Bruder des Kaisers, unmöglich treten. So wurde denn abermals der Krieg 1541. erklärt und mit der Haftnahme Laszkis begonnen.

Während man noch auf dem Reichstag zu Regensburg (X, 659 ff.) über eine „eilende Hilfe" beriet gegen „des Türken blutdürstig Vornehmen, das Königreich Hungarn zu verderben und zu erobern und seinen Fuß auf die Teutsche Nation zu setzen", zog Suleiman mit großer Heeresmacht über die Donau, um dem Streit über die Herrschaft von Ungarn durch thatsächliche Besitzergreifung des Königreichs ein Ende zu machen. Er hatte schon drei Jahre zuvor den Fürsten der Moldau, Peter Rarosch, der sich zu Ferdinand hingeneigt, den Türkenfreund Siegmund von Polen befehdet und die Ermordung Grittis begünstigt, zur Flucht gezwungen, dessen Bruder Stephan an seine Stelle gesetzt, mit der lästigen Bedingung, daß er persönlich alle zwei Jahre den Tribut nach Konstantinopel bringe, und hatte den östlichen Landstrich Bessarabien zwischen Pruth und Dnjestr mit den Festungen Akkerman und Kilia unmittelbar mit dem Reich verbunden. Nun rückte er über Belgrad in das Herz des ungarischen Landes. Graf Stephan Mailath, das Haupt der Patriotenpartei, der die Hinrichtung Grittis bewirkt hatte, wurde als Gefangener nach Konstantinopel geschickt, wo er in den Kerkern der sieben Türme den Rest seines Lebens verbrachte. In den letzten Tagen des August schlug Suleiman sein Pfortenzelt vor Ofen auf, wo kurz zuvor der alte österreichische Feldhauptmann Roggendorf durch die Paschas von Bosnien und Semendra eine Niederlage erlitten und die Todeswunde erhalten hatte. Die Räte, welche für das königliche Kind das Regiment führten, eilten zur Huldigung herbei, aber sie vermochten nicht dem Magyarenreich den Schein der Unabhängigkeit zu bewahren. Am 2. September hielt Suleiman seinen 1541. feierlichen Einzug in die Hauptstadt, nahm Besitz von dem Schloß, welches die Königin Isabella räumen mußte, verwandelte die Hauptkirche in eine Moschee und stellte Stadt und Reich unter osmanische Besatzung und Verwaltung. Wenigstens bis zur Volljährigkeit des Königskindes Johann Sigismund sollte Suleiman selbst Herr und Gebieter von Ungarn sein. In Wien herrschte große Besorgnis, die Türkenzelte möchten abermals vor der Donaustadt aufgeschlagen werden, und Ferdinand eilte durch Geschenke und Unterhandlungen den gefürchteten Machthaber fern zu halten. Zwar wurden die Anträge des Königs nicht angenommen und die Verhandlungen bald abgebrochen, allein Suleiman hatte bei seinem früheren Erscheinen auf deutscher Erde so widerwärtige Eindrücke empfangen, daß er kein Gelüsten nach einer Wiederholung trug, am wenigsten in der vorgerückten Jahreszeit. In Deutschland verbarg man sich nicht, daß mit Ungarn die Sicherheit des ganzen Reichs verbunden sei, und diesem Gefühl war es zuzuschreiben, daß die Fürsten und Stände den Wünschen des Kaisers und Königs bereitwillig entgegenkamen. Eine Reichsarmee rückte unter Kurfürst

Ungarn unter osmanische Herrschaft gebracht.

1542. Joachim von Brandenburg in Ungarn ein, allein wir wissen bereits aus Bd. X, 666 f., daß auch diemal wegen Mangels an Geld nichts Namhaftes erreicht ward und daß auch des Kaisers gleichzeitiges Unternehmen gegen Algier keinen glücklichen Verlauf hatte. Suleiman blieb im Besitz von Ofen-Pest und alles Landes ostwärts davon, und die Korsaren trieben ihr Unwesen frecher als je. Bei Erneuerung des Kriegs zwischen Franz und Karl V. sah man die türkische Armada unter Barbarossa im Verein mit französischen Galeeren vor der Küste von Nizza und Marseille kreuzen und im Hafen von Toulon wie im eignen
10. Aug. 1543. Land schalten und walten. Im folgenden Jahr fiel Gran in Suleimans Gewalt und wurde, nachdem die Stadt für ihren Widerstand allen Kriegsgreueln preisgegeben worden, befestigt und durch eine osmanische Besatzung geschützt. Das
4. Sept. gleiche Schicksal hatte Stuhlweißenburg zu erleiden. Die Austeilung von Lehnsgütern an Spahis in der Umgegend von Ofen und Gran deutete auf die Absicht, den gewonnenen Boden für immer der türkischen Herrschaft zu sichern. Auch Wissegrad, der prächtige Königssitz, fiel bald nachher in die Hände der Osmanen. — Wir wissen bereits (X, 672), daß der Unwille der deutschen Fürsten und Völker über das unchristliche Bündnis des französischen Königs mit dem grausamen Feind im Osten auf dem Reichstag zu Speier dem Kaiser eine größere Kriegshilfe eintrug, als in vielen Jahren erreicht worden war, und daß die Habsburger Brüder dadurch in den Stand gesetzt waren, zu gleicher Zeit die Franzosen im Westen und die Türken im Osten zu bekriegen. Und wenn sich auch in Ungarn die deutschen Heerhaufen nur auf Abwehr und Grenzhut beschränkten, so wurde wenigstens so viel erzielt, daß in den nächsten Jahren die Türken keine weiteren Fortschritte nach Westen machten.

Der Friede von Crépy (X, 674), der den Bund mit Frankreich auflöste, erweckte in dem Sultan von neuem die Besorgnis, es könnte eine christliche Liga wider ihn gebildet werden. Er wies daher weniger schroff als früher die Friedensanträge Ferdinands zurück. Und als nun auch der Kaiser, um freie Hand gegen die Schmalkaldener Bundesverwandten zu erlangen, mit dem östlichen Rivalen Unterhandlungen anknüpfte, so kam man endlich auf Grund des Bestehenden zu einem Abkommen, das den Habsburgern die so sehr erwünschte Ruhepause in den Türkenkriegen brachte. Es ist uns bekannt, daß unter französischer Vermittelung zunächst ein längerer Waffenstill-
1545. stand geschlossen ward (X, 719). Aus diesem ging dann unter den Eindrücken, welche der Tod des französischen Königs und Karls V. Sieg bei Mühlberg in der politischen
Juni 1547. Welt erzeugte, ein Friede hervor, durch welchen dem König Ferdinand gegen Entrichtung einer jährlichen „Pension" von 30,000 Dukaten der dermalige Besitzstand in Ungarn auf weitere fünf Jahre zugestanden ward. In diesen Frieden sollte auch der Kaiser, der Papst und der neue König von Frankreich inbegriffen sein. Chaireddin
4. Juli 1546. Barbarossa war im Jahr vorher in hohem Alter aus der Welt gegangen.

Suleimans Machtstellung. Damals stand Suleiman auf dem Höhepunkt seiner Macht. Die deutschen Kriege der nächsten Jahre, welche den Kaiser und seinen Bruder Ferdinand gänzlich in Anspruch nahmen und ihre Blicke nach der oberen Donau und der Elbe zogen, gaben dem Großherrn Muße, seine Herrschaft in den eroberten

Ländern zu befestigen und sie enger in den Reichsorganismus einzufügen. Ein Feldzug nach Persien sicherte und erweiterte seine Macht am Euphrat; die mohammedanischen Fürsten Indiens buhlten um seine Gunst und seinen Beistand gegen die Portugiesen; in Ungarn diente die Austeilung von Lehen an türkische Kriegsführer und die Errichtung von vierzehn Sandschaks unter dem Oberstatthalter von Ofen der osmanischen Politik. Besteuerung und Finanzwesen wurden durch Chalil Pascha von Ofen in eine dauernde und feste Ordnung gebracht, so daß „Chalils Buch" auf viele Jahrzehnte die Grundlage der Volkswirtschaft, den Maßstab der Abgabenerhebung in den ungarisch-türkischen Städten und Landschaften bildete. Türkische Beamte und Richter schalteten willkürlich in den Städten und Ortschaften, durch Erpressung und parteiisches Gericht die Einwohner bedrückend. Nicht selten trat der Koran an die Stelle des heimischen Rechts und der Übertritt zum Islam verschaffte manche Bevorzugung. Wie viele christliche Knaben wurden nach Konstantinopel gesandt, um dort zum mohammedanischen Glauben bekehrt unter die Janitscharen eingereiht zu werden! Nationalität, Sprache und Sitten der Ungarn waren gefährdet. Es schien, als sollten der Islam und die Formen und Einrichtungen osmanischer Reichsordnung auch im Norden der Donau, in Siebenbürgen und in den Magyarenländern bis an den Grenzwall der Karpathen Wurzel schlagen.

1548. 1549.

Abnahme der Spannkraft im Türkenreich.

Daß dieser Plan nicht vollkommen gelang, daß Ungarn nicht dem Schicksal der südlichen Donauländer verfiel, daß unter der Decke osmanischer Gewaltherrschaft das heimische Wesen, der eingeborne Volkscharakter noch die Kraft behielt, um in der Folge unter veränderten Verhältnissen wieder an die Oberfläche zu treten, davon lag die Ursache hauptsächlich an der nie ganz aufgelösten Verbindung des Königreichs mit Österreich und dem deutschen Volk, an dem zähen Widerstand der christlichen Staats- und Lebensordnungen gegenüber den orientalisch-mohammedanischen Weltanschauungen, an der Abnahme der erobernden und bildenden Kraft des Islam durch die innere Erschöpfung. Der Islam und das Osmanenschwert vermochten weder die geistige Gewalt des Christentums noch die feste Widerstandskraft der deutschen und ungarischen Nationalität, Kultur und Lebensformen zu überwältigen, zu brechen oder sich zu assimilieren. Dieser zähen und nachhaltigen Gegenwehr einer schon ausgeprägten, in das Gefühl und Bewußtsein des Volks eingedrungenen Bildung war es zu danken, daß Europa selbst in der Zeit seiner größten inneren Zerrüttungen und Spaltungen doch nicht die Beute des östlichen Eroberers ward.

Fortdauer der Kriegszustand in Ungarn und Siebenbürgen.

Es war leicht vorauszusehen, daß der Friedensvertrag zwischen Ferdinand und Suleiman nur eine kurze Unterbrechung des Waffenganges sein würde: nicht nur, daß die unbestimmte Grenze der beiderseitigen Besitzungen stets Einfälle in die Gebiete des einen oder des andern Besitzers herbeiführte, es lag auch weder in dem Willen Ferdinands, seine Ansprüche fahren zu lassen, noch in den Absichten Suleimans, allen weiteren Eroberungen nordwärts oder westwärts zu

entsagen. Die Kämpfe, Streifzüge, Scharenkriege hörten nie ganz auf, wenn auch keine größeren Heere ins Feld zogen. Bis zum Tod Suleimans fand ein endloser Wechsel statt von blutigen Kriegen und nutzlosen Friedensverhandlungen, ohne daß eine Entscheidung erzielt worden wäre. Wie sehr immer einzelne Waffenthaten in den Kriegs- und Heldenbüchern glänzen mögen, für die weltgeschichtliche Betrachtung menschlicher Dinge bieten die gleichförmigen Erscheinungen ununterbrochener Grenzfehden wenig Interesse. Der kleine Hof zu Lippa in Siebenbürgen, wo die Königin Isabella mit ihrem unmündigen Sohn weilte, bildete den Herd von Intrigen, welche bald zu neuen Friedensstörungen führten. Als Martinuzzi, einer der Vormünder, ein hochfahrender, anmaßender Mönch, in seiner eigenmächtigen Verwaltung Widerstand fand, sowohl bei der Königin als bei Suleiman, der sich als Schutzherrn des Sohnes seines „Sklaven" Johann Zapolya betrachtete, so trat der herrschsüchtige Staatsmann in der Mönchskutte mit Ferdinand in Verbindung und suchte ihm Siebenbürgen in die Hände zu spielen. Geheime Verhandlungen hatten einen Ver-
1551. trag zur Folge, kraft dessen Isabella gegen einige ihr in Schlesien angewiesene Güter auf die Herrschaft in Siebenbürgen verzichtete, während Ferdinand von den Ständen zu Klausenburg Krone und Huldigung empfing. Empört über dieses eigenmächtige und treulose Gebahren ließ Suleiman den Geschäftsführer Ferdinands in Konstantinopel ins Gefängnis werfen und gebot dem Beglerbeg von Rumelien, Mohammed Sokolly, mit Heeresmacht nach Siebenbürgen vorzudringen. Nun entbrannte der Krieg mit neuer Wut. Martinuzzi, dem Ferdinand den Kardinalshut verschafft und das Regiment in dem Land der sieben Berge übertragen hatte, wußte das Volk zum Kampf zu begeistern. Indem er nach alter Sitte die blutige Lanze und das Blutschwert durch das Land tragen ließ und den Heerbann aufbot zur Verteidigung der Religion und zur Rettung der Nationalität und des gemeinsamen Vaterlandes, gelang es ihm, das streitbare Volk unter die Waffen zu rufen. Mit österreichischen Truppen unter Castaldo vereinigt, trieben sie das osmanische Heer zurück und eroberten Lippa. Bald jedoch zerfielen Martinuzzi und Castaldo. Der österreichische Befehlshaber wußte in Wien dem Verdacht Eingang zu verschaffen, der schlaue Priester treibe ein doppeltes Spiel, um sich für alle Umstände zu sichern; er stehe zugleich mit den Türken in verräterischer Verbindung. Sei es nun, daß Castaldo einen Wink von Wien erhielt oder daß er aus eignem Antrieb oder aus Lüsternheit nach den Schätzen des Kardinals handelte, genug, Martinuzzi wurde unter den
18. Dez. 1551. Augen Castaldos von einigen seiner Leute im eignen Schloß ermordet, wie später Wallenstein durch Butler. Dieses blutige Ereignis trug der Sache des Königs keine guten Früchte. Der Unwille des Volks hemmte die Kriegslust
1552. und die nationale Erhebung, so daß es im nächsten Jahr den türkischen Befehlshabern gelang, Lippa wieder zu erobern und die wichtige Stadt Temeswar nach harter Gegenwehr zur Unterwerfung zu zwingen. Nur die kleine Festung

Erlau lieferte wieder ein Beispiel jenes wunderbaren Heldenmuts, wie er sich in Günz und bei manchen andern Gelegenheiten gezeigt. Vergebens bedrängte Achmed-Pascha mit seiner ganzen Heeresmacht den schwach besetzten Ort; bei herannahender Winterzeit mußte er vor dem geringen Häuflein heldenmütiger Streiter, denen Kurfürst Moritz von Sachsen zu Hilfe gezogen (X, 803), unverrichteter Dinge abziehen.

Bei den kriegerischen Verwickelungen des Kaisers in Deutschland und gegen Heinrich II. von Frankreich wünschten die Habsburger nichts sehnlicher, als von Suleiman Frieden zu erlangen. Gesandtschaften auf Gesandtschaften gingen daher nach Konstantinopel ab, „Pensionen“ und „Ehrensold“ von hohem Betrag bietend und mit Geschenken um die Gunst und Fürsprache der Wesire und Würdenträger des Diwan werbend, um den Sultan zu bewegen, daß er Siebenbürgen und den Rest von Ungarn dem König Ferdinand überlasse und Frieden halte. Aber wenig konnte erreicht werden, da der Botschafter und die Unterhändler Frankreichs entgegenwirkten. „Das lange Glück,“ meldete Ferdinands Gesandter, der kluge, scharfsichtige Niederländer Busbek, nach Wien, „hat dieses Volk so übermütig gemacht, daß es nichts für unrecht hält, was es will, nichts für recht, was es nicht will.“ Von der Abtretung Siebenbürgens wollte Suleiman nicht reden hören. Auch der wiederholte Waffenstillstand wurde wenig geachtet. Als Busbek von Amasia zurückkehrte, wo Suleiman während eines neuen persischen Feldzugs den Winter hindurch Hof gehalten, war er Augenzeuge, wie ganze Scharen gefangener Christen jedes Alters an langen Ketten aus Ungarn in die Sklaverei geschleppt wurden. In Deutschland war man mit den eignen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, so daß an eine Reichshilfe nicht zu denken war. Man betrachtete die Vorgänge in Ungarn als eine fremde Sache, die nur König Ferdinand angehe, und überließ Land und Volk seinem Schicksal. So dauerte der schwankende Zustand zwischen Krieg und Frieden fort, verderblich für Freund und Feind. Unter den Raubzügen, Überfällen und kleinen Festungskriegen schwand alle Sicherheit, alles Rechtsgefühl, alles Vertrauen in die Zukunft, alle Lebensfreude dahin. Die schrecklichen Zeiten des Faustrechts, der Selbsthilfe, des Wegelagerns waren für Ungarn und Siebenbürgen zurückgekehrt; und im Mittelmeer und auf allen Küstenländern und Inseln desselben zerstörten wilde Korsarenkriege den friedlichen Verkehr, die Werke der Kunst, des Menschenfleißes, der Gesittung. Gut, Leben und Freiheit schwebten in ewiger Gefahr; die Sklaverei des heidnischen Altertums schien wieder aufzuleben. Gesandtschaftsreisen nach Konstantinopel führten nicht selten in türkische Kerker, zu Ketten und Banden, wo nicht zum Strang oder zu Verstümmelungen. Denn vom Völkerrecht hatte man am Bosporus keinen Begriff; jeder Ungläubige galt als Feind.

Die Not der Zeit.

1551–1555.

2. Malta und Sigeth.

Teilung des Türkenkriegs im Haus Habsburg.

Suleiman überlebte seinen großen Rivalen des Westens, dessen Auge zugleich nach der Donau und nach den Mittelmeerstaaten gerichtet war. Mit Karls V. Tod in San Juste und dem bald darauf erfolgten Frieden von Cateau-Cambrésis trat auch in den Verhältnissen zu den Osmanen eine Wendung ein. Frankreichs Einfluß auf die auswärtigen Dinge nahm ab, seitdem die Kräfte des Landes durch die religiösen Bürgerkriege gefesselt wurden, und die beiden Linien der Habsburger Dynastie gingen in ihren Interessen mehr auseinander. Dadurch wurde auch in der Kriegsarbeit gegen die Türken eine Teilung notwendig: dem österreichischen Herrscherhaus fiel der Kampf in Ungarn zu, indes dem spanischen Habsburger die Beschützung des Südens sowohl gegen die türkische Hauptmacht als gegen die Piratenstaaten in Nordafrika, deren Fürsten in Vasallitätsverhältnissen zu der Pforte standen, als wichtigste Regierungsaufgabe oblag. Es war eine Sache der Selbstverteidigung, da Neapel und Sizilien, welche hauptsächlich die feindlichen Schläge zu fühlen hatten, zum spanischen Reich gehörten und die Korsarenhäuptlinge von Tunis, Algier, Tripolis mit den spanischen Morisken in Verbindung standen und von ihnen vielfach Vorschub erhielten. Auch bestand ein nicht geringer Teil der Mannschaften aus ausgewanderten Mauren oder ihren Nachkommen, welche die andalusischen Landschaften als das Erbteil ihrer Väter betrachteten. Die Johanniter, denen einst Karl V. die Insel Malta als Vorposten gegen die Ungläubigen übertragen, waren auch unter Philipp II. die mutigen Pioniere und Kreuzritter im Krieg gegen den Erbfeind der Christenheit, stets bereit und kampfgerüstet, sowohl zur Abwehr als zum Angriff.

Die Korsarenkriege.

Dieser ununterbrochene Krieg, reich an Heldenthaten und Leiden, an romantischen Abenteuern und drangsalvollen Schicksalen, nimmt in den poetischen Produktionen der spanischen Poesie jener Tage einen großen Raum ein. Was konnte auch anziehender sein als die Szenerie eines Korsaren- und Gefangenenlebens, was ergreifender als die Schicksale geraubter und weggeführter Christen, die als Ruderknechte und Galeerensklaven auf den Schiffen ihrer Peiniger, nicht selten unter christlichen Renegaten, dienen mußten, die in Kerkern und Verliesen unzählige Drangsale und Gefahren zu ertragen hatten, oder in Fesseln zur Zwangsarbeit getrieben, zu niedrigen Knechtsdiensten mißbraucht wurden, ihrer Erlösung durch Loskauf, durch abenteuerliche Flucht, durch den Tod sehnsuchtsvoll entgegenharrend! Und wie oft stand die Schilderung im Roman, im Drama, in der Novelle noch weit hinter der Wirklichkeit zurück! Die Weltgeschichte kann nicht in die Einzelheiten eines ununterbrochenen Kampfes ohne Frieden und ohne höhere Zwecke eingehen, so mannhaft und ruhmvoll auch immer einzelne kühne Waffenthaten, einzelne Unternehmungen voll Mut und Verwegenheit, einzelne Wagnisse voll Gefahr und Todesverachtung sein mochten.

Im Kampf und Handgemenge, sei es auf dem Verdeck der Galeeren, sei es bei Angriffen oder bei Verteidigung von Kastellen und Küstenorten, waren die christlichen Streiter aus Spanien und Italien und von der Insel Malta und die mohammedanischen Krieger, die Piraten und Janitscharen, einander ebenbürtig, von gleichem Mut, von gleicher Tapferkeit, von gleicher Ausdauer, von gleichem Fanatismus erfüllt. Dagegen fehlte den christlichen Anführern, mit Ausnahme der genuesischen Familie Doria, bei denen sich der nautische Ruhm von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, sehr oft die Erfahrung und Seekriegskunde, welche die türkischen Führer, vorab die Korsarenfürsten, durch lange Übung sich erworben. Erst als der heldenmütige Infant Don Juan, dessen Thaten wir kennen gelernt haben, den Oberbefehl über die christliche Seemacht des Mittelmeers übernahm, erlangten die spanischen und italienischen Galeeren auf einige Zeit die Herrschaft zur See.

Die große Expedition, welche der Herzog von Medina Celi in den Jahren 1559 und 1560 gegen den uns aus der früheren Darstellung (X, 803) bekannten Dragut oder Torghut von Tripolis unternahm, war verlustvoll für die christliche Flotte, wenn auch rühmlich für die Kriegsmannschaft unter Don Alvaro de Sandé, welche die halbverfallene Feste auf der kleinen Insel Dscherbe mit wunderbarem Heldenmut gegen die Korsaren und die Janitscharen unter dem türkischen Admiral Piali verteidigte. Aber wie tapfer und entschlossen immer die kühnen Männer wochenlang der feindlichen Übermacht Trotz boten und alle Stürme zurückschlugen, Mangel an Nahrungsmitteln und Trinkwasser nötigte sie schließlich zur Übergabe. Viertausend Krieger wurden gefesselt Ende Juli 1560.
nach Konstantinopel auf den Sklavenmarkt geführt. Alvaro de Sandé begleitete als Gefangener den triumphierenden Einzug Pialis in die Sultanstadt. Dieser Ausgang eines Unternehmens, auf das man so große Erwartungen gesetzt hatte, war für die seefahrenden Völker sehr empfindlich. Der Handelsverkehr litt Schaden. In Spanien fürchtete man für das Küstengebiet von Oran, welches einst Kardinal Jimenes dem Reich gewonnen; ein Geschwader, das unter Juan de Mendoza von Malaga aus den 1562.
afrikanischen Ansiedlern Verstärkung zuführen sollte, litt durch einen heftigen Sturm Schiffbruch, so daß der Anführer und viertausend von der Mannschaft ihren Tod in den Wellen fanden. Diesen neuen Unfall der Christen wollte Hassem, der Dey von Algier, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Er belagerte mit großer Heeresmacht das Fort S. Michael, das dem Hafenort Mazarquivir zur Schutzwehr diente. Er stieß auf den tapfersten Widerstand; als er nach acht Stürmen in die eingeschossenen Mauern drang, fand er einen Trümmerhaufen. Denselben standhaften Mut bewies die Besatzung des Hafenorts selbst. Don Martin de Cordova, Bruder des Befehlshabers Alfons Grafen von Alcaudete, der Sprößling eines Geschlechts, das sich im ruhmvollen Kampf gegen die Ungläubigen von jeher ausgezeichnet, leitete die Verteidigung mit Heldenmut, Umsicht und Ausdauer. Die Anstrengungen und die religiöse Begeisterung sollten nicht zu schanden werden. In der höchsten Not, als die Besatzung dem Feind und dem Hunger erliegen zu müssen schien, sahen die erschöpften Krieger mit jubelnder Freude ein spanisches Geschwader von zweiundvierzig Galeeren heransegeln, das den Juni 1563.
Korsarenhäuptling zum schleunigen Abzug nötigte und ihnen Rettung brachte. Von der Zeit an besserte sich die Lage der Spanier in Afrika; die Schiffe des christlichen Abendlandes wagten sich von neuem auf die hohe See; die Bewohner der südlichen Küstenländer atmeten wieder auf.

Malta und die Johanniter. Aber die Freude war nicht von langer Dauer. Schon zwei Jahre später wurde die Christenheit durch die großen Seerüstungen der Osmanen in den Gewässern der Levante in Furcht gesetzt. Es ergab sich bald, daß der Großherr Suleiman, erzürnt über die Wegnahme einer reichbeladenen türkischen Galeone durch maltesische Galeeren, seine lange Regierung mit einem Kriegszug gegen die Johanniter, die geschwornen Erbfeinde des Islam, zu beschließen gedenke und, wie er durch die Eroberung der „Roseninsel" Rhodus seiner Herrschaft einen glorreichen Anfang verliehen, so das Ende mit der Eroberung des neuen Ordenslandes Malta verherrlichen wolle. Der Großmeister Jean Parisot de la Valette, einer altfranzösischen Adelsfamilie der Provence entstammt, war in jungen Jahren Zeuge der Eroberung von Rhodus gewesen; jetzt sollte er als Heldengreis von achtundsechzig Jahren die Verteidigung der neuen Heimat leiten, die ein so glänzendes Blatt in der Zeitgeschichte füllt. Überzeugt, daß ein großartiger Entscheidungskampf zwischen Kreuz und Koran bevorstehe, traf er zweckmäßige Anstalten zum Widerstand auf Leben und Tod. Alle abwesenden Ordensritter wurden nach der Insel beschieden, Wehrmannschaften angeworben, Lebensmittel und Kriegsbedarf beschafft. Wie in den Tagen der großen Heerfahrten nach dem heiligen Land durchwehte eine religiöse Begeisterung die Herzen der Ritter, und mancher Freiwillige zog ihnen aus der romanischen Welt zu. Auch der jugendliche Kaisersohn Don Juan wollte an der Spitze kastilischer Edlen den bedrängten Ordensrittern zu Hilfe eilen; sein Vorhaben kam jedoch nicht zur Ausführung. Bei Beginn des Belagerungskriegs betrug das Verteidigungsheer etwa 9000 Mann, darunter 700 Johanniterritter. Auf einem Felsenvorsprung der Nordostküste lag das Schloß S. Angelo mit den umliegenden Burgräumen, der Aufenthaltsort der Ritter, und neben dem großen Hafen und daranstoßenden Städtchen (il Borgo) und dem Fort S. Elmo auf der äußersten Landspitze war ein Hauptschauplatz des denkwürdigen Kampfes.

Die Türken gegen Malta. 1565. Am 18. Mai 1565 sahen die Wächter von Malta die türkische Flotte heransegeln. Sie bestand aus 130 Galeeren und 50 kleineren Schiffen und war ausgerüstet mit zahlreichem Geschütz von einer Größe, wie man noch nichts Ähnliches gesehen. Die Kriegsmannschaft belief sich auf 30,000, darunter 6000 Janitscharen und 7000 Spahi. Noch nie war eine so stattliche mit allen Bedürfnissen aufs trefflichste versorgte Armada in den Gewässern des Mittelmeers erblickt worden. Neben dem Kapudan Pascha Piali, dem geschickten Admiral, der bei Dscherbe gesiegt hatte, führte Mustafa, der erfahrenste und furchtbarste Feldherr Suleimans, ein Heldengreis von 75 Jahren, den Oberbefehl. Auch Dragut von Tripolis schloß sich bald nach der Landung mit dreizehn maurischen Galeeren an und unterstützte die Führer mit klugen Ratschlägen.

Erstürmung von S. Elmo. Nach den gewaltigsten Anstrengungen von beiden Seiten gelang es den Türken sich der Außenwerke von S. Elmo zu bemächtigen, so daß das Schloß selbst „wie ein dürrer einsamer Stamm" der zerstörenden Gewalt der riesigen

Eisen- und Marmorkugeln ausgesetzt war. Schon wurde im Kriegsrat erwogen, ob man nicht die in ihren Mauern erschütterte Festung übergeben und dadurch die noch übrige Besatzungsmannschaft von dem sichern Untergang retten sollte, aber der standhafte Mut des Großmeisters bewirkte, daß der unehrenhafte Vorschlag abgewiesen wurde. Er rechnete auf Entsatz, den ihm der Vizekönig von Neapel Don Garcia de Toledo auf Mitte Juni zugesagt hatte. Es gelang dem eisernen willenskräftigen Mann, die Ritter in S. Elmo mit seinem eignen Feuereifer zu entzünden; durch einige neue Hilfsmannschaft verstärkt widerstanden sie mit fast übermenschlicher Kraft dem Hauptsturm, den der Feind auf den 16. Juni anordnete. Im heftigsten Handgemenge, Auge in Auge, rangen die Streiter des Kreuzes und des Halbmondes um Sieg und Leben, die Seligkeiten des Paradieses als Preis des Todes im heiligen Kampf erhoffend. Gnade wurde nicht begehrt und nicht gegeben. Der ganze Umkreis des Hafens erglänzte im Feuer des Geschützes, das von der Land- und Seeseite mit donnernder Gewalt Mauern und Menschen zu zerschmettern drohte; ein eiserner Reifen mit brennbaren Stoffen umwunden und angezündet unter die Angreifenden geworfen, eine neue Erfindung damaliger Kriegskunst, hatte für die flatternden Gewänder der Janitscharen eine verderbliche Wirkung. Der Sturm wurde abgeschlagen; wütend wie ein Tiger, dem die Beute entgangen, gab Mustafa den von der Mittagshitze erschöpften Moslems das Zeichen zum Rückzug. Aber auf beiden Seiten war manches tapfere Leben erloschen. Unter den gefallenen Ordensrittern beklagte der Großmeister keinen mehr als den hochherzigen Kavalier de Medran. Die Hilfe von Neapel traf nicht zu der erwarteten Zeit ein; die Not der Besatzung, die am Tage die Angriffe abwehrte, bei Nacht an den schadhaften Festungswerken arbeitete, erreichte den höchsten Grad, namentlich seitdem die Türken ihre Schanzlinien bis an den großen Hafen ausgedehnt und dadurch das Kastell S. Elmo von der Verbindung mit dem Fort S. Angelo und der Hafenstadt abgeschnitten hatten. Noch reichten ihre Kräfte und ihr begeisterter Mut hin, einen zweiten Sturm, der am 22. Juni mit ähnlicher Energie wie der erste unternommen ward, zurückzuschlagen, aber von jeder Hilfe abgeschnitten, an Lebensmitteln und Kriegsbedarf Mangel leidend, erschöpft und großenteils verwundet, konnten sie einen dritten Anfall nicht mehr bestehen. Nachdem sie sich während der Nacht zum Tod vorbereitet, bezogen sie ihre Posten, nicht in der Hoffnung zu siegen, wohl aber in der Absicht, ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Die christlichen Streiter fielen kämpfend auf dem Platze; nur einige wenige, welche die Korsaren des Lösegelds wegen verschonten oder der Zufall rettete, entgingen der Katastrophe vom 23. Juni 1565. Mit schmerzerfüllter Seele sahen ihre Brüder von S. Angelo aus die Fahne des Halbmondes an der Stätte leuchten, wo so lange und ruhmvoll das Panier des heil. Johannes geweht hatte. Es war gerade der Johannistag, den der Orden festlich zu begehen pflegte; diesmal wurde er zum Trauer- und Bettag. Um ihren Schmerz zu mehren und das eigne rohe Rache-

gefühl zu befriedigen, ließ Mustafa die Köpfe von einigen hervorragenden Johanniterrittern auf Pfähle aufpflanzen, andre mit in die Brust geschnittenen Kreuzen an Planken binden und in den Hafen werfen, daß sie zu den Brüdern getrieben würden. Zur Vergeltung schoß La Valette einige abgeschlagene Türkenköpfe als Kanonenkugeln in die feindlichen Linien, „um die Moslems Humanität zu lehren". Fünfzehnhundert Christen, darunter hunderteinundzwanzig Ordensritter, hatten in S. Elmo ihr Leben eingebüßt, aber weit größer waren die Verluste der Türken. Auch Dragut hatte während der Belagerung eine Kopfwunde erhalten, an der er bald nach Erstürmung des Forts verschied, ein in den Zeitbüchern und in der Dichtung mit Schrecken und Grauen gefeierter Name.

Der Riesenkampf um S. Angelo.

Da La Valette jede Unterhandlung wegen Übergabe der Insel gebieterisch zurückwies, so schritt Mustafa zu der Belagerung der Hafenstadt il Borgo und des Kastells S. Angelo. Nachdem er beide durch eine vollständige Einschließung zu Wasser und zu Land von allem Verkehr abgeschnitten, begannen die Kanonaden und Sturmangriffe. Dieselben Szenen des begeisterten Kriegsmutes wiederholten sich auf beiden Seiten, als die Türken unterstützt von dem Korsarenhäuptling Hassem von Algier am 15. Juli den ersten großen Sturm versuchten. Er endigte mit einem vollständigen Sieg der Angegriffenen. Über dreitausend Moslems fanden ihren Tod auf den Wällen und Mauern oder in den Fluten des Hafens. Unter den gefallenen Maltesern wurde der kühne Hauptmann Zanoguerra und der jugendliche Sohn des Vizekönigs von Sizilien, Friedrich de Toledo, den La Valette unter seine besondere Obhut genommen, am meisten betrauert. Die Augen des ganzen Abendlandes waren nach der kleinen Insel gerichtet, wo Christen und Moslems im todesmutigen Ringen ihre Kräfte anstrengten. Noch immer kam keine Hilfe von Spanien; ja man überlegte in Neapel und Madrid, ob der König sich in den Krieg einmischen und dadurch die Wut der Türken gegen die eignen Staaten reizen solle. Kleinmütige Stimmen meinten, man könne den Orden, der nicht unter kastilischer Herrschaft stehe, seine Sache selbst ausfechten lassen. Doch drang nach einiger Zeit die mutigere Auffassung durch. Man erkannte, daß die Erhaltung der Johanniterinsel eine gemeinsame Sache der Christenheit sei, daß ihr Verlust alle Küstenländer des Mittelmeers den Anfällen der Osmanen und Korsaren schutzlos preisgeben würde. Eine päpstliche Kreuzbulle gewährte allen Streitern für die heilige Sache Sündenerlaß und denen, die fallen würden, die Seligkeiten des Himmels. Noch standen aber schwere Tage bevor. Was Kunst, Umsicht und Kriegsmut vermochten, wurde von La Valette angewendet, um den Plänen und Angriffen der Sarazenen durch Schutzwehren und Verteidigungsanstalten zu begegnen. Türkische Sklaven mußten die eingeschossenen Mauern und Wälle herstellen. Als Mustafa und Piali in den ersten Tagen des August die Sturmanläufe erneuerten, stießen sie auf denselben entschlossenen Widerstand. Allein jeder Sieg minderte auch die Reihen der kleinen christlichen Heerhaufen. Der siebente August kostete dem jugendlichen Neffen des

Befehlshabers und manchem tapfern Ritter das Leben. Noch mehrere Wochen wurde der Belagerungskrieg fortgesetzt; bewegliche Türme wie im Altertum wurden von den Türken erbaut, von den Christen in Brand gesteckt; Minen und Gegenminen dienten zuweilen als Schauplatz unterirdischer Kämpfe.

Mustafa wußte, welchen Wert der Sultan auf den siegreichen Ausgang des gewaltigen Belagerungskriegs legte und wollte von dem Unternehmen nicht abstehen. Dennoch sah er sich endlich zum Abzug genötigt: die Reihen der Krieger und Seeleute waren durch die feindlichen Waffen, durch Schiffbrüche, durch ansteckende Krankheiten sehr vermindert worden; die Vorratsschiffe wurden öfters durch christliche Kreuzer weggefangen; an Kriegsbedarf und Lebensmitteln trat ein empfindlicher Mangel ein. Und nun geschah es, daß endlich eine spanische Flotte von 28 Galeeren, bemannt mit kastilischen Veteranen und manchen guten Rittern, die sich aus Italien und andern Ländern eingefunden, am 6. September auf der Westseite der Insel landete und den bedrängten Belagerten Hilfe brachte. Nach dieser Verstärkung der christlichen Streitkräfte glaubte Mustafa dem Gegner nicht mehr gewachsen zu sein. Er gab das Unternehmen auf und traf Anstalten zur Abfahrt. Ein Versuch, die neuen Ankömmlinge durch eine unerwartete Landung auf der westlichen Küste zu überwältigen, schlug fehl. Der Kriegsmut und das Selbstvertrauen waren von den türkischen Heerscharen gewichen; sie wurden zurückgeworfen und mußten unter den feindlichen Geschossen ihre Einschiffung bewerkstelligen. Nun wehte wieder die Johanniterfahne auf den Trümmern des eingerissenen Forts S. Elmo; und das Fest von Mariä Geburt konnte am 8. September mit einer feierlichen Prozession und einem Tedeum für den herrlichen Sieg begangen werden. Aber zweihundert Ritter und viele tausend Soldaten und Einwohner, die das Schwert der Ungläubigen gefressen, die in den Wellen oder unter eingestürzten Mauern ihr Grab gefunden, die an Entbehrung, an Wunden, an übermäßiger Anstrengung gestorben, feierten den Triumph nicht mehr mit. Abfahrt der Türken.

So endete der Belagerungskrieg von Malta nach einer Dauer von mehr als drei Monaten, die größte und gefeiertste Kriegsthat des Jahrhunderts. Die ganze Christenheit freute sich des herrlichen Sieges und die Fürsten des Abendlandes wetteiferten in Beweisen der Anerkennung des mutigen Großmeisters. Derselbe überlebte die That nicht lange; doch hatte er noch die Genugthuung, den Grundstein zu der neuen Hafenstadt zu legen, die durch ihren Namen den Ruhm La Valettes auf die Nachwelt bringen sollte. Auf einer Falkenjagd zog er sich eine Krankheit zu, die seinem Leben am 21. August 1568 ein Ende machte. Der Orden, dem er einen neuen Aufschwung gegeben, trug durch seine Teilnahme an der Schlacht bei Lepanto, von der früher die Rede war, dem spanischen Monarchen den Dank ab, daß er der Ritterschaft von Malta, wenn auch spät, doch erfolgreich Hilfe geleistet. Der Ausgang.

Der greise Sultan Suleiman geriet in die höchste Wut über das Fehl-

Neue Eroberungspläne des Sultans. schlagen der Unternehmung gegen Malta, welche sein Leben mit einem glänzenden Abendrot verklären sollte. Er wollte den zurückkehrenden Schiffen nicht die Ehre gestatten, in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen, und gebot, daß die Rüstungen mit der größten Thätigkeit und Anstrengung von neuem aufgenommen, die erlittene Schmach durch neue Unternehmungen ausgetilgt werden sollte. Zugleich faßte er den Entschluß, einen andern Jugendtraum noch vor seinem Abscheiden zu verwirklichen. Er konnte es nicht verschmerzen, daß vor sechsunddreißig Jahren seinem glorreichsten Eroberungszug durch die tapfern Verteidiger von Wien Einhalt geboten worden. Was damals nicht gelungen war, 1566. wollte er jetzt an der Pforte des Todes vollführen. Im Frühling des Jahres 1566 fuhr Piali Pascha mit einer Flotte von siebzig Segeln nach den kleinasiatischen Gewässern, um durch die Unterwerfung der Insel Chios, der letzten und blühendsten Kolonie der Genuesen in der Levante, einen Ersatz zu schaffen für die Unfälle vor Malta; denn dieses Bollwerk der Christenheit wagte er nicht von neuem anzugreifen. Zu gleicher Zeit unternahm Suleiman selbst einen Feldzug über die Donau, um den Glanz seines Namens, der durch das verfehlte Unternehmen zur See im Schwinden begriffen war, durch neue kriegerische Großthaten in dem verwirrten, von fortwährenden kleinen Fehden und Streifzügen beunruhigten Königreich Ungarn wieder herzustellen. Denn wir wissen ja, daß trotz des Waffenstillstandes vom Jahr 1562 in den Donaulanden die Kriegsbewegungen nie aufhörten. Alle Verträge waren ohnmächtig gegenüber der Gewalt unnatürlicher, unhaltbarer Verhältnisse. Nicht genug, daß die Leidenschaften der einander feindlich gegenüberstehenden Volkselemente sich nicht unterdrücken ließen, sondern in Fehden, Streifzügen und kleinen Kriegen sich fortwährend Luft machten, auch zwischen Kaiser Ferdinand und dem jungen König Johann Sigismund, dem Schützling der Pforte, kam es zu keinem aufrichtigen Verständnis, zu keiner friedlichen Ausgleichung; und in Konstantinopel zürnte man, daß sich der Wiener Hof so saumselig erwies in der Entrichtung des bedungenen „Ehrensoldes“, wie der Tribut euphemistisch bezeichnet ward. Der neue Kaiser Maximilian folgte in seinen Beziehungen zu dem Ungarnkönig und der Pforte ganz der Politik des Vaters. Die Jahrgelder wurden ungenügend eingezahlt und mit Zapolyas Sohn dauerte der Streit und die gewaltsame Besitzergreifung einzelner Städte und Landschaften ohne Unterbrechung fort. Kam die Streitsache vor den Sultan, so fiel die Entscheidung in der Regel zu gunsten des Klientelkönigs aus. So hatte Maximilian die Stadt Tokay mit der Umgegend besetzt und weigerte die Herausgabe. Zur Entgeltung fiel der Pascha von Hersek (Herzegowina) in Krain ein, verwandelte Kruppa und Novi in Aschenhaufen und durchtobte raubend und verheerend das Land. Die gegenseitigen Beschwerden führten zur Kündigung des Waffenstillstandes und zur Kriegserklärung seitens der Pforte.

Suleiman vor Sigeth. Jetzt glaubte der Sultan den Zeitpunkt gekommen, um unter Maximilian auszuführen, was ihm unter Ferdinand mißlungen war — den Halbmond auf

den Mauern von Wien aufzupflanzen, die Stephanskirche in eine Moschee des Propheten zu verwandeln. Obwohl krank und altersschwach, brach er am 1. Mai von seiner Hauptstadt auf, in die er nicht wieder lebend zurückkehren sollte. Dem Heer zu Wagen langsam nachfahrend, gelangte er Ende Juni über Belgrad nach Semlin, wo er die Huldigung Johann Sigismunds Zapolya und reiche Geschenke empfing. Er bestätigte diesem den Besitz von Siebenbürgen und sagte ihm seinen Schutz zu. Mittlerweile hatte Niklas Zriny dem Pascha von Ofen, Arslan, bei Niklos ein glückliches Treffen geliefert, die Städte Veszprim und Tata erobert und in Sigeth, seinem Stammsitz, feste Stellung genommen. Dahin richtete jetzt der Sultan seinen Marsch; mit der Eroberung dieses Bollwerks, das schon in früheren Jahren durch seinen tapfern Widerstand den Zorn des Machthabers gereizt, gedachte Suleiman seinen Siegeszug gegen den Kaiser zu eröffnen. Arslan Pascha, der Abkömmling eines in der osmanischen Kriegsgeschichte berühmten Geschlechts, wurde für seine Verluste in Fünfkirchen mit dem Tod bestraft. Am 5. August langte Suleiman zu Pferde vor Sigeth an, begleitet von dem Großwesir Mohammed Sokolli, und begann die Belagerung. Bald war die Stadt erobert, aber über derselben ragte die feste Burg empor, die der Schloßherr Zriny nur mit seinem Leben aufzugeben entschlossen war. Vergebens versuchten die Türken mit furchtbarem Geschütz und allen Mitteln des Belagerungskriegs die feste Burg, in deren Mitte der starke Pulverturm sich erhob, zu Falle zu bringen, vergebens den Heldenmut der Verteidiger durch Verheißungen und Drohungen zu erschüttern; der Befehlshaber und die tapfere Besatzung widerstanden der Verführung und den Schreckmitteln ebenso fest, wie die Mauern dem Geschütz und den stürmenden Kriegshaufen. Mehrere Wochen dauerte der ungleiche Kampf. Endlich flammte das große Bollwerk, durch Minen untergraben, in Brand auf, so daß nur noch der Turm und einiges Mauerwerk stehen blieb und die Festung sich nicht länger halten ließ. Aber Suleiman sollte den Fall nicht überleben. In der Nacht vom 5. auf den 6. September starb er in seinem Zelt; der Brand des Bollwerks war seine Leichenfackel. Dem Heer wurde auf Veranstaltung des Großwesirs der Tod des Sultans verheimlicht, damit nicht Unordnung und Mutlosigkeit entstehe und der letzte, noch im Namen des Verschiedenen gebotene Sturm mißlinge. Da stürzte sich Zriny in festlichem Waffenschmuck an der Spitze einiger getreuen Waffenbrüder in die heranstürmenden Feinde und fand den Tod im dichten Kampfgewühl. Man legte ihn auf die große Kanone Katzianers und hieb ihm den Kopf ab. Die im Schloß Zurückgebliebenen aber warteten das Eindringen der raubgierigen Türkenscharen ab und zündeten dann, wie Zriny geboten, den Pulverturm an, so daß mit ihm über dreitausend Feinde in die Luft flogen.

29. Juni 1566.

Niklas Zriny.

Die Insel Chios erobert.

Während dieser Vorgänge erfocht der Admiral Piali Pascha einen leichteren unblutigen Sieg in den Gewässern des Archipel. Lange hatte sich das alte reiche Geschlecht der Giustiniani von Genua durch Schmiegsamkeit, Will-

fährigkeit und die Fürsprache des Pariser Hofes in dem Besitz der schönen großen Insel Chios zu halten gewußt, wofür es den jährlichen Tribut von 10,000 Dukaten regelmäßig an die hohe Pforte entrichtete. Aber sowohl der Stadtherr selbst als die zwölf Gewalthaber der Insel, sämtlich aus der Familie Giustiniani, hatten sich durch Bedrückung und Zwingherrschaft bei den Eingebornen verhaßt gemacht, daher sie bei diesen für den Fall eines Widerstandes auf keine Hilfe rechnen konnten. Vergebens suchten die genuesischen Herren den Kapudan-Pascha durch Gold zu gewinnen und das ihnen drohende Schicksal abzuwenden; Piali nahm ihre Schätze, ließ sie aber selbst gleich darauf in Fesseln schlagen und teils nach Kaffa, teils nach Konstantinopel in schwere Haft abführen. Erst nach vier Jahren erhielten sie durch die Vermittelung Frankreichs und des Papstes die Freiheit zurück. Die Insel aber verblieb unter türkischer Herrschaft und ging, gleich den übrigen Eilanden des Ägeischen Meeres, einem raschen Verfall entgegen. Der schöne Klang homerischer Lieder, der noch durch das ganze Mittelalter hindurch sich erhalten hatte, wurde bald nicht mehr gehört. Schon nach sieben Jahren, berichtet ein Augenzeuge, sah man in der einst so blühenden Stadt nichts mehr als verödete Straßen und verfallene Paläste. Was sich von den edlen Geschlechtern hatte retten können, hatte die Insel verlassen, das gemeine Volk war in Sklaverei versunken und hatte durch den Übertritt zum Islam eine trügerische Freiheit gerettet. Als Piali Pascha nach Konstantinopel zurückkehrte, fand er einen andern Gebieter auf dem Thron, zu dessen Füßen er die leicht erbeuteten Schätze niederlegte — Selim II.

Schicksal des Thronfolgers Mustafa. 1553.

Selim war der zweite Sohn Suleimans, und niemand hatte vor dem Jahr 1553 geahnt, daß dieser dem glorreichen Vater auf dem Herrscherſitz in Stambul folgen würde. Denn Suleiman hatte einen älteren Sohn Mustafa, den er in seiner Jugend gezeugt, so edel, tapfer und hochherzig, daß das Volk meinte, der Sultan habe ihn einer besonderen Gunst des Himmels zu danken; er war des Vaters Ebenbild, der Auserkorne der Nation, der Liebling der Janitscharen. Und diesen Sohn von so glänzenden Eigenschaften, von dem Suleiman selbst glaubte, er werde dem Haus Osmans Ehre machen und in die Fußstapfen der großen Ahnen treten, fällte eine Intrige des Harems, die Feindschaft und der Neid einer ehemaligen Sklavin von russischer Herkunft, der klugen und schönen Roxolane, welche der Sultan zu seiner Gemahlin gemacht und die seit ihrer Erhebung nur bedacht war, ihrem eignen Sohn die Nachfolge im Reich zu verschaffen. In Verbindung mit dem Großwesir Rustem Pascha, der durch ihre Gunst die Hand ihrer Tochter erhalten hatte und von seinem Gebieter mit Reichtümern und Ehrenämtern überschüttet worden war, suchte die Sultanin, die den Namen Chasseki Churrem (die Fröhliche) führte und durch ihre Reize und ihre Gewandtheit den größten Einfluß auf den Großherrn übte, mittels Verleumdungen und Verdächtigungen in Suleimans Herzen Argwohn gegen den Erstgebornen zu erwecken, als gedächte er die Zuneigung und das Vertrauen des

Volks und der Janitscharen zum Verderben des Vaters zu benutzen. Auf dem persischen Feldzug des Jahres 1553 wurde eines Tages Mustafa zu Eregli (Archelais) in das Zelt des Sultans entboten. Wie erschrak der Prinz, als er hier statt des Vaters die sieben Stummen, die Handlanger der Blutbefehle ihres Gebieters, vorfand. Sie fielen sogleich über ihn her und schnürten ihm die Kehle zu. Vergebens schrie der Unglückliche um Erbarmen. Hinter einem dunkeln Vorhang blickte der Sultan hervor und feuerte die Sklaven mit drohenden Augen an. Mustafa wurde in Brussa beerdigt und dort auch sein Sohn dem Vater ins Grab nachgesandt. Die Janitscharen gerieten bei der Kunde von der Hinrichtung des hochherzigen, auch als Dichter gefeierten Fürstensohnes in Wut und konnten nur mühsam durch die Absetzung Rustems beschwichtigt werden. Noch lange beklagte die mohammedanische Poesie in rührenden Elegien das tragische Ende des Prinzen und Jahjas Trauergedicht ging von Hand zu Hand.

Roxolane starb fünf Jahre nachher und wurde in der Suleimanije, dem glänzendsten Bauwerk des Großherrn in der Mitte der Hauptstadt, beigesetzt. Sie konnte sich noch des Triumphs erfreuen, daß ihr Sohn Selim, den der verworfene portugiesische Jude Juan Miquez zur Schwelgerei und Wollust erzogen, zum Nachfolger Suleimans auf dem Herrscherthron bestimmt ward. Drei Jahre nach ihrem Tod (1561), als das Alter und die zunehmende Kränklichkeit des Großherrn eine baldige Erledigung des Thrones erwarten ließen, fiel ihr zweiter Sohn Bajesid, leutseliger und beliebter als Selim, den Hofränken und dem türkischen Herkommen im Herrscherhaus zum Opfer. Aus Neid auf Rustem, der nach zwei Jahren wieder in seiner Würde als Großwesir hergestellt worden, suchte Lala Mustafa, der Vertraute Selims, zwischen den Brüdern Streit und Eifersucht zu erzeugen. Es kam zum offnen Krieg. Bajesid, bei Konia geschlagen, flüchtete sich mit seinen Söhnen und Getreuen zu dem Schah von Persien, wo er Schutz und Aufnahme fand. Aber nur zu bald gelang es türkischen Intrigen, den Schützling am persischen Hof in Verdacht zu bringen. Aus Furcht vor Nachstellungen und vor dem Zorn Selims und Suleimans, gab der Schah zu, daß Bajesid und seine vier Söhne in den Kerker geworfen und dort erwürgt wurden. So gelangte nun nach der Katastrophe vor Sigeth Selim, der zweite dieses Namens, zur Herrschaft über das mächtige Osmanenreich. Selim und Bajesid.

Mit dem Namen Suleimans verband sich bei den späteren Geschlechtern der Begriff der höchsten Macht und Größe des Osmanenreichs, mit dem Nachfolger beginnt Sinken und Fall. Wie viele Schattenseiten immer an Suleimans Charakter hafteten, wie viele zerstörte Städte und verwüstete Länder, wie viele geknechtete Völker Zeugnis gaben von der schrecklichen Gewaltherrschaft, die er der Menschheit auflegte, von dem eisernen Fußtritt, mit dem er über die Welt einherschritt: schon die Beinamen, welche ihm die Geschichtschreiber beilegten, beweisen die Vielseitigkeit seiner Natur und seiner Eigenschaften. Sie bezeichneten ihn bald als Eroberer und Gesetzgeber, bald als den Mächtigen und Prächtigen, bald alles umfassend als den Großen. Die letzte Benennung will Hammer nur insoweit gelten lassen, als sie dem Herrscher Suleiman, nicht aber dem Menschen zugeteilt werde. Denn wie sehr man immer einen Monarchen bewundern mag, der Suleimans Charakter und Persönlichkeit.

dreizehn Feldzüge in eigner Person vollführte, der seinen Befehlen in Bagdad und Ofen, in Gran und Algier Gehorsam verschaffte, der die griechische Welt im Ionischen und Ägeischen Meer unter sein Zepter beugte, der seine Hauptstadt und die Provinzen mit Moscheen und Prachtwerken schmückte, der ein Gesetzbuch, „Multeka“, verfassen ließ, das den kriegerischen Geist atmet, durch den das Osmanenreich so mächtig geworden war, der allen Zweigen der Staatsverwaltung seine gesetzgeberische Fürsorge zuwandte und auch durch wissenschaftliche Anstalten die Kultur seines Reichs und seiner Völker zu heben bedacht war, als Mensch hat er seinen Namen durch viele Flecken entstellt. Vor dem Gifthauch seines Argwohns, vor der Gewalt seiner Leidenschaft schützten keine Verdienste, keine Verwandtschaft. Söhne und Enkel wurden von dem harten Vater der türkischen Staatsmaxime und Familienpraxis zum Opfer gebracht, und wie viele andre hervorragende Häupter wurden durch Hofränke, durch boshafte Intrigen und Verleumdungen gefällt! Gegen Ungläubige kannte er keine Gnade, kein Erbarmen. Vielleicht war es die Erinnerung an so manches vergossene Blut, was in den letzten Jahren den Gewaltherrscher so düster und schwermütig erscheinen ließ. Wie sein Rival Karl V. wandte auch Suleiman sich mehr und mehr dem Religiösen zu; in der strengen Erfüllung der Gebote des Koran suchte er Ruhe und Zufriedenheit für seine Seele; und als die abnehmende Körperkraft und die häufig eintretenden Gichtanfälle das Jagen in den Gärten Anatoliens und in den Parken von Adrianopel, dem er so sehr ergeben war, nicht mehr gestatteten, dichtete er Hymnen zum Lobe des Allmächtigen voll Demut und Selbsterniedrigung. Man rühmte seine Gerechtigkeitsliebe und sein gegebenes Wort war ihm stets heilig.

Elf Jahre vor seinem Tod machte Ferdinands Gesandter Busbek, als er in Amasia zur Audienz gelassen wurde, folgende Schilderung von dem mächtigen Sultan Suleiman: „Auf seiner keineswegs heitern Stirn ruht die Strenge der Majestät. Er befindet sich schon in vorgerückterem Alter; die Würde seines Antlitzes und die ganze Haltung seines Körpers ist der Größe eines solchen Reichs würdig. Er hat sich immer der Mäßigkeit befleißigt; selbst in der Jugend war er weder dem Wein ergeben, noch pflegte er unnatürlicher Liebe, welche der vorzüglichste Genuß der Türken ist. Seine Religion und ihre Gebräuche beobachtet er auf das strengste und ihre Ausbreitung liegt ihm ebenso sehr am Herzen, wie die seiner Herrschaft. Für sein Alter (er naht sich schon dem sechzigsten Jahre) genießt er einer ziemlich guten Gesundheit, nur verrät der Mangel an Farbe irgend ein verborgenes Übel; allein diesen Mangel sucht er durch Purpurschminke auf den Wangen zu ersetzen, so oft er Gesandte mit der Meinung entlassen will, daß er einer vorzüglichen Gesundheit genieße; denn er glaubt, daß ihn dann auswärtige Fürsten als stark und kräftig um so mehr fürchten.“ Suleiman war ganz ein Haupt für den osmanischen Kriegsstaat. „Wie seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, unter einer breiten Stirn große schwarze Augen, einen kriegsmännischen Eindruck hervorbrachten: so zeigte er alle die Lebhaftigkeit, alle die Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die einen Herrscher beliebt und gefürchtet machen.“

3. Reich und Pforte unter Selim II. und Murad III.

Wie verschieden war der neue Herrscher von seinem Vorgänger: von den kriegerischen und männlichen Eigenschaften, durch welche Suleiman und seine Vorgänger hervorragten, zeigten sich bei Sultan Selim nur wenige Spuren. Er zog den Umgang mit Eunuchen und Frauen und die Ruhe und Weichlichkeit des Harems dem Lagerleben, dem Kriegsruhm und Thatenglanz seines Vaters vor und verbrachte seine Tage in sinnlichen Genüssen, in Trunkenheit und Trägheit, unbekümmert um die Kriegsthaten, die von seinen Feldherren ausgeführt wurden. Er wußte, daß die Janitscharen und Heerführer ihm wenig hold waren; hatte er doch eine Empörung derselben kurz nach seiner Thronbesteigung nur durch große Geldgeschenke zu unterdrücken vermocht. Seitdem wurden solche Donative bei jedem Thronwechsel herrschend, wie einst bei den römischen Imperatoren, zum großen Nachteil der militärischen Disziplin und Mannszucht. „Wer den Sultan Selim sah," sagt Ranke, „sein vom Cyperwein entflammtes Gesicht, seine durch faulen Genuß allzu dick gewordene kleine Gestalt, erwartete weder einen Kriegsmann, noch einen Feldobersten in ihm; in der That machte ihn Natur und Gewöhnung ungeschickt, das Oberhaupt, das ist das Leben und die Seele jenes Kriegsstaats zu sein." Um von dem Heer weniger abhängig zu sein, verlängerte er sofort mit Kaiser Maximilian II. den Friedensstand in Ungarn auf Grund des Bestehenden, wofür alljährlich ein „Ehrengeschenk" von 30,000 ungarischen Dukaten durch besondere Abgeordnete der Pforte überbracht werden sollte. Die Scheinherrschaft des Woiwoden Johann Sigismund wurde von beiden Großmächten anerkannt, und als bei dessen Tod (1571) die siebenbürgischen Stände den Stephan Bathori von Semlin zum Nachfolger erwählten, dauerte dasselbe Verhältnis fort. So geschah es, daß Ungarn und das nördliche Europa längere Zeit von türkischen Kriegszügen verschont blieben.

Selim II. 1566–1574.

Desto heftiger entbrannte der Krieg zur See und in den südlichen Teilen des Reichs. Zuerst wurde Jemen, die Geburtsstätte des Islam, die sich der Osmanenherrschaft entzogen und einheimische Fürsten als Oberherren eingesetzt hatte, durch Sinan Pascha in einem zweijährigen Feldzug wieder unterworfen und nach Eroberung der Städte Taaf, Ssanaa und der reichen wegen ihrer gesunden Luft und hohen Fruchtbarkeit berühmten Stadt und Landschaft Kewkeban die Majestätsrechte, insbesondere Münze und Kanzelgebet, dem Sultan Selim zurückgegeben. Dann wurde in einem drohenden Schreiben von den Venetianern die Abtretung der Insel Cypern verlangt, deren Wein der Sultan so sehr liebte. Denn noch immer erfreute sich das alte christliche Königreich, wenn auch längst der Pforte zinspflichtig, einer eignen Verwaltung. Als die Signorie die ungerechte Forderung unwillig zurückwies, wurde der Markusrepublik der Krieg erklärt und sogleich mit einer Landung auf der Insel eröffnet. Auf einer von dem Kapudan-Pascha Piali befehligten Flotte von dreihundertsechzig Schiffen

Die Kriege unter Selim. Jemen. 1569. 1570. Cypern. Frühjahr 1570.

segelte Lala Mustafa, Selims Günstling, der den Untergang Bajesids herbeigeführt und neben dem habgierigen Don Miquez, des Sultans Erzieher, den Krieg hauptsächlich betrieben hatte, mit einem Heer von 50,000 Mann und 2000 Pferden nach der Insel hinüber und bewerkstelligte ohne Schwierigkeit die Landung. Die geringe Besatzungsmannschaft der Venetianer zog sich in die befestigten Orte Nikosia und Famagusta, Hilfe aus der Heimat erwartend. Sie mußten lange harren. Denn wie eifrig auch die Signorie, die den Krieg gegen die osmanische Übermacht nicht allein auf sich zu nehmen wagte, eine neue Liga unter den christlichen Mächten zu stande zu bringen suchte, es vergingen viele kostbare Monate, ehe der glaubenseifrige Papst Pius V., der den Kampf der Christenheit gegen die Ungläubigen als die wichtigste Aufgabe seines Pontifikats ansah, und der König von Spanien sich zu einem Kriegsbund mit der Republik vereinigten. Frankreich verweigerte seinen Beitritt und blieb auch diesmal der seit Franz I. befolgten Politik treu. König Karl IX. hatte erst kürzlich den alten Friedens- und Handelsvertrag mit der Pforte erneuert und war nicht gewillt, die dadurch erzielten Vorteile preiszugeben. Er begnügte sich seine guten Dienste zur Erlangung eines friedlichen Abkommens anzubieten. So geschah es, daß ehe noch das vereinigte Geschwader unter dem Oberbefehl des spanischen Admirals Juan Andrea Doria die Insel erreichte, die eine der belagerten Festungen,
9. Sept. 1570. die zwischen Bergen gelegene Stadt Nikosia, in die Gewalt der Türken fiel und ihren heldenmütigen siebenwöchigen Widerstand mit einem entsetzlichen Blutbad büßen mußte. Gegen 20,000 Menschen sollen unter den Greueln der Erstürmung, des Plünderns und Mordens ihr Leben verloren haben. Länger dauerte der Widerstand der Hauptfestung Famagusta. Sechs Stürme schlug die kleine nur 7000 Mann starke Besatzung unter dem tapfern Befehlshaber Marco Antonio
1571. Bragadino zurück. Erst als im nächsten Frühjahr Verstärkung aus Konstantinopel eintraf und der Mannschaft das Pulver ausging, ließ sich Bragadino in Unterhandlungen ein. Mustafa Pascha unterzeichnete eine Kapitulation, welche der Besatzung freien Abzug mit Hab und Gut zugestand. Kaum aber waren die Osmanen im Besitz der Stadt, so wurden die unmenschlichsten Greuel begangen. Ohne Rücksicht auf sein gegebenes Wort ließ Mustafa den heldenmütigen Verteidiger Bragadino schinden und vierteilen und gestattete seinen Soldaten Plünderung und Mord. Das Schicksal der eroberten Stadt Famagusta war ein Akt der blutgierigsten und treulosesten Barbarei, wie sie selbst in den mit so vielen Greuelszenen angefüllten Annalen der osmanischen Geschichte kaum ihresgleichen hatte; ein die Menschheit entehrender Schandfleck für alle Zeiten.

Ruhmvoller Krieg und ehrloser Friede.

So fiel das Kleinod der Christen seit den Zeiten der Kreuzzüge in die Gewalt der Türken, ohne daß die spanisch-italienische Armada namhafte Anstrengungen zur Rettung gemacht hätte. Allein die allgemeine Entrüstung über die Frevel und Schändlichkeiten auf dem cyprischen Eiland war mächtig genug,

die abendländische Christenheit noch einmal zu einer kriegerischen Großthat aufzustacheln. Der heilige Bund gegen die treulosen Feinde im Osten wurde fester geknüpft. Der Papst, der König von Spanien und die Markusrepublik verpflichteten sich zu einer Streitmacht von 50,000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern, die auf 200 Galeeren und 100 kleineren Schiffen sich im Hafen von Otranto sammeln sollte. Die Frucht dieser Anstrengung war der Sieg von Lepanto, die 5. Okt. 1571. herrlichste Großthat des christlichen Abendlandes in den langen Türkenkriegen, unter einem jugendlichen Anführer, der die lähmenden Wirkungen der Eifersucht, der Zwietracht, der selbstsüchtigen Politik durch das Ungestüm einer aufrichtigen Begeisterung für Religion und Gesittung zerriß. Wir haben dieses Ehrenkampfes, an welchem Frankreich wiederum keinen Anteil hatte, in dem Abschnitt über Don Juan d'Austria gedacht. Die denkwürdige Seeschlacht gab den Beweis, daß vereinte Kraft und fester Wille auch den Erbfeind der Christen zu überwältigen im stande sei. Aber diese einträchtige Willenskraft und Energie fehlte dem christlichen Abendland. Der herrliche Sieg brachte nur Ehre, aber keine Vorteile. Wir haben gesehen, wie sehr die hochfliegenden Pläne Don Juans geknickt wurden. Die Pforte erholte sich wieder von dem erlittenen Schlag und die Liga trennte sich in Zwietracht. So folgte denn auf einen ruhmvollen Krieg der ehr- 7. März 1573. lose venetianische Friede unter Vermittelung der französischen Regierung. Die Markusrepublik trat die Insel Cypern, die wertvollste Errungenschaft aus den großen Zeiten der Väter, für immer an die Pforte ab und verpflichtete sich noch überdies zu einer Kriegsentschädigung von 300,000 Dukaten, zahlbar in drei Jahresfristen und zu einem jährlichen Tribut von 1000 Dukaten für den fortdauernden Besitz von Zante. Im nächsten Jahr wurde auch Tunis von einer türkischen Armada unter Uluch-Ali und dem Seraskier Sinan Pascha zurückerobert. Die spanisch-italienische Besatzung unter Don Gabrio Zerbelloni leistete den heldenmütigsten Widerstand; vier Stürme wurden zurückgeschlagen. Dennoch erlag sie der Übermacht; 7000 Leichen waren unter den Trümmern von Goletta begraben; 2000 Gefangene wurden auf den Sklavenmarkt geführt.

Bald nachher ging Sultan Selim II. aus der Welt. Ein Fieberanfall, den Der Wesir Mohammed Sokolli. er sich durch einen Weinrausch zugezogen, machte seinem wenig rühmlichen Leben ein frühes Ende. Seine Regierung kann als ein Grenzstein in der Geschichte der 12. Dez. 1574. Osmanen betrachtet werden. Der Verfall wäre noch rascher erfolgt, hätte nicht der Großwesir Mohammed Sokolli, der als bosnischer Sklave in das Serai gekommen und durch seine Talente und seine Klugheit sich schon unter Suleiman zu der höchsten Würde emporgeschwungen hatte, die Staatsgeschäfte im Geist des Vorgängers geführt. Von ihm sagte der venetianische Baïlo in Konstantinopel, „er sei das einzige Ohr gewesen, um zu hören, und der einzige Kopf, um zu entscheiden".

Durch die Umsicht und Klugheit, womit der Wesir nach dem Tod Suleimans unter den Mauern von Sigeth den aufrührerischen Geist der Janitscharen niedergehal-

ten, hatte er dem unbeliebten Sohn die Herrschaft gesichert und dessen Gunst gewonnen, die er trotz aller Intrigen Pialis und Mustafas während der ganzen Regierung Selims zu bewahren wußte. Aus den Berichten italienischer Zeitgenossen erhalten wir ein Bild von der Größe und Macht des Mannes, von der Gewandtheit und Thätigkeit seines Geistes, von den trefflichen Eigenschaften seines Charakters. „Bei ihm wurden alle Bitten, Vorstellungen, Beschwerden angebracht; er verfügte über alle Stellen, Ämter und Ehren, ihm stand als höchster und letzter Instanz in allen Fällen der Zivil- und Kriminaljustiz von einiger Wichtigkeit das endliche Urteil zu, seine Aussprüche waren fest und unwiderruflich, sie entschieden über das Wohl und Wehe von Tausenden, und endlich verkehrte auch er allein mit den Gesandten fremder Mächte, er empfing sie, unterhandelte mit ihnen und erteilte ihnen die erforderlichen Bescheide." „Seiner hohen wohlgebildeten Gestalt," sagt ein andrer, „gab der edle, männliche und zugleich einnehmende Ausdruck seines schönen, mit langem Bart geschmückten Kopfes etwas von jener imponierenden Würde, die selbst an Majestät grenzte." Daß ein solcher Mann sich bei dem launenhaften, despotischen Sultan Selim in ungeschwächter Gnade erhielt, war ein großes Wunder. War auch seine Verwaltung nicht ohne manche Flecken und Schattenseiten, wie denn namentlich die ehrlose Sitte der Käuflichkeit und Bestechung durch ihn immer mehr aufkam, so war sie doch, im Vergleich mit so vielen späteren Mißständen, ein Glück für das Reich. In seiner Hand war das Groß-Wesirat das erhaltende Element des osmanischen Staatsorganismus. Neben ihm waren die sechs andern Wesire, „die Wesire der Kuppel", nur untergeordnete Räte im Divan.

Murad III. 1574—1595. Mohammed Sokolli stand bei dem Tod Selims II. noch auf seiner hohen Stelle und bewirkte durch seine Klugheit, daß der Thronwechsel ohne Störung sich vollzog. Wie einst vor Sigeth, verheimlichte er das wichtige Ereignis, bis Selims Erstgeborner, Murad, aus seiner Statthalterschaft zu Magnesia nach Konstantinopel berufen werden konnte. Er war der Erste, der in den Gärten des Serai vor dem neuen Gebieter die Knie beugte und ihn als Herrscher des Reichs anerkannte. Die erste Regierungshandlung des dritten Murad war eine Blutthat. Im Harem seines Vaters lebten fünf junge Söhne, alle nicht über acht Jahre alt. Diese wurden sofort auf Befehl des Bruders ermordet und im Vorhof der Aja Sofia neben dem Grab Selims bestattet. Eine italienische Erzählung, wonach Murad die jungen Prinzen habe verschonen wollen, aber durch den Mufti auf die Notwendigkeit ihrer Beseitigung nach der Staatspraxis des Serai hingewiesen worden sei, verdient wenig Glauben. Den guten Willen der Spahi und Janitscharen erkaufte man mit Geldgeschenken und Solderhöhungen.

Das erste Auftreten des Sultans. Als Murad III. in einem Alter von achtundzwanzig Jahren den Thron der Osmanen bestieg, erwartete die Welt eine Periode des Ruhmes wie unter Suleiman. „Obgleich mehr eine weichliche Natur, die, zur Melancholie und Schwärmerei geneigt, ihre Befriedigung vorzüglich in den ruhigen Beschäftigungen mit heiliger Wissenschaft, Poesie und beschaulichem Leben suchte, stand Murad doch in dem Ruf, daß ihm auch der männliche Sinn nicht fehle, welcher seine Lust an Kriegsruhm und Waffenthaten habe." Als er sich einst die Geschichte seiner Vorfahren vorlesen ließ, fragte er die Umstehenden, welcher von den Kriegen derselben ihnen der schwerste scheine. Sie antworteten: „Ohne

Zweifel der persische.“ Er versetzte: „Eben den will ich unternehmen.“ Und schon nach zwei Jahren begann er wirklich einen Krieg, der vierzehn Jahre dauerte und durch seine Wechselfälle, durch seine Siege und Niederlagen, durch die Verluste an Menschenleben wie durch die unermeßlichen Kosten die Aussage der Höflinge bestätigte.

Die Verwirrung im persischen Reich und Königshaus, als infolge einer Palastrevolution der alte Schah Tamasb ins Grab gestürzt wurde, von seinen elf Söhnen zehn dem Verhängnis eines gewaltsamen Todes erlagen und der schwache Mohammed Chodabende den väterlichen Thron erlangte, erweckte in Konstantinopel die Meinung, jetzt sei der günstige Zeitpunkt gekommen, um den verhaßten Feind, welcher der Ausbreitung und Befestigung der Osmanenmacht im Osten so viele Hindernisse in den Weg legte, mit dem die Venetianer und andre Staaten des Abendlandes Verbindungen unterhielten, auf den die Unterthanen des schiitischen Glaubens im Osmanenreich insgeheim ihre Hoffnungen und Sympathien richteten, für immer zu schwächen und unschädlich zu machen. Die Thaten der Heere, der Sieg Mustafa Paschas über die Perser bei Tschildir, die Unterwerfung Georgiens, das in vier Statthalterschaften von Schirwan, Tiflis, Gurdschistan und Suchum geteilt, osmanische Verfassung erhielt, das kühne Gefecht am Kanak, wo 10,000 Osmanen beim Schneiden des Korns überfallen und waffenlos niedergemacht worden waren, und der Übergang über diesen Strom gaben Zeugnis, daß der Kriegsmut, die Tapferkeit und der Waffenruhm von ehedem noch nicht erloschen waren; allein es war nicht mehr der Sultan selbst, der an der Spitze der Spahi und Janitscharen ins Feld zog, sondern seine Befehlshaber.

Der Perserkrieg. 1576. 1577.

Denn Murad III. entartete schnell; von den guten Erwartungen, die man anfangs gehegt, gingen keine in Erfüllung; noch mehr als der Vater gab er sich einem trägen Genußleben hin, selbst die Jagd wurde ihm zu beschwerlich. In grübelndes Hinbrüten und melancholisches Schweigen vertieft, brachte er seine Tage in den inneren Gemächern seines Palastes zu, umgeben von Tänzern und Tonkünstlern, von Stummen, Zwergen und Verschnittenen, an die er in der Kurzweil des Harems seine Gunst und seine Schätze verschwendete, oder er unterhielt sich mit Sterndeutern und Traumauslegern und versenkte sich in Mystik und Aberglauben. Hatte er anfangs sich mit Staatsgeschäften befaßt, für Recht und Gericht Sorge getragen und für öffentliche Angelegenheiten Sinn und Interesse gezeigt, so gab er sich mehr und mehr den beiden Trieben hin, welche zuletzt gänzlich die Herrschaft über ihn erlangten, dem Hang für Weiber und für Gold. Den Genüssen des Harems fröhnte er in solchem Übermaß, daß seine Kräfte erschöpft wurden und er zuletzt an der fallenden Sucht zu leiden begann, und von seiner Liebe zum Gold, die er von dem Vater geerbt, erzählte man sich fabelhafte Züge. Thatsache ist, daß durch Tribut, Geschenke und Bestechung bei der Pforte alles zu erreichen war, und daß die Ämter und Richterstellen je länger je mehr käuflich wurden. Wie sollte ein Staat, der auf die Macht des Säbels gegründet, nur im Krieg seine Existenz hatte, unter einem solchen Herrscher die bisherige Übermacht behaupten?

Murads Lebensweise.

Der persische Krieg entsprach in seinen Resultaten keineswegs den unermeßlichen

Fortgang und Ende des Perserkriegs. 1578—1590. Opfern an Menschen und Geld, an Anstrengungen, Verlusten und Leiden. Wurden die Perser geschlagen, so zogen sie in die Gebirge, wo sie unbezwingbar, oder nach dem innern Iran zurück, wo sie unerreichbar blieben; das Land hinter sich aber verwüsteten sie, um dem Feind das Nachrücken unmöglich zu machen und ihn durch Hunger aufzureiben. In Konstantinopel schrieb man den geringen Fortgang der türkischen Waffen der Unfähigkeit oder dem bösen Willen der Heerführer zu und entfernte einen um den andern. Mustafa Pascha, der Georgien erobert und die Festung Kars angelegt, wurde, 1579. als seine späteren Unternehmungen fehlschlugen, abberufen und durch Sinan Pascha ersetzt. Als dieser sich erkühnte, dem Sultan den Vorschlag zu machen, selbst die 1582. Führung zu übernehmen, da ein Schah nur von einem Schah besiegt werden könne, wurde er verbannt und Ferhad Pascha, der Beglerbeg von Rumili, mit dem Oberbefehl betraut. Dieser legte durch die Befestigung von Erivan und andern Städten den Grund zu der Kette von Zwingburgen, welche fortan die Grenzen des asiatisch-osmanischen Reichs sicherten und Georgien für immer an die Türkei fesselten. Zugleich drang Osman Pascha durch den Felsenpaß von Derbent am Kaspischen Meer in Daghestan ein, schlug die Perser in einer berühmten, noch in der Dunkelheit bei Fackelschein 9. Mai 1583. fortgesetzten Schlacht, die „Fackelschlacht" genannt, und setzte über das unterworfene Land einen osmanischen Statthalter. Darauf zog er aus den Winterquartieren von Kaffa gegen den Tatarenchan in der Krim, der dem Sultan die schuldige Heeresfolge verweigert, trieb den Häuptling in die Flucht und beförderte die Erhebung Ismails zu 1584. der Würde eines Chans, der dann die Oberherrschaft der Pforte wieder anerkannte. 1585. Nun wich aber das Glück auch von Osmans Fahnen. Auf einem Zuge gen Tebriz rafften Schwert und Hunger einen großen Teil seines Heeres dahin; und als die Stadt endlich erreicht und wieder eingenommen ward, schändeten sich die durch Entbehrungen und Mühen demoralisierten Soldaten durch entsetzliche Greuel. Bald erfochten die Perser wieder neue Siege bei Schenb-Gasan; der Kummer darüber verschlimmerte die Krankheit Osmans und stürzte ihn ins Grab. Wären nicht die Perser durch die gleichzeitigen Kämpfe wider die Turkmenen und die fortdauernden Zerrüttungen im eignen Herrscherhaus in ihrer kriegerischen Thätigkeit gegen die Türken gelähmt worden, so wäre diesen die Behauptung der festen Orte Tebriz, Wan, Tiflis und Erivan kaum möglich gewesen. Noch geringeren Fortgang hatten die Waffen der Osmanen, als im Juni 1587. Juni 1587 der schwache Schah Mohammed Chodabende von der Regierung zurücktrat und sein kraftvoller Sohn Abbas, der in der Folge den Namen des Großen erhielt, „leutselig und guter Dinge, lebhaft, tapfer im Feld und siegreich", die Zügel der Herr-1588. schaft ergriff. Noch einmal fesselte im nächsten Jahr Ferhad Pascha in einer mörderischen dreitägigen Schlacht unweit Bagdad den Sieg an seine Fahnen; aber schon wurden in Konstantinopel Unterhandlungen über einen Frieden geführt, der beiden Staaten gleich notwendig war. Die Osmanen wünschten die Beendigung eines Kriegs, welcher jahraus jahrein unermeßliche Geldsummen und Menschenopfer forderte und ganze Gegenden in Wüsteneien verwandelte, und Schah Abbas sehnte sich seine Waffen nach Osten zu tragen, wo die Usbegen sich Herats bemächtigt hatten und weiter vordringend ihren Stammeshaß durch die unbarmherzigste Vernichtung der ganzen persischen Bevölkerung zu erkennen gaben.

Friedensschluß. 1590. So kam denn im Frühjahr 1590 ein Friede zu stande, welcher den Osmanen den Fortbesitz von Tebriz samt dem dazu gehörigen Gebiet der Provinz Aserbeidschan sowie Georgien und einige andre Grenzlandschaften gewährte. Allein die Erwerbung dieser entlegenen, verwüsteten und menschenleeren Territorien, deren Behauptung ebenso schwierig war, wie ihre Eroberung, stand in keinem

Verhältnis zu den Einbußen, welche der vierzehnjährige Krieg dem osmanischen Reich gebracht. Persien erholte sich unter der langen glorreichen Regierung des Schah Abbas von den erlittenen Niederlagen und Wunden, eroberte die verlornen Landschaften wieder und reichte den abendländischen Mächten die Hand. Nun konnte die christliche Welt ohne jenen steten Kampf auf Leben und Tod um Freiheit und Knechtschaft ruhiger wohnen. Unter Murad und seinen Nachfolgern hatte das Abendland von dem kriegerischen Ungestüm der Osmanen wenig mehr zu leiden. Wie einst zur Zeit der römischen Kaisermacht bildeten Perser und Deutsche den Grenzwall, über welchen der Eroberer seinen Fuß nicht setzen sollte.

Sultan Murad regierte nach dem Frieden mit Persien noch fünf Jahre; aber seine Schlaffheit und geistige Stumpfheit machten ihn immer unfähiger für das Herrscheramt, zu dem ihn das Schicksal berufen. Sein Tagesgeschäft war die Abhaltung einer Audienz, bei welcher er die Geschenke der Gesandten und Bittenden in Empfang nahm, mit seinen matten, traurigen Augen die Vorübergehenden schweigsam betrachtend und mit dem Haupt ihnen zunickend. „War dies vollbracht," heißt es in den Berichten über ihn, „so ging er wieder nach seinen Gärten, wo in tief verborgenen Stellen seine Weiber vor ihm spielten, tanzten und sangen, oder seine Zwerge und Schalksnarren ihn belustigten, oder seine Stummen, selbst ungelenk, auf ungelenken Pferden lächerliche Wettkämpfe mit ihm hielten, in denen er bald auf die Pferde, bald auf die Menschen schlug, oder wo gewisse Juden lascive Komödien vor ihm aufführten." Murads III. Ausgang.

Wir werden in der Geschichte der europäischen Staaten des Westens und Nordens noch Gelegenheit finden, der kriegerischen und politischen Verwickelungen zwischen dem Osmanenreich und dem Abendland zu gedenken: in dem inneren Staatsleben der Türkei ging es in der alten Art fort, nur daß die Organe, auf denen der militärische Despotismus aufgebaut war, welche den Staatskörper in Bewegung und Aktion halten sollten, mehr und mehr erstarrten und erschlafften, daß Intrigen und Hofkabalen die oberen Beamten- und Heerführerstellen umlauerten und Erhöhung und Sturz oft in raschem Wechsel aufeinander folgten, daß mit dem zunehmenden Luxus in den häuslichen Einrichtungen, mit dem Aufwand der Großen, dem Durst nach Reichtum, Pracht und Sinnengenuß, Habsucht, Käuflichkeit und Bestechung immer schamloser hervortraten, daß unter dem Steuerdruck, den Erpressungen, der Raubsucht und Habgier osmanischer Vögte, Richter, Amtleute und Krieger die unterworfenen und tributpflichtigen Länder und Provinzen in Verfall gerieten, die Einwohner verarmten und verwilderten. Innere Zustände.

Als der Großwesir Mohammed Sokolli, welcher sich durch Klugheit und Vorsicht unter drei Regierungen in seinem Amt und in seinem unermeßlichen Reichtum zu halten wußte, von dessen Sorgfalt und Thätigkeit zahlreiche Bauwerke, Moscheen, Bäder und Wasserleitungen, Brücken und Dämme und vor allem große Karawansereien zur Beher- Rascher Wechsel der Wesire. Mohammed. † 1579.

bergung und Unterhaltung der Reisenden Zeugnis gaben, von einem über die Kürzung seines Lebens beleidigten Bosnier, der sich als Derwisch verkleidet mit einer Bittschrift in sein Haus geschlichen, ermordet wurde, ging das hohe Amt in raschem Wechsel von

Mustafa. Hand zu Hand. Zum zweiten Nachfolger Mohammeds war jener Mustafa bestimmt, dessen treulose Grausamkeit wir bei der Eroberung von Cypern kennen gelernt haben, ein hochbetagter Greis von abschreckendem Ansehen, aber von feinen Manieren und einschmeichelndem Wesen. Noch war jedoch das Reichssiegel nicht in seinen Händen, als

Sinan Pascha. der ehrgeizige übermütige Albanese Sinan Pascha zu der Stelle befördert ward. Aus Verdruß über die getäuschte Hoffnung starb Mustafa, vielleicht an Selbstvergiftung. Aber auch Sinan erfreute sich der Ehre nicht lange; wir wissen, daß er auf dem persi-

Sciaus Pascha. schen Feldzug in Ungnade fiel. Sein Nachfolger war Sciaus Pascha, den einst eine Türkenschar aus Kroatien als gefangenen Sklaven weggeführt, „wohlgebildet, angenehm, gütig, höflich, geschickt". Nach seiner kurzen Amtsführung trat ein so schneller Wechsel in der höchsten Reichswürde ein, „daß man ein Zeremoniell für die Absetzung eines Wesirs entstehen sah". Die Ursache lag zum Teil in Murads Launenhaftigkeit und Mißtrauen, teils in dessen Geldgier, da für die Stelle hohe Summen bezahlt werden mußten. Während seiner zwanzigjährigen Regierung hat er den Großwesir elfmal gewechselt.

4. Das Osmanenreich im Sinken.

Mohammed III. 1595–1603. Unter Murads Sohn Mohammed III., dessen Regierungsantritt nach der bereits zur Staatspraxis gewordenen despotischen Politik mit der Ermordung

Jan. 1595. von neunzehn Brüdern durch die Stummen des Serai eingeweiht wurde, trat keine Änderung zum Bessern ein. Ferhad Pascha, der Großwesir, wurde nach einigen Monaten gestürzt und hingerichtet; der Urheber seines Falles, Sinan, der fünfmal diese Würde bekleidet und verloren hatte, folgte ihm im nächsten Jahr ins Grab. An die Janitscharen wurden 660,000 Dukaten bezahlt und dennoch entstand unter den Spahi ein Aufruhr. Nur insofern unterschied sich die achtjährige Regierung Mohammeds III. von der seines Vaters, daß er wieder selbst ins Feld zog. In seiner Gegenwart trugen die Türken den großen

1596. Sieg über die Kaiserlichen bei Kereztes in Ungarn davon, der Anfang neuer blutiger Kämpfe in dem zertretenen und zerrissenen Magyarenreich.

Beginnende Serailherrschaft. Unter Mohammed, über den seine Mutter, die Sultanin Walide, fortwährend große Gewalt ausübte, und unter seinem Sohn Ahmed, der mit vierzehn

22. Dez. 1603. Jahren dem rasch aus dem Leben geschiedenen Vater auf dem Thron nachfolgte,

Ahmed. 1603–1617. machte sich in höherem Grade als zuvor der geheime Einfluß des Harems, der Frauen und Eunuchen, auf die Staatsgeschäfte und den Gang der Regierung und Politik bei der Pforte bemerkbar. Wie unwürdig und schmachvoll immer ein solches Regiment von Weibern und Günstlingen des Serai erscheinen mag, bei der Unfähigkeit der Sultane, bei dem ewigen Wechsel in den hohen Würden und Ämtern war es für das Osmanenreich ein Vorteil, daß wenigstens von einer Seite einige Selbständigkeit und Stetigkeit in der Politik und Staatsverwaltung gewahrt wurde. Wie unter Murad der Kapu Agasi, Oberhofmeister und Haupt der weißen Verschnittenen, der Wächter des Thores der Glückselig-

keit, wie man ihn nannte, durch schmeichelnde Hofkünste, durch Dienstfertigkeit und Geschenke sich die Gunst des Großherrn zu erhalten wußte und auf die Politik, auf die Regierungsgeschäfte, auf die Anstellungen und Verordnungen entscheidenden Einfluß übte, so unter Mohammed die verwitwete Sultanin-Mutter, unter Ahmed eine der Gemahlinnen und vor allen der Kislar-Aga, das Haupt der schwarzen Verschnittenen, der Vorsteher des eigentlichen Harems. Von ihrer Gunst und Fürsprache hing alles ab, und diese war nur durch große Geschenke zu erlangen.

Auf die Verhältnisse der christlichen Unterthanen in den eroberten Ländern hatte diese ewige Wandlung im obersten Staatsregiment, die zunehmende Korruption in dem Beamten- und Richterstand, der unersättliche Hang nach Gold und Lebensgenüssen am Hof und in den Palästen der Vornehmen die nachteiligsten Folgen. Wenn unter Suleiman der Despotismus in nackter Gewaltthat sich zeigte, die Christenknaben unter die Janitscharen eingereiht, die Mädchen in die Harems und auf die Sklavenmärkte entführt, die Unterthanen mit einer Kopfsteuer belastet wurden, so gesellten sich unter den Nachfolgern zu diesen Übeln noch die Drangsale richterlicher Willkür, Erpressung der Beamten, Religionsdruck und Tyrannei in jeglicher Gestalt. *Zustände in den eroberten Ländern.*

Am meisten empfand die griechische Bevölkerung, die noch immer einige Keime der Bildung aus alter Zeit gerettet oder sich angeeignet hatte, die Leiden der osmanischen Zwingherrschaft. Selbst die vornehmen Geschlechter, die Paläologen und Kantakuzenen in der Hauptstadt, die Mamalen und Nataraden im Peloponnes, die Chrysoloren, Batoziden, Azanäer in den Hafenstädten des Schwarzen Meeres, welche durch Servilität, durch sklavisches Eingehen in die Sitten, Trachten und Lebensgewohnheiten der türkischen Überwinder sich das Wohlwollen der gebietenden Herren und eine rücksichtsvollere Behandlung zu erwerben beflissen waren, entgingen nicht den Mißhandlungen, den Rechtsverletzungen, den Gewaltthätigkeiten eines barbarischen Despotismus. Lange wußte Michael Kantakuzen durch Dienstfertigkeit und Schmeichelei gegen den Sultan, durch Freigebigkeit gegen den Wesir Mohammed Sokolli dem Neid und der Mißgunst, die seine durch den Salzpacht in Achioli (Anchialos) am Schwarzen Meer erworbenen Reichtümer ihm zugezogen, den Stachel zu nehmen; Murad ließ ihn zuletzt doch an der Pforte seines eignen Palastes aufknüpfen und seine Schätze 1577.
nach dem Serai führen. Noch lange beklagten griechische Volkslieder den Fall des reichen Herrn Michali. Die übrige griechische Bevölkerung sank immer tiefer in Armut, Elend und Barbarei. Die Sprache entartete mehr und mehr durch die Aufnahme fremder Wörter und Laute; die nationalen Waffentänze im Peloponnes verloren sich, jeder Unterricht verschwand aus dem Volksleben. Mochten auch einzelne aus den griechischen Stämmen durch die der Nation eigentümliche Regsamkeit, Gewandtheit und Geistesanlage sich auf der Flotte, im Heer, im Staats- und Hofdienst emporarbeiten oder durch Glück und Thätigkeit in *Die griechische Welt.*

Handelsgeschäften zu Vermögen gelangen, die Masse des Volks geriet unter dem Gifthauch osmanischer Tyrannenherrschaft in die traurigsten Zustände der Gesetzlosigkeit, des staatlichen und sittlichen Verfalls. Nur den Laut der Natur, den Gesang bewahrten die Griechen des Festlandes und der Insel als teuern Schatz im Busen. Zahlreiche Volkslieder gaben den inneren Gefühlen Ausdruck, bald in elegischen Tönen die Wechselfälle des Lebens beklagend, bald die Empfindungen der Liebe oder die Erscheinungen in der Natur besingend. Eine Annäherung an das herrschende Türkenvolk fand nicht statt; vielmehr vererbte sich ein nationaler Haß, genährt durch religiöse Antipathie und priesterliche Einwirkung von Geschlecht zu Geschlecht. Wie ein eignes Staatswesen stand die griechische Welt, standen alle Bekenner der griechisch-christlichen Kirche dem mohammedanischen Osmanenreich feindlich gegenüber, jede Verbindung und Lebensgemeinschaft mit den Moslems abwehrend, nur dem Patriarchen von Konstantinopel als dem natürlichen und geheiligten Oberhaupt und der streng gegliederten priesterlichen Hierarchie ehrfurchtsvoll gehorchend. Der türkischen Obrigkeit diente man äußerlich, soweit Zwang und Gewalt nötigte; das innere Leben in Haus und Familie stand unter der Leitung und den Geboten der Priesterschaft. Das Patriarchion mit der Marienkirche auf einer Anhöhe in Konstantinopel war das hochverehrte Heiligtum aller griechischen Christen im ganzen Umfang des Türkenreichs. Unter dem Schutz dieser hierarchisch gegliederten Priestermacht haben die Griechen ihre nationale Eigentümlichkeit und den Haß gegen die Ungläubigen durch Jahrhunderte bewahrt.

Entartung der Janitscharen.

Von dem härtesten Druck, der Aushebung von Christensklaven zum Dienst im Palast, wurden die Griechen mit der Zeit befreit, als man um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts anfing, sich geborner Türken zu bedienen, die Leibwache der Janitscharen nicht mehr bloß aus Renegaten, sondern aus Leuten aller mosleminischen Nationen zu bilden. Damit wurde aber die Entartung dieser Schar, der Verfall der Mannszucht und des Korpsgeistes beschleunigt. Noch unter Suleiman waren die Spahi, die gewandten Reiter mit ihren befahnten Lanzen oder Bogen, mit rundem Schild und Turban, war das Fußvolk der Janitscharen in lang herabhängenden Kleidern, mit Säbel und Hakenbüchse ausgerüstet, eng zusammenstehend, „ihre Federbüsche wie ein Wald", eine unüberwindliche Kriegsmacht, der Nerv und Kern des Heeres. Losgerissen von Eltern und Heimat, durch strenge Erziehung unter den Augen von Zuchtmeistern und Lehrern zum Dienst in den Waffen herangebildet und geübt, von der übrigen Welt gesondert in eignen Quartieren oder klosterähnlichen Kasernen wohnend, waren die den unterworfenen Christenländern enthobenen, zum Islam erzogenen Jünglinge die treuesten und ergebensten Leibwächter und Kriegsleute des Großherrn, dessen Wille und Befehl ihnen als höchstes und einziges Gebot galt, dessen Dienst ihr ganzes Leben geweiht war. Die Heirat war ihnen verboten, keine Frau durfte ihren Wohnungen nahen. „Der Despotismus bedurfte, wie

die Hierarchie, Leute, die ihm ganz ergeben, die durch keine Sorge für Weib und Kind, durch keinen eignen Herd von dem einzigen Interesse, das sie haben sollten, von dem Interesse für den Herrn, getrennt wären." Wir haben früher gesehen, wie unter den ersten Sultanen das Wachstum und der Ausbau des Reichs in erster Linie von dieser Kriegerkaste ausgingen. Aber schon Suleiman wich von der strengen Sitte der Vorgänger ab, indem er den Janitscharen und Spahi die Ehe gestattete, anfangs nur solchen, welche zum wirklichen Dienst minder tauglich oder auf den Grenzen aufgestellt waren, in seinen späteren Regierungsjahren auch andern. Die natürliche Folge davon war, daß die verheirateten Krieger wünschen mußten, daß auch ihren Söhnen der Eintritt in die Schar gewährt werde. Dieses zweite Recht, wodurch das ganze Institut in seiner Grundlage und in seinem Lebensprinzip geändert ward, trotzten sie durch Aufruhr und Empörung dem schwachen Sultan Selim II. ab. Nun wuchsen die Söhne der Janitscharen unter den Augen ihrer Väter auf und die strenge Erziehungsweise und Zucht geriet bald in Verfall. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung wurde in dem persischen Krieg gethan, als man sich genötigt sah, die durch Schwert, Hunger, Krankheit und Anstrengungen gelichteten Reihen der Kriegerkaste durch geborne Türken und durch Leute aus allen mosleminischen Völkerschaften zu ergänzen, die, der kriegerischen Übung und Disziplin früherer Geschlechter entbehrend, bald in die ganze Mannschaft den Geist der Widerspenstigkeit, der Insubordination, der Schlaffheit und Feigheit einführten. Die schlimme Wirkung dieser Abweichung von der alten Einrichtung machte sich bald fühlbar: nicht nur daß der Korpsgeist gebrochen ward, daß die älteren Kriegsmänner die jüngeren zusammengelaufenen Rotten nicht als ebenbürtige Waffengenossen anerkennen wollten, unter Ahmed kam es häufig vor, daß solche, die längere Zeit in festen Stationen lagen, ein Gewerbe anfingen, einen Kramladen hielten und an Krieg und Waffen wenig mehr dachten. Was war natürlicher, als daß Unlust zum Felddienst, Feigheit, Fahnenflucht und Meuterei immer häufiger wurden und daß mit der Unfähigkeit Trotz und Übermut von Jahr zu Jahr zunahmen? Es kam vor, daß die Soldaten unliebsame Anführer ermordeten, ja daß sie den Sultan zwangen, Paschas und Defterdare ihrer Rache auszuliefern. Die Zeiten der Prätorianer waren zurückgekehrt! Das traurigste Schauspiel von soldatischer Frechheit, von Mordlust und Raubgier auf dem Thron, von roher Despotenwillkür bietet das osmanische Reich unter den nächsten Nachfolgern Ahmeds dar. Während ihrer Regierung offenbarte sich die schon bis zur Unheilbarkeit gediehene Krankheit des Staatslebens in der furchtbarsten Weise.

Sultan Ahmed hatte gegen die Staatspraxis und Hauspolitik seinen jüngeren Bruder Mustafa, weil er blödsinnig war, am Leben gelassen. Als er nun am 22. November 1617 aus der Welt ging, wurde nicht sein erstgeborner Sohn, wie es bisher Rechtsbrauch gewesen, sondern eben jener schwachsinnige Bruder durch die Intrigen

Mustafa und Osman II. 1617–1623.

des Serai und den Übermut der Leibwache auf den großherrlichen Stuhl gesetzt. Nach drei Monaten fand man jedoch, daß ein so geistesschwacher Mensch wie Mustafa, dem man nachsagte, er werfe Goldstücke in den Bosporus, damit die Fische doch auch etwas zum Ausgeben hätten, das Reich nicht regieren könne. Die Häupter des Serai und die Janitscharenführer kamen daher überein, denselben in ein Gefängnis zu bringen und
Febr. 1618. Osman, den ältesten der sieben noch lebenden Söhne Ahmeds zum Padischa zu erheben. Der neue Herrscher besaß manche empfehlenswerte Eigenschaften: mutig, unternehmend, ein kühner Reiter und gewandter Bogenschütze, trug er sich mit hochfliegenden Plänen; er wollte im Geiste Mohammeds II. und Suleimans regieren, den alten Kriegsruhm erneuern, den Weg der Eroberung wieder betreten. Das war jedoch keineswegs nach dem Sinn der entarteten und verweichlichten Janitscharen und Spahi. Ein beschwer-
1621. licher Feldzug gegen die Polen, wozu der kriegseifrige Sultan sie nötigte, brachte nur Ungemach, Strapazen und Verluste und mehrte den Übermut und den Geist der Meuterei. Der Versuch, das polnische Lager am Dnjestr zu stürmen, schlug fehl; ruhmlos kehrte Osman nach der Hauptstadt zurück. Da überlegte er mit dem Großwesir Dilawer Pascha und mit andern getreuen Dienern, wie er sich der trotzigen, übermütigen und begehrlichen Truppe entziehen möchte. Man riet ihm, sich aus den kriegsgeübten Stämmen der Kurden um Damaskus eine neue zuverlässige Leibwache zu bilden. Eine Wallfahrt nach Mekka sollte zur Ausführung des Plans benutzt werden. Bis zur Vollendung der neuen Heeresorganisation wollte Osman seinen Aufenthalt in Damaskus oder Kairo nehmen. Aber das Vorhaben blieb kein Geheimnis. Drohend stellten die Janitscharen an den Sultan die Forderung, er solle den Wesir und fünf andre hohe Würdenträger, die sie ihm namhaft machten, ihnen ausliefern, und als Osman sich weigerte, seine getreuesten Diener der Wut der ergrimmten Soldaten preis-
Mai 1622. zugeben, rotteten sie sich in ihren Kasernen zusammen und durchtobten drei Tage lang die Hauptstadt und das Serai. Im geheimen Einverständnis mit der Sultanin Walide und dem Bosnier Daud Pascha faßten sie den Plan, den Thron an Mustafa zurückzustellen. Sie zogen den Blödsinnigen wieder aus dem unterirdischen Kerkergemach, wo er seit Jahren wie begraben lag, an einem Seil herauf; er meinte, man wolle ihn zum Tod führen; statt dessen begrüßte man ihn als Sultan. Osman dagegen wurde nach den Sieben Türmen geschleppt und dort von Dauds Mordbande auf greuelvolle Weise ermordet. Nur mit Mühe konnte der riesenstarke junge Fürst von den Henkern gebändigt werden. Mustafas Geist war im Gefängnis nicht gesunder geworden; er beging die thörichtsten Handlungen. In den Provinzen fing es an zu gären; man wollte der zuchtlosen Soldatenherrschaft sich entledigen; in Erzerum pflanzte Abasa Pascha das Panier des Aufruhrs auf. Die Gefahr war nahe, daß die durch Gewalt und Eroberung zu einer Gesamtheit verbundene Ländermasse wieder in ihre Teile zerfallen werde. Da erkannten auch die Anstifter und Ausführer der Palastrevolution, daß die Dinge in der Weise nicht länger fortgehen könnten. Unter den Janitscharen selbst entstand eine Spaltung; es bildete sich eine Partei von Rächern Osmans, die
Jan. 1623. bald die Oberhand bekam. Daud Pascha fiel ihrer Wut zum Opfer. Nach seiner Ermordung wurde der Plan einer neuen Thronumwälzung erwogen. Man beschloß, den zweiten Sohn Ahmeds, einen vierzehnjährigen Knaben von vielversprechenden Eigenschaften, auf den großherrlichen Sitz zu erheben. Noch im August desselben Jahres
30. Aug. 1623. empfing der neue Sultan, Murad IV., unter allgemeinem Jubel die Huldigung der Reichsbeamten und des Hofstaats. Mustafa, unter dem mit Polen Frieden geschlossen worden, durfte am Leben bleiben. In die innersten, unzugänglichsten Gemächer des Harems verwiesen, verbrachte er vergessen und unbeachtet den Rest seines trübseligen Daseins, bis der Tod eintrat (1639).

Sultan Murad IV. besaß dieselbe körperliche Gewandtheit, Stärke und ritterliche Übung, die man an seinem Bruder Osman rühmte. Niemand tummelte wie er das Roß; mit Leichtigkeit schwang er sich in der Rennbahn im vollen Lauf von einem Pferd auf das andre, ohne daß er den Boden auch nur mit der Spitze seines Fußes berührt hätte. Den Dschirid warf er mit sicherer Meisterhand; den Bogen handhabte er so gewaltig, daß sein Pfeil weiter reichte als die Kugel aus der Jagdflinte und in solcher Ferne noch eiserne Platten von vier Zoll Dicke durchbohrt haben soll. Der Jagd war er mit Leidenschaft ergeben; in den Kriegen gegen die Perser führte er selbst die Heere. Auch seine geistigen Fähigkeiten und Seelenkräfte ließen Gutes erwarten. Unter der Leitung und sorgfältigen Erziehung seiner Mutter, einer gebildeten und trefflichen Fürstin, die in den ersten Regierungsjahren einen wohlthätigen Einfluß auf den Sohn ausübte, hatte er Sinn für Wissenschaft empfangen. Er vertiefte sich in das Studium der Geschichte seines Hauses und seines Volks; er liebte die Dichtkunst und versuchte sich selbst in persischen Versen; man behauptete, er habe die Werke Machiavellis ins Türkische übersetzen lassen, um sich in denselben über die Staatskunst zu unterrichten. Er schrieb eine feine zierliche Handschrift, ein großer Vorzug in den Augen der Morgenländer. Auch in seinem Charakter wollte man Züge von Milde und Menschlichkeit entdeckt haben. Murad IV. 1623—1640.

Aber wie sehr wurden alle Hoffnungen, daß unter seiner Hand der Staat aus seiner Gesunkenheit sich emporrichten werde, getäuscht, wie bald entarteten die Eigenschaften, die bei guter Entwickelung zu Tugenden hätten werden können, in die schlimmsten Fehler und Laster! Wie bald erschlaffte die männliche Kraft unter dem Übermaß sinnlicher Genüsse! Frühe trat ein Hang zur Grausamkeit ihn ihm hervor. Als in der ersten Zeit seiner Regierung die Galeeren von einem Streifzug wider die Kosaken aus dem Schwarzen Meer zurückkehrten, bestand Murad darauf, daß ihm die Gefangenen vorgeführt und die Köpfe der Erschlagenen zu Füßen gelegt würden, damit er sich an ihrem Anblick ergötze. Seine Jagdliebe artete in Mordlust aus: ganze Schwärme von Wild wurden durch zahllose Jäger und Treiber auf eine weite Fläche zusammengedrängt, um dann vor seinen Augen erlegt zu werden. Auch eine zweite Leidenschaft entwickelte sich frühzeitig und stieg mit den Jahren zu einer seine Kraft und Gesundheit untergrabenden Höhe, unmäßiger Genuß des Weines und der Weiberlust. Den stärksten Malvasier und Cyprier trank er in großen Humpen, bis der Rausch ihn seiner Sinne beraubte. Als das Reich von einer Pest heimgesucht ward, so daß in Konstantinopel täglich Tausende von Menschen dahingerafft wurden, ließ er die größten Becher, die er in Pera auftreiben konnte, herbeischaffen und trank bei Gelagen, welche Nächte lang währten, die stärksten Weine unter dem Donner des Geschützes. Vom Wein ging er allmählich zu gebrannten Wassern über, um den abgestumpften Gaumen zu reizen. Er fand immer mehr Gefallen an unmäßigen Trinkgelagen in Gesellschaft von Possenreißern, Zwergen und Musikanten, an deren Späßen und tollen Einfällen er sich ergötzte. Seine Eigenschaften und Regierungsweise.

Vor allem verhaßt war dem Sultan der trotzige und unbändige Geist der Janitscharen und Spahi. Vergebens hatte er gleich anfangs durch Donative und Soldzulagen ihren guten Willen zu gewinnen gesucht und zu dem Zweck durch die ungerechtesten Erpressungen, durch Hinrichtungen und Gütereinziehungen die leeren Kassen gefüllt; dennoch schritten jene bald zu offenem Aufruhr und verlangten die Köpfe seiner treuesten Diener, des Großwesirs, des mehr als neunzigjährigen Gurdschi-Mohammed, der in der Führung der Staatsgeschäfte ergraut war, des Janitscharenaga, ja selbst den seines geliebtesten Leibpagen. Murad mußte ihre ungestümen Forderungen befriedigen; aber er beschloß sie zu bestrafen, nicht mit offener Gewalt, denn dazu war seine Murad bändigt die Janitscharen.

Autorität nicht hinreichend, sondern durch heimliche Hinrichtungen der Hauptführer und Anstifter, durch die Schrecken eines immerwährenden Blutgerichts. Oft sah man des Morgens die Leichen der in der Nacht Gemordeten auf dem Meere treiben. Ihr Vermögen wurde eingezogen. Solche Blutszenen steigerten bei dem Sultan die Mordlust und den Hang zur Grausamkeit. Man hat nachgerechnet, daß vom Jahr 1632, in welchem ein zweiter Soldatenaufstand seinen Zorn gereizt, bis zum Jahr 1637, zwei Jahre vor seinem Tod, fünfundzwanzigtausend Menschen durch seine Henker oder durch seine eignen Hände ihren Untergang gefunden haben. Zu der Mordlust gesellte sich Golddurst; wie viele Würdenträger wurden nur darum aus der Welt geschafft, damit er ihr Vermögen für seinen Schatz einziehen könne. Durch Drohungen und Zwang wurden andre genötigt, mittels freiwilliger Auslieferung ihres geraubten und zusammengerafften Gutes ihr Leben zu retten. Statthalterschaften und zinspflichtige Fürstentümer wurden an die Meistbietenden ausgeboten. Das Amt des Großwesirs ging in raschem Wechsel von Hand zu Hand, stets zur Bereicherung des Staatsschatzes. Durch die Hinrichtung von Redscheb Pascha gewann der Sultan allein eine Million Dukaten.

Das Regiment des Schreckens.

Murad IV. war der Schrecken aller, die ihm nahe kamen. Wenn sich seine Stirn im Zorn zwischen den buschigen Augenbrauen und dem schwarzen Haupthaar in Falten legte, zitterte alles in Angst und Entsetzen. Seine würdige Mutter, welche aus allen Kräften den tyrannischen Sinn des Sohnes zu mäßigen und durch Werke der Barmherzigkeit den Zorn des Himmels abzulenken suchte, wurde zweimal nach dem alten Serai verbannt. Wohl gelang es dem vierten Murad, dem „Nero der Osmanen", durch Gewalt und äußerste Strenge die zuchtlosen Milizen zu bändigen und auf einige Zeit Gehorsam und Disziplin in die Reihen der Janitscharen und Spahi zurückzuführen. Er verbot die Zusammenkünfte der Obersten zu Beratungen und Verschwörungen, er führte Reformen ein, er erließ scharfe Verordnungen über Kriegspflicht und Felddienst; aber einen neuen Geist vermochte auch er den Truppen nicht einzuhauchen; die alte Tapferkeit und Waffenlust, die todesmutige Hingebung für die Person des Großherrn, die Begeisterung für die Macht und Größe des Reichs, die in den Tagen der Väter die osmanischen Heerhaufen in Kampf und Tod getrieben, die Reihen der Feinde durchbrochen und in Schrecken gesetzt, waren verschwunden, und wenn auch die eiserne Strenge des Sultans das Heer noch zu einigen Anstrengungen und Siegen brachte, wenn Murad das abgefallene Bagdad wieder eroberte, indem er die flüchtigen Soldaten selbst mit dem Schwert in die Schlacht zurücktrieb und seinen Wesir mit eigner Hand tötete, einen neuen kriegerischen Impuls vermochte ein so wenig befähigter und so wenig geachteter Oberherr dem Heerwesen nicht zu verleihen; die Übermacht der Türken im Feld war auf längere Zeit gebrochen. Die christlichen Mächte erholten sich von der Furcht vor den osmanischen Waffen und Galeeren, welche solange wie ein Bann auf ihnen gelegen und das politische Leben gehemmt hatte. Murad IV. starb am 9. Februar 1640 in den Armen seines Günstlings Mustafa, den er über den ganzen Divan erhöht und mit Ehren und Reichtümern überschüttet hatte, der sein beständiger Gesellschafter bei den Trinkgelagen gewesen und jetzt den Leichnam des Herrn bis zum Erkalten krampfhaft umklammert hielt. Ihm folgte sein jüngster Bruder Ibrahim, der bisher sein Dasein unter beständiger Todesfurcht im Harem verbracht, auf dem Stuhl des Großherrn, ein weichlicher Schwächling nach dem Mann des Schreckens.

VII. Frankreich während der Religionskriege.

Litteratur. Unter den älteren Werken, welche die folgende Geschichtsperiode behandeln und die der Verfasser schon in seiner (X, 625) erwähnten Schrift: „Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich" benutzt hat, sind außer den großen Hauptwerken von de Thou oder Thuanus (X, 2) die bedeutendsten: Jo. Serrani (evangel. Predigers zu Nimes) Commentarii de statu religionis et reipubl. in regno Gall. Gen. 1570—1580; Davila, Istoria delle guerre civili di Francia. Parigi 1644. 4° (vgl. X, 352); (La Planche) Histoire de l'estat de France cet. sous le regne de François II. Par. 1576; d'Aubigné, Histoire universelle. Amsterd. 1616—1620. 3 voll. und andre geschichtliche Aufzeichnungen dieses Hugenottenstreiters (vgl. X, 710). — La Popelinière, L'Histoire de France depuis l'an 1550 cet. 2 Bde. fol. 1851. — (Anquetil), L'Esprit de la Ligue cet. Paris 1767. 3 voll. — Besonders reich ist diese Periode an Sammelwerken und Memoiren. Unter den letzteren sind hervorzuheben: Die Mémoires von Castelnau, von Brantôme, von Tavannes, von Palma-Cayet, Heinrichs IV. Lehrer (Chronologie novennaire, und chronologie septennaire), von Sully, von Duplessis-Mornay, von Villeroy, teils in besonderen Ausgaben, teils in den großen Sammelwerken der französischen Memoiren. Zu den Sammelwerken der älteren Zeit, unter denen die Mémoires de Condé. Par. 1743. 5 voll. 4°, die Mémoires de la Ligue. Amst. 1758. 6 voll. 4° und die Recueil des choses mémorables sous le règne de Henry II., François II., Charles IX., Henry III. et IV. enthaltend Aktenstücke, Edikte, Parteischriften u. a. die erste Stelle einnehmen, sind viele neue Urkunden gesammelt worden in dem großen Werk: Collection de documents inédits sur l'histoire de France (darunter die Lettres de Cathérine de Médicis, publiées par le Comte de la Ferriere, 1880 f.), in der Correspondence du Duc de Mayenne par E. Henry et Ch. Loriquet. Reims 1860, 1862. 2 voll., im Recueil de lettres missives de Henry IV. par Berger de Chivrey. Par. 1843. Von dem Sammelwerk La satyre Ménippée de la vertu du Catholicon d'Espagne cet. wird anderwärts die Rede sein. — Über Heinrich IV. sind neben den erwähnten Schriften von d'Aubigné, Sully, Duplessis-Mornay, die Geschichtswerke von Matthieu (Hist. de France sous Henry IV. Par. 1606. 2 voll.), von Péréfixe (Hist. du Roy Henry le Grand. Amst. 1664), Dupleix (Par. 1633. fol.), Bury (Hist. du roi Henry le Grand. Par. 1766. 4 voll. 8°) die Hauptquellen. — Von neueren französischen Geschichtsbüchern über die Zeit der Religionskriege sind außer den schon öfters erwähnten Werken von Mézeray, Sismondi, Michelet, H. Martin, Dareste (X, 2) zu erwähnen: Capefigue, Hist. de la réforme, de la Ligue etc. Paris 1834. 3 voll. (Bemerkungen dazu von L. Ranke in histor.-polit. Zeitschr. II), Lacretelle, Hist. de France pendant les guerres de réligion. Par. 1814; Bouillé, Hist. des Ducs de Guise. Par. 1849, 1850. 4 voll.; Jos. de Croye, Les Guises, les Valois et Phil. II. Paris 1866. 2 voll. 8°. Dazu die schon mehrfach angeführten deutschen Werke von Raumer, Ranke, Arnd u. a., die kritische Monographie von H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. Straßburg 1882 (gegen Wuttkes und Bordiers dem gleichen Gegenstand gewidmeten Werke von 1879 gerichtet). Ferner W. G. Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich. Leipz. 1855. 2 Bde.; Ebeling, Sieben Bücher französischer Geschichte. Leipz. 1869. Über die kirchlichen Angelegenheiten ist neben der uns schon bekannten Kirchengesch. von Beza (X, 625), der Histoire de l'édit de Nantes (von Benoist) Delft 1693 f. 5 voll. 4°, der Schrift von Herrmann (Frankreichs Religions- und Bürgerkriege im sechzehnten Jahrh. Leipz. 1828) und dem soeben erwähnten Buch von Soldan das große Werk von Gottl. v. Polenz (Gesch. des franz. Calvinismus u. s. w. Gotha 1857—1869,

5 Bde.) von Wichtigkeit; auch E. T. Perrens, L'église et l'état en France sous le règne de Henry IV. et sous la règence de Marie de Médicis. Paris 1872, 2 Bde. Über Coligny: J. Delaborde, Gaspard de Coligny. Par. 1880—1832, 3 Bde.; d'Aubigné: J. W. Baum, Der Hugenott von altem Schrot und Korn, Denkw. d'Aubignés. Leipz. 1854; Henke, Theod. Agr. d'Abigné in Hist. Taschenb. Leipz. 1873; A. v. Salis, Agrippa d'Aubigné. Heidelb. 1885. Ernst Stähelin, Der Übertritt K. Heinrichs IV. von Frankreich zur röm.-kath. Kirche. Basel 1856 u. a. W.

1. Die öffentlichen Zustände unter König Franz II.

Das königliche Haus. Katharina von Medici hatte ihrem Gemahl Heinrich II. nach längerer Unfruchtbarkeit sieben Kinder geboren, vier Söhne (Franz, Karl, Heinrich und Franz von Alençon) und drei Töchter (Elisabeth von Spanien, Claudia, Herzogin von Lothringen, und Margarete, in der Folge Königin von Navarra). Trotz dieser reichen Nachkommenschaft ging das Haus Valois mit raschen Schritten dem Verwelken und Absterben entgegen. Es waren lauter Sprößlinge von geringer Lebenskraft, erzeugt in einer Ehe ohne Liebe, verweichlicht und entnervt durch schlechte Erziehung, die Söhne jeder Männlichkeit und Charakterstärke entbehrend. Als man die königliche Leiche in der Familiengruft von St.-Denis beisetzte, stand der Dauphin, der jetzt als Franz II. die Krone des heiligen Ludwig in Reims empfing, in seinem sechzehnten Jahre, er hatte somit noch nicht lange die Grenzlinie der königlichen Mündigkeit überschritten; zu geistiger Selbständigkeit gelangte der schwache, kränkliche Jüngling niemals. Es ist uns aus der Geschichte Schottlands bekannt, daß er mit Maria Stuart vermählt war; in unreifem Alter waren sie aus politischen Gründen verheiratet worden, zwei Kinder, bestimmt dem Ehrgeiz der Familie Guise zur Folie zu dienen.

Die Guisen. Wie einst der Ahnherr der Claudier mit seinen Söhnen nach Rom eingewandert war, wo sein Geschlecht zu so hoher Macht und Bedeutung in den Reihen der hocharistokratischen Patrizier emporsteigen sollte, so war Claudius von Guise, der zweite Sohn des uns bekannten René von Lothringen (VIII, 839 ff.), mit sechs Söhnen nach Paris gezogen, um der französischen Krone seine Dienste zu weihen. Schon Claudius selbst, dem die in Frankreich gelegenen Güter und Herrschaften des Hauses, die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafschaften Aumale und Guise zu teil geworden, während sein älterer Bruder Anton das Herzogtum Lothringen mit Bar geerbt hatte, gelangte bei König Franz I. durch seine Kriegsthaten und bewährte Treue zu Ehren und Ansehen, also daß sein Stammgut Guise, nach dem er sich nannte, zu einem Herzogtum erhoben ward. Seine Söhne schwangen sich durch ihre Talente, wie durch ihren Ehrgeiz und ihre hohen Verbindungen bald zu den einflußreichsten Stellungen bei Hof, in den Staats- und Kirchenämtern, bei dem Heer empor. Wir wissen, daß der Erstgeborne, Herzog Franz von Guise, der Verteidiger von Metz (X, 801), der Eroberer von Calais (X, 840), unter Heinrich II. an der Spitze der Kriegsmacht stand. Sein Bruder Karl, Erzbischof von Reims, ge-

wöhnlich der „Kardinal von Lothringen" genannt, war der mächtigste Mann im Kabinett und in der Kirche. Ihre Schwester Maria haben wir als Gemahlin Jakobs V. von Schottland und Mutter der Maria Stuart kennen gelernt (X, 882 ff.). Auch die andern Söhne bekleideten hohe Ämter in der Kirche und in der Armee. Wie die Claudier in Rom, so waren auch die Guisen Vorkämpfer der aristokratisch-hierarchischen Politik und die heftigsten Widersacher des aufstrebenden Volksgeistes. Durch Familieninteresse und durch politische Ansichten an das Papsttum gefesselt, waren sie die Seele der reaktionären Strömung, die von dem päpstlichen Stuhl und von Philipp II. ausging, von Rom und Madrid ihre Impulse und Richtungen empfing. Mit ihrer Macht und ihrem Einfluß stiegen ihre Ansprüche, ihre Ehrsucht, ihr gesellschaftlicher Rang. Sie hörten es gern, wenn man das Alter ihres Geschlechts rühmte; sie wollten von den Karolingern abstammen, und es gab im Lauf der Zeit genealogische Nachweise in Menge, welche die Richtigkeit dieser Angabe darzuthun suchten. Von ihrem Ahnherrn René leiteten sie Erbrechte auf die Provence und Anjou her, die sie gern in Erinnerung brachten, die zu geeigneter Zeit wieder geltend gemacht werden konnten. Es war nicht zu verwundern, daß die alten französischen Adelshäuser, die Montmorencys, die Bourbons, die Chatillons und so manche andre mit Neid und Haß auf die neue hochmütige und anmaßende Familie blickten, von deren Namen in der alten Geschichte Frankreichs sich keine Spur fand. Sie sahen in ihnen Fremdlinge und Emporkömmlinge, die sich in die Reihen des eingebornen Herrenstandes einzudrängen suchten; denn noch gehörte Lothringen, von wo sie ausgegangen, zum Deutschen Reich; noch war das Herzogtum, wo die ältere Linie des Hauses regierte, mit Frankreich nicht staatsrechtlich vereinigt. Wenn aber die Guisen schon unter Heinrich II. eine so hervorragende Stellung erlangt hatten, was ließ sich erst erwarten unter einem unselbständigen König, der durch Familienbande und geistige Unmündigkeit an die Verwandten seiner Gemahlin gewiesen war? Stand dann nicht in Aussicht, daß die Regierung in Frankreich ganz im Interesse der ehrsüchtigen Fremdlinge geführt, daß Nationalität, politische und religiöse Freiheit unterdrückt, das Königreich zum Trabanten spanisch-römischer Tyrannei herabgewürdigt werde?

Auch die Königin-Mutter teilte den Widerwillen der Großen gegen die Guisen. Katharina von Medici war in jungen Jahren mit dem damaligen Dauphin Heinrich vermählt worden; ihr Oheim, Papst Clemens VII., unter dessen Obhut sie aufgewachsen war, hatte sie selbst nach Frankreich geführt. Von dem Gemahl, dem sie leidenschaftlich anhing und auch als Witwe treu blieb, lieblos behandelt und zurückgesetzt, hatte sie an dem Pariser Hof bittere Tage verlebt. Nur das Feld der Vergnügungen, der glänzenden Festlichkeiten und der geselligen Unterhaltung hatte man ihr überlassen. Der Stolz und die Herrschsucht, von denen ihre Seele erfüllt war, fanden wenig Befriedigung. Und doch fühlte sie sich als die würdige Tochter des mediceischen Hauses, das in dem

Katharina von Medici. 1519–1589.

geistigen Leben Italiens und der Welt eine so hervorragende Stelle errungen, aus dem zwei der ersten Kirchenfürsten hervorgegangen. Die Lehren ihres Landsmannes Machiavelli waren ihr tief in die Seele gedrungen; sie hatte nicht nur den Trieb, sondern auch das Talent über die Menschen zu herrschen und kannte die Wege und Mittel, diese Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Nicht durch weibliche Anmut und Schönheit konnte sie Einfluß auf die Männerherzen zu gewinnen hoffen, ihre kleine, damals auch noch magere Gestalt, ihr olivenfarbiges Gesicht mit den vorliegenden Augen und der ernsten sinnenden Stirn, ihre Neigung zu männlichen Vergnügungen, zu Jagd und Tafelgenüssen, zeugten nicht von Liebreiz und Grazie; an Kenntnis der alten Sprachen und an Bekanntschaft mit den Schätzen des klassischen Altertums konnte sich sich, wiewohl im Palast Pitti und im Vatikan aufgewachsen, weder mit Renata von Frankreich noch mit Elisabeth von England messen. Wohl aber herrschte sie durch Verstand, durch List, durch Ränke und Hofkünste, durch die unerschöpfliche Beweglichkeit ihres Geistes. Niemand verstand es besser als die Mediceerin, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu erforschen und zu ihren eignen Zwecken zu benutzen. Sagte man ihr doch nach, daß sie stets einen Kreis von schönen Hofdamen gehalten, mit deren Hilfe sie in die Geheimnisse hochgestellter Männer einzudringen gesucht. Zur Erreichung ihrer Zwecke verschmähte sie kein Mittel. Aber auch unter der Regierung des neuen Königs Franz II. erlangte Katharina nicht den Einfluß, nach dem ihre ehrgeizige Seele verlangte. Vielmehr rissen die Guisen nun noch mehr alle Gewalt an sich, besetzten die einflußreichsten Stellen am Hofe und in den Provinzen mit ihren Freunden und Anhängern und hielten sowohl den Connetable von Montmorency als die Prinzen von Geblüt von dem Regiment fern. Katharina mußte sich daher, wollte sie nicht wieder ganz zurückgesetzt werden, mit den mächtigen Verwandten und Führern des Königspaares auf guten Fuß zu stellen suchen, bis eine günstigere Zeit kommen würde, und diese waren klug genug, sie rücksichtsvoll zu behandeln, damit sie nicht offen in das gegnerische Lager eintrete.

Die Bourbons und die Chatillons. Unter den edlen Geschlechtern, welche die Herrschaft der übermütigen Fremdlinge und ihre eigne Verdrängung am tiefsten empfanden, standen die Bourbons und Chatillons in erster Linie. Jene, die Nachkommen eines jüngeren Sohnes Ludwigs IX., waren die ersten Prinzen von Geblüt, nach den Valois die nächsten Thronerben. Die Güter, die einst Graf Clermont durch seine Heirat mit der Erbin des Herzogtums Bourbon seinem Haus erworben, waren infolge der Empörung des Connetable (X, 279 f.) bedeutend geschmälert worden; doch hatte das Haupt der Familie, Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albret neue Besitzungen im Süden erworben. Er führte den Titel eines Königs von Navarra, obwohl nur (IX, 824 f. X, 34) der nördliche kleinere Teil dieses alten Königreichs, Niedernavarra und das Ländchen Bearn mit der Hauptstadt Pau, der Tochter Heinrichs von Albret und

Margaretens von Valois verblieben war. In den Kriegen des Königs Franz I., des Oheims seiner Gattin, und des zweiten Heinrich hatte sich Anton als tapferer Kriegsmann gezeigt, ohne jedoch durch hervorragende Feldherrntalente zu glänzen; ein gebildeter Fürst von angenehmen, leutseligen Manieren und freigebigem Wesen, erwarb er sich die Gunst und Freundschaft der französischen Edelleute, aber zu einem Führer und Parteihaupt in aufgeregten Zeiten fehlte es ihm an der nötigen Thatkraft, Entschlossenheit und Charakterstärke und vor allem an dem brennenden Ehrgeiz, der zu Unternehmungen und Wagnissen antreibt. Durch seine Gemahlin Johanna dem Lehrbegriff Calvins zugeführt und befreundet (X, 687), besaß er doch nicht die feste Überzeugungstreue und den feurigen Glaubensmut, die ihn zum Fahnenträger der reformierten Oppositionspartei befähigt und begeistert hätten. Auch der zweite Bruder, Karl von Bourbon, der in den geistlichen Stand getreten war und die Würde eines Kardinals erlangt hätte, war ein milder, gutmütiger Herr, aber von noch geringeren Geistesgaben; dagegen besaß der jüngste der Brüder, Prinz Ludwig von Condé, alle die Eigenschaften, die ihm bei dem französischen Adel Geltung und Ansehen zu verschaffen im stande waren. Mit feinem, höfischen Benehmen verband er ritterlichen Geist, Kühnheit und Tapferkeit und den heiteren, lebensfrohen Sinn, der die Herzen anzieht und gewinnt. Seine Gewandtheit als Redner war in einer Zeit geistiger Kämpfe kein geringer Vorzug, und wenn er auch nicht immer den Lockungen und Lüsten eines sittenlosen Hoflebens, den Sinnengenüssen der vornehmen Welt zu widerstehen vermochte, so fand er doch in der calvinischen Glaubensform, zu der er sich frühe hingezogen fühlte, ein moralisches Gegengewicht, eine zu ernsteren und würdigeren Lebensansichten hindrängende Kraft. Aus politischen und religiösen Beweggründen wurden somit die Bourbons auf die Seite der Opposition gegen die Guisen geführt. Wenn sich auch Montmorency der Reihe der Unzufriedenen zugesellte und sich verstimmt vom Hof zurückzog, so geschah dies nicht aus Sympathie für die reformierte Lehre, der er von Grund der Seele abgeneigt war, sondern aus Verdruß, daß ihm der Einfluß auf die Staatsangelegenheiten entrissen ward. Dagegen teilten die drei Söhne seiner Schwester, die Brüder Chatillon, die Richtung der Bourbons. Es waren Männer von Talent, Verdienst und Rang, ganz geschaffen an die Spitze einer nationalen Opposition gegenüber den Guisen zu treten. Der jüngste, Franz von Chatillon, Herr von Andelot (Dandelot), den wir schon früher (X, 687) als Gönner der Reformation kennen gelernt haben, war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeist und ein hochgestellter Anführer des französischen Fußvolks; der zweite Bruder, Gaspard von Chatillon, Herr von Coligny, Admiral von Frankreich, ist uns bereits in dem Belagerungskrieg von St.-Quentin als ein ausgezeichneter Feldherr bekannt geworden (X, 839 ff.). „Er war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig und kümmerte sich nicht viel um andre.“ Während der spanischen Gefangenschaft hatte er Trost und Erhebung in der Bibel und in religiösen Schriften

gesucht und war zu den reformatorischen Ansichten gelangt, die er bis zu seinem Tod standhaft bekannte und die auch seine Gemahlin Charlotte von Laval teilte. Ein gerader offener Charakter, fühlte er wenig Neigung zum Hofleben, seine wahre Stelle war im Feldlager; niemand verstand besser als er, ein Heer zu ordnen, bei den Soldaten Mannszucht und militärischen Geist zu erhalten und durch Festigkeit und Strenge auch ungeübte Kriegshaufen schlachtmutig und tüchtig zu machen. Selbst der älteste Bruder, Odet von Chatillon, ein wegen seines Verstandes wie wegen seines ehrenwerten strengrechtlichen Charakters hochgeachteter Prälat, galt, obwohl Kardinal der Kirche, als heimlicher Anhänger der religiösen Überzeugung seiner Brüder.

Der Kardinal von Lothringen.

Wir haben früher die kirchlichen Zustände Frankreichs beim Tod Heinrichs II. kennen gelernt (X, 684 ff.) und gesehen, welche Gefahren den Bekennern der neuen Lehre nach dem Friedensschluß von Cateau-Cambrésis drohten (X, 844 f.). Was Heinrich II. beabsichtigt hatte, sollte unter der neuen Regierung mit der größten Energie durchgeführt werden. Die Guisen weckten und nährten den Glauben, daß sie von Gott berufen seien, dem heiligen Frankreich den religiösen Charakter zu bewahren, der seit Chlodwigs Tagen der Nation aufgeprägt worden. Und wie sollten sie nicht mit allem Eifer der römisch-katholischen Kirche zur Herrschaft und zum Sieg verhelfen, welche zugleich ihrem Haus und ihrem Geschlecht eine so glänzende Zukunft eröffnete? So wirkten persönliche Interessen und religiöse Ansichten zusammen, um sie zu Vorfechtern und Bannerträgern der Gegenreformation, zu getreuen Bundesgenossen des spanischen Monarchen und des päpstlichen Stuhls zu machen. Sie wandelten um so zuversichtlicher diesen Weg, als sie wußten, daß die Masse des französischen Volks auf ihrer Seite stand. Das eigentliche Parteihaupt war Kardinal Karl, sowohl wegen seiner Stellung an der Spitze der Staatsgeschäfte als wegen seiner Talente, seiner gelehrten Bildung, seiner Beredsamkeit; wir sind ihm bei dem Tridentiner Konzil und bei verschiedenen andern Gelegenheiten begegnet. Heinrich II. hatte den gewandten Prälaten, der die meisten europäischen Sprachen redete und verstand, schon in frühen Jahren in seinem Kabinett verwendet, wo er sich den Geschäften vollkommen gewachsen zeigte. Auch als Erzbischof von Reims hatte er sich ein gutes Andenken gestiftet; ungesunde Moräste wurden ausgetrocknet und in Garten- und Wiesenland verwandelt; stattliche Häuser erhoben sich; eine theologische Hochschule mit einem Seminar und Klosterkonvent wurde von ihm gegründet; seinen geistlichen und bischöflichen Pflichten ist er stets getreu nachgegangen; in seinem Lebenswandel vermied er alles, was Anstoß erregen konnte. An schlagfertiger, anziehender Beredsamkeit kam ihm niemand gleich; sein Wissen wurde durch ein nie fehlendes Gedächtnis, sein öffentliches Auftreten durch eine hohe imponierende Gestalt und ein würdevolles Äußere unterstützt. Aber unter diesen glänzenden Eigenschaften lagen häßliche Züge und Leidenschaften verborgen. Voll Herrschsucht und Ehrgeiz, strebte er nach Macht

und Einfluß und scheute kein Mittel, das ihm zur Erreichung seiner egoistischen Zwecke dienlich schien.

Die Guisen verfolgten ein klares politisches Ziel: sie wollten dem jungen Königspaar zu der Krone von Frankreich und Schottland auch die von England verschaffen und zu dem Zweck die Kräfte der katholischen Welt einsetzen. Elisabeth war nach den Grundsätzen der römischen Kirche von illegitimer Geburt und darum regierungsunfähig; es war somit ganz im Erbrecht begründet, wenn Maria Stuart und ihr Gemahl Titel und Wappen von England annahmen und in Abzeichen und Inschriften den neuen Ehrenrang kund machten. Man träumte in Paris und in der ultramontanen Welt von einer Vereinigung der altkeltischen Völker auf beiden Seiten des Kanals zu einem einzigen Reich, zu einer katholischen Nation. Die englische Königin von dem usurpierten Thron zu verdrängen, war somit das Hauptziel der französischen Politik unter dem Regiment der Guisen. Die Politik der Guisen.

Zu dem Ende mußte vor allem in Frankreich selbst die Reformation ebenso vollständig mit der Wurzel ausgerottet werden, wie in Spanien und Italien. Nun wissen wir aber, welche Fortschritte die calvinische Lehre in allen Teilen Frankreichs gemacht, daß sich bereits zweitausend Gemeinden zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnis und Gottesdienst vereinigt hatten, und daß selbst im Parlament die Ketzeredikte scharf gerügt und auf Milderung derselben angetragen worden. In den reformatorischen Kreisen wurde nun die Hoffnung gehegt, unter der neuen Regierung werde man in duldsamere Bahnen einlenken. Diese Meinung suchte der Kardinal von vornherein niederzuschlagen. Er fragte bei der Sorbonne an, ob eine solche Milderung zulässig sei; er wußte zum voraus, daß diese Körperschaft mit Entschiedenheit sich gegen jede Abweichung von dem alten Kirchenrecht erklären würde. Wenn er also aufs neue die religiösen Gesetze einschärfte, die „Feuerkammer" bei den Parlamenten bestehen ließ, konnte er sich auf die höchste theologische Autorität stützen. Religiöse Verfolgung

Die Verfolgung hatte somit ihren Fortgang und sie traf ein gefeiertes Haupt. Wie uns bekannt, waren zwei Parlamentsräte wegen ihrer Reden zu gunsten der Religionsneuerer von dem erzürnten König Heinrich II. ins Gefängnis geworfen und eine peinliche Gerichtshandlung gegen sie eingeleitet worden (X, 686). Man hatte dazu ein besonderes Gericht bestellt, zusammengesetzt aus einigen zelotischen Parlamentsräten und dem Erzbischof von Paris. Ehe die Untersuchung zu Ende geführt war, starb Heinrich II. und nun entstand eine große Bewegung gegen die Weiterführung des Prozesses. Der Parlamentspräsident Minard, ein heftiger Gegner der religiösen Neuerung, wurde auf dem Heimweg aus einer Sitzung auf der Straße meuchlings erschossen; Gesuche um Einstellung der Gerichtsverhandlungen wurden bei der Regierung und bei der Königin-Mutter eingereicht; der Kurfürst von der Pfalz ernannte den angeklagten Dubourg zum Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, um seine Befreiung zu bewirken. Vielleicht hätten sich die Richter an einem Widerruf, wenn auch in unbestimmten mehrdeutigen Ausdrücken genügen lassen; wenigstens wurde der minder standhafte Dufaur nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt. Der Kardinal mochte Bedenken Dubourg.

tragen, die neue Regierung mit einem so aufregenden Blutgericht einzuweihen. Allein Dubourg wies jede derartige Ausflucht von der Hand. Offen und mutig bekannte er sich zu den Ansichten Calvins; er erklärte die Substanzverwandlung für Abgötterei, die Bilderverehrung für Götzendienst. Da konnte denn keine Gnade geübt werden; die Freisprechung Dubourgs wäre einer Gestattung des reformierten Glaubens gleich gekommen. Eine solche Ketzerei aber wollten die Guisen nimmermehr dulden. So wurde denn Dubourg zum Tod verurteilt und auf dem Greveplatz zuerst mit dem Strang erwürgt, dann verbrannt. Die Calvinisten ehrten den hochverdienten Mann, der im 37. Lebensjahre die Wahrheit seiner Überzeugung mit dem Tod besiegelte, als den ersten Blutzeugen. Wohl hatte die religiöse Verfolgung schon früher manches Haupt gefällt; aber erst in dem Todesjahr Heinrichs II. hatte sich eine reformierte Kirche in Frankreich gebildet, waren alle von Papsttum und Messe Abgefallenen zu einer religiösen Gemeinschaft unter Calvins Fahne zusammengetreten. Dubourg diente daher den Glaubensgenossen als Vorbild religiöser Treue und standhaften Leidens, sein Name blieb unvergessen in den Reihen der Reformierten Frankreichs.

23. Dez. 1559.

Ketzeredikte.

Die Verurteilung Dubourgs war das Kampfsignal des neuen Regiments gegen die Religionsneuerer. Nun folgten Edikte auf Edikte: bei Todesstrafe wurden die geheimen religiösen Zusammenkünfte verboten; die Häuser, wo solche stattfänden, sollten niedergerissen, die Angeber mit der Hälfte der eingezogenen Güter der Verurteilten belohnt werden. Aus allen gesetzlichen Erlassen wehte ein Geist, der an die spanische und römische Inquisition erinnerte. Da und dort wurden Hinrichtungen vorgenommen; Mönche und Priester entflammten die Leidenschaften der Menge, Flugschriften wurden ausgestreut, in welchen die Bekenner des neuen Glaubens der schamlosesten Ausschweifungen beschuldigt waren. Regierung, Universität, Klerus wirkten zusammen, um der Hydra der calvinischen Ketzerei das Haupt zu zertreten und bei dem unwissenden und abergläubischen Volk den Fanatismus rege zu halten.

Die Opposition.

Aber während die Guisen und ihre Kreaturen die Kräfte Frankreichs in den Dienst ihrer persönlichen Interessen und ihrer finsteren Religionswut zu zwingen suchten, wuchs eine Opposition heran, die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und von verschiedenen Motiven ausgehend gleiche Zwecke verfolgte. Wie in den Niederlanden politische und reformatorische Tendenzen zur Bildung der patriotischen und nationalen Partei führten, deren Angriffen der Burgunder Granvella mit seinen absolutistischen und hierarchischen Bestrebungen weichen mußte, so regten sich auch gegen den lothringischen Kardinal und seine Genossen energische Widerstandskräfte mannigfacher Art, die wie in Flandern in den hohen und mittleren Gesellschaftskreisen wurzelten, aber nicht wie dort in die Masse des Volks drangen.

Wir wissen, wie neidisch und eifersüchtig ein großer Teil des französischen Adels auf die Übermacht der guiseschen Faktion blickte; es schien ihnen unwürdig, daß ein König, der noch kaum den Jahren der Unmündigkeit entwachsen, ganz von einer halbfremden Familie beherrscht ward. Wir wissen ferner, wie schlimm sich die Finanzlage Frankreichs unter Heinrich II. gestaltet hatte (X, 683 f.); die Staatsschuld war um Millionen gewachsen, viele Domänen waren veräußert oder verpfändet worden, Zölle

und Auflagen drückten auf Handel und Gewerbe; in der Normandie und Pikardie sah man ganze Ortschaften veröden, weil sich die Bauern durch Auswanderung dem Steuerdruck zu entziehen suchten; und bei alledem waren die öffentlichen Kassen so erschöpft, daß manche Besoldungen nicht ausbezahlt, manche Forderungen für geleistete Kriegsdienste nicht befriedigt werden konnten. Man legte die Notstände hauptsächlich dem Kardinal von Lothringen zur Last, unter dessen Leitung mehrere Jahre lang die Verwaltung der Staatsgelder gestanden, und nun sannen die Guisen auf einen Krieg gegen England. Bei dem Bürgerstand, der am meisten unter diesen Notständen zu leiden hatte, gab sich eine große Mißstimmung kund. Man erinnerte daran, daß in früheren Zeiten, als die Monarchie sich noch innerhalb gewisser Schranken bewegte, keine Auflage ohne ständische Genehmigung eingeführt werden konnte. Immer offener wagte sich der Ruf hervor, daß man die Reichsstände behufs notwendiger Reformen in der Gesetzgebung einberufen solle. Die Mißbräuche unter dem Regiment eines unselbständigen Königs, der ausschließlich von einer herrschsüchtigen, egoistischen, übermütigen Familie geleitet werde, wurden in zahlreichen Flugschriften gerügt und auf deren Abstellung durch die gesetzlichen Vertreter der Nation gedrungen. Die Prinzen von Geblüt, die Häupter der alten Adelsgeschlechter, seien die natürlichen und gebornen Stützen des Thrones. In ihre Hände solle die Regierung Frankreichs gelegt werden.

In den ersten Monaten des Jahres 1560 ging es in Frankreich unruhig her: unter allen Ständen herrschte eine große Aufregung. Die früher geschilderten Vorgänge in Schottland (X, 882 ff.), welche die Guisen und den Hof so nahe berührten, trugen zu dieser Aufregung wesentlich bei. Dort sah man eine Bewegung im Gange, welche die öffentlichen Dinge gänzlich umgestaltete, eine Religionsform, die in Frankreich als Ketzerei blutig verfolgt wurde, ihr siegreiches Panier aufpflanzen, die Regentin, die Schwester der Guisen, ihres Amtes entsetzt, die Kirchengüter in die Hände des Adels und des Staats übergehen. Französische Truppen führten dort einen erfolglosen Kampf gegen Schotten und Engländer. Es lag nahe, daß sich auch in Frankreich die Geister regten, daß auch hier der Plan auftauchte, den Guisen die Macht zu rauben, den eingebornen Großen, vorab den Bourbonen, den ihnen gebührenden Rang und Einfluß bei dem Hof und der Regierung zu verschaffen und unter ihrer Ägide die Aufhebung der Ketzeredikte und religiöse Freiheit zu erringen. Die Sympathien, die sich da und dort für die verfolgten Reformierten regten, der gewaltsame Widerstand, den das Volk an manchen Orten der Abführung der Verurteilten, sei es zur Hinrichtung, sei es in den Kerker, entgegensetzte, mochten die Meinung erzeugen, daß auch die französische Nation, wie die englische und schottische, einer Reform der Kirche und des Staats günstig gestimmt sei. Waren doch Übelstände genug vorhanden, nach deren Heilung sich alle Herzen sehnten. Zwei Reformatoren ersten Ranges, Calvin und Beza, waren Franzosen von Geburt und bewahrten ihrem Vaterland stets eine warme Hingebung. Wenn es gelang, sie für die Sache zu begeistern, sie zu Führern der reformatorischen Bewegung zu machen, so mochten die Dinge vielleicht eine Wendung gewinnen, wie in Schottland unter ihrem Schüler und Freund John Knox.

Die Aufregung mehrt sich.

Die Verschwörung von Amboise. Aber den Einsichtigeren konnte nicht entgehen, daß die Lage in beiden Ländern eine sehr verschiedene war. Während dort die Umgestaltung durch eine nationale Erhebung, durch den instinktiven Impuls des Adels und Volks bewirkt wurde, mußte in Frankreich die politische und religiöse Opposition den Weg der Verschwörung betreten. Bei der herrschenden Stimmung konnte ein glücklich vollführter Handstreich unberechenbare Folgen haben, und daher mögen auch manche Persönlichkeiten, deren Namen verborgen blieben, im stillen einem gewaltsamen Unternehmen gegen die Guisen nicht abgeneigt gewesen sein. So wurde denn das Komplott ins Leben gerufen, das unter dem Namen der „Verschwörung von Amboise" in der Geschichte Frankreichs bekannt ist. Die Seele La Renaudie. des Ganzen war ein Edelmann aus Perigord, Gottfried von Barri, Herr de la Renaudie, ein Mann von unternehmendem Geist, von Beredsamkeit und gewinnendem Wesen, den Guisen, die seinen Schwager hatten ums Leben bringen lassen, tödlich feind. Er selbst war nach der Schweiz entkommen, wo er mit andern flüchtigen Reformierten seines Vaterlandes Verbindungen anknüpfte; um einen Rechtsstreit in Dijon auszufechten, hatte er die Erlaubnis zur Rückkehr ausgewirkt. Diese Zeit benutzte er, um an verschiedenen Orten unter den Reformierten und Malkontenten Genossen zu werben. Er rühmte sich, daß er der Agent eines „stummen Hauptmanns" sei. Es wurde allgemein angenommen, daß er darunter den Prinzen von Condé verstand; und wenngleich dieser stets jede Beteiligung an dem Komplott mit Entschiedenheit zurückgewiesen hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß La Renaudie sich seines Namens bediente, sich als dessen Beauftragten darstellte. Dadurch erhielt das Unternehmen einen Schein von Recht und Loyalität. Wenn unberufene Fremdlinge sich des Regiments über einen unmündigen, unselbständigen König bemächtigten, so waren die nächsten Agnaten des Hauses durch Gesetz und Herkommen berechtigt, die Vormundschaft für sich zu verlangen. Auch den Genfer Reformatoren stellte man das Vorhaben in diesem Lichte dar, um ihre Zustimmung zu erlangen. Allein Calvin scheint der Sache nicht recht getraut zu haben; er verlangte, daß der Prinz offen mit seiner Forderung hervortrete und daß das Parlament sich zu dessen Gunsten ausspreche; von einem Gewaltstreich mittels einer Verschwörung riet er ab. Dennoch behauptete La Renaudie, daß er zustimmende Gutachten von deutschen und französischen Theologen und Rechtsgelehrten empfangen habe. Er mochte glauben, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß im Fall eines Gelingens auch die Billigung und Rechtfertigung nicht fehlen werde.

Ausgang des Komplotts. 1560. Am 1. Februar hielt La Renaudie mit den Eingeweihten, die er nach Nantes berufen, eine Besprechung. Sie schwuren ihm in die Hand, daß sie das Reich von der Tyrannei der Guisen befreien und das Regiment den Bourbons überantworten wollten. Zu dem Zweck sollten 500 Edelleute auf verschiedenen Wegen sich am 10. März nach Blois begeben, wohin damals die Guisen der milden Luft wegen den Hof verlegt hatten. Andre Teilnehmer sollten die näch-

sten Orte besetzen, um den Zuzug von Bewaffneten zu verhindern. Ehe jedoch der Plan zur Ausführung kam, erhielten die Guisen Kunde von der ihnen drohenden Gefahr. Die Verzweigung war zu ausgedehnt, die Zahl der Mitwissenden zu groß, als daß eine so hochwichtige Angelegenheit hätte lange verborgen bleiben können. Philipps II. Späher und die Kreaturen der lothringischen Brüder brachten bald zu Tage, daß ein Komplott in der Luft schwebe. Der Kardinal erschrak; er fürchtete, Coligny und Dandelot, unter deren Oberbefehl ein großer Teil des Heeres stand, möchten Teilnehmer sein. Zur größeren Sicherheit wurde die Residenz nach dem festen Schloß von Amboise verlegt. Man berief Coligny an den Hof, um seinen Rat zu vernehmen und sich zugleich seiner Treue zu versichern. Seinen Vorstellungen war es zu danken, daß die Prozesse wegen vergangener Übertretungen der Religionsedikte niedergeschlagen wurden; nur die Verschwörer und die reformierten Prediger sollten von der Begnadigung ausgeschlossen sein. Zugleich traf der Herzog von Guise, von dem König zum Generalleutnant im ganzen Reich mit unbeschränkter Gewalt ernannt, militärische Vorkehrungen, um jede Bewegung zu unterdrücken. Als nun die Verschwornen in kleinen Abteilungen aus den Provinzen heranzogen, wurden sie überfallen und teils niedergemacht, teils zersprengt oder gefangen. Ein Angriff, den etwa hundertundfünfzig berittene Kriegsleute auf das Schloß selbst wagten, wurde 18. März 1560. zurückgeschlagen und die verwegenen Männer getötet oder in Haft geführt. La Renaudie selbst fiel im tapfern Kampf; seine gefangenen Waffengefährten starben alle eines gewaltsamen Todes.

Die Bewohner von Amboise entsetzten sich über die Menge von Leichen, welche die Wellen der Loire hinabtrieben, und noch lange konnte man die Köpfe von achtzehn namhaften Kriegshauptleuten schauen, die in jenen schrecklichen Märztagen um das Haupt von La Renaudie auf Pfählen aufgepflanzt wurden. Wie einem lustigen Schauspiel sahen die Hofleute aus den Schloßfenstern den Hinrichtungen zu. Als der Baron von Castelnau, der dem königlichen Haus mit Ruhm und Ehre gedient hatte, das Schafott bestieg, rief er den Zorn des Himmels über die Guisen herab. Dem Kanzler Olivier, der heimlich dem neuen Glauben ergeben war, brach der Kummer über die Blutszenen, die vor seinen Augen vorgingen, das Herz. Er starb am 30. März. Einige Zeit nachher ritt der alte d'Aubigné mit seinem neunjährigen Sohn durch Amboise. Als er die aufgesteckten Häupter sah, darunter einige von alten Waffengenossen, rief er bewegt aus: „Die Henker! sie haben Frankreich enthauptet" und beschwor den Knaben, die Ehrenmänner zu rächen.

La Renaudie und seine Schicksalsgenossen hatten feierlich versichert, daß sie Die Guisen und Condé. nichts Feindseliges gegen den König und Staat im Sinne gehabt, daß ihr einziges Ziel gewesen, die Fremden von dem Regiment zu entfernen und durch eine rechtmäßige Ständeversammlung die alte Reichsordnung herzustellen. Dennoch suchten die Guisen den schwachen Monarchen bei der Meinung zu erhalten, die Reformierten, die von der Zeit an mit dem der Menge unverständlichen Spottnamen Hugenotten belegt wurden, sännen auf Umsturz des Königtums, sie wollten Frankreich nach Art der Schweizer Eidgenossenschaft in kleine Republiken

verwandeln, sie seien die gefährlichsten Feinde des Staats und der Kirche. Gern hätten sie schon jetzt den Prinzen von Condé als den eigentlichen Anstifter der Verschwörung in den Sturz verwickelt; da sie aber keine Beweise seiner Mitschuld in den Händen hatten und der ritterliche Mann in Gegenwart des ganzen Hofes vor dem König feierlich die Beschuldigung als eine Lüge erklärte und sich zum Zweikampf gegen jeden Verleumder erbot, so mußten sie ihre Anschläge auf eine andre Gelegenheit vertagen. Zürnend verließ der Prinz den Hof und begab sich zu seinem Bruder Anton.

Neues Ketzergesetz.

Die Verschwörung von Amboise schärfte die Aufregung und mehrte den Haß gegen die Guisen. Die Reformierten, weit entfernt, sich durch den unglücklichen Ausgang entmutigen zu lassen, wagten sich kühner hervor. Man hatte für das Vergangene Amnestie erlassen unter der Voraussetzung, daß die Begnadigten fortan als gute Katholiken leben würden; sie nahmen die Verzeihung hin, änderten aber darum keineswegs ihre Gesinnung; vielmehr dauerten die religiösen Versammlungen fort; aus dem Dunkel der Nacht wagten sie sich sogar an das offene Tageslicht. Der Kardinal geriet in Zorn; er ging mit dem Gedanken um, eine Inquisition einzuführen nach Art der spanischen oder italienischen; aber sogar Philipp II. mahnte zur Vorsicht; sah er sich doch damals selbst in den Niederlanden zum Nachgeben gezwungen; und welche Aufregung erzeugten die allarmierenden Nachrichten aus Schottland! Gebrochenen Herzens schied die Königin Marie von Guise noch vor Ende des Jahres aus dem Leben und die Reformation zog siegreich durch das Land und nötigte die französischen Truppen zum Abzug. In Frankreich gingen anonyme Flugschriften voll der heftigsten Invektiven gegen die Guisen von Hand zu Hand. In einer „Epistel an den Tiger Frankreichs“ wurde der Kardinal als zweiter Catilina geschildert; der Drucker starb am Galgen. Unter solchen Umständen konnte die gescheiterte Verschwörung nicht zu einer vollständigen Reaktion verwendet werden; Karl von Guise war ein zu politisch geriebener Prälat, als daß er den Bogen hätte überspannen sollen. Wenn auch das neue „Edikt von Romorantin“, welches im Mai erlassen ward, das Verbot der religiösen Versammlungen streng aufrecht erhielt, den Angebern Belohnungen aussetzte und die Übertreter vor die gewöhnlichen Strafgerichte verwies, so gewährte es doch zugleich die Möglichkeit, insgeheim den reformierten Doktrinen anzuhängen, wenn nur von der gottesdienstlichen Bethätigung abgestanden ward. Das Erkenntnis über häretische Ansichten sollte der höheren Geistlichkeit vorbehalten bleiben.

Der Kanzler l'Hôpital.

Das Edikt von Romorantin konnte natürlich die reformatorisch Gesinnten in keiner Weise befriedigen. Was half ihnen eine versteckte Duldung der Gewissensfreiheit ohne äußeren Kultus? Daß aber dennoch eine gewisse Beruhigung eintrat, die Verfolgung in den nächsten Monaten minder streng ausgeführt ward, der drohende Bürgerkrieg noch nicht sofort in Flammen ausschlug, verdankte die Nation dem neuen, unter dem Einfluß der Königin-Mutter ernannten, Kanzler Michael L'Hôpital, einem Rechtsgelehrten, dessen Geist sich an der Weisheit und Humanität des Altertums gebil-

det hatte, der mit strenger Tugend und Gerechtigkeit auch Toleranz und Menschenliebe vereinigte und mit sicherer Hand und gewandter Staatskunst ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Parteien herzustellen, der Versöhnung der Gemüter eine Stätte zu bereiten verstand. Mit den Guisen seit längerer Zeit befreundet, von der Königin-Mutter begünstigt, den Reformierten um seiner freien vorurteilslosen Gesinnung willen lieb und achtungswürdig, war L'Hôpital eine vermittelnde ausgleichende Persönlichkeit, wie sie damals das aufgeregte und aufgeschreckte Frankreich bedurfte.

Lange konnte indessen der schwebende Zustand ohne Rechtsgarantien nicht andauern: in allen Zweigen des öffentlichen Lebens waren so viele Notstände, die nach Abhilfe verlangten, daß die Regierung dem lauten Ruf des Volks nach einer Einberufung des Reichstags nicht zu widerstehen vermochte. Man wagte jedoch nicht sofort die Vertreter der Nation in ihrer Gesamtheit zu befragen; nur die obersten Räte, die Häupter der hohen Kollegien, die großen Würdenträger im Staat, in der Kirche, in Heer und Flotte sollten zur Beratung einberufen werden. Die Bourbons wußte man aber fern zu halten. In dieser Notablenversammlung, die in der zweiten Hälfte des August in Fontainebleau von dem König eröffnet wurde, reichte der Admiral Coligny im Namen der Reformierten Frankreichs eine Denkschrift ein, in welcher diese, nach Beteuerung ihrer Treue gegen den König und Verwerfung des Komplotts von Amboise, sich erboten, die Wahrheit ihrer Lehre nach der Heil. Schrift und der primitiven Kirche zu erweisen, und die Bitte stellten, es möchten ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier ihrer Sakramente bewilligt werden. Es war vorauszusehen, daß die Guisen mit aller Macht sich gegen die Forderung erklären würden: die öffentliche Anerkennung einer abweichenden Religionsform erschien dem Kardinal als ein Bruch mit den Traditionen der christlichen Monarchie, in welcher Königtum und römisch-katholische Kirche aufs innigste verbunden waren, als eine Verkehrung des bisherigen Staatsbegriffs, in die der König nimmermehr willigen könne, ohne sein Seelenheil zu gefährden. Dennoch erkannte der Kardinal die Unmöglichkeit, sich gegen die öffentliche Meinung zu verschließen. Er widersetzte sich nicht, daß auf den 10. Dezember ein Reichstag zur Feststellung des Staatshaushalts, auf den 20. Januar 1561 ein Nationalkonzil zur Ausgleichung der kirchlichen Streitfragen angeordnet werde. Bis dahin sollten die „Gläubigen", welche sich ruhig zu ihren Predigten und gottesdienstlichen Handlungen versammelten, nicht gerichtlich verfolgt, sondern zum Unterricht und zur Bekehrung an die Bischöfe gewiesen werden. Es war ein Zugeständnis der Not; die Guisen hofften Zeit zu einem Staatsstreich zu gewinnen, der sie wenigstens über das geforderte Konzil hinausführen würde. Jedenfalls waren sie entschlossen, unter allen Umständen sich in der Macht zu behaupten. War ja doch der Herzog Franz von Guise der Oberbefehlshaber über das gesamte Kriegswesen, sein Bruder Karl der gebietende Herr im königlichen Rat und die Mehrzahl der Statthalterschaften in den Provinzen in den Händen ihrer Anhänger.

Die Notablenversammlung in Fontainebleau. Aug. 1560.

In den Herbsttagen des Jahres 1560 war Frankreich in großer Bewegung. Die Abgeordneten für den Reichstag, den die Regierung zuerst nach Meaux, dann der größeren Sicherheit wegen nach Orleans auf den 10. Dezember ausgeschrieben hatte, sollten gewählt werden. Nun strengten die beiden Parteien alle Kräfte an, um Männer ihrer Farbe in die Versammlung zu bringen. In den Provinzialständen wurden die Mißbräuche, die in den Gerichtshöfen, in der Verwaltung, in der Kirche obwalteten, mit Freimut aufgedeckt und auf Reformen gedrungen; wie viele Flugschriften und Sendschreiben wurden damals verfaßt und in Umlauf gesetzt! Besonders war der Süden, wo die Bourbons großen Einfluß besaßen und die reformatorischen Ansichten die meisten Bekenner zählten, der Herd aufgeregter Thätigkeit. Auch Calvin nahm

Anstrengungen zum Reichstag von Orleans.

eifrigen Anteil; nicht nur, daß er in Briefen den Getreuen mit Rat und Ermahnung an die Hand ging, er gestattete auch seinem mutigen und gewandten Kollegen Beza sich nach Bearn zu begeben, um dort mit Hilfe der Königin Johanna den bestimmbaren, unentschlossenen und wankelmütigen Anton von Navarra zum Festhalten am Glauben zu ermahnen, ihn zu bewegen, als Vorstreiter und Schirmherr der Reformierten aufzutreten. Denn sein Name und Rang allein konnte der lothringischen Partei ein Gegengewicht bieten, zumal wenn ihm der feurige und mutigere Bruder Condé zur Seite stand. Das erkannten auch die Guisen, und gerade deshalb trachteten sie, diese beiden vor allem zu verderben und die ganze reformatorische Partei in ihren Sturz zu verwickeln. Niemals waren sie thätiger, sich Genossen und Hilfsmittel zu schaffen, damit sie ihre Widersacher mit Gewalt, Schrecken oder Hinterlist zu Fall brächten. Die Königin-Mutter stand ihnen seit dem Komplott von Amboise zur Verfügung. Priester und Mönche mußten in ihrem Sinne arbeiten; Edelleute und Beamte, die im Verdacht einer Hinneigung zu den Genfer Doktrinen standen oder sich gar zu denselben bekannten, wurden überwacht oder durch gegnerisch gesinnte Rivalen in ihrer Thätigkeit gelähmt, manche auch in Untersuchung genommen und durch Gefängnisstrafe unschädlich gemacht; nach Rom, nach Madrid, nach Brüssel gingen viele Kuriere ab; den Herzog von Savoyen suchte man zu einem Angriff wider Genf aufzustacheln; nach Deutschland und nach der Schweiz wurden Werber ausgeschickt.

Der Staatsstreich in Orleans. Der Reichstag von Orleans sollte mit einem Schlag die Guisen von ihren mächtigsten Gegnern befreien und zugleich der Ketzerei den Kopf zertreten. Damit nicht wieder wie bei der Notablenversammlung in Fontainebleau die Bourbons sich fernhielten und der beabsichtigte Gewaltstreich vereitelt würde, mußte der König selbst sie zur Teilnahme an den Beratungen einladen. Es fehlte nicht an Bedenklichkeiten und Warnungen; aber die Lothringer hatten selbst in der Nähe der Brüder die Künste der Bestechung so erfolgreich angewendet, daß denselben von allen Seiten geraten wurde, der Einladung Folge zu leisten; an so hochgestellte Fürsten würde sich niemand wagen. Auch Katharina von Medici schrieb lockende Briefe. So reisten denn die beiden Bourbons mit mäßigem Gefolge am Ende des Oktober nach der Loirestadt, in welcher der Herzog von Guise alle Maßregeln der Vorsicht getroffen hatte. Als sie am Tage nach ihrer Ankunft bei Hofe ihre Aufwartung machten, überschüttete der König den Prinzen von Condé mit den heftigsten Vorwürfen, daß er ihm durch die Verschwörung von Amboise habe Thron und Leben rauben wollen, und gab sofort Befehl, die beiden Prinzen abzuführen und eine gerichtliche Untersuchung über ihr Verhalten gegen König und Staatsgesetze anzuordnen. Navarra wurde darauf in seiner Wohnung unter Aufsicht gestellt und Condé in das Gefängnis gebracht, um als Majestätsverbrecher sein Urteil zu erwarten. Vergebens berief sich der Gefangene auf das Vorrecht seiner Geburt, kraft dessen nur der König, die Pairs und das gesamte Parlament über ihn zu Gericht sitzen könnten; man verwarf die Berufung und stellte eine Kommission auf, welche unter dem Vorsitz L'Hôpitals die Untersuchung leiten sollte. Auch hier leugnete Condé jede Teilnahme an dem Komplott von Amboise, bekannte sich aber offen zu dem reformierten Glauben. Die Mehrzahl der Richter fand ihn schuldig; er sollte sein Verbrechen mit dem

Tode büßen. Gern hätten die Guisen das Urteil sogleich vollziehen lassen; dann hätte sich wohl auch Gelegenheit gefunden, dem ältern Bruder und dem Admiral Coligny, der sich gleichfalls auf den Ruf des Königs nach Orleans in die Höhle des Löwen begeben hatte, das gleiche Schicksal zu bereiten. Es wird sogar erzählt, man sei bereits einig gewesen, der König selber sollte den nächsten Anverwandten des Hauses bei Gelegenheit einer Audienz mit eigner Hand töten; aber im entscheidenden Moment habe demselben der Mut gefehlt. Wie dem sei, jedenfalls waren die Guisen entschlossen, ihre Machtstellung und den allgemeinen Schrecken zum Verderben ihrer Feinde und zur Vernichtung der religiösen Neuerung zu benutzen. Nach ihrem Plan sollten alle Mitglieder der Reichsstände, deren Zusammentritt in den nächsten Tagen bevorstand, genötigt werden, ein katholisches Glaubensbekenntnis zu unterzeichnen; dieses sollte dann im ganzen Königreich, in allen Städten und Dörfern verbreitet und unter dem Druck bewaffneter Mannschaften von den Ortsbeamten jedermann zur Unterschrift vorgelegt werden; wer sich weigere, würde den Strafgesetzen wider Ketzerei anheimfallen.

Aber dieser großartig angelegte Staatsstreich sollte durch ein unerwartetes Ereignis vereitelt werden. Der König war bedenklich erkrankt; ein Geschwür im Ohr hatte sich in das Gehirn entleert; das Todesurteil gegen Condé konnte von dem Bewußtlosen nicht bestätigt werden; Katharina von Medici weigerte sich, mit den im ganzen Land so gehaßten und so gefürchteten Brüdern gemeinsame Sache zu machen. Mitten in dieser Aufregung starb Franz II. am 5. Dezember 1560, noch ehe die Ständeversammlung eröffnet werden konnte. Siebzehn Monate hatte seine Regierung gedauert; aber sein Name hatte nur den herrschsüchtigen Männern als Schild gedient, welche die Macht Frankreichs für die Einheit der katholischen Kirche und für ihre eigne Erhöhung und ihr Familieninteresse einzusetzen strebten. Mit dem Tod des unselbständigen Gemahls ihrer Nichte brach ihre usurpierte Gewalt rasch zusammen. Wie stark immer Franz von Guise als Generalleutnant des Königreichs, als Oberbefehlshaber der gesamten Kriegsmacht dastand, nimmermehr konnte er erwarten, daß der Adel Frankreichs gegen die royalistischen Überlieferungen sich ihm unterordnen, ihm und seinem Bruder zur Unterdrückung der ersten Häupter des Herrenstandes behilflich sein würde. Ein Umschwung in der Lage der öffentlichen Dinge trat rasch ins Leben.

Des Königs Tod. 1560.

2. Die minderjährige Regierung Karls IX.

Noch lag die königliche Leiche unbestattet auf dem Paradebett im Schloß von Orleans, als der geheime Rat sich versammelte. Vor diesem erschien Katharina von Medici, ihren zweiten Sohn Karl, dem jetzt nach dem Geburtsrecht die Krone Frankreichs zu teil geworden, an der Hand führend. Er zählte erst elf Jahre und es mußte somit nach den Reichsgesetzen eine vormund-

Die Regentschaft.

schaftliche Regierung bestellt werden. Der junge König dankte den Räten für die treuen Dienste, die sie seinem Bruder erwiesen, und bat sie, jetzt den Befehlen seiner Mutter zu gehorchen. Der Wille eines Unmündigen konnte nicht maßgebend sein; allein sowohl die politische Lage als die Stellung der Parteien verliehen ihm Nachdruck und bewirkten, daß die Königin-Mutter wirklich an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung trat. Nach den Staatsgesetzen gebührte zwar dem König von Navarra, als dem nächsten Agnaten die erste Stelle, und sowohl Calvin als die Reformierten Frankreichs hofften und wünschten, daß er sein Recht geltend machen werde. Allein die hohe Frau hatte sich mit ihm bereits verständigt, als er noch unter der Furcht vor den Guisen stand. Er begnügte sich mit dem Rang eines Generalstatthalters, wie ihn der Herzog Franz innegehabt, und mit einem Anteil an der Regentschaft, wie ihm die Königin ihn anbot. Die schmiegsame Natur des leutseligen Herrn, die weder von tiefen Leidenschaften, noch von energischer Willenskraft getrieben wurde, und die schönen Worte der Gräfin von Montpensier kamen dem Ehrgeiz der Mediceerin zu statten. Zugleich bewirkte Katharina die Freilassung des Prinzen von Condé; dieser bestand jedoch auf einer Revision des Prozesses und erst als das Parlament ihn von dem zur Last gelegten Majestätsverbrechen losgesprochen, nahm er den ihm gebührenden Sitz im königlichen Rat ein.

Aber auch die Guisen arbeiteten für Katharina; sie hatte sich bisher so gut mit ihnen zu stellen gewußt, daß die bisherigen Gewalthaber von ihr keine Opposition fürchten zu müssen glaubten: als Italienerin hatte sie bei der nationalen Partei keinen festeren Fuß als die Lothringer, und auf alle Fälle war die Nichte eines Papstes ihnen weniger im Weg, als die reformatorisch gesinnten Bourbons. Auch ließ Katharina wirklich die Guisen im Besitz ihrer Hof- und Staatsämter; sie fand es nicht ratsam, deren Sturz zu beschleunigen und sich dadurch selbst mit gebundenen Händen in die Gewalt der Opposition zu geben; sie sah voraus, daß die Gegensätze ohnedies bald genug aufeinander stürzen würden, und daß ihre Herrschaft am sichersten begründet werde, wenn sie alle Parteien im Gleichgewicht erhielte. Darum war es ihr auch ganz recht, daß der alte Connetable Montmorency auf die Nachricht von dem Ableben des Königs nach Orleans eilte, um den ihm zustehenden Oberbefehl über das Kriegsvolk zu übernehmen. Ein Mann, der mit den Guisen die streng kirchlichen Ansichten teilte, in der Reformationspartei seine nächsten Verwandten hatte, konnte dem System der Neutralitätspolitik, das Katharina einzuhalten gedachte, nur dienlich sein.

Die Reichsstände. 1560. Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte Frankreichs, als am 13. Dezember die Ständeversammlung eröffnet wurde. Der Kanzler L'Hôpital fühlte die hohe Bedeutung, deshalb wendete er sich in seiner Eingangsrede in erster Linie an den vaterländischen Sinn und die christliche Bruderliebe der Vertreter. In der Religion seien Spaltungen eingetreten, welche die Leidenschaften der Menschen aufs tiefste erregten und in Flammen setzten; ein Bürgerkrieg bedrohe das Reich, wenn nicht Duldsamkeit und Humanität in die Herzen einkehre; man solle die gehässigen Parteinamen, Lutheraner, Hugenotten, Papisten verbannen und nur an dem Namen Christen festhalten. Auch in

materieller Beziehung sei das Reich in bedrängter Lage, aus der es nur durch Patriotismus und Opferwilligkeit gerettet werden könne; alle Stände müßten zusammenwirken, daß die Schulden, die wegen hoher Verzinsung an die Bankhäuser schwer auf dem Staatshaushalt lasteten, abgetragen oder vermindert und die Ausgaben und Einnahmen in das richtige Verhältnis gesetzt würden. Darum wende sich der König, mit welchem Reich und Nation zu einem organischen Ganzen verbunden seien, an die gesetzmäßigen Vertreter des Volks, um ihre Vorschläge, wie den Notständen am besten abzuhelfen sei, entgegenzunehmen. Darauf hielten die drei Stände gesonderte Sitzungen, deren Ergebnisse in Schriftstücken (Cahiers) zusammengestellt und von den drei gewählten Vorsitzern dem Kanzler überreicht wurden, um zur Kenntnis der Regierung gebracht zu werden.

In diesen Cahiers, namentlich in der von dem dritten Stand übergebenen Schrift, waren die in allen Teilen des öffentlichen Lebens obwaltenden Übelstände und Gebrechen so scharf und nachdrücklich hervorgehoben, daß das Bedürfnis durchgreifender Reformen jedermann einleuchtete. Besonders waren die Beschwerden über die Mißbräuche in der Kirche und bei der Geistlichkeit in den Eingaben der beiden weltlichen Stände so zahlreich und die in Vorschlag gebrachten Reformen so einschneidend in den gesamten hierarchischen Organismus, daß die strenggesinnten Katholiken mit Bestürzung wahrnahmen, wie weit die reformatorischen Ideen bereits eingedrungen und welche Fortschritte sie in den Anschauungen der gebildeten Stände gemacht hatten. Die Sittenlosigkeit und Unwürdigkeit so vieler Kleriker wurde scharf gerügt und als Abhilfe ein System der Anstellungen empfohlen, das mit den bisherigen Gebräuchen und der pragmatischen Sanktion in grellem Widerspruch stand. Die Geistlichen sollten von den Gemeinden gewählt und zuvor von gelehrten und würdigen Männern geprüft werden; bei der Wahl der Bischöfe sollten neben der Diözesangeistlichkeit auch weltliche Notablen, Edelleute und Bürger mitwirken und nur Tugend und Kenntnisse den Ausschlag geben; das Kirchenvermögen sollte nicht allein dem Klerus zu gute kommen, ein Drittel davon sollte für die Armen, ein andres Drittel für die Unterhaltung der Kirchen, Schulen, Hospitäler verwendet werden. Auch für Abtragung der Staatsschulden sollte man das Kirchengut beiziehen und alle Annaten und Dispensationsgelder, die nach Rom gezahlt würden, aufheben. Wie einst die Evangelischen in Deutschland, forderten einige Landschaften, wo die calvinischen Doktrinen am meisten Eingang gefunden hatten, daß man die Kirche nach dem reinen Wort Gottes, wie es in der Bibel enthalten sei, reformiere und zu dem Ende ein freies Nationalkonzil anordne, zu dem auch die Bekenner der Genfer Religionsform beigezogen werden möchten. — Diesen Forderungen der weltlichen Stände begegnete der Klerus mit Klagen über die zunehmende Ketzerei und verlangte, daß die bisherigen Religionsedikte auch ferner mit aller Energie und Strenge durchgeführt würden, wogegen eine große Zahl reformierter Gemeinden Gesuche einreichten, daß ihnen der Gottesdienst und die Feier der Sakramente gestattet werde, und, ohne erst den Bescheid abzuwarten, von diesem Recht Gebrauch machten. Wo die Beamten oder die unteren Volksklassen sie hindern wollten, setzten sie sich wohl auch zur Wehr.

Am letzten Januar schloß der Kanzler den Reichstag. Man hatte den Ständen keine Gelegenheit gegeben, sich über die vormundschaftliche Regierung auszusprechen, ihre Zustimmung zu der getroffenen Einrichtung wurde somit vorausge- Milderung der Ketzeredikte.

setzt. In einigen Monaten sollte eine neue Versammlung stattfinden, jedoch in der Weise, daß jede der dreizehn Provinzen nur drei Abgeordnete, von jedem Stand einen, absende, mit Vollmachten und Instruktionen von den Provinziallandtagen versehen. Mittlerweile suchte L'Hôpital durch Umsicht und Kraft die Autorität der Regentschaft zu befestigen, die aufgeregten Geister zu dämpfen, den Übelständen, welche in den Cahiers gerügt worden waren, nach Möglichkeit abzuhelfen, durch Verordnungen im Sinne des Friedens, der Gerechtigkeit, der Humanität die Gemüter zu versöhnen, die Lasten des dritten Standes zu erleichtern, gewaltthätige Ausbrüche durch die Macht der Gesetze niederzuhalten. Gern hätte er auch den Hugenotten das Recht religiöser Versammlungen verschafft; aber noch war die katholische Gegenströmung zu stark; alles was er durchzu-
Juli 1561. setzen vermochte, war, daß in dem „Edikt vom Juli" das reformierte Religionsbekenntnis nicht mehr mit Leib und Leben, sondern nur mit Verbannung bestraft werden sollte. Auch wurde den Amtleuten ausdrücklich verboten, in die Häuser der Reformierten einzutreten und Nachforschungen in zudringlicher Weise anzustellen. Katharina von Medici unterstützte den Kanzler in seinen Bemühungen; denn nur in dem Fall, daß weder die eine noch die andre Partei ausschließlich die Macht erlange, konnte sie sich im Regiment behaupten. So erlebte man denn die eigentümliche Erscheinung, daß eine Fürstin, die durch Denkweise, Familientraditionen, Erziehung ganz in den Ideenkreisen der römisch-katholischen Kirche stand, in diesem kritischen Zeitpunkt den Reformierten möglichst viele Erleichterungen zu verschaffen suchte, bei Anwendung der Ketzergesetze stets Nachsicht und Milde empfahl, ohne sich durch die Einsprache der Parlamente oder durch die mißbilligenden Äußerungen der römischen und spanischen Gesandtschaft abhalten zu lassen.

Das „Triumvirat". Um so fester schlossen die Ultramontanen ihre Glieder. Der Connetable von Montmorency, der gegen seine Überzeugung durch seine Söhne und Neffen auf die Seite der Gemäßigten geführt worden war und den Bourbons sich genähert hatte, ließ sich jetzt durch seine auf den Einfluß der Stiefsöhne eifersüchtige zweite Gemahlin und durch die alte Herzogin von Valentinois auf die andre Seite drängen. Er schloß mit dem Herzog von Guise und dem Marschall von
April 1561. St.-André ein Bündnis zur Erhaltung der katholischen Kirche in ihrer bisherigen Gestalt und Herrschaft, ein Bündnis, das man in dem gegnerischen Kreis ironisch als „Triumvirat" bezeichnete. Der alte Kriegsherr und die königliche Buhlerin hatten in früheren Jahren aus den Ketzeredikten und den damit verbundenen Konfiskationen große Vorteile gezogen; nun fürchteten sie bei einem Umschlag unliebsame Enthüllungen und Verluste.

Die Generalstände u. das Religionsgespräch von Poissy. 1561. Die in Orleans verheißene zweite Einberufung der Generalstände war auf den 1. August vertagt worden. Als dieser Termin herbeikam, versammelten sich die weltlichen Stände, die Abgeordneten des Adels und der Städte der dreizehn Gouvernements, nur sechsundzwanzig an Zahl, aber hervorragend durch

Stellung und Einsicht, zu Pontoise, indes die Geistlichkeit, weit zahlreicher vertreten und alle hohen Würdenträger der Kirche in sich fassend, ihre Sitzungen in Poissy hielt. Die letztere Versammlung sollte zugleich das Nationalkonzil vorstellen, auf das der Reichstag von Orleans gedrungen hatte. Daher nahmen nicht nur die Häupter der Hierarchie, sechs Kardinäle, sechsunddreißig Bischöfe und eine große Anzahl Doktoren nebst dem Jesuitengeneral Lainez an der Versammlung teil, die Regierung gestattete auch, daß reformierte Prediger und Theologen, an ihrer Spitze Theodor Beza von Genf und Peter Martyr von Zürich, ihre Glaubenslehren erklären und rechtfertigen durften. Es machte einen günstigen Eindruck, als der gelehrte, redegewandte Kollege Calvins, der einst in den Kreisen des hohen Adels gelebt und durch seine Bildung und Manieren seine vornehme Herkunft verriet, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes in wohlklingender Sprache das Bekenntnis der reformierten Kirche nach den Grundlehren seines Meisters vortrug. Und was der Versammlung zu Poissy noch eine größere, eine welthistorische Bedeutung verlieh, war, daß der Kardinal von Lothringen, das Haupt der französischen Kirche, der erste Staatsmann seiner Zeit, sich herbeiließ, die Anschauungen Roms über die hierarchische Kirchenverfassung und die Lehre von der Eucharistie in eigner Person gegen den Genfer Theologen zu verteidigen.

Reform-anträge.

Am 27. August versammelten sich die drei Stände in St.-Germain zu einer königlichen Sitzung. Hier wurden nun von seiten der weltlichen Abgeordneten Ansichten und Vorschläge vernommen, welche über die in Orleans vorgebrachten Wünsche und Anträge weit hinausgingen und eine gänzliche Umgestaltung der kirchlichen und staatlichen Verfassung herbeigeführt hätten. Man verlangte, daß die Religionsedikte außer Kraft gesetzt, auf einem Nationalkonzil die streitigen Glaubenslehren nach dem Wort Gottes und der primitiven Kirche entschieden und bis zur Herstellung der religiösen Einheit den Neugläubigen freie Predigt und Feier der Sakramente gewährt würde. Zu diesem Zweck sollte ihnen in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt oder eine neue zu bauen gestattet werden. Zugleich wurde eine Reform des gesamten Kirchenwesens in der Art vorgeschlagen, daß das zwischen Franz I. und Papst Leo X. vereinbarte Konkordat abgeschafft, ein Teil der Kirchengüter zum Vorteil des Königs und des Adels eingezogen und der Klerus aus der Staatskasse besoldet würde. Durch Verkauf oder Verteilung der geistlichen Besitzungen könnten die Staatsschulden getilgt und manche Einrichtungen für das Gesamtwohl getroffen werden. Von dem geheimen Rat sollten alle Prälaten wegen ihres einem andern Haupt zu leistenden Eides ausgeschlossen sein. Neben diesen Vorschlägen enthielten die Cahiers des Adels und des Bürgerstandes noch Forderungen andrer Art von nicht minderer Tragweite. Durch ein Regentschaftsgesetz sollte für ewige Zeiten festgestellt werden, daß bei eintretenden Minderjährigkeiten die Prinzen von Geblüt im Verein mit den Reichsständen die vormundschaftliche Regierung zu bestimmen hätten; alle zwei Jahre sollten die Generalstände regelmäßig einberufen, über die Verwaltung der öffentlichen Gelder genaue Rechenschaft abgelegt, die Zahl der Ämter vermindert, die Richterstellen durch Wahl von drei zu drei Jahren besetzt werden u. a. Es waren die Keime einer konstitutionellen Monarchie mit einer periodisch bestimmten Ständeversammlung, einer gewählten Magistratur und einer den Staatsgesetzen unterworfenen Kirchengemeinschaft.

Ausgang. Es war begreiflich, daß solche Anträge bei den Ultramontanen wie in den Regierungskreisen Unmut und Verdruß hervorriefen. Noch schwebten die Neugläubigen unter den Strafbestimmungen der Ketzeredikte und nun ertönte schon der Ruf nach einer allgemeinen Reform des gesamten Staats- und Kirchenwesens. In England hatte einst eine despotische Königshand die nationale Opposition benutzt, um den Klerus zum Bund mit der Regierung zu zwingen und die Herrschaft Roms abzuwerfen; konnte diese Erscheinung jetzt nicht auch in Frankreich sich wiederholen? Hier regten sich jedoch ganz andre Tendenzen. Die Regierung, weit entfernt der Reformpartei auf dem kühnen Weg zu folgen, ließ sich mit der Geistlichkeit in ein Kompromiß ein. Der Klerus zeigte sich bereit, der Krone sechs Jahre lang eine Beisteuer von 1,600,000 Livres jährlich zur Verzinsung und teilweisen Abtragung der Staatsschulden und zum Rückkauf der Domänen zu bewilligen, wogegen die Königin den geistlichen Herren den Fortbestand ihrer Rechte und Güter und die Erhaltung des katholischen Glaubens versprach. Die Pariser Stadtgemeinde, die bei der Staatsschuld namhaft beteiligt war, begünstigte ein Abkommen, durch das sie größere Sicherheit für Kapital und Interessen erlangte. — Nun nahmen auch die Religionsverhandlungen in Poissy schnell eine andre Wendung. Wie auf den deutschen Reichstagen hatte man nach dem Wunsch der Königin aus den gemäßigteren Mitgliedern eine Kommission gewählt, welche einen Ausgleich über die wichtigste Unterscheidungslehre, das Abendmahl, zu erzielen versuchen sollte. Obwohl Kardinal Karl gleich anfangs die reformatorisch gesinnte Partei zu spalten sich bemühte, indem er die lutherische Auffassung von der leiblichen Gegenwart als eine „Brandfackel“ in die Diskussion hineinwarf, so wurde doch eine Formel gefunden, mit der sich alle Teile der Kommission, auch Peter Martyr, zufrieden gaben. Es war der schon vielfach betretene Vermittelungsweg vom geistlichen Genießen des Leibes und Blutes durch den Glauben. Als nun aber die Eintrachtsformel „in ihrer bleichen, farblosen Allgemeinheit“ der Versammlung zur Annahme vorgelegt wurde, verwarfen die Prälaten, die mittlerweile mit der Regierung die erwähnte Übereinkunft geschlossen, einen Glaubensartikel, worin die Wandlungslehre vorsichtig umgangen war. Sie wurden darin von den Doktoren der Sorbonne lebhaft unterstützt. So nahm denn das Kolloquium von Poissy einen ähnlichen Ausgang, wie früher die Religionsgespräche in Deutschland. Bei einer so entgegengesetzten Auffassung des gesamten religiösen Lebens und Denkens konnte kein Vermittelungsversuch gelingen.

Ende September 1561.

Das Toleranzedikt vom Jan. 1562. Dennoch war die geistliche Versammlung in Poissy nicht ohne Früchte für die reformatorisch Gesinnten. Die verleumderischen Nachreden waren zerstreut worden, wie Nebelgebilde von der Sonne. Beza erfreute sich der Gunst und Anerkennung bei Hof, bei Adel und Volk; Peter Martyr wurde von der Königin-Mutter als Florentiner gern gesehen; man fand, daß die Lehren der Reformierten doch nicht so verwerflich und unchristlich seien, wie die zelotischen Altgläubi-

gen glauben machen wollten; man hob hervor, wie eifrig Calvin und die übrigen Reformatoren gegen die das Staats- und Gesellschaftsleben untergrabenden Wiedertäufer gestritten hätten. Man ließ es geschehen, daß die Neugläubigen ihre religiösen Zusammenkünfte abhielten, daß sie wohl hier und da eine Kirche für ihren Gottesdienst zu gewinnen suchten. Bewaffnete Edelleute geleiteten mitunter die Prediger und Gemeindeglieder in die Versammlungshäuser, um sie gegen die Angriffe und Insulte des fanatisierten Pariser Pöbels zu schützen. Die Regierung zog Erkundigungen über die Stärke der Neugläubigen ein, und als sie fand, daß die Zahl der reformierten Gemeinden zweitausendeinhundertundfünfzig betrug, erklärte L'Hôpital einer Versammlung von Parlamentsräten, die er aus den acht Gerichtshöfen des Reichs nach St.-Germain berufen hatte, daß die Ketzeredikte sich bisher als fruchtlos erwiesen hätten und daß man Mittel und Wege finden müsse, mit denen eine friedliche Lebensgemeinschaft ermöglicht werde. Die französischen Justizräte hielten in der Regel ebenso fest an den herkömmlichen Gesetzen, wie ihre Kollegen beim Reichskammergericht in Deutschland, und so vermochte auch bei dieser Gelegenheit L'Hôpital nicht die erforderliche Mehrheit für gänzliche Freigebung des religiösen Bekenntnisses und Überlassung einiger Kirchen zum reformierten Kultus zu erlangen; doch erreichte er so viel, daß die bisherigen Ketzergesetze so gut wie aufgehoben und die ersten Schritte zur Duldung und zum konfessionellen Zusammenleben gethan wurden. Durch das „Edikt vom Januar" wurde nämlich den Protestanten Frankreichs ge- Jan. 1562. stattet, außerhalb der Stadtmauern und auf dem Land ungestört ihre Predigten, Gebete und gottesdienstlichen Handlungen abzuhalten. Doch sollten sie unbewaffnet erscheinen und sich durch Eidschwur verpflichten, nichts andres zu lehren, als was in den Büchern der Heil. Schrift und in dem Symbol des Konzils von Nicäa enthalten sei, sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, bei Synoden und Versammlungen die Erlaubnis der königlichen Beamten einzuholen und die katholischen Festtage äußerlich zu beobachten. Die Prediger und Ältesten der Gemeinden nahmen die dargebotene Gabe mit Dank an. Wurden sie doch durch dieses Edikt zum erstenmal in den Frieden des Reichs aufgenommen, ihr Glaube nicht länger mehr zum Verbrechen gestempelt! Es kostete einige Mühe, das Pariser Parlament dahin zu bringen, daß es dem Gesetz seine Zustimmung gab und somit erlaubte, was es früher so streng zurückgewiesen. Noch waren nicht drei Jahre verflossen, daß der Parlamentsrat Dubourg, als er eine Milderung der kanonischen Gesetze gegen die Ketzer für nötig hielt, Kerker und Tod erleiden mußte; und nun trat die ganze Korporation der halboffiziellen Anerkennung des Protestantismus bei!

Zwingli hatte einst von den Urkantonen der Schweiz nichts weiter verlangt, Die Parteistellung. als daß sie die Verkündigung des Evangeliums nicht hindern sollten; so überzeugt war er von der göttlichen Kraft und Wahrheit der reformatorischen Heilslehre, daß er auf ihren unzweifelhaften Sieg vertraute, wenn man der Predigt

freien Lauf gönne; er hat für diesen Grundsatz sein Leben gelassen. Seine ideale Auffassung hat sich nicht bewährt. Es wurde schon früher angedeutet, daß der neue Glaube nur mit Hilfe der obrigkeitlichen Gewalten sich zu festen kirchlichen Organisationen emporzuarbeiten vermochte, daß die reformatorischen Ideen, wo sie mit der regierenden Macht in Widerstreit gerieten, entweder unterdrückt wurden oder zu schwärmerischen, unhaltbaren Bildungen sich verflüchtigten. Insbesondere war die mehr erregbare als zähe und konstante Natur der Romanen nicht geschaffen, die neuen religiösen Doktrinen mit instinktiver Volkskraft zu erfassen und durchzuführen. Durch das Edikt vom Januar hatten die Hugenotten Frankreichs eine Stellung erlangt, die zu weiteren Eroberungen benutzt werden konnte. Mächtige Adelshäupter, in erster Linie Condé und Coligny hielten sich öffentlich zu ihnen. Die Regierung war nicht wider sie, wenn sie auch nicht offen Partei für sie ergriff; die altfranzösische Staatsidee, nach welcher die Aufrechthaltung der hierarchischen Satzungen als die heiligste Pflicht der Krone galt, die Einheit des Glaubens und der gottesdienstlichen Formen und heiligen Gebräuche mit der Monarchie unzertrennlich verbunden schien, war erschüttert und durchbrochen. Außerhalb der Stadtmauern diente man Gott mit französischen Gebeten und Psalmen, bekannte man sich zur Gemeinschaft mit Gott und den Brüdern durch Predigt und Sakramente, die von der römisch-katholischen Kirche weit abwichen. Und doch sollten die Bekenner dieses neuen Glaubens nicht mehr für Ketzer gelten, nicht mehr den kanonischen Strafgesetzen unterliegen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht damals, wenn ein starker Königswille sich den neuen Ideen zugewendet hätte, auch in Frankreich die Reformation zur Herrschaft hätte gelangen können? Es ist nicht so gekommen; mit einziger Ausnahme der französischen Schweiz blieb der reformatorische Lehrbegriff und Kultus auf die germanische Welt beschränkt. Wohl hatte, wie wir früher dargethan, die Reformation in allen Teilen Frankreichs Boden gewonnen; der Bürgerstand und der niedere Adel hatte die neue Lehre mit Eifer und Begeisterung ergriffen, in allen namhaften Städten und Flecken bestanden reformierte Gemeinden nach der Genfer Mutterkirche und in manchem Edelsitz hörte man Predigt und Psalmengesang; mehrere Statthalter und viele hochgestellte Beamten in den Provinzen und Amtsbezirken begünstigten aus Loyalität eine Kirchenform, die sich, wie es schien, der Gunst des Hofes und der Regierung erfreute. Der Calvinismus mit seinen aristokratisch-republikanischen Organen, mit seiner Sittenstrenge und Kirchenzucht, mit seinen ernsten, ja düsteren Lebensanschauungen, machte einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüter der Franzosen in den mittleren Ständen. Wir haben schon einige der ritterlichen Gestalten kennen gelernt, die wie d'Aubigné, Lanoue der „Eisenarm", Coligny, Condé u. a. ihr Leben und ihre Kraft dem reformierten Glauben zu widmen entschlossen waren; und noch viele andre, die uns im Laufe der Geschichte begegnen werden, wie Sully, Duplessis-Mornay, dachten und fühlten wie sie. Sie waren die Führer jener mutigen Hugenotten-

scharen, die als die Miliz des Heilandes ihre Fahne hochhielten und für dieselbe mit ihrer ganzen Persönlichkeit und Überzeugung einzustehen bereit waren. Aber es traten ihnen feindliche Mächte gegenüber, welche wirksamere Hebel einzusetzen hatten: die fanatische Volksmenge in Stadt und Land, die den aufreizenden Reden und Eingebungen zelotischer Priester und Mönche gehorchte; die Satelliten des Papstes, des Königs von Spanien, der Guisen; die Jesuiten, die endlich trotz des Neides und der Eifersucht der Parlamente, der Sorbonne und der übrigen Orden im Reich festen Fuß gefaßt und in Paris und anderwärts klösterliche Anstalten errichtet hatten; viele Glieder des hohen Adels, denen die rigorose Sittenlehre der Calvinisten mißfiel und die der Absolution ihrer Beichtväter bedurften. Alle haßten die Hugenotten, welche mit dem aristokratischen Selbstgefühl höherer Tugend und Lebensreinheit auftraten und sich sektenartig von der Außenwelt abschlossen. Nicht einmal die Humanisten, die Träger und Verbreiter der neuen Bildung, standen zu den Hugenotten; wir haben früher gesehen, daß die französischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts der großen Mehrheit nach sich zu den Altkirchlichen hielten.

Das Edikt vom Januar war den Ultramontanen ein Dorn im Auge; mit dem Zugeständnis religiöser Duldung und Gewissensfreiheit schien ihnen der ganze monarchische und hierarchische Bau des Mittelalters gefährdet. Die Häupter der Partei berieten sich eifrig mit dem päpstlichen Botschafter und dem Gesandten Philipps II. über die Mittel, die Ketzerei zu unterdrücken. Da schien es ihnen vor allem ratsam, den König Anton von Navarra auf ihre Seite zu ziehen. Als der nächste Agnat stand er neben der Königin-Mutter an der Spitze der Regentschaft; durch seinen Beistand hatten die Hugenotten Duldung erlangt, war Condé ihr Haupt geworden. Wenn er nun der Partei entfremdet ward, konnte diese nicht mehr auf den Schutz der Regierung rechnen. Der König von Spanien war für Obernavarra in Sorge, das seine Vorfahren mit päpstlicher Erlaubnis sich angeeignet hatten, auf das der Bourbon aber stets Ansprüche machte. Als Generalleutnant von Frankreich und unterstützt von der Reformpartei, konnte er diesen Ansprüchen leicht Nachdruck geben und einen Grenzkrieg erregen. Die Herren kannten den schwachen Charakter Antons. Schon in Poissy hatte der Kardinal dem Bourbon, der für den lutherischen Begriff der Abendmahlslehre eine Vorliebe hatte, gegen die calvinische Auffassung von diesem Sakrament Mißtrauen eingeflößt und Zweifel in seiner Seele hervorgerufen. Jetzt setzten die Verbündeten, unterstützt von den Ratschlägen Granvellas, noch andre weltliche Hebel ein. Durch eine Hofdame, mit welcher Anton in einem Liebesverhältnis stand, wußten sie denselben wieder für die katholische Glaubensrichtung zu gewinnen; zugleich stellten sie ihm in Aussicht, der König von Spanien würde ihm als Ersatz für Obernavarra die Insel Sardinien oder eine Herrschaft auf der Nordküste von Afrika übergeben, etwa Tunis, das den Korsaren entrissen werden sollte. Ja der päpstliche Botschafter ließ sogar einen Wink

Anton von Navarra zu den Ultramontanen.

fallen, der heilige Vater sei nicht abgeneigt, ihn von seiner ketzerischen Gemahlin zu scheiden und eine Vermählung mit Maria Stuart zu bewirken. So vielen Versuchungen vermochte der König von Navarra nicht zu widerstehen. Er ließ sich in das Triumvirat hereinziehen und verkaufte, wie Calvin an die Königin Johanna schrieb, sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht.

Der blutige Greuel zu Vassy. Die Guisen hatten ihrer Nichte Maria Stuart bei ihrer Rückkehr nach Schottland das Geleit gegeben und hielten sich dann in ihren Besitzungen auf. Da bemerkten sie zu ihrem großen Ärger, wie sehr die calvinische Ketzerei bereits an allen Orten Eingang gefunden; selbst in ihren eignen Amtskreisen und Familiensitzen stießen sie auf Trotz und Widerstand. Schon damals faßten sie einen Gewaltstreich ins Auge. Eine Zusammenkunft der beiden Brüder mit dem luthe-
15.–18. Febr. rischen Herzog Christoph von Württemberg in Zabern hatte offenbar nur den Zweck, sich selbst deutsche Söldner zu sichern und den Gegnern die fremde Hilfe abzuschneiden. Auch bei dieser Gelegenheit führte der Kardinal dem deutschen Fürsten zu Gemüt, daß in dem Lehrbegriff von der Eucharistie die Lutherischen und Katholischen einander sehr nahe ständen. Nach einem Besuch bei ihrer Mutter in Joinville trat der Herzog mit seinem Bruder die Reise nach Paris an. Er hatte früher einmal, als das Parlament den Antrag auf Milderung der Ketzergesetze verwarf, feierlich erklärt, daß er diesen Beschluß mit seinem Schwert aufrecht erhalten werde; jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, da er sein Wort einlösen müsse. Die Brüder machten sich daher mit einigen hundert Bewaffneten auf den Weg, um sich mit den Freunden in Paris zu gemeinsamen Schritten zu vereinigen. In dem Städtchen Vassy, nicht gar weit von Joinville, hatte sich gegen den Willen der verwitweten Herzogin und des Bischofs von Chalons eine calvinische Gemeinde gebildet. Diese war gerade in einer Scheune
1. März 1562 zum Gottesdienst vereinigt, als die Guisen mit ihrem Gefolge durch die Stadt zogen. Franz von Guise schickte seine Leute ab, daß sie die Predigt verhindern und die Versammelten auseinander treiben sollten. Als die Reformierten, im Vertrauen auf das neue Gesetz, nicht Folge leisteten, gebrauchten die Soldaten Gewalt. Die Angegriffenen wehrten sich mit Steinen und Stöcken. Auf den Lärm eilte der Herzog selbst herbei, um, wie er später behauptete, die Ruhe herzustellen; auch er wurde von einem Steinwurf getroffen. Wütend stürzte jetzt die haßentflammte Bande mit ihren Waffen über die Wehrlosen her und füllte den Raum des Friedens mit Mord und Blutvergießen. Sechzig Unglückliche, Männer, Frauen und Kinder hauchten unter den Streichen der Bewaffneten ihr Leben aus, zweihundert wurden mit Wunden bedeckt. Der Herzog schaute zu, ohne dem Gemetzel Einhalt zu gebieten. Nach dieser Heldenthat eilte er nach Paris, wo er von den Gesinnungsgenossen und von der Volksmasse als Sieger gefeiert wurde. Nun hörten auch in der Hauptstadt die Versammlungen der Reformierten auf; Condé entfernte sich von Paris, um einem vorzeitigen ungleichen Kampf auszuweichen, und während der alte Montmorency sich das

Vergnügen machte, die Kanzeln und Bänke der Calvinisten zu verbrennen, hielt der Kardinal feurige Reden gegen die religiöse Neuerung. Eine Volkswehr von 24,000 Mann, aus eifrigen Altgläubigen bestehend, trat unter die Waffen und stellte sich dem Herzog zur Verfügung, um, wie Moses geboten, die Feinde Gottes vom Erdboden auszurotten. Damit war von vornherein die Haltung der Hauptstadt in dem bevorstehenden Kampf entschieden. Paris wurde das Bollwerk des Katholizismus. Schon im nächsten Monat erklärten die Verbündeten, daß das Edikt vom Januar für die Hauptstadt und den städtischen Umkreis keine Gültigkeit habe; so gedachte man allmählich auch in den andern größern Städten zu verfahren, bis im ganzen Reich die Neuerung unterdrückt sein würde.

3. Die drei ersten Religionskriege und der Friede von St.-Germain.

Als die Kunde von dem Blutbad in Vassy durch das Land drang und die Leidenschaften mächtig aufregte, befand sich der Hof in Fontainebleau. Katharina von Medici geriet in Sorge um ihre Sicherheit, sie wandte sich an Condé, daß er sie und den König gegen jede Gewaltthat schütze: aber ehe der Prinz eine hinreichende Streitmacht um sich sammeln konnte, kamen die Verbündeten mit Kriegsvolk herbei und nötigten Katharina und ihren Sohn, ihnen nach Paris zu folgen. Beide zeigten großen Unmut über den ihnen zugefügten Zwang; Karl IX. vergoß Thränen und Katharina überlegte noch in Melun, ob sie nicht entfliehen sollte. Sie fügte sich jedoch in die Umstände; zu Anfang April befand sich der Hof im Louvre. Unterdessen war der calvinische Adel auf den Ruf Condés aus allen Teilen des Reichs mit bewaffnetem Gefolge nach Orleans gezogen. Es waren angesehene Leute, die Blüte der französischen Nobilität, welche sich in der altberühmten Loirestadt sammelten: der Prinz selbst, ein ritterlicher Mann voll Lebenslust und Beweglichkeit, aber auch für die ernsten Anliegen der Menschheit empfänglich, eine jener Naturen, „für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen"; mit ihm seine nächsten Verwandten, die drei Chatillons, Oheime seiner Gemahlin, Franz von Larochefoucauld, der mächtigste und reichste Herr in Poitou, Condés Schwager, Graf Porcian, der Gemahl seiner Nichte. Aus der Bretagne war der Vikomte René von Rohan erschienen, aus der Normandie Montgomery, von dessen Lanze einst Heinrich II. im Turnier verwundet worden, aus Poitou Soubise, aus der Gascogne der Graf von Gramont, aus der Pikardie der Herr von Senlis. Bald zählte man dreitausend Edle in Orleans. Sie verbreiteten ein Manifest, daß die Guisen und ihre Parteigenossen den König und die Regentin gewaltsam entführt hätten und gefangen hielten, und daß es Pflicht jedes getreuen Unterthans sei, das Staatsoberhaupt zu befreien und das Unrecht zu strafen; sie schlossen einen Bund zur Aufrechthaltung der Gesetze und der obrigkeitlichen Autorität, bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreifen würde. Dafür wollten sie Leben

Orleans das Hauptquartier der Reformierten. 1562.

26. März.

11. April.

und Gut einsetzen. Den Prinzen von Condé erwählten sie zu ihrem Bundeshaupt und Führer und schwuren ihm Treue und Gehorsam. Aus allen namhaften Städten trafen Beitrittserklärungen der Religions- und Parteigenossen und bewaffnete Mannschaften ein; und wo die Reformierten zahlreich genug waren, bemächtigten sie sich des städtischen Regiments. Beza begleitete das Heer der Calvinisten und diente den Glaubensgenossen als „Lagerredner" und Schriftführer. Während die katholischen Bundeshäupter den König zu bewegen suchten, daß er öffentlich erkläre, er werde nicht gefangen gehalten und es sei sein fester Wille, daß nur die römisch-katholische Kirche in seinem Reich bestehe, wurde durch den Prinzen das Duldungsedikt vom Januar als königliches Gesetz von neuem bekannt gemacht.

Kämpfe und Religionswut.

So war denn Frankreich in zwei Heerlager gespalten: jede Partei sprach für sich das Recht an, im Namen des Königs zu handeln; eine allgemein anerkannte Regierungsautorität bestand nicht. Die Frage, ob in Zukunft Duldung und Gewissensfreiheit eine Stätte in Frankreich finden oder ob die katholische Religionsform ausschließlich herrschen solle, konnte nur mit dem Schwert entschieden werden. Und dazu trafen beide Teile energische Anstalten. Die Häupter des katholischen Bundes sammelten ihre Heerscharen, und in den Reihen der Calvinisten erschallte der alttestamentliche Schlachtruf: „Zu deinen Gezelten, Israel." Auch das Ausland wurde beigezogen. Während die reformierten oder toleranten Landesfürsten Deutschlands, wie Kurpfalz und Hessen, sich für die Hugenotten erklärten und die Königin Elisabeth ihnen zur See Vorschub leistete und sie gegen die im Vertrag von Hamptoncourt bedungene Einräumung der Seestadt Havre de Grace mit Geld unterstützte, erhielten die Guisen von Luzern und den Waldstätten Hilfstruppen, „damit der König von Frankreich bei der alten Religion erhalten werde", und Philipp II. ließ einige Tausend Spanier über die Pyrenäen rücken; die Kirche spendete ihren Segen und einige Geldbeiträge. Bald entbrannte der Krieg in allen Teilen des Reichs. Die Hauptheere zogen sich im Herbst an der unteren Seine zusammen, entschlossen in der Normandie ihre Kräfte gegeneinander zu messen. Da geschah es, daß Anton von Navarra bei der Belagerung der hartbedrängten Stadt Rouen den Tod fand. Sein Sohn Heinrich war noch ein Knabe (geb. 4. Dezember 1553 zu Pau in Bearn); so fiel denn die ganze Autorität des Bourbonschen Namens dem Prinzen von Condé zu. Er konnte auf die Stelle des Bruders in der vormundschaftlichen Regierung Ansprüche erheben. Wie gern hätten die Ultramontanen auch ihn zum Abfall verlockt; aber an der geraden, offenen Natur des Fürsten prallten die Künste der Versuchung und Verführung ab; er hielt fest bei der Fahne, zu der ihn Überzeugung, Ehre und Waffenbrüderschaft geführt. Bald nachdem Rouen von den Katholischen erobert und für die hartnäckige Verteidigung und den Tod des Führers vor den Mauern furchtbar gezüchtigt worden, kamen bei Dreux an der Eure die Heere einander so nahe, daß eine Schlacht

erfolgen mußte. Es war zum erstenmal, daß die Häupter des französischen Adels, die in früheren Jahren so oft unter derselben Fahne für König und Vaterland gefochten, nun gegeneinander in tödlicher Feindschaft die Waffen zückten. Da sah man Guise und Montmorency gegen Coligny und d'Andelot, die alten Kriegsgefährten von St.-Quentin, die Schlachtreihen ordnen! Seitdem man in Paris den Bluttag zu Vassy mit Prozessionen und Dankgebeten gefeiert, hatte der religiöse Haß sein düsteres Reich in den Gemütern aufgeschlagen und alle andern Regungen zurückgedrängt. Es wurde auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gestritten, und kein Teil konnte sich entscheidender Vorteile rühmen. Denn wenn auch die Katholischen das Waffenfeld behaupteten, so hatten sie dafür mehr Gefallene zu beklagen als die andern. Unter den Gebliebenen war der Marschall St.-André; die beiden Führer Condé und Montmorency gerieten in Kriegsgefangenschaft. Gleichzeitig wurde in den meisten Städten ein erbitterter Bürgerkrieg geführt, der namentlich im heißblütigen Süden von Szenen wilder Rachgier und Zerstörungswut begleitet war. Nicht nur, daß die Hugenotten für das Hinschlachten ihrer Glaubensbrüder durch die fanatischen Gegner Vergeltung übten und Gewaltthat durch Gewaltthat erwiderten, wo die Calvinisten die Oberhand erlangten, wurden die Heiligenbilder und Kreuze zerschlagen, die Kirchen und Altäre ihres Schmuckwerks, ihrer Reliquien, aller Gegenstände der Andacht beraubt, wo die Ultramontanen Sieger waren, wurden die ketzerischen Prediger ermordet, die Bibeln und Religionsbücher verbrannt, die kirchlichen Handlungen an den Getauften und Getrauten nach katholischem Ritus von neuem vorgenommen, die Widerspenstigen mit Gewalt in die Messe geschleppt. Vor allem richtete sich die Wut und der Haß der Hugenotten gegen den Herzog von Guise: man betete auf den Kanzeln, daß Gott sein Volk von dem Menschenwürger befreien möge; in Valence ward sein Stellvertreter Lamotte Gondrin, „der mit Henkerlaune die Religionäre verfolgte", in seinem eignen Haus an einem Balken aufgeknüpft. Dagegen wurden in Sens auf Befehl des Kardinals von Guise, in Tours durch den Herzog von Bourbon-Montpensier, gleich dem König von Navarra ein Abtrünniger, die Hugenotten zu Hunderten ermordet. In Toulouse, wo die Stadträte dem Prinzen von Condé geneigt waren, während das Parlament und die untere Volksmenge zur priesterlichen Partei hielten, kämpfte man tagelang in Stadt und Umgegend, und die Zahl der Umgekommenen wurde über dreitausend geschätzt. In Guienne bezeichneten die wilden Truppen Montlucs und seine spanischen Helfer ihren Weg mit Gehängten und Ertränkten und der Hugenottenführer des Adrets ahmte das Beispiel nach. Der fanatische Marschall Tavannes empfahl „Aderlässe" als die wirksamsten Heilmittel. Ganz Frankreich war ein Schauplatz des Entsetzens geworden, wo alle bösen Leidenschaften, alle wilden und rohen Triebe, Barbarei, Raubgier, mit Fanatismus gepaarte Wollust zum Schrecken und zur Schande der Menschheit ungezügelt walteten. Bewaffnete Banden durchzogen das Land,

um unter dem Deckmantel der Religion und Loyalität zu rauben, zu brennen, zu morden, und wo das Schwert ausgetobt hatte, begann das Henkerbeil der Gerichte sein Werk.

Ermordung des Herzogs von Guise. Zu dieser Leidenschaft hatten die Guisen durch ihre kalte Grausamkeit in Orleans und Vassy die Gemüter gereizt. War es daher zu verwundern, daß in den Reihen der Hugenotten sich der ganze Haß und Groll gegen sie wendete? Der Herzog Franz wurde als „Tyrann" bezeichnet und alles Gehässige, was aus der Geschichte des Altertums mit diesem Namen verbunden war, ihm aufgebürdet. Der „Tyrannenmord" galt bei Griechen und Juden als eine gefeierte Großthat. Der mittelalterliche Begriff von Ehre, der da verlangte, daß der Beleidigte und der Beleidiger persönlich, Auge in Auge, Brust gegen Brust miteinander fochten, war unter der sittlichen Entartung jener fanatischen Zeiten verwischt worden; es galt für eine That überlegener Staatsklugheit, wenn man den Gegner heimtückisch beseitigte. Mehr als einmal war Condé, war Coligny, waren andre Parteihäupter durch Nachstellungen bedroht worden. Und nun nahte sich der Dolch der Rache auch dem Haupt der Guisen. Nach der Schlacht von Dreux wurde der Kriegsschauplatz von der Seine an die Loire verlegt. Coligny, dem durch Condés Gefangenschaft der Oberbefehl über das Hugenottenheer zugefallen, zog nach dem unteren Lauf des Stromes, indes sein Bruder d'Andelot Orleans, das Hauptquartier der Reformierten, verteidigte. Gegen diese Stadt führte nun Franz von Guise seine Heerhaufen und begann den Belagerungskrieg. Da schlich
18. Febr. 1563. sich ein junger Edelmann aus Angoumois, namens Poltrot de Merey, in das feindliche Lager und brachte dem Herzog eine Wunde bei, an der er sechs Tage nachher starb. Der Thäter wurde ergriffen und nach Paris zum Gericht geführt. Poltrot, ein Verwandter von La Renaudie, war in die Dienste des Herzogs von Soubise in Lyon getreten und bei Ausbruch des Kriegs von den Hugenotten öfters als Spion gebraucht worden. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert, daß es leicht sei, den Herzog zu ermorden und dadurch dem Krieg ein Ende zu machen. Als die Gefahr einer Eroberung der Loirestadt, der heiligen Burg der Reformation, näher heranrückte und die Aufregung und Furcht in den Herzen der Hugenotten mehrte, glaubte Poltrot als Werkzeug göttlicher Vergeltung ausersehen zu sein; er sprach mit Beza, mit den Predigern in der Stadt von einer besonderen Mission, die ihm auferlegt sei; auch mit Coligny und Larochefoucauld hatte er Unterredungen. Sie mochten in den unbestimmten rätselhaften Andeutungen des exzentrischen Mannes keinen festbeschlossenen Mordplan vermutet haben; aus allem geht hervor, daß sie ihm die Gefahren eines gewagten Attentats vorstellten und ihn abmahnten. Aber Coligny hielt es nicht für nötig, seinen Gegner zu warnen; die Luft schwirrte so oft von Verschwörungen und Attentaten, warum sollte er die Wachsamkeit im Guiseschen Heerlager schärfen? Um so unangenehmer fühlte er sich berührt, als verlautete, Poltrot habe vor den Richtern Coligny und Beza als die Anstifter der Frevelthat be-

zeichnet. Beide wiesen die Anschuldigung mit Entrüstung zurück und der Admiral richtete an die Königin die Bitte, den Mörder bis zum Frieden gefangen zu halten, damit er ihm gegenübergestellt werde. Das geschah jedoch nicht; von dem Pariser Parlament zum Tode verurteilt, wurde Poltrot schon am 18. März hingerichtet. In der Folge gab Coligny vor dem geheimen Rat die feierliche Erklärung ab, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Teil gehabt, und wurde von aller Schuld freigesprochen. — Der Tod des heftigsten Feindes erregte in den reformierten Kreisen freudige Gefühle, und es war ganz im Charakter jener Zeit und der damaligen geistigen Anschauungen, wenn man in dem Ereignis die Gerichte Gottes erkannte. Die Ultramontanen hielten fest an dem Glauben, daß der Admiral der Urheber des Mordes gewesen, und die Guisesche Familie trug seitdem gegen die Chatillons blutige Rachgier im Herzen.

Durch den Tod des Herzogs von Guise wurde der von der Königin und den erlauchten Gefangenen gewünschte Friede erleichtert. Die Gefahr lag nahe, daß bei längerer Dauer der bürgerlichen Kämpfe sowohl Elisabeth, welche Calais wieder zu gewinnen hoffte, als Philipp II. sich die Gelegenheit zur Erwerbung günstig gelegener Städte oder Territorien zu nutze machen würden. Katharina von Medici bewirkte daher, daß Condé und Montmorency aus der Gefangenschaft entlassen wurden und sich zur Beratung auf eine kleine Loire-Insel unweit Orleans begaben. Der Prinz verlangte die Erneuerung des Toleranzedikts vom Januar; der Connetable meinte aber, die Altgläubigen würden dazu niemals ihre Zustimmung geben; durch die ausgleichende Thätigkeit der Königin Katharina, die sich mit ihren Hofdamen gleichfalls auf dem Flußeiland eingefunden, wurde dann Condé dahin gebracht, daß er in eine Beschränkung jenes Edikts willigte. So kam der Friede von Amboise zu stande, welcher festsetzte, daß der reformierte Gottesdienst an allen Orten, wo er bis zum 7. März bestanden, fortdauern dürfe; nur für Paris erwirkte die Königin eine Ausnahme; die fanatisch katholische Haltung der Hauptstadt, die während des Kriegs so große Anstrengungen an Geld und Mannschaft gebracht hatte, ließ allerdings keinen Gedanken an Wiedereinführung des calvinischen Kultus zu. Ferner sollte in jedem Amtsbezirk (Baillage und Sénéchaussée) eine Stadt bestimmt werden, in welcher der Gottesdienst und die religiösen Handlungen nach calvinischer Weise für alle, die sich dahin begeben wollten, verrichtet werden dürften; die Edelleute sollten das Recht haben, mit ihren Familien und Angehörigen in ihren Häusern frei und ungehindert nach ihrem Glaubensbekenntnis zu leben und die Barone der hohen Gerichtsbarkeit und die Besitzer herrschaftlicher Güter zugleich ihren Unterthanen den Zutritt gestatten dürfen. Alles übrige sollte in den Zustand zurückkehren, wie er vor dem Krieg gewesen, die Gefangenen in Freiheit gesetzt und alles Vorgefallene vergeben und vergessen werden, auch alle gehässigen Vorwürfe und Beleidigungen in Religonssachen für die Zukunft unterbleiben. Nach

Der Friede von Amboise. 1563.

März 1563.

einigem Widerstreben trat auch die Königin Elisabeth dem Frieden bei. Die englische Besatzung vermochte Havre nicht gegen die französischen Truppen zu halten; sie mußte die Stadt räumen ohne Calais dafür zu erlangen. (31. Juli.)

Die Gemüter unversöhnt. Niemand freute sich mehr über den Abschluß des Friedens als Königin Katharina. Ihr und dem Kanzler L'Hôpital war derselbe hauptsächlich zu verdanken. Die Mediceerin hatte alle Künste der Verführung angewendet, um Condé dafür zu gewinnen; sie hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er an die Stelle des Bruders treten, die Würde eines Generalleutnant erlangen werde; sie hatte durch eine schöne Hofdame auf das erregbare Herz des Bourbon eingewirkt. Wie zürnte Coligny über ein Abkommen, in dem er mit Recht nur den ersten Akt einer blutigen Tragödie erblickte! Auch Calvin äußerte seinen Unwillen über die schwache Haltung des Prinzen. Aber noch weit größer war der Verdruß der Ultramontanen. Hatten auch die Reformierten nicht die Glaubensfreiheit erlangt, die sie in Anspruch nahmen, so war doch ihr kirchliches Bekenntnis zugelassen, so waren sie doch in den Frieden des Reichs eingetreten. Da und dort weigerten sich die Parlamente das Edikt einzutragen und ihm Gesetzkraft zu geben; der Pariser Gerichtshof konnte nur nach langem Widerstreben zum Nachgeben bewogen werden. In Burgund erklärten Stände und Parlament, daß die Zulassung zweier Religionen ein Verbrechen gegen Gott sei und die öffentliche Ruhe gefährde. Man machte gezwungene Auslegungen, man beschränkte das Zugestandene auf jede Weise, man verkümmerte die geringen Rechte durch willkürliche Deutungen, selbst durch Gewalt. In Languedoc ließ der Gouverneur Heinrich von Montmorency, Herr von Damville, Sohn des Connetable, die religiösen Versammlungen der Reformierten durch berittene Mannschaften auseinander treiben; in Tours wurde der Prediger auf der Kanzel getötet. Der Frieden bestand nur im geschriebenen Wort; in Wirklichkeit herrschte Krieg und Gewaltthat.

Die Regierung gewinnt an Autorität. Doch gewannen die öffentlichen Dinge in Frankreich seit dem Friedensedikt von Amboise einen andern Charakter. Wenn bisher Hof und Königtum einen unsicheren Stand zwischen den beiden Parteien behauptet hatte, die Entscheidung auf die Spitze des Schwerts gestellt war, so errang die Regierung nur eine selbständigere Stellung. Um die Rechtsansprüche des Prinzen von Condé auf die Regentschaft zu beseitigen, ließen Katharina und L'Hôpital den König, der am 27. Juli in sein vierzehntes Jahr eintrat, bei dem Parlament in Rouen für mündig erklären. (17. Aug. 1563.) Dadurch kam das Regiment ganz an die Königin-Mutter, da Karl XI., ein unreifer, heftiger, leicht bestimmbarer Jüngling, der von einer Hirschjagd zur andern raste und seine Zeit in kindischem Spiel verlor, der mütterlichen Autorität nicht zu widerstreben vermochte und von den Parteihäuptern zwei der einflußreichsten aus dem Leben geschieden waren. Die Vertreibung der Engländer aus Havre verlieh der neuen Regierung Glanz und Ehre.

Haltung Katharinas von Medici. Jetzt hatte die Mediceerin erlangt, wonach sie seit dem Tod ihres Gemahls gestrebt, die höchste Gewalt im Reich; diese zu behaupten und zu sichern war fortan Zweck und Richtschnur ihrer Handlungen, ihrer Politik. Sie hat wohl in ihrem ganzen Leben nie aufrichtige Sympathien für die Neugläubigen in ihrer Seele empfunden; wenn sie dennoch bisher in dem Hader der Parteien sich den Schein der Unparteilichkeit gab, wenn sie der Duldung das Wort redete, ein friedliches Vertragen und Zusammenleben zu bewirken bemüht war, so geschah es zur Befestigung ihrer eignen Herrschaft. So lange die Faktionen das Schwert gegeneinander führten, lag die Entscheidung in den Händen der Parteihäupter; Katharinas Bestreben aber war hauptsächlich dahin gerichtet, sich einerseits der Bourbonschen Partei, vor allem ihres Hauptes, des Prinzen

von Condé zu erwehren, anderseits nicht wieder die Übermacht an die gewaltthätigen Guisen gelangen zu lassen. Sie gab dem Kardinal von Lothringen seine Stelle im geheimen Rat zurück und erwies der Familie Gunst und Teilnahme; aber es geschah ganz nach ihrem Sinn, wenn der Kanzler L'Hôpital, gestützt auf die Autorität der Parlamentsräte, die Tridentiner Konzilsbeschlüsse für unvereinbar mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallikanischen Kirche erklärte und den Klerus der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen suchte. Wir wissen, welche einflußreiche Stellung der Kardinal in Trient eingenommen; mit dem Konzil waren die eifrigen Ultramontanen, war die ganze päpstlich-spanische Faktion aufs innigste verbunden. Dieser wollte sich aber Katharina nicht in die Hände geben, darum hielt sie auch den gemäßigten Staatsmann L'Hôpital, allen Intrigen und Verdächtungen zum Trotz, in seinem Amt und begünstigte seine Friedenspolitik.

Wenn man Katharinas Streben, die Pazifikation von Amboise aufrecht zu halten, als eine Hinneigung zu der reformierten Lehre hat deuten wollen, so war dies eine Mißkennung ihres innersten Wesens. Schon bei der ersten Rundreise, die sie nach dem Frieden mit dem jungen König durch die südlichen Provinzen anstellte, konnte man wahrnehmen, welch tiefer Groll sich ihrer bei dem Anblick so vieler zerschlagenen und verstümmelten Kruzifixe und Heiligenbilder bemächtigte. Es ist vielfach behauptet worden, daß die erwähnte Zusammenkunft mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien, und mit dem Herzog von Alba in Bayonne zu Anfang des Jahres 1566 auf ihre spätere Haltung gegenüber den Hugenotten von großem Einfluß gewesen. Es bedurfte jedoch keiner fremden Ermahnung, um die Mediceerin zu strengen Maßregeln anzuspornen, und die unerträgliche Anmaßung, womit der spanische Gesandte schon seit Jahren ihre Politik zu hofmeistern beliebte, war keineswegs geeignet, sie willfährig zu stimmen. Aber sie selbst konnte sich keinen andern Frieden vorstellen außer in der Form der Vereinigung aller Parteien im Schoß der alten Kirche, und so war auch das Versprechen zu verstehen, womit sie in Bayonne den spanischen Anträgen entgegenkam: sie werde den kirchlichen Angelegenheiten eine rasche Abhilfe angedeihen lassen. Wo es ohne Störung der öffentlichen Ruhe geschehen konnte, ist sie der Glaubensneuerung stets in den Weg getreten. In ihrer Nähe mußten die katholischen Kirchengebräuche und die Fasttage sorgfältig beobachtet, durfte kein reformierter Gottesdienst gehalten werden. Wie viele Beschwerden der Calvinisten über Verletzung des Religionsedikts sind erfolglos geblieben! Nur vermied die Königin den stürmischen Gang, dem der feurige Herzog das Wort redete, und den er in der Folge in den Niederlanden nicht zum Vorteil der spanischen Herrschaft in Szene setzte. Sie ging mit mehr Vorsicht und Überlegung zu Werke. Durch katholisch gesinnte Gouverneure und durch zuverlässige Burgmannschaften suchte sie die Provinzen und Städte mit gemischten Konfessionen in Furcht und Gehorsam zu halten; sie ließ es geschehen, daß man den Bürgern und geringeren Leuten die Ausübung ihres Gottesdienstes erschwerte und sie desselben entwöhnte, daß man den reformierten Edelleuten untersagte, andre als ihre Unterthanen zu den religiösen Versammlungen zuzulassen. Dadurch trennte man das Volk von dem Adel; wenn aber dieser nicht mehr auf die bürgerlichen Elemente zählen konnte, wie sollte er auf die Dauer der Verführung oder der Gewalt widerstehen? Den Predigern wurde verboten, den ihnen zugewiesenen Wohnsitz zu verlassen und der Seelsorge außerhalb obzuliegen; die Abhaltung der Synoden wurde verhindert. Aber zu offenen Gewaltthätigkeiten, wie Alba und die französischen Heißsporne rieten, sollte die Regierung nicht die Hand bieten; der Herzog von Montpensier, der zur Gründung eines katholischen Bundes Schritte gethan hatte, Blaise Montluc und Strozzi, die einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampf mit den Hugenotten suchten, der Kardinal von

Zusammenkunft in Bayonne. 1565.

Haltung der Regierung.

Lothringen und seine Anhänger, die der Meinung waren, man sollte die reformierten Prediger sämtlich aus dem Land verjagen und die Häupter der Religionsgenossenschaft töten oder auf andre Weise beseitigen, fanden bei der Königin und ihrem Sohn kein Gehör. Katharina wollte vor allem der Krone die Herrschaft, der Dynastie ihre Unabhängigkeit sichern; daher suchte sie die beiden Parteien in äußerlicher Ruhe aber voll Jan. 1566. Mißtrauen gegeneinander zu halten. Auf einer Notablenversammlung zu Moulins bewirkte sie eine äußerliche Aussöhnung zwischen Coligny und der Familie Guise; der alte barsche Connetable wurde durch entgegengesetzte Triebfedern in der Schwebe gehalten; wenn ihn einerseits sein militärischer Geist und seine ganze Vergangenheit zum Widersacher der religiösen Neuerung machte und sein jüngerer Sohn, Marschall Damville, ihn in dieser Richtung bestärkte, so wurde anderseits sein Haß gemildert durch die Liebe zu seinem Erstgebornen, dem Marschall von Montmorency, der zu Condé und der Reformpartei hielt. So gelang es der Königin Katharina durch Klugheit und Mäßigung die beiden Religionsteile von offnen Feindseligkeiten zurückzuhalten und der Monarchie wieder einige Festigkeit zu geben.

Mißtrauen der Hugenotten bei Albas Zug nach Flandern.

Aber nicht alles hing von den großen Parteihäuptern ab, und nicht alle fügten sich in Gehorsam der Macht der Gesetze. Zu heftig wogten die Leidenschaften in den Gemütern der Menschen, als daß nicht der Fanatismus jede Schranke zu durchbrechen gesucht hätte. Seitdem der Jesuitenorden in Frankreich seine Wohnstätte aufgeschlagen, wurde die Vertilgung der Ketzerei als die heiligste Pflicht jedes echten Christen gelehrt; in den südlichen Provinzen bildete sich unter päpstlicher und spanischer Einwirkung ein katholischer Bund zur Erhaltung der alten Glaubenseinheit in dem heiligen Frankreich, der erste Keim jener furchtbaren Ligue, die einige Jahre später das Königreich an den Rand des Untergangs brachte; fliegende Blätter voll Aufreizungen und Schmähungen wurden allenthalben an die Gesinnungsgenossen verbreitet und unterhielten und schärften den Groll und das Mißtrauen auf beiden Seiten. Die Vorgänge in den Niederlanden und in Schottland steigerten die Aufregung und religiöse Parteiwut. Im stillen suchte der Mordstahl seine Opfer. Es wird gemeldet, daß innerhalb der wenigen Jahre, die zwischen der Pazifikation von Amboise und dem Wiederausbruch des Kriegs verliefen, dreitausend Reformierte getötet wurden. Was half bei solcher Stimmung der Gemüter die Berufung auf Gesetz und Gericht? Und gerade jetzt rüstete sich Alba zu seinem Zug nach Flandern. Ganz Frankreich geriet darüber in die höchste Aufregung: die einen fürchteten, die andern hofften. Die Regierung richtete ihre Blicke nach der Schweiz und nahm 6000 Söldner aus den katholischen Kantonen in ihre Dienste. Es war natürlich, daß sie sich gegen mögliche Bewegungen im eignen Reich sicherzustellen suchte; denn beide Religionsgenossenschaften sahen mit Spannung auf die kommenden Ereignisse: die Katholischen erwarteten, daß Albas Auftreten auch für sie eine günstige Wendung herbeiführen würde, die Hugenotten waren voll Mißtrauen und Unruhe über die Absichten der Gegner. Vielleicht war die Befürchtung der Hugenotten, die Schweizer möchten von dem Hof weniger in der angeblichen Absicht gedungen worden sein, die Grenzlande gegen die Spanier zu bewachen, als

um zu einem Gewaltstreich gegen sie selbst gebraucht zu werden, unbegründet und voreilig, denn schwerlich war damals schon eine so schroffe Parteinahme nach dem Sinne Katharinas; sie hegte zu ihrem herrschsüchtigen Schwiegersohn zu wenig Liebe und Vertrauen, als daß sie das Schicksal Frankreichs mit den hierarchisch-politischen Plänen der Ultramontanen und ihres mächtigen Hauptes hätte verknüpfen mögen. Katholische Eiferer sprachen es offen und freudigen Herzens aus, daß die Schweizer gegen die Hugenotten bestimmt seien; waren sie doch von alters her die Gehilfen der höchsten Gewalt in allen äußeren und inneren Kriegen. Als Alba in Brüssel angekommen war, bedurften die nördlichen Provinzen keiner besonderen Schutzmannschaften mehr; dennoch rückten die Söldnerhaufen aus den Urkantonen in Frankreich ein und nahmen ihren Weg nach der Hauptstadt. Den Häuptern der Hugenotten gingen Warnungen aus dem geheimen Rat zu, sie möchten auf ihrer Hut sein; es sei in den Kreisen der Guiseschen Partei von einem Staatsstreich die Rede: Condé und Coligny sollten in Gewahrsam gebracht, das Edikt von Amboise widerrufen und die Schweizer Söldner in Paris, Orleans und Poitiers in Garnison gelegt werden, damit sie jede Bewegung der Hugenotten niederschlagen möchten. Und lagen denn solche Pläne außer der Möglichkeit? Der König war unselbständig, Katharina, mehr zu Intrigen geboren, als zum Herrschen geschaffen, ließ sich von den Ereignissen viel mehr leiten, als daß sie dieselben beherrscht hätte; wenn der Kardinal sie überzeugte, daß ein Zusammengehen mit den Ultramontanen zu ihrem Vorteil gereiche, sollte sie dann nicht sich der Seite zuwenden, wo ohnedies ihre Sympathien lagen?

Solche und andre Erwägungen bestimmten die Führer der Hugenotten, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein, nicht im unvorsichtigen Vertrauen auf den Frieden sich wehrlos dem bösgesinnten Feind preiszugeben und die ganze Zukunft ihrer Religion aufs Spiel zu setzen, nicht in Ruhe abzuwarten, bis Alba in den Niederlanden die nationale und calvinische Partei niedergeschlagen haben und dann seinen Glaubensgenossen in Frankreich die helfende Hand reichen würde. Die Hugenottenhäupter hatten geheime Zusammenkünfte und Beratungen. Man verbarg sich nicht, daß eine Schilderhebung den Verdächtigungen der Feinde Vorschub leisten, die Hugenotten als Aufrührer erscheinen lassen würde; allein sollte man warten, bis die katholischen Machthaber vermehrte Verfolgungen über die Religionsneuerer verhängen, sie durch die rauhen Soldknechte überfallen, ins Gefängnis werfen, auf die Flüchtigen in den Wäldern Jagd machen würden? „Nicht wir sind die Urheber des Kriegs," rief d'Andelot, „sondern diejenigen, so die öffentlichen Verträge gebrochen und ausländische Soldaten in unsre Eingeweide getrieben. Gönnen wir ihnen den Vorteil, die ersten Schläge zu thun, so wird unser Unglück rettungslos sein. Durch solche Kleinmütigkeit würden wir uns die Verachtung aller Tapferen zuziehen." So beschlossen denn die Hugenotten die Waffen zu ergreifen, ehe das flandrische Trauer-

Die Hugenotten rüsten zum Krieg. 1567.

spiel ihnen zum Schrecken, den Gegnern zur Ermunterung zu Ende ginge. Wer dem Brand im Nachbarhaus müßig zuschaue, laufe selbst Gefahr. Um dieselbe Zeit, da Alba in Brüssel sein Schreckensregiment aufrichtete, wurde auch Frankreich durch den zweiten Religionskrieg erschüttert.

Zweiter Religionskrieg. 1567. Überfall von Meaux. Im ersten Krieg hatte die katholische Partei gleich anfangs ihrer Sache dadurch eine günstige Wendung zu geben gewußt, daß sie den Hof in ihre Gewalt brachte und somit die obrigkeitliche Autorität auf ihrer Seite hatte. Mochte dies auch immerhin gegen den Willen Katharinas und ihres Sohnes geschehen sein, in den Augen der monarchisch gesinnten Nation erhielt dadurch die Schilderhebung der Reformierten, obwohl nur ein Akt gerechter Notwehr, den Charakter einer Empörung. Diesen Vorteil suchten jetzt die Hugenottenführer ihren Gegnern zu entreißen. Nach ihrem Plan sollte der Hof, der sich damals in Monceaux bei Meaux aufhielt, von calvinistischen Kriegshaufen überrascht und zur Entlassung der Schweizer und zur Änderung der Regierung genötigt werden. Mit Erstaunen sah die Welt plötzlich und unerwartet hugenottische Mannschaften ins Feld rücken; durch geheime Verabredung war der reformierte Adel so gerüstet und vorbereitet, daß es nur der Parole der Führer bedurfte, um sofort 27. Sept. 1567. Bewaffnete aufzustellen. An einem und demselben Tag, dem 27. September, sah man Condé, Coligny, d'Andelot, Larochefoucauld u. a. mit etlichen hundert Edelleuten aus Roye en Brie auf das königliche Hoflager zureiten, während ihre Glaubensgenossen in den Provinzen gleichzeitig unter die Waffen traten. Katharina erschrak; sie erteilte dem Marschall Franz von Montmorency den Auftrag, den Prinzen und die Chatillons durch Unterhandlungen aufzuhalten, und sandte Boten auf Boten ab, daß die Schweizer ihren Marsch beschleunigten. Niemand hatte ein so rasches Vorgehen für möglich gehalten; es schien, als ob die Hugenottenhäupter Bewaffnete aus der Erde stampfen könnten; trotz aller Angst und Unruhe bewunderte man in den Hofkreisen die strategische Geschicklichkeit des Prinzen und des Admirals. In wenigen Tagen war die ganze Umgegend von Paris und St.-Denis von ihren Truppen besetzt. Dennoch scheiterte ihr Plan. Während der Unterhandlungen langten die Schweizer in Meaux an; unter dem Schutz der festgeschlossenen Phalanx, die Condés Reiter nicht zu durchbrechen vermochten, entkam der Hof nach Paris. Wie Flüchtlinge zogen der König und seine Mutter in die Hauptstadt ein, und Karl IX. vergaß und verzieh es den Reformierten niemals, wie sie ihn in Angst und Gefahr gesetzt. Er hegte von der Zeit an bitteren Groll gegen sie im Herzen. Auch dem Kardinal von Lothringen gelang es in der Verwirrung, nach Reims zu entkommen. Von dort aus eröffnete er eine lebhafte Korrespondenz mit Alba und dem König von Spanien. Er sprach Philipps Schutz an und enthüllte schon damals die hochverräterische Familienpolitik, welche die Guisen seitdem verfolgten.

Der König sollte im Namen seiner Gemahlin Elisabeth Ansprüche auf die Krone der Valois erheben und seinen Feldherrn von den Niederlanden aus in Frankreich ein=

rücken lassen; der Kardinal selbst werde ihm einige Grenzfestungen in die Hände spielen. Um den Preis ihrer persönlichen und kirchlichen Interessen waren die „Lothringer" bereit, die französische Nationalität zu zerstören.

Condé und seine Freunde gaben die Hoffnung nicht auf, den Hof zu Zugeständnissen zu bringen, wodurch die öffentlichen Angelegenheiten gebessert würden und ihre eigne Zukunft sichergestellt. Durch die Entfernung des Kardinals, infolge deren der billige und gerechte Kanzler L'Hôpital wieder zu größerem Einfluß gelangte, war der Weg einer Versöhnung und Verständigung erleichtert. Um aber ihren Forderungen mehr Nachdruck zu geben, behielten sie das Schwert in der Hand und bedrängten die Hauptstadt. Condé besetzte St.-Denis und bemächtigte sich mehrerer Plätze, von wo aus er den Parisern die Zufuhren auf den Flüssen abschneiden konnte. Unter dem Druck des Belagerungskriegs durften die hugenottischen Adelshäupter erwarten, daß die Regierung größere Nachgiebigkeit zeigen werde. Ihre Ansprüche und Beschwerden gingen daher anfangs weit über die Grenzen des Edikts von Amboise hinaus. Nicht nur, daß sie vollkommene Religionsfreiheit ohne Unterschied des Ortes und der Personen verlangten, sie verbanden auch allgemeine nationale Anliegen mit ihren eignen. Die Ämter sollten allgemein zugänglich gemacht, die Auflagen, welche größtenteils die italienische Finanzwelt bereicherten, vermindert, die Generalstände einberufen werden. Bald merkten sie jedoch, daß sie den Bogen zu scharf gespannt, daß sie insbesondere durch die Anspielung auf die italienischen Geldwechsler den Unwillen der Mediceerin gereizt hatten; sie lenkten daher ein und beschränkten sich auf die Forderung religiöser Freiheit und Gleichberechtigung. Aber auch diese sollte ihnen nicht gewährt werden; der König und die Regierung wollten sich nicht zu einem Vertrag herbeilassen, der die kirchliche Einheit Frankreichs für alle Zukunft in Frage gestellt, ja unmöglich gemacht hätte. So mußte denn wiederum die Entscheidung durch das Schwert gesucht werden, und L'Hôpital erlebte den Schmerz, daß abermals von beiden Seiten die Hilfe des Auslandes in Anspruch genommen ward. Die Stadt Paris, ergrimmt über die Leiden der Belagerung, strengte alle Kräfte an, um den Hof mit Geld und Mannschaft zu unterstützen; aber auch die Hugenotten strömten aus allen Teilen Frankreichs unter die Banner ihrer Führer.

Die Hugenotten vor Paris.

So vereinigte sich in den ersten Tagen des November eine beträchtliche Streitmacht in Paris und der Umgegend. Der Connetable von Montmorency übernahm noch einmal den Oberbefehl über das königliche Heer. Es war dem der Hugenotten an Zahl und Ausrüstung überlegen, aber dem alten Kriegsherrn fehlte im Kampf gegen die Mitbürger der sichere Feldherrnblick, den er so oft im Kampf gegen äußere Feinde bewährt. Wohl behaupteten die Katholiken, als es am 10. November bei St.-Denis zur Schlacht kam, das Waffenfeld, aber ihre Verluste waren so empfindlich, daß man auf keiner Seite einen entscheidenden Sieg ansprechen konnte. Nach der Aktion war die Lage der Dinge fast unver-

Schlacht von St.-Denis.

10. Nov. 1567.

ändert, nur daß gar mancher tapfere Kriegsmann sein Leben gelassen. Auch der siebzigjährige Oberfeldherr Montmorency selbst empfing die Todeswunde, die ihn zwei Tage nachher in die Gruft führte. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatte sein Name in den Annalen der französischen Geschichte geglänzt; und wenn auch sein Ruhm als Krieger und Staatsmann weit über sein Verdienst ging, so hatte er doch in der hohen gesellschaftlichen Welt stets eine hervorragende Stelle behauptet. Wie die drei andern Häupter des katholischen Bundes, Franz von Guise, Anton von Navarra und St.-André, war auch er nach kurzer Thätigkeit dem Dämon des Religionskriegs, den sie heraufbeschworen, zum Opfer gefallen. Er wurde mit königlichen Ehren bestattet, aber wenig betrauert; am wenigsten von Katharina von Medici, welche die Rivalen ihrer Herrschaft, die Zeugen ihrer ehemaligen Ohnmacht mit Freuden verschwinden sah. Die wichtige Stelle eines Connetable wurde nicht mehr vergeben; Katharina bewirkte, daß der König seinen Bruder, Heinrich von Anjou, den Liebling der Mutter, mit dem Rang eines Generalleutnants an die Spitze der Armee stellte.

Fortgang des Kriegs. 1568. Der Krieg dauerte den ganzen Winter über fort, ohne daß eine entscheidende Wendung eintrat. Die Königin, die den reformierten Edelleuten die illoyale Haltung gegenüber dem Hof nie vergab, horchte wieder mehr auf die Ratschläge des Kardinals von Guise, welcher nach der Schlacht von St.-Denis nach Paris zurückkehrte und für ein Bündnis mit Spanien wirkte, als auf die des Kanzlers L'Hôpital, der das Benehmen der Calvinisten in ein günstigeres Licht zu stellen und einen friedlichen Ausgleich zu erwirken suchte. Ihre Schilderhebung, bewies er, habe nur die Erhaltung und Sicherstellung des Religionsedikts von Amboise zum Zweck gehabt, nie hätten sie die dem Herzen jedes französischen Edelmanns eingeprägte Treue und Loyalität gegen den König aus dem Auge verloren. Und so dachte auch Coligny. Nicht gegen seinen Monarchen, für den er stets sein Leben einzusetzen bereit war, glaubte er zu kämpfen, sondern gegen eine Faktion, die den königlichen Namen mißbrauche. Der Gedanke einer Rebellion lag ihm und dem Prinzen von Condé so fern wie dem Oranier. Im Januar zogen Condé und Coligny nach der Champagne und Lothringen, um die schwarzen Reiter und Landsknechte, welche Johann Kasimir von der Pfalz über den Rhein geführt, an sich zu ziehen, und schritten dann zur Belagerung von Chartres, indes ihre Glaubensgenossen im Süden sich in der Seestadt La Rochelle festsetzten, welche von der Zeit an das wichtigste Bollwerk der Hugenotten blieb. Wie gern hätte Philipp von Spanien seiner Schwiegermutter die Hilfe gewährt, welche die Guisen so dringend empfahlen, und seinen Feldherrn Alba zu einer Digression in das nördliche Frankreich veranlaßt; allein Katharina verschmähte die Handreichung; mit ihrem Willen sollte das Königreich nicht in die schutzherrliche Abhängigkeit des ländergierigen mächtigen Nachbars kommen. Dagegen sah sie es gern, daß Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, italienische Mannschaften, welche der Papst bezahlte, über die Alpen führte und die katholischen Kantone

der Schweiz neue Werbungen zuließen. Den Religionseifer der Pariser Stadtgemeinde wußte sie besonders für finanzielle Zwecke auszubeuten. Gerade darin aber bestand die Schwäche der Hugenotten. Nur mit Mühe brachte der Prinz von Condé einen kleinen Teil der Summe auf, welche die deutschen Reiter und Landsknechte für ihre Kriegsdienste in Anspruch nahmen. Dagegen war seit dem Tage von St.-Denis und den geschickten Operationen um Paris der Waffenruhm des reformierten Adels gestiegen, während in dem königlichen Heer das Vertrauen in die strategischen Fähigkeiten des sechzehnjährigen Oberfeldherrn sehr gering war. So kam es denn, das die Friedensgedanken mehr und mehr Boden gewannen.

Nach einigen Unterhandlungen wurde in Longjumeau eine Übereinkunft geschlossen, durch welche das Edikt von Amboise aufs neue für gültig erklärt ward. Die Hugenottenführer verlangten noch besondere Garantien, daß die Zusagen auch aufrichtig gehalten und nicht wie früher durch sophistische Auslegungen illusorisch gemacht würden; aber es wurde ihnen bedeutet, daß solche Sicherstellung einen Zweifel in die Wahrhaftigkeit des beschwornen Vertrags enthalte und daher mit der königlichen Ehre unvereinbar sei. Gegen den Rat Colignys, der in dem ganzen Vorgehen des Hofes den Plan argwohnte, den Hugenotten die Waffen aus den Händen zu winden, stand man von der Forderung ab; die Edelleute sehnten sich nach der Beendigung des beschwerlichen und kostspieligen Feldzugs und nach der Rückkehr in ihre Heimat, um in Frieden „Gott verehren und dem König dienen zu können". Aber sie verbargen sich nicht, daß der „hinkende Frieden", wie sie mit Anspielung auf den lahmen Unterhändler Gontaut de Biron die Übereinkunft von Longjumeau nannten, nur eine kurze Waffenruhe bedeute. Die Verweigerung besonderer Sicherheiten von seiten der Regierung konnte als Beweis gelten, daß man nicht gesonnen sei in der bisherigen Haltung eine Änderuug eintreten zu lassen. Der hugenottische Adel sollte vorerst nur entwaffnet werden, darum reichte der Hof auch gern dem Prinzen von Condé die Geldmittel zur Ablöhnung und Entlassung der deutschen Söldner.

Friede von Longjumeau. 23. März 1568.

Eine Politik der Humanität und Toleranz, wie sie dem Kanzler L'Hôpital bei dem Vertrag von Longjumeau vor der Seele schwebte, war niemals weniger im Geist der Zeit als in dem Jahr 1568. Wie konnte man erwarten, daß in einem Augenblick, da Papst Pius V. die katholische Welt mit dem leidenschaftlichsten Fanatismus erfüllte (S. 71 f.) und die ganze Ordensgeistlichkeit die Ausrottung der Ketzerei als ihren heiligsten Beruf ansah, da Philipp II. seine grausame Natur am unverhülltesten kund gab, indem er den eignen Sohn dem Tod weihte und die Greuel des Brüsseler Blutrats vor sich gehen ließ, da in Schottland jene heftigen Erschütterungen und wilden Bürgerkämpfe sich zutrugen, welche die Flucht der Maria Stuart zur Folge hatten, da die religiöse Wut und Aufregung alle Gefühle der Menschlichkeit, der nationalen Zusammengehörigkeit, der Vaterlandsliebe, der Pietät zurückdrängte und erstickte, wie konnte man in einem solchen Moment erwarten, daß die beleidigten und gereizten Herrscher auf Frankreichs Thron, daß eine Regierung, bei welcher der Kardinal von Guise wieder den größten Einfluß übte, die durch das Edikt von Amboise gewährleistete Gewissensfreiheit aufrichtiger achten würde, als früher? Die Häupter der katholischen Welt, die Vorfechter der spanischen Politik, verdammten jedes Zugeständnis an Häretiker als eine Übertretung göttlicher Gebote, als eine Versündigung gegen das geheiligte monarchische Prinzip. Mit ketzerischen Unterthanen, welche das Schwert gegen die Obrigkeit gezogen, hieß es in den ultramontanen Kreisen, dürfe der König niemals

Die Stimmung der Zeit.

einen Vertrag eingehen, sonst zerstöre er seine eigne Autorität und verletze die Rechte Gottes. „Es sei besser ein Reich durch Krieg zu verderben," ließ sich Alba vernehmen, „als es abfallen zu lassen von Gott und dem König zum Vorteil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer." Pius V. verdammte den Vertrag mit den Hugenotten in den schärfsten Ausdrücken; zwischen dem höllischen Feind und den Kindern des Lichts könne keine Gemeinschaft bestehen; die Jesuiten predigten öffentlich, daß man nicht verpflichtet sei, Häretikern Treue zu halten.

Der Friede verletzt.

In der That kam der Vertrag nie zum Vollzug: die Magistrate der katholischen Städte widersetzten sich der Abhaltung des reformierten Gottesdienstes; die königlichen Statthalter zeigten sich den Neuerern feindselig; das Parlament von Toulouse legte den Überbringer des Vertrags ins Gefängnis und ließ ihn auf Grund einer anderweitigen Anklage enthaupten. Die Hugenotten hatten im Vertrauen auf den Frieden die Waffen niedergelegt; dies benutzte die katholische Bevölkerung zu Überfällen und Ermordungen. Täglich hörte man von blutigen Gewaltthätigkeiten: in Amiens wurden hundert Hugenotten getötet, in Auxerre hundertundfünfzig, in zwanzig andern Städten floß Ketzerblut; in Frejus sank einer der ersten reformierten Edelleute mit dreißig seiner Glaubensgenossen unter den Streichen einer Mörderbande, die der eigne Bruder gegen ihn bewaffnet haben sollte. In einigen Provinzen wurden unter der offnen oder geheimen Teilnahme der Gouverneure Vereinbarungen geschlossen, in welchen die Treue gegen das Haus Valois mit der Aufrechthaltung der alten katholischen Religion durch dasselbe in Verbindung gebracht war. Würde der König die Ausrottung der Ketzerei verhindern, hieß es, so werde man denselben in ein Kloster einschließen und einen andern an seine Stelle setzen. Man dachte dabei zunächst an den Herzog von Anjou, den Katharina anhielt sich als eifrigen Streiter der rechtgläubigen Kirche in ostentativer Weise hervorzuthun.

Der Parteigeist der Zeit. L'Hôpital vom Amt entfernt.

Der französische Hof überließ sich der reaktionären Strömung der Zeit in aller Stärke. Im Staatsrat überwog die Stimme des Kardinals; neben ihm hatte der gewandte Italiener Birago am meisten Einfluß; L'Hôpital, dessen Sympathien mit den Hugenotten bei den Ultramontanen Haß und Mißtrauen erregten, vermochte mit seiner Politik der Vermittelung nicht mehr durchzudringen. Das erfolgreiche Vorgehen Albas und seines Rats der Unruhen in den Niederlanden feuerte die Mediceerin zur Nacheiferung an; mehr als je gedachte sie der Zusammenkunft in Bayonne. Auch beim Heer war eine günstige Wendung eingetreten. Die reformierten Edelleute waren größtenteils heimgezogen, nur im Süden der Loire standen noch einige bewaffnete Heerhaufen, die an der Reichsstadt La Rochelle einen festen Halt hatten; dagegen hatte die Regierung ihre Mannschaften zusammengehalten; nun warb sie neue Söldner an, sicherte die wichtigsten Städte durch zuverlässige Garnisonen und übertrug die höheren Ämter und Richterstellen in den Provinzen nur Strenggläubigen. Der Papst gestattete dem König, von den geistlichen Gütern eine beträchtliche Steuer zu erheben, wenn er das Geld zum Krieg gegen die Ketzer verwenden wolle; dem

widersetzte sich L'Hôpital aus allen Kräften, gab aber dadurch der Königin Katharina die willkommene Gelegenheit, den Mann der Mäßigung und des Friedens, dessen Frau, Tochter und Schwiegersohn dem calvinischen Glaubensbekenntnis huldigten, von dem Staatsrat fern zu halten. Er legte das Reichssiegel nieder und zog sich auf sein kleines Landgut bei Estampes zurück, wo er bis zu seinem Tod (13. März 1573) in stiller wissenschaftlicher Muße die stürmischen Jahre verlebte, die bald genug über sein Vaterland hereinbrachen. Die ganze katholische Welt des südlichen und westlichen Europa stand jetzt kampfgerüstet unter den Waffen, um die kirchliche Einheit herzustellen und aller Ketzerei das Haupt zu zertreten.

Condé und Coligny nach La Rochelle. 1568.

Katharina von Medici und die feurigen ultramontanen Räte ihres Kabinetts bewunderten die Klugheit und List, womit der Herzog von Alba die zwei Häupter der niederländischen Opposition, Egmont und Hoorn, in seine Gewalt gebracht. Die Königin trachtete nach dem gleichen Ruhm. Welch ein Triumph für die Schülerin Machiavellis, wenn es ihr gelang, den Feldherren der Hugenotten, Condé und Coligny, welche noch unlängst dem Hoflager so großen Schrecken eingeflößt, dasselbe Schicksal zu bereiten! Beide hielten sich mit ihren Familien und geringem Gefolge auf dem Schloß Noyers bei Auxerre auf, das der bourbonische Fürst von seiner neuen Gemahlin geerbt hatte. Katharina erteilte dem Grafen von Tavannes, einem strengkirchlichen Kriegsmann, den geheimen Befehl, das Schloß mit Truppen zu umstellen und die Hugenottenführer gefangen zu nehmen. Allein der loyale Edelmann trug Bedenken, sich an der Person eines Prinzen von Geblüt zu vergreifen; er wußte es zu veranstalten, daß Condé von den Absichten der Königin einen Wink erhielt und der Schlinge entging. Nachdem der Prinz in einem Schreiben an den König die Ungerechtigkeiten aufgezählt, welche ihm und seinen Glaubensgenossen von den feindseligen Räten der Krone, insbesondere von dem Kardinal von Lothringen, dem „Tiger von Frankreich", zugefügt worden, verließen die beiden adligen Herren mit ihren Frauen und Kindern das burgundische Land, um sich mit den Religionsgenossen im Süden zu vereinigen. An der Loire fanden sie eine unbewachte Furt, auf welcher sie glücklich das andre Ufer erreichten; auf seinen eignen Armen trug der Prinz seinen jungen Sohn über das Wasser. Sie gelangten glücklich nach La Rochelle, das zum Waffenplatz für diesen Krieg ausersehen war; standhaft hatte die reformierte Stadt, mit Berufung auf alte Rechte, die Aufnahme einer königlichen Besatzung verweigert. Bald stellte sich auch Johanna von Albret, die hochsinnige und mutige Königin von Navarra, nebst ihrem Sohn Heinrich von Bourbon mit zahlreichem Kriegsgefolge in La Rochelle ein, den Glaubensverwandten teure Gäste. Es war ihnen gelungen, der Wachsamkeit und den bösen Absichten Montlucs zu entrinnen und vier- bis fünftausend Gascogner und Bearner dem Bundesheer zuzuführen. Auch d'Andelot, Colignys tapferer Bruder, kam aus der Bretagne nach der Seestadt, begleitet von einigen

25. Aug. 1568.

Tausend kräftigen Kriegsleuten aus der Halbinsel selbst, aus der Normandie und den Landstrichen der unteren Loire.

Die religiösen Gegensätze im schärfsten Widerstreit.

Wir haben schon in der Geschichte der Niederlande den nahen Zusammenhang der religiösen und kriegerischen Bewegungen in dem westlichen Europa in den Jahren 1568 und 1569 angedeutet. In Rom, Madrid und Paris herrschte die gleiche Politik: die nationalen Interessen standen zurück hinter den kirchlichen; der jesuitische Geist durchdrang die Welt; die christliche Menschheit sollte nur in der römisch-hierarchischen Kirchenform den Zweck ihres Daseins erfüllen. Wer sich dieser Anschauung nicht fügen wollte, sollte als Feind der göttlichen Ordnung angesehen und vom Erdboden vertilgt werden. Wir wissen, mit welcher Leidenschaftlichkeit Papst Pius V. die Ausrottung aller reformatorischen Ideen betrieb: die mit dem Bannfluch belegte Königin von England war fortwährend von den Dolchen der Fanatiker bedroht, damit Maria Stuart zur Herrschaft gelangen und das Inselreich wieder der gläubigen Herde zuführen möge; Wilhelm von Oranien und der Prinz von Condé galten als Rebellen gegen Gott und die katholische und christliche Majestät, als Verbrecher, deren Vertilgung eine heilige Pflicht sei. Auch Katharina von Medici und ihr „Kabinett" gaben sich jetzt ganz dieser verfolgungssüchtigen Politik hin, die ihren Hauptherd in den Niederlanden hatte. Ein königliches Edikt untersagte bei Verlust von Leben und Eigentum die Ausübung jeder andern Religion als der römisch-katholischen und gebot den reformierten Predigern innerhalb vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen. Um jedoch einer allgemeinen Erhebung aller Reformierten vorzubeugen und eine Spaltung unter den Konfessionsverwandten zu erzeugen, wurde denjenigen protestantischen Unterthanen, welche ruhig in ihrer Heimat bleiben würden, Gewissensfreiheit und der Schutz des Königs zugesichert. Zum Beweis, daß man am Hofe die bisherigen Versuche einer Pazifikation und jeden Gedanken paritätischer Ausgleichung aufgegeben habe, wurden im Widerspruch mit den Verträgen von Amboise und Longjumeau alle von der herrschenden Kirche Abgewichenen von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Jeder Angestellte sollte beschwören in der katholischen Religion zu leben und zu sterben. So wurde denn gleichzeitig in Frankreich und in den Niederlanden die Fackel eines erbarmungslosen Religions- und Bürgerkriegs entzündet, wie die Welt noch keinen erlebt hatte. Der Papst machte allen Gläubigen zur Pflicht, die giftige Pflanze mit der Wurzel auszurotten. Würden sich die Machthaber säumig erweisen in der Erfüllung des göttlichen Gebots, ließ er sich in einem Schreiben an Karl IX. und seine Mutter vernehmen, so würde das Schicksal Sauls sie treffen. Weil dieser wider Gottes Anordnung die ungläubigen Amalekiter verschonte, wurde er verworfen und David an seine Stelle berufen. Die frommen Gaben der gläubigen Christenheit wurden für den Ketzerkrieg verwendet. Dieser Religionseifer der katholischen Welt wirkte auf die calvinischen Bekenntnisverwandten zurück. Auch sie erkannten die Gemeinsamkeit ihrer Sache und die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr. Wir wissen, daß die französischen Hugenotten und die Niederländer unter der Fahne Wilhelms von Oranien innige Verbindungen unterhielten; auch die Königin Elisabeth trat mehr aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraus. Den Vorstellungen des an ihrem Hof weilenden flüchtigen Kardinals von Chatillon, Bruders von Coligny, und der Verwendung Johannas von Albret gelang es, sie zu Geldunterstützungen zu vermögen. Vor allem aber war es die opferbereite Hilfsleistung der reformierten Glaubensgenossen in Stadt und Land, die es den Hugenottenführern möglich machte, mehrere Monate lang eine Streitmacht von 18,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern den königlichen Heeren, die der Herzog von Anjou wider sie ins Feld führte, entgegenzustellen.

Noch im Spätherbst des Jahres 1568 brachte Condé den größten Teil

von Poitou, Angoumois und Saintonge in seine Gewalt und behauptete sich gegen die königlichen Führer, unter denen sich Tavannes, Montpensier und Montluc durch Energie und Religionshaß hervorthaten. Wie vor sechs Jahren, als der Greuel von Vassy die Reformierten unter die Waffen führte, füllte sich auch jetzt wieder der ganze Süden, von der Rhone bis zum Meer, mit Szenen wilder Glaubenswut, die mehr in kleinen Gefechten und Überfällen als in größeren Entscheidungen hervortraten. Denn Anjou hatte von seiner Mutter die Weisung erhalten, jedes größere Treffen zu vermeiden, indem sie der Hoffnung lebte, daß Mangel an Geld und Vorräten die feindliche Kriegsmacht bald zur Auflösung oder Unterwerfung zwingen werde. Daher suchte man die Gegner auf einen engen Raum zu beschränken und Zuzüge aus andern Landschaften oder aus der Fremde zu verhindern. Da war es denn ein großes Glück für die Hugenotten, daß die feste, reiche, mit großen Rechten und Freiheiten ausgerüstete Handelsstadt La Rochelle der reformierten Kirche so treu ergeben war. Von da aus stand den Hugenotten der Weg in das Meer, die Verbindung mit England und den Niederlanden offen; weit in das französische Gebiet hinein war die Umgebung der Stadt von einer protestantischen Bevölkerung bewohnt; die streitbare Bürgerschaft, die sich den reformierten Gottesdienst nicht entreißen lassen wollte, stellte sich unter Condés Oberbefehl und leistete einem von ihm ernannten Gouverneur den Eid des Gehorsams. Mehrere benachbarte Städte, wie Niort, St.-Jean d'Angely u. a. kamen in die Hände der Reformierten; den ganzen südwestlichen Landstrich gedachten sie zu einer Freistätte des Evangeliums zu machen, wo alle in den übrigen Teilen Frankreichs bedrängten und verfolgten Glaubensgenossen ihre Zuflucht finden möchten. Sie boten die geistlichen Güter zum Verkauf aus. Doch versicherten sie, wie die Niederländer, daß sie die dem König schuldige Treue und Loyalität nicht zu brechen gedächten; nur gegen die schlimmen Ratgeber, welche die Gewissen und die Nationalität zu unterdrücken trachteten, hätten sie die Waffen der Verteidigung ergriffen. Wäre es dem Oranier möglich gewesen, mit seinen deutschen Söldnern tiefer in Frankreich einzudringen und den Glaubensverwandten im Süden die Hand zu reichen, so hätte der Kampf größere Dimensionen angenommen; allein wir kennen den traurigen Ausgang seines Feldzugs und die Meuterei seiner unbezahlten Landsknechte. Während er in Deutschland neue Kräfte sammelte, hatte der Krieg an der Charente seinen Fortgang.

Der dritte Religionskrieg. 1568–1570.

La Rochelle.

Nach mehreren Einzelgefechten und blutigen Szenen, in denen die leidenschaftliche Wut der entflammten Gemüter in schrecklichen Zügen zu Tage trat, kam es am 13. März 1569 zu der Schlacht von Jarnac. Trotz der Tapferkeit der Hugenotten siegte die königliche Armee unter Anjou und dem Marschall Tavannes. Condé selbst, der ritterliche Held, mußte sich, von Feinden umringt, nach dem heldenmütigsten Widerstand ergeben und wurde dann von Montesquiou, der als Hauptmann in der Schweizergarde diente, meuchlings von hinten er-

Der Tag von Jarnac. März 1569.

schossen; neben ihm deckten viele brave Edelleute das Schlachtfeld. Mühsam retteten sich die zersprengten Heerhaufen über Cognac nach Saintes, wo sich auch bald die Königin von Navarra einfand, die „calvinische Deborah“, welche erklärte, lieber ihr Königreich in das Meer zu werfen als in die Messe zu gehen. Überall spendete sie Worte der Ermutigung und des Trostes und werkthätige Hilfe.
27. Mai 1569. In Saintes erlag auch bald der treffliche d'Andelot einer ansteckenden Krankheit. So sank eins um das andre von den Häuptern der Hugenotten in die Gruft. Doch ein neuer Hoffnungsstrahl ging den Reformierten Frankreichs auf in dem Prinzen von Navarra und Bearn, den sie jetzt nebst Condés jungem Sohn an die Spitze des Heeres stellten, ihnen zur Seite den erfahrenen Coligny, die Säule des Calvinismus, als Führer und Ratgeber. Nie zeigte sich der Admiral, der die Weihe eines patriarchalischen Familienhauptes mit dem ritterlichen Wesen eines Feldherrn und Kriegsmannes verband, größer und charaktervoller als in diesen schweren Tagen, da das Geschick seiner Glaubensgenossen ganz auf seinen Schultern lag. Es machte wenig Eindruck auf ihn, daß das Pariser Parlament ihn als Hochverräter ächtete und einen Preis auf sein Haupt setzte; er lebte des festen Vertrauens, daß er ein Streiter Gottes sei, berufen, König und Nation aus Verderben und feindlichen Ratschlägen zu retten. Bald hatten sich die Hugenotten wieder soweit erholt, daß sie der königlichen Armee im Feld entgegentreten konnten. Beide Teile verstärkten sich durch ausländische Söldner: während der Papst seinen Neffen Santa Fiore mit 4000 Mann über die Alpen sandte, ihm jede Begnadigung überwundener Ketzer verbietend, und den Großherzog von Toscana vermochte, ihnen weitere 1200 Mann beizufügen, erhielt Coligny eine bedeutende Verstärkung an den deutschen Reitern und Landsknechten, mit denen Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Oraniens
14. Juni. Brüder von Norden heranzogen. Wolfgang selbst fand zwar bald seinen Tod auf der fremden Erde, aber seine Truppen vermochten unter Wolfrad von Mansfeld bis zu den Bundesgenossen vorzudringen, so daß die Ungleichheit der Streitkräfte, die den Unfall bei Jarnac herbeigeführt, ausgeglichen ward und Coligny
15., 16. Juni 1569. bei St.-Yrien in Limousin erfolgreich die Feinde bestehen konnte. Nun beabsichtigte der Admiral auf die Hauptstadt loszurücken, um durch seine drohende Nähe den Hof zum Frieden geneigter zu machen. Allein im Kriegsrat wurde der Plan
Poitiers. verworfen und ein Angriff auf Poitiers beschlossen. In dieser Stadt befanden sich damals mehrere katholische Edelleute von Mut und Entschlossenheit, an ihrer Spitze Heinrich von Guise, der älteste Sohn des ermordeten Feldherrn, und sein Bruder, der Herzog von Mayenne. Durch ihre Umsicht und kriegerische Thätigkeit wurde die Verteidigung so geschickt und erfolgreich geleitet, daß die Belagerer, bei denen sich ein empfindlicher Mangel an Vorräten, Geldmitteln und Geschütz zeigte, den Eroberungsplan aufgeben und mit großem Verlust abziehen mußten. Die fremden Söldner, denen man die Löhnung nicht entrichten konnte, wurden von Tag zu Tag schwieriger; es war Gefahr vorhanden, daß das ganze Heer

sich auflöse. Da beschloß Coligny abermals die Entscheidung einer Schlacht zu suchen. In den ersten Tagen des Oktober kam er der königlichen Armee, die sich mittlerweile bedeutend verstärkt hatte, so nahe, daß ein Treffen unvermeidlich war. Aber wie tapfer der hugenottische Adel kämpfte, wie sehr der Admiral selbst, obgleich verwundet, alle Kräfte anstrengte, die Schlacht von Moncontour entschied zum Vorteil der Katholischen. Die deutschen Landsknechte wurden von den Schweizern der königlichen Armee, bei denen zu der alten Eifersucht und Rivalität sich noch der religiöse Fanatismus gesellte, fast gänzlich ausgerottet. Mühsam retteten sich die bourbonischen Prinzen mit dem Kern des hugenottischen Adels nach Parthenai: fortan war ihr Hauptaugenmerk auf die Verteidigung der festen Städte in Poitou und Saintonge gerichtet. La Rochelle stand unter der Obhut der Königin Johanna und Larochefoucaulds.

Schlacht von Moncontour. 3. Okt. 1569.

Hätte man, wie der Marschall von Tavannes riet, im königlichen Heer den Sieg von Moncontour zu einem raschen Waffengang benutzt, so wären die Hugenotten in eine gefährliche Lage gekommen; allein bereits machte sich eine Wandlung in den Hofkreisen bemerkbar, die auf den Gang des Kriegs lähmend einwirkte. Der Königin Katharina war das Bündnis mit Philipp und Alba, die mit ihrer Hilfe und ihren Ratschlägen gar zu dienstfertig und gebieterisch bei der Hand waren, nie ganz genehm gewesen; die Politik der Guisen, welche die Bourbonen ihrer Geburtsrechte zu berauben und Frankreich an das Ausland zu verraten gedachten, wurde ihr unheimlich. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht Philipps, damals auf eine schwindelnde Höhe gestiegen, verletzten ihren dynastischen Stolz. Auch bei dem König regten sich Empfindungen von Unmut und Verdruß. Er fühlte Eifersucht gegen seinen Bruder Heinrich, dessen Name in den ultramontanen Kreisen über seinen eignen gestellt ward, und ein italienischer Höfling, Gondi, Graf von Retz, der bei dem König Gunst gewonnen hatte, steigerte das Mißtrauen aus Neid auf Tavannes. Karl begab sich selbst zu der Armee; nun wurde beschlossen, den Feind nicht sofort mit vollem Eifer zu verfolgen, sondern zuvor die von ihm besetzten Festungen zu erobern und dann sicheren Schrittes auf La Rochelle loszurücken. Zuerst kam St.-Jean d'Angely an die Reihe. Allein die Reformierten leisteten tapferen Widerstand. Sechs Wochen lag die königliche Armee vor den Mauern; und als endlich die Besatzung die Stadt gegen freien Abzug mit ihren Waffen räumte, hatte das Heer einen Verlust von 6000 Mann durch Gefechte und Krankheiten erlitten. „St.-Jean d'Angely," sagte Lanoue, „hat die Unfälle von Poitiers und Montcontour ausgeglichen." Dennoch empfand der König große Befriedigung über seine Waffenthat. Mittlerweile hatten die Führer der Hugenotten Zeit gefunden, die geschwundenen Reihen ihrer Mannschaft durch Verstärkungen aus dem Süden zu ergänzen und sich an der Charente aufs neue zu befestigen. Unter den Augen Damvilles von Montmorency faßten sie Boden in Montauban und Nimes, so daß sie im nächsten Frühjahr durch die Dauphinee nach Burgund ziehen konnten,

Abnehmende Kriegslust bei Hof.

2. Dez. 1569.

um den Plan Colignys, den Krieg in die Nähe von Paris zu spielen, nunmehr zur Ausführung zu bringen. Damals war es, als der spanische Gesandte Alava an die Königin-Mutter die Frage wagte, ob es nicht möglich sei, die verdrießlichen Händel mit einem Schlag durch Ermordung Colignys aus der Welt zu schaffen. „Ich bitte Euch, daß dieses Wort nie mehr aus Euerm Munde komme" — lautete die Antwort. In der That bewies der Admiral damals mehr denn je seine Unermüdlichkeit und Geschicklichkeit. Während Lanoue und Laroche-
Juni 1570. foucauld das Gebiet von La Rochelle hüteten und den königlichen Truppen in Poitou erfolgreich widerstanden, drängte er bei Arnay-le-Duc, oberhalb Nevers, den Marschall Cossé, welcher wegen Erkrankung des Herzogs von Anjou den Oberbefehl führte, siegreich zurück und öffnete sich die Straße nach der Hauptstadt, alle Anerbietungen eines Friedens auf Grund häuslicher Andacht, aber ohne öffentlichen Gottesdienst, von der Hand weisend. Durch die Vergangenheit belehrt, verlangten die Reformierten freie Religionsübung im ganzen Reich und feste Sicherheitsplätze. Es kam der Mediceerin schwer an, die Pläne und Hoffnungen fahren zu lassen, mit denen sie vor zwei Jahren in den Kampf eingetreten war; aber die Abneigung des Königs gegen einen Krieg, der das Reich immer mehr zerrüttete, die Herzen des Volks immer mehr verwilderte, der den Sieger wie den Besiegten in gleicher Weise schwächte und die Krone Frankreichs in fremde Abhängigkeit zu bringen drohte, machte eine wenn auch vorübergehende Ausgleichung ratsam, ja notwendig. Die Glanztage Albas in den Niederlanden, welche die Augen der Königin so sehr geblendet hatten, waren auch bereits im Erbleichen; die Wirkungen des Terrorismus konnten nicht mehr zur Nachahmung locken. Eine gemäßigtere Partei, schon damals als „Politiker" bezeichnet, wirkte den Ultramontanen entgegen und suchte in die Grundsätze L'Hôpitals einzulenken. So kam denn in Paris der Entschluß zur Reife, das Schwert abermals vor vollendeter Arbeit beiseite zu legen. Selbst die Guisen verloren das Interesse für einen Krieg, dessen Leitung ihren Händen zu entgleiten drohte. Das nationale Element gewann am französischen Hof die Oberhand über das religiöse; der Einfluß der Familie Montmorency überwog den der Guisen. Diese Wandlung der Stimmung in den regierenden Kreisen, verbunden mit drückender Geldnot, führte im August 1570 den Frieden von St.-Germain herbei, welcher die in dem Edikt von Amboise den Hugenotten gewährten Zugeständnisse aufs neue bestätigte und ihnen Bürgschaft gegen Verletzung in die Hand gab.

Friede von St.-Germain. 1570. Durch die Übereinkunft von St.-Germain, auf die man später bei allen Friedensverhandlungen zurückging, wurde den Anhängern der Genfer Konfession nicht nur Gewissensfreiheit und Hausandacht im ganzen Reich bewilligt und der öffentliche Gottesdienst auf den adligen Gütern und an bestimmten Orten jedes Gouvernements aufs neue zugestanden, sondern auch zur Sicherheit vier wichtige Städte, nämlich La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité auf zwei Jahre überlassen, damit dort alle diejenigen ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten. Was der König in Longjumeau als ehrenrührig zurückgewiesen hatte, wurde so-

mit jetzt eingeräumt. Nur in und um Paris und in der Nähe des Hofes sollte kein von der römischen Kirche abweichender Kultus gestattet sein. Ferner sollten alle Verordnungen und Urteilsprüche, die während des Kriegs zum Nachteil der Protestanten erlassen worden, aufgehoben, das Verlorne zurückgegeben oder ersetzt werden, der Zugang zu allen Ämtern und Würden des Reichs, zu allen Universitäten, Schulen, Hospitälern den Bekennern der neuen wie der alten Religion offen stehen und eine allgemeine Amnestie verkündigt werden. Bei Prozessen zwischen Angehörigen verschiedener Konfession sollte den Neugläubigen das Recht zukommen, bei den Parlamenten eine bestimmte Anzahl von Richtern, vier, sechs oder acht zurückzuweisen. Dagegen sollten sie gehalten sein, der katholischen Geistlichkeit den Zehnten auch ferner zu entrichten und die Feiertage der römischen Kirche äußerlich zu beobachten.

4. Die Bartholomäusnacht und Karls IX. Ausgang.

Noch niemals hatte die Regierung den Reformierten so weitgehende Zugeständnisse gemacht als durch das „ewige und unwiderrufliche" Edikt von St.-Germain en Laye. Durch die „Sicherheitsplätze" standen sie wie eine selbständige Macht da. Sie hatten alle Ursache mit den Erfolgen ihrer Anstrengungen zufrieden zu sein. Und nicht minder zufrieden war der König mit dem Ausgang, er nannte die Übereinkunft von St.-Germain **seinen** Frieden. Jetzt erst hoffte er zu der ihm gebührenden Machtstellung zu gelangen. Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten und vermählte sich jetzt, nachdem die von ihm umworbene Anna von Österreich Philipps II. Gemahlin geworden war, mit deren Schwester Elisabeth, zweiter Tochter des Kaisers Maximilian II. Es schien, als ob für Frankreich eine neue Ära anbrechen sollte, als ob das politische Übergewicht, das unter den heimischen Wirren an die spanische Krone gekommen war, wieder zurückerobert werden könnte. In allen Ländern waren die Blicke und Hoffnungen der von Philipps II. Tyrannei bedrängten oder bedrohten Völker auf Frankreich gerichtet. Aber wo sollte Karl IX., schwächlich und kränkelnd wie alle Kinder Katharinas, an einem lasterhaften Hof in sittenloser Umgebung aufgewachsen, die Kraft und Seelenstärke hernehmen, die zu einer solchen Aufgabe befähigt hätten? Nicht als ob es ihm an aller Anlage gefehlt hätte; man rühmte an ihm eine rasche Auffassungsgabe, einen gewissen Scharfsinn, ein gutes Gedächtnis und eine kraftvolle Redeweise, auch war er ein Freund der Poesie und dem Dichter Ronsard huldvoll zugethan; allein er war mangelhaft unterrichtet und nie an ernste Studien und Beschäftigungen gewöhnt worden. Zwar die Kunst der Verstellung und der heuchlerischen Falschheit, darin ihn die Mutter unterwiesen, wurde durch seine ungestüme, heftige und jähzornige Natur unschädlich gemacht; auch die höfische Feinheit und Etikette vermochte ihn nicht immer vor leidenschaftlichen Ausbrüchen des Zorns, vor unwillkürlichen Äußerungen roher Gemütsart zu bewahren. Oft entströmten seinem Mund Flüche und Lästerworte. Für geistige Beschäftigungen hatte er wenig Sinn, dagegen war er im Jagen, Reiten, Ballschlagen, Tanzen unermüdlich, zum Schmieden und Schlösser-

König Karl IX.

feilen hatte er eine eigne Werkstätte. Das Urteil der Weltgeschichte hat ihn schwerer betroffen als er verdiente: er haßte die Reformierten weniger aus religiösem Fanatismus, als weil man sie ihm als rebellische Unterthanen geschildert und ihm den Glauben beigebracht hatte, daß er nicht wahrhaft König sei, solange zwei Religionen in seinem Reich beständen. Jeder Widerstand gegen seinen Willen aber konnte ihn zum heftigsten Zorn und zu Gewaltthaten hinreißen.

Günstige Stimmung des Königs gegenüber den Hugenotten.

Nie fühlte sich Karl IX. so gehoben und innerlich gekräftigt, als nach dem Frieden von St.-Germain. Wir wissen, daß er gegen den jüngeren Bruder, den Katharina und ihre ultramontanen Ratgeber so sehr begünstigten und voranstellten, Neid und Mißgunst empfand; jetzt änderte sich die Lage: im Konseil führten die Guisen nicht mehr das entscheidende Wort, die gemäßigte Partei der Politiker, als deren Führer die Familie Montmorency angesehen werden konnte, die den Frieden zustandegebracht hatte, gewann mehr und mehr das Vertrauen des Monarchen und das Übergewicht in der Regierung. Das Beispiel des königlichen Schwiegervaters, des milden und toleranten Maximilian II., gab den Ideen der Versöhnung und Duldsamkeit Nachdruck; die zelotischen Mahnbriefe von Rom, welche die Ausrottung der Ketzerei als die heiligste Regentenpflicht einschärften, verloren ihre Wirkung. Als sich die Reformierten über die ihnen nachteilige Auslegung einzelner Bestimmungen des Friedensedikts und über die unvollständige Ausführung beschwerten, sandte der König den Marschall von Cossé, einen der neuen Lehre günstig gesinnten Edelmann, nach La Rochelle, wo die Königin von Navarra, die beiden Prinzen und Coligny sich noch immer aufhielten, damit er die streitigen Punkte auf billige Weise ausgleiche, und empfing eine Deputation, an deren Spitze Lanoue und des Admirals Schwiegersohn Teligny standen, freundlich und ehrenvoll im Louvre. Gewaltthätigkeiten, die sich die katholischen Einwohner einzelner Städte gegen die Neugläubigen erlaubten, wurden bestraft, strenge Urteilssprüche von Parlamenten gemildert und die genaue Befolgung aller Artikel eingeschärft. In La Rochelle durfte eine allgemeine Synode unter Bezas Vorsitz abgehalten werden. Am Hof ging man mit dem Plan um, die jüngste Tochter Katharinas, die reizende, geistreiche aber leichtfertige Margarete von Valois mit Heinrich von Bourbon zu vermählen, wodurch das Band der Versöhnung noch fester geschlungen und die strenge und zurückhaltende Königin Johanna mit den herrschenden Verwandten enger verbunden werden sollte. Selbst Katharina befreundete sich mit diesem Gedanken.

War die Bartholomäusnacht von langer Hand vorbereitet?

Man hat in alter und neuer Zeit vielfach die Behauptung aufgestellt, dieses Entgegenkommen des Hofes sei nur Verstellung und Arglist gewesen, um die Hugenotten sicher zu machen und dann den vernichtenden Schlag desto erfolgreicher führen zu können; unter der Maske der Freundschaft und Versöhnung habe man die Fallstricke der Tücke und Treulosigkeit verbergen wollen, welche von langer Hand zum Verderben

aller von der römischen Kirche Abgewichenen, insbesondere des reformierten Adels der Provinz gelegt worden; die Bartholomäusnacht sei nur eine Nachwirkung der Bayonner Zusammenkunft gewesen, die Ausführung des von Alba geratenen Planes, zunächst die Häupter und Anstifter des ketzerischen Aufruhrs zu fällen. Eine solche Auffassung ist schwerlich zutreffend. Der König besaß zu einer so tiefangelegten Politik weder die Befähigung noch den Charakter; er war eine mehr ungestüme, heftig aufbrausende und dann wieder zur Unthätigkeit zurückkehrende Natur als ein weitblickender, überlegender und berechnender Geist, und wenn man auch der florentinischen Fürstin alle die bösen Künste, Falschheit, Wortbruch, Arglist, Verstellung, welche ihr Landsmann Machiavelli zur Behauptung der Herrschaft empfohlen hat, wenn man ihr die ganze treulose und grausame Gemütsart und Herzenshärtigkeit einer leidenschaftlichen Südländerin zutrauen mag, so muß man doch zunächst nach dem Zweck forschen. Denn aus ihrer ganzen bisherigen Haltung geht hervor, daß religiöser Fanatismus lange nicht die mächtigste Triebfeder ihrer Seele war, daß sie bei allen Handlungen und Unternehmungen zunächst kaltblütig nur das eigne Interesse und den Vorteil ihrer Kinder im Auge hatte. Diese Bestrebungen konnten aber damals kaum ihre Rechnung finden, wenn sie sich rückhaltlos der spanisch-papistischen Richtung hingab. Überhaupt sind in revolutionären Zeitperioden, wo die Gemüter von heftigen Impulsen erfaßt und fortgetrieben werden, die instinktiven und momentanen Eindrücke von größerer Wirkung als die Gebilde der Überlegung und Berechnung. Die nationale Antipathie des französischen Volks war nach wie vor gegen die Hugenotten gerichtet: ihre sektiererische Abgeschlossenheit, ihre von einem starken Bewußtsein der eignen Selbstgerechtigkeit, Tugend und Sittenstrenge getragene aristokratische Haltung, ihr schroffes Auftreten gegen den römisch-katholischen Kultus mit seinem Aberglauben, seinem kirchlichen Pomp, seinen mysteriösen Zeremonien, ihre Verachtung gegen Priestertum, Ordensgeistliche und religiöse Zeichen und Gebräuche, machten sie zum Gegenstand des Volkshasses; während der Kriege, wo von keiner Seite Gnade geübt ward, waren viele blutige Thaten geschehen, die den Gedanken nach Rache lebendig erhielten; im Beichtstuhl und auf der Kanzel waren zu viele schlimme Worte, zu viele Schmähungen und Lästerreden laut geworden, als daß in jenen Tagen religiöser Aufregung ein paritätisches Zusammenleben denkbar gewesen wäre. In der Nation selbst lag somit Brennstoff genug verborgen, der leicht wieder zur verzehrenden Flamme angefacht werden konnte, sobald das Signal zum Kämpfen und Morden von der regierenden Gewalt gegeben ward. Wenn Politik und Staatsraison der Volksleidenschaft die Schleußen öffneten, dann mußte der Fanatismus in überwältigenden Fluten und wildem Zerstörungstrieb hervorbrechen.

Stellung des Pariser Hofes zu Spanien.

Seit dem Frieden waltete am französischen Hof unter dem Einfluß des Marschalls von Montmorency und der Partei der „Politiker“ die Tendenz vor, aus der ultramontanen Koalition herauszutreten und auch nach außen eine mehr aktive nationale Politik zu treiben. Es verdroß den König, daß Frankreich in den Welthändeln eine Trabantenrolle spielen sollte; er wünsche wieder in die ruhmvollen Bahnen seines Vaters und Großvaters einzulenken. Dies war nur möglich, wenn er sich mit den der spanischen Gewaltherrschaft widerstrebenden Mächten verband, wenn Frankreich mit den Niederlanden und mit England Hand in Hand ging oder wenigstens den Siegeslauf Philipps II. zu hemmen suchte. Trotz der feurigen Abmahnungsschreiben des Papstes wurden in London Verhandlungen wegen einer Vermählung des Herzogs von Anjou und, nachdem

dieser Plan sich zerschlagen hatte, seines jüngeren Bruders, des pockennarbigen Herzogs von Alençon mit der Königin Elisabeth geführt. Diese Vermählung sollte der Aussöhnung mit den Bekennern der Reformation im eignen Reich und im Ausland zur Besiegelung dienen. Wir wissen, daß man in den ultramontanen Kreisen den Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, zum Befreier und Gemahl der gefangenen Maria Stuart ausersehen hatte; die Werbung Anjous um Elisabeth war somit ein deutliches Zeichen, daß sich der französische Hof zu der spanisch-papistischen Weltmacht in Gegensatz zu stellen gedenke. Im Louvre wurde eifrig erwogen, ob man die Verwirrung in den Niederlanden nicht zur Erwerbung dieser Provinzen für die französische Krone oder Dynastie benutzen solle. Französische Freiwillige waren unter Genlis u. a. in Hennegau eingedrungen, um gegen Alba zu fechten (S. 210); wenn man sie unterstützte, konnten sie Bahnbrecher für Frankreich werden; Oraniens Bruder, Ludwig von Nassau, wurde von dem König in vertraulicher Audienz empfangen, mit Aufmerksamkeit behandelt, mit schönen Hoffnungen erfüllt. Die Hugenotten, die mit Oranien und den niederländischen Patrioten in Bundesfreundschaft und gutem Einvernehmen standen, konnten bei einer bewaffneten Intervention in Flandern und Brabant mit Rat

Coligny in Paris. und That treffliche Dienste leisten. Namentlich zählte man auf Coligny, dessen Name damals in den reformatorischen oder freisinnigen Kreisen aller Länder eine Macht war. Der florentinische Gesandte Petrucci, der bei Katharina im Vertrauen stand und mit den Hugenotten Fühlung hatte, vermittelte seine Berufung an den Hof. Gleichzeitig suchte der Gesandte des Großherzogs von Florenz in Rom den Papst für das Projekt der Verheiratung Margaretens mit Heinrich von

28. Aug. Navarra zu gewinnen. Aber Pius V. wollte von nichts wissen: erst müßten Heinrich und Coligny ihre Irrtümer abschwören, ehe man sie in Paris empfangen dürfe. Aber auch die Freunde Colignys warnten und rieten ab; es sei bekannt genug, mit welcher Wut das Pariser Volk auf die Verächter seiner Zeremonien, auf die Feinde seines Glaubens blicke, und auch der Gesinnung eines treulosen Hofes, wo so viele offene und versteckte Feinde lauerten, sei nicht zu trauen. Aber der Admiral, der noch immer gern seiner Kriegsjahre gegen die Spanier, seiner Thaten bei St.-Quentin gedachte, dessen ganzer Sinn auf einen Rache- und Eroberungskrieg gegen Philipp und Alba gerichtet war, schlug alle Warnungen in den Wind und folgte der Einladung, um persönlich für einen neuen flandrischen Krieg zu wirken, um den König zu einem Waffengang gegen den spanischen Tyrannen, zur Unterstützung der Niederländer in ihrem heißen Ringen gegen Albas Zwingherrschaft zu bewegen. Mit welchem Ingrimm sahen

Sept. 1571. die Guisen und ihre Parteigenossen den Admiral in Paris einziehen; wie mußte es sie mit Ärger erfüllen, wenn sie wahrnahmen, daß der Feind ihrer Politik und ihres Hauses, dessen Name einst am Galgen angeschlagen gewesen, jetzt von dem Monarchen mit der größten Aufmerksamkeit behandelt ward, daß er im Louvre ein- und ausging, daß Karl die feindselige Gesinnung der Pariser Bevöl-

kerung gegen die Ketzer durch strenge Strafandrohungen niederhielt und dem Admiral eine Leibwache zur Sicherheit seiner Person gewährte, daß er sich von demselben eine Denkschrift über einen Krieg wider Spanien ausbat, ihn vertraulich seinen Vater nannte, mit ihm die Glieder des Konseils prüfte, wer wohl der großen politischen Zeitfrage gewachsen sein möchte. Man erwog, welche Gefahren und Nachteile es dem französischen Reich brächte, wenn England den bedrängten Niederländern die angerufene Hilfe gewähren und sich in dem Grenzland festsetzen würde. Der Graf von Schomberg bereiste die deutschen Höfe, die Stimmung zu erforschen, Verbindungen anzuknüpfen, Werbungen einzuleiten. Und wenn auch im königlichen Kabinett der entscheidende Entschluß nicht so rasch gefaßt wurde, wie die ungeduldige Kriegslust des von neuem Jugendfeuer entflammten Admirals wünschte, er zweifelte nicht, daß das französische Nationalgefühl und das politische Interesse, daß die ruhmvolle Mission, der Krone Frankreichs das verlorne Übergewicht in Europa zurückzuerobern, schließlich doch im Herzen des Königs durchdringen werde; er träumte schon von Siegen und Lorbeeren, die er als französischer Heerführer gegen die Spanier zu erringen gedachte; Flandern und Artois waren bereits als lockender Preis für die französische Unterstützung in Aussicht gestellt.

Auch die vorsichtige, zurückhaltende Königin von Navarra konnte den dringenden Einladungen des Pariser Hofes nicht wohl widerstehen. Zwar fühlte sie die letzte Absicht bei der Sache, ihren Sohn wie einst ihren Gatten zu bestricken und in die katholische Kirche zurückzuführen, mit dem Instinkt mütterlicher Sorge richtig heraus. Blieb er dagegen fest, so versprach ihm diese Vermählung eine ehrenvolle Stellung neben dem Thron, ihren Glaubensgenossen den Schutz des Reichs. So machte sie sich denn im Frühjahr auf die Reise, begleitet von ihrem Sohn, von dem Prinzen von Condé und von zahlreichen Edelleuten ihrer Konfession; der Hof empfing die Gäste in Blois und geleitete sie im Mai mit allen Ehren nach der Hauptstadt. Kurz vorher war Papst Pius V. aus der Welt geschieden, nachdem er noch durch eine außerordentliche Gesandtschaft, bestehend aus dem Legaten Alessandrino und dem Jesuitengeneral Borgia, die Heirat der katholischen Königstochter mit dem ketzerischen Prinzen zu hintertreiben gesucht. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Paris starb die Königin von Navarra an einer Lungenentzündung; einige Monate zuvor war der Kardinal von Chatillon, der die Unterhandlungen mit der Königin Elisabeth geleitet hatte, plötzlich auf der Rückreise gestorben. Bei der tiefgehenden Aufregung und leidenschaftlichen Parteiwut jener Tage lag der Verdacht einer Vergiftung nahe. Johanna sollte durch Handschuhe, die ihr ein Hofparfumeur geliefert, den tödlichen Krankheitsstoff empfangen haben. In ihr verloren die Bekenner des reformierten Glaubens eine kräftige Stütze; denn sie hing mit Standhaftigkeit an den evangelischen Lehren, deren Keime sie von der Mutter empfangen und die sie ihren beiden Kindern eingeprägt hatte; ihre Umgebung bestand größtenteils aus Pre-

Tod der Königin Johanna.

9. Juni 1572.

digern, wodurch ihr Geist und ihre Unterhaltung einen theologischen Anstrich gewann; ihre Sitten waren streng, ihre Lebensweise einfach; treu der Vorschrift Calvins, dessen „weibliches Ebenbild" sie darstellte, sprach sie den Wunsch aus, ohne Pomp und Gepränge in der Gruft ihrer Väter beigesetzt zu werden. Johannas Tod verschob die Vermählung ihres Sohnes Heinrich mit Margarete. Die Prinzessin hegte ohnehin gegen diese Verbindung eine innere Abneigung; sie hatte ihre ganze Liebe dem jungen Guise zugewendet und betrachtete sich nun als Opfer politischer und dynastischer Interessen.

König Karl IX. und Coligny. Während dieser Zeit trat eine Wendung in den Hofkreisen ein, die zwar nicht durch geschichtliche Zeugnisse nachgewiesen, wohl aber durch den Zusammenhang der Dinge und durch die Charaktere und Stimmungen der handelnden Persönlichkeiten erraten werden kann. Die Guisen waren abwesend, der Kardinal Karl in Rom, um bei der neuen Papstwahl mitzuwirken, die andern Glieder der Familie auf ihren Gütern; auch Katharina von Medici war vom Hofe entfernt, sie hatte ihre älteste Tochter in Lothringen besucht. Die bei Mutter und Sohn schon bestehende Abneigung gegen Philipp II. wurde gesteigert durch das hochmütige Benehmen seines Gesandten Alava, der alles französische Wesen gründlich verachtete und sich so mißliebig machte, daß Philipp endlich nachgeben und ihn abrufen mußte. Dafür gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem König und Coligny inniger und vertraulicher. Karl IX. fand Wohlgefallen an dem Edelmann, der trotz seiner vorgerückten Jahre noch jugendliche Kraft und Frische besaß, der inmitten einer verderbten Zeit ein ehrbares sittliches Leben führte, mit patriarchalischer Würde seiner Familie, seinen Hausgenossen vorstand, ein warmes Herz für die nationale Ehre und Größe seines Vaterlandes in sich trug. Der König hatte während seiner elfjährigen Regierung noch nichts für seinen Ruhm, nichts für die Ehre und Wohlfahrt der Nation gethan, er war nur von andern vorgeschoben und geleitet worden. Nun sah er sich zum erstenmal einem Mann gegenübergestellt, der ihm ein höheres Ziel setzte, der ihm den Weg zeigte, die innere Zerrüttung und Zerklüftung auszugleichen und die gesamte Volkskraft zum Vorteil des Reichs, zur Verherrlichung des eignen Namens zu verwenden. (April.) Der Gedanke eines Kriegs gegen Spanien, wodurch die Niederlande für Frankreich gewonnen werden möchten, fand immer mehr Eingang in seiner Seele. Er begünstigte heimlich das Einrücken französischer Freischaren in die niederländischen Grenzlande; es war ihm ganz recht, daß Coligny mit Wilhelm von Oranien und den Häuptern der Patrioten in Verbindung trat und ihnen französische Hilfe in Aussicht stellte. Der Krieg gegen Spanien war für den Admiral die wichtigste Lebensaufgabe. Selbst im südlichen Amerika suchte er durch ausgewanderte Hugenotten dem absolutistisch-hierarchischen System Philipps II. entgegenzuwirken; der Kampf gegen diese Macht erschien ihm als eine heilige Pflicht, welche die Humanität, wie die nationalen und christlichen Interessen auferlegten. Und nun sah er den Augenblick herannahen, da er einen

jungen König und die Kräfte eines mächtigen Reichs in diesen Kampf fortreißen werde, da dasselbe Frankreich, welches bisher im Bunde mit Rom und mit Spanien die religiöse Freiheit und Selbstbestimmung gewaltsam niederzuhalten gesucht, gegen den Bannerträger der kirchlichen Einheit und Gleichförmigkeit ins Feld zu rücken sich anschickte.

Aber so weit sollte es nicht kommen; schon rüstete die Gegenmacht ihre Streitkräfte, um eine solche Wendung in dem weltgeschichtlichen Drama zu verhindern. Als Katharina und die Guisen nach der Hauptstadt zurückkamen, fanden sie den Krieg gegen Spanien in Vorbereitung, fanden sie Coligny im Besitz des Vertrauens und der Gunst des Monarchen, fanden sie sich in die Lage versetzt, ihren ganzen bisherigen Einfluß an einen verhaßten Rivalen übergehen zu sehen. Sollte das Reich Ludwigs des Heiligen gegen die Vorfechter der kirchlichen Autorität und der Glaubenseinheit, gegen die Träger und Begründer monarchischer Machtvollkommenheit die Waffen ergreifen, mit den revolutionären Elementen einen Freundschaftsbund schließen, die Opposition gegen die überlieferte Ordnung in Kirche und Staat stärken und unterstützen? Ein solcher Gedanke war ihr unerträglich; sie hätte mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen, ihre bisherige Politik, ihre tiefwurzelnde Antipathie gegen die Hugenotten verleugnen und verdammen müssen. Und war denn der Kampf gegen die erste Großmacht, der die Kräfte der gesamten katholischen Welt zu Gebote standen, nicht ein gefährliches Wagstück für das durch Parteiwut zerrissene, durch Faktionen geschwächte Frankreich? Noch hielt Albas Terrorismus die burgundischen Provinzen in Unterwürfigkeit; noch hatte sein System des Schreckens und der Gewalt nicht Schiffbruch gelitten. Die französischen Freischaren waren bei Mons überwunden, zersprengt, gefangen. Elisabeth von England aber ließ merken, daß sie den Besitz der flandrischen Seeküste den Franzosen noch weniger gönnte als den Spaniern. Die Erkundigungen, die Frankreich bei der Pforte einzog, endeten damit, daß der französische Gesandte Noailles dringend vor einer Herausforderung Spaniens warnte. Dazu die Unzuverlässigkeit deutscher Hilfe und die Geldnot. In zwei großen Sitzungen des französischen Staatsrats wurde beschlossen, den Frieden aufrecht zu erhalten. Zwar trug Coligny seine Ansicht mit Feuer und Beredsamkeit vor, die Königin und der Herzog von Anjou aber traten ihm entgegen. Gereizt durch den Widerspruch gab jener zu verstehen, daß er und seine Freunde sich nicht abhalten lassen würden, auf eigne Hand wider Alba ins Feld zu ziehen, und daß, wenn jetzt der König einem Krieg ausweiche, der Vorteil verheiße, leicht ein andrer ausbrechen könnte, dem er nicht auszuweichen vermöchte. Die Mediceerin glaubte in diesen Worten eine versteckte drohende Hindeutung auf einen neuen Religionskrieg zu entdecken. Es fing ihr vor dem Mann an zu grauen. Alles was sie seit Jahren mit kluger Staatskunst errungen, woran sich ihr stolzes Herz weidete, stand auf dem Spiel, sie sah die Leitung der öffentlichen Dinge, die Richtung der Politik ihren Händen entgleiten.

Katharina von Medici.

17. Juli.

6. u. 9. Aug.

Durch Verführung und Hofkünste war dem geraden, charakterfesten und standhaften Admiral nicht beizukommen; so suchte sie denn mit Tücke und argListiger Gewaltthat den Verhaßten aus dem Wege zu räumen.

Der Mordplan. Den heißblütigen Italienern liegt der Trieb sich zu rächen tief im Blut; wir haben in früheren Blättern öfters gelesen, wie sehr man von jeher im Apenninenlande geneigt war, eine Katastrophe durch einen politischen Mord herbeizuführen, wie leicht man im leidenschaftlichen Zorn und Parteieifer zu Gift und Dolch griff, um sich eines gefährlichen Gegners zu entledigen. Die Florentinerin hatte noch wegen des Überfalls von Meaux mit dem Admiral abzurechnen; persönliche Rachsucht gesellte sich zu den politischen Motiven. Auch die Witwe des Herzogs Franz von Guise, jetzt Herzogin von Nemours, war eine Italienerin aus dem Hause Este. Das Blut ihres Gatten war noch nicht gerächt; in der Familie Guise hatte man trotz aller äußerlichen Versöhnung nicht vergessen, daß Coligny der Anstiftung oder Mitwissenschaft des Mords vor Orleans beschuldigt worden war. Die gleichen Gefühle und Interessen führten die Guisen und die Königin-Mutter einander nahe; hatte in früheren Tagen hier und da Spannung und Rivalität zwischen ihnen bestanden, so waren doch nie prinzipielle Gegensätze aufgekommen; und jetzt drängten die gleichen Zwecke alle andern Gefühle zurück. Auch der Herzog von Anjou und der päpstliche Nunzius Salviati wurden in das Komplott gezogen. Der Admiral sollte ermordet werden. Am 17. August war die Vermählung der Prinzessin Margarete mit Heinrich von Bourbon, dem Fürsten von Navarra und Bearn, vollzogen worden; die Königin-Mutter hatte sie nicht zu verhindern gesucht, auch in Rom war man von jeder weitern Einsprache abgestanden. Ein Wink des päpstlichen Nunzius soll auf wichtige Ereignisse hingedeutet haben. In Katharinas Seele liefen zwei Pläne nebeneinander her. Die Versöhnung der Parteien war ihr ganz recht, sofern dadurch ihre eigne Machtstellung gewahrt und der innere und äußere Krieg vermieden ward; letzteres schien ihr aber nur erreichbar, wenn Coligny aus dem Leben geschafft würde. So verfolgte sie denn mit „innerer Zweizüngigkeit“ zu gleicher Zeit zwei Entwürfe. Mitten unter den Festlichkeiten, welche der Vermählung auf dem Fuße folgten, wurde der Anschlag auf das Leben des Admirals ausgeführt. Als Coligny am 22. August aus dem Louvre zurückkehrend an einem den Guisen gehörenden Haus vorüberritt, wurde durch das verhängte Fenster von einem gedungenen Meuchelmörder, Maurevel, auf ihn geschossen. Die Kugel traf jedoch nur den Arm; verwundet wurde er nach seiner Wohnung gebracht, während der Thäter Zeit zur Flucht fand. „Wäre,“ schreibt der päpstliche Nunzius, „der Admiral sofort gestorben, so hätte man andre nicht getötet; da er aber nicht starb und Katharina ein großes Unglück fürchtete, so beriet sie sich mit dem König, und sie beschlossen, die Scheu fallen zu lassen und ihn samt den andern zu ermorden.“ Damit scheint der wahre Zusammenhang getroffen. Katharina hatte zunächst nur den Mann aus der Welt schaffen wollen, dem sie Rache ge-

schworen, der ihren Einfluß und ihre herrschende Stellung am Hof zu untergraben drohte, der das Reich in einen Krieg gegen die katholische Vormacht hineinzureißen suchte. Von den übrigen Hugenottenhäuptern hoffte sie, daß das Leben am Hof ihrem Glauben mit der Zeit tödlich werden würde. Daß nun aber das Attentat nicht den Tod, sondern nur die Verwundung Colignys zur Folge hatte, machte weitere Schritte notwendig. Die Gefahr war für die Urheber des Mordversuchs größer als zuvor: der König geriet bei der Nachricht in den heftigsten Zorn; „soll ich denn niemals Ruhe haben", rief er unwillig; er stieß Drohungen aus gegen die Guisen, er befahl, daß man eine strenge Untersuchung anstelle. Die protestantischen Edelleute, die sich wegen der Hochzeitsfeierlichkeiten zahlreich aus der Provinz in Paris eingefunden hatten, verlangten in trotzigem Ton Rache und Sühne an den Urhebern, die sie in den höchsten Hofkreisen suchten. Nur das Vertrauen auf den König hielt sie ab, die Hauptstadt sofort zu verlassen und Coligny mit sich zu führen, was leicht das Signal zu einem neuen Bürgerkrieg geben konnte. Zur größeren Sicherheit des Verwundeten wurden ihnen Herbergen in der Nähe seiner Wohnung angewiesen; der ganze hugenottische Adel sollte ihm während der Heilung als Leibwache dienen. Karl IX. selbst stattete in Begleitung seiner Mutter und Brüder dem Kranken einen Besuch ab und wiederholte die Versicherung strengster Bestrafung der Schuldigen. Bei der Gelegenheit soll der Admiral den König insgeheim ermahnt haben, die Leitung der Staatsgeschäfte, welche die Königin und ihre Günstlinge ganz an sich gerissen hätten, in die eigne Hand zu nehmen. Katharina sah einen Abgrund vor sich: wenn Coligny wieder genas, so war es um ihren Einfluß geschehen; die Politik nahm eine andre Wendung, ihre Feinde triumphierten. Lieber wollte sie das Äußerste wagen; alle finstern Mächte, Stolz, Rachsucht, Fanatismus vereinigten sich in ihrem Innern und machten sie zur Furie. Sie versammelte ihre Vertrauten um sich, die Guisen, den Herzog von Anjou, den Großsiegelbewahrer Birago, einen Mailänder von Geburt, zwei andre Italiener, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, und Albert Gondi, Herzog von Retz, den Marschall von Tavannes, lauter eifrige Ultramontane. Das Resultat ihrer Beratung war, daß die Sicherheit der Königin und des Reichs es fordere, daß man sich der Häupter der Hugenotten durch den Tod entledige. Wenn man den König dahin bringen würde, daß er seine Einwilligung gebe, so könne man dem Haß und der Religionswut des Pariser Volks, den Zünften und Brüderschaften die Ausführung ruhig überlassen.

Dies war die Geburtsstunde der Bartholomäusnacht. Am Nachmittag des 23. August begab sich die Mediceerin mit einigen der genannten Katholikenhäupter zu dem König. Mit eindringlichen Worten stellte sie dem Sohn vor, daß die Hugenotten entschlossen seien, das Attentat gegen Coligny zu einem neuen Bürger- und Religionskrieg zu benutzen, jetzt schon seien ihre Drohungen gegen die Königin selbst, gegen andre Glieder der königlichen Familie gerichtet;

Die Bartholomäusnacht.

Der König ins Komplott gezogen.

bald würden sie Thron und Altar umstürzen; der Admiral lasse deutsche Landsknechte werben; einige Edelleute seien in den Provinzen thätig, neue Hugenottenscharen zu sammeln und, wie schon früher einmal, auf Paris loszurücken. Die getreuen katholischen Unterthanen, überdrüssig der unaufhörlichen Kriege und ergrimmt über die Feinde und Verächter ihrer Religion, seien entschlossen, sich selbst zu helfen, eine Ligue zu schließen und einen zuverlässigen selbstgewählten Generalkapitän an ihre Spitze zu stellen; dann werde der König ohne Macht und Autorität in der Mitte stehen zwischen zwei feindlichen Heerlagern. Nur der Tod des Admirals und einiger andern Parteihäupter der Reformierten vermöge Reich und Thron vor einer neuen Erschütterung zu bewahren. Jetzt könne der Schlag ohne Gefahr ausgeführt werden, lasse man dem Löwen Zeit, aus seiner Einhegung herauszubrechen, so werde er furchtbare Verwüstung anrichten. Schon sei der Tag bestimmt, an dem sich die hugenottische Streitmacht in Melun versammeln sollte. Die übrigen Anwesenden stimmten der Rede der Königin bei. Dennoch konnte Karl IX. sich lange nicht entschließen, seine Einwilligung zu geben; eine ganze Stunde widerstand er ihren Ermahnungen; Mutter und Bruder drohten, den Hof zu verlassen. Doch gewann die Italienerin endlich wie immer, wo sie es mit diesem Sohn zu thun hatte, so auch diesmal das Spiel. Mit seinem gewöhnlichen Schwur, „bei Gottes Tod", gab Karl zu, daß man den Admiral töte, zugleich mit der ganzen Heftigkeit seiner Gemütsart hinzufügend, alle Hugenotten sollten sterben, damit keiner übrig bleibe, der ihm Vorwürfe machen könne. In großer Aufregung verließ er den Saal und erteilte die nötigen Befehle. Den Guisen und dem Herzog von Angoulème, Karls unechtem Bruder, wurde die Ausführung übertragen. Sie setzten sich mit dem Prevôt des Marchands, Charron, und seinem Vorgänger Marcel in Verbindung; denn auf die Wut der fanatischen Bevölkerung von Paris setzten sie das größte Vertrauen. Waffen sollten an die Stadtmiliz ausgeteilt und die Thore verschlossen werden. In gemeinsamer Beratung wurden die Rollen verteilt, wer die einzelnen Häupter auf sich nehmen solle. Nur die beiden bourbonischen Prinzen, Navarra und Condé, sollten verschont werden; auch die Montmorencys wollten einige in das Schicksal der Reformierten verflechten; da aber der älteste der Brüder abwesend war, so fürchtete man, er möchte aus Blutrache einen neuen Krieg entzünden. Katharina von Medici äußerte später, sie nehme nur das Blut von sechs Ermordeten auf ihr Gewissen. Dennoch trifft sie die Hauptschuld; sie hatte den König zu dem Mordbefehl gedrängt, der die Leidenschaften der Masse entfesselte; wer wollte jetzt den losgelassenen Geistern Grenze und Maß bestimmen? Rachsucht, Fanatismus und andre dämonische Mächte wirkten zusammen, um das französische Volk zu der Grausamkeit zu treiben, die es so oft in Momenten der Erregung an den Tag gelegt hat, um jene Greuelszenen herbeizuführen, die unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder der Bluthochzeit von Paris in Frankreichs Annalen eine der dunkelsten Seiten bilden und das

Andenken Karls zu dem eines Sulla und Marius, eines Nero und Domitian reihen.

Mit teuflischer Überlegung und Planmäßigkeit wurden die Anordnungen zu der entsetzlichen That getroffen. Die in der Nähe des Schlosses aufgestellten königlichen Garden, die Schweizer und die französische, wurden unterrichtet, daß die Hugenotten sich gegen Thron und Reich verschworen hätten und daß es der Wille des Königs sei, denselben zuvorzukommen und die Gefahr durch ihre Ermordung abzuwenden. Die Bürgermiliz und bewaffnete Volkshaufen schlossen sich an; eine weiße Binde um den Arm und ein Kreuz am Hut sollte das Erkennungszeichen der Katholiken sein. Es war Sonntag den 24. August des Jahres eintausendfünfhundertzweiundsiebzig, als um Mitternacht die Sturmglocke von St.-Germain l'Auxerrois ertönte, das verabredete Signal der schauerlichen Blutarbeit. Da stürzten die Mordbanden in die Stadtquartiere, wo die Häupter der Reformierten ihre Wohnungen genommen hatten, drangen mit Schwertern und Schießwaffen in die erbrochenen Häuser, erschlugen die Flüchtigen auf den Straßen. Coligny, der greise Held, war das erste Opfer, das die Guisen selbst und der Bastard von Angoulème ihrem Haß und ihrer Rachgier ausersehen. Er wurde in seinem eignen Gemach, als er gerade Calvins Kommentar zum Hiob las, überfallen und niedergestoßen. Darauf schleppten die gedungenen Bösewichter den verwundeten aber noch lebenden Mann an das Fenster, um ihn in den Hofraum hinabzustürzen, wo die Führer zurückgeblieben waren. Er hielt sich mit dem linken Arm an einer Säule fest, bis er, von neuen Wunden durchbohrt, Kraft und Bewußtsein verlor und entseelt zu den Füßen Guises niedersank. Dann soll sein Haupt abgeschlagen, der verstümmelte Leichnam durch die Straßen geschleift und an den Galgen gehängt worden sein. Erst einige Zeit nachher bewirkte Montmorency, daß er in der Familiengruft zu Chatillon beigesetzt ward.

Ermordung Colignys. — *24. Aug. 1572.*

Nun richtete sich die Wut gegen die übrigen. Die Mörderscharen, von Guise, Nevers, Tavannes, Montpensier u. a. geleitet und angefeuert durch den Ruf, der König wolle und befehle den Tod der Verschwörer, durchstreiften alle Teile der Stadt, füllten Häuser, Straßen, Brücken mit Blut und Leichen und höhnten Gefühl, Menschlichkeit und Gesetz. Alle die tapferen Gefährten des Admirals, die Larochefoucauld, die Teligny, die Briquemont, die La Force, alle die getreuen Anhänger der Prinzen, die zu dem Ehrenfest des Bourbon nach der Hauptstadt gezogen waren, frohe südländische Gesellen, die in so mancher Feldschlacht mutig gefochten, sie alle mußten, Herr wie Diener, ihre Loyalität, ihr Vertrauen auf die Heiligkeit des Gastrechts, auf nationale Verwandtschaft und Treue mit bitterem schmerzlichem Tod büßen, ohne Gegenwehr und ehrlichen Kampf dahinsinken. Selbst im Schloß wurden die Begleiter Heinrichs von Navarra ermordet; an den nackten Leichen weideten schamlose Hofdamen ihre neugierigen Blicke. Fanatismus, persönliche Feindschaft, Raubsucht, Mord-

Allgemeines Morden.

gier, alle Leidenschaften und dämonischen Gewalten durchtobten die verwilderte Menschenbrust und trieben zu Greuelthaten, wie die Weltgeschichte alter und neuer Zeit kaum ein andres Beispiel zu verbuchen hat. Die engen Straßen ertönten von Gewehrschüssen, von Schwerthieben, von wildem Mordgeschrei, von Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden, von den Angstrufen der Angegriffenen. In ihrem Wohnzimmer, in ihren Betten wurden die Wehrlosen überfallen; und wenn sie den Schrecken des Todes zu entfliehen suchten, folgte ihnen Mord und Grausen von allen Seiten. Es ist eine bekannte Erzählung, daß selbst König Karl IX. vom Balkon oder aus den Fenstern des Louvre herab auf die fliehenden Ketzer geschossen und zum Morden angefeuert habe. Bei dem ungestümen, heftig aufbrausenden Wesen des Fürsten und seiner angebornen Wildheit, ist ein solcher Wechsel der Gefühle, eine so blutgierige Anwandlung wohl denkbar. Die Monarchie, zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft geschaffen, vergaß ihrer moralischen Grundlage, ihres welthistorischen Ursprungs und machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen.

In Paris selbst wurden in der Mordnacht und den drei darauf folgenden Tagen wohl zweitausend Schlachtopfer dem Dämon des Fanatismus dargebracht. Mancher benutzte die Gelegenheit, da jede Gewaltthat im Namen der Religion ungestraft vollführt werden konnte, um seine persönliche Rachsucht zu befriedigen. So wurde der eifrige Reformator der Universität, Peter Ramus (La Ramée), von einem Kollegen (Charpentier), dessen Unwissenschaftlichkeit er bekämpft hatte, in seinem Versteck aufgesucht und gedungenen Mördern überliefert. Nur wenige der Führer entrannen dem blutigen Geschick. Unter den Geretteten befanden sich die beiden bourbonischen Prinzen, der König von Navarra und der junge Condé, die Karl IX. nach langer Beratung mit seiner Mutter und seinem Bruder in den königlichen Gemächern des Louvre geborgen hatte. Sie wurden aber nur unter der Bedingung verschont, daß sie der ketzerischen Lehre entsagten, die nun in Frankreich nicht länger geduldet werden sollte. Unter den „Schrecken des Todes und der Qualen" wichen sie der Gewalt und Überredung. Auch Montgomery, durch dessen Lanze einst Heinrich II. verwundet worden, entging dem Verderben, starb aber bald darauf als Hochverräter unter dem Schwert des Scharfrichters. Katharina von Medici ließ es sich nicht nehmen, Zeugin des Racheakts zu sein. Die Blutszenen blieben nicht auf Paris beschränkt. „Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisierten überall den Fanatismus." Nur wenige Statthalter und Ortsvorstände hatten den Mut, den Überbringern der Botschaften zu antworten, sie seien keine Meuchelmörder. In Meaux, Orleans, Angers, Troyes, Bourges, La Charité, Lyon, Toulouse, Rouen und vielen andern Orten erzeugte die Religionswut ähnliche Greuel wie in Paris, so daß nach der mäßigsten Berechnung 20,000 Hugenotten hingeschlachtet wurden. In Lyon fiel Claude Goudimel, der die ergreifenden Weisen für die Psalmen von Beza und Marot erfunden hatte, unter den Streichen der Fanatiker. „Auch als man der losgelassenen Wut Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von neuem auf; sie lebte in ihrer eignen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute."

Am Hof war man anfangs Willens, das gräßliche Ereignis als eine That der Blutrache zwischen den Guisen und Chatillons darzustellen; aber es konnte nicht verborgen bleiben, daß der König selbst die Befehle erteilt hatte; so mußte man denn wieder zu dem angeblichen Komplott seine Zuflucht nehmen. In einer feierlichen Sitzung des Parlaments erklärte Karl, daß Coligny und seine Freunde die Absicht gehabt, das ganze Haus Valois auszurotten, um einen der Ihrigen an die Herrschaft zu bringen. Dieses verbrecherische Vorhaben zu verhindern, habe er das äußerste Gewaltmittel anwenden müssen. Der Gerichtshof solle gegen den Admiral und seine Mitschuldigen eine Untersuchung wegen Hochverrats einleiten. Eine ähnliche Auffassung suchte man durch Manifeste in den Provinzen und Städten in Umlauf zu setzen. Nicht um der Religion, sondern um der verruchten Verschwörung willen seien die Hugenotten von der Strafe betroffen worden. Für diejenigen Bekenner des reformierten Glaubens, die sich ruhig in ihren Häusern halten würden, solle das Friedensedikt nach wie vor in Geltung bleiben; öffentliche Predigten und Versammlungen seien jedoch untersagt. An die fremden Höfe lauteten die Anzeigen verschieden, je nach dem Charakter. Während man in Madrid und Rom das Verdienst in Anspruch nahm, mit Vorbedacht die Feinde der Kirche vernichtet zu haben, suchte man bei Elisabeth und Maximilian II. die Sache so darzustellen, als ob man zur Verhütung des von den Hugenottenhäuptern beabsichtigten neuen Kriegs den Guisen freie Hand gelassen habe. Diese doppelzüngige Haltung empört fast noch mehr als die Blutthat selbst. Bei dieser konnte man einer momentanen Aufwallung wilder Triebe und Leidenschaften einige Rechnung tragen; aber in dem zweideutigen perfiden Ränkespiel, in dem Gewebe von Lüge, Tücke, Arglist, wie es in den nächsten Tagen nach der Bartholomäusnacht in Szene gesetzt wurde, trat die ganze furchtbare Entartung hervor. Während man durch Friedensversicherungen und erheuchelte Toleranz die angstvollen Gemüter zu beschwichtigen und niederzuhalten suchte, wurde in Paris eine feierliche Prozession veranstaltet, zum Dank, daß Gott das Reich und den König vor Unheil bewahrt, wurden noch einzelne Unglückliche, welche dem Verderben entgangen waren, nachträglich einem schmachvollen Tod durch Henkershand überantwortet, ließ man im ganzen Land dem Fanatismus, der Rachsucht, der Grausamkeit freien Lauf. Keine geschichtliche Schönfärberei, mag sie auch noch so genial ausgeübt werden, wird im stande sein, den sittlichen Abgrund zu verdecken, in den wir damals den französischen Hof und die herrschende Klasse versunken sehen.

Haltung des Hofs nach der Bluthat.

Der Eindruck, den die Greuel der Bartholomäusnacht hervorbrachten, war ein sehr verschiedener. Philipp II. soll bei der Nachricht zum erstenmal freudig aufgelacht haben; sah er sich doch jetzt von der schweren Sorge eines französisch-spanischen Kriegs befreit; er glaubte der Versicherung des Pariser Hofes, daß alles nur Täuschung gewesen, um die Hugenotten in Sicherheit zu wiegen, und rühmte die Kunst der Verstellung und Hinterlist. Er bot seine Hilfe zur völligen Ausrottung der Ketzerei

Eindrücke und Wirkungen.

an. Auch Alba freute sich, weil er hoffte, jetzt werde Frankreich ganz in die spanische Politik einlenken, sowenig die formlose Gewaltsamkeit, wobei man die ungebändigten Triebe des untern Volks zu Hilfe gerufen, nach seinem Sinn war. Die größte Freude empfand man in Rom. Der Kardinal von Lothringen ließ dem Kurier tausend Dukaten reichen und der neue Papst Gregor XIII. feierte die Siegesbotschaft mit Prozessionen und Dankgottesdienst und verherrlichte die glänzende Einweihung seines Pontifikats durch ein Gemälde und eine Denkmünze. Ganz anders war der Eindruck in den protestantischen Kreisen. Man war in jener Zeit der religiösen Verfolgungen und Hinrichtungen an viele Greuel gewöhnt; aber kein Ereignis hatte noch solches Entsetzen erregt; daß die Regierung selbst die Mordwut fanatischer Volksklassen aufgeweckt und gegen wehrlose Mitbürger in die Waffen gerufen, war eine so unerhörte, so empörende Erscheinung, daß die ganze reformierte Welt wie betäubt dem Schreckbild gegenüberstand. Und gerade damals betrieb der französische Hof die Erhebung des Herzogs von Anjou auf den polnischen Königsthron. Man fuhr daher fort, durch diplomatische Kunstgriffe, durch Lügen und Entstellungen der Greuelthat den religiösen Charakter zu rauben, sie als Notwehr gegen Verschwörer, Rebellen und Feinde jeder Monarchie hinzustellen. Montluc, Bischof von Valence, wirkte in diesem Sinn in Polen; Schomberg, ein Deutscher von Geburt, bereiste die protestantischen Länder des Deutschen Reichs, besonders Kurpfalz und Sachsen, damit das alte Bündnis nicht zerrissen werde; ein andrer Botschafter wurde nach der Schweiz gesandt. Zugleich wurden die Federn feiler Schriftsteller in Bewegung gesetzt, um die Vorgänge der Pariser Bluthochzeit zu entstellen, zu verwirren, zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Peter Charpentier, ein zweideutiger Calvinist, den einst Beza in seinem eignen Hause in Genf aufgenommen hatte, suchte in einem Sendschreiben an den Philologen Franz Portus darzuthun, daß der König nicht die Gewissensfreiheit der reformierten Gläubigen habe schädigen wollen, daß aber in ihrer Mitte eine von den Guten nicht anerkannte politische Partei gewesen, die, geleitet von einem Atheisten in der Schweiz, sogar von Königsmord gesprochen und, als das Maß voll gewesen, ihre Strafe gefunden; diese hätten dann viele Unschuldige mit ins Verderben gezogen. Portus brandmarkte den Verleumder in einer Gegenschrift; aber der Hof freute sich, daß auch aus dem gegnerischen Heerlager sich eine Stimme zu seinen Gunsten erhoben, und sorgte für möglichste Verbreitung des Schriftstücks in England und Deutschland. Bald traten andre in die Arena: Dufaur de Pibrac, der dem Tridentiner Konzil beigewohnt, verfaßte in elegantem Latein im Interesse der Königsfamilie eine Schutzschrift, die durch ihre tendenziösen Entstellungen eine Menge von Erwiderungen hervorrief. Auch der größte Rechtsgelehrte der Zeit, Cujacius, entehrte seinen Namen durch eine Parteischrift, wie sie seinem Freund Montluc dienlich war; und der gedankenarme Schönredner Muret suchte einige Zeit nachher in einem Panegyrikus auf Karl IX. Kirche und Königtum rein zu waschen von der großen Schandthat des Jahrhunderts. Keine dieser Schriften blieb unbeantwortet; besonders erhoben die französischen Flüchtlinge laut ihre Stimme gegen Verleumdung und Lüge, so daß die polemische Litteratur über die Bartholomäusnacht und die handelnden Personen zu einer mächtigen Flut heranwuchs, welche das Urteil der Zeitgenossen vielfach irre geleitet hat. Aber die Weltgeschichte übte das weltgerichtliche Amt mit gerechter Wagschale.

Die Hugenotten ermannen sich.

Es zeigte sich bald, daß blinde Rachsucht und Leidenschaft schlechte Ratgeber sind. Die Dynastie der Valois ist an der Bartholomäusnacht zu Grunde gegangen, und die Religionswut, welche durch diese That von neuem angefacht wurde, hat der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs unheilbare Wunden geschla-

gen. Nur zu bald konnte man gewahren, daß sogar im eignen Land das Verbrechen seinen Zweck verfehlt habe. Mochten auch im ersten Schrecken viele dem blutgetränkten Boden der Heimat den Rücken kehren und in der Schweiz, in der Pfalz, in den Niederlanden ein Asyl suchen, mochten auch einzelne Schwache und Eingeschüchterte die Beute der Jesuiten und Mönche werden und der Messe wieder anwohnen, weitaus die Mehrzahl der Reformierten beharrte um so standhafter bei ihrer Überzeugung. Sie suchten Schutz in den Burgen und Festungen des Südens und faßten den Entschluß, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Von grenzenlosem Haß und Abscheu erfüllt, schwuren sie, lieber im ehrenvollen Kampf für die Sache des Gewissens zu fallen, als durch Mörderhand meuchlings sich hinschlachten zu lassen. In den Burgen der Sevennen, in den abgelegenen Gegenden der Languedoc, in den festen Städten La Rochelle, Nimes, Montauban, Sancerre, erzeugte die Kunde von dem autorisierten Mordfrevel einen kriegerischen Mut, den Gewalt und List nicht zu brechen vermochte. Wie einst im Deutschen Reich zur Zeit des Interim die reformierten Geistlichen nach Magdeburg flüchteten und von dort aus das reformatorische Bewußtsein in Norddeutschland schärften und wach erhielten, so suchten jetzt in Frankreich die calvinischen Prediger in den Städten des Südens eine Zuflucht gegen das über ihren Häuptern geschwungene Mordschwert der Fanatiker. Sie predigten in feurigen Zungen und ihre Worte entzündeten in den Herzen der Hörer die Glut religiöser Begeisterung. Sie vertrauten auf die Gerechtigkeit Gottes, welche den Getreuen Kraft verleihen und die Schuldbewußten und Tyrannen zu Falle bringen werde.

Der Hof von Paris lehnte die angebotene Hilfe Spaniens zur gänzlichen Unterdrückung der Ketzerei ab; nimmermehr hätte Katharina die Schutzherrschaft Philipps oder das gebieterische Übergewicht der Guisen ertragen. Aber Mutter und Sohn waren entschlossen, die neue Religion nicht länger in Frankreich zu dulden, wenigstens nicht den öffentlichen Kultus derselben. Deshalb rückten königliche Heere ins Feld, um die ungehorsamen Städte zur Unterwerfung zu bringen. Als La Rochelle, gewarnt durch das Beispiel von Bordeaux und Castres, wo neue Mordszenen auf Anstiften der Jesuiten Schrecken und Angst verbreiteten, dem neuernannten Gouverneur Biron, obwohl er in den Hugenottenkreisen als gutgesinnter Mann galt, die Thore verschloß, wurde die Stadt von der Land- und Seeseite belagert. Vergebens ward den reformierten Einwohnern Gewissensfreiheit als Preis der Ergebung angeboten; die Bürger verlangten für sich und ihre Schutzbefohlenen auch das Recht der äußeren Religionsübung; ihrem Beispiel folgte die kleine Festung Sancerre, vor welcher ein zweites königliches Belagerungsheer eintraf. Und nun erlebte die Welt das Schauspiel, daß zwei Städte, ohne auswärtige Hilfe, ohne hinreichende Vorräte, fast ein ganzes Jahr lang der königlichen Kriegsmacht Trotz boten. Viele mieden den Verkehr mit Guise und seinen Genossen; mit Entsetzen glaubten die Mitspielen-

Belagerung von Sancerre und La Rochelle. 1573.

den unter den Würfeln des Herzogs Blutspuren zu sehen. Eine gemäßigte Partei, welche den inneren Krieg auszugleichen, die Schmach der Bartholomäusnacht zu sühnen beflissen war, gewann immer mehr Boden. Selbst des Königs Bruder, der Herzog von Alençon, der solange den Gedanken einer Vermählung mit der jungfräulichen Königin von England in seinem Herzen trug, hielt sich zu ihnen; auch die beiden bourbonischen Prinzen und der Vikomte von Turenne, nachmals Herzog von Bouillon, traten dieser Partei bei. An dem entschlossenen und vorsichtigen Damville, dem Bruder des Marschalls Montmorency, der als Gouverneur von Languedoc sich eine unabhängige Stellung zu bewahren wußte, hatten sie eine kräftige Stütze und festen Rückhalt. Er, der einst so scharf gegen die calvinischen Prediger eingeschritten, war jetzt versöhnlich und duldsam geworden. So ging durch die Armee eine tiefe Spaltung, welche eine energische Kriegführung hemmte; es war als ob das böse Gewissen jede Thatkraft gelähmt hätte. Der Fall des Herzogs von Aumale, eines der Guiseschen Brüder, wurde als Strafgericht des Himmels gedeutet. Wenn die Bürger von La Rochelle ihre Hoffnung auf England setzten, so hatten sie im königlichen Lager heimliche Gesinnungsgenossen. Wie sollte bei solcher moralischen Zerklüftung das königliche Heer die mit Glaubensstärke und Heldenmut erfüllte, von dem Bewußtsein einer gerechten Sache getragene Stadt bezwingen können? Alle Angriffe wurden siegreich zurückgeschlagen und mancher glückliche Ausfall unternommen. Man sah eroberte Fahnen auf den Wällen prangen; die ganze Einwohnerschaft, jeder nach seiner Kraft und Fähigkeit, nahm teil an dem heiligen Krieg.

Neues Friedensedikt. 1573.

Dieser standhafte Mut sollte nicht zu schanden werden. Die politische Weltlage und der Wunsch des Pariser Hofes, die Kämpfe im Innern beendigt zu sehen, führten im Juni 1573 zu einem Abkommen, welches die Früchte der Bartholomäusnacht für die katholischen Eiferer vernichtete. Ein neues Edikt gewährte den drei Städten La Rochelle, Nimes und Montauban sowie den adligen Herren mit hoher Gerichtsbarkeit freie Religionsübung, den übrigen Reformierten Handel und Wandel in Ruhe und häusliche Andacht. Auch Sancerre erhielt durch Vermittelung der polnischen Gesandten, welche den Herzog von Anjou zur Übernahme ihrer Krone einluden, einen Frieden, der die Bürger wenigstens vor der Rache der Ultramontanen sicherstellte. Vom Januar bis zum August hatte die kleine Stadt einen Heldenkampf geführt, der in Thaten und Leiden den erhebendsten Anstrengungen der Geschichte beigezählt werden darf.

Heldenzeit des Calvinismus.

Ein französischer Geschichtschreiber (Capefigue) bemerkt richtig, daß jeder Staatsstreich, jede heftige Maßregel gegen eine große Partei, nie den beabsichtigten Zweck vollständig erreicht. „Die Katholiken hatten die Häresie vernichten, die Hugenotten im Herzen treffen wollen; sie waren grausam verfahren, aber sie hatten nicht alles erlangen können. Wenn eine Meinung in der Gesellschaft eine Thatsache geworden ist, so können die Verfolgungen sie nicht unterdrücken; sie mögen sie momentan durch den Schrecken niederhalten, aber bald wird sie mit um so mehr Energie wieder ihr Haupt erheben." So erging es dem französi-

schen Calvinismus: das Herz war ihm geblieben; die Verluste, die er unter dem hugenottischen Adel durch Ermordung und Abfall erlitten, wurden ausgeglichen durch neuen Zuwachs aus dem Bürgerstand, die durch Furcht und Charakterschwäche bewirkten Abschwörungen und Verleugnungen verschwanden gegenüber dem Glanz des Märtyrertums und der Seelengröße, die sich bei so vielen Blutzeugen der Wahrheit kund gaben. Die Jahre, da die französischen Hugenotten in Sancerre und La Rochelle, die niederländischen Reformierten in Alkmar und Leiden ihre ganze Existenz für ihren Glauben einsetzten, waren die echte Heldenzeit des westeuropäischen Protestantismus.

Die Wirkungen dieses Schlags und Gegenschlags machten sich bald bemerklich in den neuen Auffassungen über Monarchie und Menschenrechte. Der Mißbrauch der Königsmacht in der Blutthat der Bartholomäusnacht führte zu der neuen staatsrechtlichen Idee von der Souveränität des Volks und von der Notwendigkeit, den absoluten Thron mit gesetzlichen Schranken zu umgeben, und der Kampf gegen einen Monarchen, welcher die heiligsten Güter, welcher Glauben und Gewissen der Unterthanen mit tyrannischer Gewalt angriff, mußte notwendig zu einer Prüfung der Rechte der Krone gegenüber dem Volk, zu republikanischen und demokratischen Anschauungen führen. Aus den zahlreichen Schriften, welche um diese Zeit an die Öffentlichkeit traten, ersieht man, wie eifrig sich jenes Geschlecht bemühte, die rechte Grenzlinie zu ziehen zwischen Königsrecht und Volksrecht, zwischen Autorität und Freiheit. Staatsrechtliche Theorien.

Der berühmte Rechtsgelehrte Franz Hottomann, der den Schrecken der Bartholomäusnacht durch die Flucht nach der Schweiz entronnen, suchte in seinem dem Kurfürsten von der Pfalz gewidmeten Buch „Franco-Gallia“ aus der Geschichte zu beweisen, daß vor alters das Königreich nicht durch Erbrecht wie ein Privatbesitz übertragen worden, sondern durch Urteil und Wahl des Volks, und daß den Reichstagen das Recht innegewohnt habe, Könige abzusetzen. Ähnliche Ansichten enthielt die Schrift „Junius Brutus gegen die Tyrannen“. Nur durch die Sanktion des Volks, wurde hier behauptet, bestehe der König, die Wahl sei ein unveräußerliches Recht des Volks.— Die früheren Religionskriege wurden als Parteikämpfe aufgefaßt; die Loyalität gegen den König wurde von beiden Seiten hochgehalten. Jetzt mußte in den Kreisen der Hugenotten die wichtige Frage entschieden werden, ob man in gewissen Fällen auch gegen den König die Waffen der Gegenwehr ergreifen dürfe? Sie wurde bejaht, indem man zwischen den Rechten des Staats und der Krone, zwischen Nation und Oberhaupt einen Unterschied machte. Wenn der König einen Teil des Volks ohne Gesetz und Gericht ermorden läßt, dann sei den Bedrohten Notwehr und Selbstverteidigung gestattet. Tyrannen, welche ungerechte und gottlose Handlungen verüben oder befehlen, dürfe Widerstand geleistet werden. Bei dieser Gedankenentwickelung mußten die dem calvinischen Lehr- und Verfassungssystem zu Grunde liegenden republikanischen Elemente in dem französischen Protestantismus zur Ausbildung kommen, wie wir schon früher bei La Boëtie gesehen (X, 711). Auf einer Versammlung zu Milhaud trafen Juli 1574.
die Reformierten des Südens eine Vereinbarung, die ihre Gemeinschaft als eine theokratisch-demokratische Konföderation innerhalb des monarchischen Staats erscheinen ließ. So stark fühlten sie sich durch die neue Organisation, daß sie für alle Bekenner des neuen

Glaubens Religionsfreiheit verlangten und zugleich bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Altgläubigen in Anspruch nahmen. Sie ernannten für jede Landschaft einen militärischen Obersten, dem sie Geld und Kriegsmannschaft zur Verfügung stellten, und trafen mit dem Gouverneur von Languedoc, Damville, eine Übereinkunft, daß sie in der Ausübung ihrer Religion nicht gehindert würden; ein Rat von Mitgliedern beider Konfessionen sollte dem Statthalter in der Verwaltung zur Seite stehen. Es war eine Union, wie sie bald nachher in den nördlichen Teilen der Niederlande geschlossen ward. Den schlimmen Ratgebern, welche den Namen des Monarchen zu tyrannischen Handlungen mißbrauchten, müsse man Widerstand leisten.

Faktiöses Treiben am Hof. Auch der Pariser Hof und vor allem der schwache reizbare König erntete aus der Bartholomäusnacht nur schlimme Früchte. Katharina von Medici war der Gegenstand des allgemeinen Hasses. In Flugschriften wurde ihr die Absicht zugeschrieben, den türkischen Despotismus in Frankreich einzuführen; man fand die Weiberherrschaft im Widerspruch mit dem salischen Gesetz, das Nationalgefühl empörte sich gegen den Einfluß der Fremdlinge, welche die Politik leiteten. Im Louvre lebte man Tag und Nacht in Angst vor Verschwörungen: Katharina fürchtete sich vor ihrem eignen Sohn Alençon und vor ihrem Schwiegersohn, dem „Bearner"; beide wurden einige Zeit in Haft gehalten. Der Prinz von Condé entzog sich durch die Flucht nach Deutschland einem gleichen Schicksal. Zwei Wüstlinge, La Môle und der piemontesische Graf Coconas, einer der Hauptverbrecher in der Bartholomäusnacht, wurden eines Komplotts gegen die Königin-Mutter, ja gegen den König selbst beschuldigt und am Leben bestraft; die Marschälle von Montmorency und Cossé, die Häupter der den Hugenotten wohlgesinnten Mittelpartei, wurden als der Mitwissenschaft verdächtig unter Aufsicht gestellt; unheimliche Gerüchte von Zauberkünsten und dämonischen Geheimmitteln, durch welche die Lebenskräfte der Herrscher verzehrt werden sollten, hielten den Hof in beständiger Furcht und Aufregung. Auch bei diesen Umtrieben, denen der weitverbreitete Glaube an die Wirkungen der Magie eine besondere Bedeutung verlieh, wurde ein Italiener, der Astrolog Cosimo Ruggiero als Hauptanstifter genannt.

Karls IX. Ausgang. Man brauchte dem Leben Karls IX. nicht durch künstliche Zaubermittel nachzustellen; es siechte durch die eigne Unkraft und durch die aufreibenden Seelenkämpfe rasch dahin. Seit der Bartholomäusnacht war die Ruhe und Freudigkeit seiner Seele vorbei. Er vermochte niemand geraden Auges anzusehen. Wenn er, ein langer, hagerer Mann mit gebogener Habichtsnase und bleichen Wangen, vornübergebückt einherging und mit stieren Augen hin und wieder schaute: es war ein entsetzliches Schreckbild der Schuld und Strafe. Nachts sah er in seinen Träumen Blutströme und Leichenhaufen, er hörte Gewimmer und Todesgeschrei, er glaubte sich umringt von den Schatten der Ermordeten. Es ist eine bekannte Erzählung, wie er bald nach der Bluthochzeit um Mitternacht aus dem Bett sprang, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Er weckte seinen Schwager Heinrich und auch dieser glaubte

Töne zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und stöhne, wie in jener Mordnacht. Der König fürchtete, es seien neue Kämpfe in der Stadt ausgebrochen. Aber da war alles ruhig. Es waren Visionen seiner schuldbewußten Seele, Schreckbilder seiner überreizten Phantasie. In den letzten Wochen zitterte er unaufhörlich und war außer stande, in irgend einer Stellung ruhig zu verharren. Mit Weinen und Schluchzen beklagte er es, daß er bösem Rat gefolgt sei, und rief Gott um Gnade und Barmherzigkeit an. Nur die Musik vermochte noch eine beruhigende Gewalt über ihn zu üben. Eine schwächliche Körperanlage, verdorbene Säfte und ein Übermaß von Anstrengungen, Reizmitteln und Unruhe stürzten ihn im vierundzwanzigsten Lebensjahr ins Grab. Seiner Mutter, von der er sich stets abhängig gefühlt, übertrug er die Leitung der Staatsgeschäfte, bis sein Bruder aus Polen zurückgekehrt sein würde. Denn seine junge Gemahlin Elisabeth von Österreich, welche über die „bösen Tage“ fortwährend Thränen vergoß, hatte dem Eheherrn nur ein Töchterchen geboren.

30. Mai 1574.

5. König Heinrich III.

Die Parteistellung bei dem Thronwechsel.

Auf die Kunde von dem Ableben Karls IX. verließ Heinrich von Anjou das Königreich Polen, dessen Thron der Pariser Hof kurz zuvor mit großen Opfern für ihn erworben, in heimlicher Flucht, ohne seiner Würde zu entsagen oder Anordnungen für die Nachfolge zu treffen. Er eilte über Venedig, wo man ihn mit großer Auszeichnung behandelte, nach dem Land seiner Geburt, um von einer schöneren Krone Besitz zu ergreifen und von einer genußreicheren Residenz, als das rauhe Weichselland zu bieten vermochte. Er traf Frankreich in einer Lage, die einem offenen Kriegszustand sehr nahe kam. Je mehr Katharina von Medici in Verbindung mit den Guisen und den Parlamenten die bisherige Politik aufrecht zu erhalten, dem Reich den Ruhm der kirchlichen Einheit zu wahren bestrebt war, desto stärker erhob die Opposition ihr Haupt, um das treulose System der Mediceerin und ihrer fremden Faktion zu stürzen und ein Regiment aufzurichten, dem die Wohlfahrt und der Frieden des Vaterlands höher ständen, als die hierarchischen und papistischen Tendenzen, das auf nationale Sympathien gegründet auch nationale Zwecke im Auge hätte. Wie in den Niederlanden so gingen auch in dem größeren Nachbarreich damals patriotische und religiöse Elemente, politische Freisinnigkeit und Humanitätsideen Hand in Hand, um eine friedliche Lebensgemeinschaft auf dem Boden der Toleranz und nationaler Interessen zu begründen. Die Söhne des verstorbenen Connetable Montmorency, der seiner Haft entlassene Marschall und sein Bruder Damville, standen an der Spitze der Mittelpartei, welche ihre Gegner als die „Politiker“ bezeichneten, „weil sie des Reiches Ruhe dem Heil ihrer Seele, den inneren Frieden der Ehre Gottes vorzögen“. Wir wissen, daß die Montmorencys, obwohl der katholischen Religion angehörend, stets den Ultramontanen entgegengewirkt

hatten und deshalb oft in Gefahr schwebten. Dieser „Tiers Parti" suchte die Zeit des Thronwechsels zu einer durchgreifenden Pazifikation auf Grund religiöser Duldung zu benutzen. Noch ehe der neue König die Alpen überstiegen, hatte Damville mit demselben eine Unterredung in Piemont. Heinrich war nicht abgeneigt, mit Hilfe einer Nationalversammlung die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu ordnen. Voll Freude verkündete Damville im ganzen Süden die guten Absichten des Königs. Wie einst zur Zeit der Passauer Versammlung in Deutschland, so sollte auch in Frankreich eine neue Lebensordnung auf Grund konfessioneller Duldung und religiöser Parität aufgerichtet werden. Die Hugenotten, die bereits den Gedanken einer durchgreifenden Reformation für das ganze Reich mittels eines Nationalkonzils aufgegeben hatten, boten gern die Hand zu einem solchen Plan. Sie befestigten mit Damville und seinem Bruder das Werk der Union auf der schon früher verabredeten Grundlage religiöser und politischer Gleichstellung. Wie zwei selbständige Gewalten traten die Hugenottenhäupter und der königliche Gouverneur zu einer Vereinbarung zusammen, kraft deren Damville als Oberbefehlshaber anerkannt werden, aber in Montauban und Nimes Abgeordnete der reformierten Glaubensgenossenschaft ihm zur Seite stehen sollten.

Religiöse und nationale Richtung im Bund.

Luther hatte stets die Verbindung religiöser und politischer Zwecke widerraten; seine ideale Frömmigkeit und mystisch-kontemplative Natur wollte Himmlisches und Irdisches geschieden halten. Auch jetzt dünkten sich die lutherischen Fürsten Deutschlands mit frommem Stillsitzen weit erhaben über das Martyrium der calvinistischen Häretiker in Frankreich. Aber der Calvinismus hatte eine schwerere Lebensaufgabe zu erfüllen; der Kampf ums Dasein wurde ihm von mächtigeren und näheren Gewalten auferlegt; wollte er seine Existenz fristen, so durfte er auch fremdartige Hilfsmittel nicht verschmähen, so mußte er sich mit den Feinden seiner Feinde verbinden. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß hier und da die religiösen Interessen hinter den politischen und nationalen zurücktraten, und es gab auch unter den Hugenotten Eiferer genug, welche solche Parteiverbindungen verdammten. Allein das Regierungssystem, das bald in seiner verfolgungssüchtigen Strenge wiederum hervortrat, nötigte sie die neue Bundesgenossenschaft einzugehen, drückte ihnen abermals das Schwert der Selbstverteidigung in die Hände. Die Partei der Politiker gewann an Bedeutung, als drei Männer von königlichem Geblüt sich ihr anschlossen: der Herzog von Alençon, des Königs eigner feindlicher Bruder, und die bourbonischen Prinzen, die um diese Zeit wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, der Prinz von Condé in Heidelberg, wo er mit Johann Kasimir von der Pfalz einen Kriegsbund zu einem Feldzug nach Frankreich abgeschlossen, der König von Navarra nach seiner Flucht vom Hofe in Niort. Eine mit Drohungen und Gewissenszwang unter den Schrecken des Todes gebotene Abschwörung, erklärten sie, habe keine bindende Kraft.

Die Aussicht auf eine Regierung der Versöhnung, welche Heinrich III. eröffnet hatte, war nämlich rasch verschwunden, als er die Luft des Hofes in Paris wieder atmete, als die Mutter, die Guisen, die Zeloten der Hauptstadt ihren Einfluß aufs neue geltend machten. Heinrich war der gelehrigste und folgsamste Zögling seiner Mutter gewesen, hatte ihre politischen und religiösen Anschauungen sich am eifrigsten zu eigen gemacht, war von ihr allen übrigen Kindern vorgezogen worden; und nun sollte er den Grundsätzen entsagen, die sie ihm eingeprägt, für die er in der Bartholomäusnacht seine Hände in Blut getaucht hatte? Dieser Traum, in dem sich die Patrioten und die Calvinisten wiegten, war von kurzer Dauer. Bald nach seiner Ankunft in Paris verkündigte Heinrich III., daß keine von der katholischen Kirchenform abweichende Religionsübung in Frankreich gestattet sei, doch sollte der friedliche Bürger, der die Waffen niederlege, in seiner Gewissensfreiheit nicht gefährdet werden. Damit war die Losung zu neuen Kämpfen, zu einer neuen Schilderhebung gegeben, wobei mehr das öffentliche Wohl als das religiöse Bekenntnis betont ward. Stand ja doch ein katholischer Fürst, Alençon, an der Spitze des hugenottischen Heeres. Der Pfalzgraf Johann Kasimir führte einige Fähnlein Landsknechte über die Grenze. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, er solle zum Administrator von Metz, Toul und Verdun ernannt werden. Was durch den deutschen Religionskrieg dem Reich verloren gegangen, konnte auf diese Weise durch den französischen wiedergewonnen werden. So fing denn die Regierung Heinrichs III. mit einem neuen Bürgerkrieg an: das regierende Haus war mit sich selbst uneins und in Hader. Der König und seine Mutter bekämpften mit den Guisen, mit heimischen und ausländischen Truppen den Herzog von Alençon, den König von Navarra, den Prinzen von Condé, die, von England mit Geld unterstützt, mit hugenottischen Kriegern und deutschen Landsknechten ins Feld zogen. Aber die Parteiung hatte ihre alte Schärfe eingebüßt, der Waffengang bestand in einigen geringfügigen Gefechten und trug nach keiner Seite Lorbeeren ein; in dem kleinen Treffen bei Dormans in der Champagne empfing Heinrich von Guise eine Wunde. In der Dauphinee wurde Montbrun, ein angesehener Hugenottenführer, gefangen und als Majestätsverbrecher in Grenoble hingerichtet; aber sein Nachfolger, Lesdiguières, ein junger gebildeter Kriegsmann von großen strategischen Anlagen, ersetzte den Verlust. Der König entsprach nach seiner Thronbesteigung keineswegs den Erwartungen, die man von dem Sieger von Jarnac und Moncontour im katholischen Heerlager hegte; von der früheren Thatkraft war kaum eine Spur zu bemerken; die Beschwerden des Feldzugs waren ihm lästig, die Freuden der Hauptstadt reizten ihn; ohne Charakter und Ehrgefühl, glaubte er mit den frivolen Künsten, mit Ränken und Täuschungen, an die er von seiner Jugend auf gewöhnt worden, die feindlichen Kräfte überwinden oder beschwichtigen zu können. Seine Staatsweisheit war von kurzer Hand. Er suchte die Schwierigkeiten des Augenblicks aus dem Wege zu räumen, ohne für die wirkliche Beseitigung des Übels zu

Die Anfänge des neuen Regiments. 1575. 1576.

10. Aug. 1575.

sorgen; Lüge, Verstellung, Wortbruch waren ja nach Machiavelli, dem Orakel seiner Mutter, die wirksamsten Mittel der Herrschaft. — Da der Krieg unter den obwaltenden Umständen für die königliche Sache wenig Vorteil brachte, so wurden durch Katharina Unterhandlungen eingeleitet. Man wollte Zeit gewinnen, um die Häupter der Gegner zu trennen und neue Streitkräfte zu sammeln. Daher gewährte der Hof solche Bedingungen, wie sie niemand vier Jahre nach der Bartholomäusnacht erwartet hätte. Den Reformierten wurde im ganzen Reich, mit Ausnahme der Stadt und Umgegend von Paris, freie Religionsübung gestattet, Zugang zu allen Ämtern und bei den Parlamenten, eine aus beiden Konfessionen gemischte Rechtskammer zugestanden und zu ihrer Sicherheit eine Anzahl fester Plätze in Guienne, Auvergne und Languedoc eingeräumt. Sie durften Synoden abhalten, nur sollten sie dabei einem Bevollmächtigten der Regierung den Zutritt erlauben. Die fürstlichen Häupter der Partei wurden reichlich ausgestattet: Alençon erhielt Berry, Touraine und Anjou nebst einer Apanage von 100,000 Thalern; der Prinz von Condé die Statthalterschaft der Pikardie nebst der Festung Peronne; der Pfalzgraf Johann Kasimir wurde entschädigt und seinen Truppen der volle Sold ausbezahlt. Seit diesem „Frieden des Monsieur" führte Alençon den Titel eines Herzogs von Anjou.

Mai 1576.

Koalition und Ligue.

Durch die Verbindung mit den Hugenotten und den malkontenten Prinzen und Edelleuten hatten die „Politiker" einen großen Triumph erlangt: die in Aussicht gestellte Ständeversammlung, auf welcher die Pazifikation des Reichs vollendet, alle Schäden und Gebrechen geheilt werden sollten, mußte den Montmorencys und ihren Freunden und Anhängern den vorherrschenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte verschaffen. Wie einst in Deutschland zu Passau und Augsburg, so gedachten die Häupter und Stimmführer der südfranzösischen Union eine neue staatliche Ordnung zu begründen. Der Reichstag sollte zugleich ein Nationalkonzil darstellen, „um durch eine wirkliche Reformation des Klerus den göttlichen Zorn zu besänftigen". Damville und seine Genossen, die Reformierten wie die gemäßigten und toleranten Katholiken hegten frohe und stolze Hoffnungen. Aber sie überschätzten ihre Macht: ihre Erfolge zeigten den Gegnern den Weg, wie man die Regierung zu Zugeständnissen zwingen könne, die Union diente als Vorbild zur Gründung der Ligue. Schon der Kardinal von Lothringen hatte vor seinem am 24. Dezember 1574 zu Avignon erfolgten Tod den Plan gehegt, die katholischen Kräfte zu einem großen Bund zu vereinigen, der die Regierung bei der absolut-hierarchischen Politik festhalten und die kirchliche Einheit in Frankreich sichern sollte. Dieser Gedanke fand jetzt einen fruchtbaren Boden in der ganzen streng katholischen Welt die mit Wut und Entrüstung auf den abgeschlossenen Frieden blickte. Also darum hat man in der Bartholomäusnacht das Blut der Ketzer in Strömen vergossen, daß nun die Calvinisten hohnlachend ihre Gottesdienste und ihre Synoden in allen Städten vor den Augen der Rechtgläubigen abhalten, daß ihre Führer und Gönner den Gang und Charakter der

Regierung bestimmen, eine Konföderation mit republikanischen Organen, einen Staat im Staate bilden und mit den Waffen in der Hand Gesetze vorschreiben dürfen! Daß sie die höchsten Reichsämter bekleiden, in den Parlamenten Sitze einnehmen? Der Gedanke einer katholischen Verbrüderung faßte in den aufgeregten Gemütern schnell Wurzel: die neuen Orden der Jesuiten und Kapuziner setzten alle Kräfte in Bewegung, um das Volk aufzuregen, den alten Glauben der Väter als gefährdet darzustellen. Neben Paris, wo die Guisen und ihre Anhänger immer noch den größten Einfluß übten, wurde die katholische Verbrüderung zuerst in der Pikardie gegründet. Der Gouverneur, Jakob von Humières, ein eifriger Ultramontaner von großem Anhang und mit den Montmorencys wegen eines Rechtsstreits seit Jahren verfeindet, wiegelte die Einwohner der Provinz und der Stadt Peronne gegen den Frieden auf. Sie sollten nicht dulden, daß der ketzerische Prinz von Condé Besitz von der Statthalterwürde und der Festung nehme und dem sogenannten reformierten Glaubensbekenntnis in ihrer Mitte eine Stätte bereite, von wo aus dasselbe bald wie ein verderblicher Steppenbrand sich nach allen Steiten ausbreiten würde. Er vereinigte Adel, Geistlichkeit und Bürger zu einem Geheimbund, der rasch in allen Teilen des Reichs nachgebildet ward. Die Teilnehmer der Association verpflichteten sich durch Eidschwur, mit allen Kräften und Mitteln dahin zu wirken, daß die römisch-katholische Kirche, wie sie in dem Tridentiner Konzil festgestellt worden, die allein geltende und herrschende in Frankreich bleibe und jede abweichende Religionsweise fern gehalten werde. Sie versprachen sich gegenseitigen Schutz, Verfolgung aller Ungläubigen und Abtrünnigen und unbedingten Gehorsam gegen die Bundeshäupter.

Durch die Geschäftigkeit der Geistlichen und Mönche, welche Kanzel und Beichtstuhl zu agitatorischen Reden benutzten, gewann der Verband rasch große Verbreitung unter allen Ständen. Sogar der König erwies sich demselben günstig: es beleidigte sein Selbstgefühl und sein katholisches Bewußtsein, daß ihm durch die Koalition Zugeständnisse abgerungen worden, die er im Herzen haßte. Nun hoffte er durch einen Gegenstoß von den Verpflichtungen losgebunden zu werden und vor allem auf dem bevorstehenden Reichstag, den er nach Blois einzuberufen versprochen, von weiteren Pressionen befreit zu werden. Er ahnte nicht, daß er durch die Förderung der Ligue eine Macht ins Leben rief, die ihm bald über den Kopf wachsen sollte, daß er Geister entfesselte, denen er folgen oder unterliegen mußte. Die Politik der Bartholomäusnacht, welche durch den abgeschlossenen Frieden aufgegeben worden, sollte nun durch andre unreine Kanäle wieder auf die Oberfläche getrieben werden, wieder zur Herrschaft gelangen. Die Wirkungen der liguistischen Umtriebe und der geistlichen Aufhetzereien machten sich bald bemerkbar. Die gottesdienstlichen Versammlungen der Reformierten wurden häufig von dem fanatischen Volk gestört; das neue Friedensedikt konnte an vielen Orten nicht zur Ausführung gebracht werden, und als der Reichstag

Der König und der katholische Bund. 1576.

im Dezember in Blois eröffnet ward, gab sich (da man alle Reformierten und Gemäßigten fern zu halten gewußt) ein so feindseliger Geist gegen die Konföderierten kund, daß an eine Ausgleichung und Versöhnung, wie sie die Patrioten wünschten und hofften, nicht zu denken war.

Ständeversammlung in Blois. 1577. In den Reformvorschlägen, welche der Ausschuß der drei Stände der Regierung vorlegte, stand in erster Linie die Bitte, der König möge die katholische Religion in seinem ganzen Reich vollständig herstellen, jeden andern Kultus verbieten und alle Edikte zu gunsten des sogenannten reformierten Glaubens widerrufen. Alle calvinistischen Prediger sollten aus dem Reich verbannt werden. Dem König und seiner Mutter war es ganz recht, daß sie durch die Stände selbst zum Vertragsbruch gedrängt wurden; sie hatten ohnehin nicht die Absicht, das Edikt zu vollziehen; sie hatten den Frieden nur geschlossen, um die fremden Truppen aus dem Land zu schaffen und die Koalition zu sprengen. Allein sie konnten bald bemerken, daß der Reichstag auch damit umgehe, die königliche Autorität der Valois in engere Grenzen einzuschließen. Alle Vorschläge, worüber die drei Stände einig seien, sollten Gesetzeskraft haben ohne der königlichen Bestätigung zu bedürfen, nur die streitig gebliebenen Fälle sollten einer neuen Besprechung mit dem königlichen Rat unterworfen werden. Über die verwirrte Finanzlage, über das Anwachsen der Schulden, über die Not und Armut des Volks und über die Art, die Bedürfnisse des Staats aufzubringen, wurden so einschneidende Reden geführt, daß das Wehen eines neuen Oppositionsgeistes nicht zu verkennen war. Und dieser Oppositionsgeist ging aus einem Heerlager hervor, mit dem der Hof in religiösen Dingen bisher Hand in Hand gegangen. Man sprach sogar von der Notwendigkeit einer Mitwirkung der Stände bei der Zusammensetzung des geheimen Rats. Die staatswissenschaftlichen Schriften, die infolge der Bartholomäusnacht in die Öffentlichkeit gedrungen waren, übten ihre Wirkung auf die Anschauungen der Menschen. Das erbliche Königtum von Gottes Gnaden erfuhr die ersten Stöße.

Der Friede von Poitiers. 1577. Der König und seine kluge Mutter erkannten bald die ihrer Souveränität drohende Gefahr. Sollten sie unter solchen Umständen einen neuen Krieg beginnen? Noch bestand die Koalition zwischen den malkontenten Edlen und den Hugenotten; noch hatten sie die Waffen in der Hand; noch waren die deutschen Landsknechte nicht verabschiedet und konnten leicht zurückgerufen werden. Wenn es gelang, die Konföderierten zu einer Ermäßigung der Friedensbedingungen zu bewegen, so konnte der Krieg vermieden und zugleich der Ligue Einhalt geboten werden. Da kam es denn dem König zu statten, daß der Herzog Heinrich von Guise, der die Fäden der katholischen Verbrüderungen in Händen hatte, den Zeitpunkt noch nicht für geeignet hielt, das Signal zum Kampf zu geben, und lieber noch einen Versuch machen wollte, den König, der durch seine Ehe mit dem lothringischen Haus in Verwandtschaft getreten war, für seine Zwecke zu gewinnen, daß Heinrich III. durch seine strengkirchliche Haltung, durch seine Begünstigung der religiösen Anträge der Stände in Blois, durch seine Vorliebe für Priester und Mönche das Vertrauen in seine katholische Gesinnung gestärkt hatte, daß die Reichsstände selbst, trotz ihrer feindlichen Gesinnung gegen die Hugenotten, dem Lande nicht die Lasten eines neuen Kriegs aufbürden wollten. Und auch in dem gegnerischen Heerlager waren Zerwürfnisse und Uneinigkeit einge-

treten, welche die Koalition zu lösen drohten: Damville strebte eifrig nach einer Versöhnung mit dem Hof; Condé, dem man die Stadt St.-Jean d'Angely für Peronne eingeräumt, war erzürnt gegen La Rochelle, weil ihm die Bürger den Einzug in ihre Mauern nicht gestatten wollten; kleine Gefechte, die an einigen Orten vorfielen, waren nicht gerade zu ihrem Vorteil gewesen. Diese und andre Gründe wirkten zusammen, um das gezückte Schwert wieder in die Scheide zu treiben, noch einmal ein Abkommen auf Grund der gegebenen Verhältnisse zu schaffen, welches den Streit, wenn auch nicht löste, so doch hinausschob. Zu einer entscheidenden Auseinandersetzung der religiösen Fragen waren die Gemüter noch zu aufgeregt, war die Zeit noch nicht reif. So mußte man denn abermals zu einem Kompromiß schreiten. Im September 1577 kam durch das **Edikt von Poitiers** oder Bergerac ein Friede zu stande, der den Hugenotten etwa dieselbe Stellung sicherte, die sie durch den Frieden von St.-Germain erlangt hatten. Wo der calvinische Kultus gerade bestehe, sei er auch ferner zu dulden; in jedem Amtsbezirk sollte eine Vorstadt oder ein Flecken bestimmt werden, wohin die Reformierten zur Feier ihrer gottesdienstlichen Handlungen sich begeben möchten, bei dem hohen Adel gelte die frühere Bestimmung über Religionsfreiheit. Ferner wurden den Neugläubigen neun feste Orte auf sechs Jahre eingeräumt, bei den Parlamenten von Bordeaux, Grenoble, Aix und Toulouse vier Richter aus zwölf, und der Zutritt zu allen Ämtern und Würden zugestanden. So war man denn am Hof abermals von der Politik abgewichen, welche zu der Bartholomäusnacht geführt hatte und von der Ligue auf ihre Fahne geschrieben worden. Niemand war mehr erfreut über den Ausgang als Heinrich III.; er nannte das Edikt von Poitiers seinen Frieden, den „Frieden des Königs", im Gegensatz zu dem „Frieden des Monsieur"; er gewann es sogar über sich, die Greuel der Bluthochzeit, bei der er doch eine so hervorragende Rolle gespielt, zu beklagen und zu verdammen. Jetzt schien für ihn die Zeit gekommen, da er in Ruhe den Genüssen der Hauptstadt sich hingeben konnte, nach denen sein Herz so sehnsüchtig verlangte. Sept. 1577.

In früheren Jahren, als Heinrich an den Hugenottenkriegen teilnahm, in die Politik seiner Mutter und der Guisen eingeweiht war, seinen Ruhm in der Erhaltung und Herstellung der kirchlichen Einheit suchte, da setzten die Ultramontanen große Hoffnungen auf den Fürsten, der dem Thron am nächsten stand. Wir wissen, wie eifersüchtig Karl IX. auf den Bruder geblickt, der ihm so geflissentlich vorgezogen wurde, mit dem die Mediceerin und ihre Gesinnungsgenossen alle wichtigen Staatsangelegenheiten berieten, alle Pläne und Entschlüsse faßten. Mit großen Opfern hatte Karl die polnische Königswahl betrieben, um den Nebenbuhler von Paris zu entfernen. Heinrich hatte manche äußere Vorzüge vor seinen älteren Brüdern; wenn auch von zartem Körperbau, war er doch der gesundeste und kräftigste unter den Söhnen Katharinas und besaß die persönlichen und gesellschaftlichen Gaben und Manieren, die in den höheren Heinrichs III. Regentenleben.

Kreisen Frankreichs, bei den adligen Herren und Damen so hoch angeschlagen wurden. Aber unter dieser Außenseite schlummerten arge Triebe, böse Neigungen und Gewohnheiten, die mit den Jahren mehr und mehr hervortraten und die Herrschaft gewannen. Herangewachsen an einem frivolen Hof voll Lasterhaftigkeit und Genußsucht, voll Frevelsinn und Heuchelei, und von Jugend an eingeführt in die Irrgänge und Schlangenwege der Wollust, der Unsittlichkeit, der Falschheit und Verstellung, welche die königliche Mutter als wirksame Mittel und Hebel ihrer Herrschsucht ansah und empfahl, überließ er sich rückhaltlos den Reizen der Sinnlichkeit und einer unmännlichen Lebensweise, womit ein Hang zu äußeren Religionsübungen verbunden war. Für körperliche Anstrengungen, für Jagen, Reiten, Waffenführung, zeigte er als König keinen Sinn; er versenkte sich immer mehr in das weichliche Genußleben eines üppigen Hofes, umgab sich, da ihm jeder charaktervolle Mann, jede bedeutende Persönlichkeit unheimlich war, mit jungen verdienstlosen Menschen, welche sich durch ihr anmaßendes, geckenhaftes Wesen und ihre weibische Eitelkeit zugleich lächerlich und verhaßt machten, so daß das Volk sie mit dem Spottnamen „Mignons" belegte, und verlor über den Freuden und Beschäftigungen eines inhaltleeren Daseins, eines unkräftigen, thatenlosen Dahinlebens das Verständnis für die großen Anliegen der Welt, das Interesse für die ernsten Aufgaben eines Regenten. Mit seinen stutzerhaften Lieblingen, mit Schoßhunden, Papageien und Affen in die inneren Räume des Palastes eingeschlossen, vergaß er das Reich mit seinen Stürmen und Wehen; und wenn die Angst ihn beschlich über sein sündhaftes, in Lüsten und Schwelgereien verbrachtes Leben, suchte er Trost und Beruhigung in abergläubischer Andacht, in Pilgerzügen und Prozessionen, in Büßungen und Geißelungen. Ein so schwächlicher indolenter Monarch in einer so tiefbewegten Zeit, welch ein Unglück für das zerrüttete französische Reich! Mit Intrigen und Hofkünsten, in welche er von Jugend an eingeweiht worden, glaubte er ein von tiefen Leidenschaften durchwühltes Geschlecht beherrschen zu können, und während mächtige Gestalten und kühne Charaktere aufstiegen und ihre gierigen, ehrgeizigen Blicke nach der höchsten Gewalt und Ehrenstellung richteten, wendete er sein Vertrauen und seine Gunst den unbedeutenden Lieblingen zu, an deren Unterhaltung er sich ergötzte, und überschüttete sie mit Ehren und Auszeichnung. So wurde Arques zum Herzog von Joyeuse und Gouverneur von der Normandie, Caumont zum Herzog von Epernon, zum Admiral und zum Statthalter in verschiedenen Provinzen ernannt.

Lage und Stimmungen. Es schien als ob sich Frankreich in die durch das Edikt von Poitiers geschaffene Lebensordnung finden wollte; einige Hindernisse, die sich bei der Ausführung ergaben, wurden ohne große Störungen durch die ergänzenden Edikte von Nerac und Fleix beseitigt; man fing an sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß die christliche Religion in verschiedenen Formen geübt werden könne. Die Erwägung, welche Schädigung Wohlstand und materielles Glück unter der fortdauernden Kriegsnot erlitten, schien die reli-

giöse Leidenschaft, schien Fanatismus und Aberglauben niederhalten zu wollen. Und vielleicht hätte der Frieden noch länger Bestand gehabt, wären nicht durch äußere Mächte die Leidenschaften lebendig erhalten, die religiösen Gegensätze fortwährend geweckt und gereizt worden. Wir werden in einem späteren Abschnitt die Vorgänge kennen lernen, welche nach Albas Abberufung sich in den Niederlanden abspielten und jenes tiefbewegte Land zum Tummelplatz für so viele unternehmende und ehrgeizige Kriegsmänner, zum Herd und Mittelpunkt aller agitatorischen Kräfte, aller politischen und religiösen Gegensätze machten. Der Herzog von Anjou-Alençon, des Königs abenteuerlicher unruhiger Bruder, welcher in Frankreich fünf Herzogtümer und vier Grafschaften mit fast souveräner Gewalt besaß, spielte in dem wechselvollen Drama eine hervorragende Rolle. Noch immer hoffte er die Herrschaft über die Niederlande und die Hand der Königin Elisabeth zu erlangen. Der spanische Monarch sah ihn allenthalben auf der Seite seiner Gegner. Und wenn auch der französische Hof nicht direkt die Pläne und Unternehmungen des Herzogs unterstützte, so war es doch kein Geheimnis, daß sowohl Katharina als Heinrich III. denselben einen moralischen Hinterhalt gewährten, durch heimliche Begünstigung ihnen Nachdruck verliehen, daß französische Freiwillige unter der Fahne des ehrsüchtigen Fürsten gegen die spanischen Heerführer stritten, daß der Pariser Hof der englisch-niederländischen Koalition seine Sympathien zuwandte. Nun war aber Phillipp II. entschlossen, mit allen Kräften die Alleinherrschaft der römisch-katholischen Kirche und den spanischen Absolutismus in den niederländischen Provinzen zu erhalten und zu festigen. Sollte er nun müßig zusehen, wie in dem Nachbarstaat die Ideen der Toleranz, der konfessionellen Verträglichkeit sich einbürgerten, wie die reformatorischen Ansichten durch das Beispiel Frankreichs gestärkt wurden, wie die Elemente der antispanischen und antiklerikalen Opposition von dem französischen Königshaus fortwährend neue Kräfte empfingen, mit neuen Hoffnungen in ihrem Widerstand aufgemuntert wurden? Als unter Karl IX. eine ähnliche Politik hervortrat, wurde sie durch die Pariser Blutnacht niedergedrückt; jetzt wagte sich diese Richtung von neuem hervor und mit größerer Aussicht auf Erfolg; sollte nicht wieder ein religiöser Gegenschlag ihr Einhalt thun können? sollte nicht wieder eine Gegenmacht ins Leben gerufen werden können, welche der Idee der Toleranz in den Weg trat, den kirchlichen Frieden auf Grund der konfessionellen Parität und Gleichberechtigung zerriß, für den Grundsatz der religiösen Einheit und Ausschließlichkeit in Frankreich einstand? Die Keime zu einer katholischen Verbrüderung waren bereits vorhanden, sie waren in dem Königreich selbst entstanden, sei es mit oder ohne Beihilfe von Spanien; sie hatten in Paris durch die Guisen, sie hatten in den Provinzen durch ultramontane Gouverneure Boden gefaßt, sie waren durch die Thätigkeit der Priester und Ordensleute, durch papistische Umtriebe in vieler Herzen gesenkt worden. König Heinrich III. hatte der Ligue die Spitze abgebrochen, als er in Blois ihre Tendenzen sich zu eigen machte, dem katholischen Zelotismus huldigte, durch die Edikte von Poitiers und Nerac die hohen Ansprüche der Hugenotten und Konföderierten herabstimmte, Condé von der Pikardie und von Peronne fern hielt: aber das Gewebe war bereits aufgespannt und bestand fort; der katholische Geheimbund behielt seine Organisation, seine Leiter und Glieder, seine vereidigten Teilnehmer; der Dämon des Fanatismus schlummerte unter leichter Decke und konnte rasch zu neuem Leben, zu neuem Wüten auferweckt werden. Zu der religiösen Unzufriedenheit gesellten sich noch andre Beschwerden und Verstimmungen: die großen Adelsgeschlechter, welche bisher die hohen Ämter, insbesondere die Gouverneurstellen in den Provinzen allein innegehabt und sie fast als erbliche Ehrenrechte der Familien betrachtet hatten, sahen nun mit Mißfallen und Unmut die Günstlinge des Königs, verdienstlose, unbekannte Leute, welche die Laune

und Selbstgefälligkeit eines unmännlichen Fürsten aus dem Staube erhoben, sich an die Seite gesetzt, sich vorgezogen; die unvernünftige Verschwendung am Hofe, die Gunst- und Gnadenerweisungen an die Mignons, die ununterbrochenen Kriege, Veruntreuungen in der Verwaltung der öffentlichen Gelder hatten eine verzweifelte Finanzlage geschaffen; alle Übelstände, die schon seit Heinrich II. in dem Staatshaushalt bestanden, waren vermehrt und zu einer unerträglichen Höhe gesteigert worden: die Zinsen der Staatsschulden blieben unbezahlt oder wurden herabgesetzt; die Besoldungen der Beamten mußten zurückgehalten werden, man klagte über die Veräußerung der Domänen, über den Verkauf von Ämtern und Richterstellen, die zu dem Ende ins Ungemessene vermehrt würden. So häufte sich von Jahr zu Jahr ein Zündstoff, der zu einer furchtbaren Explosion nur eines äußerlichen Anstoßes bedurfte. Man scheute sich nicht auszusprechen, daß das Haus Valois unfähig sei, das Zepter zu führen, daß eine kräftigere Dynastie an die Spitze der Nation treten und ihr einen neuen Geist einflößen müsse. Nur die Furcht vor den verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs setzte der allgemeinen Unzufriedenheit einen Damm, daß sie nicht zu neuer Überflutung anschwoll, daß man sich, wenn auch mit Murren und grollendem Herzen in die gegebene Lage fügte. Wie sehr immer der Grimm Philipps gegen die Valois zunahm, als die Tendenzen der „Politiker" mehr und mehr am Pariser Hof Eingang fanden, als der portugiesische Prätendent Antonio de Crato in Frankreich freundliche Aufnahme und Hilfe fand und die Empörung auf den Azoren durch französische Schiffe und Mannschaft gefördert wurde (S. 240), dank der Klugheit Katharinas und der indolenten, unkriegerischen und genußsüchtigen Natur Heinrichs III. kam es nicht zu einem offenen Bruch mit Spanien, nicht zu einem neuen Bürgerkrieg.

6. Die Ligue und das Ende der Valois.

Erneuerung der Ligue.

So konnte sich Frankreich nach dem Abkommen von Poitiers fünf Jahre lang eines Friedens erfreuen, wenn man einen Zustand, wo zwar die Waffen ruhten oder nur in kleineren Konflikten zur Anwendung kamen, aber in aller Busen Haß, Mißtrauen und Unwillen herrschten, Frieden nennen mag. Während dieser Zeit wuchsen die Leidenschaften mächtig empor, ein schneidender Luftzug ging durch die Welt, der sich bald zu einem reißenden Orkan entwickelte; die Regungen der Menschlichkeit, der Nationalität, der christlichen Gesittung verstummten unter dem Gifthauch des religiösen Fanatismus. Elisabeth, welche Maria Stuart im Gefängnis hielt, Heinrich von Navarra, der sich mit dem Gedanken einer protestantischen Union trug, die der spanischen und papistisch-jesuitischen Propaganda ein Gegengewicht bilden sollte, Wilhelm von Oranien, der die nördlichen Niederlande zu einem calvinischen Freistaat vereinigt hatte, waren das Ziel des fürchterlichsten Religionshasses, sie sollten durch Fluch und Dolch an Seele und Leib zu Grunde gehen. Der Oranier wurde auf Anstiften des Königs ermordet, Elisabeth entging nur durch die Wachsamkeit ihres getreuen Volks dem gleichen Schicksal, für den Bourbon war schon der Arm zum Bannstrahl erhoben, der ihn jedem Mörder preisgeben sollte. Für solche Zeiten, wo die Furien ihre Opfer suchten, wo die Mordsucht mit Schwert und Gift an die Hohen und Mächtigen sich heranwagte, war ein schlaffes Regiment von zweideutiger, unentschiedener Haltung, wie es in Frankreich bestand, in den Augen

der Zeloten ein Ärgernis. Sollte allein in dem heiligen Frankreich die Toleranz gelten, die in allen andern katholischen Ländern als Charakterschwäche, als Sünde gegen Gott verpönt war? Da trat ein Ereignis ein, das die erregten Geister mächtig ergriff und der ultramontanen Agitation einen neuen Impuls gab: am 10. Juni 1584 sank der Herzog von Anjou-Alençon unvermählt ins Grab, ein Todesfall, der zu andern Zeiten unvermerkt vorüber gegangen wäre, der aber unter den obwaltenden Verhältnissen von der höchsten Wichtigkeit war. Denn da König Heinrich in kinderloser Ehe lebte und kaum eine Hoffnung auf Nachkommenschaft vorhanden war, so war jetzt nach den Reichsgesetzen Heinrich von Bourbon, der calvinische König von Navarra und Bearn, der nächste Thronerbe von Frankreich. Wenn aber vor einigen Jahren schon die Aussicht, daß der Prinz von Condé, ein Anhänger des neuen Glaubens, Gouverneur der Pikardie werden sollte, eine katholische Ligue ins Leben zu rufen vermochte, was durfte man jetzt erwarten, da das Haupt der Hugenotten der Krone so nahe trat, ja über kurz oder lang den Thron selbst besteigen konnte? Die Guisen gerieten in die größte Aufregung; der Lohn aller Verbrechen, die sie seit der Verschwörung von Amboise begangen oder veranlaßt hatten, droht ihnen unter den Händen zu zerrinnen; wenn der „Bearner" die Herrschaft erlangte, war es um ihre bisherige Machtstellung geschehen. Denn sie hatten den Sohn der Königin Johanna d'Albret als einen unternehmenden, energievollen und tapfern Mann kennen gelernt; er war kein Schwächling wie die Valois. Von dem König war kein Widerstand zu erwarten; schickte er doch alsbald seinen Günstling Epernon mit stattlichem Gefolge an den Schwager ab, um demselben zu melden, er werde ihn als Thronerben anerkennen, wenn er an den Hof zurückkehre und katholisch werde. Von dem schwachen Monarchen durfte man befürchten, daß er auch ohne die Bedingung des Glaubenswechsels dem dynastischen Recht seine Zustimmung erteilen würde. Nicht minder erschrak man in Madrid und in Rom über die Gefahr, daß ein ketzerischer König in dem heiligen Frankreich zur Herrschaft gelangen und seinen Plan einer protestantischen Union durchführen möchte. Es war begreiflich, daß Herzog Heinrich von Guise, auf den der ganze Ehrgeiz und die ganze Unternehmungskraft des Hauses übergegangen war, diesen Eventualitäten nicht müßig zuschauen wollte. Die gleichen Interessen führten rasch zu einem Verständnis und Bund mit Philipp II. und der Papst erteilte bereitwillig seinen Segen. Auf die Vorstellungen des Jesuiten Matthieu, welcher als Unterhändler gebraucht wurde, erklärte Gregor XIII. „er billige vollkommen die Absicht der französischen Prinzen, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen; er nehme jeden Skrupel hinweg, den sie darüber hegen könnten; gewiß werde der König selbst ihr Vorhaben billigen; sollte das aber nicht der Fall sein, so würden sie doch ihren Plan zu verfolgen haben, um zu dem vornehmsten Zweck der Vertilgung der Ketzer zu gelangen". Nun schritt man zur That. Auf dem Schloß Joinville wurde im Januar 1585 zwischen den Abgeordneten des 1585.

Königs von Spanien und mehreren französischen Edelleuten, meistens der Familie Guise angehörend, die Vereinbarung getroffen, die unter dem Namen der Heiligen Ligue eine so große geschichtliche Bedeutung gewinnen sollte.

Die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden und die Fernhaltung des Königs von Navarra von dem französischen Thron waren als nächste Zwecke aufgestellt. Die Erbfolge sollte an den Oheim des Bearners, den Kardinal von Bourbon, übertragen werden, der gleichfalls einen Bevollmächtigten zu der Versammlung geschickt hatte. Zu dem Ende sollte der König von Spanien verpflichtet sein, den verbündeten Adelshäuptern eine monatliche Geldzahlung von 50,000 Goldthalern zu leisten und ihre Unternehmungen in den Grenzlandschaften mit seinen Truppen zu unterstützen, wogegen die andern gelobten, dem König zur Wiedereroberung der Niederlande und zur Besitznahme der dem König von Navarra gehörigen Pyrenäenländer behilflich zu sein.

Tendenzen der Guisen.

Wie zwei selbständige Mächte reichten sich die französischen Magnaten und der spanische König die Hände zum Bund; von Heinrich III. war keine Rede, der hochbejahrte Prälat aus dem bourbonischen Haus war nur ein vorgeschobener Name, um die ehrgeizigen Pläne der Guisen zu verschleiern: die Herstellung der kirchlichen Einheit sollte dem Haus Guise die französische Krone verschaffen, wofür dieses sich dem spanischen König dankbar zu erweisen bereit war durch Zuwendung einiger politischen und territorialen Vorteile und durch Anerkennung der Suprematie Philipps II. Als Mittel und Hebel gedachte Heinrich von Guise die revolutionären Kräfte des französischen Volks zu gebrauchen, jene geheime Ligue, welche vor einigen Jahren in der Pikardie und in Paris ins Leben gerufen, aber durch den Gang der Verhältnisse in ihrem Fortschritt gehemmt worden war. Dynastische, politische und territoriale Interessen vereinigten sich demnach mit den religiösen, um eine Bewegung ins Leben zu rufen, wie sie bis dahin die europäische Geschichte noch kaum gesehen hatte. Jetzt erst trat das Regierungssystem Philipps II. mit den Prinzipien des monarchischen Absolutismus und des papistischen Staatskirchentums in die weltgeschichtliche Arena, um Religionsfreiheit und politische Selbstbestimmung der Völker auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Für die Guisen war es nun die nächste Aufgabe, eine nationale Macht zu erwecken, die ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke dienen konnte. Wir haben wiederholt ausgeführt, wie innig ihre häuslichen und persönlichen Interessen mit denen der katholischen Kirche verflochten waren; jetzt wurde diese Verbindung noch fester geknüpft. Schon zu Lebzeiten des Kardinals von Lothringen hatte einer seiner geistlichen Satelliten, Franz de Rosières, in einem genealogischen Werk nachzuweisen gesucht, daß das Geschlecht der Guisen in die ältesten Zeiten der Frankengeschichte hinaufreiche, daß die Ahnen dem karolingischen Herrscherhaus angehört hätten, daß somit Hugo Capet ein Usurpator und Tyrann gewesen. Solche Auffassungen erhielten jetzt einen gewaltigen Nachdruck durch die bedeutende Persönlichkeit des Mannes, der als das Haupt dieser Familie galt, durch Heinrich von Guise, den stattlichen hochgewachsenen Edelmann, der Tapferkeit mit Geist und Verstand vereinigte und die Kunst besaß, die Menschen an sich zu fesseln, für sich zu begeistern, der schon als Sohn jenes Franz, welcher vor

Orleans für den katholischen Glauben geblutet, den Strenggläubigen teuer war. Diese Ansprüche konnten nicht nur gegen Heinrich von Navarra geltend gemacht werden, sie konnten im günstigen Moment auch gegen den König selbst in Anwendung kommen. Der Bannfluch, womit der neue Papst Sixtus V. die beiden bourbonischen Prinzen als Ketzer und Rückfällige belegte und sie aller ihrer Rechte, Ansprüche und Besitzungen verlustig erklärte, verlieh den Unternehmungen der Guisen einen Anstrich der Weihe und Gottgefälligkeit.

So wurde denn in Frankreich eine furchtbare Agitation in Szene gesetzt. Die Gefahr, daß ein ketzerischer König einst den Thron besteigen und den katholischen Glauben unterdrücken könne, schreckte das katholische Frankreich und gab den Einflüsterungen der Priester und den Ränken der Jesuiten Nachdruck. Die Geschäftigkeit der Römlinge erhielt einen weiten Spielraum und eine feste Unterlage. Die mit den grellsten Farben geschilderten Verfolgungen der Katholiken in England wurden als Vorbild dessen, was den Franzosen drohe, dargestellt. Wo Kanzel und Beichtstuhl nicht wirksam genug waren, da half spanisches und italienisches Geld. Der von dem Hof vernachlässigte und niederen Günstlingen ohne Verdienst und Würde nachgestellte Adel schloß sich eifrig einem Bund an, der neben der Erhaltung des katholischen Glaubens Abstellung drückender Mißstände und Bereicherung mit eingezogenen Hugenottengütern in Aussicht stellte; an Scharen waffengeübter Streiter hatte Frankreich Überfluß. In kurzem war die Ligue unter der Leitung des thatkräftigen Heinrich von Guise eine furchtbare Macht. Dem unternehmenden Führer, der das Schwert wie die Rede mit gleicher Gewandtheit handhabte und durch die Überlegenheit seines Geistes wie durch seine gewinnenden Umgangsformen Vertrauen und Liebe erweckte, standen zwei Brüder zur Seite, der Herzog von Mayenne und der Kardinal Ludwig von Guise, welche den Erstgebornen kräftig unterstützten, standen ferner zahlreiche Glieder und Verwandte des Guiseschen und lothringischen Hauses zur Seite, wie die Herzöge von Aumale, von Nemours, von Elboeuf, von Mercoeur und der Kardinal von Vaudemont, Bruder der Königin Luise, oder mißvergnügte Großen, welche nach Ehrenstellen und Einfluß strebten, wie Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers, und der ehrsüchtige Graf Brissac. Auch hochgestellte geschäftskundige Parlamentsräte, wie die Präsidenten Le Maitre und Jeannin, traten dem Bund bei. Wie zur Zeit der Bartholomäusnacht zeichnete sich auch diesmal wieder Paris durch glühenden Religionshaß aus. Hier war die Ligue seit ihrem ersten Aufkommen nie ganz erloschen: Karl Hottomann, ein ebenso feuriger Ultramontaner, wie sein Bruder oder Vetter Franz ein eifriger Reformierter, hatte stets ein Häuflein Strenggläubiger zusammengehalten, welche den Guisen dienstwillig und gehorsam waren. Jetzt mehrte sich die Zahl durch Mitglieder aus den bürgerlichen Kreisen, aus den Reihen der Gewerbtreibenden und Kaufleute, aus dem Klerus und Beamtenstand. Sie schwuren ihren letzten Blutstropfen für die Verteidigung des Glaubens einzusetzen. Zum Fanatismus gesellten sich noch andre Triebe und Leidenschaften, und die agitatorische Kunst

Wachstum der Ligue.

und Übung, die von jeher in der volkreichen beweglichen Seinestadt ihre Stätte und Pflanzschule hatte, nährte das revolutionäre Feuer und den Geist der Verschwörung und Umtriebe. Wie aus einem vulkanischen Krater stiegen aus diesem dunkeln Schoß arge Gedanken und Reden auf, die sich dann in aufreizenden Flugschriften weitere Bahnen suchten.

Manifest der Liguisten. Wir werden später erfahren, daß um diese Zeit die Niederländer dem französischen König die Herrschaft anboten, wohl in der Hoffnung eines baldigen günstigen Thronwechsels. Als der Monarch die Gesandtschaft ehrenvoll empfing und mit freundlichen Worten entließ, hatte er wohl noch keine Ahnung, daß im eignen Reich der Boden seiner Herrschaft bereits zu wanken begann, daß derselbe König, gegen den man seine Hilfe anrief, in Frankreich mächtiger war als er selbst. Denn schon wenige Wochen nach der Abreise der Gesandten erschien ein Manifest im Namen des Kardinals von Bourbon, worin der Nation zu Gemüte geführt ward, von welchen Unruhen seit vierundzwanzig Jahren das Reich um der Religion willen heimgesucht worden, und daß das Übel noch wachsen würde, wenn das Recht der Thronfolge an einen Fürsten käme, welcher sich von dem katholischen Glauben losgesagt habe; der Umsturz der alten christlichen Religion stehe bevor, wenn nicht ernster Widerstand geleistet würde. Nimmermehr dürfe geduldet werden, daß ein ketzerischer Fürst über Frankreich herrsche; denn im Krönungseid gelobe der König, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, und nur unter dieser Voraussetzung empfange er den Treueid und die Huldigung der Unterthanen. Nun besäßen aber viele, die sich als Feinde der katholischen Kirche gezeigt, das Vertrauen des Königs und die wichtigsten Staatsämter; der Adel des Landes werde aus seiner berechtigten Stellung verdrängt, alle Stände mit neu erfundenen Abgaben bedrückt, Kirche und Staat dem Untergang entgegengeführt. Deshalb hätten die Häupter der Nation, welche den besten und gesündesten Teil des Königreichs bildeten, geschworen, mit gewaffneter Hand dafür zu sorgen, daß die Würde der heiligen Kirche und die allein wahre katholische Religion in ihrer Ehre hergestellt werde; daß der Adel seiner Rechte und Freiheiten genieße, das Volk erleichtert, die neuen Abgaben aufgehoben, Parlamente und Gerichte in ihrer gesetzlichen Thätigkeit erhalten und die Reichsversammlungen alle drei Jahre einberufen würden, damit jeder volle Freiheit habe, seine Klagen und Beschwerden vorzutragen. Wenn der König die Übelstände abstelle, welche den Untergang des Dienstes Gottes und aller ehrenhaften Leute drohten, würden sie die Waffen niederlegen und zum Gehorsam zurückkehren. Zugleich bemächtigten sich die Häupter der Ligue mehrerer festen Plätze; viele königliche Befehlshaber und die meisten städtischen Behörden standen auf ihrer Seite. Guise selbst setzte sich in Toul, Verdun, Chalons fest; der Kardinal von Bourbon in Soissons; Mayenne, Mercoeur, Aumale in Bourgogne, Bretagne, Pikardie.

1. April 1585.

Haltung des Königs und seiner Mutter. Wäre Heinrich von Valois ein Mann von Kraft, Einsicht und Entschlossenheit gewesen, so hätte er die Herausforderung angenommen und alle Elemente des Widerstandes, Navarra und die Hugenotten, die Niederländer, die königlich Gesinnten zu einer Gegenaktion um sich gesammelt. Denn wie groß immer der Einfluß des lothringischen Hauses, wie weit verzweigt immer die Ligue sein mochte, noch war die Loyalität eine Macht, noch war die Zahl der patriotischen Franzosen nicht gering, welche das Vorgehen der Guisen verdammten und die spanische Hegemonie, die wie ein Gespenst aus dem dunkeln Hintergrund der Koalition hervorgrinste, verabscheuten. Das Auftreten trug zu sehr den

Charakter einer Empörung an sich, als daß nicht viele royalistisch gesinnte Edelleute hätten zurückschrecken sollen. So sehr hatte noch nicht das religiöse Moment in den Gemütern das Übergewicht gewonnen, daß es alle andern Gefühle und Herzensregungen zu ersticken vermocht hätte. In den südlichen und westlichen Landschaften, wo während der letzten Jahre die Ideen der Toleranz und des paritätischen Nebeneinanderlebens schon eine gewisse Festigkeit erlangt hatten, war ein großer Teil des Adels und des Bürgerstandes nicht mit der Ligue und ihren fanatischen und ehrsüchtigen Führern einverstanden. Und in der That schien Heinrich III. anfangs geneigt, mit dem Schwager gemeinschaftliche Sache zu machen, so groß auch stets sein Widerwille gegen die Hugenotten war. Aber schwach, unselbständig und wankelmütig, folgte er dem Rat seiner Mutter, welche mehr Sympathien für die Guisen hatte. Sie haßte ihren calvinischen Schwiegersohn, der mit ihrer Tochter Margarete im größten Unfrieden lebte und die Messe verschmähte. Sie hätte die Krone Frankreichs lieber auf das Haupt ihres lothringischen Enkels übergehen sehen, der mit den Guisen verwandt und befreundet war. Soll sie doch zu Herzog Heinrich gesagt haben, „sie denke, er selber solle der Stab ihres Alters sein". Es schmeichelte ihr, daß in dem Manifest die Königin-Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich längst in Trümmer gegangen wäre", aufgefordert war, zur Herstellung einer guten Ordnung mitzuwirken. So brachte Katharina es dahin, daß der König ihr den Auftrag gab, mit den Häuptern der Ligue zu unterhandeln. Sie begab sich mit ihrem Hofstaat nach Epernay. Dort wurde eine Übereinkunft geschlossen, durch welche sich Heinrich III. ganz in die Gewalt der Verbündeten gab.

In dem Edikt von Nemours, welches Heinrich selbst am 18. Juli im Pariser Parlament eintragen ließ, wurde alles zurückgenommen, was in früheren Friedensverträgen den Hugenotten zugestanden worden war. Fortan dürfe in Frankreich keine andre als die katholische Religion geübt werden, hieß es darin; wer die neue Lehre nicht aufgeben wolle, müsse innerhalb sechs Monaten, alle calvinischen Prediger innerhalb eines Monats das Königreich verlassen bei Verlust von Leben und Eigentum. Dagegen billigte und bestätigte der König alles, was die Verbündeten und ihre Anhänger aus Eifer für die katholische Religion gethan, ließ sie im Besitz der festen Plätze, gestattete ihnen Leibgarden, die von den Provinzen unterhalten werden sollten, und übernahm die Bezahlung der von ihnen geworbenen Mannschaften. — Mit dem Edikt von Nemours opferte der König den letzten Rest von Ehre und Autorität. Er stand als ein wortbrüchiger Mann da, dem andre vorschrieben, was er zu thun und zu lassen habe. Nicht einmal die Gewissensfreiheit, die häusliche Andacht in der Familie, die sogar unmittelbar nach der Bartholomäusnacht gestattet worden, sollte ferner geduldet sein; die strengsten hierarchischen Gesetze wurden unter blutigen Strafbestimmungen zur Richtschnur des religiösen Lebens erhoben, nicht von der Nation und ihren gesetzlichen Organen, wie in den evangelischen Staaten, sondern durch den Terrorismus und die Gewaltschritte einer Faktion, die mit dem Ausland konspirierte, vom Ausland Hilfsmittel zog, die kirchliche und nationale Selbständigkeit dem Ausland zum Opfer brachte.

Das Edikt von Nemours. Juli 1585.

Nach diesem Blutedikt war der Krieg nicht mehr zu vermeiden. Heinrich III. zog

Der neue Krieg und die Parteistellung. selbst ins Feld; es machte ihm wenig Kummer das Schwert gegen die Hugenotten zu ziehen; beging er damit auch einen Wortbruch, so konnte er doch jetzt seinem Haß gegen die Reformierten freien Lauf lassen; denn er hatte immer nur mit innerem Widerstreben in die Duldungsgesetze gewilligt. Aber auch die Hugenotten und der König von Navarra griffen zum Schwert, jene, um ihre religiöse Freiheit zu verteidigen, dieser, um mit der Religion auch zugleich sein Thronrecht zu schützen. Er ließ ein Manifest zu seiner Rechtfertigung ausgehen: nie habe er dem Gewissen eines Menschen Zwang angethan, und auch als König werde er der katholischen Religion nie feindselig entgegentreten; wenn ihn sein Herz zu einer andern kirchlichen Lehre geführt, so sei er darum noch kein Ketzer, wie ihn die Bannbulle des Papstes und das Manifest der Liguisten verleumderisch bezeichneten; er sei zu jeder Stunde bereit, sich den Beschlüssen eines rechtmäßigen Konzils zu unterwerfen, auf welchem auch seine Glaubensgenossen zugelassen würden. Nicht aus Eifer für die Religion stürzten die Verbündeten Frankreich in einen neuen Bürgerkrieg, sondern zur Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihres Ehrgeizes. Er erklärte sich bereit, im Zweikampf mit Guise sein Recht zu beweisen; er rief die Entscheidung des französischen Pairshofes an. Selbst im Vatikan ließ er einen Protest gegen die päpstliche Exkommunikation anschlagen. Der Herzog von Montmorency, den die Guisen umsonst für ihren Bund zu gewinnen gesucht, und der Prinz von Condé schlossen sich dem König von Navarra an; in einer gemeinschaftlichen Proklamation beschuldigten sie die Guisen des verbrecherischen Friedensbruchs; unter dem Deckmantel der Religion trügen sich dieselben mit dem ehrsüchtigen Plan, an die Stelle des französischen Königshauses zu treten.

Der Krieg der drei Heinriche. 1586. 1587. So begann denn der neue Religionskrieg, den man nach den Namen der Häupter den Krieg der drei Heinriche genannt hat. Wie zerfahren war doch in diesem Moment die Lage Frankreichs: der König zog halb gezwungen, halb freiwillig gegen Heinrich von Navarra ins Feld, dem er doch im Herzen gewogen war, dessen legitimes Recht auf die Nachfolge er stets anerkannte; er stritt an der Seite eines Mannes, dem er von Grund der Seele mißtraute, dessen verräterische Verbindungen mit Philipp II. er ahnte, dessen Siege er fürchten mußte. Von Zweifeln hin- und hergeworfen, vermochte er den inneren Zwiespalt nicht auszugleichen; er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, er traute seinen eignen Gedanken nicht mehr. Und doch mußte er, wollte er nicht den Argwohn der Ultramontanen wecken, die drohendsten Schriftstücke ausgehen lassen gegen alle, welche nicht von der Ketzerei abstehen, nicht die Waffen niederlegen würden. — So gering die Streitkräfte waren, welche Heinrich von Navarra gegen die vereinigte Macht Frankreichs ins Feld zu führen vermochte, so erlangte die königlich-liguistische Armee doch nur geringe Vorteile. Das Jahr 1586 ging mit kleinen Gefechten, mit der Belagerung und Eroberung einiger festen Städte, mit Vermittelungsversuchen und fruchtlosen Friedensunterhandlungen hin. Selbst die Zusammenkunft Katharinas mit dem Bourbon zu St.-
Dez. 1586. Bris bei Cognac blieb erfolglos. Wie sollte ein Ausgleich getroffen werden, solange man nur die katholische Religion in Frankreich dulden wollte? Im Februar des folgenden Jahres fiel das Haupt der schottischen Königin Maria Stuart. Dieses Ereignis, der Gegenschlag gegen die Verschwörungen, Komplotte

und Mordversuche der Ultramontanen, schärfte die Religionswut im ganzen westlichen Europa und steigerte den Fanatismus des französischen Volks. Das Ansehen des Herzogs von Guise stieg immer höher; der Papst verglich ihn mit Judas Makkabäus, die Ultramontanen verehrten ihn wie den Heiland; gewaltig zog seine Heldengestalt das Volk an. Immer heftiger und leidenschaftlicher entbrannten die religiösen Gegensätze. In Spanien rüstete Philipp zu einem Hauptschlag wider England; die Liguisten wollten ihm Boulogne in die Hände spielen, damit er von dort aus über den gemeinsamen Feind herfallen möge. Aber der Plan wurde dem König verraten und konnte noch rechtzeitig vereitelt werden. Nun nahm auch in Frankreich der Krieg einen ernsteren Charakter an. Der Herzog von Joyeuse, einer der königlichen Günstlinge, rückte in Guienne ein, wo die bourbonischen Prinzen ihre Streitkräfte gesammelt hatten; er wollte die Vereinigung derselben mit den Söldnerhaufen verhindern, welche aus der Pfalz und aus den protestantischen Kantonen der Schweiz den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich zu Hilfe zogen und bereits im Anmarsch waren. Nur zögernd hatten die Eidgenossen die Werbungen gestattet, welche das alte Bündnis mit dem französischen Hof zu zerreißen drohten; allein die Furcht vor der spanisch-papistischen Übermacht führte auch dort einen Umschlag in der Gesinnung herbei. Verbunden mit deutschen Landsknechten unter Fabian von Dohna, einem preußischen Grafen, den der Kurfürst von der Pfalz zum Anführer der Hilfsarmee ernannt hatte, rückten sie an die Loire vor; doch waren die Mannschaften sehr überrascht, als sie sich dem König selbst gegenüber sahen; sie lebten des Glaubens, der Krieg werde nur zwischen den Reformierten und den katholischen Verbündeten, zwischen den Bourbonen und Guisen geführt; ihre Kriegslust wurde daher bald gedämpft, zumal da der deutsche Feldhauptmann sehr geringe strategische Kunst entfaltete. Während nun der König und der Herzog von Mayenne die fremden Feinde an der Loire beschäftigten und aufhielten, rückte Joyeuse mit einem beträchtlichen Heer gegen Heinrich von Navarra, verlor jedoch bei Coutras an der unteren Dordogne Schlacht und Leben. Es war der erste Sieg, den die 20. Okt. 1587.
Hugenotten während der vielen Kriege im offenen Feld davongetragen. Um so mehr war die Welt erstaunt, daß derselbe nicht benutzt ward. Heinrich zog mit seinen Leuten nach Bearn, um, wie man ihm nachsagte, die erbeuteten Fahnen zu den Füßen seiner Geliebten, der schönen Gräfin von Grammont, niederzulegen, der Prinz von Condé begab sich nach St.-Jean d'Angely, wo bald nachher ein Gift die Blume seines jungen Lebens zerstörte und manche hochfliegenden Pläne vereitelte; seine eigne Gemahlin stand im Verdacht, die verbrecherische That verübt zu haben; die übrigen Adelshäupter zerstreuten sich nach ihren Schlössern. So blieb der schöne Sieg ohne Früchte. Unterdessen war das deutsch-schweizerische Söldnerheer mit französischen Mannschaften unter Bouillon verbunden an die Loire vorgerückt, um den König von Navarra zu erreichen. Aber der Burggraf Dohna wurde von Guise bei Auneau unerwartet überfallen und

sein Heer, bei dem der Führer nicht in großem Ansehen stand, in solche Unordnung gesetzt, daß er sich zum Rückzug entschloß, den ihm auch Heinrich III. anriet und nicht zu hindern versprach. Aber der Guise kümmerte sich wenig um die Zusage: er verfolgte die Abziehenden, die auf verschiedenen Wegen ihrer Heimat zueilten, und brachte ihnen manche Verluste bei. Von ihren französischen Streitgenossen konnte sich ein Teil unter dem jungen Coligny mit den Glaubensverwandten im Süden vereinigen; die übrigen zerstreuten sich. Herzog Wilhelm Robert von Bouillon, gleich seinem Vater der calvinischen Lehre zugewandt, begab sich nach Genf, wo er bald nachher im fünfundzwanzigsten Lebensjahr ins Grab sank. Seine Besitzungen fielen an seine Schwester Charlotte von La Marck, die sich in der Folge mit Heinrich von Latour d'Auvergne, Vikomte von Turenne, vermählte.

König und Ligue. Aus Haß gegen die reformierten Doktrinen hatte sich König Heinrich III. zum Krieg gegen Navarra und die Hugenotten bestimmen lassen und mit den Guisen gemeinsame Sache gemacht. Er glaubte, man würde ihm dieses Verdienst hoch anrechnen. Allein er konnte bald bemerken, daß seine Haltung den Liguisten nicht genügte; hatte er doch den Söldnern, welche Guise geschlagen, einen sicheren Rückzug gewährt. Schon während des Kriegs war alles, was der Herzog unternahm oder vollbrachte, ins maßlose gepriesen und gehoben, das ganze Thun des Königs und seiner Günstlinge herabgesetzt und verdächtigt worden. Joyeuse hatte bei Coutras Schmach und Tod geerntet, Guise die ketzerischen Heerhaufen besiegt und über den Rhein zurückgeworfen. Er wurde der Abgott der Liguisten; während sie dem König vorwarfen, er hege Sympathie mit den Hugenotten und hemme jedes kühne Vorgehen des Herzogs, wurde dieser in Flugschriften und Gedichten als der starke Hort des katholischen Glaubens, als zweiter Gideon gefeiert. Ohne seine Tapferkeit und Entschlossenheit wäre die Bundeslade in die Hände der Philister gefallen. Vor allen war der Herzog von Epernon der Gegenstand des Hasses und der Verleumdung. Er hatte nicht eine einzige Waffenthat vollbracht, und dennoch übertrug ihm der König das durch den Tod von Joyeuse in Erledigung gekommene Gouvernement der Normandie, nach welchem Guise selbst getrachtet hatte.

Revolutionärer Geist in Paris. Immer trostloser wurde das Verhältnis zwischen dem König und der Ligue. Jener befand sich in einem Zustand, „daß er denen Gutes gönnte, gegen die er im Krieg begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an seiner Seite standen". Die Lage ver-
Jan. 1588. schlimmerte sich noch, als die Häupter der Ultramontanen, nach einer Besprechung in Nancy, ein schärferes Vorgehen gegen die Ketzerei verlangten: die Güter der ausgewanderten oder verurteilten Reformierten sollten verkauft und zur Fortsetzung des Kriegs verwendet, in jeder Provinzialhauptstadt ein Glaubenstribunal errichtet, den Liguisten eine Anzahl Festungen übergeben werden u. a. m. In Paris herrschte eine drohende Aufregung: durch das agitatorische Treiben fanatischer Priester und Mönche war die ganze Stadt in eine fieberhafte Bewegung hineingerissen worden; wie die Commune in den späteren revolutionären Zeitläufen, so übte damals die Ligue einen

Terrorismus, dem niemand zu widerstehen vermochte. Aus den Gemeindevorstehern, Zunftmeistern und Hauptleuten der Bürgerwehr wurde ein Ausschuß gebildet, der „Rat der Sechzehn", welcher über die sechzehn Quartiere der Stadt verteilt, den Bund leitete. Durch Versammlungen in Hallen, Klöstern und freien Plätzen mit aufwiegelnden Reden wurde das Volk in Atem gehalten; Parlament und Sorbonne stimmten in den Zelotismus ein; Schmähreden gegen den König, gegen seine Günstlinge, gegen die Politiker, gegen das Regiment der Schwäche, der Halbheit, der Toleranz, durch welches die Religion gefährdet, die Majestät Gottes geschändet werde, steigerten die revolutionäre Glut. Mit der organisierten Körperschaft in Paris standen die Guisen in Verbindung; von dem Herzog ging die Parole aus; seine Getreuen leiteten als Hauptleute die städtische Miliz in den einzelnen Quartieren; sein Wort galt mehr als das des Königs oder der Regierung. Schon trug man sich im geheimen mit dem Plan, den letzten Valois, wie einst den letzten Merowinger, des Thrones zu berauben und in der Verborgenheit sterben zu lassen. Bei einer der Prozessionen, denen Heinrich stets beizuwohnen pflegte, wollte man sich seiner Person bemächtigen, ihn in Gewahrsam halten und die Stadt dem Herzog übergeben, dann sollte dieser mit den Generalständen ein neues Regiment aufrichten. Es scheint, daß selbst Katharina, welche im königlichen Rat nicht mehr die vorwiegende Stimme führte, mit den Guisen im Einverständnis war. Die Frauen, die bei religiösen Bewegungen stets eine hervorragende Thätigkeit zeigen, waren die eifrigsten Förderer der Ligue. Die Herzogin von Montpensier, Heinrichs Schwester, rühmte sich, daß sie durch den Mund der Volksredner mehr erreiche, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König, durch einen Eingeweihten namens Poulain gewarnt, vermied jedes öffentliche Auftreten und traf Maßregeln zu seiner Sicherheit. Die fremden verdächtigen Gestalten, die man in täglich wachsender Menge in der Stadt bemerkte, schreckten ihn aus seiner gewohnten Ruhe und Sorglosigkeit auf. Er zog viertausend Schweizer, welche bisher in Lagny gestanden, nach der Vorstadt St.-Denis und verstärkte seine Garde. Darüber gerieten die Verschwornen in Unruhe; sie fürchteten, man könnte das Blutgericht der Bartholomäusnacht nun gegen die Häupter der Ultramontanen wiederholen. Sie schickten alsbald dringende Botschaft an den Herzog, daß er sich bei ihnen einfinden möge. Heinrich III. hatte ihm ausdrücklich verboten, nach Paris zu kommen; aber der Angstruf seiner Anhänger, die seines Rats und seiner Führung bedurften, galt ihm mehr als des Königs Verbot.

Der Tag der Barrikaden. 1588.

Es war am 9. Mai des Jahres 1588, daß Heinrich von Guise durch das Thor von St.-Denis in Paris eintritt. Sein Gefolge betrug nur sieben Personen, aber gleich einer abgerissenen Schneeflocke, die im Fallen sich zu einer bergähnlichen Lawine gestaltet, stieg die Zahl seiner Begleiter in kurzem auf dreißigtausend. In ihrem Geleit begab sich der Herzog zunächst zu der Königin-Mutter. Als sie bestürzt ihn fragte, warum er gekommen, erwiderte er, um sich gegen unbegründete Verleumdungen zu rechtfertigen und die Katholiken gegen Überfälle und feindliche Anschläge zu beschützen. In ähnlichem Sinn äußerte er sich auch gegen den König, der ihn zuerst bei seiner Mutter sah. Die Ankunft des Herzogs gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung in Paris; wo er sich sehen ließ, folgten ihm Scharen bewaffneter Menschen. Er war der eigentliche Gebieter in der Stadt, um seinen Palast war fortwährend die Menge seiner Anhänger versammelt. Dem König wurde bange um seine Sicherheit: er ließ ein Gebot ausgehen, daß alle Fremden sich aus der Stadt entfernen sollten, und

zog die königlichen Truppen, Schweizer und Franzosen aus den Vorstädten in der Nähe des Louvre zusammen. Alles in allem mochten die Fähnlein 6000 Mann betragen, indes die Streitmacht, welche die Ligue rasch auf die Beine bringen konnte, wohl fünfmal so stark war. Dennoch hieß es, der König wolle einen blutigen Schlag gegen die Katholiken führen; die Häupter der Ligue, in erster Linie der Herzog selbst, sollten ermordet werden. Listen befanden sich in Umlauf mit den Namen derjenigen, die man als Opfer ausersehen. Es waren solche, die als ultramontane Eiferer bei dem Volk in hoher Gunst standen. Man beschloß, die Vereinigung der Truppen zu verhindern. Durch die einheitliche Organisation, welche seit der Einsetzung der Sechzehn in die Bewohnerschaft von Paris gekommen war, wurde es möglich, die bewaffneten Bürger unter der Fahne des dem Herzog unbedingt ergebenen städtischen Oberfeldherrn Karl von Brissac zu sammeln, die royalistisch Gesinnten aus der Munizipalität zu verdrängen und durch Ultramontane zu ersetzen und die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände der entschlossensten Liguisten zu bringen. Dies führte am 12. Mai, drei Tage nach Guises Ankunft, den „Tag der Barrikaden" herbei. Kaum hatten sich die Schweizer in Bewegung gesetzt, als die Bürger in Angst und Wut alle Häuser und Kaufläden verschlossen und unter dem Geläute der Sturmglocken die Straßen überall mit Ketten, Fässern, Balken und andern Gegenständen sperrten, mit solchem Eifer und solcher Planmäßigkeit, daß in wenigen Stunden die ganze Stadt von dreißig zu dreißig Schritten abgeschlossen war und die dem Oberbefehl des ungestümen Crillon unterstellten königlichen Truppen, welche nicht zeitig genug den Platz Maubert zu besetzen vermochten, auf einen engen Raum zusammengedrängt und außer stande waren, ihre Reihen zu entfalten oder energisch vorzugehen. Auch hatten sie den Befehl erhalten, nicht zu schießen; nur zu ihrer Verteidigung sollten sie von der Waffe Gebrauch machen. In ungünstigen Stellungen von Brissac angegriffen, sahen sich die einzelnen Abteilungen nach kurzem Gefecht zur Ergebung und Waffenstreckung gezwungen. Die Bewegungen des Volks wurden drohender und drohender, die Masse wuchs von Minute zu Minute, das Louvre war gleichsam belagert, es hieß, Brissac wolle es angreifen. Guise vernahm in seinem Palast Alles was vorging; er schien heiter und voll Zuversicht. Da traf eine Botschaft vom Hof ein, welche seine Hilfe und Vermittelung anrief. Damals lag die Zukunft des Reiches in seiner Hand: wenn er den Sturm dahinbrausen ließ, so war es um den Thron der Valois geschehen. Aber Guise bebte vor dem letzten Schritt zurück. Ohne Waffen und Rüstung, nur einen Stab in der Hand, begab er sich zu Pferde nach dem Kampfplatz, unter das wogende Volk, das ihn mit Verehrung empfing; er mahnte von gewaltsamen Schritten ab und ließ den Schweizern und der französischen Garde ihre Waffen zurückgeben. Er bedachte nicht das Sprichwort, daß, wer das Schwert gegen seinen König zieht, für immer die Scheide wegwerfen müsse. In dem Glauben, daß Heinrich III. sich nun ganz in seine

Gewalt geben, nach seinem Willen handeln werde, hielt er das rollende Rad auf. Er brach sich selbst den Stab, als er verblendet einen König rettete, den er zittern gemacht hatte, und der nie das gefährliche Geschenk seines Lebens und seiner Krone einem Unterthanen verzieh.

Nach längerer Beratung im Schloß wurde gegen Abend die Königin-Mutter an den Herzog abgeschickt, um dessen Vorschläge zu vernehmen. Zwei volle Stunden mußte sie zubringen, ehe sie zu dem Palast desselben gelangte, da man die Barrikaden überall öffnete und hinter ihr wieder schloß. Der Guise verlangte, daß ihn der König zum Generalleutnant des ganzen Reichs ernenne mit derselben Vollmacht, die sein Vater von Franz II. erhalten hatte, und daß ein Reichstag zur Bestätigung dieser Würde sofort einberufen werde. Ferner sollte der König von Navarra aller Ansprüche auf die Krone für verlustig erklärt, Epernon, Biron, Retz und andre den Liguisten verhaßte Räte von dem Hof und allen Ämtern entfernt und die Führung des Kriegs gegen die Hugenotten an Guise übertragen werden u. a. m. Am andern Morgen begab sich Katharina zum zweitenmal in den Palast des Herzogs, um eine Ermäßigung der Forderungen zu erwirken. Während ihrer Unterhandlungen mit dem stolzen Edelmann, die absichtlich in die Länge gezogen wurden, entfloh der König durch die noch offene Seite des Louvre verkleidet nach Chartres, wohin ihm bald darauf der ganze Hof, die Schweizer und die Garde folgten. Nur Katharina von Medici und die den Guisen verwandte Königin blieben in Paris zurück, um wenigstens den Schein einer königlichen Regierung zu bewahren. So mußte denn der Fürst, der in religiöser Rechtgläubigkeit keinem nachstand, als Flüchtling seine Hauptstadt verlassen, weil seine Politik der Duldung und des Friedens der wild aufgeregten Menge nicht nach dem Sinne war. Mit einem Fluch über den Undank der Pariser zog er weg, um nie wieder zurückzukehren.

Flucht des Königs.

Die Entfernung des Königs lieferte die Hauptstadt in die Hände der Ligue und ihres herzoglichen Hauptes. Und dieser unterließ nichts, sich in solche Verfassung zu setzen, daß er jeder Gewalt, die etwa versucht werden möchte, Trotz bieten könnte. Er ließ sich die Bastille und andre Waffenplätze einhändigen, er besetzte die städtischen Ämter mit Leuten seiner Partei, er bemächtigte sich aller wichtigen Orte der Umgegend, um die Zufuhr zu sichern. Dabei fuhr er fort, Loyalität und Treue gegen den König zu beteuern; nur um die Religion zu schirmen und die schlimmen Ratgeber vom Regiment zu entfernen, sei er nach Paris gekommen; der Tag der Barrikaden sei nur aus dem Unwillen des Volks über die den Hugenotten gewährten Vergünstigungen entsprungen, es habe dabei keine böse Absicht gegen den König obgewaltet. Heinrich III. gab sich die Miene, als ob er diesen Versicherungen Glauben beimesse; er hatte ja die Kunst der Verstellung in der Schule seiner Mutter meisterhaft gelernt. Er fand es in seiner gegenwärtigen Lage ratsam, auf die Politik der Gegner einzugehen, sich noch einmal mit der Ligue zu vereinigen, ihre Prinzipien anzunehmen. Er

Der König und der Herzog.

beantwortete alle Rechtfertigungen oder Entschuldigungen der letzten Auftritte in versöhnlichem Sinne und ohne Spur von Haß oder Rachsucht; er gab allen in Paris getroffenen Anordnungen seine Zustimmung und bestätigte die neuen städtischen Beamten; er entließ den Herzog von Epernon, auf dem der allge-
Juli 1588. meine Haß ruhte, mit Zeichen der Ungnade; er erließ ein Edikt, durch welches er die religiösen Grundsätze der Ligue sich aneignete: in Frankreich sollte nur die katholische Kirche bestehen; seine Unterthanen sollten sich eidlich verpflichten, nach ihm nie einen König anzuerkennen, der dem neuen Glauben angehöre oder die Bekenner desselben begünstige; er selbst werde die Waffen nicht eher aus der Hand legen, bis alle Ketzerei vertilgt sei. Den Liguisten erteilte er Amnestie, da sie bei ihren Unternehmungen von religiösen Motiven geleitet worden; nur sollten sie von nun an allen auswärtigen Verbindungen entsagen und mit ihm vereint in eine „Union" eintreten, welche den katholischen König und die katholische Nation zu gleichen Zwecken verbinde. Als „Edikt der Union" wurde das neue Manifest bezeichnet. Warum sollte der Mann, der einst den Hugenotten gegenüber die Bartholomäusnacht mißbilligt, nun nicht den Gegnern ein gutes Zeugnis ausstellen? Er gewann es über sich, dem Herzog von Guise, indem er ihn zum Generalleutnant und Befehlshaber aller Heere mit dem Titel eines Großmeisters des Palastes ernannte, eine Stellung einzuräumen, wie sie der Majordomus bei den Merowingern besessen.

Und niemand war zu einer solchen Stellung mehr geeignet als der Herzog Heinrich von Guise. Er vereinigte viele hervorragende Eigenschaften in seinem Charakter, die ihn zu einem gewaltigen Parteihaupt machten: eine hohe edle Gestalt, ein schönes männliches Antlitz, das durch eine Narbe unter dem Auge, die er bei Chateau-Thierry erhalten und die ihm den Beinamen Balafré gab, an Reiz gewann, ein stolzer durchdringender Blick, in dem sich Mut und Würde aussprach, unterwarfen ihm alles was in seine Nähe kam. Wie Heinrich III. in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, hielt er sich doch frei von den weibischen Neigungen desselben; im Reiten, Fechten, Schwimmen, in allen ritterlichen Künsten ragte er unter seinen Zeitgenossen hervor, und im Lager und auf Feldzügen teilte er alle Beschwerden seiner Soldaten. Glänzte er auch nicht wie sein Vater durch strategisches Geschick, so zeichnete er sich doch durch persönliche Tapferkeit, durch raschen Unternehmungsgeist und kühnes Wagen aus. Langes Erwägen und Vorbereiten war nicht nach seinem Sinn; er folgte am liebsten dem Drang des Augenblicks, den Impulsen der Gegenwart; in stürmischen unruhigen Zeiten fühlte er sich am wohlsten. Vor allem aber rühmte man sein freigebiges Wesen, seine Leutseligkeit, sein teilnehmendes Gemüt für die Leiden und Freuden aller, die ihm nahe kamen, seine Uneigennützigkeit, lauter Gaben, die in bewegten Zeiten das Volk hinreißen und begeistern. Dabei besaß er die Macht einer unwandelbaren Überzeugungstreue als Erbteil seines Hauses, in den Augen der katholischen Zeitgenossen von so hohem Wert.

Der Reichstag von Blois. Okt. 1588. Die geschilderten Vorgänge ereigneten sich um dieselbe Zeit, da Philipp II. an der Spitze der katholischen Welt durch die „unüberwindliche Flotte" den Todesstreich gegen den gesamten Protestantismus zu führen gedachte. Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Begebenheit erließ Heinrich III. das „Edikt der Union",

das mit dieser katholisch-spanischen Politik in Übereinstimmung war. Und um seinen Ernst und seine gute Absicht zu beweisen, fuhr er fort, dem Herzog sich willfährig zu zeigen. Im Konseil ward demselben die erste Stelle zu teil; Persönlichkeiten, die den Guisen mißliebig oder feindselig waren, wurden von Staatsämtern fern gehalten; bei allen wichtigen Fragen führte er die entscheidende Stimme. So kam der 16. Oktober herbei, an welchem die Reichsstände in Blois eröffnet wurden. Hatte Heinrich III. noch die Hoffnung gehegt, es möchte durch die Versammlung das geschwächte monarchische Ansehen auf der alten Basis der ursprünglichen angebornen Rechte des französischen Königtums wiederhergestellt, ein neues Rechtsverhältnis zwischen Thron und Nation mit Anerkennung der gegenseitigen Befugnisse aufgerichtet werden, so sah er bald seinen Irrtum ein, so merkte er bald, daß von diesem Reichstag, der fast ausschließlich aus Anhängern der Ligue bestand, in welchem die Häupter derselben zu Vorsitzenden der drei Stände gewählt wurden, der Kardinal von Guise von der Geistlichkeit, der Barrikadenheld Graf von Brissac für den Adel, der Prevot des Marchands von Paris, La Chatel-Marteau, für die Bürgerschaft, kein Heil zu erwarten sei. Die kräftige Eröffnungsrede, in welcher der König die Versammelten aufforderte, sich mit ihm zur Ausrottung der Ketzerei, zur Abstellung aller Unordnungen, zur Beseitigung der eingerissenen Mißstände in der Finanzlage und Regierung durch heilsame Reformen zu vereinigen und das Unionsedikt zu einem Reichsgrundgesetz zu erheben, aber auch mitzuwirken, daß die königliche Autorität wieder gekräftigt, die legitime monarchische Gewalt auf den alten Prinzipien anerkannt und befestigt, die Rechte der Krone und der Stände innerhalb der gesetzlichen Grenzen geachtet würden, diese energische Rede fand nicht den Beifall der Ultramontanen, so daß sie nur verstümmelt in die Öffentlichkeit gelangte. Vielmehr trat die hierarchische Theorie, nach welcher der König nicht von Natur und Geburt, sondern durch Gottes Gnaden, d. h. durch die Sanktion der Kirche zur Herrschaft berufen sei und sein hohes Amt nach den Fundamentalgesetzen des Reichs und in Übereinstimmung mit den Ständen zu führen habe, offen zu Tage. An die Stelle der fast absoluten Königsmacht, wie sie bisher in Frankreich Geltung gehabt, trat eine aus den langen bürgerlichen Kämpfen herausgewachsene neue Staatsidee, in welcher geistliches Recht und Elemente der Volkssouveränität gemischt waren. Die Stände sollten alle die Rechte, welche der Krone unter Sanktion der Kirche beiwohnen, in Hut und Aufsicht halten; ihre Beschlüsse sollten keiner vorausgehenden Erwägung im Konseil, keiner nachträglichen Bestätigung und Einführung durch die Parlamente bedürfen. Kraft dieser Theorie stellte der Reichstag Forderungen auf, welche die königliche Autorität zu gunsten einer klerikalen und ständischen Hierarchie unter der Ägide Guises zu vernichten drohten.

Die Versammlung verlangte nicht nur, daß der König von Navarra nebst seinen Nachkommen wegen Ketzerei aller Rechte und Ansprüche auf die Krone verlustig erklärt werde, ohne daß man ihn zuvor noch einmal zur Rückkehr in den Schoß der katho-

lischen Kirche aufgefordert hätte, daß der Krieg gegen die Hugenotten unter den Oberbefehl Guises bis zur gänzlichen Vertilgung der calvinischen Lehre mit voller Energie fortgeführt und alle Güter derselben eingezogen würden, sie suchte auch die Einkünfte der Krone über alles Maß zu vermindern, Besteuerung und Abgaben in ihr Bereich zu ziehen, Kriegs- und Friedensschlüsse von ihrer Beistimmung abhängig zu machen und endlich der Regierung eine Gestalt zu geben, wodurch alle Macht in Gegenwart und Zukunft in die Hände der Guisen und ihres Anhangs fallen mußte. Der Vergleich zwischen dem Herzog und Pipin, zwischen dem Valois Heinrich und dem Merowinger Chilperich deutete das Ziel an, nach welchem die ultramontanen Machthaber strebten. Heinrich von Guise war der Auserkorene der Stände: wenn er als Großmeister zu den Füßen des Thrones saß, sah er in der Versammlung lauter ergebene Mitglieder, wenn er sich öffentlich zeigte, folgten ihm Scharen von Trabanten und Getreuen, die nicht selten mit den Leuten des Königs in Hader und Streit gerieten; im Konseil wagte ihm niemand zu widersprechen.

Ermordung Heinrichs von Guise.

Heinrich III. war in der schlimmsten Lage: auf der einen Seite eine feindselige Versammlung, welche ihm die Mittel zur Unterhaltung seines Hofstaats und zu dem notwendigen Staatsbedarf versagte und ihn dabei doch zur energischen Kriegführung gegen die Hugenotten zwingen wollte, auf der andern Seite ein ehrgeiziger hochfahrender Magnat, den man im Verdacht hatte, daß er die gesamte Staatsgewalt an sich zu reißen strebe, um sich dann den Weg zum Thron zu bahnen. Da erwachte wieder der Geist in dem König, der ihn einst in der Pariser Blutnacht geleitet: er beschloß den Herzog durch Mord aus dem Wege zu räumen. Als Guise am Morgen des 23. Dezember sich in die Sitzung des geheimen Rats begab, wurde er nach dem Kabinett des Königs beschieden und beim Eintritt von den Leibwächtern überfallen und niedergestoßen. Wie Cäsar hatte er alle Warnungen verachtet, teils weil er im Vertrauen auf seine Popularität und seinen Glücksstern mit einer gewissen Sorglosigkeit sich vorwärts treiben ließ, teils weil er den König für zu schwach und feig zu einem solchen Entschluß hielt: „Er wird es nicht wagen!" antwortete er den zur Behutsamkeit mahnenden Freunden. Zugleich wurde sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, festgenommen und ohne Rücksicht auf seine kirchliche Würde am folgenden Tag hingerichtet. Andre Häupter der Ligue wurden in Gewahrsam gebracht, unter ihnen auch der Kardinal von Bourbon.

Tod der Katharina von Medici. 1589.

Während dieser Vorgänge lag Katharina von Medici krank im untern Geschoß des Palastes. In der Angst ihrer Seele raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, um den verhafteten Bourbon zu besuchen. Er sagte ihr, daß alles Elend dieser verhängnisvollen Zeit auf ihr schuldiges Haupt zurückfalle, sie habe die Guisen zur Schlachtbank geführt. Unter dem Gewicht dieser Vorwürfe ist sie kurze Zeit nachher gestorben (5. Jan. 1589); sie erlebte nicht mehr den letzten Akt des furchtbaren Dramas, an dem sie in so hervorragender Weise teilgenommen; aber sie ahnte die Folgen. Als der Sohn ihr meldete, jetzt sei er wieder König von Frankreich geworden, da er den König von Paris habe töten lassen, sagte sie bestürzt: Gott möge geben, daß du nicht König von Nichts geworden bist.

Abfall und Aufruhr.

Die Bluthat von Blois erzeugte im ganzen Reich eine fieberhafte revolu-

tionäre Bewegung. Rache gegen den gottvergessenen König, den „neuen Herodes", der die Säulen des Katholizismus gefällt, war die Losung des Tages. Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes, als die Schreckenskunde in Paris bekannt wurde, in der gärenden Hauptstadt, wo man den Herzog als zweiten Heiland verehrte, wo seine Familie lebte und die Ligue ihren Herd und Mittelpunkt hatte. Die Wut der Bevölkerung kannte keine Grenzen; mit fieberhafter Erregung lauschte alles den grellen Schilderungen, wodurch Priester und fanatische Volksredner auf den Kanzeln und an öffentlichen Orten die reizbare Menge entzündeten, mit Schrecken und Mitleid ihre Gemüter füllten. Auf Anfragen der Stadtbehörden sprach sich die Sorbonne, wo die jüngeren von den Doktrinen der Jesuiten ergriffenen Mitglieder die Oberhand gewonnen hatten, in einem Gutachten dahin aus: „weil der König zum Nachteil der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen". Der Priester Boucher, der Wortführer der päpstlich-liguistischen Demokratie, verfaßte eine Schrift zur Rechtfertigung der „Entthronung Heinrichs von Valois". Parlamentsräte, die zum König hielten, wurden verdrängt und durch liguistische ersetzt; der Herzog von Aumale bis zur Ankunft Mayennes zum Gouverneur ernannt. Ähnliches geschah in andern Städten. Orleans, einst das Bollwerk der Reformierten, erhob jetzt die Fahne des liguistischen Aufruhrs; seinem Beispiel folgten Chartres, Le Mans, die meisten Orte in der Pikardie und Normandie. In Toulouse wurde der royalistisch gesinnte Parlamentspräsident ermordet und das Bild des Königs durch die Straßen geschleift; in der Bretagne, wo der Herzog von Mercoeur als Gouverneur stand, in Lyon und Burgund, wo sich Mayenne aufhielt, erlangte die Ligue die Oberhand. Nur noch wenige Städte, wie Blois, Tours, Saumur, Amboise u. a. hielten zu dem König. Der Abfall war in der Regel mit einer Umänderung der Munizipalitäten und mit Mord und Verfolgung der Calvinisten verbunden. Vergebens suchte Heinrich III. die Stände in Blois zusammenzuhalten, um durch sie die obrigkeitliche Autorität zu stärken; sie drangen so ernstlich auf ihre Entlassung, daß er sich genötigt sah, die Auflösung zu verfügen; vergebens suchte er die Katholiken zu beruhigen, indem er das Unionsedikt mit den scharfen Bestimmungen gegen Ketzerei als Reichsgrundgesetz verkündigen ließ; wie sollte der Vertrauen finden, der den mutigsten Verfechter des alten Glaubens meuchlings ermordet hatte? Vielmehr wurde seiner Union eine neue heilige Union entgegengestellt, deren Teilnehmer schwuren, für die katholische Religion Gut und Blut einzusetzen und jeden zu bekämpfen, der sie zu gefährden drohe. Ein eigner Unionsrat, bestehend aus den eifrigsten Liguisten aller Stände, aus Geistlichen, Edelleuten, Gelehrten und Bürgern, wurde auf dem Pariser Rathaus eingesetzt. Auch der Versuch, Mayenne zu versöhnen, mißlang; vielmehr eilte der Herzog, nachdem er in Lyon, in Burgund, in der Champagne die Fahne der Guiseschen

16. Jan. 1589.

15. Febr. 1589. Blutrache aufgepflanzt, nach Paris, wo er zum Oberhaupt der heiligen Union erhoben, bald über eine Macht gebot, welche das Schicksal Frankreichs zu bestimmen vermochte. Die Volksgunst, die der Herzog von Guise in so hohem Maß besessen, ging zum Teil auf den Bruder über und verschaffte ihm eine Bedeutung, die weit über seine Talente und Verdienste ging. Bald war das Ansehen des Königs zu einem Schatten herabgesunken; die Gesandten Philipps II. und Sixtus' V. hatten seinen Hof verlassen; in den meisten Städten ging die Regierungsgewalt von den königlichen Beamten an den Unionsrat der Vierzig, in Paris an den Rat der Sechzehn über; sie errichteten Bundesheere und bestellten die städtischen Obrigkeiten.

Verbindung des Königs mit den Hugenotten. So war denn der König zwischen zwei feindliche Heerlager gestellt: die Hugenotten unter Heinrich von Navarra, ein kleines aber tapferes und kriegsgeübtes Heer in Guienne, und die liguistische Bundesmacht unter Mayenne. Die feindselige Haltung der letzteren nötigte ihn, sich mit dem verwandten Bourbon zu verständigen, wie schwer auch immer seinem katholischen Herzen eine solche Bundesgenossenschaft fallen mochte. Unter Vermittelung von Duplessis Mornay
3. April. wurde in der Form eines Waffenstillstands ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Heinrich III. versprach, für die Kriegshilfe Navarras den Hugenotten, wo sie sich auch befinden mögen, die Ausübung ihrer Religion zu gestatten und ihnen die Stadt Saumur als Sicherheitsort und zur Verbindung mit dem reformierten Süden einzuräumen. Im Park zu Plessis bei Tours fand die erste Begegnung der beiden Könige und ihres Gefolges statt. Heinrich III. konnte nur schwer die Abneigung gegen die Bekenner einer Religion überwinden, die er von Jugend auf gehaßt und bekämpft hatte; aber er fand hier die altfranzösische Loyalität nnd Vaterlandsliebe, welche die andern verleugneten. Die Parteistellung hatte sich verschoben: fortan stritten katholische und reformierte Franzosen unter gemeinsamer nationaler Fahne für Königtum und legitimes Recht gegen Papisten und Ultramontane, die mit dem Kreuz manche unlautere fremdartige Elemente vereinigten.

Das königliche Heer gegen Paris. Nun nahm der Krieg eine ernstere Wendung: auch Berner und Genfer Hilfsmannschaften rückten nach der Loire vor, diesmal mit mehr Kriegslust als früher: wir wissen ja, welche Eroberungspläne der Herzog von Savoyen, der erklärte Feind der Schweizer, damals mit Hilfe der Guisen und des spanischen Monarchen durchzuführen gedachte (S. 306). Indem die Eidgenossen nun für den König gegen die Liguisten zu Felde zogen, verteidigten sie zugleich ihre eigne Sache. Auch war das Glück auf seiten der königlichen Bundesheere. Während Heinrich III. selbst, der im Unglück die Kraft seiner Jugend wiederfand, mutig den Herzog von Mayenne bei Tours zurückdrängte, überwanden Navarra und der greise Lanoue mit ihren Hugenottenscharen in weißen Schärpen die liguistischen Heerhaufen unter Aumale bei Senlis und an andern Orten. Sie versicherten sich der Loirelinie und rückten von da in das Gebiet der Seine. Viele

Royalisten von Adel schlossen sich an; mit einem Heer von 40,000 Mann zog Heinrich III. auf Paris los; man müsse den Feind ins Herz treffen, ließ er sich vernehmen. Es machte auf sein katholisches Gemüt einen tiefen Eindruck, daß der heilige Vater in Rom ihn mit dem Bann belegte, wenn er nicht die beiden gefangenen Prälaten innerhalb zehn Tage in Freiheit setze und sich vor dem päpstlichen Stuhl wegen seiner Frevelthaten rechtfertige; doch Navarra wußte den Bekümmerten zu trösten: „Siegen wir," sagte er, „so ist der Bannstrahl ohne Wirkung!" Aber die Wut der Gegner erhielt dadurch neuen Anlaß zu feindseligem Vorgehen. Die Schmähreden und Lästerungen erreichten ihren Höhepunkt; in der Kirche wurde nicht mehr gebetet „für unsern König", sondern „für unsre christlichen Prinzen"; von der Sorbonne wurde unverhohlen die Lehre verkündigt, „daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne".

Je mehr aber das königliche Heer sich der Hauptstadt näherte, desto mehr dämpfte sich die Glut der Angriffe und Schmähungen, und als bereits Pontoise, Poissy und St.-Cloud erobert waren und Paris selbst von allen Seiten abgeschlossen ward, da überkam der schrecklichste Kleinmut das wankelmütige Geschlecht. Wohl durften die Pariser Rebellen von dem erzürnten und rachgierigen König alles erwarten. Soll er doch von einer Anhöhe bei St.-Cloud nach der Seinestadt blickend in die Worte ausgebrochen sein: „In kurzem wird man in dieser Ebene die Mauern und Gebäude von Paris suchen und wird Ruinen finden." Er hatte die Stadt so sehr geliebt und soviel für sie gethan; darum war er über den Undank der Bevölkerung um so tiefer ergrimmt. Von diesem drohenden Strafgericht wurde jedoch Paris unerwartet befreit durch einen jungen Dominikanermönch, Jakob Clement, dessen schwacher Geist durch die fanatische Doktrin, daß ein Mord zur Erhaltung der Religion begangen, keine Sünde sei, zu phantastischer Überspanntheit gereizt worden war. Wie es heißt, soll ihn die Herzogin von Montpensier, die Schwester des ermordeten Guise, angefeuert haben. Mit einem Brief an den König versehen, ein in Kräutergift getauchtes Messer unter der Kutte, begab er sich in das feindliche Lager und begehrte Einlaß bei dem König. In das Gemach geführt, versetzte er dem Monarchen einen tödlichen Stich in den Unterleib. Der Verwundete schleuderte das blutige Messer gegen die Stirn des Thäters, der sofort von den Umstehenden niedergemacht wurde. Achtzehn Stunden nachher hauchte Heinrich sein Leben aus, nachdem er den König von Navarra und Bearn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. So starb am 2. August des Jahres 1589 der letzte der Valois im sechsunddreißigsten Jahr seines Lebens, im sechzehnten seiner Regierung durch Mörderhand. „Nur ein Mönch," bemerkt Thuanus, „konnte den mißtrauischen König töten, denn Mönche genossen stets seiner besonderen Gunst."

Heinrichs III. Ermordung. 1589.

1. Aug. 1589.

7. Der Krieg um die Krone und Heinrichs IV. Übertritt.

Lage und Tendenzen. Wie verschieden war die Lage und die Stimmung im königlichen und im liguistischen Heerlager, als die Kunde von der Ermordung Heinrichs III. in die Welt drang! In Paris trug die katholisch-populäre Faktion ihr Haupt höher als je; Jakob Clement wurde auf den Kanzeln als Märtyrer gefeiert; der Herzog von Mayenne galt als Herr der Stadt, seine Schwester, die leidenschaftliche Montpensier, und andre Freunde rieten ihm sogar, über den alten gefangenen Kardinal Bourbon hinwegzugehen, sich selbst als König ausrufen zu lassen und die katholische Nation um sich zu sammeln. Alles trug die grünen lothringischen Schärpen; der spanische Gesandte, Bernardino de Mendoza, der mit ganzer Seele die katholische Politik seines Gebieters teilte, stand mit der Familie Guise auf vertrautem Fuß und gab die Versicherung, sein Herr werde alle Kräfte seiner Reiche aufbieten, um die Thronbesteigung des „Bearners" zu verhindern. Doch hielt er es fürs beste, daß man vorerst zu dem alten Vertrag stehe. Demnach wurde der Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum König erklärt und von dem Parlament, dem Unionsrat und den städtischen Behörden anerkannt und proklamiert. Dagegen herrschte im Lager zu St.-Cloud Zwiespalt, Ratlosigkeit, Ungewißheit. Von dem katholischen Adel zogen manche weg, wie der Herzog von Epernon, andre waren wohl bereit, dem französischen Staats- und Erbrecht und dem Willen des Königs Folge zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß der Thronfolger zur römisch-katholischen Kirche übertrete, daß die Krone auch ferner mit dem Katholizismus verbunden bleibe. Heinrich IV., wie der Bourbon von nun an genannt werden soll, begegnete diesen Schwierigkeiten mit Verstand und Umsicht. Er gab die Versicherung, daß die Bekenner des reformierten Glaubens keine andern Vergünstigungen erlangen sollten, als in dem Vertrag mit dem verstorbenen König festgesetzt worden; daß er einer Reichs- und Kirchenversammlung, die er demnächst einzuberufen gedenke, seine religiösen Ansichten zur Verhandlung und Entscheidung vorlegen werde; er brachte es dahin, daß die Schweizer Söldner nicht sofort ihren Rückmarsch antraten, sondern bis auf weitere Verhaltungsbefehle den Führer, dem sie bisher gefolgt waren, als König anerkannten.

Heinrichs IV. Persönlichkeit. Vor allem aber war es die ritterliche, echt französische Natur Heinrichs, welche die widerstrebenden Elemente zu versöhnen und an sich zu fesseln wußte. Wir haben den Bearner Fürstensohn, der seine Knabenzeit in den Bergen seiner Heimat unter kräftiger Zucht und körperlicher Abhärtung verlebte, der von seiner sittenstrengen Mutter zu ernsten Studien und zum reformierten Glauben angehalten, dann bei seiner Vermählung mit einem geistreichen, aber unzüchtigen Weibe nur durch seine Verwandtschaft und die Verleugnung seines Glaubens in der Blutnacht gerettet worden war, in den früheren Blättern des öftern kennen gelernt. Eine Zeitlang konnte man glauben, daß er sich ganz in die Lüste des

Hoflebens stürzen, im Strudel sinnlicher Begierden und Leidenschaften untergehen würde; nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er Sinn zu haben. Aber mit der Zeit erwachte wieder die Erinnerung an die Lehren seiner trefflichen Mutter, an die religiösen Eindrücke seiner Jugend in seinem Herzen. Es wurde erwähnt, daß er dem Pariser Hof entfloh und zu dem calvinischen Bekenntnis zurückkehrte. Seitdem galt er als der Führer und Protektor der Hugenotten, eine Stellung, die er stets im Sinn des Friedens und der Versöhnung zu benutzen gesucht. Der Gedanke, welcher den ersten Bekennern der Reformation vorgeschwebt, es könnte ihre Glaubenslehre und Kirchenform zur Reichsreligion erhoben werden, war längst verschwunden; was die Hugenotten jetzt noch anstrebten, war Duldung ihres Glaubens auf dem Grunde religiöser Parität und nationaler Lebensgemeinschaft. Und wer war mehr geeignet diesem Grundsatz Geltung zu verschaffen, als der durch geistige und körperliche Vorzüge so hervorragende Fürst? Er war von Natur mit der glücklichen Anlage ausgerüstet, die Menschen zu gewinnen, an seine Person zu fesseln. Den reformierten Glaubensgenossen gab er zu verstehen, daß er ihnen Frankreichs Krone verdanke und einst vergelten werde; die Katholischen gewann er durch die Hochachtung, die er ihrer Geistlichkeit und Religion zollte, und durch die in Aussicht gestellte Möglichkeit seiner einstigen Bekehrung; den Bürger und Bauer ließ er eine glücklichere Zukunft erwarten, indem er den Frieden begründen und die Abgaben vermindern werde; dem stolzen Adel schmeichelte er durch Beweise von Aufmerksamkeit und Ehrfurcht; das royalistische Konseil gewann er durch seine Bereitwilligkeit, die Staatsgeschäfte in der bisherigen Weise fortgehen zu lassen. Für alle hatte er ein liebevolles Herz, ein freundliches Wort, ein offenes, redliches Gemüt, und der natürliche Frohsinn, die heitere Lebendigkeit seines Geistes zog alles in seine harmonischen Lebenskreise.

An die Fortsetzung der Belagerung von Paris war nun nicht mehr zu Royalisten
denken. Mayenne, der Stellvertreter des Titularkönigs Karl X., gebot über eine und Liguisten in Waffen.
Kriegsmacht von 25,000 Mann, Franzosen und katholische Schweizer, die er mit den Subsidiengeldern Philipps II. geworben hatte und unterhielt. Sie mochte wohl dreimal so stark sein als die Armee, auf deren Treue und Ergebenheit Heinrich zählen durfte. Es mußte daher ein andrer Kriegsschauplatz gewählt werden. Um aber nicht den Schein eines Rückzugs auf sich zu laden, blieb der König im Norden, in Gegenden, von wo er immer die Hauptstadt beobachten konnte. Da kam es ihm denn zu statten, daß ihm der royalistische Befehlshaber von Dieppe zur Besetzung der Normandie behilflich war. Geschützt durch die Schanzwerke von Arques, widerstand er den Angriffen des Feindes. Im Vertrauen auf die eigne Macht und auf die Unterstützung des Herzogs von Parma, hatte Mayenne großsprecherisch geäußert, entweder müsse sich der Bearner ins Meer stürzen oder er werde ihn mit Ketten beladen durch die Straße St.-Antoine mit sich führen; aber er fand einen Gegner, der ihm an strategischer

Kunst überlegen war und durch seine Tapferkeit, seinen Kriegsmut, seine persönlichen Anstrengungen allen ein leuchtendes Beispiel gab. Die fast religiöse Überzeugung von seinem Recht flößte Heinrich IV. Vertrauen in den siegreichen Ausgang seiner Sache ein. Als man ihm einst von der großen Übermacht des Feindes sprach, gab er zur Antwort, „man müsse seine Verbündeten mit in Anschlag bringen, Gott und sein gutes Recht". Mayenne mußte den Rückzug antreten und im November sahen die Pariser zu ihrem Schrecken den König abermals vor ihren Thoren. Doch zog er bald wieder südwärts, um die Städte und Landschaften an der Loire zu sichern. Die Königin von England sandte ihm einige Hilfstruppen, Venedig und die protestantischen Kantone der Schweiz erkannten ihn als König an. Doch vermied Heinrich die religiöse Frage in den Vordergrund zu stellen; während in Paris die fanatische Agitation fortdauerte, beteten in seinem Lager Katholiken wie Reformierte für den legitimen König. Unter dieser Fahne hoffte Heinrich alle Royalisten alten wie neuen Glaubens um sich zu sammeln. Je klarer die Absicht Philipps II. zu Tage trat, den zerrütteten Zustand des Nachbarreichs zu seiner eignen Machtvergrößerung zu benutzen und die stolze französische Nation unter sein Protektorat zu stellen, je mehr die Ultramontanen in ihrem Religionshaß zu erkennen gaben, daß sie lieber einen König aus der Hand des spanischen Monarchen annehmen als einen Ketzer auf dem Thron des heil. Frankreich dulden würden, desto mehr fühlte sich der für nationale Ehre, Recht und Einheit empfängliche patriotische Adel zu dem ritterlichen Bourbon, dem Sprößling des heil. Ludwig, hingezogen.

Schlacht bei Ivry. Im Februar rückte Heinrich IV. vor die Mauern von Dreux; diese Liguistenstadt, im Angesicht von Paris, durfte Mayenne nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. Er zog daher mit einem beträchtlichen Heer, zu dem der Herzog von Parma spanische, niederländische und italienische Hilfsmannschaften gestellt
14. März 1590. hatte, zu Feld, erlitt aber in der Schlacht bei Ivry, wo das Kriegsgeschick und der persönliche Heldenmut Heinrichs IV. den glänzendsten Triumph feierten, eine vollständige Niederlage. Nachdem Heinrich den Schlachtplan mit der Umsicht und Sicherheit eines römischen Feldherrn entworfen, sagt Martin, stürzte er sich in den Kampf wie ein Ritter des Mittelalters, der zu glauben schien, er müsse seine Krone mit der Kraft seines Armes erobern. Die royalistischen Edelleute, die anfangs vor der Übermacht der feindlichen Reiterei betroffen still hielten und zurückzuweichen begannen, wurden fortgerissen durch den kühnen Schlachtmut ihres Königs, dessen weißen Helmbusch sie im dichtesten Getümmel hin- und herwogen sahen. Als sich die Feinde zur Flucht wandten und von dem verfolgenden Sieger massenhaft niedergehauen wurden, hörte man den königlichen Führer mit lauter Stimme ausrufen: „Schonet die Franzosen und schlaget die Fremden." Die Schweizer hatten sich vor beendigter Schlacht ergeben. „Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt," schrieb Heinrich an Lanoue.

Während Mayenne sich nordwärts wandte, um sich mit Parma zu verbinden, rückte Heinrich abermals in die Nähe von Paris, bemächtigte sich aller wichtigen Orte an der Seine und den beiden Nebenflüssen Marne und Oise, besetzte die Vorstädte und schnitt der inneren Stadt jegliche Zufuhr ab. Hunger und Kriegsnot, dachte er, würden die Pariser bald andern Sinnes machen. Aber noch stand das Volk unter dem Terrorismus der Ligue, noch hielt finstere Glaubenswut die Gemüter im Banne. Die geistlichen Brüder- und Genossenschaften, verstärkt durch Scharen von Mönchen und Priestern aus dem ganzen Reich, fachten durch aufreizende Reden, durch phantastische Prozessionen die Glut des Fanatismus an. Sie wurden unterstützt durch den päpstlichen Legaten Gaetano, der mehr Eifer entfaltete, als dem heil. Vater recht war, durch den spanischen Gesandten Mendoza, der immer offener die Absicht zeigte, Frankreich unter die Schutzherrschaft Philipps II. zu bringen, durch die Sorbonne, welche den Ausspruch that, daß Heinrich von Bourbon, der als Ketzer und Rückfälliger mit dem Bannfluche belegt worden, nimmermehr als König von Frankreich anerkannt werden dürfe, selbst wenn er die kirchliche Absolution empfange. Diese vereinten Anstrengungen der ultramontanen Vorkämpfer, die zugleich bemüht waren, durch milde Gaben, durch Armen- und Krankenpflege, durch Spendung geistlicher und leiblicher Hilfe die Not des Volks zu erleichtern, verfehlten ihre Wirkung nicht. Aufs neue schwuren die städtischen Beamten, die Bannerträger, die gesamte Einwohnerschaft nach den Quartieren, den feierlichen Eid, niemals einen Ketzer oder Begünstiger der Ketzerei als König anzuerkennen. Es brachte keine Änderung in der Lage und Stimmung hervor, als der Kardinal von Bourbon in der Gefangenschaft seines Neffen starb; er war ja stets nur ein Scheinbild in der Hand der Guisen, ein Werkzeug ihres Ehrgeizes gewesen. Sein Tod diente nur dazu, die Hoffnungen des spanischen Machthabers und seiner Parteigänger mit neuer Stärke zu beleben.

Heinrich vor Paris.

8. Mai 1590.

Wie aber, wenn Heinrich IV. die Hauptstadt zur Unterwerfung zwang? Der Notstand war aufs höchste gestiegen, alle Versuche eines Vergleichs waren zurückgewiesen worden, weil von seiten der Ligue die Beiziehung des Königs von Spanien gefordert ward. Da kam man im Madrider Staatsrat zu der Ansicht, daß man durch eine größere militärische Intervention der bedrängten Ligue Beistand leisten müsse; die Sicherheit der eignen Staaten verlange es, daß man den unternehmenden Hugenottenadel und seinen schlagfertigen Führer nicht zu mächtig werden lasse. Es war dem Herzog von Parma nicht nach dem Sinne, daß er mit seiner gesamten Heeresmacht dem Guisen zu Hilfe ziehen und den Bourbon von Paris wegtreiben sollte: wir werden erfahren, welche Anstrengungen er gerade damals machte, die burgundischen Provinzen wieder der Hoheit des spanischen Königs zu unterwerfen; diese Unternehmung wurde durch einen Feldzug nach Frankreich unterbrochen. Endlich mußte er aber doch den Befehlen von Madrid gehorchen. Wie freuten sich Mendoza und die Häupter

Alexander von Parma nach Frankreich. 1590.

der Ligue, als sie die Kunde von dem Einrücken des spanischen Feldherrn über die französische Grenze und von dessen Vereinigung mit Mayenne in der Nähe von Meaux empfingen! Denn nur die Aussicht auf die fremde Kriegshilfe hatte das Pariser Volk in der größten Not und Entbehrung aufrecht erhalten. Heinrich IV. brach sofort auf, um dem Feind eine Schlacht anzubieten. Bei Chelles
Ende August. an der Marne kamen die Heere einander so nahe, daß man täglich ein Zusammentreffen erwarten durfte. Allein Parma liebte es nicht, sein Glück auf den Ausgang eines einzigen Schlages zu setzen; durch sichere Stellungen in befestigten Lagerplätzen, durch geschickte Bewegungen, durch andauernde Belagerungen hatte er bisher seine meisten Erfolge erlangt. Diesem System blieb er auch jetzt treu. Er hielt die schlachtbegierigen Feinde so lange in Schach, bis es den Liguisten
6. Sept. gelang, das Städtchen Lagny an der Marne in ihre Gewalt zu bringen und Paris mit Lebensmitteln zu versorgen. Noch einmal wagte Heinrich einen Sturmangriff auf die Stadtmauern; nun war aber die Zeit vorüber. Zu einer langwierigen Kriegführung war der südfranzösische Adel nicht geneigt, seine Stärke und Brauchbarkeit bestand im raschen Vorgehen, im tapfern Kämpfen und Angreifen in der freien Feldschlacht. Viele baten um Urlaub bis zum nächsten Frühjahr, dann würden sie gern wieder unter des Königs Fahne treten. Nur ein kleines ergebenes Heer blieb bei ihm, mit dem er einige feste Plätze besetzt halten konnte. Dem spanischen Feldherrn genügte es, Paris befreit und ihm die Wege der Zufuhr geöffnet zu haben. Nur einmal besuchte er die Hauptstadt in der Stille, ohne die Empfangsfeierlichkeiten entgegenzunehmen, die ihm Mayenne und die begeisterte katholische Welt zugedacht, und kehrte dann nach den Niederlanden zurück, schwach verfolgt von Heinrich.

Staatstheorien und spanisches Protektorat. Während des Winters 1590 auf 1591 war Frankreich in einem Gärungsprozeß begriffen, der mit einer Auflösung der Reichseinheit endigen zu müssen schien. In Paris entfaltete der vielgewandte spanische Gesandte Mendoza seine diplomatisch-demagogische Thätigkeit, um seinen Plan, Frankreich zu einer Provinz des großen katholisch-monarchischen Systems unter dem Protektorat Philipps zu machen, zur Ausführung zu bringen, da jetzt der von den Verbündeten als König anerkannte Karl X. aus der Welt geschieden. Die Sorbonne, die Häupter der Ligue, viele Edelleute, bei denen der kirchliche Fanatismus jedes Gefühl für nationale Ehre und Größe zurückgedrängt hatte, insonderheit Brissac, die städtischen Behörden und Zunftmeister begünstigten und förderten die spanischen Absichten; auch Mayenne und die ganze Guisesche Familie arbeiteten für den großen Einigungsplan der katholischen Welt unter Philipps Zepter: nur mit seinem Beistand konnte der Krieg der Rache gegen das Königshaus fortgesetzt, nur vermittels spanischer Truppen und spanischer Hilfsgelder Paris gegen den in der Nähe lauernden Bearner verteidigt werden. Auch in andern Städten, in Orleans, Sens, Soissons, Chartres, Meaux, Peronne herrschten spanische Sympathien und in allen Provinzen waren die Parteigenossen Philipps und der Ligue in größerer oder geringerer Zahl vorhanden. Noch im Dezember wurde von der Sorbonne der Franziskaner Matteo Aguirre nach Madrid geschickt, um dem König Unterwerfungsanträge zu machen und ihn zu bitten, daß er die ihm ergebenen Städte unter seinen Schutz nehme und sie gegen die Feinde der katholischen Religion verteidige. Dieser Schutzherrschaft

schien es nicht zu widersprechen, wenn einzelne Städte und Landschaften sich von der Krone Frankreichs trennten, wenn die nationale Einheit, die sich erst seit einem Jahrhundert vollzogen, wieder aufgelöst, der alte Zustand provinzieller Selbständigkeit wieder hergestellt ward. Schon war die Provence mit dem Beispiel vorangegangen, indem sie Emanuel Philibert von Savoyen als Oberherrn anerkannte (S. 307); in der Bretagne strebte der Herzog von Mercoeur, der durch seine Gemahlin Erbansprüche an die Halbinsel zu haben glaubte, nach einer selbständigen Herrschaft, wenn auch unter Philipps Protektorat; in der Normandie waren die beiden Liguisten Villars in Havre de Grace und Tavannes in Rouen, sonst einander feindlich gesinnt, gleich bereit, die Oberherrschaft des spanischen Monarchen anzuerkennen. Mayenne gedachte sich in Paris festzusetzen, wie wenig auch sein zurückhaltendes Wesen den Eiferern Genüge that; in Lyon führte der Herzog von Nemours den Krieg auf eigne Hand; in Languedoc hielt der reiche Montmorency dem liguistischen Herzog von Joyeuse das Gleichgewicht; der Gedanke einer Auflösung des Reichs, einer Konstituierung einzelner Provinzen zu selbständigen Fürstentümern unter einheimischen Großen mit einem fremden Schutzherrn, trat immer offener zu Tage. Selbst im Schoß der Sorbonne überlegte man, ob man nicht im Lager oder durch die Generalstände einen katholischen König sollte wählen lassen. Und wer hätte dann ein besseres Recht, als Philipp, der aus einem ursprünglich französischen Haus stammte, der eine Königstochter aus dem Hause Valois zur Gemahlin gehabt hatte? Auch Portugal war ja durch weibliche Verwandtschaft an den spanischen König gefallen; sollte allein in Frankreich salisches Recht gelten? Die Jesuiten und Franziskaner wirkten in diesem Sinne; der Rat der Sechzehn stimmte dem Plan zu. Sei Philipp selbst zu bejahrt, um noch eine solche neue Last auf sich zu nehmen, so könnte ja seine Tochter Isabella sich mit einem katholischen Fürsten Frankreichs vermählen und dann der Eidam der Stellvertreter des Schwiegervaters werden. Man warf bereits die Augen auf den jungen Herzog von Guise, dessen Vater und Großvater für den Glauben ihr Leben gelassen und der durch eine wunderbare Flucht sich aus der Gefangenschaft im Schlosse von Tours befreit hatte. In diesem Namen flossen alle katholischen Sympathien zusammen. Unter einem loseren monarchischen System könnten dann die ständischen Freiheiten sich selbständiger entwickeln, könnte das nationale Staatsleben zu freierem Ausdruck kommen. Wäre nur erst die Thronfolge in rechtgläubigem Sinn geordnet, dem französischen Reich sein rein katholischer Charakter gesichert, so werde man schon Sorge tragen, daß auch die politische Verfassung und die Volksrechte auf eine breitere gesetzliche Grundlage gestellt würden. Wie auf dem Reichstag zu Blois flossen auch in diesen Tagen aufregender Beratungen populäre und religiöse Elemente zusammen; ein katholisch-liberales Regierungssystem war die Grundidee der staatsrechtlichen Theorie der Liguisten. Bis zu einem republikanischen Föderativstaat verstiegen sich die Meinungen und Tendenzen. In den Städten wollte man eine kommunale Selbstverwaltung aufrichten, wie sie in den deutschen Reichsstädten und in den niederländischen Stadtgemeinden bestand; in einzelnen Landschaften träumte man von demokratischer Kantonalregierung wie in der Schweiz. In einem Buche „Über die Autorität der christlichen Republik“, bewies Boucher, daß der Nation das Recht zustehe, sich ein Oberhaupt zu setzen. In ihrem Fanatismus hatten die katholischen Eiferer kein Auge für die versunkenen Zustände, in welche die spanischen Reiche unter Philipps Despotismus geraten waren. Man begehrte von dem König eine spanische Besatzung für Paris; ein Mitglied des Rats der Sechzehn sprach offen aus, man müsse alle Widersacher Philipps als Hochverräter behandeln, zwei Parlamentsräte und ein Stadtgerichtsrat, die in den Terrorismus nicht einstimmten, fielen der Volksjustiz zum Opfer.

Der religiös-politische Weltkampf auf der Höhe.

Mehr als je hatte es damals den Anschein, daß das ganze westliche Europa der spanisch-katholischen Macht erliegen, daß auch Frankreich zu einem Vasallenstaat des Weltherrschers in Madrid herabsinken werde. Denn nicht genug, daß der Herzog von Parma abermals mit einem beträchtlichen Heer aus den Niederlanden über die französische Grenze einrückte und die zerstreuten liguistischen Truppen an sich zog, daß die Guisesche Faktion, der sich nun auch der Herzog von Lothringen anschloß, ihre Anstrengungen verdoppelte, um den bourbonischen Prätendenten von Frankreichs Thron fern zu halten: jetzt trat auch Papst Gregor XIV. mit aller Energie in die spanisch-liguistische Politik ein. Er erklärte feierlich, die Kirche werde nie dulden, daß ein Ketzer und Rückfälliger den Thron des katholischen Frankreich besteige; er forderte in scharfen Monitorien die Geistlichkeit und die Laienstände auf, alle ihre Kräfte aufzubieten, daß Vendome, wie er Heinrich IV. nannte, nicht zur Herrschaft gelange; er verwendete den von Sixtus V. in der Engelsburg gesammelten Schatz für kriegerische Zwecke und entsandte ein italienisch-schweizerisches Söldnerheer unter einem päpstlichen Nepoten über die Alpen; er feuerte den König von Spanien an, den heiligen Krieg mit Aufwendung aller Geldmittel und Streitkräfte zu betreiben. Solchen Anstrengungen gegenüber durften auch die reformierten Mächte nicht müßig bleiben; sollten sie unthätig zuschauen, wie die katholisch-absolutistische Gewalt alle Freiheit des Glaubens, alles nationale Recht in Frankreich niedertrete; würden dann nicht bald auch in den protestantischen Nachbarländern die Errungenschaften der Reformation, die mit so vielen heißen Kämpfen erworbenen religiösen Lebensbedingungen in Gefahr kommen? Vor allem trat Elisabeth von England aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraus. Der Kampf gegen denselben Feind führte zu einem Bündnis zwischen ihr und dem Bourbon. Sie unterstützte ihn mit Geld, mit Schiffen und Hilfstruppen, mit Kriegsvorräten, sie erwies ihm eine Gunst, die an Zärtlichkeit grenzte. Als sie ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe übersandte, ließ er ihr sagen, daß er dieselbe ihr zu Ehren in der Schlacht tragen werde. Von der anfänglichen Forderung, daß ihr die Seestadt Calais zurückgegeben würde, stand sie ab und begnügte sich mit der unbestimmten Zusage einer anderweitigen Entschädigung in der Normandie. Auch in der reformierten Schweiz, in Holland, in Deutschland regten sich die protestantischen Sympathien zu thatkräftiger Hilfeleistung. Selbst in dem lutherischen Sachsen, wo der Kanzler Crell einer weitherzigeren religiösen Auffassung Eingang zu verschaffen bemüht war, und in ganz Norddeutschland fing man an, die Sache der französischen Calvinisten in einem günstigeren Licht zu betrachten, den großen Weltkampf, der sich damals an der Seine und Loire entrollte, von einem höheren politisch-religiösen Gesichtspunkt zu beurteilen. Man hatte nichts dagegen, daß durch Latour Vikomte von Turenne mittels der englischen Subsidiengelder neue Truppen in den deutschen Gauen geworben wurden, die dann abermals Fabian von Dohna, diesmal jedoch unter der Oberleitung

Sept. 1591. des Reichsfürsten Christian von Anhalt, über den Rhein nach Lothringen führte, wo derselbe Turenne, welcher durch seine Vermählung mit der Erbin von Sedan Herr dieser Stadt und des Herzogtums Bouillon geworden, sich mit ihnen vereinigte.

Die royalistische Partei im Wachsen.

Und auch in Frankreich selbst behauptete sich Heinrich IV. in einer achtunggebietenden Stellung. Der national gesinnte Adel, der besonders im Süden der Loire zahlreich vertreten war und zu dem angesehene Kriegsmänner wie Montmorency und Lesdiguières hielten — Lanoue starb um diese Zeit bei der

Aug. 1591. Belagerung von Lamballe in der Bretagne — verabscheute den Gedanken einer spanischen Herrschaft oder Suzeränität, und wenn er auch gegenüber dem prote-

stantischen König, der zwar den Vorschlag eines Übertritts zu der Staatskirche nicht bestimmt von der Hand wies, doch auch keine Schritte dazu that, einige Zurückhaltung bewies und eine selbständige Stellung behauptete, so stand er doch in allen kritischen Lagen auf der Seite der rechtmäßigen Thronfolge, und selbst in den Reihen derjenigen, welche bisher mit der katholischen Union gegangen, fand die royalistische Gesinnung mehr und mehr Eingang. So trat eine vollständige Zersetzung der Volkselemente und Parteien ein. Während die Faktion der katholischen „Eiferer", welche ihre Hauptstützen im Klerus, in den Behörden und Korporationen der Hauptstadt und in den unteren Volksklassen hatte, mit Mayenne und dem Gesandten Mendoza für das spanische Königtum oder Protektorat wirkte, das reformierte Frankreich dagegen, Adel und Bürgerschaften aus religiösen Motiven sich fest an den glaubensverwandten Fürsten anschlossen, der die von Heinrich III. erlassenen intoleranten Edikte aufgehoben, gewann eine dritte Partei, mit dem alten Namen der Politiker bezeichnet, immer mehr Boden. In beiden Heerlagern Vertreter und Anhänger zählend, hielt diese Gruppe die Fahne des nationalen Royalismus und der legitimen Dynastie fest, wollte aber nur einen katholisch-rechtgläubigen König anerkennen. Sie warf vorübergehend ihre Blicke auf einen andern Bourbon, den Bruder des jüngst verstorbenen Condé, der sich nach der Bartholomäusnacht der alten Kirche zugewandt hatte und seit dem Tod seines Oheims den Titel Kardinal von Bourbon führte, so schwach und unfähig wie der Verstorbene. Den patriotisch-nationalen Gesichtspunkt mehr betonend als den religiösen, mußte diese Partei den Ausschlag geben, sobald der Makel der Ketzerei von dem Haupt des Bourbon ausgelöscht war. Selbst der Herzog von Mayenne, obschon durch seine ganze Stellung, seine Familienbande und seine Abhängigkeit von Philipp und Mendoza an die spanisch-papistische Sache gewiesen, suchte sich dennoch insgeheim den Rückweg offen zu halten. Mehr als einmal trat er dem terroristischen und fanatischen Treiben der liguistischen Eiferer in der Hauptstadt entgegen oder suchte die agitatorischen Umtriebe des spanischen Gesandten und seiner geschäftigen Agenten zu durchkreuzen und zu paralysieren. Er war ein tapferer Mann von militärischem Geist, aber bequem und ohne den Zauber der Popularität, der über dem Bruder geschwebt hatte. Ihm fehlte der Schwung der Seele, der die Menge mit sich fortreißt. Im Vertrauen auf die Bastille, die er in sicherer Hand hielt, und auf die ihm ergebene Garnison, verachtete er das tumultuarische Treiben der Volkshäupter und Zungenhelden.

Heinrich und Parma in der Normandie. 1592.

Zu Anfang des Jahres 1592 glich Frankreich einem großen Kriegslager: während in Paris die spanisch-liguistischen Eiferer und der Rat der Sechzehn ihr Regiment des Schreckens und der Verfolgung mit steigender Grausamkeit fortsetzten, allen Gemäßigten und Schwankenden, allen „Politikern" Rache und Tod schwörend, wütete in allen Provinzen ein wilder Bürger- und Parteikrieg, bald im offenen Felde, bald im Innern der Städte. Heinrich IV. suchte sich in

der Normandie festzusetzen, teils weil er dort der englischen und holländischen Hilfe am zugänglichsten war, teils um Paris stets im Auge zu haben. Monatelang bedrängte er die alte feste Hauptstadt Rouen; schon war sie dem Falle nahe, da zog der Herzog von Parma, nachdem er sich in La Fère mit Mayenne vereinigt, mit einer beträchtlichen Streitmacht zu ihrem Entsatz heran. Nun sah sich Heinrich, dessen Krieger durch die Beschwerden des Winterfeldzuges und des langen Belagerungskrieges erschöpft waren, nach einem kühnen Gefecht mit dem
April 1592. überlegenen Feind, zum Rückzug nach Dieppe genötigt. Alsbald traf Parma Anstalten, die ganze Provinz in seine Gewalt zu bringen und den König von seinen Bundesgenossen abzuschneiden; aber er hatte es mit einem Gegner zu thun, der ihm an strategischem Geschick gewachsen, an Unternehmungsgeist überlegen war. Während der spanische Feldherr Caudebec belagerte, zog der französische König neue Mannschaft an sich und schloß dann in der Gegend von Yvetot, im Lande Caux, das spanisch-liguistische Heer so ein, daß es nur auf einen kleinen Raum beschränkt war. Gequält von Hunger und Durst, da das Seinewasser wegen der Nähe des Meeres in jener Gegend untrinkbar ist, und bedroht von dem Schwert der Feinde, wäre die große Armee in die schlimmste Lage gekommen, hätte nicht Parma, trotz seiner vor Caudebec erhaltenen Wunde, einen meisterhaften, von den Zeitgenossen viel bewunderten Rückzug zu stande gebracht. Von einem dichten Nebel begünstigt, setzte er unbemerkt von dem Feind über die Seine und zog dann über St.-Cloud nach der Champagne, und von da nach den Niederlanden. Wir werden später erfahren, daß er noch in demselben Jahr, ehe er den neuen, schon vorbereiteten Feldzug gegen Paris zur Ausführung bringen konnte, zu Arras aus dem Leben schied.

Die Krisis der Thronfolge. Der Tod des großen Feldherrn von einer so gewaltigen Stellung und Bedeutung war für das Schicksal Frankreichs ebenso wichtig wie für das der niederländischen Provinzen. Gerade dieser Feldzug sollte dazu dienen, der spanischen Thronbewerbung, die jetzt zur Entscheidung geführt werden sollte, den Nachdruck eines siegreichen Waffenganges zu verleihen. Denn bereits hatte Mayenne im Einverständnis mit den von Philipp II. eigens zu dem Zweck nach Frankreich gesandten spanischen Bevollmächtigten die Reichsstände auf den 26. Januar 1593 nach dem Louvre beschieden, wo über die Zukunft des französischen Thrones die endgültige Bestimmung getroffen werden sollte. Nie war während der ganzen gärenden Zeit der Religionskriege die Aufregung und Geschäftigkeit der Parteien größer gewesen als vor und während dieser Versammlung. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die große Frage im spanisch-katholischen oder im national-staatsrechtlichen Sinn zur Entscheidung zu bringen. Schon während der Wahlen ließ sich die streng katholische Partei vernehmen, die Grundgesetze des Reichs verlangten, daß nur eine Kirche, nur ein Glaube in Frankreich bestehe, daß kein Fürst, der ein Ketzer sei oder Ketzer begünstige, die Krone tragen könne; selbst wenn Heinrich von Bourbon sich bekehren sollte, müsse er vom Thron fern gehalten werden; er sei ein rückfälliger Ketzer, vom Papst exkommuniziert und seiner Rechte und Ansprüche beraubt, von den früheren Ständen verworfen. Dieser exklusiven Ansicht huldigten nicht nur die liguistischen Eiferer und die spanisch-priesterlichen Stimmführer, sondern selbst der päpstliche Legat, obwohl der neue Inhaber der Tiara, Clemens VIII., keineswegs

so unbedingt dem politischen System Philipps II. ergeben war, wie der Mailänder Gregor XIV. Im Gegensatz zu dieser ultrakatholischen Auffassung betonte Heinrich IV. den national-politischen Rechtsstandpunkt und richtete sich an das Loyalitätsgefühl des royalistischen Adels. Er erklärte die Einberufung einer Ständeversammlung, die nicht von dem legitimen Herrscher ausgehe, für eine hochverräterische Handlung, für ein Majestätsverbrechen; er versicherte, daß er stets bereit sei in Sachen der Religion Belehrung anzunehmen und sich dem zu fügen, was Gott ihm als sein Wohl und Heil raten werde; er warnte vor den Fremdlingen, die unter dem Schein der Religion ihre eignen selbstsüchtigen Zwecke verfolgten; er erinnerte daran, daß das salische Gesetz das Fundamentalgesetz für die Thronfolge in Frankreich sei. Und um seinen guten Willen und seinen versöhnlichen Sinn zu zeigen, wolle er gestatten, daß die katholischen Prälaten und Herren, die bisher zu ihm gehalten, mit Abgeordneten des Pariser Reichstags an einem benachbarten Ort beraten und beschließen sollten, was zum Wohl des Staats und der Religion und zur Aufrichtung des Friedens dienlich sei. Der Bourbon hatte alle Ursache, das salische Gesetz in Erinnerung zu bringen. Denn sowohl in der Ständeversammlung als in den zwischen Mayenne und den spanischen Abgesandten geführten Unterhandlungen war man nahe daran, das Thronrecht der Infantin Isabella anzuerkennen. Damals hatte der Herzog eine Machtstellung erlangt, die ihn beinahe zum Schiedsrichter Frankreichs erhob. Aber das Höchste, was seinem Ehrgeiz vorschwebte, sollte an seiner Selbstsucht und an dem gesunden Sinn des royalistischen Adels scheitern. König Philipp ließ ihm große Anerbietungen machen, wenn er bewirke, daß der Anspruch der Infantin auf die französische Krone von der Nationalversammlung anerkannt werde. Er sollte Burgund fast mit souveräner Macht und zugleich das Gouvernement der Pikardie erhalten, bis zur Ankunft der Prinzessin das Amt eines Generalstatthalters bekleiden und namhafte Geldsummen beziehen. Mayenne schien nicht abgeneigt, auf die Vorschläge einzugehen. Die Anerkennung der Infantin, meinte er, würde bei der aus streng katholischen Mitgliedern zusammengesetzten Nationalversammlung kaum auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, wenn zugleich die Zusicherung gegeben würde, daß sie mit einem französischen Fürsten vermählt werden solle. Über diesen Punkt hatte Philipp bisher tiefes Schweigen beobachtet. Er hatte die Absicht, seine Tochter dem Erzherzog Ernst, dem Bruder des Kaisers Rudolf, in die Ehe zu geben. Welche Zukunft für die weltbeherrschende Machtstellung des Hauses Habsburg, wenn ein Sprosse dieses Hauses, den der spanische Monarch zu seinem Eidam erkoren, den er zum Statthalter in den Niederlanden bestimmt hatte, der möglicherweise den österreichisch-deutschen Kaiserthron besteigen könnte, zugleich das Zepter über Frankreich führen würde! Zu solchen kolossalen Phantasiegebilden verstieg sich der Ehrgeiz Philipps II. Mit diesem kühnen Plan konnte sich jedoch Mayenne nicht befreunden. Seit dem Tod seines Bruders hatte er im Grund seiner ehrsüchtigen Seele den Gedanken gehegt, er könnte wohl selbst der Gründer einer Dynastie in Frankreich werden. Er bekämpfte daher den Plan, der auch keineswegs nach dem Sinn der liguistischen Abgeordneten war. Nun kam man auf die Idee zurück, die schon lange in den ultramontanen Kreisen besprochen worden war: die Infantin sollte ihre Hand dem jungen Herzog von Guise reichen, und dieser von dem Reichstag zum König gewählt werden. Freudig begrüßte die Ligue diesen Plan als ein glückverheißendes Ereignis. Von den Kanzeln wurde als frohe Botschaft verkündigt, „daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürsten, der nie vom Glauben abgewichen sei, von gutem Stamm, ein neuer David". Aber einer stimmte nicht in den Jubel ein — der Herzog von Mayenne; was er für sich selbst erstrebt hatte, was er vielleicht auch zugelassen und unterstützt hätte, wenn sein eigner Sohn der erkorne Bräutigam und Kronträger ge-

wesen wäre, das mißgönnte er dem Verwandten. Der Oheim „lagerte sich vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldenen Apfel nicht brechen zu lassen“.

Umschlag der Meinungen.

Und bereits traten auch in der Nation selbst Symptome hervor, die einen Umschlag in der öffentlichen Meinung andeuteten. Das Pariser Parlament hatte sich durch die Volksströmung und die eignen religiösen Vorurteile und Antipathien gegen die Hugenotten in die liguistische Bewegung hineinreißen lassen. Aber bald gewahrte die juristische Körperschaft zu ihrem Schrecken, daß die Fundamentalgesetze, auf denen das alte Frankreich aufgebaut war, auf denen ihre eigne Autorität beruhte, umgestoßen werden sollten. Schon im vorhergehenden Winter war bei einzelnen Mitgliedern eine Schwankung zu bemerken; es wurde erwähnt, daß deshalb zwei Räte durch den fanatischen Rat der Sechzehn ohne Gericht und Urteil getötet wurden. Mayenne selbst trat diesem Terrorismus entgegen und ließ die Hauptschuldigen am Galgen sterben. Seitdem gewann im Parlament die reaktionäre Richtung gegen die liguistischen Heißsporne und die spanisch-papistische Zudringlichkeit immer mehr Boden. Man stellte die alten Rechte der gallikanischen Kirche den anmaßlichen Forderungen der römischen Kurie entgegen; man hemmte das überstürzende Vorgehen der Generalstände durch die Verweisung auf die alten Reichsgesetze. Das hergebrachte staatsrechtliche System stemmte sich gegen die neuen Theorien, die aus dem Schoß der revolutionären Gärung aufgetaucht waren. Man fing an den Ständen das Recht einer Königswahl zu bestreiten; Frankreich sei eine Erbmonarchie, mit der legitimen Dynastie aufs innigste verflochten; und sollte man das salische Gesetz preisgeben, für das die Väter in einem hundertjährigen Krieg gekämpft und gelitten? Und auch in den Kreisen des katholischen Adels regte sich das Nationalgefühl, der vaterländische Stolz mehr und mehr. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die spanischen Entwürfe die künftige Selbständigkeit Frankreichs aufs tiefste gefährdeten, daß das Königreich nicht mehr in seiner politischen Besonderheit bestehen, sondern in die habsburgische Weltherrschaft eingefügt werden, von Madrid seine Impulse empfangen würde. Allein hatte denn nicht der Bourbon durch seinen Abfall vom Glauben sein Thronrecht verwirkt? Sollte allein die Nation an die Grundrechte gebunden sein, nicht aber das dynastische Oberhaupt? Immer wieder kam man zu dem Ausgangspunkt zurück, daß gegenüber einem Nichtkatholiken der Nation selbst in ihren ständischen Vertretern das Recht einer Königswahl zukomme.

Der spanische Einfluß im Sinken.

Da wurde auf einmal der Knoten der Bedenken und Schwierigkeiten gehoben. Während die ständischen Beratungen in Paris langsam und mit manchen Unterbrechungen vor sich gingen, fanden in Surene, einem Dorf bei St.-Cloud, Besprechungen und Beratungen zwischen royalistischen und liguistischen Prälaten und Edelleuten statt. Da überraschte die bourbonische Partei die Versammlung mit der Anzeige, daß ihr König entschlossen sei, sich in dem katholischen Glauben unterweisen zu lassen und in den Schoß der römischen Kirche zurückzutreten, wenn man ihn als König anerkennen wolle. Aber so mächtig war noch die Antipathie gegen den vielgeschmähten Ketzer, daß die Gegenpartei keineswegs diese Eröffnung als einen Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth mit Freudigkeit ergriff. Man erhob Zweifel, ob man bei einem Mann, der schon einmal nach seinem Übertritt in den alten Irrtum zurückgefallen sei, an die Aufrichtigkeit der Bekehrung glauben könne; jedenfalls müsse der Anerkennung durch die Stände die päpstliche Absolution vorangehen. Die ultramontanen Eiferer wollten überhaupt jede Möglichkeit einer Thronbesteigung des Bearners außer Frage gestellt

wissen. Seine ganze Vergangenheit mache ihn unfähig zu dem Herrscheramt. Wer weiß, wie lange noch die Entscheidung hinausgezogen worden wäre, hätte nicht die Notwendigkeit ihr eisernes Recht geltend gemacht. Seit dem Tod Farneses war Heinrich IV. der Ligue und den Guisen im Felde überlegen. Er hielt die Hafenstädte, die Ströme und Flußübergänge besetzt und konnte dadurch die Hauptstadt fortwährend ängstigen oder bedrängen. Im Juli bemächtigte er sich Juli 1593. sogar der Stadt Dreux, von wo er jeden Augenblick zu einer neuen Belagerung von Paris schreiten konnte. Nur eine energische Hilfeleistung mit Geld und Kriegsmannschaft von seiten Spaniens hätte der Ligue aufhelfen können. Aber was konnten die 5000 Mann nützen, welche Graf Karl von Mansfeld über die Grenze geführt hatte? was die 25,000 Dukaten, welche der spanische Gesandte Feria in die Hände Mayennes niederzulegen beauftragt war? Sollte damit die französische Krone für die Infantin erobert werden? Philipp aber wollte den Herzog, dem er nie traute, dessen Absichten ihm verdächtig waren, nicht nachdrücklicher unterstützen. Ein zweites Moment wurde für Heinrich von großem Gewicht: das Verlangen der Nation nach Frieden, der Wunsch aller Stände, aus den revolutionären Unruhen, aus den Verwüstungen des Kriegs herauszukommen. Ein Waffenstillstand, der während der Verhandlungen geschlossen und mehrmals verlängert ward, flößte der Bevölkerung Sehnsucht nach einem dauernden Friedenszustand ein. Wie begierig war Alles in Stadt und Land, die zertretenen Felder wieder zu bestellen, die Geschäfte des Handels, der Gewerbsamkeit wieder aufzunehmen! Schon regte sich in Flugschriften, in Satiren und Pasquillen eine der Ligue und den spanisch-papistischen Umtrieben feindselige Opposition. Die berühmte „Menippeische Satire“ gab unter den Figuren von zwei Marktschreiern und Wunderdoktoren die Heilversuche der von Spanien geleiteten Faktionen in witzigster Weise dem Spott und der Verhöhnung preis.

Heinrichs Übertritt zur katholischen Kirche. 1593.

Den Hugenotten war die Bereitwilligkeit des Königs, dem mütterlichen Glauben zu entsagen, ein Ärgernis. Sie hatten vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie die Meinung äußerten, das Reich würde ihm doch zufallen, wenn er auch bei der reformierten Religion standhaft bliebe: die Gegensätze würden durch ihre eigne Zerfahrenheit sich in nichts auflösen, alle Parteien würden ihn schließlich als den Retter vom politischen Untergang anerkennen; es sei rühmlicher, vom Süden aus, wo ihm eine tapfere treugesinnte Wehrmannschaft zu Gebote stehe, mit seinem guten Schwert und Recht den Norden zu erobern, als seine Vergangenheit zu verleugnen und sich gleich einem Überwundenen den Feinden in die Hände zu geben, wie ein Reumütiger in ihre Mitte zurückzukehren. Heinrich hat diese Ansicht sich nicht angeeignet: sein religiöses Bewußtsein war nicht so mächtig wie sein politisches und nationales Gefühl. Es war nicht bloß der leichte, flüchtige Sinn des Südfranzosen, wie er sich in der ihm zugeschriebenen Äußerung kund gibt, „er halte die Krone Frankreichs einer Messe wert“, was ihn nach vielen Unterredungen mit dem übergetretenen Jacques Davy du

Perron, nach manchen Gesprächen mit geistlichen Herren von gemäßigter Gesinnung zu dem Entschluß brachte, sich einen Vormittag lang in den Wahrheiten der katholischen Kirche unterrichten zu lassen und am 25. Juli 1593 in der Kathedrale von St.-Denis feierlich in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückzutreten: er wurde auch von andern höheren Motiven geleitet, die, wenn sie gleich weniger in der religiösen Glaubenslehre wurzelten, darum doch von edlen patriotischen und politischen Erwägungen ausgingen. Ein festes Beharren bei der von der Mehrheit der Nation als ketzerisch verabscheuten Lehre konnte vielleicht doch noch zu einer Königswahl führen, konnte alle Elemente der liguistischen und katholischen Opposition, den ganzen großen Anhang der Guiseschen Familie aufs neue wider ihn vereinigen, konnte schließlich Mayenne mit seinem Neffen versöhnen; ein endloser Kampf, die Zerstückelung Frankreichs stand in Aussicht. Selbst die royalistischen Katholiken, die im Vertrauen auf die Konversion des Königs zu seiner Fahne hielten, hätten sich großenteils von ihm abgewendet. Solche Erwägungen führten den Bourbon zu der katholischen Kirche zurück. Er brachte, wie er seinen Freunden sagte, seine Überzeugung seiner Pflicht zum Opfer. „Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa betrachtete er als seine Pflicht.“ Seine bisherigen Glaubensgenossen hoffte er zu versöhnen durch die Erneuerung der früheren Duldungs- und Pazifikationsedikte, den französischen Klerus durch seinen Eintritt in die gallikanische Kirche ohne den neurömischen jesuitischen Rigorismus, den royalistischen Adel in beiden Heerlagern durch das vaterländische Hochgefühl, von dem er selbst beseelt war und das er auch in ihren Herzen aufs neue zu entzünden sich bestrebte.

8. Ausgleichung und Friedensschlüsse.

Die Opposition und die nationale Stimmung.

Der Übertritt Heinrichs von Bourbon entschied über die ganze Zukunft Frankreichs. Wäre er früher erfolgt, so hätte sich die ganze Gewalt des Widerstandes gegen ihn gerichtet; jetzt aber war die Nation müde und sehnte sich nach Ruhe. Viele, die bisher auf seiten der Ligue gestanden, ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, sich von einer Verbindung loszumachen, die so viele unheimliche und fremdartige Elemente in ihrem Schoß barg. Aber auch die katholische Opposition strengte noch einmal alle ihre Kräfte an. Die Glieder der Guiseschen Familie, die Sechzehn, mehrere Häupter des ultramontanen Klerus, reichten sich noch einmal die Hände zum Bund und schwuren mit „Navarra“ keinen Frieden zu machen, sondern nur im Einvernehmen mit Philipp, der zu energischerer Hilfeleistung aufgefordert werden sollte, die Regierungsform Frankreichs zu ordnen. Auch der päpstliche Legat stand auf ihrer Seite; denn Clemens VIII. benahm sich zurückhaltend; er wollte erst den weiteren Verlauf der Ereignisse abwarten, den König von Spanien sich nicht zum Feind machen. Daher wurde der Herzog von Nevers, welcher in Begleitung einiger Geistlichen als Gesandter

Heinrichs IV. in Rom eintraf, nicht offiziell empfangen; unter der Hand wurde ihm jedoch bedeutet, wenn der König sich als guter Katholik erweise, solle es an der Absolution nicht fehlen. Allein in Frankreich selbst vollzog sich die nationale Einigung so rasch, daß die Ligue die allgemeine Strömung nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die heuchlerische Maske der Religion, welche bisher die selbstsüchtigen Zwecke der liguistischen Adelshäupter verhüllt hatte, war zerrissen; jetzt grinste der Verrat und der vaterlandslose Ultramontanismus in seiner ganzen Häßlichkeit hervor. Alle national gesinnten Männer suchten daher ihren Frieden zu machen, namentlich als mit dem neuen Jahr der Waffenstillstand zu Ende ging und Heinrich IV. wieder zum Schwert griff, um seine Gegner mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen. Das erste Beispiel gab der Kommandant von Meaux, Vitry, bisher einer der eifrigsten Liguisten; er überlieferte die Schlüssel der durch ihre Lage so wichtigen Stadt dem König und trat in dessen Dienste. In kurzem folgten Orleans, Bourges, Chartres. Die Bürger von Lyon nahmen den Herzog von Nemours, der sich zum Herrn der Stadt machen wollte, gefangen und schlossen sich an Heinrich an. Noch immer weigerte sich zwar der Papst die Absolution auszusprechen; das hielt aber den König, welchen gallikanisch gesinnte Bischöfe schon vor seinem Übertritt absolviert hatten, nicht ab, sich in Chartres feierlich krönen zu lassen. Reims war noch in den Händen der 27. Febr. 1594. Guisen. Und nun erlebte der heilige Vater, daß eine Stadt, eine Landschaft nach der andern dem König huldigte, ehe noch der über seinem Haupt schwebende Bann gelöst war. Es scheint dem Papst wenig Verdruß gemacht zu haben. Denn jetzt konnte er um so leichteren Herzens sich der allgemeinen Stimmung Frankreichs fügen (S. 80). Mayenne hatte mit dem spanischen und päpstlichen Botschafter Paris verlassen und den Oberbefehl in die Hände Brissacs niedergelegt; er mochte den Helden der Barrikaden für einen sichern Hüter der Bastille halten. Aber schon wehte selbst in Paris eine andre Luft. Die Schmähreden waren verstummt, seitdem die heftigsten Prediger entflohen waren, überall pries man die trefflichen Eigenschaften des Königs, seine Tapferkeit im Krieg, seine Freundlichkeit und Humanität gegen alle, die sich ihm nahten. Der Rat der Sechzehn hatte sich aufgelöst, die städtischen Behörden verständigten sich mit dem Kommandanten, dem Heinrich den Marschallstab verhieß, und beide Teile wurden einig, dem König die Thore der Hauptstadt zu öffnen.

Am 22. März hielt Heinrich an der Spitze eines zahlreichen Adels, den Einzug in Paris. 1594. weißen Federbusch auf dem Helm, seinen Einzug in Paris, von demselben Volk, das noch kurz zuvor die leidenschaftlichsten Schmähworte wider ihn ausgestoßen, mit Jubel empfangen. Die liguistischen Fanatiker wurden ausgewiesen, allen andern Einwohnern Amnestie erteilt, eine feierliche Prozession, den König an der Spitze, war das Zeichen der Aussöhnung zwischen Fürst und Volk zu neuer Lebensgemeinschaft. Wo früher ultramontane Priester und Mönche gegen den exkommunizierten Ketzer gewütet hatten, empfahlen jetzt royalistische Prediger

den Gehorsam gegen den König als erste Christenpflicht, und die Sorbonne, von welcher die liguistischen Vorkämpfer ausgeschieden waren, bekannte sich feierlich zu der Lehre, „daß jedermann der Obrigkeit gehorsam sein müsse und daß das Königtum eine göttliche Einsetzung sei". Auf allen Kanzeln sprach man in diesem Sinne; wer das geheiligte Königtum antaste, versündige sich gegen Gott. Nun zögerte auch Villars, der tapfere Befehlshaber von Rouen, nicht länger, mit dem König sich zu vertragen. Zum Admiral erhoben, trat er in Heinrichs Dienste, fand aber im folgenden Jahr bei Erneuerung des Kriegs gegen Spanien seinen Tod in einem Gefecht bei Dourlens. Nach der Übergabe von Rouen war die Unterwerfung des nördlichen Frankreich nicht mehr aufzuhalten, die liguistischen Adelshäupter eilten sich mit dem König zu vertragen, solange es noch mit Vorteil geschehen konnte. Selbst Herzog Karl von Guise, dem man die Krone zugedacht hatte, machte seinen Frieden mit dem König um den Preis des Gouvernement der Provence in ausgedehnter Machtstellung.

Die spanisch-jesuitische Koalition und Chatels Mordversuch. 1594.

Aber eine gewaltige Sturmflut verläuft langsam und läßt tiefe Spuren der Zerstörung hinter sich. In den Augen der liguistischen Eiferer und der spanischen Parteigänger galt Heinrich IV., auf dessen Haupt noch immer der päpstliche Bannfluch lastete, als Usurpator und Tyrann. Der König von Spanien, der von einem in sich geeinigten Frankreich Gefahr für seine vorherrschende Weltstellung fürchtete, wollte nichts von Frieden und Anerkennung wissen und hielt Mayenne und andre Häupter der Ligue bei der Fahne des Widerstandes fest: er fachte den Krieg von neuem an und hatte im nördlichen Frankreich noch manchen Festungskommandanten in seinem Solde. Am meisten trug der Jesuitenorden zur Erhaltung der feindseligen Gesinnung bei; solange die päpstliche Absolution noch nicht erfolgt war, glaubte er sich durch seine Ordensgelübde verpflichtet, den „Prinzen von Bearn", den Feind der Kirche, mit allen Mitteln zu bekämpfen und ihn von der Regierung fern zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß solche Doktrinen in einzelnen erhitzten Gemütern arge Gedanken erweckten. Schon im Jahr 1593 war ein Mordversuch geplant aber vor der Ausführung glücklich vereitelt worden. Jetzt wagte ein gewisser Jean Chatel, der neunzehnjährige Sohn eines Pariser Tuchhändlers, der bei den Jesuiten in die Schule gegangen war, einen neuen Angriff. Von unnatürlichen Lastern befleckt, glaubte er sein schandvolles Leben zu reinigen und die Vergebung Gottes zu erlangen, wenn er einen Monarchen, der von dem Papst nicht anerkannt sei, aus der Welt schaffe. Er schlich sich in den Louvre und brachte dem König, als er gerade einige Edelleute in einer Audienz empfing, eine Wunde in der Oberlippe bei. Bei seinem Verhör gestand er, er habe im Jesuitenkollegium den Satz beweisen hören, daß es ein gutes verdienstliches Werk sei, einen häretischen mit dem päpstlichen Bann belegten Fürsten, welcher der Kirche Gefahr drohe, zu töten. Er wurde zum Tod verurteilt und hingerichtet; und da bei der Wegnahme jesuitischer Schriften klare Beweisstücke von den staatsgefährlichen Grundsätzen zu Tage kamen, so

27. Dez. 1594.

wurde von dem Parlament die Ausweisung des Ordens aus Frankreich beschlossen (S. 32). Chatels Haus wurde niedergerissen und ein Denkstein auf der Stätte errichtet, welcher das Urteil des Parlaments als Inschrift trug.

Fortgang des Kriegs.

Der neue Krieg gegen die Ligue und den spanischen Feldherrn Fuentes wurde an mehreren Orten gleichzeitig geführt: in der Pikardie, wo der Herzog von Bouillon das königliche Banner hoch hielt, und in Burgund, wo Mayenne sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen trachtete, nachdem sein Streben nach dem Königsthron zerronnen war. Er hatte spanische Truppen zu seiner Unterstützung erhalten, so daß er dem Gegner, der in eigner Person wider ihn zu Felde zog, mit beträchtlichen Streitkräften die Stirn bieten konnte. In der Franche Comté stritt der tapfere Lesdiguières, „der Achilles der Hugenotten", gegen den Herzog von Nemours, der sich durch eine abenteuerliche Flucht aus der Gefangenschaft der Lyoner befreit hatte. Aber dem Krieg fehlte der frühere Nerv: während Heinrich bei Fontaine-Française mit dem alten Heldenmut stritt und an der Spitze einer kleinen Schar ritterlicher Edlen einen Angriff auf die feindliche Armee wagte, der durch Kühnheit an die Ritterthaten mittelalterlicher Romanhelden erinnerte, war dagegen der spanische Feldherr Velasco mehr auf Verteidigung der eignen Besitzungen als auf neue Eroberungen bedacht; Nemours fand im Grab die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war, und Mayenne spähte nur nach einer günstigen Gelegenheit, um mit Ehren und Vorteil die Waffen niederzulegen.

Die päpstliche Absolution. 1595.

Dieser Augenblick kam mit der Absolution des Königs durch den päpstlichen Stuhl. Obwohl Clemens VIII. im Herzen von Anfang an zur Handreichung bereit war, so wurde die Ausführung doch lange hinausgeschoben, teils durch spanische Einflüsse, teils durch kirchliche Bedenken. Es handelte sich darum, eine Form zu finden, durch welche weder die Autorität des Pontifikats, noch die von den französischen Staatsrechtslehrern mit Eifersucht verfochtene nationale Selbständigkeit eine Beeinträchtigung erfuhr. Man hatte in so scharfen Ausdrücken den häretischen und rückfälligen Bourbon aller Rechte und Ansprüche auf den Thron Frankreichs für verlustig erklärt, daß nur durch eine augenfällige Sühne die „Rehabilitation" errungen werden konnte. Einer solchen Auffassung widersprachen aber die staatsrechtlichen Traditionen: nicht durch die Kirche, sondern durch das erbliche Recht der legitimen Dynastie sollte die Thronfolge sanktioniert sein; in den Augen des royalistischen Frankreich war Heinrich IV. der vollberechtigte König auch ohne Zustimmung oder Absolution der obersten Kirchengewalt. Bei diesen prinzipiellen Gegensätzen lag die Gefahr nahe, daß das verjüngte, durch die Idee einer neuen nationalen und dynastischen Union gehobene Frankreich auch in kirchlichen Dingen eine eigentümliche selbständige Stellung anstreben, sich von einem unter spanischen Einflüssen handelnden Papsttum frei und unabhängig machen würde. Ähnliche Verhältnisse hatten einst unter Clemens VII. den Verlust von England herbeigeführt; konnte nicht der

Stifter der Bourbonschen Dynastie, der sich so gern in dem Gedanken wiegte, die Einheit der Kirche auf neuen weitherzigeren Grundlagen zurückzuführen, durch die römische Hartnäckigkeit zu neuer Opposition gegen die pontifikale Anmaßung gedrängt werden? Dies überlegte man sich in Rom und kam dem Gesuch Du Perrons und eines andern Bevollmächtigten, welche Heinrich zur Aus-
Sept. 1595. gleichung der Sache abgesandt hatte, willfährig entgegen. Vor der Peterskirche wurde die Zeremonie vollzogen, durch welche die Absolution des Königs und seine Aufnahme in den Schoß der Kirche feierlich erklärt ward. Dafür verpflichtete sich Heinrich, die katholische Kirche in Bearn einzuführen, das Tridentiner Konzil, soweit es mit den gallikanischen Freiheiten und der öffentlichen Ruhe vereinbar sei, verkündigen zu lassen, den Prinzen von Condé, den präsumtiven Thronerben, in der katholischen Kirche zu erziehen u. a. m. Wenn der Bourbon durch diesen Versöhnungsakt große Opfer brachte, so waren doch die Zugeständnisse des Pontifikats nicht minder groß. Denn nunmehr gab dasselbe den Gedanken auf, die in Trient festgehaltenen Ideen einer unbedingten Oberherrschaft auch in Frankreich zur Geltung zu bringen. Es fand sich in eine Anerkennung der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und der Grundbedingungen des Staatslebens, wie es sie sich noch nicht hatte abdringen lassen. Die Jesuiten gingen bei dieser Gelegenheit auf die konziliatorischen Tendenzen der Kurie ein und bahnten damit ihrem Orden den Weg der Rückkehr nach Frankreich.

Die letzten Waffengänge. 1596. Nun war auch für Mayenne die Stunde der Unterwerfung gekommen. Das Traumbild einer Guiseschen Dynastie unter spanischer Schutzherrlichkeit war verschwunden. Heinrich erleichterte ihm den schweren Schritt: nicht nur, daß er ihn und die ganze Familie von jeder Schuld an der Ermordung des letzten Valois lossprach, er ließ ihm auch die Städte, die er innehatte, nebst der Statthalterschaft von Isle de France und übernahm die von ihm kontrahierten Schulden auf die Staatskasse. Mayennes Beispiel folgten noch andre Häupter der Ligue; die günstigen Bedingungen, welche der König den Zurückkehrenden bewilligte, trugen viel zur Beruhigung der unzufriedenen und mißtrauischen Gemüter bei. Nur wenige, die sich zu tief mit den Spaniern eingelassen, hielten noch mit ihrer Huldigung zurück, so Aumale, welcher im spanischen Heer diente, so Epernon, der dem jungen Guise nicht die Provence abtreten wollte, so Mercoeur in der Bretagne, welcher mit spanischer Hilfe die Halbinsel als selbständiges Fürstentum zu erwerben hoffte. Auch der Herzog von Savoyen hatte seine Eroberungspläne noch nicht aufgegeben. Einige Erfolge, welche die spanischen Truppen unter dem neuen Statthalter der Niederlande, Albrecht von Österreich, im Feld erlangten, gaben den feindlichen Elementen in Frankreich selbst Nachdruck. Die Einnahme von Calais und von Amiens im Frühjahr 1596 machte großen Eindruck und erfüllte alle Freunde und Anhänger Philipps II. mit neuen Hoffnungen. Aber diese Erfolge hatten auch die Wirkung, daß die Königin Elisabeth, welche sich seit Heinrichs IV. Übertritt von Frankreich abge-

wendet hatte, wieder annähernde Schritte that und daß die Holländer ihrem Beispiel folgten. Die religiösen Interessen fingen bereits an hinter die politischen zurückzutreten. Die beiden Seestaaten schlossen mit Heinrich IV. einen Kriegs- und Freundschaftsbund gegen Spanien und unterstützten ihn mit Geld, Schiffen und Mannschaft. Und selbst in Italien fand Heinrich Bundesgenossen: die Republik Venedig hatte ihn schon früher als König anerkannt, und nun trat auch der Großherzog von Toscana, der bisher nur aus religiösen Bedenken sich fern gehalten hatte, offen auf dessen Seite. Mai 1596.

Durch diese politischen Konjunkturen erlangte der bourbonische König eine solche Machtstellung, daß die Versuche der Friedensvermittelung, welche Papst Clemens VIII. bei den zwei kriegführenden Potentaten katholischen Glaubens anstellte, nicht ohne Erfolg blieben. Philipp II., der sein Ende nahe fühlte, wollte seinem jungen Sohn nicht neben dem erschöpften Schatz auch noch einen Krieg hinterlassen. Seine Träume von Weltherrschaft waren zerronnen; an ein Protektorat über Frankreich war nicht mehr zu denken, seitdem die Nation sich unter dem Zepter eines kräftigen Monarchen vereinigt hatte, und selbst die letzten Anhänger entweder, wie Mercoeur in der Bretagne, sich dem neuen Herrn unterwarfen, oder, wie der savoyische Herzog, von den königlichen Waffen bedrängt wurden. Und als auch die Stadt Amiens, trotz aller Anstrengungen der Spanier, nach einem scharfen Belagerungskrieg unter Heinrichs IV. eigner Führung von den Franzosen und ihren Verbündeten wieder erobert wurde, als der König sich anschickte, die Waffen gegen die Niederlande zu tragen und die Holländer und Engländer in ihren kriegerischen Unternehmungen zu unterstützen, als der kühne Graf Essex die spanische Flotte im Hafen von Cadiz in Brand steckte und sich sogar in dieser Seestadt selbst festsetzte, da ließ sich Philipp II. gern die Vermittelung des heil. Vaters gefallen. Indem sich der spanische Monarch gleich anfangs bereit zeigte, alle festen Orte, die er noch in Frankreich in Händen hatte, herauszugeben, nahmen die Unterhandlungen der französischen und spanischen Bevollmächtigten und des päpstlichen Legaten zu Vervins in Vermandois einen so günstigen Verlauf, daß der Friede sehr rasch zustandegekommen wäre, hätte es Heinrich nur mit Spanien zu thun gehabt. Allein England und Holland weigerten jede Teilnahme an dem Kongreß und suchten aus Gründen der Ehre und des Vorteils den bisherigen Freund bei der Bundesfahne festzuhalten, während anderseits der Papst sich alle Mühe gab, den König zu bewegen, mit Philipp gemeinschaftliche Sache gegen die beiden ketzerischen Völker zu machen. Heinrich widerstand beiden Versuchungen: er ließ sich weder durch sophistische Gründe und jesuitisch-machiavellistische Moral zum Treubruch gegen die bisherigen Alliierten verleiten, noch von diesen durch Versprechungen zur Fortsetzung des Kriegs wider Spanien bereden. Er hatte nur den Nutzen und das Wohl Frankreichs im Auge und diese forderten Frieden. Die verwüsteten Fluren, die verödeten Städte, die untergrabenen Staatsordnungen und Rechts- Der Frieden von Vervins. 1598.

institute bedurften ruhiger Zeiten, um sich von Verfall und Zerrüttung zu erholen. So wurde denn am 2. Mai 1598 der Friede von Vervins zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen. Er war im ganzen eine Wiederherstellung des Friedens von Cateau-Cambrésis und gab dem französischen Königreich seine natürliche Einheit und die alten Grenzen zurück.

Nun erklärte auch Mercoeur seine Unterwerfung. Heinrichs natürlicher Sohn, Vendome, wurde mit der Tochter des Herzogs vermählt und damit die Ansprüche, welche dessen Gattin kraft ihrer Abstammung von den alten Landesfürsten zu haben glaubte, auf die Tochter und den Schwiegersohn übertragen. Wie der noch fortdauernde Streit mit Karl Emanuel von Savoyen ausgetragen ward, ist früher erwähnt worden. Weder das päpstliche Schiedsgericht, das er anrief, noch die Fürsprache der Gabriele d'Estrées, der königlichen Geliebten, an die er sich wendete, vermochte jenem den Besitz der eroberten Städte und Landschaften im Rhonegebiet zu verschaffen. Noch vor dem Frieden von Lyon (S. 308) war die schöne, geistreiche Gabriele, die dem König in glücklichen und schweren Stunden teilnehmend und belebend zur Seite gestanden, aus der Welt gegangen, ein unersetzlicher Verlust für das Gemüt des ritterlich galanten Fürsten, der sie zu seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte erheben wollen.

Sully und die Hugenotten. Durch Gabriele d'Estrées war Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, zu der einflußreichen Stellung am Hof und in der Regierung gelangt, die er, später zum Herzog von Sully erhoben, so lange zum Segen Frankreichs behauptete. Als hugenottischer Kriegsgefährte des Bearners, mit dem er alle Wechselfälle des Lebens in treuer Freundschaft geteilt hatte, war er besonders geeignet, das gestörte Verhältnis mit den ehemaligen Glaubensgenossen auszugleichen und einen Religionsfrieden auf Grund konfessioneller Duldung und staatsbürgerlicher Parität herbeizuführen. Er selbst hatte dem König einst zum Übertritt in das katholische Lager geraten. Aber nicht alle Glaubensgenossen Sullys dachten so. Wir haben im Lauf unsrer Darstellung den schroffen ernsten Charakter des hugenottischen Adels und Bürgertums und ihre scharfe Haltung gegenüber dem katholischen Teil der Nation kennen gelernt: die Greuel der Bartholomäusnacht, der wiederholte Friedensbruch der Valois, die fanatischen Exzesse der Ligue konnten die Gegensätze nur schärfen und mehren. Selbst in der Sprache und Litteratur, in der markigen gedrungenen Redeweise der hugenottischen Schriften, eines Agrippa d'Aubigné, eines La Boëtie, eines Duplessis Mornay läßt sich ein herber Zug, ein bitterer unversöhnlicher Geist nicht verkennen. Duplessis suchte in einer Schrift über die Geschichte des Papsttums zu beweisen, daß die apokalyptischen Bilder und Weissagungen von dem Menschen der Sünde, der auf dem purpurgeschmückten Tier reitet und die Könige trunken macht, in dem Pontifikat ihre Erfüllung hätten. Es ließ sich denn auch bald bemerken, daß der König durch seinen Abfall in diesen Kreisen die begeisterten Sympathien verloren habe, die so viele brave Kriegsgefährten zu seiner Fahne geführt hatten. Besonders seitdem ihm die päpstliche Absolution zu teil geworden war, hielt er die ehemaligen Glaubensgenossen von seiner Person fern; er selbst besuchte täg-

lich die Messe, während die Reformierten gezwungen waren, Prozessionen und Heiligtümer, wenn sie auf solche stießen, zu begrüßen. Kein Wunder darum, wenn nicht bei allen die nationalen und patriotischen Gefühle stark genug waren, den inneren Mißmut über die getäuschten Hoffnungen zu überwinden: so sehr auch die Besitzergreifung von Amiens durch die Spanier allenthalben als eine Schmach, als ein großer Unfall empfunden ward, an der Belagerung nahmen nur wenige Hugenotten teil. Vielmehr kamen sie in einer Versammlung überein, einen obersten Rat, bestehend aus vier Edelleuten, vier Bürgern und zwei Geistlichen für das gesamte reformierte Frankreich aufzustellen, gleichsam eine Direktorialregierung des calvinisch-republikanischen Föderativstaats, der einigen kühnen Führern, wie La Tremouille, Bouillon u. a. als Ideal eines politisch-religiösen Gemeinwesens vorschwebte. Auf verschiedenen Tagsatzungen in Montauban, Loudun, Saumur, wurden die gemeinsamen Interessen beraten und Mittel der Verteidigung beschafft. Heinrich IV. suchte die Hugenotten zu beruhigen: nicht nur, daß er, wie erwähnt, die feindseligen Edikte seines Vorgängers aufhob, er gab ihnen auch die Zusicherung, daß er das Werk der religiösen Pazifikation zu ihrer Befriedigung durchführen werde. Dadurch bewirkte er, daß die Gemäßigten die Oberhand behielten und der König nicht in die traurige Lage gesetzt ward, während des spanisch-liguistischen Kriegs auch noch die Waffen gegen die ehemaligen Religionsgenossen ergreifen zu müssen.

Und er hielt sein Versprechen ehrlich und aufrichtig. Während er in der Bretagne weilte, um den Herzog von Mercoeur zur Unterwerfung zu bringen, gewährte er den Bekennern des reformierten Glaubens das berühmte Religionsedikt, das, zu Nantes am 13. April 1598 unterzeichnet, in zweiundneunzig Artikeln nebst achtundfünfzig geheimen und drei Brevets, jenen ein größeres Maß von Rechten und Befugnissen einräumte, als irgend eines der früheren. Allerdings blieb die katholische Staatskirche im Besitz ihrer herrschenden Stellung, ihrer Institute, ihrer Güter und Einkünfte, so daß auch die Andersgläubigen zur Entrichtung der Zehnten und Gefälle an dieselbe verpflichtet waren; dagegen wurden die Bestimmungen der früheren Duldungs- und Pazifikationsverträge in betreff der Gewissens- und Lehrfreiheit und der Abhaltung öffentlicher gottesdienstlicher Handlungen wiederholt und erweitert, die staatsbürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken gewährleistet und Garantien der Sicherheit für die Zukunft geschaffen. *Das Edikt von Nantes. 1598.*

Blieb auch nach wie vor der reformierte Kultus von Paris bis auf fünf Stunden im Umkreis ausgeschlossen, so durften doch nicht bloß die Edelleute mit hoher wie mit niederer Gerichtsbarkeit an ihren Schlössern und Besitzungen Predigt und Gottesdienst mit Glockengeläute abhalten lassen, denen ihre Familien, ihre Gutshörigen, selbst Fremde anwohnen konnten; an allen Orten, wo bisher calvinistische Religionsübung stattgefunden, sollte sie auch ferner erlaubt sein und überdies in jedem Amtsbezirk eine Vorstadt oder ein Flecken bestimmt werden, wo die zerstreuten Konfessionsverwandten zur Feier ihrer religiösen Handlungen sich ungestört versammeln möchten. Die Kosten

für ihre Kirchen, Schulen, Friedhöfe u. dgl., für die Abhaltung ihrer zwiefachen Synoden, für den Unterhalt ihrer Prediger und die Bestreitung aller kirchlichen Bedürfnisse mußten die Calvinisten aus eignen Mitteln aufbringen, doch sollte ihnen von seiten des Königs oder des Staats ein bestimmter jährlicher Beitrag gereicht werden. Außer diesen religiösen Bestimmungen wurden den Hugenotten noch weittragende Garantien staatsbürgerlicher und politischer Natur gewährt: so sollte ihnen der Zutritt zu allen Ämtern, Würden und Stellen des Reichs offen stehen, bei den Parlamenten sollten geteilte Kammern errichtet werden, d. h. aus Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Gerichte zur Untersuchung und Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Katholischen und Reformierten; alle in den Zeiten der Verfolgungen erlassenen Urtel, Rechtssprüche und Erlasse sollten null und nichtig sein und die Verbannten und Ausgewanderten nebst ihren in der Fremde gebornen Kindern wieder in ihre bürgerlichen Rechte und in den Besitz ihres Vermögens eingesetzt werden. Zu ihrer Sicherheit sollte den Hugenotten eine Anzahl fester Plätze, darunter La Rochelle, Montauban, Nimes mit Besatzungsmannschaften ihres Glaubens auf acht Jahre eingeräumt werden, für deren Unterhalt der König einen Kostenanteil übernahm. Endlich sollten zwei in ihren politischen Versammlungen freigewählte Abgeordnete die Sache der Hugenotten bei dem Hof und dem Staatsrat führen.

Das Edikt zur Anerkennung gebracht.

Das Edikt von Nantes regte in den katholischen Kreisen noch einmal die Leidenschaften mächtig auf: die Parlamente weigerten die Eintragung oder schlugen Abänderungen vor, welche den Zweck und die Wirkung gänzlich vernichtet hätten. Eine allgemeine Agitation wurde gegen dasselbe ins Werk gesetzt; auf den Kanzeln hörte man wieder die alten Schmähreden; mit Prozessionen flehte man den Himmel um Abwehr des der Kirche drohenden Verderbens an. In der Luft schwirrten neue Mordpläne. Aber Heinrich blieb standhaft; in der Durchführung des Gesetzes erkannte er das einzige Mittel, dem Königreich die ersehnte Ruhe zu geben. Seiner persönlichen Einwirkung war es zuzuschreiben, daß die Parlamente allmählich nachgaben und dem Edikt, wenn auch hier und da mit einigen Modifikationen, die gesetzliche Sanktion erteilten.

Den heftigsten Widerstand erhob das Pariser Parlament. Um denselben niederzuschlagen, lud Heinrich die vornehmsten Mitglieder zu einer Unterredung ein und brachte durch seine ernste und verständige Ermahnung solche Wirkung hervor, daß alle Einwendungen verstummten. „Er empfing sie in seinem Hauskleid," erzählt Ranke, „denn er wollte vertraulich mit ihnen reden, und begann dann mit einer Erinnerung an die blutigen Greuel der Bürgerkriege. Wollten sie dieselben erneuern, sagte er, so möchten sie sich dazu anschicken, wie die Kapuziner der Ligue, die das Schwert über die Kutte gürteten; er für sich wolle ein friedlicher König, ein König-Hirt sein, und das Blut der Seinigen nicht vergießen. Davor, daß ihm Aufruhr in der Stadt erregt werden könne, fürchte er sich nicht, er werde die Barrikaden von Paris übersteigen, wie so viele Mauern andrer Städte. Er bedeutete sie, daß der Religionseifer den Ungehorsam nicht entschuldige, rücksichtsloser Eifer verdiene vielmehr Strafe; er habe in dieser Sache den Papst für sich, der werde die Widerspenstigen selbst mit dem Bann belegen. Wohl wisse er, daß das Reich nicht ohne die katholische Religion bestehen könne, aber auch das sei klar, daß ohne seine Person, der Gott die Regierung des Reichs durch erbliches Recht anvertraut habe, weder das Reich noch die Religion bestehen würden. Und am wenigsten die Mitglieder des Parlaments sollten ihm widerstreben, daß sie auf ihrem Stuhl sitzen, verdankten sie ihm: den einen habe er zu ihren Häusern geholfen, den andern zu der Freiheit, ihren

Glauben zu bekennen. Nicht durch Gewalt könne man Menschen bekehren; aber der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten müsse doch aufhören; sie müßten alle gute Franzosen sein; er trage sich seit langer Zeit mit einem Gedanken, den er noch auszuführen denke; eine Reformation der Kirche wolle er ins Werk richten."

Auch Papst Clemens VIII. war anfangs heftig erzürnt über die den Reformierten gewährten Zugeständnisse. Aber die Verbindung mit dem französischen König brachte ihm so viele persönliche Vorteile, daß er doch keinen neuen Bruch herbeizuführen wagte. Er drückte ein Auge zu und ließ geschehen, was er nicht zu verhindern vermochte. Noch enger wurde das Band geknüpft, als sich der heil. Vater herbeiließ, auf Grund mangelnder Dispensation wegen allzu naher Verwandtschaft in die Auflösung der Ehe Heinrichs mit Margarete von Valois zu willigen. Der König, der schon längere Zeit von seiner Gemahlin getrennt lebte, schloß darauf eine neue Heirat mit Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana und der Johanna von Österreich. Als die neue Königin am 27. Sept. 1601 einen Thronfolger gebar, war die Freude des Volks unbeschreiblich. Aber die zweite Mediceerin brachte dem Reich nicht mehr Glück und Ruhe als die erste.

Der Papst und Heinrichs zweite Vermählung.

1599.

So erlangten denn die französischen Hugenotten nach so vielen Stürmen eine Rechtsstellung, wie sie dieselbe noch nie besessen. Diejenigen unter ihnen, die standhaft bis ans Ende ausgeharrt hatten, durften nun in Sicherheit und Ruhe offen ihres Glaubens leben. Aber es war nicht mehr der treibende Same und die junge Blüte eines religiösen Aufschwungs, der mit erobernder Überzeugungskraft vorwärts drang, es war der kleine Rest einer reifen Frucht, die aus dem langen furchtbaren Sturm sich gerettet hatte. Aus der Zahl calvinischer Gemeinden, welche unter Karls IX. minderjährigen Regierung die Zahl von zweitausend überstieg, waren noch siebenhundertundsechzig übrig, wie man auf der Synode zu Montpellier im Mai 1598 mit Trauer wahrnahm. Mord und Verfolgung, Furcht und Verführung hatten in mancher Stadt und in manchem Busen eine Lehre erstickt, die mit den kirchlichen Traditionen Frankreichs in Widerspruch stand. Jesuiten, Priester und Fanatiker hatten thätig an ihrer Verminderung gearbeitet, und dennoch hob Heinrich IV. das Verbannungsurteil, das die Gerichte bei Gelegenheit des Mordanfalls von Chatel über die Gesellschaft Jesu ausgesprochen, wieder auf, ja er hoffte kurzsichtigerweise gerade in diesem Orden einen dauernden Verbündeten der Krone zu gewinnen. Der Urteilsspruch des Parlaments wurde widerrufen, das Denkmal ihrer Schmach niedergerissen und dem Orden gestattet, in allen Städten, wo sich ihnen die Bürgerschaft nicht widersetzen würde, Klosterhäuser und Schulanstalten zu gründen. Pater Cotton, zum königlichen Beichtvater gewählt, erlangte großen Einfluß am Hof und auf den Gang der Regierung (S. 17).

Die Reformierten und der Jesuitenorden.

1603.

9. Heinrichs IV. Regierung und Tod.

Als Heinrich IV. die Hugenotten zufrieden gestellt, die liguistischen Häupter durch Verträge zur Unterwerfung und zum Gehorsam gebracht, mit dem Papst und der römischen Kirche sich ausgesöhnt und endlich mit Spanien einen dauernden Frieden geschlossen hatte, war der vielgeschmähte und vielbekämpfte „Bearner" König von Frankreich. Die Dynastie der Bourbons wurde nicht länger bestritten.

Aufbau des Staats.

Aber in welchem Zustand befand sich das Reich am Ende des Jahrhunderts! Über dreißig Jahre hatte ein greuelvoller Religions- und Bürgerkrieg alle Fundamente des öffentlichen Lebens unterwühlt, alle Gefühle von Recht, Tugend und Sittlichkeit ausgelöscht, die Blüte der männlichen Bevölkerung ins Grab gestürzt, den nationalen Wohlstand zu Grunde gerichtet! Diese Wunden und Schäden zu heilen, das Königreich, das endlich von den äußern Feinden und den innern Faktionen gerettet und auf seine natürliche nationale Basis gestellt worden, auch wieder in den gesunden Zustand, zu neuer Lebenskraft zurückzuführen, war eine Arbeit von nicht minder großer Anstrengung und Schwierigkeit, als die Befreiung und äußere Friedigung. Der Staat mußte gleichsam neu geboren, alle Organe eines gesunden Daseins durch ein gründliches Heilverfahren, durch methodische Pflege und Wartung, durch Beseitigung eingewurzelter Gebrechen zu neuer Lebensthätigkeit gebracht, zur Verrichtung ihrer Funktionen gestärkt und fähig gemacht werden.

Sully. Und da war es denn ein großer Segen, daß einem König, der den guten Willen für heilsame Reformen und Schöpfungen in sich trug, der für das Volk ein warmes liebevolles Herz, für das Gemeinwohl eine begeisterte Hingebung besaß, ein Mann zur Seite stand, der mit fester Charakterstärke, tiefer und klarer Intelligenz eine unermüdliche Willens- und Thatkraft verband und trotz seines scharfen, schroffen und unbeugsamen Wesens das unerschütterliche Vertrauen seines Königs genoß, das ihn gegen alle Intrigen und Hofränke sicherstellte. Dieser Mann war der uns bereits bekannte Herzog von Sully. Als Calvinist und Kriegsmann mit Heinrich von Jugend auf vertraut und an dessen Schicksal geknüpft, hatte er die erfahrungsreiche Lebensschule geteilt, in welcher auch der Geist und Charakter des Königs sich entwickelt hatte. Diese treue Waffenbrüderschaft in guten und schlimmen Tagen schlang ein Band der Freundschaft um die beiden Männer, welches durch das ganze Leben dauerte; und wie oft auch Sully dem Gebieter gegen den Sinn handelte, seine Pläne und Vorsätze durchkreuzte oder vereitelte, durch sein stolzes Auftreten und seine militärische Derbheit den König, die Höflinge, die Mätressen beleidigte, Heinrich erkannte die Verdienste, die Ehrenhaftigkeit, die Loyalität und vor Allem die Uneigennützigkeit des Mannes und schützte ihn gegen alle Anfechtungen und Kabalen, ja mehr als einmal beugte er sich vor dem trotzigen Geist, der in solcher Unabhängigkeit dem Monarchen gegenüberstand, und opferte seine Wünsche dem Willen des bewährten Dieners. Wie oft ließ sich Heinrich in seiner großen Schwäche für schöne Frauen zu Versprechungen hinreißen, deren Erfüllung Sully nicht zugab. Er hatte sowohl der Gabriele d'Estrées, Herzogin von Beaufort, als seiner zweiten Geliebten, Henriette d'Antragues, Marquise von Verneuil, die Ehe und Legitimierung ihrer Kinder versprochen, Sully nötigte ihn, die Stimme des Herzens den dynastischen und politischen Rücksichten zum Opfer zu bringen. — Um den Neubau des Staats nach allen Seiten mit freier Hand durchzuführen, übernahm Sully die

Leitung aller Staatsgeschäfte in solchem Umfang, daß mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, die der gewandte Villeroi besorgte, alle übrigen Ministerien in seiner Hand vereinigt waren, daß seine Reformen sich über alle Gebiete des Staatslebens ausdehnten. Neben Villeroi bewegte sich Jeannin, der Sohn eines Handwerkers von Autun, der aus den Diensten Mayennes in die des Königs übergegangen war und verwickelte diplomatische Fragen mit Geschicklichkeit zu lösen verstand, in einer gewissen Selbständigkeit.

Der Staatshaushalt war die wichtigste und schwierigste Angelegenheit der neuen Regierung. Es wurde schon wiederholt erwähnt, wie sehr seit den Tagen Heinrichs II. die Finanzlage in Verwirrung geraten war, und wie oft unter seinen drei Söhnen die Reichstage auf Besserung und Abhilfe gedrungen. Statt einer Erleichterung waren die Notstände immer größer geworden. Die Taille oder Grundvermögenssteuer, die den Bürger und Bauer am schwersten belastete, war zu einer unerschwinglichen Höhe gesteigert worden, und trug, dank der gewissenlosen und ungetreuen Verwaltung, der Staatskasse doch nur wenig ein. Die unaufhörlichen Kriege, die fremden Söldnerheere, die Verschwendung am Hof, die Schenkungen an Günstlinge, die auf das große Schuldbuch des Staats angewiesenen Rentenscheine vermehrten die Ausgaben, das Defizit wuchs mit jedem Jahr. Man machte Staatsschulden zu hohen Zinsen, man schuf neue Auflagen oder mehrte die vorhandenen, man erhob Vorschüsse gegen beträchtliche Abgaben, man verpfändete oder veräußerte die Staatsgüter um niedrige Summen; man kreierte neue Ämter und Stellen, um sie zu verkaufen; man gab Adelsbriefe um Geld aus, verminderte aber dadurch, da dem Adel das Privilegium der Steuerfreiheit beiwohnte, den Ertrag der Jahreseinnahme. Die Steuerfreien mehrten sich in demselben Maß wie die Steuerpflichtigen abnahmen. In dieses Chaos der Staatshaushaltung trat Heinrich IV. ein, und die ersten unruhigen Zeiten seiner Regierung waren nicht geeignet, bessere Zustände zu schaffen. Vielmehr kamen neue Belastungen zu den alten. Er hatte bei seinen royalistischen Freunden Vorschüsse und Anleihen aufgenommen, die wieder gedeckt werden mußten; die Schweizer hatten rückständigen Sold zu fordern; die den Liguisten bei ihrer Aussöhnung versprochenen Summen betrugen mehrere Millionen. Als Sully die Oberleitung des Finanzwesens übernahm, belief sich die Staatsschuld nach seiner eignen Angabe auf 345 Millionen Livres, eine für jene Zeit unerhörte Summe; und diese mußte mit acht bis zehn Prozent verzinst werden. Noch vor Beendigung des Kriegs hatte Heinrich auf den Vorschlag Duplessis Mornays einen Finanzrat unter dem Vorsitz Harlay de Sancys ernannt und eine Notablenversammlung nach Rouen berufen, um Ordnung in dem zerrütteten Staatshaushalt zu schaffen. Ihre Vorschläge liefen auf Abschaffung der Mißbräuche, insbesondere des Ämterverkaufs, auf Verminderung der Truppen und Festungen, auf Beschränkung der Ausgaben und größere Sparsamkeit hinaus, Vorschläge, welche wohl für die Zukunft eine Erleichterung der Lasten und eine geordnetere Finanzverwaltung herbeizuführen geeignet waren, aber für den augenblicklichen Notstand keine Abhilfe gewährten. Von einer Reduktion der Staatsschuld und Herabsetzung der Zinsen wollten die vornehmen Herren, da sie davon selbst am meisten betroffen worden wären, nichts hören. Gegen eine indirekte Auflage auf die ersten Lebensbedürfnisse erhoben die Städte und der landbesitzende Adel Einsprache.

Die Finanzlage.

1596.

Da wurde Sully an Sancys Stelle zum Oberintendanten der Finanzen ernannt, und der Ruf der Rechtschaffenheit und Charakterreinheit, den er zu dem Amt mitbrachte, erleichterte ihm die schwierige Aufgabe, durch einschneidende Reformen die

Sullys Reformen.

Not des Augenblicks zu heben und einem künftigen Rückfall in die bisherigen Übelstände vorzubeugen. In den Denkwürdigkeiten, die seinen Namen tragen, bilden seine Finanzreformen den wesentlichsten Inhalt. Als er Anstalten machte, die bisherige Finanzverwaltung und Steuererhebung durch einen besonderen Untersuchungsrat prüfen zu lassen, entstand in der ganzen Beamtenwelt ein solcher Schrecken, daß man ihm eine Summe von 1,200,000 Ecus oder 3,600,000 Livres anbot, wozu Schuldige wie Unschuldige und selbst die Erben der Verstorbenen beitragen mußten, eine Einnahme, welche aus mancher Verlegenheit half. Nicht mindere Vorteile brachte eine zweite Neuerung: bisher waren die Richterstellen an den Parlamenten käuflich gewesen. Sully gestattete den Inhabern für die jährliche Zahlung des sechzigsten Teils der Summe, auf welche das Amt geschätzt war, dasselbe in Zukunft unter gewissen Voraussetzungen zu vererben. Durch diese Amtssteuer, Paulette genannt, wurde ein erblicher Richterstand, eine Aristokratie der Robe geschaffen, wodurch die Geburtsaristokratie des Adels ein Gegengewicht, die Krone eine Stütze erhielt. Zugleich traf Sully Vorsorge für dauernde Reformen in den Einnahmen und Ausgaben des Staats. Die Taille vermochte er freilich nicht zu vermindern; doch machte er die Steuer gleichmäßiger, indem er die Adelsbriefe revidierte und alle unbegründeten Exemtionen aufhob, den Bauer vor den Gewaltsamkeiten der Soldaten, der Justizbeamten und der Steuerpächter in Schutz nahm und einen Teil der Rückstände fallen ließ. Auch bahnte er eine Minderung der Staatsschuld und eine Vermehrung des öffentlichen Einkommens an, indem er die Rechtstitel der Gläubiger prüfte, die unberechtigten Ansprüche beiseite warf, eine Herabsetzung der Zinsen eintreten ließ, indem er der Verschleuderung der Domänen wehrte und die widerrechtlich erworbenen zurückforderte, die Staatsrenten untersuchen und richtig stellen ließ und die Zollpachtungen an den Staat zurückbrachte. Es waren tiefe Einschnitte in den Besitzstand der Einzelnen, aber das Staatswohl heischte solche Heilungen durch das Eisen, und die Hand, welche das Instrument anlegte, war rein von jedem Vorwurf der Selbstsucht und des Eigennutzes. Mit Erstaunen gewahrte die Welt die Machtstellung des südfranzösischen Edelmanns, der ohne Ahnen sich so sicher unter Herzögen, Pairs und Großen bewegte, inmitten der katholischen Welt seinem calvinischen Glauben treu blieb und dem König und Hof gegenüber stets die rauhe Tugend und den unabhängigen Sinn eines von dem Bewußtsein seines Werts und seiner Verdienste gehobenen Mannes zeigte. „In den Räumen des Arsenals sieht man noch die Rolle, an der Sully die aufgeschlagenen Akten und Rechnungen herauf- und hinunterwand, um sie bequemer in seine Hände zu bekommen; den kunstvoll gearbeiteten eisernen Schrank, in welchem er das eingehende Vermögen der französischen Krone verwahrte, den Tisch von Marmor, an welchem er schrieb, in dem niedrigen, an Decke und Wand getäfelten Zimmer von altväterischer Eleganz, das er bewohnte, mit einigen Bildwerken und Spiegeln von dickem venetianischem Glas; alles stattlich, solid, charakteristisch." Es ist ein Bild des französischen Staats, wie er aus der schöpferischen Thätigkeit des Königs und seines Ministers hervorging; das Gefühl der Kraft, der Unabhängigkeit, der bürgerlichen Tugend und Rechtschaffenheit ging von den Häuptern auf die Glieder, vom Thron auf die Nation über.

[Rückzahlungen der Steuererheber.] [Die Paulette.] [Taille.] [Reduktion der Staatsschuld.] [Sullys Stellung.]

[Umtriebe und Komplotte.] Dennoch lauerten unter der Decke noch manche böse Geister; zu lange waren die Menschen an Mord und Blutvergießen, an Verrat und Frevelthaten gewöhnt worden, als daß nicht noch einzelne Stürme und Nachwehen die Atmosphäre des beginnenden Frühlings hätten unterbrechen sollen. Die unerbittliche Strenge, womit Sully in den Besitzstand so mancher Adelsfamilie einschnitt, der autokratische Geist, womit Heinrich die selbstherrliche Königsgewalt,

die Idee der monarchischen Autorität ins Leben einzuführen bemüht war, erweckte in dem an Eigenmächtigkeit, an Willkür und Unbotmäßigkeit gewohnten Herrenstand manche Antipathie und Unzufriedenheit. Heinrich gab sich alle Mühe, den Geist der Waffenbrüderschaft und des persönlichen Vertrauens lebendig zu erhalten, den Adel durch herzliches Entgegenkommen an seine Person zu fesseln. Und wer war einer solchen Aufgabe mehr gewachsen, als der ritterliche Fürst, dessen echt französische Natur, dessen heiteres, freundliches und wohlwollendes Wesen ebenso sehr die Liebe des Volks gewann, wie sein Kriegsruhm und seine Herrschergaben der nationalen Ehrliebe und Eitelkeit schmeichelten?

Dennoch erlebte er den Schmerz, daß in den Reihen seiner eignen Waffengefährten konspiratorische Regungen sich kund gaben, daß ein Mann, der tapfer an seiner Seite gestritten, der das schärfste Schwert in seinen Schlachten geführt, der Marschall Biron, an die Spitze der Malkontenten trat, um die unheimlichen Zeiten der Ligue zurückzuführen. Biron glaubte sich für die Verdienste, die er selbst und sein Vater dem König geleistet, nicht hinreichend belohnt und trat mit dem Herzog von Savoyen und einigen unzufriedenen Edelleuten in Verbindung, um Sullys Reformen rückgängig zu machen und die Regierung zu ändern. Selbst von der Ermordung des Monarchen soll die Rede gewesen sein. Heinrich, durch einen ehemaligen Vertrauten Birons von den schlimmen Plänen und Absichten des Marschalls unterrichtet, suchte den Verklagten in einer persönlichen Unterredung zum Geständnis seiner Schuld und zur reumütigen Umkehr von den Wegen des Verrats zu bewegen; als aber der ehrgeizige trotzige Mann sich nicht entschließen konnte, sein Unrecht zu gestehen und den König um Gnade und Verzeihung zu bitten, wurde er ins Gefängnis gebracht und dem Parlament zur gerichtlichen Untersuchung zugewiesen. Dieses fand die Anklage begründet und verurteilte den Marschall, weil er nach Umsturz der Verfassung und nach Erneuerung der alten Unordnung getrachtet, zum Tode. Alle Fürbitten der Freunde und Verwandten vermochten keine Begnadigung zu erwirken: am 31. Juli 1602 wurde der Marschall im Hof der Bastille enthauptet, ein ritterlicher Kriegsmann von achtunddreißig Jahren, voll Lebenskraft und Lebenslust. Während des Prozesses war mancher hochgestellte Edelmann als Mitwissender bezeichnet worden, unter ihnen der Marschall von Montmorency; aber Heinrich schlug jede weitere Untersuchung nieder; er ließ sich an dem einen Opfer genügen, seine Politik der Beruhigung und Versöhnung sollte durch keine weiteren Bluturteile durchbrochen und befleckt werden.

Marschall Biron.

Juli 1602.

Und doch zählte sogar die Marquise von Verneuil, des Königs zweite Mätresse, zu den Verehrern Birons. Ihr Halbbruder, der Graf von Auvergne, ein natürlicher Sohn Karls IX., der im Bund mit Spanien neue Umtriebe gesponnen, wurde in der Bastille festgehalten, die Marquise wenigstens auf einige Zeit vom Hof verwiesen. Sie und ihr Vater Franz Balzac d'Antragues waren ungehalten, daß der Sohn, welchen jene dem König vor seiner zweiten Ver-

Graf Auvergne.

1604.

heiratung geboren, nach der Geburt des Dauphin nicht für legitim gelten sollte, wie doch Heinrich versprochen hatte. Die Verweisung war jedoch nicht von Dauer; ihre Reize hatten zu mächtigen Einfluß auf den weibersüchtigen Monarchen.

Bouillon und die Hugenotten. Der Graf von Auvergne und seine Schwester waren eifrige Katholiken und Freunde der Jesuiten. Um so mehr hielt es Heinrich für seine Pflicht, als sich auch unter den reformierten Edelleuten agitatorische Umtriebe kund gaben, die gleiche Strenge zu zeigen, damit man ihm nicht geheime Sympathien mit den alten Glaubensgenossen schuld gebe. Als der Herzog von Bouillon, welcher zur Zeit der Ligue dem Bourbon so kräftigen Beistand geleistet, den ehrgeizigen Versuch machte, an der Spitze der Calvinisten des Südens sich eine selbständige Stellung zu verschaffen und sein Gebiet in ein unabhängiges Fürstentum zu verwandeln, sei es mit spanischer oder niederländischer Hilfe, wurde er vor Gericht geladen. Er begab sich nach Castres, um sich vor einer der gemischten Kammern zu stellen, wo er umgeben von dem limousinschen Adel seine Freisprechung zu erlangen hoffte. Als jedoch der König das Pariser Parlament mit der Untersuchung betraute, fürchtete Bouillon, es könnte ihm wie dem Marschall Biron ergehen; er entfloh nach Genf und von da nach Deutschland. Im Vertrauen auf die Waffenhilfe, die ihm mehrere deutsche Fürsten in Aussicht stellten, kehrte er nach Sedan zurück, um seine ehrsüchtigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Aber wie viele Fäden er da und dort anknüpfte: als Heinrich IV. auf den Rat
Frühjahr 1606. Sullys mit einigen Fähnlein vor Sedan rückte und Stadt und Schloß zu belagern begann, sah er sich von allem thätigen Beistand verlassen. Schmiegsamer jedoch und weniger trotzig als Biron, brachte es Bouillon über sich, den König um Verzeihung zu bitten und ihm für die Zukunft Gehorsam und Treue zu geloben. Heinrich empfing den Reumütigen gnädig; er zog ihn an seinen Hof und übertrug ihm in der Folge hohe Ehrenämter, aber über Sedan setzte er einen königlichen Befehlshaber ein. Auch dem Herzog von Epernon stellte er einen solchen Beauftragten zur Seite.

Ausgleichung der Parteien. Mit Gerechtigkeit und Klugheit suchte König Heinrich IV. die alte Parteiung auszulöschen. Alle die sich ihm treu und ergeben bewiesen, fanden in ihm einen wohlwollenden und freigebigen Herrn; aber jedes Hervortreten selbstsüchtiger ehrgeiziger Bestrebungen, jeder Versuch, die alte Parteiung und Unbotmäßigkeit zu erneuern oder die Verbindungen und Umtriebe mit Spanien lebendig zu erhalten, wurde von ihm mit aller Energie zurückgewiesen. Wohl dauerte der Einfluß der Guisen in den streng katholischen Kreisen und in der Masse des Volks noch fort, aber mehr und mehr traten die Prinzen von Geblüt, der Herzog von Soissons, der jüngere Condé und sein Bruder Conti an die Spitze der Aristokratie. Der letzte, ein tapferer Kriegsmann von großer Körperkraft aber schwachen Geistes, vermählte sich mit einer Tochter des ermordeten Heinrich von Guise, ein weiterer Schritt der Ausgleichung und Versöhnung der Parteien. Auch Margarete von Valois verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens in Paris, vom Hof und dem König ihrem Rang entsprechend geehrt. Nie hat ein Fürst die schöne Mission, eine gespaltene, verwirrte, durch religiöse und politische Meinungskämpfe zerrissene Nation zu beruhigen und zu versöhnen, geschickter und redlicher erfüllt als der

Gründer der bourbonischen Dynastie. Neben dem Hugenotten Sully standen Männer von entschieden katholischer Richtung, wie Villeroi, Jeannin, Sillery an der Spitze der Staatsgeschäfte. Als man in Rom das Urteil des Parlaments gegen Chatel auf den Index setzte, legte Heinrich Verwahrung ein und verlangte, daß man im folgenden Jahr das Verbot zurückhielt; und als die Calvinisten fortfuhren den Papst als Antichrist und die katholische Religion als Götzendienst zu bezeichnen, that er das Seine, um zu bewirken, daß in einer Disputation zu Fontainebleau dem Haupt derselben, Duplessis Mornay, von dem Bischof Du Perron eine Reihe von irrigen Zeugnissen über die Eucharistie nachgewiesen wurde. Überhaupt ließ er es nie an Worten fehlen, um seine Ergebenheit gegen die Kirche und den Papst darzuthun; in der Sache aber behauptete er die Ansprüche und Rechte der gallikanischen Kirche in mehr als einem Konflikt sowohl mit Clemens VIII. als mit Paul V. Nicht minder zäh und nachhaltig widerstand er den auf Anerkennung des tridentinischen Konzils gerichteten Forderungen des französischen Klerus selbst.

Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt.

Diesem ausgleichenden Streben war es zu danken, daß die Vaterlandsliebe und ein gesundes Nationalgefühl, die unter den Greueln des Bürgerkriegs, unter den Leidenschaften des Religionshasses erloschen waren, sich wieder erwärmten, daß der monarchische Sinn des Volks sich wieder belebte, in der Person des Königs wieder seinen Halt und Mittelpunkt fand, daß der nationale Geist der Franzosen aus langer Verdunkelung sich von neuem erhob und alle volksfeindlichen Regungen überwand. Denn Heinrich besaß wie wenige das glückliche Talent, alles Verwandte an sich zu ziehen, alles Spröde und Feindselige geschmeidig zu verarbeiten. Nichts lag ihm ferner als Rachsucht. Er zog gern über die Vergangenheit einen Schleier, sein Blick war auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Und er hatte genug zu thun, wenn er das gegenwärtige Frankreich aus seinem tiefen Verfall erlösen und den Sinn der Nation auf höhere Ziele lenken wollte. Bei seinem Regierungsantritt fand er ein verwüstetes Land, das noch allenthalben die Spuren der verheerenden Bürgerkriege zeigte. Diese mußten durch nützliche Anstalten, durch umsichtige Arbeit beseitigt, im Volk neuer Lebensmut, neue Unternehmungslust geweckt, der menschlichen Thätigkeit neue Anregung gegeben werden. Da waren zerstörte Brücken herzustellen, verfallene Landstraßen gangbar zu machen, Verkehrserleichterungen zu schaffen; da mußte man der ländlichen Bevölkerung aufhelfen und den Ackerbau befördern, in dessen Pflege Sully die Wohlfahrt des Landes erkannte; da mußte man den Gewerbfleiß aufmuntern, dem Absatz der Erzeugnisse neue Wege und Märkte schaffen; da mußte man nützliche und schöne Gebäude errichten, teils um die Verödung und den Verfall der Städte zu verhindern, teils um die Menge verarmter und brotloser Menschen zu beschäftigen, die der Krieg an ein Strolchen- und Räuberleben gewöhnt hatte; da mußte der durch den Bürgerkrieg genährten Fehdelust durch Gesetze gegen den Zweikampf gewehrt werden. Allen diesen Aufgaben suchte Heinrich zu genügen. Der bekannte Ausspruch, er wolle bewirken, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topf habe, kann als Beweis gelten, wie sehr das Volk die väterliche Fürsorge des Königs für das Wohl seiner Unterthanen in der Erinnerung bewahrte. Er munterte zum Seidenbau auf; er suchte die Tuch- und Leinwandbereitung in Schwung zu bringen, damit die Waren aus Flandern nicht mehr eingeführt zu werden brauchten; er beförderte Handel und Schiffahrt. Marseille fing an der Mittelpunkt und Stapelplatz eines ausgedehnten Verkehrs nach der Levante zu werden; von Honfleur und Havre de Grace aus wurden Entdeckungsfahrten nach Nordamerika, Kolonisationsversuche in Kanada unternommen; ein hugenottischer Seekapitän Dumont legte den Grund zu einer französischen Ansiedelung an dem See, der von seinem Gefährten Champlain den Namen erhielt. So erblickte man überall Keime

und Ansätze eines neuen Staats- und Gesellschaftslebens unter einem Monarchen, der einen weitschauenden Blick, ein wohlwollendes Herz für Volksglück und einen an Ideen fruchtbaren Geist besaß. Und wie ist unter seiner Regierung die Hauptstadt Paris mit großartigen Bauwerken geschmückt worden! Auch die Wissenschaften und die schönen Künste erhoben sich wieder aus dem Verfall, dem sie unter dem verwildernden Einfluß des Kriegs und des politisch-religiösen Fanatismus entgegen gegangen waren.

Heinrichs Stellung zu den politischen Zeitereignissen.

Wie sehr immer Heinrich IV. für Aufrichtung des inneren und äußeren Friedens, für Herstellung des nationalen Wohlstandes bedacht war, er vermochte doch nicht den religiösen Fanatismus, nicht die zwischen Frankreich und Spanien fortdauernden kirchlichen und politischen Gegensätze zu bewältigen. Auch unter Philipp III. kam keine aufrichtige Versöhnung zwischen Paris und Madrid zu stande. Der niederländische Krieg, währenddessen Heinrich IV. seine freundschaftlichen Beziehungen zu Holland ohne Unterbrechung fortdauern ließ, die Ausbreitung des spanischen Einflusses in Italien und über Graubünden, das aufrührerische Treiben einzelner malkontenten Großen in Frankreich boten Anlaß genug zu gegenseitiger Eifersucht, zu Mißtrauen und Verdacht, zu gereizten Vorstellungen und bitteren Reden. Wir werden später erfahren, wie sehr die Unterstützung des französischen Königs den Holländern zu statten kam, als sie mit Spanien den Waffenstillstand schlossen, welcher die Grundlage ihrer Unabhängigkeit wurde. Auch von dem verhängnisvollen Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit, in den sich Heinrich im Interesse der protestantischen Fürsten Deutschlands und der Niederlande mischte, um die Besitzergreifung durch die Habsburger zu verhindern, wird in der Folge die Rede sein. Die Spanier glaubten in dieser Haltung des benachbarten Monarchen neue Beweise feindseliger Gesinnung zu erkennen. Die christliche Welt war damals in einer ähnlichen Aufregung wie zwanzig Jahre früher; ja die Bewegung hatte noch weitere Dimensionen erlangt, indem jetzt auch die protestantische Welt in Deutschland, in Ungarn, in Böhmen von dem wilden Gährungsprozeß erfaßt war. Noch einmal rüsteten sich die beiden mächtigen Prinzipien, welche seit fast hundert Jahren die europäische Menschheit in zwei Heerlager geteilt, zu einem letzten gewaltigen Schlag. Noch einmal versuchte das Habsburgsche Haus in Spanien und Österreich mit Hilfe der katholischen Mächte eine Universalherrschaft zu begründen; schon war die deutsche Nation in Union und Liga gespalten; schon war in Kleve-Berg die Losung zum Kampf gegeben, durch welchen entschieden werden sollte, ob in Zukunft am Niederrhein die katholische oder die protestantische Religion, das österreichisch-spanische oder das brandenburgisch-deutsche Panier die Herrschaft führen werde.

Der Plan eines christlichen Weltreichs.

In dieser Weltlage glaubte Heinrich IV. den Zeitpunkt gekommen, eine große historische Mission zu erfüllen, eine politisch-religiöse Ordnung zu schaffen, nach welcher die europäische Völkerfamilie in Zukunft ihr geschichtliches Leben in Friede und Freiheit, jedes nach eignen Gesetzen vollbringen möge. Es ist aus den Denkwürdigkeiten Sullys bekannt genug, daß der König und sein Minister

mit dem Plan einer neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse Europas umgingen, wonach die Übermacht der Habsburger Dynastie für immer gebrochen und Spanien auf die Pyrenäische Halbinsel und die Kolonien beschränkt werden sollte. In diesem christlichen Weltreich sollten nach Sullys Angabe fünfzehn selbständige Staaten, sei es als Erbmonarchien, als Wahlreiche oder als republikanische Gemeinwesen nebeneinander bestehen, ihre Streitigkeiten in gemeinschaftlichen völkerrechtlichen Schiedsgerichten austragen und ihre vereinten Kräfte gegen die Türken wenden. Man hat freilich gute Gründe dafür aufgebracht, daß ein solcher Plan einer christlichen Völkerallianz mit religiöser Toleranz für die drei Hauptkirchen, mit politischer Autonomie und selbstgeschaffenen Staatsformen, mit einem ewigen Frieden untereinander niemals ernstlich im Kopf des französischen Königs existiert hat. Um so gewisser ist, daß sich damals Heinrich IV. mit großen politischen Ideen getragen, daß er alle der spanisch-österreichischen Macht widerstrebenden Kräfte in Deutschland, in den Niederlanden, in Italien und in den nordischen Reichen zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen gesucht hat, um die katholisch-absolutistische Übermacht zu brechen und Europa in Zukunft vor ihrer Gewaltherrschaft sicherzustellen.

Denn gerade damals hatte sich Heinrich IV. von neuem überzeugt, daß Spanien fort und fort das französische Reich durch Intrigen zu verwirren suche, daß alle malkontenten Großen fort und fort ihre Hoffnungen auf den Hof von Madrid setzten, daß die Aufstandsversuche ehrgeiziger unzufriedener Adligen stets von Brüssel oder von der spanischen Hauptstadt genährt und gefördert würden, daß ehemalige Liguisten, daß fanatische Priester, Mönche und Ultramontane, welche nie vergessen konnten, daß der König ketzerischen Doktrinen gehuldigt hatte und von dem päpstlichen Bannfluch getroffen worden war, noch immer dem spanischen Herrscherhaus, dem Hort der Rechtgläubigkeit, ihre Sympathien zuwandten. Heinrich IV. und der spanische Hof.

Heinrich hatte seinen Vetter, den Prinzen von Condé, mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt, wie wenig auch der ausschweifende, hochfahrende und ehrgeizige Fürst sich der Gunst würdig zeigte. Auf des Königs Antrieb war es geschehen, daß Margarete, die jüngste Tochter des Connetable Montmorency, eine junge blühende Dame von großer Schönheit und Anmut, mit dem Prinzen vermählt ward. Es währte nicht lange, so fand der König, obwohl bereits ein starker Fünfziger, großes Wohlgefallen an der Fürstin, und seine Huldigungen wurden freundlich aufgenommen. Die Prinzessin betrachtete den König als ihren Ritter; dieser aber gab einer Leidenschaft Raum, die ihn zu mehr als einem unwürdigen Schritt verführte. Selbst als Condé sich mit seiner Gemahlin auf seine Güter in der Pikardie begab, suchte der König sich ihr verkleidet zu nahen. Dies gab dem Prinzen, der schon lange eine dynastische Opposition gegen den König gebildet und wie früher die Guisen Erbansprüche auf die Krone Frankreichs erhoben hatte, den Gedanken ein, nach Brüssel zu entfliehen und mittels des erzherzoglichen Hofes mit Spanien Verbindungen anzuknüpfen. Seine Gemahlin fand eine Freistätte im Schloß und wurde gegen ihren Willen von der Umtriebe des Prinzen von Condé.

Rückkehr nach Frankreich abgehalten, während sie zugleich durch Briefe den König beständig im Feuer zu erhalten wußte. Heinrichs Verdruß wurde noch vermehrt, als der Prinz in einem Gespräch mit dem Nunzius die Behauptung aufstellte, die Ehe Heinrichs IV. mit Maria von Medici sei unrechtmäßig, nicht dem Dauphin, sondern ihm selbst komme die Nachfolge zu; als er bei verschiedenen Gelegenheiten offen aussprach, daß er mit Hilfe seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, wenn ihm Spanien geheime Unterstützung und Geld gewähre, wichtige politische Veränderungen in Frankreich herbeizuführen gedächte. Bald nachher befand er sich bei dem spanischen Gouverneur in Mailand.

Vorbereitungen zu einem neuen Krieg. Diese Begebenheit fiel in die aufgeregte Zeit, deren wir eben gedachten, und wenn es noch eines weiteren Motivs bedurfte, um die Kriegslust des Königs zu entflammen, so war die persönliche Beleidigung, die er in der Gunst des Brüsseler und Madrider Hofes gegen den Prinzen von Condé empfinden mußte, ganz geeignet, den beschlossenen Waffengang zu beschleunigen. Mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wurde ein Vertrag zu gemeinschaftlichem Vorgehen am Niederrhein verabredet, der von ähnlicher Bedeutung werden konnte, wie das Bündnis Heinrichs II. mit Moritz von Sachsen und den schmalkaldischen Bundesverwandten; mit dem Herzog von Savoyen, der jetzt ganz für Frankreich gewonnen war, wurde ein Kriegszug gegen Mailand besprochen, Graubünden und andre Kantone der Schweiz gestatteten Werbungen von Söldnern; Venedig stand schon lange mit Heinrich IV. auf freundschaftlichem Fuß; aus Toscana stammte die Königin Maria von Medici; der Papst war durch die Aussicht auf Erweiterung seiner Lehnsrechte in Neapel und Sizilien leicht zu gewinnen; wir wissen, daß mit den Morisken in Aragonien und Valenzia Verbindungen angeknüpft waren (S. 252 ff.). Große politische und kriegerische Kombinationen gingen ihrer Erfüllung entgegen; in Mezières, in Metz, in Chalons sammelten sich Truppen; Heinrich selbst traf bereits Vorkehrungen zur Abreise, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen; da trat ein Ereignis ein, das alle Pläne und Entwürfe in Trümmer schlug.

Heinrichs IV. Ermordung. Heinrich hatte für die Zeit seiner Abwesenheit einen Regentschaftsrat unter dem Vorsitz der Königin ernannt. Um dieser Stellung in den Augen des Volks mehr Glanz und Ansehen zu geben, bat sie den Gemahl, er möge vor seinem Abgang sie salben und krönen lassen, was bisher noch nicht geschehen war. Mit einigem Widerstreben gewährte der König die Bitte: am 12. Mai sollte die Krönung und am 16. der feierliche Einzug in Paris stattfinden. An dem bestimmten Tag wurde die Zeremonie in St.-Denis mit großer Pracht vollzogen. Um die Vorbereitungen zu dem Einzug zu besichtigen und zugleich dem kranken Herzog von Sully im Arsenal einen Besuch zu machen, fuhr der König am
1610. 14. Mai in einem auf beiden Seiten geöffneten Wagen mit den Herzögen von Epernon und Montbazon und einigen andern Personen durch die Stadt. In der Straße La Ferronnerie, welche durch Buden und einige Karren versperrt

war, mußte angehalten werden. Da stieg ein Mann auf eines der Hinterräder und stieß dem König, als dieser aufmerksam auf einen Brief hörte, den Epernon ihm vorlas, ein Messer in die Brust. „Ich bin verwundet," rief der König aus, und in demselben Augenblick traf ein zweiter Stoß sein Herz. Das Blut stürzte ihm sogleich mit solcher Heftigkeit aus dem Mund, daß er erstickte. Der Mörder wurde ergriffen; er hieß Franz Ravaillac, war etwa zweiunddreißig Jahre alt, aus Angouleme gebürtig, und hatte früher einige Zeit in Diensten Birons gestanden. Auch war er viel mit Priestern und fanatischen Ultramontanen umgegangen. Beim Verhör gestand er, daß er sich schon längst vorgenommen habe, den König zu töten, weil er unterlassen, die Bekenner der sogenannten reformierten Lehre zur katholischen Kirche zurückzubringen, und weil er gegen den Papst Krieg führen wolle, was soviel heiße, als gegen Gott selbst Krieg führen. Unter allen Martern der Tortur beharrte Ravaillac bei der Versicherung, er habe keine Mitschuldigen und sei von niemand zu der That beredet worden. Er wurde von dem Parlament zum Tod verurteilt und schon am 27. Mai hingerichtet. Erst nach seinem Tod verlauteten allerlei Gerüchte, die auf Mitwissenschaft zu deuten schienen. In der Normandie sollte eine Nonne am Tag der Mordthat das Ereignis durch einen Ausruf verkündigt, ein Brief aus den Niederlanden schon am Tag vorher die Ermordung als geschehen bezeichnet haben; Ravaillac selbst sei während der Untersuchungshaft von einem Jesuiten ermahnt worden, die „ehrlichen Leute" nicht zu verraten. In Frankreich herrschte allgemein der Glaube, daß die Anregung zu dem Verbrechen von Spanien ausgegangen sei. Als im Staatsrat zu Madrid die Ermordung gemeldet wurde, rief der Erzbischof von Toledo aus: „Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein." Es war eine Nachwirkung jenes fanatischen Geistes der Ligue, welcher so lange das Volksgefühl durchwühlt und beherrscht hatte, jener Politik des Bluts und der Verbrechen, welche zur Bartholomäusnacht und zu den unmenschlichen Greuelthaten der achtziger Jahre geführt.

Die Mörderhand Ravaillacs hat einen der bedeutendsten und merkwürdigsten Fürsten, die in den Blättern der Geschichte verzeichnet sind, aus der Welt gestoßen vor der Zeit und inmitten seiner männlichen Kraft. Denn wenn auch das Haar frühe gebleicht war, so trug doch sein Angesicht und seine ganze Haltung das Gepräge der Lebenskraft und der Lebenslust, die ihm stets beigewohnt hatte. Aus den baskischen Bergen hatte er die gesunde Natur, den frohen Mut und den starken Körper mitgebracht, der ihm alle Beschwerden, Anstrengungen und Strapazen, die sein wechselvolles Dasein in so reicher Fülle darbot, leicht erträglich machte; und er hatte nie unterlassen durch fortwährende Übung und Bewegung, durch Jagen und Reiten diese angeborne Kraft und Gesundheit zu erhalten und zu stählen. Herangewachsen im Lager, an Krieg und Waffen frühe gewöhnt, war Heinrich seiner Natur und seinen vorherrschenden Eigenschaften nach Kriegsmann. Man rechnete ihm nach, daß er über zweihundert Schlachten und Gefechte durchgemacht. Wir haben gesehen, wie er in den entscheidenden Momenten durch seinen entschlossenen Mut die Krieger fortriß in das dichte Kampfgewühl, zum schnellen Sieg; dabei besaß er die Gabe, daß er mit raschem Blick das

Heinrichs IV. Charakter und Persönlichkeit.

Ganze überschaute und die Schlachtordnungen richtig zu treffen wußte; Alexander von Parma verglich ihn mit einem Adler, der aus weiter Ferne seine Beute erschaut und mit sicherer Geschwindigkeit auf sie losstürzt. Unbekümmert um die eigne Gefahr, entwickelte er den persönlichen Heldenmut, der andre begeistert und mit sich fortreißt. Sein kräftiger Körper machte es ihm möglich, alles zu ertragen und zu entbehren. „Er konnte fasten wie einer, auf harter Erde ruhen, Frost, Hitze, Hunger, Durst mit den Geringsten seines Heeres teilen und wieder der Erste vor dem Feind, der Letzte beim Abzug vom Schlachtfeld sein." Auf seinen Feldzügen sah man ihn unter den gemeinen Soldaten sitzend, sein Schwarzbrot mit ihnen teilen. Durch solche Züge erwarb sich Heinrich von Bourbon die Popularität, der er einen großen Teil seiner Erfolge zu danken hatte. Er vereinigte in sich alle Vorzüge und Fehler des französischen Volkscharakters: Leichtsinn und Gutmütigkeit, Hang zu Sinnlichkeit und Ausschweifung und dabei Neigung und Empfänglichkeit für die einfachsten Genüsse und Lebensfreuden, heitere Geselligkeit, Scherz, Witz und muntere Unterhaltung, nicht selten mit Spott und Ironie gemischt, und daneben einen richtigen Takt und ein klares Bewußtsein für alles was sich ziemte und ihm Vorteil brachte, heftig auffahrend in zornigen Aufwallungen, aber ebenso rasch im Vergeben und Vergessen, ohne Rache und böse Hintergedanken. Nur ein so leichtlebiger, offener, liebenswürdiger Charakter konnte das französische Volk wieder für das Königreich begeistern, das durch die letzten Valois so sehr herabgewürdigt, so sehr um alle Achtung und Sympathien gekommen war, konnte die auseinander strebenden elementaren Kräfte der Nation wieder zusammenfassen unter der Idee der legitimen Monarchie, des dynastischen Geburtsrechts. Selbst in den Zeiten seines Glanzes, da seine Verschwendung, seine leichtfertigen Liebschaften, sein Hang zu Spiel und Vergnügungen ihm so oft von dem strengen Sully Strafreden und Ermahnungen zuzogen, blieb Heinrich immer noch den Gewohnheiten seiner Jugend treu, mischte er sich noch immer unter das Volk, verkehrte er noch immer ungezwungen und in natürlicher Bonhomie mit dem Bürger und Bauer auf Markt und Straße. Wie viele Geschichtchen haben sich erhalten von dem volkstümlichen Fürsten, der sich so vergnügt mit geringen Leuten abgab, sich in Gespräche mit ihnen einließ, bald durch teilnehmende Erkundigungen nach ihren Verhältnissen, bald durch einen Scherz, ein treffendes Wort, einen glücklichen Witz die Herzen gewann, der beim Einkaufen marktete und niedrigere Preise bot, an Sackpfeife und Schalmei sich ergötzte und mit den Kindern spielte. Selbst die große Schwäche, die ihm so manchen Verdruß bereitete, seine leidenschaftliche Neigung für schöne Frauen, seine maßlosen Ausschweifungen und Liebesabenteuer waren in den Augen der Franzosen keine unverzeihlichen Fehler. Auch war der weibliche Einfluß nie so mächtig, daß die Staatsgeschäfte davon berührt worden wären. Die Räte und Großbeamten verdankten ihre Stellen nicht der Gunst, nicht den Launen und Empfehlungen der Mätressen, sondern ihren Verdiensten und Fähigkeiten, und aus der Geschicklichkeit womit die öffentlichen Angelegenheiten, die diplomatischen und politischen Verhandlungen nach außen, der Regierungsgang, das Staats- und Verfassungsleben im Innern behandelt und entschieden wurden, konnte man den Beweis ziehen, daß der König guten Rat befolgte und über den Freuden und Genüssen des Lebens und den Zerstreuungen und Festlichkeiten des Hofes die höheren Anliegen nicht vernachlässigte. Heinrich IV. war nicht minder groß und umsichtig im Kabinett und auf dem Feld der Politik, wie in der Schlacht und im Lager, im Umgang mit Gesandten und Staatsmännern ebenso sehr an seinem Platz wie in den Hof- und Freundeskreisen. Er verlor nie das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufs aus dem Auge. „Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete."

VIII. England und Schottland im Elisabethschen Zeitalter.

Historische Litteratur. Zu den zahlreichen Werken über diese Geschichtsperiode Englands, Schottlands und Irlands, welche man X, 574 f. aufgeführt findet, sind noch beizufügen: Camden, Annales rerum Angl. et Hibern. regnante Elisabetha. 8. Amstelod. 1677. — Das schon angeführte Werk von J. Ant. Froude, das in seinen sechs letzten Bänden VII—XII. Lond. 1863—1870 (neue Ausgabe 1881) die Regierungszeit der Elisabeth (reign of Elisabeth) bis zum Untergang der Armada behandelt. — Georg Weber, Zur Gesch. des Reformationszeitalters. Leipz. 1874. Zweite Abteil.: Zur Geschichte Engl. u. Schottl. während der Reformation und unter den Stuarts. Besonders eingehende Studien sind neuerdings der Geschichte der unglücklichen Schottenkönigin gewidmet worden. Dahin gehören: Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Écosse publ. par le prince Alex. Labanoff. 7 voll. Londres 1844. 8. nebst Supplement par A. Teulet. Paris 1859; Mignet, Hist. de Marie Stuart. Bruxelles 1851. 2 voll.; A. Gädeke, Maria Stuart. Heidelb. 1879. Während aber noch dieser letzte Biograph die Schuld der Königin an der Ermordung ihres Gatten als erwiesen annimmt, haben dies neuerdings mit Bestimmtheit geleugnet Ernst Bekker, Maria Stuart, Darley (Darnley), Bothwell. Gießen 1881; Opitz, Maria Stuart nach den neuesten Forschungen. Freiburg 1879 bis 1882, 2 Bde.; Gerdes, Geschichte der Königin Maria Stuart. Gotha 1885 f., 2 Bde. Um die richtige Würdigung der Kassettenbriefe hat sich besonders verdient gemacht Breslau im Histor. Taschenbuch 1882 und in Sybels Histor. Zeitschrift LII, 1884.

1. Zwei Königinnen.

Im November des Jahres 1558 war Elisabeth aus dem Tower auf den Thron von England gestiegen; im folgenden Jahr trat sie dem Frieden von Cateau-Cambrésis bei (X, 843) und ließ dann auf dem Weg der Gesetzgebung die anglikanische Staatskirche aufrichten, die wir nach Lehrbegriff, Kultus und Verfassung im vorigen Band näher kennen gelernt haben (X, 873 ff.). Die abstoßende Haltung des päpstlichen Stuhls, der sich mit den französisch-guisardischen Hausinteressen und Maria Stuarts Erbansprüchen solidarisch vereinigte, wies ihr von vornherein ihre Stellung auf der reformatorischen Seite an; die Legitimität ihrer Geburt, die Rechtmäßigkeit ihrer Thronfolge, ihre ganze politische und dynastische Existenz wurzelten in Prinzipien, welche von dem Pontifikat verworfen wurden. Sie hatte nur die Wahl, sich bußfertig und reumütig dem Papst zu Füßen zu werfen und zu gewärtigen, daß er sich für Maria entscheiden würde, oder im Bund mit der Nation auf Grund der heimischen Gesetzgebung den von ihrem Vater und Bruder gewiesenen Weg weiter zu wandeln. Sie entschloß sich zu dem letzteren, so sehr auch ihr Herz auf die Seite der Autorität neigte und an kirchlichen Zeremonien und gottesdienstlicher Pracht Gefallen fand. Durch Elisabeth empfing das anglikanische Episkopalsystem seinen vollständigen Ausbau und seinen hochkirchlichen Charakter. Desto widerwärtiger waren ihr die Grundsätze der aus dem Exil heimkehrenden calvinistischen Geistlichen (X, 856, 868, 877, 884), „Puritaner“ genannt, welche Ärgernis nahmen an der Ab-

Die kirchliche Lage bei Elisabeths Regierungsantritt.

hängigkeit der Kirche vom Staat, an der hohen Stellung und den Privilegien der Bischöfe mit ihrem ausschließlichen Ordinationsrecht, an dem katholisierenden Kultus und Kirchenwesen. Der Kampf gegen diese beiden Tendenzen, welche sich der Uniformitätsakte nicht unterwerfen wollten, zieht mit zunehmender Schärfe durch ihre ganze Regierung.

Elisabeth und Maria Stuart.

Wir sind in den früheren Blättern schon oft den beiden Königsfrauen begegnet, in deren Hände das Schicksal in den Jahren großartiger Prinzipienkämpfe die Zepter von England und Schottland gelegt hatte, Elisabeth Tudor und Maria Stuart. Die Welt hat wenige Namen aufzuweisen, welche so sehr der Gegenstand des allgemeinen Interesses in Geschichte und Poesie, so sehr der verschiedenartigsten Beurteilung, dem überschwenglichen Lob wie dem maßloßen Tadel, der Verherrlichung wie der Lästerung ausgesetzt gewesen sind als diese „stolzen und wunderbaren Geschöpfe der Natur und der Umstände“, welche ein verhängnisvolles Geschick zu Rivalen in den höchsten Lebensfragen gemacht hat. Beide waren erfüllt von dem lebhaften Selbstgefühl, das ihnen das Bewußtsein ihrer Geburt, ihrer Stellung, ihrer Mission einflößte; beide waren hervorragend durch geistige Gaben, Bildung und Intelligenz, nur daß bei der schottischen Fürstin mehr leidenschaftliche Beweglichkeit, bei der englischen mehr kluge Überlegung hervortrat, bei Maria mehr der Einfluß sorgfältiger Erziehung, bei Elisabeth mehr die Macht kräftiger Naturanlage und ernster klassischen Studien sich geltend machte. Elisabeths Charakter hatte sich entwickelt und ausgebildet in der Schule des Unglücks und der Entbehrung unter der Regierung ihrer menschenfeindlichen Schwester, in einer Umgebung, die mit argwöhnischen Blicken und haßerfüllter Gesinnung ihr Thun belauschte, ihre innersten Gedanken ausspähte (X, 871 ff.). Marias Jugend war mit den reichsten Gütern der Natur und des Glücks gekrönt. Glanz und Hoheit, Schönheit, Liebreiz, gewandtes Benehmen, Witz, äußere Bildung, dichterische und musikalische Anlagen, alles vereinigte sich in ihr, um die Herzen zu gewinnen, und die Schmeichelei begleitete sie auf allen ihren Wegen. Noch haben sich französische Gedichte von ihr erhalten, die von der Wärme ihrer Gefühle wie von ihrer Sprachgewandtheit Zeugnis ablegen. Es ist ja bekannt genug, wie sie bei ihrer Abfahrt von dem geliebten Frankreich ihren Schmerz in rührenden Liedern aussprach; sie ahnte, daß sie damit von allem schied, was bisher ihr Herz erfreut hatte. In dieser künstlerischen Begabung stand Elisabeth der schottischen Rivalin nach; auch sie hat sich in Gedichten versucht, aber dieselben verraten weder poetischen Schwung, noch harmonische Ausbildung, bei ihr ist alles Gedanke, Vorsatz, Reflexion. Auch besaß sie nicht jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche die Leidenschaft entzündet, nicht die unmittelbare aufwallende Zaubermacht über die Seelen der Menschen, welche in Maria so wirksam hervortrat, zugleich Liebe schaffend und Liebe gewährend, wenngleich mehr reizend und hinreißend als dauernd und festhaltend. In den Jugendschicksalen der beiden Königinnen mag man den Schlüssel suchen für die

Verschiedenartigkeit der Charaktere, der Eigenschaften und der Lebensgeschicke. Wie Elisabeth aus den Widerwärtigkeiten ihres jungen Daseins, aus der schweren Lebens- und Prüfungsschule im Tower einen strengen ernsten Sinn, einen zurückhaltenden vorsichtigen Charakter, einen durch eingehende Studien und Nachdenken gereiften Geist als Ausstattung ins Leben herübernahm, aber auch eine durch ränkevolle und zweideutige Umgebung genährte Unaufrichtigkeit und Verstellungskunst, welche sie Gefallen finden ließ an den Schlangenwegen der Falschheit und Doppelzüngigkeit und an den Winkelzügen einer unredlichen Staatskunst; so brachte Maria nach einer in Freude und Glück durchlebten Jugend ein liebenswürdiges heiteres Temperament, einen leichten lebensfrohen Sinn, Neigung für Festlichkeiten, für Genüsse, für höfische Unterhaltung im reizenden Wechsel und eine den Eingebungen und Impulsen des Augenblicks sich rückhaltlos hingebende Natur auf den schottischen Thron mit. Und während Elisabeths Lebensgeschicke und höchste Interessen mit dem Protestantismus verflochten waren, während der Papst sie bannte, Jesuiten sie lästerten, Fanatiker sie mit Dolchen bedrohten, war Maria durch ihre phantasiereiche und kunstsinnige Natur an den Katholizismus und durch ihre Stellung zu den ehrgeizigen Bestrebungen ihrer französischen Verwandten, der Guisen, wie durch ihre Thronansprüche an das Papsttum gewiesen. Eine ausgeprägte Persönlichkeit, voll Mut, Unternehmungsgeist und standhafter Entschlossenheit, suchte Maria die öffentlichen Verhältnisse nach ihrem Willen, nach ihren persönlichen Neigungen, nach den Ansichten und Interessen ihrer Familie zu gestalten, während die englische Königin sich höhere Aufgaben und Ziele stellte und ihr Ich dem Ganzen unterordnete. Elisabeth hatte den großen Vorteil, daß sie in der eignen Sache die allgemeine verteidigte und das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment erweiterte, indem sie ihre Religionsform zur Nationalkirche erhob und dadurch das Interesse des Volks mit dem ihrigen verknüpfte; Maria dagegen, die sich als das Zentrum des Staats betrachtete und ihre Anschauungen, Wünsche, Vorurteile höher stellte als das Wohl und den Willen der Gesamtheit, stand mit ihrem Katholizismus allein unter einem rohen Volk, das die Messe als Götzendienst verabscheute und an die königliche Hauskapelle kirchenschänderische Hand legte; und als sie die leichten Sitten Frankreichs, die Vergnügungslust und die weltlichen Freuden und Genüsse an ihrem Hof fortsetzen wollte und durch ihre Weigerung, den Edinburger Vertrag zu bestätigen (X, 891), und durch ihre heimlichen Verbindungen mit Rom und mit ihren Oheimen das Streben und den Wunsch ihres Herzens nach einer Wiederherstellung des Papsttums verriet, stellte sich ihr der strenge Knox entgegen, wie einst die Propheten den abgöttischen Königen in Israel, und richtete auf der Kanzel und im Palast Strafreden an sie, ungerührt durch ihre Thränen und unerschüttert durch ihre Drohungen. Auch Elisabeth trat oft dem Sinn und den Wünschen ihres Volks scharf gegenüber, aber in den wichtigsten Fragen des Lebens und der Politik stimmte sie mit den leitenden Klassen der englischen

Nation überein. Sie besaß ihres Vaters gebieterischen Sinn und Hochmut und führte das Zepter mit Ernst und Strenge, ja selbst mit Härte, aber sie opferte nicht wie er das Staatswohl ihren Leidenschaften und Despotenlaunen, sie besaß Selbstverleugnung und Seelenstärke genug, um ihre persönlichen Gefühle den allgemeinen Interessen des Staats und der Nation unterzuordnen. Sie schlug die politische und religiöse Freiheit ihres Volks in Fesseln und unterdrückte jeden kecken Widerspruch, mochte er sich im Parlament, auf der Kanzel oder in Druckschriften hervorwagen; aber sie handelte nach Grundsätzen, nicht nach Willkür und ehrte Gerechtigkeit. Auch Elisabeth mochte wohl in wichtigen Momenten gleich ihrer schottischen Rivalin das Schlachtroß besteigen, doch war das eigentliche Feld ihres Ruhmes die innere und äußere Politik, wo sie als Haupt der Widerstandsmacht gegen das spanisch-päpstliche Reaktionssystem eine europäische Bedeutung erlangte. Der gereifte Verstand und das einsichtsvolle Urteil, die sie aus dem Tower auf den Thron mitbrachte, bewährte sich vor allem in der Wahl ihrer Räte, unter welchen der arbeitsame geschäftserfahrene Cecil, Lord Burghley (Burleigh), Staatssekretär und Großschatzmeister, der gesetzeskundige witzige Kanzler und Siegelbewahrer Nikolaus Bacon und der wachsame Francis Walsingham, Diplomat, Staatsmann und gewandter Kundschafter, den ersten Rang einnahmen. Die Tugend der Entbehrung, die sie in der Jugend gelernt, führte sie zur Sparsamkeit, die in späteren Jahren sogar in Geiz überging, und zur umsichtigen haushälterischen Staatswirtschaft in den auswärtigen wie in den heimischen Angelegenheiten. Dadurch schaffte sie sich die Möglichkeit, das Parlament, dessen Bewilligungen sie weniger in Anspruch nahm, um so leichter in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Doch war sie sich auch bewußt, daß sie in der Nation und deren Vertretern ihren sichersten Halt habe; sie ehrte daher die parlamentarische Macht und stützte sich auf dieselbe in allen wichtigen Anliegen. Hohe Herrschergaben haben ihr selbst ihre Gegner nicht abgesprochen, und der durch sie begründete Flor Englands in Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Ackerbau und Litteratur war der schönste Beweis, wie sehr ihr die Wohlfahrt das Staats am Herzen lag. Aus den Verwirrungen, in welche die benachbarten Kontinentalländer durch Philipps II. Tyrannei und Fanatismus gestürzt wurden, hat das Inselreich unter Elisabeths waltender Hand die größten Vorteile gezogen. Sie war die Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus und aller der politischen Bildungen, die sich an das neue Bekenntnis knüpften.

Die Heiratsfrage.

Das englische Volk wünschte nichts sehnlicher, als daß Elisabeth sich verheiraten möge, damit die Erbfolge sichergestellt würde. Seit den Tagen Heinrichs VIII. war diese Frage die Quelle so vieler Leiden und Bedrängnisse für England gewesen, daß alle Stände in dem Wunsch übereinstimmten, es möge das Reich von der Wiederkehr solcher Verwirrungen für alle Zukunft bewahrt bleiben. Elisabeth konnte sich jedoch nicht entschließen, die Herrschaft mit einem Gemahl zu teilen; einer Deputation des Parlaments, die ihr ebenso demütig

als dringend die Bitte einer Verehelichung vortrug, gab sie eine ausweichende Antwort: sie beabsichtige ihr Leben dem Wohl des Landes zu weihen; sollte Gott ihr ins Herz geben, ihren jetzigen Zustand zu ändern, so werde sie bei der Wahl eines Ehegemahls vor allem das Interesse der Nation ins Auge fassen; aber wenn sie auch unvermählt bleibe, werde sie für einen geeigneten Nachfolger sorgen und es sich zum Ruhm anrechnen, wenn einst ein Marmorstein verkünden werde: „Elisabeth lebte und starb als jungfräuliche Königin".

Philipp II. und Erzherzog Karl.

Diese unbestimmte ausweichende Haltung beobachtete Elisabeth auch den Werbungen auswärtiger Fürstensöhne und den Anträgen fremder Höfe gegenüber. So lange sie in den Jahren stand, wo man noch Hoffnung hegen konnte, daß sie aus Rücksicht der Nachkommenschaft ihren spröden Sinn ändern möchte, ist wohl niemals eine Fürstin der Gegenstand so vieler Werbungen gewesen, wie Elisabeth, hat noch niemals eine Vermählungsfrage so häufig zu diplomatischen Verhandlungen Gelegenheit geboten wie an dem englischen Hofe. Vor allen war Philipp II. eifrig bemüht, das Band zwischen den Tudors und den Habsburgern nicht zerreißen zu lassen: auch als von seiner eignen Vermählung mit der Inselkönigin nicht mehr die Rede sein konnte, beschäftigte er sich dennoch unaufhörlich mit der ihm so wichtigen Angelegenheit. Er betrachtete sie als einen wesentlichen Teil seiner Politik. Wie reichhaltig ist die Korrespondenz, welche der spanische Gesandte de Feria und nach dessen Abberufung sein Nachfolger Alvarez de Quadra, Bischof von Aquila, über alle Vorgänge am Londoner Hof mit Madrid führten! Sie kannten die Vorliebe ihres Monarchen für geheime schriftliche Mitteilungen und Andeutungen und ergriffen jede Gelegenheit, um alles, was sie sahen und hörten, ihrem neugierigen Herrn zu melden. Philipp empfahl der Königin seinen Verwandten, den Erzherzog Karl von Österreich, Sohn des Kaisers Ferdinand. Er wußte, welch großen Wert Elisabeth auf hohe Abkunft und Rang legte; und ein Habsburger an der Seite des Thrones schien ihm die sicherste Bürgschaft, daß England sich nicht von der spanischen Politik trennen werde. Auch für den Gang der kirchlichen Dinge konnte die österreichische Verbindung nur vorteilhaft sein. Sowohl der Vater des vorgeschlagenen Freiers, als der Bruder, der nachmalige Kaiser Maximilian, standen den reformatorischen Ideen minder schroff gegenüber als die übrigen katholischen Fürsten; man durfte erwarten, daß eine versöhnlichere tolerante Auffassung, wie sie damals in Wien vorherrschte, auch bei dem Erzherzog Eingang gefunden, und welche Anschauung konnte in den hochkirchlichen halbkatholischen Adelskreisen Englands mehr auf Anerkennung und Geltung zählen als eine solche zwischen Autorität und Religionsfreiheit vermittelnde Geistesrichtung? Philipp mochte hoffen, daß durch eine verwandtschaftliche Verbindung der Häuser Tudor und Habsburg die englische Reformation wo nicht rückgängig gemacht, so doch im Fortgang zu weiteren Neuerungen gehemmt werde. Darum hat er auch den päpstlichen Stuhl zu bewegen gesucht, sich nicht durch die Guisen zu einem raschen Strafverfahren gegen Elisabeth fortreißen zu lassen, sondern in Geduld und Langmut dem Lauf der Dinge eine Zeitlang zuzuschauen, selbst als die englische Königin durch die Zurückweisung eines päpstlichen Botschafters schon offen ihre Gesinnung und Stellung kund gegeben. Und Elisabeth und ihre gewandten Hofleute und Staatsmänner verstanden es vortrefflich, den König in dem guten Glauben zu halten, sein Plan könnte in Erfüllung gehen; der spanische Gesandte erhielt weder eine zusagende noch eine abschlägliche Antwort und wurde mit glatten Worten und unbestimmten Aussichten und Versprechungen hingehalten, bis der Gang der geschichtlichen Ereignisse die Fäden zerschnitt.

Andre Bewerber. In ähnlicher Weise verfuhr Elisabeth auch bei andern Bewerbungen; sie benutzte sie als Mittel und Hebel ihrer Politik, mitunter auch als Spiel ihrer Eitelkeit und Gefallsucht; im Ernst hat sie wohl nie daran gedacht, einen der vielen Fürsten, die um sie freiten, an ihre Seite zu berufen. Wir wissen oder werden noch erfahren, wie lange sie den französischen Hof mit Heiratsverhandlungen hinhielt; sie empfing den Herzog von Anjou, den Pfalzgrafen bei Rhein, so manchen andern Bewerber mit Ehren an ihrem Hof und überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten aller Art, mit Festlichkeiten und Geschenken; sie mochte es gern leiden, wenn sie sich als ihre Ritter und Kavaliere ansahen und mit ihren Gunstbezeigungen Staat machten; aber ohne innere Kämpfe gab sie ihnen endlich den Abschied; wo sie, wie bei den französischen Anträgen, länger zögerte, geschah es nur aus politischen Rücksichten, um während der Zeit aus der befreundeten Stimmung Vorteil zu ziehen. Wie hätte sie auch eine Ehe eingehen mögen, die ihrem Volk aus religiösen und politischen Gründen nicht minder zuwider war, als ehemals die spanische, welche neue staatsrechtliche Verwickelungen und Thronkämpfe wie im Mittelalter hätte herbeiführen können? Selbst der alte Plan, durch eine dynastische Verbindung die politische Vereinigung Schottlands und Englands herbeizuführen, der während der Reformationskämpfe wieder lebhaft angeregt worden war und den die leitenden Kreise in beiden Ländern eifrig wünschten, wurde entschieden zurückgewiesen. Sie wollte nichts hören von einer Vermählung mit dem Grafen Arran, dem nächsten Thronerben nach Maria Stuart, so sehr sie dadurch den Ansprüchen dieser Rivalin auf die Krone von England und Irland ein Gegengewicht gegeben hätte (X, 889).

Graf Leicester. Lange glaubte das englische Volk, Elisabeth lehne darum jede fürstliche Bewerbung ab, weil sie ihre Hand einem eingebornen Edelmann zuwenden wolle, dem sie ihr Herz geweiht, auf den sie das Füllhorn ihrer Gunst und Gnade in vollem Maß ausgoß — Robert Dudley, Graf von Leicester. Mit Elisabeth in demselben Jahr geboren (1533), als jüngerer Sohn des hingerichteten Herzogs von Northumberland wie sie selbst von Maria Tudor im Tower eingeschlossen und mit Mißtrauen und Härte behandelt, war er von Jugend auf ein Gegenstand ihrer Teilnahme und Zuneigung gewesen. Sie hat ihm bis zu seinem Tod ihre Liebe und Treue bewahrt, sie hat ihn als Feldherrn und Staatsmann in wichtigen Angelegenheiten verwendet und ihm das größte Vertrauen bewiesen; die vertrauliche Nähe, die sie ihm gestattete, gab Anlaß zu manchen anstößigen Gerüchten. Und wie wenig verdiente der Graf diese Bevorzugung! Wohl war Leicester ein schöner Mann von feinen Formen, von geschmeidigem Wesen, von einnehmender Gestalt und Bildung, der in den Hofkreisen eine glänzende Rolle spielte und durch seine Unterhaltungsgabe, seine gesellschaftlichen Talente, seine Kunst der Schmeichelei bei den Frauen Gefallen fand. Er war der gewandteste Tänzer, ein vollendeter Hofmann und Kavalier. Aber außer diesen Eigenschaften besaß er keine Verdienste: weder im Feld, noch im Kabinett nahm er eine hervorragende Stellung ein, höheren Aufgaben war er nicht gewachsen. Für die große politische Rolle, welche England unter Elisabeth durchzuführen hatte, war er wenig befähigt. Man konnte es nicht begreifen, wie eine Frau von so männlichem Geist und Charakter ihre Gunst einem Höfling zu-

wenden mochte, der nur durch sie Wert und Bedeutung empfing, der nur das Licht widerstrahlte, das sie auf ihn scheinen ließ. Hier zeigte sich Elisabeth als Weib: ihr gefiel die unbedingte Hingebung des Grafen, seine Schmeichelei, seine gänzliche Entäußerung alles eignen Willens gegenüber seiner Gebieterin. Er war gleichsam ein Geschöpf ihrer Hand; bei dem Wohlgefallen an seinen äußerlichen Vorzügen und an dem dienstfertigen Eifer, womit er sich ihr widmete, übersah sie die Nichtigkeit seines inneren Wesens, die Schwäche seines Geistes und Charakters. Bei Adel und Volk war Leicester wenig beliebt; wie groß auch der Wunsch der Nation war, daß die Königin sich verheiraten möchte, der Gedanke, daß sie dem Günstling ihre Hand reichen könnte, erregte Besorgnis und Unwillen. Auf seinem Geschlecht lag mancher Flecken und er selbst hat die dunkeln Schatten nicht zerstreut. Er hatte in früher Jugend, als er kaum die Knabenjahre überschritten, mit Amy, Tochter des Sir John Robsart, eine Ehe geschlossen. Dieses Band erschien ihm nun als Fessel bei seinen hochfliegenden Plänen; die junge Gattin lebte einsam auf einem Landsitz in Oxfordshire, von Kummer und Trübsinn aufgezehrt. Da verbreitete sich die Nachricht, daß Amy Dudley am Fuß einer hohen Treppe tot gefunden worden sei; ein dunkler Verdacht bemächtigte sich der Gemüter, ihr Gemahl sei der Urheber des Mordes. 8. Sept. 1560. Er war in Windsor, als ihm der Vorfall gemeldet wurde; anstatt aber in Person an den Ort des blutigen Ereignisses zu eilen, gab er Befehl, die Sache gerichtlich aufzunehmen. Man konnte jedoch nicht entdecken, auf welche Weise oder durch wen die Unglückliche ihren Tod gefunden. Die Richter sprachen den Lord von jeder Schuld frei. Nichtsdestoweniger beharrte das Volk bei dem Glauben, der Graf habe die Ermordung veranlaßt. Es lagen so manche geheime Verdachtsgründe vor, die dem Argwohn des Volks Nahrung gaben; und in Dichtung und Sage erhielt sich der Glaube, Lady Amy Dudley sei auf Anstiften ihres Gatten herabgestürzt worden, damit der Graf frei um die Hand der Königin werben möge. So weit wollte Elisabeth doch nicht gehen. Sei es, daß sie keinen Unterthan neben sich auf den Thron erheben wollte, sei es, daß sie die öffentliche Meinung scheute, sie beharrte bei dem Vorsatz, als jungfräuliche Königin zu leben und zu sterben; nur mit England wolle sie eine Ehe eingehen, das englische Volk sollte ihre Familie sein. Doch bewahrte sie dem Grafen ihre unwandelbare Gunst und Treue; sie glaubte nicht an seine Schuld bei dem tragischen Familienereignis.

Wir werden bald erfahren, daß Elisabeth den Grafen Leicester zum Gemahl der Königin von Schottland vorschlug. Aber wer möchte bei einer Fürstin von so unaufrichtiger Natur, von so zurückhaltendem, doppelzüngigem Charakter ergründen, wie weit es ihr damit Ernst war? Es war schwer unter der Hülle von Verstellung bei dem Wechsel ihrer Ansichten und Willensäußerungen, bei ihrem Schwanken zwischen Zugestehen und Versagen ihre wahre Gesinnung zu entdecken. Mehr als einmal trieb Leicester in den politischen Verwickelungen, zu denen die Schicksale Maria Stuarts Veranlassung gaben, ein zweideutiges Spiel; und dennoch bewahrte ihm Elisabeth ihre Gunst. Es

ging ihr sehr nahe, als sie erfuhr, daß er hinter ihrem Rücken eine zweite heimliche Ehe mit Lattice Knollys eingegangen, deren Gemahl Walter von Essex kurz vorher in Irland plötzlich gestorben war, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung (1577); dennoch wies sie die gleichzeitige Bewerbung des Herzogs von Anjou nach längerem Bedenken zurück und nahm den um Verzeihung flehenden Grafen von neuem zu Gnaden an. Durch ihn gelangten auch Leicesters Verwandten, Henry Sidney, Gemahl seiner Schwester, und dessen Sohn Philipp Sidney, ein ritterlicher Herr von gesellschaftlichen und weltmännischen Talenten und litterarischer Bildung, zu hohen Staatsämtern und einflußreichen Stellungen. Henry Sidney erhielt die schwierige Mission, die englische Herrschaft und Gesetzgebung in Irland einzuführen.

2. Maria Stuart in Schottland.

1. Die Königin und ihr Volk.

Marias Rückkehr nach Schottland. 1561.

Bald sollte auch in Schottland die Verheiratung der Königin zu einer politischen Lebensfrage werden. Wir wissen, daß König Franz II. am Ende des Jahres kinderlos aus dem Leben schied und daß seine neunzehnjährige Gemahlin Maria Stuart nach ihrem schottischen Heimatland zurückzukehren beschloß. Wappen und Königstitel von England legte sie nach dem Tod ihres Gatten ab; aber wie viele Mühe und Beredsamkeit Elisabeths Botschafter in Paris, der kluge und gewandte Throgmorton anwendete, die junge Witwe zur Anerkennung und Bestätigung des Edinburger Vertrags zu bringen, er stieß auf den hartnäckigsten Widerstand. Keine Gründe und Vorstellungen konnten die Königin zur Unterzeichnung eines Aktenstücks bringen, durch welches sie die Reformation der schottischen Kirche anerkannt und ihren Ansprüchen auf den englischen Thron entsagt haben würde. Beides widerstrebte ihrer innersten Natur, den politischen und religiösen Anschauungen des Guiseschen Hauses, ihrer unbedingten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Nur wenn Elisabeth sich entschließen würde, sie als ihre Nachfolgerin für den Fall ihres eignen kinderlosen Ablebens im voraus zu bestimmen, wolle sie die Übereinkunft gutheißen. Allein mit einer solchen Erklärung, bemerkt Froude, hätte die Königin ihr eignes Todesurteil gefällt; denn in ihrer nächsten Umgebung, in ihrem Palast, in ihrem Schlafgemach waren geheime Anhänger der Guisen, fanatische Papisten, Stuartsche Parteigänger, welche stets bereit gewesen wären und sicherlich Mittel und Wege gefunden hätten, durch Gift oder Dolch den Zeitpunkt zu beschleunigen, da die Erkorne des Papstes und der Ultramontanen aller Länder das Zepter über das gesamte Inselreich führen und die katholische Kirche herstellen würde. In jenen Tagen, da der Meuchelmord um des Glaubens willen als ein heiliges verdienstliches Werk empfohlen ward, konnte man auf die verwegensten Attentate gefaßt sein. Aus demselben Grund wurde das Ansuchen Marias, ihre Reise über England nehmen zu dürfen, abgewiesen. Die Papisten der nordischen Grafschaften würden nicht unterlassen haben, die Gelegenheit zur Kundgebung ihrer Sympathien zu benutzen, und die schottische Königin hätte die Reihen ihrer Getreuen mustern können. So mußte

die Rückfahrt zur See unternommen werden. Ihr Halbbruder, James Stuart, den sie in der Folge zum Grafen von Murray erhob, holte sie ab; fünf Oheime gaben ihr das Geleit nach Calais, drei davon begleiteten sie über das Meer nach Edinburg. Ein englisches Geschwader, angeblich zur Abwehr wider Piraterie ausgesandt, umschwärmte und beobachtete das französische Fahrzeug, auf dem Maria dahinsegelte, dem „schönen Frankreich" in elegischen Liedern Lebewohl zurufend. Wenn der Admiral, bemerkt ein Zeitgenosse, ohne Auftrag und Befehl das Schiff mit der kostbaren Ladung nach einer entlegenen Gegend des Nordmeeres entführt hätte, so würde er sich in der Folge bei Elisabeth und Katharina von Medici ohne Zweifel Dank verdient haben. 14. Aug. 1561.

Es geschah nicht, und Maria konnte ungefährdet in den Hafen von Leith einfahren. Die Pfeifen und Dudelsäcke, womit sie bei ihrer Landung empfangen ward, mochten freilich einen großen Kontrast bilden zu der Musik, die sie und ihre Begleiter im Louvre zu hören gewohnt waren; dennoch nahm Maria die wenn auch rohen Beweise von Hingebung und Loyalität freundlich und leutselig auf; sie wollte einen guten Eindruck auf die Gemüter machen, das Volk durch Liebenswürdigkeit gewinnen. Und wer hatte dazu mehr Talent als die hochbegabte junge Königswitwe mit dem holdseligen Lächeln, mit der Grazie und Anmut, mit der siegenden Gewalt über die Herzen der Männer? Sie scherzte über die ungeordneten, schmucklosen Gemächer des königlichen Felsenschlosses Holyrood, wo noch keine Vorbereitungen zu einer dauernden Residenz getroffen waren; sie unterdrückte ihren Verdruß, als die protestantischen Bürger Edinburgs am nächsten Morgen die neue Gebieterin mit Psalmengesang begrüßten; sie dämpfte den Eifer katholischer Edelleute und untersagte jede Veränderung in der bestehenden kirchlichen Einrichtung, bis durch ein neues Parlament eine Entscheidung getroffen würde; nur für sich selbst und ihren Hof sollte in der Schloßkapelle Meßdienst gehalten werden. Ein Straßentumult, welchen die Söhne des Lordkanzlers Huntley erregten, endete mit dem Tod des Vaters und der Hinrichtung des Anstifters. Dafür ernannte die Königin jetzt ihren Halbbruder Murray zum Kanzler und wandte ihr Vertrauen auch andern Männern zu, welche bisher als Genossen der englischen Partei gegolten hatten. Diese Politik der Mäßigung trug der Königin gute Früchte. Der Gedanke einer Duldung des reformierten Lehrbegriffs war dem Herzen Marias ebenso fremd als ihren Oheimen in Frankreich; aber sie glaubte durch Hofkünste, durch Verführung, durch List und Staatsklugheit, durch den Zauber ihrer Persönlichkeit eher zum Ziel zu gelangen als durch Gewalt und Blutedikte. Sie gab niemals den Plan auf, der römisch-katholischen Kirche die Herrschaft in Schottland zu verschaffen und die päpstliche Autorität wieder aufzurichten; dazu bedurfte es aber Zeit. Wir wissen, mit welcher Heftigkeit Knox und seine Genossen fortwährend gegen Papsttum und Götzendienst geeifert hatten; die dadurch in den Gemütern erzeugten Vorurteile, Glaubenswut, Haß und Abneigung sollten zuerst gemildert werden oder schwin-

Marias Haltung nach ihrer Ankunft. 19. Aug. 1561.

1562.

den; die Gleichgesinnten in beiden Ländern sollten zum Bewußtsein ihrer Zahl, ihrer wahren Lage gelangen, sich um eine gemeinsame Fahne sammeln, auf daß bei günstiger Zeit mit auswärtiger Unterstützung ein Entscheidungskampf unternommen werden möchte.

Adel und Königin. Wie richtig diese Auffassung war, geht aus der raschen Wandlung der Ansichten des schottischen Adels hervor. Es ist uns aus den früheren Blättern erinnerlich, daß die Edelleute in erster Linie aus Habsucht, aus Begierde nach den Kirchengütern, aus andern weltlichen Motiven der Reformation zugeführt wurden; jetzt hatten sie erreicht, wonach ihr Herz gelüstete, und die religiösen Interessen traten hinter andern Gefühlen und Neigungen zurück. Mit lebhaften Farben schilderte der Staatssekretär Maitland von Lethington in einem Brief an seinen Gönner und Freund Cecil die Gesinnung und Denkweise des schottischen Adels, die Gleichgültigkeit für religiöse Dinge, die alten Sympathien für Frankreich, das Streben nach Hofgunst, die Unwissenheit und den Mangel an Sinn und Interesse für ernste Fragen. Der ritterliche Geist, der von jeher in den Herzen des waffenfrohen Adels gelebt hatte, war nur vorübergehend durch die rauhe Beredsamkeit der Reformatoren verdunkelt und zurückgedrängt worden; jetzt wachte er in neuer Stärke auf. Mit Lust und Entzücken schauten die Lords auf die schöne Frau, die im Herbst hoch zu Roß die Gebirge und Schluchten der nördlichen Landschaften durchstreifte, der Jagd und Falknerei mit Leidenschaft obliegend, die mehr als einmal den Wunsch aussprach, sie möchte ein Mann sein, um bei Tag und Nacht in Wald und Feld zu leben. Und wenn sie dann wieder in den Winterabenden die vornehme Welt im Schloß um sich versammelte, durch glänzende Feste, Hofbälle, Maskeraden und gesellschaftliche Unterhaltung aller Art dem schottischen Landadel ein Abbild von den Herrlichkeiten in Paris gab und dabei durch Kunstfertigkeit, Grazie und Lieblichkeit unter allen hervorleuchtete, wie regte sich da der ritterliche, lebensfrohe Sinn in jeder Brust. Daß bei diesen Hoffesten die Schranken der Sitte und der keuschen Zurückhaltung nicht sehr eng gezogen waren, läßt sich bei einer jungen liebeempfänglichen Fürstin, die ihre Jugend am Hof der Katharina von Medici verbracht hatte, voraussetzen. Schon im Jahr 1563 wurde Chatelar, ein französischer Edelmann von dichterischen und musikalischen Talenten, der zu tief in die schönen Augen der Gebieterin von Holyrood geblickt hatte, auf dem Marktplatz von St. Andrews enthauptet, weil er sich zweimal in das Schlafgemach der Königin eingeschlichen, sich unter ihrem Bett versteckt und sie mit Liebesarmen zu umfangen gesucht hatte. Die Huldigungen der Männerwelt schmeichelten ihrer Eitelkeit, und das entgegenkommende Benehmen, womit sie dieselben aufnahm, mochte leicht zu dreisten Zudringlichkeiten aufmuntern. Eine Liebeselegie singend bestieg Chatelar das Schafott.

Maria und Knox. Hätte es Maria bloß mit dem Adel zu thun gehabt, so würde die Opposition gegen den katholischen Glauben der Königin mehr und mehr verschwunden

sein. Wurde doch von der Ständeversammlung des Jahres 1563 nicht mehr der Antrag auf Bestätigung der früheren Parlamentsbeschlüsse gestellt. Allein es gab noch eine andre Macht im Land — die puritanische Geistlichkeit, John Knox an ihrer Spitze. Wir haben den demagogischen Reformationsprediger und seine zelotische Schar im vorigen Band zur Genüge kennen gelernt. Die bittere Armut, zu welcher die Prediger durch die Habsucht des Adels gebracht worden, steigerte den demokratischen und plebejischen Geist und die rigorose Weltanschauung. Mit den flammenden Worten der Propheten des Alten Bundes hatte der rauhe Mann von Anfang an Papsttum und Hierarchie als „Baaldienst" bekämpft; nun kehrte sich sein ganzer Zorn gegen die Königin, die diesen heidnischen Kultus mit seinen fleischlichen Gelüsten wieder aufzurichten gedachte unter dem Volk Gottes.

Knox wollte nicht dulden, daß in der Schloßkapelle Messe gehalten werde; „würde das schottische Land sich wieder mit dem Götzendienst beflecken, so werde Gottes Hand sich von ihm fern halten". Maria ließ den Prediger vor sich kommen, um ihm in Gegenwart ihres Halbbruders seine vermessene Sprache zu verweisen und für die Zukunft mehr Rücksicht zu empfehlen; aber er „klopfte" (knocked) so derb an ihr Herz, daß er sie zu Thränen brachte. Sie warf ihm vor, er habe ihr Volk zum Ungehorsam und zur Rebellion aufgereizt und demselben eine Lehre beigebracht, die von der ihrigen verschieden sei, worauf Knox erwiederte, „Gott habe ihn dazu berufen, die Nichtigkeit der päpstlichen Religion und den Betrug, den Hochmut und die Tyrannei des römischen Antichrists zu beweisen und dem Volk die wahre Erkenntnis beizubringen, im Punkt der Religion aber seien Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unkundigen Fürsten, und keineswegs verbunden, ihren Glauben und ihren Gottesdienst nach der Willkür ihrer Gebieter einzurichten, denn sonst hätten auch die Hebräer die Religion Pharaos, Daniel und seine Gefährten die des Nebukadnezar und die ersten Christen die der römischen Kaiser annehmen müssen". Auf die Bemerkung der Königin, daß diese doch nicht das Schwert gegen ihre Beherrscher erhoben hätten, antwortete Knox: „Gott hatte ihnen die Macht und Mittel nicht gegeben." „Wenn also Unterthanen diese Macht haben," fragte Maria weiter, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?" „Allerdings," entgegnete der Reformator, „wenn Fürsten die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten. Denn der Gehorsam der Unterthanen gegen Könige und Fürsten ist nicht größer als der, den Kinder ihren Eltern schuldig sind; wenn nun ein von Wahnsinn ergriffener Vater das Schwert aufhebt, um seine Kinder zu erwürgen, diese ihm aber zuvorkommen, ihm das Schwert entwinden, ihn binden und bis zur Genesung in Haft halten, glaubt Ihr, daß die Kinder dann Unrecht gethan haben? Ebenso ist es mit Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen. Ihr blinder Eifer ist nichts als Wahnsinn; ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in Gewahrsam nehmen, bis sie wieder zu sich kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." Bei dieser Rede entfärbte sich die Königin und blieb einige Zeit starr und sprachlos. Nachdem sie sich von ihrem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, setzte sie die Unterredung weiter fort; als sie im Laufe derselben äußerte, sie wolle die Kirche von Rom schützen, die sie für die wahre Kirche Gottes halte, erwiderte Knox: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Euere Meinung macht die römische Hure nicht zur reinen, unbefleckten

Braut Christi. Wundert Euch nicht, daß ich Rom eine Hure nenne, denn diese Kirche ist ganz und gar befleckt mit aller Art geistlicher Hurerei sowohl in Lehre als in Sitten." Auf Marias Einwendung, ihr Gewissen spreche anders, fuhr er weiter fort: „Das Gewissen verlangt Erkenntnis, von der wahren Erkenntnis aber habt Ihr nicht mehr, als die Juden, die Christum kreuzigten." — Auf Allerheiligen ließ Maria Anstalten zu einem Hochamt treffen. Da betete Knox auf der Kanzel: „Herr! wende das Herz der Königin, das verstockt ist gegen dich und deine Wahrheit, oder, wenn dein heiliger Wille es anders beschlossen hat, so stärke die Herzen und Arme deiner Erwählten, damit sie kräftig widerstehen mögen der Wut der Tyrannen." Als aber das Hochamt dennoch gehalten wurde und „das Weihwasser des Hofes" die protestantischen Edelleute immer nachsichtiger machte, so traten vier Geistliche (Knox, Row, Hay und Hamilton) nebst einigen andern protestantischen Eiferern im Hause eines Edinburger Bürgers zusammen und beratschlagten, „ob es Unterthanen gestattet sei, den Götzendienst ihrer Fürsten, der zu aller Verderben immer weiter um sich greife, mit Gewalt abzustellen und die Obrigkeit, die ihre Macht überschreite, in die gesetzlichen Schranken zurückzudrängen". Aber die Edelleute waren jetzt nicht mehr so willig, dem Grundsatze des bewaffneten Widerstandes beizutreten, wie früher. — Je mehr die Lust an Pracht und Luxus, an Hoffesten, Maskeraden und Bällen aufkam und selbst den Grafen Murray fortriß, den die Frommen bisher als Muster eines Mannes, „in dem das Bildnis Gottes sei", dargestellt hatten, desto heftiger eiferte Knox von der Kanzel herab gegen die schottische „Jesabel" und ihren Hof, wodurch diese Verderbnis herbeigeführt werde, gegen die Edelleute, die der Sirenenstimme der Verführung folgten, und gegen das sündhafte Volk, das die Lehren des Antichrists nicht von Grund aus vernichte. Seine Worte trafen wie ein zermalmendes Schwert und er hielt die eiserne Zuchtrute der Kirche über den Häuptern der Hohen wie der Niedern. Auf dieselbe Weise zogen auch die übrigen Geistlichen fortwährend gegen weltliche Lust, gegen Tand und Eitelkeit, gegen „Hoffeste, Tänze und Hurerei" los. Jede Äußerung eines heitern, frohen Sinnes, jeder Lebensgenuß, jede freudige Erhebung des Gemüts wurde als sündhaft dargestellt und als unvereinbar mit der Demut und dem Ernst, den der verderbte Zustand der menschlichen Natur heische. Wenn sie von Hoffesten und Bällen hörten, forderten sie zu Buß- und Bettagen auf; wenn Musik und heiterer Gesang zu ihren Ohren drang, erinnerten sie an den Ort, wo sein wird Heulen und Zähnklappern; wenn sie Verfeinerung in äußerer Sitte, Kleidung und Lebensweise bemerkten, schrieen sie über heidnische Hoffahrt und über die Fallstricke des Satan. Nach dieser asketischen Moral beurteilten und richteten sie die junge, lebensfrohe Königin, sowie den Adel und das Volk. Wer es wagte, diese engen Schranken zu überschreiten, wurde auf der Kanzel mit Namen genannt und vor der ganzen Gemeinde seines Fehlers wegen zurechtgewiesen; der Zorn des göttlichen Gerichts ward über den Halsstarrigen herabgerufen und Wehe und Verdammnis über diejenigen ausgesprochen, die durch ihr Beispiel den Schwachen verlockten.

2. Eine unglückliche Heirat.

Marias katholische Tendenzen.

Die reformatorischen Prediger hatten alle Ursache der Gesinnung Marias zu mißtrauen. Denn während sie sich äußerlich einer religiösen Duldsamkeit befliß und die kirchlichen Dinge in dem Zustand bestehen ließ, wie sie dieselben vorfand, unterhielt sie eine geheime Korrespondenz mit ihren Oheimen und dem Papst, die von einer ganz andern Gemütsverfassung Zeugnis gaben. In einem Schreiben vom Januar 1563 versicherte sie den heil. Vater, daß ihr ganzes Stre-

ben darauf gerichtet sei, ihr Volk, das zu ihrem großen Schmerz zu verdammungswürdigen Irrtümern sich habe verleiten lassen, wieder auf den rechten Weg zu führen, daß aber bei der großen Verderbtheit der Zeit ihr Unternehmen bisher mit geringem Erfolg gekrönt worden sei; der Papst möge es daher nicht ihrer Saumseligkeit zuschreiben, daß ihre Unterthanen die heilige römische Kirche noch nicht mit der gebührenden Ehrfurcht betrachteten; sie habe Prälaten ausgeschickt, um bessere Ansichten unter dem Volk zu verbreiten und sei entschlossen, alle Mittel, selbst ihr Leben einzusetzen, um dieses Ziel zu erreichen. Dem Kardinal von Lothringen sprach sie den festen Vorsatz aus, lieber den Tod zu erleiden, als in etwas zu willigen, was der heiligen Kirche Schaden bringen möchte.

Gerade damals wütete der erste Religionskrieg in Frankreich. Wie verschieden waren da die Gefühle, mit denen man in Schottland und England auf die blutigen Vorgänge jenseit des Kanals blickte! Elisabeth schloß mit den Häuptern der Hugenotten ein Bündnis und unterstützte sie mit Schiffen, Mannschaft und Subsidiengeldern. Der Entschluß fiel ihr schwer, teils weil sie die Ausgaben scheute, teils weil sie nicht den Schein auf sich laden wollte, als begünstige sie Aufstand und Empörung und suche die Tugend der Loyalität und des Gehorsams der Unterthanen zu entkräften. Erst als man ihr die Überzeugung beibrachte, daß es nicht ein Krieg der Unterthanen gegen die gesetzmäßige Obrigkeit sei, sondern ein Gewaltstreich der Papisten zur Unterdrückung der Hugenotten, schloß sie mit Condé und Coligny einen Kriegsbund. Wir wissen, daß sie dabei die Hoffnung hegte, Calais wieder zu erwerben (S. 395). In dieser Erwartung wurde sie getäuscht; das Blut der zweihundert englischen Krieger, die bei der Erstürmung von Rouen ihr Leben lassen mußten, trug ihrem Vaterland keine äußerlichen Vorteile ein. Als die Hugenotten mit dem Hof ihren Frieden machten und der englische Gesandte Throgmorton in Paris unter Aufsicht gestellt ward, mußte auch Elisabeth nachgeben. Sie verbarg ihren Verdruß, indem sie versicherte, daß sie nur zur Verteidigung des reformierten Glaubens und zur Abwehr der feindseligen Pläne der Guisen das Schwert ergriffen habe; aber sie entzog den Reformierten Frankreichs auf längere Zeit ihre Gunst und ihre Teilnahme.

Elisabeth und die Hugenotten.

Während dieser Zeit wurde in Edinburg über eine neue Vermählung Marias unterhandelt. Die schottische Königin hatte keinen höheren Wunsch, als daß ihr Erbrecht in England anerkannt werde; aber ebenso hartnäckig und eifersüchtig wies Elisabeth jede derartige Zumutung von der Hand. Maria überlegte nun, ob es zweckmäßiger sei, mit einer mächtigen Dynastie sich zu verbinden und mit deren Hilfe das Successionsrecht zu erzwingen, oder ob sie bei der Wahl eines Ehegemahls den Rat und die Zustimmung Elisabeths einholen und als Lohn dieses Vertrauens von ihrem guten Willen die Erfüllung ihres Wunsches zu erlangen suchen solle. Bei der Machtstellung des Königs von Spanien und bei den nahen Beziehungen dieses Monarchen zu den Guisen war es natürlich, daß man sich zunächst nach Madrid wandte. Philipp II. ging mit eifriger Geschäftigkeit auf die Frage ein. Je mehr die Kluft zwischen ihm und Elisabeth sich erweiterte, um so größer ward sein Verlangen, wenigstens in Schottland das habsburgische Interesse zur Herrschaft zu bringen. Die religiöse

Die Vermählungsfrage Marias.

Aufregung in Frankreich und in den Niederlanden und die Parteinahme Englands für die reformatorische Sache gab einem Bund mit Schottland besondere Wichtigkeit. Zuerst gedachte Philipp, den Infanten Don Karlos, den künftigen Thronfolger des spanischen Reichs, mit der schottischen Königin zu vermählen; Maria war darüber höchlich erfreut; mit einem solchen Verbündeten konnte sie den verhaßten Edinburger Vertrag erfolgreich zurückweisen und ihrem Erbrecht und ihrer religiösen Überzeugung Geltung verschaffen. Allein der spanische König fand zuletzt doch, daß der junge Prinz nicht der geeignete Mann für die schottische Königin sei; nun schlug er denselben Erzherzog Karl von Österreich vor, den er früher für Elisabeth ausersehen hatte. Allein ein Fürst von kleinen zerstreuten und fernliegenden Territorien war nicht nach dem Sinne Marias. Mittlerweile war der französische Krieg zu Ende gegangen und die Gemüter ein wenig ruhiger geworden. Nun glaubte man in Holyrood den günstigen Zeitpunkt gekommen, sich mit Elisabeth auf freundschaftlicheren Fuß zu stellen: in Schottland wie in England war eine freie Union, welche die Selbständigkeit keines der beiden Reiche gefährden würde, eine dem Volk zusagende Idee, und gegenüber dem schottischen Calvinismus konnte das anglo-katholische Episkopalsystem als eine der römisch-katholischen Kirche nahe kommende und verwandte Religionsform gelten, der Maria äußerlich wohl beitreten möchte. Elisabeth hatte der Rivalin im Nachbarland ewige Feindschaft ankündigen lassen, wenn sie sich mit einem Habsburgschen Prinzen vermähle; um so mehr glaubte Maria nun erwarten zu dürfen, daß man ihre Resignation würdigen und durch freundliches Entgegenkommen vergelten werde. Sie war sichtlich bemüht, bei jeder Gelegenheit ihre Sympathien für England an den Tag zu legen und den hervortretenden Religionseifer ihrer Glaubensgenossen niederzudrücken; sie sprach von Elisabeth stets mit der größten Hochachtung und Ergebenheit, trank bei Tafel in Gegenwart des englischen Gesandten auf ihr Wohl, beteuerte, daß sie dieselbe als ihre ältere Schwester ehren wolle. Es wurde über eine persönliche Zusammenkunft unterhandelt, auf welcher alle Zwistigkeiten und Mißverständnisse ausgeglichen werden sollten. Selbst daß Elisabeth die verabredete Zusammenkunft zuerst verschob, dann ablehnte und von einer förmlichen Anerkennung des Erbrechts der schottischen Königin durchaus nichts wissen wollte, hielt Maria nicht ab, um deren Freundschaft zu werben und ihren Rat in betreff einer neuen Ehe einzuholen. Sie wurde zwar sehr betroffen und in ihrem königlichen Stolz verletzt, als man ihr den Grafen Leicester, den Unterthan und Günstling Elisabeths zum Gemahl vorschlug; aber sogar darauf war sie bereit einzugehen, vorausgesetzt, daß dann die englische Königin ihr Erbrecht in gültiger Form für sie selbst und ihre Nachkommen aus dieser Ehe anerkenne; auch Murray sprach sich in diesem Sinne aus. Aber Elisabeth war zu keiner bestimmten Verpflichtung zu bewegen; „wenn Maria ihr traue und sich mit Leicester vermähle, sprach sie, so solle es sie nicht gereuen“. Zu weiteren Zusagen war sie nicht zu bringen.

Mit großem Verdruß vernahm Maria diesen Bescheid; sie machte ihrem gepreßten Herzen in einem Strom von Thränen Luft und brach nun jede weitere Verbindung mit Elisabeth ab. Sie hegte den Argwohn, daß dieselbe durch Falschheit und Doppelzüngigkeit ihre Wiedervermählung auf alle Weise verhindern wolle. Von da an gingen ihre Wege auseinander; Maria wählte sich einen Gatten, der ihre Erbansprüche verstärken sollte, ohne Elisabeths Zustimmung abzuwarten oder zu begehren.

Seit Jahren lebte in England eine katholische Flüchtlingsfamilie: Graf Lennox, ein Abkömmling der Stuarts, und seine Gemahlin Margarete, die Schwestertochter Heinrichs VIII. aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von Angus. Die Gräfin von Lennox, eine intrigante, ehrsüchtige Lady, hegte gegen die Königin Elisabeth große Abneigung; ihr Schloß diente den englischen Papisten häufig als Sammelplatz. In dieser Gesinnung war auch ihr Sohn Henry Lord Darnley aufgewachsen. Der Vater war vor einiger Zeit von Maria begnadigt und in seinen Rang und seine Güter wieder eingesetzt worden. Bei der Unbestimmtheit der Thronfolge lag der Gedanke nahe, durch die Verheiratung der beiden Verwandten aus königlichem Geblüt die Rechtsansprüche zu vereinigen und zu stärken; in Holyrood wie auf dem Edelsitz der Gräfin Lennox wurde der Plan besprochen und gebilligt. Unter dem Vorwand, den Vater im schottischen Hochland zu besuchen, entfernte sich Darnley heimlich aus England und begab sich an den Hof der Königin Maria. Er war ein junger Mann von zwanzig Jahren, hochgewachsen, von schöner Gestalt und Körperbildung, und mit allen den Eigenschaften ausgerüstet, die einer erregbaren Frau gefallen konnten. Es dauerte nicht lange, so war Darnley der Liebling der Königin, der Erste an ihrem Hof; allenthalben bezeichnete man ihn als ihren künftigen Gemahl. Mochte auch Elisabeth in schärfster Weise sich gegen die beabsichtigte Heirat erklären und Darnley und seinen Vater auf Grund ihrer Lehnspflicht zur schleunigen Rückkehr nach England auffordern, mochten immer die schottischen Edelleute, darunter namentlich Murray, teils aus Neid und Eifersucht auf den Erkornen, teils auf Anstiften des englischen Gesandten Randolf und des Ministers Cecil den Versuch wagen, durch Verschwörung und Aufruhr die Ehe zu hindern, mochten immerhin Knox und die puritanischen Eiferer die Strafe des Himmels verkündigen, wenn die Königin einen Papisten zum Gemahl nehme, Maria trotzte allen Einsprachen und Drohungen. Sie schlug den Aufstand der Großen mit gewaffneter Hand nieder, nötigte die Häupter zur Flucht nach England und rief den Grafen von Bothwell, welcher zwei Jahre zuvor nach einem mißglückten Mordversuch auf Murray Schottland hatte verlassen müssen, und einen Sohn des ehemaligen Kanzlers Huntley aus der Verbannung zurück. Dann schritt sie zur Vermählung. Im Juli wurde die Trauung nach katholischem Ritus feierlich vollzogen und alsdann Henry Darnley durch einen Herold als König ausgerufen.

Marginalien: Henry Darnley. — 29. Juli 1565.

Ultramontane Reaktionspläne.

Nun glaubte Maria Stuart kühner auftreten zu dürfen. Wer sie damals sah, wie sie im stolzen Gefühl ihres Triumphes hoch zu Roß die aufgeregten Landschaften durchstreifte, um die letzten tumultuarischen Bewegungen niederzuwerfen, der konnte voraussagen, daß sie jetzt aus der Politik der Mäßigung und Nachgiebigkeit heraustreten werde, daß sie in die großen Welthändel einzugreifen gedenke, die sie einst in Paris kennen gelernt. Sie zeigte dem König von Spanien ihre Vermählung an und war sehr erfreut, als dieser ihr seine Billigung aussprach und seinen Beistand verhieß, damit sie ihre rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zwingen und die katholische Religion wieder aufrichten möge; auch werde er dahin wirken, daß ihr Recht auf den englischen Thron anerkannt werde. Wir wissen aus andern Teilen dieser Geschichte, daß um die Zeit, da die Tiara auf das Haupt des strengen Pius V. gesetzt ward, die romanische Welt sich mehr als je anstrengte, alle reformatorischen Bekenntnisse auszurotten. Mag auch die Zusammenkunft in Bayonne (S. 397) nicht von so weittragender Wirkung gewesen sein, als man häufig angenommen hat, so bezeichnet sie doch einen Wendepunkt in der religiös-politischen Haltung der katholischen Welt. Der spanische, der päpstliche, der französische Hof einigten sich zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Ketzerei; Maria Stuart trug kein Bedenken, in dieses geheime Bündnis einzutreten. Nie war ihr brieflicher Verkehr mit dem Festland lebhafter als um diese Zeit. Sie hatte an ihrem Hof einen gewandten sprachkundigen Vermittler in David Riccio. Er war von Geburt ein Piemontese, der vor zwei Jahren im Gefolge des savoyischen Gesandten Moretta nach Edinburg gekommen war und durch seine Kunst als Sänger und Zitherspieler wie durch seine Bildung und höfische Manieren das Wohlgefallen und die Gunst der Königin gewonnen hatte. Erfüllt von religiösem Eifer, wie sie selbst, war Riccio ein zuverlässiger getreuer Dolmetscher ihrer Gedanken und Empfindungen. Man sah ihn täglich bei Hofe und nicht selten blieb er bis Mitternacht in den innern Gemächern der Königin, mit der auswärtigen Korrespondenz beschäftigt. Alles ging durch seine Hand. In den protestantischen Kreisen fürchtete man eine Gegenreformation.

Elisabeth und Graf Murray.

Auch in England trugen die Papisten ihr Haupt höher. Um ihnen keine Veranlassung zu Klagen zu geben, erteilte Elisabeth in Gegenwart des neuen spanischen Gesandten Guzman de Silva und des französischen Botschafters dem nach London geflüchteten Grafen von Murray einen scharfen Verweis wegen seines Aufruhrs gegen die schottische Königin und ließ sich von ihm bezeugen, daß sie und ihre Räte keine Hand darin gehabt hätten. Der Vorgang mag nur eine verabredete Komödie gewesen sein, denn die Briefschaften aus jener bewegten Zeit beweisen zur Genüge, daß man in den englischen Hof- und Beamtenkreisen genau von allem unterrichtet war, was in dem Nachbarland sich zutrug und geplant wurde; Elisabeth hielt es doch für notwendig, sich zu stellen, als ob sie mit dem Hof in Holyrood im besten Einvernehmen lebe. Randolf und ihre geheimen Agenten verstanden aber die politischen Gänge ihrer Gebieterin und waren nur um so eifriger bemüht, mit den malkontenten Edelleuten und

den protestantischen Parteiführern stets in Fühlung zu bleiben. Und bald genug hatten sie wichtige Dinge zu berichten.

3. Darnley und Riccio.

Die Flitterwochen der königlichen Ehe gingen schnell vorüber. Darnley war ein eitler junger Mann von rohen Sitten, ohne Charakter und geistige Interessen, der nur an den Vergnügungen des rauhen, unbotmäßigen Adels seiner Heimat, an Gelagen, Jagd und Lustbarkeiten Gefallen fand. Maria wandte daher bald ihre Neigung von ihm ab. Schon im Februar 1566 schrieb Randolf nach England: „Ich weiß sicher, daß die Königin ihre Heirat bereut, daß sie Darnley und seine ganze Sippschaft haßt. Noch vor kurzem sprach man nur von König und Königin; in allen Schriftstücken wurde sein Name zuerst gesetzt; jetzt heißt er nur der Gemahl der Königin und wird an zweiter Stelle genannt. Kürzlich waren einige Münzen mit dem Doppelbild des königlichen Paares geprägt, diese werden jetzt eingezogen und umgeschmolzen." Eine solche Zurücksetzung reizte den Zorn Darnleys, der ebenso hochmütig als habgierig seine Stellung zur Befriedigung seiner Begierden benutzen wollte. Vor allem war sein Sinn und Ehrgeiz dahin gerichtet, durch einen legalen Akt die „matrimoniale Krone" zu erlangen, wodurch er gleichen Rang und gleiches Recht mit der Königin erhalten hätte. Davon wollte aber Maria nichts wissen. Darnley glaubte, daß Riccio an der Abneigung schuld sei. Er gehörte nicht zu den Eingeweihten des Hofes, die damals so eifrig katholische Politik trieben; für solche fein gesponnene Komplotte war er zu ungeschickt, und wenn er auch in dem römischen Kirchenglauben erzogen war, so lagen ihm die religiösen Dinge doch fern; man sah ihn wohl mitunter auch zu Knox in die Predigt gehen. „Ich weiß, daß zwischen Vater und Sohn ein Handstreich im Werk ist, die Krone auch gegen den Willen der Königin zu erlangen," schrieb Randolf an Leicester; „kommt dieser Plan zur Ausführung, dann bin ich überzeugt, daß man innerhalb zehn Tagen mit Zustimmung des Königs dem David Riccio die Kehle abschneiden wird. Ja noch ärgere Dinge sind mir zu Ohren gekommen." Was der englische Gesandte voraussagte und andeutete, sollte bald in Erfüllung gehen. Darnley haßte den Italiener auf den Tod. Nicht nur daß er ihn für den Urheber seiner Zurücksetzung hielt, er war auch von wütender Eifersucht gegen denselben erfüllt, und die Freunde, mit denen er verkehrte und die den Sekretär als die Seele des papistischen Komplotts fürchteten, unterließen nicht, durch Stichelreden und Spöttereien den Argwohn zu stärken. In vertraulichen Gesprächen äußerte er, sein Ehebett sei befleckt. Dieser Verdacht dürfte sehr ungegründet gewesen sein; denn Riccio war nicht schön und vor der Zeit gealtert; aber die leichten Sitten am Hof und der Übermut des Italieners gaben Grund genug zur Eifersucht. Und nicht nur Darnley hegte gegen Riccio tiefen Haß, auch die Häupter des protestantischen Adels, die einst den Covenant geschlossen, auch die Freunde

Randnotizen: Darnley und die ultramontane Kamarilla. — 13. Febr. 1566.

Murrays und die übrigen in England weilenden Flüchtlinge blickten mit Groll auf den ultramontanen Günstling. Bei der religiösen Aufregung, die damals die Gemüter erfaßt hatte, konnte man von seiten Philipps II. und des Papstes ein feindseliges Vorgehen gegen Elisabeth in Bälde voraussehen. Sollte dann Edinburg von neuem der Herd feindseliger Unternehmungen gegen England werden? Philipp II. hatte bereits von den Niederlanden aus einen Agenten mit beträchtlichen Wechseln abgeschickt, der auf dem Meer verunglückte; er erklärte sich aber bereit, der Königin neue Summen zustellen zu lassen und sie mit Waffen und Mannschaften zu unterstützen; noch größeren Eifer legte Papst Pius V. an den Tag: solange er noch über einen Kirchenkelch verfügen könne, ließ er sich vernehmen, werde er der schottischen Königin hilfreich sein. Mit solchen Aussichten und Verbündeten gedachte Maria der Guiseschen Politik in dem Inselreich zur Stütze zu dienen und zugleich ihre eignen Interessen zu fördern: der unruhige protestantische Adel sollte niedergeworfen und ihr Successionsrecht in England sichergestellt werden.

Die Verschwörung.

So großartige weitzielende Entwürfe mußten zu Anstalten der Gegenwehr führen; und auch hier sehen wir verschiedenartige Motive zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden: mehrere reformierte Adelshäupter, vor allen Lord Ruthven und Graf Morton, zwei verwegene, rücksichtslose Parteiführer, welche von den ultramontanen Umtrieben Gefahr für ihre Macht und Stellung fürchteten und zugleich die Rückkehr Murrays und der andern Exulanten herbeiführen wollten, erboten sich dem König als Vollstrecker seines Racheplans wider Riccio. Es wurden geheime Beratungen veranstaltet, Knox und Craig, die einflußreichsten Prediger in Edinburg, wurden in das Komplott eingeweiht; durch Gebete und Fasten sollte der Beistand des Himmels angefleht werden zur Abwehr der Gefahr, die den Frommen und Gläubigen drohe. In den ersten Märztagen wurden von der Regierung die Vorbereitungen zu einem Parlament getroffen. Aus allem ging hervor, daß es dabei auf einen Gegenschlag wider die Reichsversammlung vom Jahr 1560 abgesehen war. Die Bischöfe nahmen wieder ihre alten Sitze ein, unter die Lords der Artikel ernannte die Königin katholische oder ihr persönlich ergebene Männer; Edelleute, welche während der früheren bürgerlichen Unruhen als Royalisten oder Altgesinnte angefeindet worden waren, wie der jüngere Gordon, Graf von Huntley, wurden durch Gunst und Gnade ausgezeichnet. Denn Maria beabsichtigte vor allem andern den Grafen von Murray und seine Gefährten ächten und ihrer Ehre und Güter verlustig erklären zu lassen. Gerade diesen Schlag aber wollten die Freunde abwehren; darum kamen sie mit Darnley überein, vor dem Zusammentritt des Reichstags die Ermordung Riccios zu vollbringen, um durch den Schrecken und die Verwirrung, die, wie sie voraussahen, der Blutthat auf dem Fuße folgen mußte, die Beratung und Beschlußfassung zu verhindern. So wurde denn auf Samstag Abend den 9. März die Ausführung festgesetzt und im stillen alle Vorbereitungen dazu getroffen.

Das sechzehnte Jahrhundert ist reich an Greuelthaten aller Art, aber wenige gleichen an roher Grausamkeit und gefühlloser Rücksichtslosigkeit dem Mordanfall in Holyrood. In den engen und düstern Räumen des Edinburger Schlosses befand sich neben dem Schlafzimmer der Königin ein kleines Gemach, in welches sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn sie von dem Geräusch des Hofes fern sein wollte. Eine schmale Treppe führte aus dem untern Geschoß, wo der König wohnte, zu der Thür. Hier saß die Königin mit einigen Damen und Herren ihres Haushalts, unter ihnen auch Riccio, beim Abendessen. Da erschien Darnley und setzte sich neben seine Gemahlin, sie umfangend und liebkosend. Plötzlich öffnete sich die Pforte und einige bewaffnete Männer in Helm und Harnisch wurden sichtbar, an ihrer Spitze Ruthven, der seit einiger Zeit fieberkrank war und mit seinem hohläugigen geisterbleichen Gesicht einem dem Grab Entstiegenen ähnlich sah. Die Königin, damals im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, fuhr entsetzt auf und fragte den hereintretenden Lord, was ihn zu dieser ungewohnten Stunde herführe. Mit einer dumpfen Stimme, die durch Mark und Bein ging, sagte der Angeredete: „Laßt jenen Mann herkommen, er hat schon zu lange einen Platz eingenommen, der ihm nicht gebührt. Von einem Diener wollen wir nicht regiert sein." Alles erhob sich, um den Verwegenen hinauszudrängen; aber plötzlich traten Morton, Douglas, Falconside und andre Verschworne ein. Riccio faßte das Gewand seiner Gebieterin, um sich zu schützen; allein über die Schulter der Königin weg versetzte ihm Douglas eine Wunde. Darauf rissen die schrecklichen Männer im wildesten Aufruhr den Unglücklichen weg, der vergebens um Gnade und Gerechtigkeit schrie, schleppten ihn zur Thür hinaus und fielen mit Dolchen und Schwertern über ihn her. Von sechsundfünfzig Stichen durchbohrt hauchte Riccio sein Leben aus. Darnley war mit der Königin beschäftigt und erhob keine Hand zu dessen Rettung; man wollte sogar seinen eignen Dolch am Leib des Ermordeten erkannt haben. Es konnte niemand zweifelhaft sein, daß er um die That gewußt, ja sie befohlen habe; seine Anwesenheit schützte die Verschwornen vor jeder Bestrafung. Als Maria aus Ruthvens Mund vernahm, daß er und seine Genossen mit Darnleys Einverständnis gehandelt hätten, soll sie ausgerufen haben: „So fahret denn hin Thränen, nun wollen wir auf Rache denken."

Die Mordszene im Schloß.

Die Ermordung Riccios sollte zu einer Änderung des ganzen Regierungssystems benutzt werden. Während die Königin wie eine Gefangene behandelt und überwacht wurde, übernahm Darnley allein die Herrschaft: er löste die Stände auf, befahl dem Magistrat, auf die Katholischen ein wachsames Auge zu haben, und beruhigte die Edinburger Bürgerschaft, die eine Bewegung zu gunsten der Königin machte, durch die Versicherung, daß alles wohl stehe. Die Verschwornen hatten noch andern Gliedern der Hofkamarilla und der katholischen und royalistischen Reaktion ein ähnliches Schicksal wie dem Italiener zugedacht. Aber die Bedrohten hielten sich verborgen oder entflohen. Auch Both-

Der Umschlag.

well, Huntley, James Melville, Marias getreue Ratgeber und Anhänger, u. a. m. entkamen unter dem Schutz der Nacht. Am folgenden Tag kehrten Murray und seine Gefährten zurück. Die Verschwornen hielten mit ihnen eine Beratung. Man kam überein, die Königin nach Stirling-Schloß in Gewahrsam zu bringen, Darnley mit der öffentlichen Gewalt zu bekleiden und die Gesetze gegen die Katholiken in aller Strenge wieder herzustellen. Aber der Plan sollte nicht zur Ausführung kommen. Maria wußte ihren schwachen Gemahl umzustimmen. Sie stellte sich, als glaube sie nicht an seine Mitschuld, sie behandelte ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihr so eigen war, sie füllte ihn mit Mißtrauen gegen die Edelleute, die sich seines Namens und seiner Autorität nur zu ihren eignen herrschsüchtigen Zwecken bedienen wollten; sie bat ihn, er möge sie wegführen aus den ihr so grauenvollen Schloßräumen, wo sie stets die Blutspuren vor Augen habe, dann wolle sie alles vergeben und vergessen. Sie erreichte ihren Zweck. Die Verschwornen ließen sich durch Darnleys Zureden und Verbürgung ihrer Sicherheit bewegen, die Schloßwache wegzuziehen und die Königin ohne Aufsicht zu lassen. Maria benutzte diese Freiheit zur schnellen Flucht. Um Mitternacht ritt sie, begleitet von Darnley und einem Diener, aus den Thoren von Edinburg und nahm ihren Aufenthalt in dem festen Schloß von Dunbar. Von dort ließ sie einen Aufruf ausgehen an ihre Getreuen, ihr beizustehen, daß sie die ihr verräterisch entrissene Herrschaft wiedergewinnen und die Übelthäter und Rebellen bestrafen möge. Da sah man von allen Seiten königlich gesinnte Edelleute, in erster Linie Huntley, Athol, Bothwell, mit ihren Kriegsknechten unter das Banner der Königin ziehen. Bald konnte sie einen Heerhaufen von 8000 Bewaffneten ins Feld führen. Niemand leistete ihr Widerstand. Siegreich kehrte sie, den Gemahl an der Seite, in die Hauptstadt zurück. Die Verschwornen warteten ihre Ankunft nicht ab: Ruthven, Morton, Brunston, Car u. a. entflohen über die englische Grenze, Knox verbarg sich in der stillen Zurückgezogenheit von Kyle.

Die königliche Ehe und Jakobs Geburt. Jetzt wurde Huntley Lordkanzler; Bothwell heiratete seine Schwester Jane und war nächst ihm der mächtigste Mann im Königreich. Doch durfte auch Murray ruhig in Edinburg bleiben, und von den reaktionären Maßregeln des katholischen Fürstenbundes hielt sich Maria fern; unter dem einheimischen Adel suchte sie Ruhe und Versöhnung zu stiften. Allein unter dieser Windstille schlummerten schwere Gedanken und verletzte Gefühle, arbeiteten Sorgen und Leidenschaften. Die flüchtigen Mörder Riccios und ihre Freunde in der Heimat waren erbittert über Darnleys Treulosigkeit: er hatte sie zu der That angereizt und ihnen durch Eid und Schrift Straflosigkeit zugesichert; und nun lebte er im Schloß fort, als ob nichts geschehen wäre, an der Seite der Königin, die er der Untreue beschuldigt hatte, indes sie selbst in Elend und Schande ihre Tage verbrachten. Es gelang den Verschwornen, Maria durch schriftliche Beweisstücke zu überzeugen, daß ihr Gemahl der Urheber der Blutszene in Holyrood gewesen. Sie

hatte wohl schon früher solchen Verdacht gehegt, aber sein Leugnen und sein späteres Verhalten gegen sie mochte sie zu andrer Ansicht gebracht haben. Um so tieferen Eindruck machte jetzt die Enthüllung seiner Schuld auf ihr Gemüt. Sie entfernte sich immer mehr von ihm; anstatt ihm durch Verleihung der matrimonialen Krone mehr Anteil an den Staatsgeschäften zu geben, besetzte sie Riccios Stelle in ihrem Kabinett mit dessen Bruder Joseph; sie dachte an eine Scheidung, aber wie hätte es dann um die Legitimität und das Erbrecht des Sohnes gestanden, den sie am 19. Juni dieses verhängnisvollen Jahres im Edinburger Schloß zur Welt brachte? Es ist eine bekannte Erzählung, wie Elisabeth die Nachricht aufnahm. Noch ehe James Melville in öffentlicher Audienz sich seiner Botschaft entledigen konnte, wurde der englischen Königin auf einem Hofball in Greenwich die Kunde von Cecil zugeflüstert. Da brach sie in bittere Thränen aus und ihr Haupt kummervoll auf die Hand stützend sagte sie zu ihren Damen: „Die Königin der Schotten ist Mutter eines feinen Knaben und ich bin ein dürrer Stamm.“ Aber auch Maria war nicht in freudiger Stimmung; der Vater ihres Kindes war zugleich der Schänder ihrer Ehre, der Mörder ihres getreuen Dieners; sie konnte kein Herz mehr zu ihm fassen. Darnley wußte nicht, wie er sich benehmen, wohin er sich wenden sollte. Bald neigte er sich zu den Papisten und schrieb nach Rom, daß die Königin nicht Eifer genug für die Herstellung der katholischen Kirche zeige, bald stieß er verleumderische Reden über die Adelshäupter aus, auf die er alle Schuld zu werfen suchte, bald wollte er das Land verlassen und sich nach Frankreich begeben. Ratlos und in sich zerfallen schleppte er mißmutig seine Tage hin. Aus der königlichen Ehe und Häuslichkeit war jede Freude und Zufriedenheit gewichen. Eine schwere Krankheit, von welcher Maria im Oktober ergriffen ward, wurde dem Kummer und der Gemütserregung zugeschrieben. Darnley kam während der Zeit nie an ihr Lager. Als am 17. Dezember der königliche Knabe zu Stirling nach katholischem Ritus getauft ward, wobei die Herzogin von Argyle als Vertreterin der Königin Elisabeth die Patenschaft übernahm, wohnte Darnley der Zeremonie nicht bei, obwohl er im Palast war.

(Randnotiz: 19. Juni 1566.)

4. Der Königsmord.

In diesen Tagen des Unmuts, des Zweifels, der Unsicherheit faßte die Königin Neigung und Vertrauen zu einem Mann, der die Eigenschaften besaß, welche sie vor allen schätzte, männlichen Mut, ritterliches Wesen und loyale Gesinnung. Es war der schon öfters erwähnte James Hepburn Earl of Bothwell. Tief verflochten in die Kämpfe und Bewegungen, denen das schottische Land seit vielen Jahren zum Schauplatz dienen mußte, hatte der mächtige länderreiche Edelmann mit der stattlich kräftigen Gestalt, mit dem tapfern Arm und dem unternehmenden Geist stets eine hervorragende Rolle gespielt. Obwohl dem reformierten Bekenntnis zugewandt, war er doch stets auf seiten der Krone

(Randnotiz: Graf Bothwell.)

gestanden; er hatte den beiden Marien, der Regentin wie ihrer Tochter, manchen Dienst im Feld geleistet und dabei manche Gefahren und Abenteuer ausgehalten, manche Wechselfälle erfahren, mehr als einmal die Leiden der Verbannung bald in Frankreich, bald in England ertragen. Noch ganz kürzlich hatte er, als er im Auftrag der Königin die durch Familienfehden und Bandenkriege beunruhigten Grenzmarken durchzog, eine schwere Wunde erhalten. Auf dem Krankenlager in seinem Schloß Harmitage wurde er durch den Besuch seiner Königin überrascht und erfreut. Wir haben Beweise genug gehabt von dem wilden gewaltthätigen Geist des schottischen Adels jener Tage; aber keiner übertraf an Kühnheit und Verwegenheit wie an Ruchlosigkeit den Grafen von Bothwell. Zu der rohen Naturkraft des heimischen Kriegerstandes waren bei ihm noch Laster gesellt, an die er sich in Frankreich gewöhnt hatte, und zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften schreckte er vor keinem Verbrechen, vor keiner Gewaltthat zurück.

Maria und Bothwell.

Zu diesem Mann faßte die Königin eine heftige Neigung. In ihrer Seelenangst vor einem neuen Gewaltstreich, zu dem Darnley schreiten könnte, erblickte sie in Bothwell einen Retter und Beschützer. Es ging das Gerücht, der König habe mit seinem Vater Lennox einen Plan verabredet, Maria von der Regierung zu entfernen und dann im Namen seines kleinen Sohnes Jakob selbst die Herrschaft zu führen. In dem Widerstreit heftiger Gefühle, welche den Busen der Königin durchwühlten, steigerte sich ihre Liebe zu Bothwell zu wahrer Leidenschaft. Der Graf, obwohl seit kurzem verheiratet, erwiderte die Neigung, mehr aus Ehrgeiz und Herrschsucht, weil er durch sie zu der höchsten Gewalt in Schottland, zur Teilnahme an der königlichen Macht zu gelangen hoffte, als aus Herzensdrang. Aber er konnte nur zum Ziel seiner Wünsche kommen, wenn Darnley beseitigt ward. In der That wußte er einige Edelleute zu einem Komplott wider das Leben Darnleys zu vereinigen. Als Maria auf Schloß Craigmillar, unweit Edinburg, ihre völlige Genesung erwartete, entwarf Sir James

Der „Bond" von Craigmillar.

Balfour die Urkunde („Bond"), die von Bothwell, Huntley, Lethington, Morton und Argyle unterzeichnet ward. Nach der Taufe wurde die Königin veranlaßt, durch einen Akt der Gnade den in der Verbannung lebenden Teilnehmern an Riccios Ermordung die Rückkehr zu gestatten. Alle waren Todfeinde von Darnley, der sie verleugnet und verraten hatte. Warum sollten sie jetzt zu dem zweiten Komplott nicht ebenso willig ihre Hand reichen als zu dem ersten? Da wie dort wurde die That der Rache und der persönlichen Feindschaft durch die Maske verhüllt, es handle sich um die Wohlfahrt des Staats, um die Vereitelung verderblicher Pläne und Anschläge. Wie weit Murray um die Verschwörung gewußt, ist nie klar hervorgetreten; er selbst hat jede Beteiligung abgeleugnet. Noch weniger sicher kann nachgewiesen werden, inwieweit Maria von dem Vorhaben ihrer Freunde eine Kunde oder Ahnung hatte. Nur soviel steht fest, daß ihr heißester Wunsch war, von Darnley getrennt zu sein.

Zu Anfang des neuen Jahres befand sich der König bei seinem Vater in Glasgow. Die Verschwornen in der Umgebung des Hofes schöpften Verdacht, es möchte dort ein neuer Gewaltakt gegen die Königin und ihre Räte und Vertrauten geplant werden. Da kam die Kunde zu Marias Ohren, ihr Gemahl sei schwer erkrankt; im Volk sprach man sogar von Vergiftung. Es stellte sich jedoch heraus, daß er von den Masern befallen war. Von der Stunde an schien in dem Gemüt der Königin eine Umwandlung vor sich zu gehen. Sie eilte nach Glasgow und brachte vier volle Tage am Krankenlager zu; Darnley war bewegt und weichmütig; er bat, sie möge ihm verzeihen, wenn er sie gekränkt und beleidigt habe; sie möge ihn wieder lieb haben wie ehedem; es erfolgte eine Szene der Versöhnung. Sie sagte, daß sie ihn zu besserer Pflege nach Edinburg bringen lassen wolle, und nach dreitägiger Reise kamen sie beide dort an. Wie viele Mühe hat man sich von jeher gegeben, Marias Unschuld zu erweisen: sie habe damals aufrichtig eine Wiedervereinigung mit Darnley beabsichtigt, in ihrem Herzen „hätte die zurückkehrende Neigung zu ihrem Gemahl mit der Leidenschaft für Bothwell gekämpft". Um einen solchen Ausgang zu verhindern, habe der Graf die Ausführung des Mordplans beschleunigt: denn eine Versöhnung und Wiedervereinigung der Getrennten hätte das Ziel und den Preis seines Ehrgeizes vernichtet, hätte ihn um den Lohn und die Früchte seiner Bemühungen gebracht. Anderseits wird wahrscheinlicher befunden, daß Maria damals die argen Gedanken ihres Herzens unter heuchlerischer Maske verborgen, daß sie, von einer dämonischen Gewalt in ihrem Busen fortgerissen, den Gemahl an einen Ort zu bringen gesucht habe, wo er dem Angriff seiner Feinde, von deren Komplott sie wenigstens eine Ahnung haben mußte, zugänglicher sein möchte.

Marias Versöhnung mit dem König. 1567. — *23.–26. Jan.* — *30. Jan.*

Die acht sogenannten Kassettenbriefe, welche in diese Zeit fallen, repräsentieren freilich keine Originale, sind aber doch in der Hauptsache echt und beweisen wenigstens, daß Maria im Einverständnis mit den Verschwornen handelte, als sie ihren Gemahl von Glasgow entfernte. Am gravierendsten ist der zweite Brief, aber gerade er scheint auf Grundlage von Notizen in Marias sonstigen Papieren und nach der späteren Zeugenaussage von Thomas Crawford komponiert zu sein. Aber nicht bloß hier schildert sie dem Empfänger, ohne Zweifel Bothwell, ihre heiße Liebe und ewige Treue. „Wir sind an zwei schlimme Lebensgefährten gebunden; Gott möge uns zusammenfügen zu dem treuesten Paar, das jemals vereinigt ward." Aus Hingebung für ihn sei sie zu allen Dingen bereit. „Euch zu gefallen und zu gehorchen achte ich nicht Ehre, nicht Gewissen, nicht Gefahr noch Größe." Unter dem Parteieifer der Schriftsteller für und wider Maria Stuart ist die Genesis des tragischen Ereignisses, der innere Zusammenhang der Gedanken und Thaten verdunkelt worden. Der Historiker, der seine Darstellung und sein Urteil nur auf zuverlässige Überlieferung oder thatsächliche Beweise gründen darf, wird daher anstehen, in dem blutigen Drama, das sich in diesen Tagen in Schottland abspielte, eine Entscheidung über Schuld oder Unschuld zu fällen. Nur dem Dichter ist es gestattet, urteilt Ranke, auch eine nicht völlig erwiesene Überlieferung anzunehmen und derselben folgend die Tiefen des Gemüts zu erschließen, „jene Abgründe, in denen die Stürme der Leidenschaften toben und die Handlungen geboren werden,

Die Schuldfrage.

welche den Gesetzen und der Sittlichkeit Hohn sprechen und doch in der Menschenseele tiefe Wurzeln haben".

Die Schreckensnacht in Kirk of Field. 10. Febr. 1567. An der alten Stadtmauer von Edinburg standen die verödeten Mauern eines Dominikanerklosters, das in den Reformationsstürmen zerstört worden war, daneben ein turmartiges Haus, in welchem einst die Mönche gewohnt hatten; das Ganze, unter dem Namen Kirk of Field bekannt, war von Gärten und Grasflächen umgeben. Dorthin, statt nach Craigmillar, ließ die Königin auf einen Befehl Bothwells, der ihr auf der Reise von Glasgow durch Camor Balfour überbracht worden war, ihren Gemahl bringen; sie selbst bezog ein Gemach unter dem seinigen, wo sie mehrere Tage und Nächte zubrachte, den noch nicht völlig Genesenen sorgfältig wartend und pflegend. Am neunten Februar es war wieder ein Sonntag wie vor elf Monaten, da Riccio ermordet worden, begab sich Maria, nachdem sie zärtlichen Abschied von ihrem Gemahl genommen, des Abends nach Holyrood, um dem Hochzeitfest einer ihrer Hofdamen mit einem Musiker ihrer Schloßkapelle anzuwohnen. Diese Zeit benutzte Bothwell, um 10. Febr. 1567. mit Hilfe einiger Diener Pulversäcke in das Zimmer zu schaffen. Nach Mitternacht wurden die Bewohner Edinburgs durch ein entsetzliches Getöse aufgeschreckt. Als man bei Anbruch des Tages nach der Stelle eilte, fand man das Haus von Kirk of Field in die Luft gesprengt und die Leichen von Darnley und seinem Pagen in dem Gartenfeld liegen mit sichtbaren Spuren der Erdrosselung.

Bothwell mit der Königin vermählt. Wie ein Feuer in dürrer Steppe verbreitete sich die Kunde von der Schreckensthat über das Land und füllte die Herzen mit Entsetzen und Bestürzung. Die öffentliche Stimme bezeichnete Bothwell als den Urheber des Verbrechens, und dieser Mann ging nicht nur straflos umher, sondern er trat offen als Bewerber um die Hand der Königin auf. Der Vater des unglücklichen Darnley erhob Klage wider ihn bei den Lords; aber mehrere derselben hatten sich ja in Craigmillar durch Eidschwur mit ihm verbunden, die andern fürchteten den mächtigen Magnaten, der bei der Königin nach wie vor in höchster Gunst 12. April. stand. Als er an dem Gerichtstag mit bewaffnetem Gefolge erschien, wie zum Hohn das Lieblingspferd Darnleys reitend, das ihm Maria verehrt hatte, wurde er freigesprochen. Das Parlament bestätigte das Urteil. Wer hätte dem Mann entgegentreten mögen, den die Königin ausersehen, bei Eröffnung der Sitzung Krone und Zepter vor ihr herzutragen, den sie zum Großadmiral und zum Schloßherrn von Dunbar ernannte? Ja eine große Zahl der ersten Barone, die Bothwell zu einem Gelage bei sich versammelt, unterzeichneten ein Schriftstück, 19. April. worin sie den „edlen und mächtigen Lord" der Königin zum Ehegemahl empfahlen („Ainslins Supper"). Herrschsucht und Ehrgeiz auf der einen Seite, leidenschaftliche Liebe auf der andern Seite verblendeten die Sinne beider und ließen sie nicht den Abgrund bemerken, dem sie zueilten. Die Freunde und Glaubensgenossen in Frankreich und England blickten sorgenvoll auf die katholische Fürstin, welche sogar die Interessen ihrer Kirche über ihrer Liebesglut vergessen zu haben

schien; denn jetzt endlich fanden die kirchlichen Neuerungen Bestätigung. Elisabeth mischte sich von neuem in die schottische Angelegenheit und Graf Leicester trat zum zweitenmal als Bewerber auf. Wie viele Mühe gab sich Melville, seine Herrin zu verteidigen! Aber sie selbst rannte rettungslos in ihr Verderben. „Lieber wolle sie Frankreich, England und ihr eignes Heimatland verlieren und im weißen Unterkleid bis an der Welt Ende mit Bothwell wandern, als ihn verlassen," soll sie geäußert haben. Im April wurde der Graf in unschicklicher 24. April.
Eile vor dem geistlichen Gerichtshof in St. Andrews von seiner Gattin auf Grund naher Verwandtschaft geschieden; und noch in demselben Monat entführte er die auf einer Reise begriffene Königin nach Dunbar und brachte sie dahin, daß sie ihm die Ehe versprach. Drei Monate nach dem tragischen Ende Darnleys wurde Bothwell in Holyrood mit Maria durch seinen Oheim, den Erzbischof Adam von Orkney, nach protestantischem Ritus getraut und von ihr zum 15. Mai.
Herzog von Orkney und Shetland ernannt. Keine Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde hatten sie von dem Vorhaben abzubringen vermocht. Mit Staunen und geheimem Grauen blickte die Welt auf das erschütternde Drama, das in dem Zeitraum von vierzehn Monaten in Edinburg abgespielt worden war.

5. Marias Absetzung und Flucht.

Leidenschaft und Verbrechen sind unsichere Stützen der Herrschaft. Bothwell war ein zu ehrgeiziger und verwegener Mann, als daß er sich mit einer beschränkten Macht begnügt hätte; sein Streben ging dahin, die volle Königsgewalt in seine Hände zu bringen, dem unbotmäßigen Adel den Fuß auf den Nacken zu setzen. Selbst die Königin hatte von der Tyrannei des Grafen zu leiden, in dessen Arme sie sich so unüberlegt geworfen. Es ist nicht leicht, das Gewebe von Ränken, von Verrat, von Verschwörungen zu durchdringen, die damals in den Reihen des schottischen Adels in erschreckender Weise auftauchten. Die Wirkungen traten so rasch hervor, daß man die Fäden kaum entdecken konnte. Kaum war die Heirat vollzogen, so war unter den Magnaten ein neues Komplott gegen die Königin und ihren Gemahl im Gange. Die Ehe sollte für ungültig erklärt, Bothwell wegen Darnleys Ermordung dem Strafgericht überwiesen, Maria der höchsten Gewalt beraubt und bis zur Volljährigkeit des königlichen Knaben Jakob eine Regentschaft eingesetzt werden. Die Lords fürchteten, der gewaltthätige Geist Bothwells möchte nicht nur ihnen selbst ein unerträgliches Joch auflegen, sondern auch das Leben des Prinzen in Gefahr bringen. Die Frevlerhand, die den Vater erschlagen, könnte sich auch leicht an dem Sohn vergreifen. Es machte den Großen wenig Bedenken, daß mehrere von ihnen sich einst in Craigmillar mit dem Grafen gegen Darnley verschworen und den „Bond" unterzeichnet hatten; sie wußten, mit welcher Erbitterung das ganze Volk auf die Vorgänge am Hof und in den höchsten Gesellschaftskreisen blickte, und glaubten nicht besser ihre eigne Mitschuld verhüllen zu können, als wenn sie den ver-

Die Magnaten gegen Bothwell. 1567.

haßten Urheber der Greuel zu Fall brächten, den allgemeinen Unwillen zu einer Schilderhebung gegen das Verbrechen auf der Höhe benutzten. Bei einem solchen Unternehmen konnten sie die persönlichen Interessen und Motive mehr als je mit dem Schein des Patriotismus und der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit decken. Ohne Unterschied der Religion schlossen katholische und protestantische Edelleute, Huntley, Athol, Morton, Argyle, Hume, einer der kühnsten Grenzbarone, Glencairn und mehrere andre einen Bund gegen Bothwell. Auch Maitland von Lethington ließ sich durch sein Amt eines Staatssekretärs der Königin nicht abhalten, der Koalition beizutreten. Morton und William Kirkaldy, Laird of Grange, der beste Feldherr des schottischen Heers und ein eifriger Anhänger der Reformation, waren die Hauptführer; der Graf Murray dagegen war damals auf einer Reise in Frankreich abwesend.

Elisabeths Haltung.

Cecil wurde durch seine schottischen Freunde von allem unterrichtet und versäumte nicht, seine Gebieterin in das Vorhaben der Lords einzuweihen. Wir wissen, wie wenig Elisabeth ihrer gekrönten Nachbarin und Rivalin geneigt war, und die Vorgänge des letzten Jahres waren nicht danach angethan, eine Sinnesänderung zu bewirken; dennoch kann nicht behauptet werden, daß die schottischen Magnaten von England ermuntert oder unterstützt worden seien. In Elisabeths Augen war jede Erhebung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit, jede bewaffnete Selbsthilfe der Unterthanen gegenüber der Regierung ein Verbrechen, eine schwere Schädigung der Autorität, und sie unterließ nicht, ihre Ansicht auch in diesem Fall geltend zu machen und von jedem gewaltthätigen Vorgehen abzumahnen.

Marias Gefangennehmung und Bothwells Ausgang.

Aber der Gang der Ereignisse war nicht mehr aufzuhalten. Schon im Juni, als die Königin mit Bothwell in Borthwick-Castle ihre neuen Flitterwochen verbrachte, wurde das Schloß in der Nacht von Kriegsknechten umstellt, die Morton, Hume, Kirkaldy in aller Stille in den Marklanden angeworben hatten. Sie wollten Rache nehmen an dem Mörder des Königs, an dem Räuber der Königin.
10. Juni 1567. Mit Mühe und Not entkam der Graf durch eine Hinterpforte nach Dunbar, wohin ihm Maria im Kriegsgewand folgte. Noch war die Loyalität gegen das Haus Stuart nicht ganz erloschen; als die Königin einen Aufruf an ihre Unterthanen ausgehen ließ, sie gegen die Rebellen zu beschützen, stellten sich in kurzem mehrere Barone mit ihren Kriegsknechten unter ihr Banner. Mit diesen zogen Bothwell und Maria ins Feld. Bei Carberry-Hill, in der Gegend, wo zwanzig Jahre früher die Schlacht von Pinkey geliefert worden (X, 611), trafen die
15. Juni. Heerhaufen aufeinander. Die Vermittelungsversuche des französischen Gesandten de Croc hatten keine Wirkung, ein Zweikampf, zu welchem sich Lord Lindsay, ein Verwandter Darnleys, mit Bothwell erbot, wurde von Maria verhindert. Aber ihre eignen Truppen waren andrer Meinung und gingen zum großen Teil zu den Verbündeten über. Da reichte Maria im Angesicht des Heeres dem Grafen auf offenem Felde die Hand und lieferte sich den Aufständischen als Gefangene aus, während Bothwell eilig davonsprengte. Die alten Genossen von Craigmillar ließen ihn gern entkommen. Im Triumph führten darauf die Sieger

die Königin nach Edinburg. Sie hatten eine Fahne anfertigen lassen, auf welcher der ermordete Darnley, unter einem Baum liegend, abgebildet war, neben ihm der kleine Prinz knieend und darunter die Worte: „Strafe und räche meine Sache, o Herr!" Diese wurde dem Zug vorangetragen, welcher sich mit der Königin nach Edinburg bewegte. Unter den Schmähungen und Verwünschungen der Volksmenge, insbesondere der Weiber, wurde Maria in das Stadthaus geführt, wo sie die Nacht zubrachte. Als sie am Morgen an das Fenster trat, fiel ihr erster Blick auf die Fahne, die man gegenüber aufgepflanzt hatte. Wie war jetzt der stolze Geist geknickt! Die Häupter des Komplotts wurden bald einig über das Schicksal der Gefangenen. Nach einer Beratung in Holyrood kündigten sie der Königin an, daß sie in dem Inselschloß Lochleven, das die Douglas inmitten eines Binnensees erbaut hatten, unter der Aufsicht des Besitzers, eines der Mitverschwornen, in Haft gehalten werden sollte; und noch an demselben Abend wurde sie, begleitet von Ruthven und Morton, nach dem einsamen Ort geführt, um dort nach der Absicht der Großen ihre Tage zu beschließen. Sir William Douglas, dem das Schloß gehörte, war ein Bruder von Murray. Ihre Mutter Margarete, eine stolze hochfahrende Dame, die behauptete, sie sei die rechtmäßige Gemahlin Jakobs V. gewesen, wohnte bei dem Sohn; unter ihrer Obhut schien Maria sicher verwahrt. Man wollte sie zur Entsagung der Krone zu gunsten ihres kleinen Sohnes Jakob bringen, bis zu dessen Volljährigkeit dann eine vormundschaftliche Regierung unter der Leitung eines eingebornen Edelmanns eingesetzt werden sollte.

Mittlerweile war Bothwell nach dem Norden entflohen, und da er auf dem Land seines Lebens nicht sicher war, wandte er sich der See zu. In den nördlichen Gewässern, wo die Orkney-Inseln Schlupfwinkel und Bergestätten boten, trieb er mit einigen wilden Gesellen ein Piratenleben, geriet in dänische Gefangenschaft und endete 1577 im Kerker. Ein silbernes Kästchen, welches bei seiner Flucht in die Hände Mortons geraten war, barg die erwähnten Briefe und mehrere Sonette von Marias Hand, die für ihr künftiges Schicksal und auch für ihren Ruf in der Nachwelt so verhängnisvoll werden sollten. 20. Juni 1567.

Nun war Schottland wieder in einer ähnlichen Lage wie bei der Absetzung der Regentin Maria (X, 889 ff.). Die strengen Gesetze gegen den katholischen Glauben hatten bisher nur unvollständig durchgeführt werden können. Wir wissen, mit welchem Ingrimm Knox und seine Amtsbrüder wider den Fortbestand und die Zunahme des „Götzendienstes" eiferten. Schon bei dem Attentat gegen Riccio war die Religion im Spiel gewesen. Der rasche Umschlag hatte aber der reformatorischen Partei nicht die erwarteten Früchte eingetragen; hielt es doch Knox für ratsam, sich längere Zeit verborgen zu halten. Jetzt kehrte er nach Edinburg zurück und erhob wiederum wie vor acht Jahren seine mächtige Stimme. Während Maria nach Lochleven geführe ward, stürmte Glencairn mit einigen reformatorischen Eiferern in die Schloßkapelle, um alle Zeichen der Abgötterei zu zerstören. Allein noch einmal sollten die beiden religiösen Prinzipien im Politische und religiöse Parteistellung.

Gefolge der politischen Parteiung und des faktiösen Treibens der Großen aneinander geraten. Die Familie Hamilton, welche nach den Stuarts die nächsten Ansprüche auf den schottischen Thron hatte, war mit dem Gang der Ereignisse sehr unzufrieden. Der Sieg der Konföderierten und die Entthronung Marias konnte ihren dynastischen Interessen Gefahr bringen. Das mächtigste und angesehenste Magnatengeschlecht war keineswegs gemeint, die von einigen Faktionshäuptern bewirkte oder beabsichtigte Staatsumwälzung ruhig vor sich gehen zu lassen und unthätig zuzuschauen, daß der Bastard Murray, der eben seinen Rückweg über England antrat und als Regent ausersehen war, oder ein andrer gewaltthätiger oder ehrgeiziger Edelmann das Regiment führe und den königlichen Knaben in Obhut nehme. Da das Haupt der Familie, der Herzog von Chatelherault, in Frankreich abwesend war, so trat sein Bruder, der Erzbischof von St. Andrews, an die Spitze der Gegenbewegung. Mehrere Lords trennten sich von den Konföderierten, die aus ihrer Mitte einen „Geheimen Rat" mit der provisorischen Regierung betraut hatten, und schlossen sich den Hamiltons an, einige, weil sie der katholischen Kirche ergeben waren, andre, weil sie ihren Sinn geändert hatten. So Argyle, Huntley, Herries, Seaton u. a. m. Bischof Lesly, ein hervorragendes Haupt unter den Romanisten, hatte bei den Beratungen eine einflußreiche Stimme. Sie hofften, daß die Guisen mächtig genug seien, ihnen die Hilfe des französischen Hofes zu verschaffen. Anderseits suchten ihre Gegner durch den Beistand der reformierten Prediger das Volk auf ihre Seite zu bringen. Der „Geheime Rat" verpflichtete sich gegen Knox und seine Kollegen, nach der Einsetzung einer Regentschaft die Parlamentsbeschlüsse vom Jahr 1560 im vollen Umfange durchzuführen, der Kirche einen hinreichenden Unterhalt zu sichern, den Messedienst auszurotten und für die Unterweisung der Jugend zu sorgen. Der junge Prinz sollte einem frommen und würdigen Mann zur Erziehung übergeben werden. Man bestimmte dazu den gelehrten Buchanan, den Jugendfreund von Knox. Um diesen Preis leisteten die reformierten Geistlichen den verbündeten Großen Hilfe und Beistand mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Knox ließ wieder in der Kirche von Edinburg seine kräftige, wirksame Predigerstimme vernehmen, aus dem Alten Testament beweisend, daß man Götzendiener absetzen und töten müsse. Und so sehen wir denn wieder die schottische Nation in zwei wenn auch ungleiche Heerlager geteilt: auf der einen Seite die Anhänger der Königin und des Katholizismus, ihre Hoffnungen auf Frankreich gerichtet, auf der andern die konföderierten Lords mit den reformierten Predigern und Gläubigen, auf Englands Beistand rechnend. Wäre der Kampf von längerer Dauer gewesen, so hätten die öffentlichen Dinge einen ähnlichen Gang genommen, wie vor dem Jahr 1560 und die Einmischung des Auslandes hätte sich wohl wiederholen dürfen; aber zum Glück für die schottische Reformation trat eine rasche unerwartete Katastrophe ein.

Marias Flucht. Maria wurde durch Drohungen und Gewalt dahin gebracht, daß sie der

Krone zu gunsten ihres Sohnes entsagte und den Grafen Murray zum Regenten ernannte. Einige Tage nachher wurde der Prinz in Stirling nach der her- 25. Juli.
kömmlichen Zeremonie von dem Erzbischof von Orkney gekrönt und gesalbt und dann Murray in sein hohes Amt eingesetzt. Noch vor Ablauf des Jahres trat 22. Aug.
ein Parlament in Edinburg zusammen, welches den Regierungswechsel bestätigte und sowohl das Glaubensbekenntnis als die Verfassung der Kirche samt allen Strafbestimmungen gegen „Götzendienst" und Papismus, wie sie die Reichsversammlung vom Jahr 1560 angenommen hatte, gesetzlich einführte. Erst durch diesen Akt erhielt die schottische Landeskirche ihre legale Geltung. Zugleich wurde aus dem alten Kirchengut der Bedarf für den Unterhalt der Prediger, für Schulen und Gottesdienst und für Zwecke der christlichen Wohlthätigkeit und Menschenliebe ausgeschieden. Aber noch war Marias Schicksal nicht erfüllt; nicht in dem Inselschloß Lochleven sollte sie ihr Leben beschließen. Der Zauber, den sie auf die Herzen der Männer ausübte, gewann ihr die Liebe des George Douglas, des jüngeren Sohnes der Gräfin Margarete. Mit seiner Hilfe entfloh sie in einem Kahn über den See, widerrief ihre Thronentsagung, zu der man sie Mai 1568.
gezwungen und forderte alle getreuen Unterthanen auf, sich um sie zu sammeln und ihr Recht zu verteidigen. Wie ein Feuersignal drang ihr Aufruf in die erregten Gemüter: die Hamiltons boten ihre zahlreichen Vasallen und Kriegsknechte auf; viele mächtige Edelleute, wie die Grafen von Argyle, Cassils, Eglinton, Rothes, die Lords Somerville, Livingston, Herries, schlossen sich ihnen an; Huntley, Ogilvy u. a. brachen vom Norden auf. In kurzem stand ein Heer von 8000 Mann im Feld, entschlossen für die Königin zu fechten. Murray konnte in der Eile nur eine geringere Streitmacht dem Feind entgegenstellen; aber durch das strategische Geschick Kirkaldys, dessen helle Stimme im Gewühl des Kampfes weithin gehört ward, und durch die ungestüme Tapferkeit Mortons entschied die Schlacht von Langside am Ufer des Clyde zu gunsten des Regenten. In einer 13. Mai 1568.
einzigen Stunde war das königliche Heer zersprengt, waren mehrere der angesehensten Führer in Kriegsgefangenschaft. Die Zahl der Gefallenen war nicht groß; Murray gebot den Seinigen Schonung. Von einem nahen Hügel herab erblickte Maria die Niederlage und Flucht der Royalisten; da überkam sie eine Seelenangst, sie möchte zum zweitenmal in die Hände der konföderierten Lords fallen und zu neuer Schmach verdammt werden. Rasch entschlossen bestieg sie ihr Streitroß und ritt in größter Eile ohne alle Unterbrechung Tag und Nacht der englischen Grenze zu, um Elisabeths Hilfe anzurufen. Denn sie wußte, daß die britische Königin ihr Mißfallen über das revolutionäre Vorgehen des schottischen Adels in scharfen Worten ausgesprochen und ihm gedroht hatte, die Verletzung der fürstlichen Würde zu rächen. Nach einem Gewaltritt von drei Tagen über Heiden und Wälder, ohne andre Nahrung als schottisches Haferbrot und Buttermilch erreichte Maria die Solwaybai und setzte dann in einem Boot nach 16. Mai.
Carlisle über.

3. Die Vorgänge in England und Schottland während Marias Gefangenschaft.

1. Norfolk und die nordische Insurrektion.

Elisabeth verweigert die persönliche Zusammenkunft.

Von ihren Unterthanen aus dem Königreich vertrieben, schrieb Maria von Carlisle aus an Elisabeth, habe sie sich unter die Gastfreundschaft ihrer Schwester geflüchtet. Diese wurde ihr denn auch in fürstlicher Weise gewährt. Elisabeth gab Befehl, die Flüchtige ihrem Stande gemäß zu behandeln und mit allem reichlich zu versehen. Damit war jedoch der Königin der Schotten nicht gedient; sie wünschte, mit englischer Hilfe wieder in ihr Reich zurückgeführt oder nach Frankreich eingeschifft zu werden; sie bat um eine persönliche Zusammenkunft mit ihrer königlichen Schwester. In London war man in Verlegenheit. Wie sehr auch Elisabeth das Betragen der schottischen Großen gegen Maria mißbilligen, in ihrem Benehmen eine Verletzung göttlicher und menschlicher Gebote sehen mochte, sollte sie jetzt feindselig gegen die Männer auftreten, welche stets auf Englands Seite gestanden, welche die Sache der Reformation verfochten? Wir wissen aus den früheren Blättern, daß gerade damals Alba und sein Blutrat gegen die Protestanten und Patrioten wüteten, daß die französische Regierung unter dem Einfluß der Guisen wider die Hugenotten, die früheren Verbündeten Englands, im Feld lag, daß Philipp II. die katholische Religionspolitik mit dem größten Eifer betrieb. Sollte in diesem Augenblick, da auch in England die Katholiken immer offener gegen das herrschende Regierungssystem auftraten, die geschmähte Tochter der Anna Boleyn mit ihren erklärtesten Feinden gemeinsame Sache machen, die reformierten Lords in Schottland nötigen, die Nichte der Guisen wieder in ihre Herrschaft einzusetzen und damit die protestantische Kirche neuen Gefahren und Verfolgungen preiszugeben? Man braucht keine Eifersucht, keine weibliche Schwäche, keine heimtückische Politik vorauszusetzen, wenn Elisabeth die persönliche Zusammenkunft ablehnte, ehe sich Maria von der auf ihr lastenden Beschuldigung des Gattenmords gereinigt hätte, und wenn ihre Minister zugleich die nötigen Anordnungen trafen, daß sie nicht nach
12. Juli. Frankreich entweichen möge und sie zu dem Zweck von Carlisle nach Bolton-Castle bringen ließen.

Verlegenheiten.

Marias Briefe an Philipp, an den Kardinal von Lothringen und an andre katholische Häupter, ihre Reden und Aufträge an ihre Agenten gaben Zeugnis von der Leidenschaft ihrer Seele. Sie ist nur von dem einen Wunsch erfüllt, in ihr Reich zurückgeführt zu werden, damit sie Rache nehmen könne an ihren Widersachern. Sie will als souveräne Königin angesehen sein; der Gedanke, daß sie eine Gefangene sein, daß sie nicht frei nach ihrem Willen handeln solle, ist ihr unerträglich; fast mit Gewalt mußte ihre Versetzung nach dem entlegeneren Ort bewirkt werden. Auch Elisabeth schwankte in ihren Entschlüssen. Sie trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken einer Restitution Marias mit beschränkter Autorität. Sie sollte die Krone zurückerhalten, aber Murray die Regierungsgewalt behalten und die anglikanische Kirche in Schottland einführen. Die Königin sollte den Edinburger Vertrag unterzeichnen, keine neue Ehe

ohne Zustimmung Elisabeths eingehen und mit keiner ausländischen Macht einen Bund schließen. Aber es wurde eingewendet, daß Maria nach ihrer Wiedereinsetzung solche Zugeständnisse für erzwungen erklären und sie nicht einhalten würde.

Nun kam man auf den Gedanken, da mittlerweile die schottischen Großen Klage wider Maria erhoben und auf Bestrafung angetragen hatten, einen Gerichtshof unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk in York niederzusetzen, vor welchem die beiden Parteien ihre Sache führen sollten. Nach dem Ausspruch desselben werde dann die Königin von England ihren Entschluß fassen. Im Oktober trafen die Richter in York ein: neben dem katholisch gesinnten Norfolk waren zwei angesehene Lords ernannt: der Earl von Sussex, ein gemäßigter, charakterfester Mann von anerkannter Treue und Gerechtigkeit, und Sir Ralph Sadler, der die schottischen Zustände und Persönlichkeiten genau kannte und der protestantischen Lehre ergeben war. Für die Regentschaft sollte Murray selbst, der mit Morton, Lindsay und Georg Buchanan sich in York eingefunden und Marias Briefe und Sonette bei sich hatte, als Kläger einstehen, als Sachwalter der Königin waren mehrere Freunde von royalistischer und katholischer Gesinnung erschienen, an ihrer Spitze Bischof Leslie, der intrigante Vertraute der Guisen. Die ersteren klagten Maria der Teilnahme an dem Mord Darnleys an, die letzteren beschuldigten die Adelshäupter, daß sie gegen ihre legitime Fürstin die Waffen erhoben und Rebellion erregt hätten. Mit dem Rechtsstreit, der jetzt vor dem Tribunal in York verhandelt werden sollte, hingen so viele wichtige Fragen und Interessen zusammen, nicht nur für England und Schottland, sondern für die gesamte westliche Welt, daß alle Beteiligten sich nur mit schwerem Herzen der Aufgabe unterzogen und einer Entscheidung gern aus dem Wege gingen. Abgesehen davon, daß die mitgebrachten Schriftstücke, auf denen die Hauptbeweise der Schuld beruhten, von den Anhängern Marias für unecht erklärt oder angezweifelt wurden und daß die Unterwerfung unter das englische Gericht zugleich als eine Anerkennung der so lange bestrittenen lehnsherrlichen Rechte der englischen Krone über Schottland gedeutet werden konnte: sollte die stolze Königin ihre souveräne Würde so sehr aus dem Auge setzen, daß sie englische Lords als ihre Richter anerkennete? In der That fungierten Elisabeths Kommissäre wenigstens dem Namen nach mehr als Sachverständige oder Unparteiische, denn als eigentliche Richter. Wenn die Schuld der Königin offen zu Tage trat und sie nach göttlichem und menschlichem Recht die Herrschaft und das Leben verwirkt hatte, so stand die Erbfolge in beiden Reichen auf schwachen Füßen: in Schottland ein gekröntes Kind, dessen Tod die Hamiltons, die erklärten Feinde des Regenten, an das Ruder brachte; in England eine kinderlose Königin, deren Hingang leicht einen neuen Rosenkrieg im Lande entzünden konnte. Dieses letzte Bedenken war selbst bei Elisabeth nicht ohne Gewicht, sie wünschte, daß die Frage über die Schuld der Rivalin in ein gewisses Dunkel gehüllt bleibe, damit ihr Fürstenrecht, wenn auch angezweifelt, doch nicht ver-

Der Gerichtsgang in York. 1568.

worfen würde, aber auch nicht durch eine Freisprechung ihre Herstellung als eine Sache der Ehre für alle Monarchen erschiene. Noch größeres Interesse hatte bei einem solchen Ausgang der Vorsitzende des Gerichtshofes, der Herzog Thomas von Norfolk. Äußerlich der kirchlichen Uniformität sich fügend, war er in seinem Innern der katholischen Religion zugethan; den kurz zuvor eingetretenen Tod seiner Gattin betrachtete er als ein Zeichen des Himmels, daß er mit Maria Stuart eine neue Ehe eingehen möge, wodurch einem Erbfolgekrieg vorgebeugt und der alte Glaube wieder hergestellt werden könnte.

Resultatlosigkeit des Gerichts. Aus allen diesen Gründen und Bedenken war die gerichtliche Untersuchung in York noch nicht über die einleitenden Vorkehrungen hinausgekommen, als Elisabeth die Sitzungen schloß und die weiteren Verhandlungen nach Westminster verlegte. Hier wurde die Zahl der Richter durch Mitglieder des Geheimen Rats vermehrt; aber je länger die Untersuchung dauerte, desto weniger wurde das Dunkel aufgehellt, desto weniger kam es zu einem entscheidenden Urteilsspruch. Dez. 1568. Zwar wurden die Beweisstücke, welche die schottischen Gesandten im „Artikelbuch" gegen Maria niederlegten, als echt anerkannt, aber weitere Folge hatte dies nicht. Noch weniger freilich wurden der Beklagten Kopien davon vorgelegt, wie sie verlangt hatte, um sich darüber aussprechen zu können. Elisabeth hielt beide Parteien in der Ungewißheit über ihre wahre Ansicht; indem sie die gegenseitigen Anklagen als begründet gelten ließ und sich keiner Seite mit Bestimmtheit zuwandte, glaubte sie ihre schiedsrichterliche Autorität am besten gewahrt, das Schicksal beider Parteien in der Hand zu behalten. Nur darin ließ sie ihre Ansicht und Absicht durchblicken, daß sie jede Zusammenkunft mit Maria standhaft ablehnte und sie nicht aus ihrem Gewahrsam entließ, während sie Murray in 10. Jan. 1569. einer Audienz empfing und ihm nach einiger Zeit gestattete, mit seinen Gefährten nach Schottland zurückzukehren. Dank seiner Klugheit und Energie behauptete er sich in der Regentschaft und vereitelte alle Versuche der Gegenpartei, die bestehende Ordnung umzustürzen.

Die Zeitlage. Die Gefangenhaltung der schottischen Königin fiel in die Zeit der großen politisch-religiösen Aufregung, die wir früher kennen gelernt (S. 406). Die Sympathien, welche Elisabeth trotz ihrer äußerlichen Vorsicht und Zurückhaltung den Hugenotten und den Oraniern bewies, reizten den Zorn Philipps II. Man konnte aus verschiedenen Anzeichen den kommenden Sturm voraussehen. Italienische Geldschiffe, nach den Niederlanden bestimmt, wurden in England zurückgehalten (S. 201); in Madrid wurde der englische Gesandte, in London der intrigante Don Guerau de Espes unter Aufsicht gestellt. Diese politisch-religiöse Aufregung erfüllte Maria Stuart und ihre englischen Glaubensgenossen mit kühnen Hoffnungen. Die anglikanische Kirchenform, erst seit wenigen Jahren eingeführt, hatte viele Gegner; noch hingen mehrere der angesehensten Adelsgeschlechter wie die Howards, die Talbots, die Stanleys, die Percys, die Nevilles, der römisch-katholischen Lehre an und sahen in der Neuerung einen

Abfall von den Ordnungen der Väter; sie hielten geheime Versammlungen und Beratungen, wie man den Reformen Cecils entgegenwirken könne; dem spanischen Gesandten in London ließ Maria vermelden, mit Philipps Hilfe könne sie in drei Monaten Königin von England sein; wie viele Briefe und Depeschen gingen damals durch die Hände Gueraus; wie viele abenteuerliche Pläne tauchten auf! Wenn Cecil, wie einst Thomas Cromwell, gestürzt wäre, könnten die Kirchengesetze wieder rückgängig gemacht, die Messe wieder hergestellt werden.

In diesen altaristokratischen und katholischen Kreisen hatte Thomas von Norfolk, obwohl der mächtigste und reichste unter den Magnaten und von großer Klientelschaft, wenig Geltung: durch seine unbestimmte religiöse Haltung, durch seine Selbstsucht und Charakterlosigkeit hatte er sich um Vertrauen und Achtung gebracht; seine Werbung um Marias Hand fand daher wenig Unterstützung. Er selbst hat stets alle schlimmen Absichten geleugnet; er habe geglaubt zum Vorteil des Landes und im Interesse der Königin zu handeln, wenn er sich mit Maria vermähle. Sie sollte den Edinburger Vertrag bestätigen und dann mit englischer Hilfe auf den schottischen Thron zurückkehren. Doch sollte Elisabeths Zustimmung erst nach vollzogener Heirat eingeholt werden. Ein inniger Bund zwischen England und Schottland, der durch die Einführung der anglikanischen Kirchenform noch mehr Festigkeit erlangen sollte, würde die benachbarten und verwandten Völker zu einem nationalen Ganzen vereinigen, das jedem auswärtigen Feind kraftvoll und siegreich widerstehen könnte. Dieser Plan des ehrsüchtigen Edelmanns fand nirgends aufrichtige Billigung und Unterstützung. Es half ihm nichts, daß er die spanisch-katholische Partei durch zweideutige Versprechungen für sich zu gewinnen suchte; Philipps Gesandter und selbst die Agenten Marias wußten ihn für ihre Zwecke zu benutzen, ohne großes Vertrauen in ihn zu setzen; es half nichts, daß er mit Murray und den schottischen Edlen sich in Unterhandlungen einließ; eine Versammlung der Großen legte Verwahrung gegen die Wiedereinsetzung Marias ein. Es war vergebens, daß er einige Mitglieder des Geheimen Rats auf seine Seite brachte; als Elisabeth von dem Vorhaben Kunde erhielt, geriet sie in heftigen Unwillen, daß man hinter ihrem Rücken über so wichtige Dinge verhandle. Sie gab dem Herzog zuerst einen Wink, er möge Acht geben, auf welches Kissen er sein Haupt lege, und als sie durch die Aussagen seiner Vertrauten, die ihn verleugneten und preisgaben, um sich selbst zu reinigen, den ganzen Umfang des Komplotts erfuhr, entbot sie ihn nach dem Hof und ließ ihn, als er nach einigem Zaudern und Bedenken dem Befehl Folge leistete, nach dem Tower in Gewahrsam bringen.

Norfolks Umtriebe und Verhaftung.

Okt. 1569.

Die katholischen Edelleute des Nordens, die Percys von Northumberland, die Nevilles von Westmoreland, die Cliffords von Cumberland, hatten alle Ursache zu fürchten, daß auch sie von Norfolks Schicksal betroffen werden würden. Denn hatten sie auch den Heiratsplan desselben nicht unterstützt, so standen sie doch dem herrschenden Regierungssystem noch feindseliger gegenüber als der Herzog. Der Vater des Earl von Northumberland war wegen Teilnahme an der „Pilgerfahrt der Gnade“ (X, 592) durch das Richtbeil gestorben; auch Richard Norton, der für die Nevilles ins Feld zog, ein ehrwürdiger Greis mit grauen Locken, umgeben von einer Schar blühender kräftiger Söhne, hatte einst unter Robert Aske gedient und ließ nun abermals wie vor dreiunddreißig Jahren das Kreuz als Feldzeichen vor seinem Heerhaufen hertragen. Bald stan-

Die katholische Schilderhebung.

den die drei nördlichen Grafschaften von York bis Durham unter den Waffen. Man wollte die schottische Königin entführen und Elisabeth nötigen, ihre Successionsrechte anzuerkennen und sich mit neuen Räten zu umgeben. Wo die Aufständischen die Oberhand hatten, wurde das Common Prayerbook und die englische Bibelübersetzung verbrannt und die Messe hergestellt. Sie hofften, daß auch in andern Landschaften die Katholiken sich erheben, daß Alba, der einen seiner tapfersten Hauptleute, Vitelli, als Kundschafter über den Kanal schickte, ihnen zu Hilfe kommen würde. Der spanische Gesandte ließ Depeschen über Depeschen nach Madrid und Brüssel abgehen, um der Bewegung Vorschub zu leisten. Die Grafen rückten auf Tutbury los, wo Maria Stuart unter der Aufsicht des wachsamen ritterlichen Grafen Shrewsbury erwartungsvolle Tage verlebte. Allein der ehrliebende Lord, obwohl er und seine dem schottischen Königshaus verwandte Gemahlin der katholischen Religion zuneigten und der Gefangenen wohlgesinnt waren, vereitelte den Plan, indem er vor ihrer Ankunft Maria nach Coventry brachte. Hätte der Aufstand einige Zeit angedauert, so konnte in jenen Tagen der religiösen Aufregung die Herrschaft der Tudor in Gefahr kommen. Allein die Planlosigkeit in dem ganzen Vorgehen, das ruhige Verhalten der mittleren und südlichen Landschaften und das kräftige und entschlossene Benehmen des Befehlshabers des Nordens, Thomas Ratcliffe Earl von Sussex, eines loyalen und patriotischen Kriegsmannes von ehrenwertem Charakter und gutem Namen, hinderten rasche Fortschritte. Ehe auswärtige Hilfe im Kanal erschien, brachte Sussex die aufständischen, in ihren Entschlüssen schwankenden Lords mit seinen geringen Streitkräften so sehr ins Gedränge, daß sie bei der Kunde von dem Heranrücken neuer königlicher Truppen den Kampfplatz verließen. „Der goldgehörnte Stier der Nevilles, der silberne Halbmond der Percys verschwanden aus dem Feld,“ sang ein nordischer Minstrel in einer Ballade. Die Häupter flohen über die schottische Grenze; ihre Heerhaufen lösten sich auf, die strengen Strafgerichte, welche über die Teilnehmer verhängt wurden, erfüllten die Anhänger und Gesinnungsgenossen mit Schrecken und stärkten die Autorität der Königin. Die Flüchtlinge wurden für Hochverräter erklärt und zum Tod verurteilt. Westmoreland, die Nortons und Leonard Dacres entkamen nach Flandern, wo sie unter Albas Schutz neue Konspirationen unterhielten, damit im Falle einer Invasion zur See die englischen Katholiken kampfbereit wären; Northumberland wurde von Armstrong, einem räuberischen Grenzritter, dem Regenten Murray um eine Geldsumme übergeben und nach dem Inselschloß Lochleven gebracht. Norfolk wurde im Laufe des nächsten Jahres in Freiheit gesetzt, nachdem er sich reuevoll gedemütigt und unter Brief und Siegel das feierliche Versprechen gegeben hatte, ohne Wissen und Zustimmung der Königin sich in Zukunft weder auf einen Heiratsplan mit Maria noch auf politische Unternehmungen einzulassen.

Manifest und Bannfluch. Als der Aufstand niedergeworfen war, ließ Elisabeth ein Manifest aus-

gehen über den Charakter ihrer Politik und bisherigen Regierung: während das Festland von blutigen Bürgerkriegen zerrissen werde, habe England unter ihrem Zepter Jahre des Friedens durchlebt. Die Steuern seien gering, die Gerechtigkeit werde mit Milde gehandhabt, das Reich sei gegen äußere Feinde gesichert. Die Kirche sei nach der Heil. Schrift und den Satzungen der Väter geordnet und dem religiösen Bewußtsein werde nie Gewalt angethan, sofern die Bekenner den Landesgesetzen Folge leisteten. Von einer Inquisition finde sich in ihrem Reich keine Spur. Es sei stets ihr Bestreben, ihr Volk mit Liebe und Güte zu regieren, aber gegen Aufrührer und Ungehorsame müsse Strafgerechtigkeit walten. Dieser drohende Schluß des Manifestes sollte ein Fingerzeig sein, daß die englische Königin den vom Ausland wider sie gerichteten Anschlägen mit Ernst zu begegnen gedenke. Denn gerade damals ließ Papst Pius V. die längst vorbereitete, aber aus politischen Rücksichten bisher zurückgehaltene Exkommunikationsbulle ausgehen, welche Elisabeth des Reichs, dessen Königin sie zu sein behaupte, verlustig erklärte, ihre Unterthanen des geleisteten Eides entband und dem englischen Adel und Volk bei kirchlicher Strafe verbot, der von dem Bannfluch getroffenen Frau und ihren Gesetzen zu gehorchen. Die Bulle wurde dem Kardinal von Lothringen eingehändigt, daß er für ihre Bekanntmachung in dem Inselreich Sorge trage. Sie sollte der Insurrektion des Nordens Vorschub leisten. Aber für diesen Zweck kam sie zu spät; die zärtlichen Ermunterungs- und Belobungsschreiben, die Pius zu gleicher Zeit an die rebellischen Lords richtete, konnten nie eingehändigt werden.

25. Febr. 1570.

Die Bulle selbst wurde einige Zeit nachher durch einen verwegenen Papisten, Felton, mit Gefahr seines Lebens in London veröffentlicht. Er ward ergriffen und nach langen Folterqualen hingerichtet. Sein Gesinnungsgenosse, Doktor Story, unter der katholischen Maria einer der heftigsten Verfolger der reformatorisch Gesinnten und seitdem im Ausland ein thätiges Werkzeug der ultramontanen Reaktion, fiel ebenfalls in die Hände der englischen Regierung. Er wurde nach dem Tower gebracht und dann dem Henker überliefert.

2. Die Vorgänge in Schottland.

Soll Maria aus England entlassen werden?

Um diese Zeit verwendete man sich in Frankreich eifriger als früher für Maria Stuarts Freilassung. In London schien man nicht abgeneigt, dem damals befreundeten Pariser Hof zu Gefallen zu leben. Es tauchten allerlei Pläne und Vorschläge auf. Man wollte die Gefangene in Freiheit setzen, wenn sie Bürgschaft ihres künftigen friedfertigen Verhaltens geben, keine Ehe ohne Einwilligung Elisabeths eingehen, die Festung Dumbarton und das Edinburger Schloß der Hut einer englischen Besatzung überlassen und in die Verbringung ihres Sohnes zur Erziehung nach England willigen würde. Allein wie sollte man erwarten, daß die stolze Königin um solche erniedrigende Bedingungen ihre Freiheit erkaufen würde, sie, die nie ihre Ansprüche auf England, nie die Hoffnung ihrer Befreiung durch die auswärtigen und einheimischen Gesinnungsgenossen aufgab? Und selbst wenn sie sich auf die harten Bedingungen einlassen sollte, würde sie dieselben halten; würde nicht der Papst, der sich die Macht zusprach zu binden und zu lösen, sie leicht von den eingegangenen Verpflichtungen befreien können? Zu-

dem befand sich damals Schottland in solcher Zerrüttung, daß Elisabeth antworten konnte, Marias Leben sei in ihrem Heimatland größeren Gefahren ausgesetzt als in England.

Murrays Ermordung und neue Parteikämpfe. Der Regent Murray war der Rache der Hamiltons zum Opfer gefallen. Als er auf einer Reise von Stirling nach Edinburg durch das Städtchen Linlithgow ritt, feuerte James Hamilton von Bothwellhaugh, ein Neffe des Erzbischofs von St. Andrews, aus einem Haus eine Kugel gegen ihn ab, die seinem Leben in einem Alter von fünfunddreißig Jahren ein Ende machte. (23. Jan. 1570.) Knox hielt dem „guten Regenten", „in welchem das Bild des Herrn so herrlich strahlte", die Grabrede. (14. Febr.) Die allgemeine Trauer galt nicht bloß dem Toten, der an der Begründung der schottischen Kirche so lebhaften Anteil genommen hatte, sie war auch ein Vorgefühl, daß nunmehr das Land von neuen Bürgerkriegen und ränkevollen Parteikämpfen zerrissen werden würde. Die Ermordung wurde in der ganzen katholischen Welt als ein glückliches Ereignis freudig begrüßt. Nie waren die Agenten der katholischen Propaganda, der Bischof Leslie von Roß, der spanische Gesandte, Don Guerau, die Kreaturen Albas thätiger, das Ereignis zu gunsten der gefeierten Frau im Gefängnis zu verwerten. In allen Ländern regten sich die Geister der Reaktion. In Schottland erhoben die Hamiltons und ihre katholischen Freunde die Waffen, um Marias Restitution durchzusetzen und wurden dabei von zwei Männern unterstützt, die früher am eifrigsten bei ihrer Vertreibung mitgewirkt hatten: Maitland von Lethington und Kirkaldy von Grange, Befehlshaber des Edinburger Schlosses. Die Mehrheit des Adels hielt zu ihnen und von Frankreich und Spanien kamen aufmunternde und Hilfe verheißende Sendschreiben. Der junge König sollte bis zur Herstellung der neuen Ordnung nach Paris gebracht werden.

Englands Einmischung. Wenn dieser Plan gelang, so war Elisabeths Herrschaft und Leben in der größten Gefahr; dann wurde Schottland der Herd für Verschwörungen und Komplotte. Cecil schickte daher den in den Verhältnissen des Nachbarlands erfahrenen, in Intrigen so gewandten Randolf nach Edinburg, damit er die reformatorische Partei sammle und stärke und für Einsetzung einer zuverlässigen Regentschaft thätig sein möge. Zugleich erhielt Sussex Befehl, mit englischen Truppen von Berwick aus in das Land einzurücken. Ein wilder Kriegssturm, in welchem Schloß Hamilton und die Güter der aufständischen Lords mit Feuer und Schwert verheert wurden, war die nächste Folge dieser Politik. (Juni 1570.) Unter dem Eindruck solcher Vorgänge erlangte die der Königin Maria gegnerisch gesinnte Partei, an ihrer Spitze der ehrsüchtige, ränkevolle, an bürgerliche Kämpfe und Blutthaten gewöhnte Graf Morton die Oberhand und setzte den Grafen Lennox, (Lennox Regent.) Darnleys Vater, zuerst zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, dann zum Regenten ein. Dem Geschlecht der Douglas angehörig und mit den Tudors verwandt, schien er der geeignete Mann zu sein, um in diesen Tagen der bürgerlichen Zerrüttung einige obrigkeitliche Autorität aufrecht zu halten und insbesondere über den jungen König, seinen Enkel, zu wachen. Aber ohne Geld und Truppen und von schwachem Charakter, war er ganz von der englischen Königin abhängig. Die Kriegsmannschaft des Grafen Sussex, die seine Erhebung bewirkt hatte, mußte ihn auch in seiner Würde erhalten; denn nimmermehr hätten die Hamiltons einem Douglas, nimmermehr die katholisch gesinnten Lords Huntley, Athol, Argyle u. a. einem Klienten Elisabeths Gehorsam geleistet. So hatte denn der Bürgerkrieg seinen Fortgang und die Parteiwut suchte immer nach neuen Opfern. Durch eine kühne Waffenthat des Hauptmanns Crawford kam Dumbarton, wo mehrere Anhänger Marias Sicherheit gesucht hatten, in die Hände der Regierung. (Erzbischof Hamilton hingerichtet. 1571.) Unter den Gefangenen befand sich der Erzbischof von St. Andrews, einer der leidenschaftlichsten Parteimänner. Er wurde sogleich als Mit-

schuldiger an dem Mord Darnleys und Murrays zum Tode verurteilt und hingerichtet. Wenige Namen waren so gehaßt und so verachtet bei dem schottischen Volk, daher wurde sein gewaltsames Ende als ein Strafgericht des Himmels angesehen.

Im August desselben Jahres erklärte ein Parlament, welches Lennox und Morton in Stirling versammelt und vor welchem der fünfjährige König Jakob, geführt von seinem Hofmeister, dem Grafen von Mar, eine Rede ablas, alle Häupter der Gegenpartei für Hochverräter. Wenige Tage nachher wurde die Stadt von dreihundert verwegenen Gesellen, welche Kirkaldy abgesandt hatte, unerwartet überfallen; Morton, Mar und die meisten übrigen retteten sich mit Hilfe der Bürger durch die Flucht; aber der Regent Lennox fiel der Blutrache der Hamiltons zum Opfer. Zu seinem Nachfolger wählte die englisch-reformierte Partei den Grafen von Mar; aber schon nach einem Jahr erlag er einer Krankheit zu einer Zeit, da Fanatismus und Parteiwut infolge der Bartholomäusnacht den höchsten Grad erreicht hatte und Schottland durch das wilde Treiben der Faktionen in einen Zustand von Anarchie geraten war.

Der Überfall in Stirling und Lennox' Ermordung.

3. Sept. 1572.

28. Okt. 1572.

Wenige Wochen nachher wurde der Reformator Knox zu seinen Vätern versammelt. Mehr als einmal war in den letzten stürmischen Tagen sein Leben bedroht, so daß ihn seine Freunde baten, die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen. Gebeugt von Alter, Kummer und Krankheit, begab er sich nach St. Andrews, wo neue Feinde durch Kabale und boshafte Verleumdungen ihm seinen Aufenthalt verbitterten und eine trübe Stimmung in ihm erzeugten, die sich in allem, was er um diese Zeit schrieb, zu erkennen gibt. Er spricht darin häufig den Wunsch aus, den Leiden und Mühseligkeiten des Lebens entrissen zu werden, gebraucht sehr oft die Ausdrücke: „müde der Welt“ und „dürstend nach dem Heimgange“, und setzte unter eine Predigt des David Ferguson, die ihm von der Kirchenversammlung zur Prüfung und Begutachtung mitgeteilt worden war, die Worte: „John Knox, mit erstorbener Hand, aber freudigem Herzen preiset Gott und seine Gnade, daß er ein solches Licht in unsrer Finsternis scheinen ließ.“ Nur auf der Kanzel bewahrte er noch das alte Feuer, so daß Jakob Melville, einer seiner damaligen Zuhörer und nachmals selbst ein berühmter Theolog und Kanzelredner, von ihm meldet: „Bei Eröffnung des Textes war er ruhig, etwa eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendung überging, machte er mich so zittern und beben, daß ich die Feder, die ich, um Notizen zu machen, gewöhnlich bei mir führte, nicht mehr zum Schreiben halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn jeden Sonntag langsam von der Abtei zur Pfarrkirche schleichen, mit einem Marderpelz um seine Schultern, einem Stab in seiner Hand und geleitet von seinem guten, frommen Diener Richard Ballenden. Zwei Männer pflegten ihn auf die Kanzel zu führen, wo er sich gewöhnlich beim Anfang der Predigt anlehnte, aber ehe er zu Ende kam, war er so lebhaft und rüstig, daß es schien, als wolle er die Kanzel in Stücke schlagen und aus derselben hinausfliegen.“ Als im Juli 1572 ein Vertrag zwischen den feindlichen Parteien zu stande kam, infolgedessen die verbannten und flüchtigen Einwohner der Hauptstadt wieder in ihre Heimat zurückkehrten, da gedachten diese alsbald ihres verehrten Lehrers und Predigers und schickten einige Abgeordnete an ihn mit der Bitte, „wieder zu seiner Herde zu kommen und seine Stimme von neuem unter ihnen hören zu lassen“. Er nahm den Ruf an, unter der Bedingung, „daß man seinem Mund keinen Zaum anlege“, verließ mit seiner Familie am 17. August unter großem Geleit St. Andrews und betrat am nächsten Sonntag seine bekannte Kanzel wieder. Aber seine Stimme war jetzt so schwach, daß er kaum mehr von der Hälfte seiner Zuhörer verstanden werden konnte, weswegen man ihm auf seine Bitte ein kleineres Gotteshaus ausrüstete. Hier war es, wo er seinem gepreßten Herzen Luft machte, als anfangs September die Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach Schottland gelangte, und die

Tod des Reformators Knox. 1572.

letzten Tage seines Lebens mit tiefem Schmerz und Kummer füllte. Als er auf der Kanzel stand, raffte er alle seine Kräfte zusammen und rief mit prophetischer Stimme die Rache des Himmels „gegen jenen grausamen Mörder und falschen Verräter, den König von Frankreich", herab; ja er forderte in voller Versammlung den französischen Gesandten Lecroc auf, seinem Herrn zu sagen, „daß sein Urteil in Schottland gesprochen sei, daß die göttliche Rache nie von ihm, noch von seinem Hause weichen werde, daß sein Name bei der Nachwelt verflucht sein und kein Nachkomme, der aus seinen Lenden hervorgegangen, sein Königreich in Frieden besitzen solle". — Die letzte öffentliche Handlung des Reformators war die Einführung seines Amtsnachfolgers Lawson bei seiner Gemeinde in der Kathedralkirche zu Edinburg am 9. November 1572. Im Vorgefühl seines baldigen Todes nahm er hier feierlich Abschied, ermahnte seine Zuhörer zur Standhaftigkeit im Glauben und versicherte sie bei dem Namen dessen, dem er bald Rechenschaft ablegen müsse, daß er redlich unter ihnen gewandelt, ihnen das lautere Evangelium Christi in aller Einfalt gepredigt und niemals gestrebt habe, den Menschen zu gefallen, noch seine eigne Neigungen zu befriedigen. Nach vollendeter Handlung schlich er, gestützt auf einen Stab und gelehnt an den Arm eines Dieners, schwankend die Straße hinab, auf welcher sich zu beiden Seiten seine Zuhörer aufgestellt hatten, begierig, noch den letzten Anblick ihres geliebten Lehrers zu genießen. Sie geleiteten ihn bis an sein Haus, aus dem er nie wieder lebendig herauskam. Am 24. November 1572 endigte John Knox im fünfundsechzigsten Jahr seines Alters sein mühevolles und thatenreiches Leben, „ein Mann, wie Morton an seinem Grab bezeugte, der nie das Angesicht eines Menschen gescheut hat".

Morton zum Regenten erhoben. 1573.

Schon seit dem Tod Murrays war Graf Morton das eigentliche Haupt der Regierung gewesen; jetzt wurde ihm auch die Würde eines Regenten zu teil. Wir kennen diesen verwegenen, ehrsüchtigen und ränkevollen Mann, der in die verhängnisvollen Geschicke des schottischen Hofes so tief verflochten, in alle Komplotte und Gewaltthätigkeiten eingeweiht war. Die Erhebung desselben zu der höchsten Macht und Ehre mußte alle Rachegeister von neuem wecken. Die Parteigänger der Königin Maria wollten nichts wissen von dem Mann der Verschwörungen und des Blutvergießens; sie setzten ihr Vertrauen auf das katholische Ausland und auf Don Juan, der die Niederlande zum Gehorsam bringen und Maria in Freiheit setzen sollte. Aber Morton entfaltete auch als Regent die Kraft und Energie, durch die er sich von jeher ausgezeichnet.

Fall der Stuartschen Partei.

Unterstützt von der englischen Königin, die, um den Anschlägen ihrer Feinde zu begegnen, ihre gewöhnliche Zurückhaltung und Sparsamkeit beiseite setzte, belagerte er Edinburg, wo Maitland und Kirkaldy, die „Kastilianer" genannt, noch immer die Sache ihrer gefangenen Herrin verteidigten. Die Häupter der Stuartschen Partei kannten das rachedürstende Gemüt Mortons und leisteten daher den tapfersten Widerstand. Als bereits die Stadt selbst von den englischen und schottischen Truppen besetzt war, hielten sie noch wochenlang die Burg; und als der Kriegsbedarf und die Lebensmittel zu Ende gingen und die Besatzungsmannschaft zu meutern begann, (Mai.) schlossen sie ihre Kapitulation nicht mit dem Regenten, sondern mit dem englischen Befehlshaber Drury. Allein Morton wollte seine Opfer nicht fahren lassen. Wie laut auch die bedrängten Lords die Gnade Cecils und der Königin anriefen und für die Zukunft Treue und Gehorsam gelobten, in London beschloß man, die Gefangenen in die Hände des Regenten zu geben.

Maitlands und Kirkaldys Tod.

Lethington entging dem ihm zugedachten Schicksal einer öffentlichen Hinrichtung, indem ihn der Tod im Gefängnis dahinraffte, vielleicht durch Selbstvergiftung beschleunigt; aber der tapfere Kirkaldy von Grange und sein (3. Aug. 1573.) Bruder wurden vor den Augen einer großen Menschenmenge am Kreuz zu Edinburg enthauptet. Vergebens hatten hundert Freunde und Verwandte hohe Geldsummen

und persönliche Lehnsdienste für die Rettung Kirkaldys angeboten, dem harten Mann ging diesmal die Rachsucht über die Habgier; der Führer von Langside erlitt das Schicksal, das ihm der Reformator Knox, sein alter Freund und Genosse, auf dem Sterbelager vorausgesagt: „er werde schmachvoll von seinem Felsenneſt hinabgeschleppt und im Angesicht der Sonne an einen Galgen gehängt werden". Mit dem Fall der Parteihäupter und der Übergabe des Schlosses Holyrood verschwand für Maria Stuart jede Hoffnung einer Wiedereinsetzung in Schottland. Mochten auch in den Hochlanden ihr noch einige stille Thränen nachgeweint werden, in der Masse des Volks wurde ihr Name vergessen.

Prälatismus und Presbyterianertum.

Mit Englands Hilfe hatte Morton die Würde eines Regenten erlangt; wollte er sich in derselben behaupten, so mußte er sich die Zufriedenheit seiner Gönnerin erhalten. Darum war es sein eifrigstes Bemühen, die beiden Staaten in nahe Verbindung zu setzen. Selbst in der Kirchenverfassung strebte er nach einer Annäherung an das englische System. Das in dem Sturm der Zeiten in Verfall geratene Bischoftum sollte wieder neu organisiert werden. Die erledigten Stellen sollten mit protestantischen Geistlichen besetzt werden und zwar in der alten Weise durch Wahl der Kapitel auf Empfehlung der Regierung; diese neuen Bischöfe sollten das Recht der Ordination und eine gewisse Jurisdiktion besitzen und als Prälatenstand die Kirche im Reichstag vertreten. Dieser Vorschlag der Regierung stieß bei der Landesgeistlichkeit auf heftigen Widerstand. In der Generalsynode, wo Melville von St. Andrews, ein durch Gelehrsamkeit wie durch Rednergabe ausgezeichneter Theolog, an Mut und Charakterstärke ein würdiger Nachfolger von Knox, die einflußreichste Stimme führte, verwarf man prinzipiell jede bischöfliche Landesverfassung, jede organische Verbindung der Kirche mit der Krone und dem Staat. Melville betrachtete geistliche und weltliche Macht als zwei verschiedene Gewalten, von denen die eine so gut als die andre göttlichen Rechts sei. Wie Knox war auch er aus der Genfer Schule hervorgegangen und hielt an dem Grundsatz der republikanischen Selbstregierung der Kirche durch freigewählte Vertreter geistlichen und weltlichen Standes fest.

Mortons Gewaltherrschaft.

Morton war ein vielgehaßter Mann: seine politische Vergangenheit, seine Habgier und Genußsucht, sein Gefallen an Pracht und Luxus erweckten ihm viele Feinde. Insbesondere trugen die Hamiltons und einige katholische und malkontente Edelleute des Nordens, wie Athol und Argyle, unversöhnlichen Groll gegen ihn in ihren Herzen. Es gelang ihnen, den jungen König gegen ihn einzunehmen; er berief eine Adelsgemeinde nach Stirling, welche die Absetzung des Regenten beantragte. Morton vermochte den wider ihn erregten Sturm nicht zu beschwören. Er legte sein Amt nieder, 1578.
nachdem er für seine Amtsführung durch einen Gnadenakt des Königs sichergestellt worden. Er zog sich auf eines seiner Landgüter zurück, während ein Regentschaftsrat die Regierungsgeschäfte übernahm. Aber nicht lange blieb der ehrgeizige Edelmann in seiner „Löwenhöhle". Im geheimen Einverständnis mit dem jungen Grafen von Mar, der im königlichen Schloß zu Stirling den Oberbefehl führte, kehrte er bald wieder in die Nähe des Königs zurück und übernahm aufs neue den Vorsitz im Geheimen Rat. Er brachte die alte Rachsucht mit. Lord Athol starb plötzlich bei einem Festmahl, das Morton unter dem Schein einer Versöhnung veranstaltete, und die öffentliche Stimme schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu; die Hamiltons wurden auf Grund früherer Anklagen für Verräter erklärt, ihre Ländereien und Schlösser verwüstet, die Häupter der Familie zur Flucht gezwungen. Das erste Parlament, das der nun für volljährig 1579.
erklärte Jakob VI. nach Edinburg einberief, bestätigte das Verfahren gegen die Hamiltons. Es sollte dies der letzte Triumph des gewaltigen Mannes sein.

Des Königs Günstlinge.

König Jakob VI. zeigte frühe die Schwächen und Eigentümlichkeiten, die ihn

sein ganzes Leben hindurch begleiteten. Trotz seines unbegrenzten Stolzes und Eigendünkels sowohl auf die heilige Würde und Majestät des Königtums als auf seine Gelehrsamkeit, ließ er sich leiten und beherrschen von jungen Männern, die durch gefälliges Äußere und feine Manieren sein Wohlgefallen erregten, und seine Hingebung war dann so unbedingt, daß seine Regierung ein auffallendes Beispiel von Favoritenherrschaft bietet. Der erste, auf den die Sonne der königlichen Gunst leuchtete, war Esme Stuart, Brudersohn des Grafen von Lennox. Von einem seiner Güter in Frankreich, wo er das Licht der Welt erblickt, führte er den Namen d'Aubigné. Elegante Manieren, chevalereskes Wesen, heiteres, lebhaftes Temperament, die er aus seinem Geburtsland nach der rauheren Heimat seines Geschlechts mitbrachte, erwarben ihm die Gunst und Liebe des blutsverwandten Königs. Mit Ämtern und Würden ausgestattet und den alten Familientitel eines Grafen von Lennox sich beilegend, erlangte er rasch einen so überwiegenden Einfluß auf den jungen Fürsten, daß die englisch-protestantische Partei in Sorge geriet. Denn Lennox gehörte der katholischen Kirche an, war von Jesuiten erzogen und ein Freund der Guisen. Die presbyterianische Geistlichkeit erhob laut ihre Stimme gegen die neue Gefahr, die der Kirche Gottes drohe, und auch in England und in den Regierungskreisen fürchtete man papistische und französische Umtriebe. Es half nicht viel, daß der König seinen Günstling zum Übertritt in die Landeskirche bewog; denn es war kein Geheimnis, daß man in Rom gegenüber der englisch-schottischen Kirche bereits zu einer kasuistischen Politik gekommen war, wonach bei innerer Gläubigkeit die äußere religiöse Kundgebung nicht gerade notwendig sei. Bald gesellte sich zu Lennox noch ein andrer junger Edelmann, Jakob Stuart, der trotz seiner verworfenen Sitten und seines ruchlosen leidenschaftlichen Charakters gleichfalls bei dem König in Gunst kam. Mit Hamiltonschen Gütern bereichert trat er auch als Graf Arran in die Politik dieses Hauses ein und strebte verwegenen Sinnes nach einer Umgestaltung des bestehenden Regierungssystems im reaktionären katholischen Sinn.

Esme Stuart (Lennox). *Jakob Stuart (Arran).*

Mortons Ausgang. Beiden Günstlingen war der herrschsüchtige barsche Morton, der sich noch immer als Regent geberdete, in der Seele verhaßt, und da sie wußten, daß auch der König ihre Abneigung teile, so bildeten sie ein Komplott zum Sturz des Mannes. Man mußte eilen, da bereits ein englischer Gesandter in Edinburg erschienen war, der die Entfernung des Grafen Lennox aus dem Geheimen Rat verlangt und vor den papistischen Umtrieben gewarnt hatte. Es wurde sogar das Gerücht ausgesprengt, Morton wolle den König nach England entführen. Die Vergangenheit des Lords bot Anlaß genug zu feindlichen Angriffen. Eines Tags stürzte sich der Günstling Arran dem König zu Füßen und klagte Morton der Teilnahme an der Ermordung Darnleys an. James Balfour, ein ruchloser verräterischer Mann, der, wie der Angeklagte selbst, in die blutigen Ereignisse jener Jahre des Frevels tief verflochten war, hatte ihm die Urkunde von dem Komplott von Craigmillar eingehändigt. Morton wurde sofort verhaftet und vor ein meistens aus gegnerisch gesinnten Lords zusammengesetztes Gericht gestellt. *Jan. 1581.* Vergebens verwendete sich Königin Elisabeth für das Haupt der englischen Partei in Edinburg, indem sie abermals Randolf als Gesandten abschickte und zum größeren Nachdruck einige Kriegsmannschaft auf die Grenze rücken ließ; die Parteiwut überwog die Furcht vor England; der letzte Regent Schottlands, der über ein Jahrzehnt wie ein selbständiger Fürst in dem Land geschaltet und gewaltet hatte, wurde als Mitschuldiger des großen, noch nicht genug gesühnten Verbrechens zum Tode verurteilt *Febr. 1581.* und auf dem Marktplatz von Edinburg öffentlich enthauptet, ein ungewöhnlicher, großartig angelegter Mann, mutig und kühn in den Waffen, klug und gewandt in Staatsgeschäften, aber auch schrecklich im wilden Parteikampf. Er starb mit großer Standhaftigkeit und im festen Glauben an die gereinigte Kirche.

Um die Geistlichkeit, die mit Mißtrauen auf diese Vorgänge blickte, zufrieden zu stellen, genehmigte die Regierung die von der Synode beantragte Verfassung, nach welcher der Episkopat abgeschafft, eine neue kirchliche Einteilung nach Gemeinden, Presbyterien und Diözesen vorgenommen und das gesamte religiöse Leben im Geiste Calvins, nur mit größerer Entwickelung der demokratischen Elemente, der kirchlichen Autonomie und des Gemeindeprinzips gesetzlich geordnet wurde. Von der Zeit an bildete die presbyterianische Geistlichkeit in Schottland eine Macht, die Hof, Adel und Volk unter einer strengen Zuchtrute hielt. Ausbau der presbyterianischen Kirche.

3. Die altenglischen Lords und Norfolks Ausgang.

Die Ereignisse in Schottland standen mit dem Gang und der Entwickelung der öffentlichen Dinge in England im innigen Zusammenhang. Auch hier nahm das Schicksal der Maria Stuart eine Wendung, die eine friedliche Lösung immer mehr erschwerte und sie in ein Wirrsal führte, aus dem kein Ausgang sich zeigte. Und wie sollte auch eine Verständigung und Versöhnung erzielt werden zwischen zwei so scharfen weiblichen Charakteren, von denen die eine ebenso hartnäckig ihr Recht auf die Krone Englands behauptete, als die andre eifersüchtig jede gesetzliche Bestimmung über die Nachfolge zurückwies, die Zukunft des Reichs in geheimnisvolles Schweigen hüllend? In der That handelte es sich um die Herrschaft über England. Freilich verlangte Maria bloß, daß ihr Thronrecht nur für den Fall des kinderlosen Ablebens der Königin Elisabeth gesetzlich festgestellt werde; aber es wurde schon früher bemerkt, daß eine solche Bestimmung bald genug den Untergang einer Fürstin herbeigeführt haben würde, die der Papst als Urheberin aller Bosheit bezeichnet hatte. Die neuere Geschichtforschung hat dargethan, welches Gewebe von Intrigen und Konspirationen im Anfang der siebziger Jahre über das westliche Europa ausgespannt wurde, um Elisabeth aus der Welt zu schaffen und Maria auf den Thron zu erheben. Wie sehr immer Shrewsbury auf seiner Hut sein mochte, so sorgfältig konnte die Königin der Schotten doch nicht überwacht werden, daß nicht Priesterlist und Fanatismus Mittel und Wege gefunden hätten, sie von allem zu unterrichten, was von ihren Freunden und Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne zu ihren gunsten geplant ward. Die Romantik späterer Jahrhunderte hat sich abgemüht, Maria als rein und unschuldig hinzustellen und ihr trauriges Geschick aus dem Neid, der Eifersucht, dem falschen Herzen Elisabeths herzuleiten. In jenen Tagen war man offener und aufrichtiger. Man ging über die Vergangenheit leicht weg; in einer Zeit, da es nur ein Verbrechen gab, nämlich nicht an den Papst zu glauben, fragte man nicht viel nach Schuld und Frevel. Hatte denn nicht auch David arge Thaten begangen und war doch der Mann nach dem Herzen Gottes? Mit diesem König von Juda verglich man damals gern die Königin der Schotten. Und konnte denn nicht das kirchliche Oberhaupt von aller Sünde rein machen? Wie viel man immer auf die Leidenschaft und auf die treulose, tückische und heuchlerische Natur der englischen Königin schieben Agitatorische Umtriebe.

mag, der Untergang Marias war in erster Linie ein Akt der Notwehr gegen die römische Propaganda, welche die dämonischen Mächte in der Menschenbrust aufstachelte. Die finstere Gewalt, welche zu der Bartholomäusnacht trieb, welche den Mordstahl gegen Oranien, gegen Heinrich IV. lenkte, hat auch naturgemäß den Rückschlag erzeugt, der Marias Haupt fällte.

Feudalismus und moderner Staat. Unter dem hohen Adel hatte Elisabeth wohl eine starke Partei gegen sich, welche den Umtrieben der Ultramontanen als Rückhalt diente. Die alten Geschlechter, die in früheren Jahrhunderten das geschichtliche Leben bestimmt und geleitet hatten, konnten sich schwer an die neue Ordnung gewöhnen. Während sie ehedem eine fast unabhängige Territorialgewalt besaßen und durch Trotz und tumultuarisches Treiben oft die Krone zu Kompromissen und Zugeständnissen nötigten, sollten sie sich jetzt den Gesetzen und Anordnungen fügen, die eine mit fast absoluter Gewalt ausgerüstete Fürstin und ihre wachsamen und energischen Räte erließen. Der Übergang aus dem Feudalismus in die stramme Monarchie war dem Herrenstand widerwärtig, und da der moderne Staat, der seiner unaufhaltsamen Entwickelung entgegenging, mit den reformatorischen Bestrebungen der Tudors zusammenhing, so hielten sich viele zu der altkirchlichen Partei weniger aus religiösen Impulsen als aus Unzufriedenheit über die neuen Ideen von Staat und Gesellschaft. Während aus Flandern alljährlich Tausende von Flüchtlingen sich vor der spanischen Schreckensherrschaft über den Kanal flüchteten und sich in London und in den See- und Handelsstädten ansiedelten, mußten viele ihrer Standes- und Gesinnungsgenossen in der Fremde ein Asyl suchen. Der Gewerbfleiß, die Übung und Erfahrung der niederländischen Einwanderer wirkten belebend auf das Industrie- und Handelsleben des englischen Bürgerstandes zurück: die Zustände des alten Lehnsstaats gingen immer mehr der Lockerung und Auflösung entgegen. In ihrem Verdruß über die Neuerung verkannten die alten Geschlechtshäupter den Geist der Zeit; sie liehen der kirchlichen und politischen Reaktion ihren Arm und beschleunigten dadurch ihren eignen Fall. Die neuen Ideen, von einer lebensfrischen Bürgerschaft und Volkskraft getragen, schritten siegreich voran; und da sie die Feinde ihrer geistigen und zeitlichen Interessen im ultramontanen Heerlager erblickten, so gewann die protestantische Opposition immer mehr Boden. Selbst wenn Elisabeth diese Gesinnung nicht geteilt hätte, sie wäre durch die öffentliche Stimme, durch die nationale Strömung in England fortgerissen worden. Denn in dem einträchtigen Zusammengehen der Regierung und des Volks bestand ihre Stärke, die Möglichkeit eines siegreichen Kampfes gegenüber der romanisch-katholischen Welt.

Parlamentsbeschlüsse vom Jahr 1571. Diese Stimmung und Gemütsverfassung gab sich in dem Parlament kund, das der Großsiegelbewahrer Cecil, kurz zuvor zum Lord Burleigh erhoben, im Mai 1571. Auftrag seiner Gebieterin im Mai 1571 einberief. Viel seltener als ihre Vorgänger versammelte Elisabeth die Reichsstände um ihren Thron; nur wenn die Lage des Landes und vor allem die Notwendigkeit neuer Geldbewilligung sie

drängte, entschloß sie sich zu einem solchen Schritt. Diesmal galt es, gegenüber der Bannbulle und der immer verwegener auftretenden Propaganda Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Und da konnte man denn bald gewahren, wie sehr Regierung und Volk von einem Gedanken erfüllt waren, ja daß im Hause der Gemeinen der reformatorische Geist eher eines Zügels als eines Sporns bedurfte. Es wurde für Hochverrat erklärt, die Königin als ketzerisch oder schismatisch zu bezeichnen, ihr Thronrecht zu leugnen oder ein solches irgend einer andern Person beizulegen. Als Staatsverbrecher sollte bestraft werden, wer päpstliche Bullen einführe oder verbreite, wer englische Unterthanen zum römischen Glauben bekehre, wer von Rom Ablaßbriefe oder geweihte Gegenstände einbringe. Die geistliche Gewalt der Königin wurde verstärkt; Ausgewanderte, welche der Aufforderung zur Rückkehr nicht Folge leisteten, sollten ihres Vermögens verlustig gehen. Nur mit Mühe verhinderte die Königin die „Kommunionbill“, die das Land unter einen anglo-episkopalen Terrorismus gestellt haben würde, nicht unähnlich der Inquisition in Flandern oder den Religionsedikten Frankreichs.

Ridolfi und Norfolk.

Trotz dieser scharfen Kundgebung des nationalen Willens hörten die Ultramontanen nicht auf, Intrigen und Komplotte zu schmieden, und es fehlte ihnen nie an verschmitzten Unterhändlern, welche den Verkehr Marias mit Rom, mit Philipp und Alba vermittelten, und nie an eingebornen Großen, die sich zu konspiratorischen Anschlägen gebrauchen ließen. Robert Ridolfi, ein italienischer Wechsler, der sich lange in England aufgehalten, war damals die Seele der papistisch-spanischen Propaganda. Ein Mann von großer Gewandtheit und Schlauheit, welcher schon die nordische Insurrektion mit Geld unterstützt hatte, reiste er geschäftig in der Welt umher, um vom Papst und von Philipp II. Hilfe und Beistand zu einem neuen Befreiungsversuch Marias und zu ihrer Vermählung mit Norfolk zu erwirken. Dieser mächtige Edelmann war schwach genug, gegen sein gegebenes Versprechen den früheren Heiratsplan wieder aufzunehmen. Es scheint, daß die Reize der schönen Frau denselben so gefesselt hielten, daß er wie verblendet dem Abgrund entgegentaumelte, der vor ihm gähnte. Wenn er auch jetzt noch behauptete, daß er bei seinem Vorhaben nur von patriotischen Absichten geleitet worden sei, daß er durch seinen Ehebund die Vereinigung der beiden Reiche habe bewirken, einem künftigen Erbfolgekrieg habe vorbeugen wollen: wie konnte er sich dann verleiten lassen, durch Ridolfi den Papst um Vollmachten und Geldunterstützung anzugehen und bei dem König von Spanien die Absendung von Schiffen und Mannschaft in den Kanal zu betreiben? Ridolfi spiegelte dem Herzog von Alba und den Räten Philipps II. vor, unter der Verwirrung, welche die Landung spanischer Kriegsschiffe und die gleichzeitige Erhebung der Anhänger Marias in England und Schottland herbeiführen würde, sei es leicht, die englische Königin und ihre Räte auf einem der Landhäuser, wo sie sich öfters mit geringer Wache aufhalte, zu ergreifen und

dann die katholische Religion unter dem Zepter der Maria Stuart im ganzen Reich aufzurichten. Bei diesem tollkühnen Vorhaben sollte der Herzog von Norfolk vorangehen; seine Macht, sein Name, seine beabsichtigte Heirat würde das Signal sein zu einem allgemeinen Aufstand. Allein Alba, der in das Gelingen des Unternehmens wenig Vertrauen setzte, wollte erst Kriegsmannschaft und Schiffe abgehen lassen, wenn der Handstreich gegen Elisabeth gelungen wäre, und Norfolk wollte erst losschlagen, wenn die spanische Hilfe im Anzug sei.

Das Komplott entdeckt. Wie viele geheime Briefschaften wurden damals gewechselt, wie viele Agenten trieben sich in England und Flandern, in Madrid und Rom umher, wie viele Parteigänger Marias gingen unter allerlei Verkleidungen und Vorwänden in den Wohnungen des Bischofs von Roß und des spanischen Gesandten Don Guerau aus und ein! Es war gerade damals stark die Rede von Elisabeths Vermählung mit Anjou (S. 413 f.); diese sollte um jeden Preis verhindert werden. Aber Cecil verstand die Kunst der Späherei nicht minder gut als seine Gegner. Durch geheime Kundschafter, durch zweideutige Flüchtlinge, durch vagierende Abenteurer, die sich in jener Zeit der politischen und religiösen Aufregung in Menge umhertrieben, wurde er von dem Komplott unterrichtet; Versprechungen oder Folterstrafen führten zu weiteren Geständnissen. Als man noch in Madrid und Brüssel mit Spannung auf Kunde von der neuen Schilderhebung in England wartete, war der Herzog von Norfolk bereits verhaftet.

Norfolks Ausgang. Bei den Untersuchungen über die Verschwörung war es zu Tag gekommen, daß Norfolk mit der Königin in Briefwechsel gestanden, daß er von Ridolfis Umtrieben Kenntnis gehabt, daß von Rom, von Brüssel, von Madrid große Geldsummen an ihn abgesandt worden zur Unterstützung der Parteigänger Marias in
Sept. 1571. Schottland und England. Er wurde nach London in den Tower gebracht und auf Hochverrat angeklagt; Don Guerau de Espes mußte England verlassen; Shrewsbury, in dessen Gewahrsam Maria sich damals in Sheffield befand, erhielt den Befehl, die schottische Königin strenger zu überwachen und die Dienerschaft zu wechseln. Mit Zorn und Widerstreben fügte sich die leidenschaftliche Frau in den Zwang; sie sei als freie Königin in das Land gekommen und werde jetzt als Gefangene behandelt. Der spanische Gesandte wartete noch eine Zeitlang in Dover, ob die neue Verschwörung, die er vor seinem Abgang in London gegen das Leben Burleighs angelegt, einen günstigen Fortgang habe; als er aber erfuhr, daß die Verbrecher entdeckt und ins Gefängnis geworfen seien, da beschleunigte er seine Abreise nach Brüssel, um von dort aus seine Umtriebe in größerer Sicherheit fortzusetzen. Norfolk wurde von den sechsundzwanzig Lords, die unter Shrewsburys Vorsitz in Westminster-Hall über ihn Gericht hielten,
Jan. 1572. für schuldig erklärt und zum Tod verurteilt. Er hielt fest bei seiner Behauptung, daß er nie die Loyalität gegen die Königin verletzt und stets nur zum besten des Landes zu handeln geglaubt habe: aber er konnte nicht leugnen, daß er sein Wort gebrochen, daß in seinem Namen und mit seinem Wissen in Rom

und Madrid konspiratorische Unterhandlungen behufs einer Invasion geführt worden, daß er sich zweideutig benommen, indem er sich im Ausland als gläubigen Katholiken ausgab, während er in der Heimat sich zur anglikanischen Kirchenform hielt; auch hatte er während des Prozesses manche Dinge in Abrede gestellt, die er dann wieder zugestand. Elisabeth konnte sich lange nicht entschließen, das Urteil vollstrecken zu lassen. Die klägliche Haltung des schwachen Mannes, sein Flehen und Bitten um Verzeihung, die Beteuerungen seiner Loyalität und Schuldlosigkeit wirkten auf ihr Gemüt. Drei Monate schwebte Norfolk zwischen Hoffnung auf Gnade und Todesfurcht. Aber die stürmischen Vorgänge in Schottland, die heftige Flugschrift Georg Buchanans „Enthüllung der Thaten Marias in betreff ihres Gattenmords, ihrer Verschwörung, ihrer ehebrecherischen Verbindung mit Bothwell", die wachsende Religionswut des Festlandes und vor allem die gereizte Stimmung im Parlament und bei dem Volk über die wühlerischen Umtriebe bewogen endlich die Königin in die von Burleigh geforderte Hinrichtung zu willigen. Am 2. Juni starb Norfolk, der mächtigste 2. Juni 1572.
Edelmann in England, auf dem Towerhill durch das Richtschwert. Der Antrag des Parlaments und der Konvokation, es möge auch gegen Maria Stuart eine Bill of Attainder erlassen werden, wurde von Elisabeth zurückgewiesen. Dagegen teilte Northumberland, welchen Douglas von Lochleven um eine Summe Goldes an den Befehlshaber von Berwick ausgeliefert hatte, das Schicksal Norfolks. Sein Haupt fiel auf dem Schafott in York. Einige Tage nachher traf die Nach- 22. Aug. 1572.
richt von der Pariser Bluthochzeit ein und füllte die Gemüter mit Entsetzen und Haß. Die öffentliche Volksstimme forderte zur Vergeltung den Tod Marias; aber auch diesmal widerstand Elisabeth den Ausbrüchen des erregten konfessionellen Eifers.

4. Thätigkeit der katholischen Propaganda.

Von der Bartholomäusnacht an traten die religiösen Gegensätze im west- Charakter der Zeit.
lichen Europa immer schroffer hervor und die Antipathien nahmen von Jahr zu Jahr einen leidenschaftlicheren Charakter an. Es wurde früher dargethan, daß an Haß und Verfolgungssucht gegen die von Rom Abgewichenen der neue Papst Gregor XIII. seinem Vorgänger Pius V. nicht nachstand, daß die Kurie den schonungslosesten Kampf gegen alle Häretiker als heilige Pflicht jedes gläubigen Christen darstellte; daß Philipp II. ganz in diese Vorstellungskreise einging und kein Opfer und kein Mittel verschmähte, um die Hydra der Ketzerei zu zertreten; daß in Frankreich die hochkirchliche Partei, die sich an die Guisen anlehnte, mit Spanien Hand in Hand ging, um dem Königreich den Ruhm der Rechtgläubigkeit und religiösen Einheit zu bewahren. Die erschütternden Kämpfe in den Niederlanden, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, hielten das Feuer des Fanatismus fortwährend in Flammen; schon die Lage des Landes und der Charakter des Kriegs machten die tieferregten Provinzen zum Mittelpunkt der

Politik für die angrenzenden oder benachbarten Staaten, zu einem Tummelplatz für Flüchtlinge und Verfolgte aller Völker und Konfessionen, zu einem Herd der Verschwörungen und Mordpläne. Seit der Exkommunikationsbulle war Elisabeth der Gegenstand des bittersten Hasses aller Ultramontanen; wenn dennoch weder Philipp noch der Pariser Hof zu offenem Krieg wider sie schritt, so geschah dies nur aus Rücksichten der Politik, aus Eifersucht und Mißtrauen untereinander. Um so eifriger wurde der versteckte Krieg geführt: der spanische König und Staatsrat förderte die konspiratorischen Unternehmungen in England zur Befreiung Maria Stuarts und zur Erregung innerer Aufstände; er stand in lebhaftem Verkehr mit den katholischen Häuptlingen in Irland; der französische Hof suchte bei verschiedenen Gelegenheiten den alten Bund mit Schottland wieder herzustellen und eine französisch-katholische Partei der englisch-protestantischen entgegenzusetzen. Der Papst und der Jesuitenorden leisteten diesem Treiben der Kabinette wesentlichen Vorschub, indem sie die Werkzeuge für die wühlerischen Arbeiten heranbildeten und ihnen die religiöse Glut und die fanatische Energie einflößten. Wenn bei diesen Versuchen das Leben der häretischen Fürstin ausgelöscht ward, so kam das der guten Sache um so besser zu statten; dann war Maria Stuart die nächste und legitime Thronerbin. Für eine solche That hätte die Kirche mit Freudigkeit Absolution gespendet, sie war ja schon in der Bannbulle zum voraus verheißen; schlug das Unternehmen fehl, so nahm der verwegene Sohn der Kirche wenigstens den Trost mit in das Grab, daß er für eine heilige Sache als Märtyrer geblutet habe. Diesem versteckten Krieg, der über ein Jahrzehnt mit wachsender Erbitterung geführt ward, begegnete die Königin damit, daß sie die Niederländer unterstützte, daß sie den Hugenotten bald offen, bald heimlich Beistand leistete und daß sie den katholischen Rekusanten im eignen Land mit Energie entgegentrat. Bei allen diesen Versuchen hatte sie die Nation auf ihrer Seite; es wurde oft beklagt, daß sie aus Rücksichten der Sparsamkeit, der Politik, der Vorurteile oder aus Scheu, als Begünstigerin von Aufruhr und Empörung angesehen zu werden, nur zögernd und ungenügend ihren Beistand gewähre. Damals wurde in England der Haß gegen den Papismus geboren, der über ein Jahrhundert die Gemüter beherrschte und so tief in den Gang des politischen und geschichtlichen Lebens eingriff. Lord Burleigh handelte ganz in diesem Sinne, wenn er der Königin riet, sie solle den Staat nur von Protestanten verwalten lassen und alle Katholiken von der Teilnahme am Regiment ausschließen.

Papistische Propaganda in England.

Es erregte den größten Unwillen im Volk, daß die eifrigsten und verwegensten Vermittler und Werkzeuge der katholischen Reaktion aus der englischen Nation selbst hervorgingen. Wie einst Kardinal Pole als der schärfste Bekämpfer des Schisma aufgetreten war, so weihten unter Elisabeth viele junge Engländer, zum Teil aus guten Familien und mit höherer Bildung ausgestattet, ihre Dienste und ihr Leben dem Papsttum und den Jesuiten. Unter den Studierenden der hochkirchlichen Universitäten Oxford und Cambridge hatten manche aus Anhänglichkeit für den Romanismus ihrem

Vaterland den Rücken zugewendet und in Flandern eine Zufluchtstätte gesucht. Auf Anregung von William Allen, dem in der Folge der Papst den Rang eines Kardinals verlieh, vereinigten sich mehrere derselben zur Gründung eines Kollegiums oder Seminars, das zuerst in Douay, dann bei der weiteren Verbreitung des niederländischen Aufstandes in Reims seinen Sitz hatte. Der Zweck war die Heranbildung englischer katholischer Priester, damit nicht aus Mangel an rechtgläubigen Geistlichen die alte Kirchenform untergehe. Vom römischen Stuhl und von den Ultramontanen Frankreichs und Spaniens unterstützt und gehegt, wuchs ihre Zahl und ihr Eifer. Bald erhob sich in Rom selbst eine ähnliche Anstalt, als Gregor XIII. das altenglische Hospital in ein Seminar verwandelte, welches nach einigem Bedenken den Jesuiten übergeben ward und sich der Verpflichtung unterzog, seine ganze Thätigkeit der Erhaltung und Verbreitung der römisch-katholischen Religion in England zu widmen. Diese beiden Anstalten wurden bald der Herd einer fanatischen Propaganda, welche es sich zur Lebensaufgabe stellte, das Inselreich der katholischen Kirche wieder zu gewinnen. Jahraus jahrein zogen papistische Emissäre, Priester, Mönche, Glieder des Jesuitenordens über den Kanal; unter allerlei Verkleidungen entgingen sie der Wachsamkeit der Polizeibeamten; sie kehrten bei heimlichen oder offenen Gesinnungsgenossen ein, nahmen die Beichte ab, hielten Messe, gaben Lehren und Ratschläge. Unter sicherem Geleit wanderten sie von einem Ort zum andern. Sie suchten vor allem das katholische Bewußtsein zu schärfen. Da die anglikanische Kirchenform so manche romanische Elemente in sich faßte, so konnte es häufig geschehen, daß Altgläubige dem öffentlichen Gottesdienst anwohnten, ohne darum ihre religiösen Ansichten aufzugeben. Manche mochten sich beruhigen, wenn sie heimlich einen Rosenkranz oder ein katholisches Gebetbuch in der Hand hielten. Die Scheinkonformität konnte aber leicht zu einer wirklichen führen; darum mahnten die Seminarpriester davon ab. An der zunehmenden Zahl der Rekusanten konnte man bald die Wirkung dieser Missionsthätigkeit wahrnehmen. Schon am Ende des Jahres 1578 meldete der spanische Gesandte nach Madrid, daß die Anhänger der katholischen Kirche sich wunderbar mehrten.

Auch eine geheime Presse stand der Propaganda zu Gebote; wie viele Flugschriften wurden verbreitet, worin die Thronberechtigung Marias und Elisabeths im päpstlichen Sinne dargestellt, die letztere und ihre geistlichen und weltlichen Räte und Diener mit heftigen Schmähungen überschüttet waren. Mit der zunehmenden religiösen Erregung wurden diese teils in England, teils im Ausland gedruckten Pamphlete immer heftiger und leidenschaftlicher. Auch größere Werke, in welchen der Abfall der englischen Kirche von Rom in der gehässigsten Weise mit den schändlichsten Verleumdungen und Invektiven gegen die Urheber dargestellt war, gingen aus den Kreisen dieser englisch-papistischen Agitatoren hervor. So veröffentlichte Nikolaus Sanders, einst unter der blutigen Maria ein erbarmungsloser Verfolger, dann in Rom und Madrid ein glühender Aufstifter und Hetzer, im Jahr 1577 die berüchtigte geschichtliche Karikatur „über den Ursprung und Fortgang des englischen Schisma“, die durch ihre giftige schmähsüchtige Haltung voll dreister Lügen und Skandalberichte einen großen Eindruck machte, so daß Gilb. Burnet noch im nächsten Jahrhundert sich zu einer Widerlegung veranlaßt sah.

Pamphlete und Schmähschriften.

Sanders.

Und nicht bloß mit der Feder bekämpfte Sanders sein Vaterland und die Königin, er nahm auch mit einer Anzahl Priester und Mönche an der bewaffneten Expedition teil, mit welcher der irische Häuptling Fitzmaurice, von der Küste des Kirchenstaats aus, unter päpstlicher Fahne und mit päpstlicher Unterstützung, an der Küste seiner Heimat landete, um die Insel von der englischen

Insurrektion in Irland. 1579.

Herrschaft und den verhaßten Religionsgesetzen zu befreien und sie dem Zepter Philipps II. zu unterwerfen. Allein die Unternehmung schlug fehl; der spanische König, damals mit der Unterwerfung Portugals beschäftigt, leistete keine Hilfe; Fitzmaurice fiel im Kampf; die Engländer schlugen die papistische Invasion zurück; Sanders kam elendiglich ums Leben. Furchtbar wütete das Racheschwert und das Richtbeil unter den verführten Insurgenten.

Nichtsdestoweniger blieben die Hoffnungen und Wünsche der Irländer auf Spanien gerichtet, und Philipp unterließ nichts, um durch vertraute Agenten sich die Sympathien zu erhalten. Neun Zehnteile der Einwohner, meldete ihm einer der Abgesandten, hegten das sehnlichste Verlangen, er möge sie in seinen Schutz nehmen und ihre Seelen retten. Wir wissen aus früheren Blättern, welchen Widerstand das keltische Inselvolk von jeher den „sächsischen" Eroberern des Nachbarlandes entgegensetzte: nun gesellte sich zu der nationalen Antipathie der Widerwille gegen die englischen Kirchengesetze, welche die Abhaltung der Messe untersagten; ein unaufhörlicher Rasse- und Religionskrieg ließ keine Friedenszustände, keine bürgerliche und gesetzliche Ordnung aufkommen. Jeder auswärtige Feind Englands, zumal wenn er die römisch-katholische Fahne aufpflanzte und die Geistlichkeit für sich zu gewinnen wußte, fand daher in dem heißblütigen kampfbereiten Inselvolk einen Bundesgenossen. Die „Geraldinen", die mächtigsten Stammhäuptlinge in Grün-Erin, bewahrten den unbotmäßigen, streitlustigen Geist, den sie so oft kund gegeben, auch unter den Tudors. Elisabeth vermochte sowenig wie ihr Vater (X, 603 f.) das tumultuarische papistische Irland zu einer festen Union mit England zu bringen. Nur soweit und solange die englischen Waffen den Staats- und Religionsgesetzen Nachdruck verliehen, beugte sich der widerspenstige Geist unter die Obmacht des Nachbarstaats.

Jesuiten in England. Die Expedition nach Irland war nur ein Teil des großen Aggressionsplanes, den der päpstliche Stuhl unter dem Beistand der Jesuiten und der englischen Seminarpriester um dieselbe Zeit von verschiedenen Seiten her auszuführen gedachte. Damals kam der Jesuitenzögling d'Aubigné nach Edinburg, um, wie wir gesehen haben, den jungen König in das katholisch-französische Heerlager zu führen; und zugleich zogen zwei Genossen Allens und Sanders, Robert Parsons und Edmund Campian, eifrige Zöglinge von Reims, über den Kanal, um in England selbst der Königin Nachstellungen zu bereiten. Robert Parsons
April 1580. zog als Kriegsmann verkleidet nach Gloucester und Hereford, Campian besuchte im Gewand eines Kaufmanns Oxford und Northampton. Die Bannbulle, welche die über die häretische Königin ausgesprochene Exkommunikation auf alle ausdehnte, die ihren Befehlen gehorchen und den Eid der Treue schwören würden, ging in dieser Fassung zu weit; sie machte es allen aufrichtigen Mitgliedern der römisch-katholischen Kirche unmöglich, in England zu weilen. Auf Betreiben der Jesuitenmissionäre wurde daher die Bannbulle nur auf die Königin selbst und ihre häretischen Räte und Diener beschränkt; für die katholischen Engländer dagegen sollte sie so lange vertagt sein, bis sie in betreff der Herrscherin in Ausführung gebracht werden könnte. Den englischen Katholiken war es somit gestattet, sich als loyale Unterthanen Elisabeths zu bekennen bis zu dem Zeit-

punkt, da es möglich sein würde, sie vom Thron zu stoßen oder zu töten, dann sei es Pflicht, der Bulle zu gehorchen. Die Klausel besagte also, daß es keine Sünde sei, der bestehenden Obrigkeit zu gehorchen, solange sie die Gewalt habe, wenn aber äußere Umstände, etwa eine Invasion katholischer Mächte oder ein Staatsstreich eintreten würden, welche einen Umsturz bewirken könnten, dann sei es im Namen der Religion geboten, diesen durch innere Aufstände in die Hände zu arbeiten. Man liebte es, die Erzählung von Judith und Holofernes in Erinnerung zu bringen.

Seit der Ausweisung Don Gueraus war der Posten der spanischen Gesandtschaft in London sechs Jahre lang unbesetzt geblieben; dann hatte Philipp einen Grande ersten Ranges als seinen Stellvertreter abgeschickt, Don Bernardino Mendoza. Es ist dies derselbe streng katholische Staatsmann, dessen spätere Thätigkeit wir schon in der Geschichte Frankreichs kennen gelernt haben. Dieser leistete den jesuitischen Missionären allen Vorschub. Triumphierend berichtete er seinem Herrn, daß der nordische Adel, die Verwandten und Anhänger Norfolks und Northumberlands, für den Glauben ihrer Väter alles einzusetzen bereit wären. Aber auch in den Regierungskreisen merkte man die Veränderung. Walsingham, neben Burleigh der namhafteste Staatsmann im Geheimen Rat, wurde mit der Überwachung der fremden Priester betraut. Er machte die Schuldigen bald ausfindig. Sie wurden ergriffen, verhört und auf Grund der erwähnten Parlamentsbeschlüsse vom Mai 1571 (S. 530) wegen hochverräterischer Handlungen und Umtriebe zum Tod verurteilt. Es war entdeckt worden, daß der Eid der Treue und des Gehorsams gegen die Königin nur „bis zu einem gewissen Zeitraum" den Katholiken gestattet sein sollte; dadurch fielen sie den Strafgesetzen anheim. Campian, Sherwin, Bryant und mehrere ihrer Genossen wurden hingerichtet.

Mission und Martyrium.

Nov. 1581.

Dies waren die ersten katholischen Priester, die ihre Überzeugung mit dem Tod büßten. Aber nicht um ihres Glaubens willen erlitten sie die Strafe, sondern wegen ihrer agitatorischen Thätigkeit. Es war gesetzlich verboten, die Thronberechtigung der Königin in Zweifel zu ziehen, die Hoheit des Papstes über England zu bekennen und öffentlichen Meßdienst zu feiern; aber dem Gewissen wurde kein Zwang angethan. „Wenn Päpste Unterthanen von der Treue gegen ihre Fürsten entbinden können, dann kann kein Königreich bestehen als mit Bewilligung des Papstes," schrieb Lord Burleigh zur Rechtfertigung des Justizverfahrens. Der Besuch der auswärtigen Seminare, wo der Königsmord offen als eine Gott wohlgefällige Handlung gepredigt werden durfte, wurde darauf allen Engländern verboten. Mendoza wehklagte, daß die Verfolgung die Kirche zu Grunde richte; aber die Pflanzschulen des Romanismus in Reims und am Tiber dauerten fort und sandten nach wie vor ihre Priester und Fanatiker nach dem Inselland. Noch Mancher büßte den Versuch, durch Elisabeths Ermordung und Marias Befreiung eine Gegenreformation in England herbeizuführen, mit seinem Leben. Als neue Mordversuche entdeckt wurden und die Schuldigen (Arden, Somerville, Throgmorton) vor ihrem Tod auf der Folter die Anstifter des Attentats angaben, wurden im Januar 1584 sieben Priester von Campians Richtung in Tyburn

Charakter der Katholiken-Verfolgung.

und York hingerichtet. Da sich herausstellte, daß das Haus des spanischen Gesandten Vereinssammlungsort für die papistische Propaganda sei, daß sowohl die Umtriebe und Komplotte im Innern als die Pläne auswärtiger Invasionen von ihm mit Rat und That unterstützt und gefördert wurden, so erhielt auch Mendoza die Weisung, das Königreich zu verlassen.

5. Schottland unter König Jakob VI.

Katholische Sympathien am Hof. Auch in Schottland hatte das papistisch-jesuitische Komplott seine Verzweigung. Zwei Zöglinge des römischen Seminars, Crichton und Holt, hatten die Mission übernommen, eine katholische Reaktion in Schottland hervorzurufen und dann von Norden her eine Invasion in England zu betreiben. Damals stand der König gänzlich unter dem Einfluß der Günstlinge Lennox und Arran. Bei beiden fanden die Emissäre gute Aufnahme. Sie haßten die presbyterianische Kirche und ihre rücksichtslosen Prediger, und da auch Jakob das schwere Joch der strengen Mahner mit Widerwillen ertrug, so wuchsen am Edinburger Hof die katholischen und reationären Sympathien. Mit Verdruß gewahrten die Geistlichen, daß der König, der noch kaum die Knabenjahre zurückgelegt hatte, sich in weltliche Freuden stürzte, nur Schmeichler und Wohldiener um sich haben wollte und den in seiner Seele schlummernden Neigungen, Hochmut und Eitelkeit, immer mehr Raum gab. Auch die Adelshäupter blickten mit Mißfallen auf die Höflinge, wovon der eine, Lennox, eine verdächtige Vergangenheit hatte, der andre, Arran, einen anstößigen Lebenswandel führte, und die beide eine lebhafte Verbindung mit den Höfen von Paris und Madrid unterhielten. Der alte Plan tauchte wieder auf und wurde eifrig beraten, wonach Maria Stuart mit ihrem Sohn gemeinschaftlich regieren und ihren Successionsrechten in England zu gunsten des letzteren entsagen sollte. Viele Briefe wurden über den Vorschlag gewechselt, der keine Partei befriedigte und nur berechnet war, die jesuitischen Umtriebe zu verhüllen.

Der Raid of Ruthven. Da erfolgten die Entdeckungen des englischen Komplotts und übten auch auf Schottland einen Rückschlag. Die englisch-protestantische Partei des Adels schloß auf der Burg des Lord Ruthven, Grafen von Gowry, einen Bund zum Sturz der Günstlinge, Raid of Ruthven genannt. (Aug. 1582.) Die Teilnehmer, Glencairn, Lindsay, Glamis u. a. befanden sich gerade bei dem Schloßherrn, als Jakob, von der Jagd kommend, vorbeiritt. Man ersuchte ihn einzutreten und er folgte ohne Arg der Einladung. Er erschrak, als er nach und nach viele fremde Gesichter um sich sah; doch nahm er an dem Festmahl teil. Nach aufgehobener Tafel wollte er sich entfernen; da wurde ihm eine Klagschrift überreicht, in welcher die sofortige Entlassung der Günstlinge verlangt war. Vergebens suchte er die Thür zu erreichen; Glamis hielt ihn fest, und als der Bedrängte zu weinen begann, sagte der rauhe Lord: „Es ist besser, daß Kinder weinen als bärtige Männer." Nun war Jakob in der Gewalt der Adelspartei, die von dem englischen Kabinett geleitet wurde. Vergebens suchte Lennox seinen Herrn mit gewaffneter Hand zu befreien; er wurde zurückgeschlagen und mußte das Land verlassen. Er begab sich nach Frankreich, wo er bald nachher starb, tief betrauert von seinem königlichen Gönner. Die Verbündeten ließen eine Rechtfertigungsschrift ausgehen und nötigten dann den König, ihr Verfahren gutzuheißen und sie gegen jede künftige Bestrafung sicherzustellen. Damit war der Plan einer gemeinschaftlichen Regierung von Mutter und Sohn zu Ende. Der französische Abgesandte de Lamotte Fenelon kehrte zurück; Arran und ein andrer Unterhändler, Georg Douglas, der einst Marias Flucht aus Lochleven bewirkt hatte, wurden in Gewahrsam gebracht; die jesuitischen Emissäre retteten sich durch abenteuerliche Flucht; der Puritanismus war stärker als je zuvor.

Nun hatte die englische Partei das Regiment und Walsingham und Cecil leiteten durch die protestantischen Lords die öffentlichen Dinge in Schottland im Sinne Elisabeths. Aber die rauhe und rücksichtslose Weise, in welcher die schottischen Magnaten und die mit ihnen verbündeten presbyterianischen Prediger ihr Übergewicht geltend machten, beleidigte den König. Sein ganzes Streben ging dahin, sich der lästigen Beaufsichtigung zu entziehen; und in der That gelang es ihm, sich auf listige Weise zu befreien und das Schloß St. Andrews zu gewinnen. Der französische Gesandte von der Partei der Guisen war ihm dabei behilflich gewesen, daher auch die französisch gesinnten Lords wieder die Oberhand bekamen. Arran gewann seinen früheren Einfluß; als Kanzler und Generalleutnant stand er an der Spitze der Regierung und der Kriegsmacht; in Briefen voll Ergebenheit und Demut gab Jakob seinen Verwandten in Paris seine Anhänglichkeit zu erkennen und bat sie, bei dem heiligen Vater in Rom Fürbitte für ihn einzulegen. Der Raid of Ruthven wurde für eine hochverräterische Handlung erklärt und ein Gerichtsverfahren gegen die Teilnehmer eingeleitet. Viele entzogen sich durch die Flucht der Rache des Königs und der reaktionären Partei am Hofe. Auch die Prediger Dury und Melville, die Vorfechter der kirchlichen Freiheit und Gleichheit gegen Papismus und Episkopat, verließen Edinburg und St. Andrews. Vergebens erhoben Gowry und einige seiner Gesinnungsgenossen im Vertrauen auf englische Unterstützung die Waffen, um die neue französisch-katholische Kamarilla, Arran und Will. Stuart an ihrer Spitze, vom Hofe und von der Regierung zu verdrängen; sie wurden im Felde überwunden und Lord Gowry in Stirling öffentlich enthauptet. Walsingham, der den König im Namen Elisabeths warnen und auf andre Wege bringen sollte, wurde mit ungnädigen Worten heimgeschickt. Ein unter reaktionären Einflüssen versammeltes Parlament bestätigte das Strafverfahren gegen die des Hochverrats beschuldigten Edelleute, stellte das Bischoftum her und beschränkte die Freiheiten der presbyterianischen Kirche durch eine Reihe einschneidender Gesetze. In dem Augenblick, da in allen Ländern der Romanismus im Bunde mit Absolutismus seine äußersten Anstrengungen machte, da Wilhelm von Oranien unter Mörderhand verblutete, die Verschwörungen und Attentate in England die Gemüter in Aufregung und Furcht hielten, war auch in Edinburg ein unwürdiges reaktionäres System im Regiment. Ein vom Volk wegen seiner Unsittlichkeit verachteter Emporkömmling und seine Kreaturen leiteten die öffentlichen Dinge im Sinne der Guisen. Wenn sich damals schon Spanien und Frankreich zu gemeinschaftlichem Handeln die Hand gereicht hätten, wie einige Zeit nachher, so konnten die Pläne und Hoffnungen der Jesuiten und Ultramontanen auch in den britischen Reichen in Erfüllung gehen. Während protestantische Geistliche durch die Flucht nach England sich der Verfolgung entzogen, wurden verkappte Jesuiten in Holyrood empfangen. Bei Crichton, der auf dem Kanal von den Holländern gefangen wurde, fand man in den Papieren, die er zerrissen und in die See geworfen, den Entwurf eines von weiter Hand vorbereiteten Komplotts mit genauen Angaben der Angriffspunkte und der Streitkräfte.

Flucht des Königs und reaktionärer Umschlag. — *Dez. 1583.* — *Mai 1584.*

Bei keinem Fürsten möchten die kontrastierenden Eigenschaften, Hochmut und Ohnmacht, Dünkel und Unfähigkeit, Feigheit und Trotz so innig verbunden gewesen sein, als bei Jakob VI., diesem unköniglichsten aller Könige, unter dessen Regierung in Schottland eine völlige Anarchie herrschte. Der furchtsame, friedliebende Fürst, den der Anblick eines entblößten Schwertes zittern machte, war nicht im stande, den rohen, allzeit schlagfertigen Feudaladel, der teils aus angeborner Fehdelust, teils aus Parteiwut für oder gegen die vertriebene Königin, teils aus Selbstsucht und Leidenschaft stets zum Kampf und zur Empörung bereit war, in Ordnung zu halten. Unfähig selbst zu regieren, war er doch zu hochmütig, um selbständigen, charaktervollen und klugen

König Jakob VI.

Ratgebern sein Vertrauen zuzuwenden; er verschwendete Gunst und Gnade in ungemessener Weise an unwürdige, geckenhafte Günstlinge, die durch körperliche Schönheit und Wohlgestalt das Herz des Königs, dem dieser Vorzug gänzlich abging, gewonnen hatten, unbekümmert um die Meinung des Volks, das alle Not und alles Elend diesen Lieblingen schuld gab und den Waffen der empörten Großen, die den Monarchen zur Entfernung dieser unwürdigen und übermütigen Räte zwingen wollten, Erfolg wünschte. Gegen die presbyterianische Kirche mit ihren demokratischen Einrichtungen und gegen die strengen Geistlichen, die auf der Kanzel und in den kirchlichen Versammlungen über hoch und niedrig eine furchtbare Geißel schwangen und mit rücksichtsloser Derbheit alle Gebrechen und Schäden des Staats und der Kirche, alle Sünden des Hofes und des Familienlebens ihrer scharfen Rüge unterzogen, fühlte Jakob einen unüberwindlichen Haß; allein er hatte nicht den Mut, seines Herzens Meinung kund zu geben; knirschend fügte er sich dem geistlichen Joch, pries wohl mitunter die presbyterianische Kirche als die reinste, die das apostolische Gepräge am vollkommensten an sich trage, nahm hier und da thätigen Anteil an den theologischen Disputationen und gelehrten Kämpfen, wobei er mit innigem Wohlgefallen seine pedantische und dünkelhafte Schulmeisternatur an den Tag legte; aber sein Bestreben, das dem Volk und der Geistlichkeit so verhaßte Episkopalsystem in Schottland zu begründen, seine Nachsicht und Milde gegen einheimische und fremde Katholiken, von denen er mehrere in seiner nächsten Umgebung duldete, indes das Volk sie lieber an den Pranger gestellt hätte, und seine wiederholten Versuche, die schrankenlose Freiheit und Kühnheit des presbyterianischen Priestertums zu brechen, gaben seine eigentliche Gesinnung kund. Die Geistlichen ahnten diese in der Tiefe seiner Seele verschlossene Gesinnung und gerieten über die Heuchelei in Wut. In ihrem Zorn vergaßen sie ihre Stellung zu dem Herrscher des Landes und erlaubten sich eine in Monarchien unerhörte Sprache; Knox' Geist und Prophetenkühnheit schwebte über der ganzen Korporation. Der gänzliche Mangel an Würde, Haltung und Majestät in Jakob begünstigte ihr Gebahren; sie hatten das Volk auf ihrer Seite und durften im Vertrauen auf diesen Schutz die ärgsten Invektiven gegen den König und seinen Hof schleudern. — Am erbärmlichsten erscheint Jakobs Benehmen seiner Mutter Maria Stuart und der Königin Elisabeth gegenüber. Er hatte nie Liebe zu seiner Mutter gefühlt, die ihm von Jugend auf als Mörderin seines Vaters, als eine abgöttische Frau, die durch ihren Götzendienst sich und das Land in Elend gestürzt, dargestellt worden war; ihre Haft war ihm ganz recht, denn ihre Rückkehr nach Schottland hätte ihn in eine untergeordnetere Stellung gebracht; und wenn je einmal ein kindliches Gefühl in ihm aufkam oder die Vorstellungen fremder Höfe an sein Gewissen schlugen, so fiel es der klugen Elisabeth, die den König und seinen Adel in Sold hatte, nicht schwer, ihn zu beschwichtigen und diese Regungen zu unterdrücken.

6. Repressivmaßregeln gegen Verschwörungen.

Konspiratorische Umtriebe und Gegenwehr.

Bei so feindseligen Absichten und Bestrebungen der jesuitisch-papistischen Propaganda war es denn wohl an der Zeit, daß die englische Regierung Bedacht nahm durch Einübung der Kriegsmannschaften, durch Sicherung der Häfen, durch Befestigung wichtiger Plätze, durch Beförderung der Marine das eigne Land gegen fremde Invasionen zu schützen und zugleich durch Unterstützung der Niederländer die Spanier an der vollständigen Unterwerfung der aufständischen Provinzen zu verhindern. Wir werden bald erfahren, daß Elisabeth damals ihren Günstling Dudley-Leicester mit Kriegsmannschaft nach Vlissingen sandte.

Die Übersiedelung flandrischer Gewerbsleute und Fabrikanten, die dadurch gefördert wurde, kam der Politik Burleighs zu statten. Er wollte die bürgerlichen Elemente des englischen Staats, die der Regierung ergeben waren, stärken und die Macht des Adels, der den spanisch-papistischen Umtrieben und Komplotten stets Halt und Zugang gewährte, brechen. Die katholischen und malkontenten Lords wurden schärfer überwacht und die protestantischen Unterthanen derselben gegen Zwang und Bedrückung in Schutz genommen. Allein solange die Königin von Schottland mit ihren Thronansprüchen im Lande war und von der papistischen Propaganda als die legitime Fürstin dargestellt wurde, war an eine siegreiche Durchführung dieses Regierungssystems nicht zu denken. Was half es, daß man die Verbreitung aufreizender Flugschriften und Pamphlete voll Verleumdungen und Insulten mit strengen Strafen belegte, daß man die Aufnahme und Beherbergung fremder Priester und papistischer Emissäre als Verletzung der Loyalität und Unterthanenpflicht, als hochverräterische Handlung hinstellte und Strafgesetze gegen die Schuldigen ausgehen ließ, wenn die Ermordung Elisabeths, die Befreiung Marias, die Rebellion der katholisch gesinnten Einwohner und die Herstellung der römischen Kirche und der päpstlichen Autorität als religiöse Pflicht und göttliches Gebot in ultramontanen und legitimistischen Kreisen empfohlen werden konnte und wenn es Fanatiker gab, welche bereit waren, für die Verwirklichung solcher Doktrinen alles zu wagen, selbst Marter und Tod über sich ergehen zu lassen? Aus den gerichtlichen und historischen Urkunden jener tiefbewegten Zeit kann man ersehen, wie sehr damals die konspiratorischen Umtriebe, die Mordanschläge und prämeditierten Gewaltstreiche das geschichtliche und religiös-politische Leben erfüllten; wie vertraut die fanatisierte, von jesuitischer Sophistik und Glaubenswut durchdrungene katholische Welt mit solchen Mordgedanken geworden war. Hochverratsprozesse nehmen in den Annalen der englischen Geschichte der achtziger Jahre einen breiten Raum ein. Die Hinrichtungen der Schuldigen schreckten andre nicht ab, ähnliches zu wagen.

Throgmorton und Parry. 1584. 1585.

Nach Francis Throgmorton, der seine Beteiligung an den reaktionären Umtrieben in Schottland im Jahr 1584 mit dem Leben büßen mußte, fiel William Parry, der lange an Elisabeths Hof gelebt und sich ihrer Gewogenheit erfreut hatte, den jesuitischen Verführungen in Rom und in Frankreich zum Opfer. Er kehrte in sein Vaterland zurück mit dem Vorsatz, seine ehemalige Gebieterin zu ermorden; lange wußte er seine Absicht zu verbergen, so daß er sogar einen Sitz im Parlament erwarb; aber gerade hier kamen seine papistischen Grundsätze zu Tage; bei einer Untersuchung seiner Briefschaften fand man ein Schreiben des Kardinals von Como, daß der heilige Vater seinen Segen und Sündenerlaß erteile zu dem der Kirche so fördersamen Unternehmen. Parry wurde darauf zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Die Association für die Sicherheit der Königin.

Diese Konspirationen und die gleichzeitige Ermordung Oraniens erfüllten England mit Schrecken. Burleigh und Walsingham handelten daher ganz im Sinne der öffentlichen Meinung, wenn sie die Stimmung des Volks benutzten, um die gesamte Nation zu einer „Association für die Sicherheit der Königin“

zu vereinigen. Eine Urkunde (»bond«) wurde in unzähligen Exemplaren durch das ganze Land verbreitet und in den Kirchen zur Unterschrift vorgelegt, worin sich jedermann persönlich im Namen Gottes des Allmächtigen verpflichtete, alle, welche gegen die Sicherheit und das Leben der Königin etwas vornehmen würden, mit Rat und That und selbst mit den Waffen zu bekämpfen und nicht zu ruhen, bis die Ruchlosen und alle ihre Anhänger vollkommen vertilgt seien. Würde das Attentat in der Absicht unternommen, um dann einen Anspruch auf die Krone geltend zu machen, so verpflichteten sie sich alle insgesamt und jeder Einzelne, einen solchen niemals anzuerkennen und an dem Urheber Rache zu nehmen. Wer aus irgend einem Grund sich von dieser Association lossage, sollte von allen andern als Meineidiger verfolgt und unterdrückt werden. Damit wurde als Ausdruck des Volkswillens öffentlich kund gegeben, daß ein Anspruch auf die Krone, der durch Meuchelmord zur Geltung gebracht werden sollte, niemals Anerkennung finden würde. Und daß dies wirklich die allgemeine Meinung in England sei, bewies sowohl der Eifer, ja die Begeisterung, mit dem sich alle Stände zur Unterschrift drängten, als der Parlamentsbeschluß vom März 1585, worin in Ergänzung des Verbrüderungseides festgesetzt ward, „daß Personen, zu deren Gunsten eine Rebellion versucht, ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, ihres Rechts an die Krone verlustig sein sollten: würden sie selbst Anteil an einem solchen nehmen, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben". Die Königin wurde ermächtigt, eine Kommission von wenigstens vierundzwanzig Mitgliedern aus dem Staatsrat, aus dem Adel und aus dem Richterstand niederzusetzen, welche über die Verschuldung erkennen und das Urteil fällen sollten. Damit wurde die Erbfolge an Bedingungen geknüpft, das dynastische Recht von der richterlichen Entscheidung eines hohen Rats abhängig gemacht, das Prinzip des erblichen Königtums kraft der Geburt der legislativen Gewalt des Parlaments untergeordnet.

Maria Stuarts Haltung und Gesinnung.

Es stand außer Frage, wohin diese einschneidenden Maßregeln zielten: man wollte die Quelle abgraben, aus welcher die konspiratorischen Umtriebe und Attentate flossen, man wollte nicht bloß die Thäter, sondern auch die verborgenen Urheber treffen. Maria mußte von diesem Schritt die schlimmsten Folgen für sich erwarten. Wenn sie auch mit Entrüstung den Verdacht zurückweisen mochte, als ob sie jemals an einem Unternehmen gegen das Leben Elisabeths teilnehmen könnte, ja wenn sie sich jetzt sogar erbot, der Association durch ihre Namensunterschrift selbst beizutreten, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß sie von den konspiratorischen Umtrieben in den ultramontanen Kreisen, von den Mordanschlägen gegen die englische Königin Kunde gehabt, daß sie den Versuchen zu einem Umsturz der Regierung und zu ihrer eignen Befreiung und Erhöhung nicht fremd gewesen. Maria Stuart war keine demütige oder reumütige Dulderin. Aus der großen Menge von Briefen, die von ihr erhalten sind, ersieht man, welch lebhaften Anteil sie fortwährend an den öffentlichen Dingen Europas,

an den politischen und religiösen Vorgängen, an dem Verlauf des geschichtlichen Lebens genommen hat. Nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine vollberechtigte Fürstin schreibt sie an Elisabeth, an die auswärtigen Höfe, an Staatsmänner und einflußreiche Persönlichkeiten, mit dem gehobenen Selbstgefühl, daß sie der Mittelpunkt der gesamten Politik der Zeit, daß mit ihrem Schicksal das Prinzip des fürstlichen Erbrechts und die Herrschaft der katholischen Kirche verflochten sei. „Zwei Dinge sind noch übrig, die ihr mir nicht nehmen könnet", sagte sie zu ihrem Aufseher: „das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft." Wie sehr die Stimmungen und Ansichten, die sich in ihren Briefen abspiegeln, wechseln mögen, diese beiden Grundanschauungen durchzogen ihr innerstes Wesen, waren die bewegenden Motive ihrer Handlungen.

Es möchte schwer sein, in den Ergüssen der erregbaren, von momentanen Eindrücken beherrschten Seele Marias eine in allen Lebensperioden konsequente Gedanken- und Gefühlsrichtung herauszufinden, dazu war sie zu beweglich, zu lebhaft, zu reizbar. „Denn keinen Augenblick war Maria Stuart ruhig," bemerkt Ranke, „auch in ihrem Gefängnis teilte sie die Bewegung der Welt: unaufhörlich arbeitete es in ihrem Kopfe; sie brütet über ihren Zustand, ihr Elend und ihre Hoffnungen, die Mittel, jenem zu entgehen, diese zu erreichen; zuweilen kam wohl auch ein Moment der Resignation, um sogleich wieder vorüberzugehen. Alles, was sie denkt, wirft sie in ihre Briefe, die, wenn sie sich auch auf einen nahe liegenden Zweck richten, doch zugleich momentane Aufwallungen sind, leidenschaftliche Ergüsse, Produktionen mehr der Phantasie als des Verstandes." Aber das Gefühl ihres dynastischen Rechts auf die schottische und englische Krone verließ sie niemals und ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion nahm darum mit den Jahren zu, weil sie in dem Beistand der römisch gesinnten Welt die einzige Möglichkeit erblickte, jenes fürstliche Recht zur Geltung zu bringen. Wie zürnte sie auf ihren Sohn, daß er den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Regierung, einer Mitregentschaft so kalt aufnahm, so wenig sich darauf einlassen wollte, daß er glaubte ein Recht an die Krone zu haben, das nicht von ihr selbst ausgegangen! Auch wenn sie in ihren Briefen davon spricht, daß Jakob nur dann die schottische Krone zu tragen berechtigt und würdig sei, wenn er der katholischen Kirche beitrete, wenn sie rät, daß man denselben nach Spanien oder Frankreich entführe, damit er im wahren Glauben unterrichtet werde, wenn sie in ihrer Heftigkeit ausspricht, lieber ihre Rechte auf die schottische Krone an Philipp II. zu übertragen, als zu dulden, daß ihr undankbarer ketzerisch gesinnter Sohn König werde, erkennt man dieselben Grundideen. Ihre Briefe

Wie war es aber möglich, daß sie aus ihrer Gefangenschaft eine so lebhafte Korrespondenz führen konnte? Die Antwort darauf ist, daß ihre Beaufsichtigung nicht so streng war, als man gewöhnlich annimmt, und daß die große Zahl ihrer Anhänger ihr die Verbindung mit der Außenwelt erleichterte. Sie wurde lange Zeit nicht als Gefangene, sondern als Gast der Königin behandelt; ihre Einrichtung, ihre Verpflegung und Bedienung waren ganz ihrem Stand gemäß, sie durfte reiten und jagen so viel sie Lust hatte; Lord Shrewsbury, der viele Jahre die Aufsicht über die zu ihrem Aufenthalt bestimmten Schlösser führte, Leichte Beaufsichtigung.

neigte zum Katholizismus, seine Gattin war die Freundin und Vertraute Marias, bis sich beide aus persönlichen Motiven entzweiten und einander bei Elisabeth verleumdeten. Unter den zu ihrem Dienst befindlichen Personen waren die meisten ihr ergeben; und wie trefflich verstand sie die Kunst, alle, die in ihre Nähe kamen, zu gewinnen und zu fesseln! Depeschen in Geheimschrift wurden nach allen Enden getragen; sie selbst erfuhr durch mündliche und schriftliche Mitteilungen alles was in der Welt vorging, alles was in der hohen Politik entworfen und geplant wurde. Die Phantasie der Schwärmer, die Glaubensglut der Fanatiker, die ritterliche Hingebung der Legitimisten beschäftigten sich mit ihrer Person und ihrem Schicksal; ihre Befreiung war das Ziel aller Papisten, aller katholischen Eiferer. Sie konnte ohne Bedenken der Association für die Sicherheit der Königin beitreten und die gegen sie gerichtete Parlamentsakte ruhig hinnehmen; gelang der Mordversuch gegen Elisabeth, so fiel ihr selbst die Krone zu, eine andre Ordnung trat ein, ein andres Parlament konnte die Beschlüsse des vorhergehenden umstoßen. Und es war ihr nicht verborgen, daß gerade damals ein neues Komplott im Werke war, um der englischen Königin das Schicksal Oraniens zu bereiten.

7. Babingtons Verschwörung.

Die konspiratorische Thätigkeit auf der Höhe.

Man muß sich erinnern, wie lebhaft im Jahr 1586 die Hoffnung in den ultramontanen Kreisen gehegt wurde, nun werde die Ketzerei in Europa bald ausgerottet sein und das katholische Universalreich Philipps II. anbrechen: das siegreiche Vorgehen Farneses in den Niederlanden, die heilige Ligue in Frankreich, die Zunahme der katholischen Partei in Schottland und England schien die Tendenzen der Romanisten ihrer Verwirklichung nahe zu führen. Nur Elisabeth und ihre Minister hielten die ketzerische Opposition aufrecht, erschwerten oder verhinderten den Triumph der römischen Kirche. Nichts war natürlicher, als daß die Papisten und spanisch-Guiseschen Parteigänger energischer denn je den Entschluß faßten, durch Ermordung Elisabeths der schottischen Königin den Weg zum Thron zu bahnen, eine Erhebung der Katholiken im ganzen Inselreich herbeizuführen und mit Hilfe spanischer Schiffe und Kriegsmannschaften eine katholische Restauration zu begründen; dann würde Philipp das britische Reich unter seine Schutzherrschaft nehmen, wie es die Liguisten mit Frankreich im Sinn hatten. Eine solche Mission schmeichelte dem Stolz des spanischen Monarchen; ein katholisch-absolutistisches Weltregiment war ja das höchste Ideal des Habsburger Autokraten. Philipp billigte den Plan, Parma war bereit, im rechten Moment die Hand zu reichen, und Mendoza, nunmehr zum Botschafter in Paris ernannt, leitete die Fäden des Komplotts; an revolutionären Elementen und verwegenen Fanatikern war in jenen Tagen kein Mangel: im Seminar zu Reims wurde ohne Rückhalt die Ermordung einer vom heiligen Stuhl exkommunizierten Feindin der Religion als eine gottgefällige That dargestellt, durch

die man sich das Himmelreich erwerben könne. Schon hatte ein ausgewanderter Engländer Namens Savage, der früher in der Armee Parmas gedient hatte, im Kollegium von Reims den Vorsatz gefaßt, diese heilige Mission zu vollziehen, als ein zweiter großartig angelegter Plan, in den die hervorragendsten Häupter der katholischen Emigration verflochten waren, ins Leben trat, das Komplott Babingtons. Es war ein katholisch-papistischer Kriegszug, in welchem Verschwörung und Meuchelmord der Waffengewalt vorarbeiten, innere Rebellion die Invasion von außen unterstützen sollte. Alles war klug überlegt und verabredet; in den ultramontanen Kreisen zählte man auf sicheres Gelingen. Morgan, einer der thätigsten Agenten Marias in Frankreich, gab der schottischen Königin deutliche Winke von dem großen Vorhaben ihrer Freunde.

Ein ausgewanderter Engländer, Anton Babington, ein junger Mann von Vermögen, Bildung und Ehrgeiz, in dem eine Ader ritterlicher Hingebung für Maria schlug, nahm die Ausführung des Attentats auf sich. Er war einst als Page in ihren Diensten zu Sheffield gestanden und von dem Zauber erfaßt worden, den sie auf ihre ganze Umgebung ausübte. Von John Ballard, einem Jesuiten, der einst im Gefolge Campians als Kriegsmann im Samtkleid und Federhut das Land durchstreift hatte, hörte er, daß unter dem hohen Adel des Landes viele der mächtigsten und angesehensten Familien offen oder heimlich der katholischen Kirche angehörten und bereit seien, zu ihrer Wiederherstellung das Schwert zu ergreifen. Begleitet von mehreren Mitverschwornen, setzte Babington über den Kanal; er fand Gelegenheit, der schottischen Königin, die von Tutbury nach Chartley-Schloß verbracht und unter die Aufsicht Sir Amyas Paulets, eines strengen ernsten Puritaners, gestellt worden war, ein in Chiffern verfaßtes Schreiben zukommen zu lassen, worin er ihr ankündigte, daß er mit hundert handfesten und entschlossenen Gefährten sie aus der Gefangenschaft befreien und auf den Thron führen werde. Maria faßte neue Hoffnung; ihre Sekretäre Nau und Curle hatten viel zu thun, den zahlreichen Freunden Andeutungen von bevorstehenden wichtigen Ereignissen zu machen. Auch an Babington ging in derselben Geheimschrift eine Antwort zurück mit zustimmenden und aufmunternden Worten. Es ist viel gestritten worden, ob Maria gewußt, daß mit dem Komplott zu ihrer Befreiung auch ein Attentat auf das Leben der Königin verbunden gewesen und daß somit auch dieses von ihr gebilligt worden. Mit dieser Schuldfrage verhält es sich ebenso wie bei der Ermordung Darnleys; die innere Wahrscheinlichkeit, die Macht der Leidenschaft, der Charakter der Zeit sprechen in beiden Fällen für Mitschuld und Mitwissenschaft.

Babingtons Komplott.

Juli 1586.

Wer weiß, welchen Erfolg diese konspiratorische Unternehmung verwegener und fanatischer Gesellen gehabt hätte, wäre nicht die Regierung bereits im Besitz des Geheimnisses gewesen. Die katholische Propaganda zählte zu viele Mitglieder, als daß nicht einzelne Verschworne aus verschiedenen mehr oder weniger ehrenhaften Motiven hätten abtrünnig werden und sich auf die gegnerische Seite

Das Unternehmen verraten.

ziehen lassen sollen. Es war dem thätigen und listigen Walsingham gelungen, einen katholischen Parteimann zu gewinnen, dessen Vergangenheit und Familie der Emigration die sicherste Bürgschaft für seine Treue und Hingebung an die Sache Marias und der Religion zu geben schien — Gilbert Gifford. Ein Zögling der Schule von Reims, ein Vertrauter Morgans und Allens, war er in alle papistischen Komplotte eingeweiht, auch Babington und seine Bande setzten nicht das geringste Mißtrauen in ihn; die wichtigsten Briefschaften wurden seinen Händen zur Beförderung anvertraut. Seine zahlreichen Verbindungen in Staffordshire, wo seine Familie zu Haus war, machten ihn besonders geeignet, als Vermittler zwischen Maria Stuart und den Verschwornen zu dienen. Durch diesen Gifford, den Walsingham heimlich in seine Dienste zog, kamen alle Briefe von und für Maria, die ein andrer geheimer Verräter, Philipps, zu entziffern verstand, zur Kenntnis der Regierung, ehe sie abgeliefert wurden.

Marias Briefschaften weggenommen und die Verschwornen hingerichtet. 1586.

Während Maria mit Spannung dem Tag ihrer Befreiung entgegensah, wurden die Verschwornen Babington, Ballard, Savage, Tichbourne und einige andre ihrer Genossen in den Tower gebracht und dem Gericht übergeben. Sie selbst ritt mit Paulet in den Jagdpark; da nahten Bewaffnete; sie glaubte, es seien ihre Befreier, und war hoch erfreut; aber es waren Diener der Polizei, *Aug.* welche sie in ein nahes Schloß brachten, indes man ihre Gemächer zu Chartley durchsuchte, alle Schriftstücke wegnahm, ihre Sekretäre Nau und Curle entführte. Eine angstvolle Aufregung ergriff alle Gemüter: man sprach bereits von der Landung einer feindlichen Flotte; die Hafenorte wurden rasch in Verteidigungsstand gesetzt, die Mannschaften zusammengezogen, mehrere hundert Katholiken in Gewahrsam gebracht. Täglich hielt der geheime Rat in Windsor Sitzung; in Elisabeths Seele kämpften die widersprechendsten Gefühle und Vorsätze; nach langem Erwägen gab sie Befehl, daß Maria nach Schloß Fotheringay in *Sept.* Northamptonshire gebracht und streng überwacht werde. Die Gerichtsverhandlungen über die Verschwornen gingen rasch zu Ende. Die Beweise ihrer Schuld waren so offenkundig, daß sie selbst ihre verbrecherischen Absichten eingestanden. Sie bekannten, daß ihnen die Ermordung einer vom Papst gebannten Fürstin als eine verdienstvolle That dargestellt worden, daß sie rechtgläubige Katholiken und Streiter ihrer Kirche seien. Sie wurden alle an den Galgen geknüpft und dann gevierteilt.

Der Prozeß gegen Maria eingeleitet.

Jetzt trat die Frage an die Glieder des Geheimen Rats heran, wie man gegen Maria Stuart verfahren solle. Ihre Schreiber Nau und Curle gestanden, daß sie alle Briefe, auch die an Babington, genau nach den Angaben ihrer Gebieterin verfaßt und daß diese alles vor der Absendung durchgelesen. Zunächst stand zu befürchten, daß von Edinburg aus Einsprache gegen gewaltsame Maßregeln erhoben werden möchte. Aber hier war seit kurzem ein Umschwung eingetreten, der diese Befürchtungen zerstreute. Mit Hilfe des schottischen Gesandten Gray, bei welchem der Ehrgeiz mächtiger war, als die bisher zur Schau getra-

gene Hinneigung zum Katholizismus und zu den Guisen, war es dem englischen Kabinett gelungen, den Sturz des Günstlings Arran und die Herstellung der flüchtigen oder verbannten schottischen Edelleute in ihre Ehrenrechte zu erwirken. Mit ihrer Rückkehr kam das politische Übergewicht wieder an die protestantisch-englische Partei. Der bisherige allmächtige Günstling, der das Glück der Waffen versuchte, mußte besiegt vom Schauplatz abtreten und beschloß seine Tage in Dunkelheit, verachtet und vergessen. Jakob aber, eitel, launisch und voll Vorurteile, schloß nun rasch Freundschaft und Bündnis mit England und überließ die Mutter ihrem Schicksal.

Wie schon früher bemerkt, hatte Jakob in seinem Herzen niemals Liebe für seine Mutter empfunden; die Spuren von Teilnahme und Sympathie, welche sich hier und da gezeigt, waren durch die letzten Eindrücke verwischt worden: sie hatte ihm Vorwürfe gemacht, daß er sich so lieblos und undankbar gegen sie erweise, sie hatte ihm scharf vorgehalten, daß die schottische Krone ihr gebühre, daß alles, was er sei und besitze, nur von ihr herrühre; es war ihm kein Geheimnis geblieben, daß sie die Absicht ausgesprochen, den König von Spanien zum Erben des Reichs einzusetzen, falls er nicht dem reformierten Glauben entsage. Diese Stimmung des schottischen Königs benutzte man in London, um das gelockerte Band zwischen den stammverwandten Nachbarreichen wieder fester zu knüpfen. Der gewandte Staatsmann Eduard Wotton ging als Gesandter nach Edinburg, wo er bald zu Gunst und Ansehen gelangte. Er bot dem König im Namen seiner Gebieterin ein Jahrgeld von 5000 Pf. St. an, überbrachte ihm die Versicherung des Parlaments, daß die Verurteilung seiner Mutter seinen Rechten keinen Abbruch thun solle, und eröffnete ihm die Aussicht, daß Elisabeth ihn zu ihrem Erben und Nachfolger einsetzen würde. Natürlich müsse er diese Huld und Gnade durch Hingebung an England, durch Förderung der englischen Interessen und Politik sich verdienen und bewahren. Von dieser Seite war somit kein unüberwindlicher Widerstand zu erwarten, wenn man das englische Gesetz auch gegen Maria Stuart anwandte. Jakobs Haltung.

8. Die Katastrophe in Fotheringay.

Aus den Briefen und Aktenstücken, die man aus den Gemächern und Schränken der schottischen Königin weggenommen hatte, gewann man Anhaltspunkte genug zu einer gerichtlichen Anklage kraft des Parlamentsstatuts vom Jahr 1584. Es fragte sich nur, ob bei ihrer Stellung als fremde unabhängige Königin dieses Gesetz auf sie anwendbar sei. Allein die Staatsräte und Rechtsgelehrten, die mit der Prüfung dieser Vorfrage beauftragt waren, entschieden für die Anwendung, da Maria, von ihrem Volk der Krone beraubt und zur Flucht gezwungen, nicht mehr als souveräne Fürstin angesehen werden könne und den Gesetzen des Landes, wo sie ihren Aufenthalt genommen, unterworfen sei. Infolge dieser Entscheidung wurde ein Sondergerichtshof niedergesetzt, bestehend aus zweiundvierzig der angesehensten Lords, Staatsbeamten und Richter, unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Lord Burleigh. Derselbe eröffnete im Spätherbst des Jahres 1586 in dem altehrwürdigen hochgelegenen Schloß Fotheringay seine Sitzungen.

35*

Verhör und Urteil. Anfangs weigerte sich Maria, das Tribunal anzuerkennen und vor demselben Rede und Antwort zu geben; als ihr aber verkündet wurde, daß man in diesem Falle genötigt wäre, in ihrer Abwesenheit gegen sie zu verfahren, willigte sie ein, jedoch mit der Verwahrung, daß sie dadurch nichts von dem Recht einer freien Fürstin vergebe. In der Zahl ihrer Richter sah sie so manchen Edelmann ihres Glaubens, so manchen, der in früheren Jahren ihr Versicherungen seiner Treue und Anhänglichkeit gegeben, daß sie ein günstiges Urteil erwarten zu dürfen glaubte. Sie hatte ja schon so oft erfahren, welchen Eindruck ihre Persönlichkeit, ihre Grazie, ihr gewinnendes Wesen auf alle hervorbrachte, die in ihre Nähe kamen. Niemand außer Knox hatte dem Zauber ihrer Gegenwart widerstanden. Sollte sie nicht auch jetzt hoffen, durch ihr Auftreten, durch ihren Verstand und ihre Rednergabe, durch die Würde und Majestät ihrer Erscheinung und durch die Macht ihres tragischen Geschickes auf die Phantasie und die ritterlichen Gefühle der Magnaten eine überwältigende Wirkung hervorzubringen? Und sicherlich waren viele in der Zahl ihrer Ritter, die sie gern freigesprochen hätten. Aber wer wollte es wagen gegenüber den Beweisstücken und der nationalen Stimmung zu ihren Gunsten zu sprechen? Diejenigen am wenigsten, die mit ihr früher in Verbindung gestanden und nun fürchteten, wenn sie Sympathien verrieten, selbst auf die Anklagebank gewiesen zu werden. Bei dem Verhör gab Maria das meiste zu, was man ihr zum Vorwurf machte, nur daß sie jemals einen Mordversuch gegen die Königin gebilligt, leugnete sie standhaft. Sie verlangte, daß man ihre Sekretäre in ihrer Gegenwart verhöre. Das Gericht machte dagegen geltend, ein Umsturz der öffentlichen Dinge in England, wie ihn Maria nach ihrem eignen Zugeständnis zu bewirken getrachtet, sei nicht möglich gewesen, ohne dabei die Königin in ihrer Regierung wie in ihrem Leben zu gefährden. Die Konfrontierung der beiden Schreiber wurde verweigert. Nach längerer Überlegung gaben die Lords ihr Urteil dahin ab, daß sich Maria Stuart des Verbrechens schuldig gemacht, auf welches das erwähnte Parlamentsstatut die Todesstrafe gesetzt habe. 25. Okt.

Der Parlamentsbeschluß Nov. 1586. Das Verdikt wurde dem am 8. November versammelten Parlament zur Entscheidung vorgelegt. Dieses faßte nach Prüfung der Akten folgenden Beschluß: Da die Königin von Schottland die englische Krone als ihr rechtmäßig zustehend betrachtete, so würde sie nie von dem Versuch abstehen, das zu erlangen, was ihr nach ihrer Meinung ungesetzlich geraubt worden. Sie sei eine bösartige, leidenschaftliche Frau, die stets auf das Verderben Ihrer Majestät sinne, vom Gift des Papismus angesteckt und brennend von Begierde, das Evangelium auszurotten. Solange sie lebe, würde die Königin nie in Sicherheit sein, und sollte diese getötet werden, so würde der König von Spanien das Reich überfallen, die Nation würde die Sklavin von Fremden, das Kronrecht die Beute eines italienischen Priesters werden. Seit ihrer Ankunft in England habe Maria Stuart das Volk zur Untreue gegen die Herrscherin und die Religion des Lan-

des zu verführen gesucht; Mitleid gegen sie sei Grausamkeit gegen alle loyalen Unterthanen. Darum ersuche das Parlament die Königin, sie möge zur Erhaltung der Religion, zur Ruhe des Reichs und zur Sicherheit ihrer Person der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, damit dem gerechten Urteil die gerechte Strafe folge.

Elisabeth geriet in große Unruhe und Aufregung. Selbst wenn sie, wie so vielfach behauptet ward, den Tod der Rivalin wünschte, wie viele Zweifel und Bedenken mußten dennoch in ihrer Seele aufsteigen! Sollte sie gestatten, daß das göttliche Fürstenrecht so schwer verletzt werde, daß Unterthanen über ein gekröntes Haupt ein Todesurteil fällten? Wie sehr mußte gerade ihr, welche die königliche Autorität stets so hoch hielt, ein solcher Gedanke widerstreben! Sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Wenn Maria bereuen, um Verzeihung bitten und versprechen würde, sich in Zukunft ruhig zu verhalten, ließ sie sich wiederholt vernehmen, so möchte dieselbe immerhin leben. Sie ersuchte das Parlament, „einen andern Ausweg zu finden". Man könne ja der Verurteilten das Recht auf die Krone feierlich absprechen und für Hochverrat erklären, ein solches ferner geltend zu machen; man könne sie in lebenslänglicher Haft halten und jeden Versuch sie zu befreien, mit Todesstrafe bedrohen. Das Parlament meinte, alle diese Auskunftsmittel böten keine Garantie für die Ruhe und Sicherheit des Reichs: solche Gesetze und Maßregeln würden weder auf Maria noch auf das Ausland Eindruck machen. Nur durch ihren Tod könne künftigen Verschwörungen und Rebellionen vorgebeugt werden. Die Feindin schonen, heiße die getreuen Unterthanen verderben; ein gerechtes Strafgericht sei Gott wohlgefällig.

Elisabeth und das Parlament.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß Elisabeth zu einer Entscheidung kommen konnte. In ihrer Brust kämpften die widersprechendsten Gefühle: sollte sie, wie Burleigh und Walsingham rieten, wie die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit wünschte, dem Gericht freien Lauf lassen, sollte sie den Vorstellungen der auswärtigen Mächte, insbesondere der verwandten Könige von Frankreich und Schottland, Gehör geben? Eine quälende Unruhe wühlte in ihrer Seele. Die Stimmen des Auslandes zwar machten keinen sehr tiefen Eindruck: sie wußte, daß Heinrich III., der einen eignen Gesandten, Bellièvre, nach London schickte, mehr aus Furcht vor den Guisen und den Papisten handelte als aus eigner Überzeugung; und wie es in Edinburg stand, haben wir schon früher angedeutet. Jakobs Gesandter, Gray, gab den Ministern unter der Hand zu verstehen, daß sein Herr durch Erhöhung der Jahrgelder und durch gesetzliche Anerkennung seines englischen Thronrechts leicht beschwichtigt werden könne. Wohl regten sich wieder die katholischen Edelleute in Schottland, wie Huntley und Maxwell, um durch innere Aufstände und eine gleichzeitige spanische Invasion das bedrohte Leben Marias zu retten; aber die englisch-protestantische Partei hatte die Oberhand und die presbyterianischen Prediger eiferten im Geist des Reformators Knox wider die papistische Fürstin, die Mörderin und Ehebrecherin. Und wenn auch Jakob selbst aus äußeren Rücksichten und Anstandsgefühl sich für die Mutter verwendete, das Schreckbild einer Restitution war ihm fürchterlicher als die Hinrichtung.

Unschlüssigkeit der Königin.

Unter dem Einfluß der Ereignisse, die damals auf dem Kontinent sich

zutrugen und die religiösen Gefühle mächtig aufregten, erhielt die populäre Stimmung mehr und mehr Gewicht: die Königin ließ am 6. Dezember das Urteil des Gerichtshofes und den Antrag des Parlaments öffentlich bekannt machen, ein Schritt, der in London mit Zeichen der Freude und des Volksjubels aufgenommen ward. Doch noch immer verschwand die Unschlüssigkeit nicht aus ihrer Seele: noch einmal ließ sie der Verurteilten die Bedingungen ihrer Begnadigung anbieten. Allein Maria war ebenso standhaft wie Elisabeth unschlüssig. Mit dem fürstlichen Selbstbewußtsein, das sie nie verleugnete, wies sie jedes Reue- und Schuldbekenntnis, jedes Zeichen von Selbsterniedrigung von sich: lieber wolle sie als Märtyrerin sterben. Sie mochte wohl im stillen des Glaubens leben, die Königin werde das Todesurteil schließlich doch nicht zu vollstrecken wagen.

6. Dez. 1586.

Das Todesurteil unterschrieben.

Wer weiß, wie lange die Krisis noch gedauert hätte, wäre Elisabeth nicht durch neue Impulse und durch die Volksstimme vorwärts getrieben worden! Es verbreitete sich das Gerücht, es sei ein neuer Mordanschlag entdeckt worden, in den der französische Gesandte, Graf Aubespine de Chateauneuf, ein Anhänger der Guisen, verflochten sei. Einer seiner Diener habe mit einem Papisten, den er aus dem Schuldgefängnis losgekauft, die Verabredung getroffen, daß er das Schlafgemach der Königin durch eine Pulverexplosion in die Luft sprenge. So wenig dieses angebliche Komplott begründet sein mochte, es diente dazu, die argwöhnischen Gemüter mit neuen Schreckbildern zu füllen: das Schicksal Darnleys war noch nicht vergessen. Zugleich erscholl die Nachricht, daß die Städte Deventer und Zütphen von den englischen Befehlshabern den Spaniern übergeben worden seien. Überall sah das Volk papistische Verräterei und forderte das Opfer der Rache. Auch Elisabeth neigte mehr und mehr auf diese Seite. „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet," rief sie aus, „um sie zu retten würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?" Am 1. Februar hatte sie in Greenwich ein Gespräch mit dem Lord-Admiral Howard; er sagte ihr, daß das Land auf eine Entscheidung dringe. Da ließ sie den Sekretär Davison rufen, unterzeichnete das schon seit einiger Zeit ausgefertigte Todesurteil mit fester Hand und gab es ihm wieder zurück, damit er das Reichssiegel darauf drücken lasse; dann solle er vor der Vollziehung nochmals ihren Willen einholen. So geschah es gewöhnlich.

1. Febr. 1587.

Neue Bedenken und gewaltsame Lösung.

Nun stiegen wieder neue Bedenken in Elisabeth auf: sie hielt den Tod der Gegnerin für notwendig, scheute aber die Verantwortlichkeit; Tag und Nacht schwebte ihr das Bild der Hinrichtung vor der Seele. Wie sehr hätte sie gewünscht, daß eine dienstfertige Hand durch heimliche Vollziehung des Richterspruchs ihr die Notwendigkeit der letzten Entscheidung ersparen möchte: die Fassung des Associationsvertrags konnte einen solchen Ausweg rechtfertigen. Und in der That erhielt Sir Amyas Paulet einen derartigen Wink; aber der gerade ehrliche Puritaner wies eine solche Anmutung mit Entrüstung zurück.

Da fand Burleigh einen Ausweg. Nach einer Beratung mit mehreren Mitgliedern des Councils, darunter Leicester, Walsingham, Howard und Davison selbst, beschloß er den Richterspruch vollstrecken zu lassen, ohne die letzte Autorisation der Königin einzuholen. So glaubte er am besten in ihrem Sinne zu handeln. Hatte sie doch selbst gesagt, als sie das unterschriebene Todesurteil dem Sekretär zurückgab, „sie wolle, daß dieser unglücksel'gen Sache nicht mehr gedacht werde". Die Lords Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, die Hinrichtung in Fotheringay vollziehen zu lassen. Die Königin der Schotten vernahm die Mitteilung mit großer Bewegung; aber sie faßte sich bald und gewann ihre ganze Seelenstärke wieder. Am 8. Februar alten Stils stieg Maria 8. (18.) Febr. 1587. Stuart in schwarzem Samtkleid, ein elfenbeinernes Kruzifix in der Hand, in majestätischer Würde und Haltung aus ihrem Gemach in denselben Schloßsaal, wo die Gerichtssitzungen gehalten worden waren, und empfing den Todesstreich im neunzehnten Jahr ihrer Gefangenschaft, im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Ihr Haar war grau geworden, aber sie wußte es künstlich zu verbergen. Sie starb standhaft und treu ihrem Glauben, in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

In London empfing man die Kunde von dem Tod Maria Stuarts mit Elisabeths Haltung. Jubel; man läutete die Glocken und zündete Freudenfeuer an; die Bürgerschaft atmete auf von den Befürchtungen einer inneren Rebellion, die dem äußeren Feind die Hand reichen würde. Elisabeth aber war tief bewegt; sie vergoß Thränen und brach in zornige Klagen aus, daß ihr Geheimer Rat gegen ihren Befehl das Todesurteil habe vollziehen lassen. Burleigh lag längere Zeit unter dem Bann ihrer Ungnade; Davison wurde in den Tower geworfen und durch ein parteiisches Sondergericht zum Verlust seines Vermögens und zu Gefangenschaft von unbestimmter Dauer verurteilt, weil er das Schriftstück aus seinen Händen gegeben. Damit glaubte Elisabeth die Welt zu überzeugen, daß sie den Tod der Rivalin nicht gewollt habe, daß das tragische Ereignis in Fotheringay das Werk allzu dienstfertiger Diener gewesen.

Es lag im Charakter der Königin, bei allen wichtigen Entscheidungen die Ver- Beurteilung ihres Betragens. antwortlichkeit auf andre zu laden; auch wo die Minister in ihrem Sinne handelten, suchte sie den Schein zu wahren, als sei der Entschluß nicht von ihr ausgegangen. Die Räte ihres Kabinetts kannten diese Scheu ihrer Gebieterin, das letzte Wort zu sprechen, den direkten Befehl zu erteilen; wenn sie dieselbe nun von der Notwendigkeit befreiten, wider Natur und Neigung die Entscheidung zu treffen, glaubten sie ihren Willen zu erraten, sich ihren Dank zu verdienen. Daß Elisabeth dieses grausame Spiel auch in dem größten geschichtlichen Moment ihrer Regierung anwandte, daß sie äußerlich zu verabscheuen schien, was sie doch im Grunde ihres Herzens billigte, ja wünschte, hat in dem Urteil der Nachwelt auf ihren Charakter einen dunkeln Schatten geworfen. Wenn die Menschheit schon durch einen natürlichen Zug geneigt ist, dem Unglücklichen und Schwachen sich mit Teilnahme zuzuwenden, die Ursachen und Verschuldung, welche die Katastrophe herbeiführten, in milderem Licht zu betrachten, wieviel mehr mußte die Vergleichung zwischen dem versteckten, zurückhaltenden, fast

heimtückischen Wesen, womit Elisabeth den Todesstreich verhängte, und dem standhaften offenen Mut, womit Maria denselben ertrug, die Wagschale zum Nachteil der mächtigen Inselkönigin sinken lassen. Von welchen Gefühlen und Gedanken Elisabeths Innere in diesen schicksalschweren Stunden erfüllt war, wie weit ihre äußere Betrübnis mit ihrer wahren Seelenstimmung in Übereinstimmung oder in Widerspruch stand, wieviel persönliche Leidenschaft und weibliche Rivalität der Staatsräson zu Hilfe kam, wird keine historische Forschung je mit unzweifelhafter Gewißheit darzuthun vermögen. Nur dem Dichter ist es vergönnt, aus den zerstreuten Zügen und Andeutungen mit schöpferischer Phantasie ein psychologisches Charakterbild zu erschaffen, dem das Gepräge subjektiver Wahrheit innewohnt.

König Jakob von Schottland. Juli 1586. Vor allem war Elisabeth bemüht, den König von Schottland, mit dem sie im vorhergehenden Jahr zu Berwick ein Bündnis zu Schutz und Trutz geschlossen, zu überzeugen, daß die Hinrichtung seiner Mutter gegen ihren Willen geschehen sei. Jakob setzte wenig Glauben in die Entschuldigung und äußerte groben Unwillen. Aber es war nicht so ernst gemeint: „Der König konnte seine innere Befriedigung nicht bergen," sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „obwohl er nach außen traurig schien." Elisabeth hatte ein sicheres Mittel, ihn fügsam zu machen — die unbestimmte Erbfolge in England. Es gelang dem englischen Gesandten ohne große Mühe, jede feindliche Demonstration niederzuhalten. Jakob nahm das dargebotene Sühnegeld von 2000 L. St. für das vergossene Blut der Mutter und — schwieg. Aus Rücksichten des Anstandes verwies er dann seinen Gesandten Gray, weil er das Bluturteil von Fotheringay nicht zu verhindern gesucht, des Landes.

4. Die unüberwindliche Armada.

Versteckter Krieg und Rivalität zur See. Vor ihrem Tod hatte Maria Stuart durch einen treuen Diener einen kostbaren Diamant an Philipp II. gesandt und ihm sagen lassen, er möge den beabsichtigten Kriegszug gegen England nicht aufgeben. Es hätte dieser Aufmunterung kaum bedurft, um den spanischen König zum energischen Angriff gegen das ketzerische Inselland und seine feindselige Beherrscherin anzuspornen. Schon seit Jahren war zur See ein versteckter Krieg geführt worden; wie oft hatten in den westlichen Meeren englische und spanische Piratenschiffe aufeinander Jagd gemacht, Waren und Menschen geraubt! Die Regierungen konnten die Feindseligkeiten ignorieren, da die Schiffe meistens von Privatpersonen oder Handelsgesellschaften ausgerüstet wurden und von einem Seerecht in jenen Tagen keine Rede sein konnte. Als dann England mit den Niederlanden einen Kriegsbund einging, nahmen die Feindseligkeiten einen schärferen Charakter und weitere Dimensionen an. Kühne Seefahrer, wie Sir Francis Drake und Sir Walter Raleigh, segelten in den Atlantischen Ozean, landeten auf Santo Domingo und in Cartagena, auf der Landenge von Panama, auf dem nordamerikanischen Küstenland. Es kümmerte sie wenig, daß vor einem Jahrhundert der heil. Vater in Rom die neuentdeckte Welt den Spaniern und Portugiesen zugeteilt hatte; für England war diese Autorität erloschen. Franz Drake. 1545—1595. Sir Francis Drake, der in Verbindung mit dem Piratenhauptmann und Sklavenhändler John Hawkins sich um die Verbreitung der Kartoffelpflanze in Europa verdient machte (IX, 671),

folgte den Spuren der alten Entdecker und Weltmeerfahrer in den beiden Erdhälften, von dem heißen Wunsch beseelt, englische Fahrzeuge den Stillen Ozean, den er von der Höhe von Panama erschaute, durchsegeln zu sehen; und Walter Raleigh, der die Welt in der Wirklichkeit und in ihrer geschichtlichen Vergangenheit zu durchforschen bestrebt war, landete von der Chesapeakebai aus auf dem nordamerikanischen Kontinent und gründete unter der indianischen Bevölkerung des Küstengebiets, das er der jungfräulichen Königin zu Ehren Virginia nannte, die erste britische Ansiedelung, geringe Anfänge einer künftigen großartigen Kolonietätigkeit. Auf dem jungfräulichen Boden Virginiens wurden die Keime germanischer Eigenartigkeit und protestantischer Lebensanschauung eingesenkt. In den rauhen Herzen jener britischen Seefahrer, welche meistens auf eigne Hand in das transatlantische Pflanzungsgebiet der Spanier eindrangen, welche die aus Indien zurückkehrenden Galeeren bis in die eignen Seehäfen verfolgten und selbst in Cadiz spanische Handelsschiffe wegführten und die Flotte beschädigten, lag eine Ahnung, daß für das englische Volk eine große Zukunft im Anbruch sei. Die spanisch-katholische Welt durch eine britisch-protestantische Schöpfung zu durchbrechen und zu zersetzen, war das Ziel und der feste Wille jener kühnen Männer. Seitdem die religiösen Kämpfe und Wandlungen durch die Uniformitätsakte ihren Abschluß gefunden, war in dem englischen Volk das Bewußtsein der Nationalität, des vaterländischen Gemeinsinnes erwacht, hatte die Einsicht Wurzel geschlagen, daß eine neue Ära heranbreche, gegründet auf Schiffahrt, Handel, Gewerbthätigkeit; daß die Zeit der Feudalität und Priesterhierarchie vorüber sei, daß die Zukunft des britischen Staats auf der Entwickelung und Befestigung der reformatorischen und maritimen Kräfte beruhe. Darum hatten die katholischen Lords mit ihren reaktionären Umsturzplänen so geringen Erfolg; darum fand der kühne Schlag in Fotheringay, wodurch den Wühlereien und den agitatorischen Umtrieben der papistisch-jesuitischen Propaganda durch eine entscheidende That ein Ende gemacht wurde, so ungeteilte Zustimmung bei den bürgerlichen und populären Volkselementen. Und dieses jungerwachte Nationalgefühl sollte jetzt einen frischen Impuls erhalten, die neue Zeit der reformatorischen und volkswirtschaftlichen Ideen sollte im Kampf mit der gewaltigsten Gegenmacht ihre Feuerprobe bestehen. Wie wenig verstand König Philipp II. die ethischen Kräfte eines von Begeisterung für neue Prinzipien und Lebensziele erfüllten Volks, als er den lange verschobenen Krieg wider England zu unternehmen beschloß.

Walter Raleigh. 1552–1618.

Nationaler Aufschwung Englands.

Von dieser idealen Macht abgesehen, war allerdings die Weltlage derart, daß der stolze Autokrat in Madrid wohl denken konnte, jetzt sei der günstige Moment zur Durchführung seiner Herrscherpläne, zur Gründung eines katholisch-absolutistischen Universalreichs im westlichen Europa herangekommen. Portugal unterworfen, Frankreich von einer religiös-dynastischen Revolution zerfleischt und Philipps Weisungen gehorchend, die Niederlande zum größten Teil

Die Weltlage.

wieder unter die spanische Herrschaft zurückgeführt, die Nordstaaten von Alexander Farnese bedroht, sollte nun nicht auch England in ein Klientelverhältnis zu der spanischen Krone gebracht werden können, wie Philipp und die Guisen es mit Frankreich beabsichtigten? Auch der habsburgische Monarch hatte ideale Kräfte zu seinem Beistand: die ganze katholische Welt dürstete nach Rache für das vergossene Blut der schottischen Glaubensheldin; der mächtige und kühne Papst Sixtus V. kam diesem Gefühl der Entrüstung entgegen, indem er nicht nur aufs neue die Exkommunikation über Elisabeth aussprach, sie für abgesetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband, sondern auch jedermann aufforderte, dem König von Spanien und dem Herzog von Parma alle Hilfe zu leisten. Dabei ließ es der heil. Vater nicht bewenden: er schloß mit Philipp einen Vertrag, worin er sich zur Zahlung von Subsidiengeldern für den bevorstehenden Krieg verpflichtete, der König dagegen versprach, die englische Krone, auf die er ohnedies auf Grund der Blutsverwandtschaft und weil Maria Stuart ihn zum Erben eingesetzt, die nächsten Anrechte zu haben behauptete, von dem römischen Stuhl zu Lehen zu tragen. Auf diese Weise gedachte Sixtus V. mit der Herstellung der kirchlichen Autorität auch die Erneuerung der alten Oberlehnsherrlichkeit des Pontifikats über England zu erreichen.

Kriegseifer im katholischen Heerlager.

Papst Sixtus V. hatte in Sant'Angelo mehr Schätze angehäuft, als irgend ein andrer europäischer Fürst aufzuweisen hatte. Die aus Rom herfließenden Geldsummen setzten daher den König in den Stand, die Rüstungen in den Hafenstädten Lissabon und Cadiz im größten Umfang zu betreiben. Wie jubelten die Papisten, daß nun endlich „das große Unternehmen" vor sich gehen sollte. „Mit dem Schwert des Herrn und Gideons," schrieb Allen an Philipp, „mit welchem du den Türken zermalmt und über deine Rebellen triumphiert hast, wirst du auch die englischen Ketzer und das verruchte, Gott und den Menschen verhaßte Weib züchtigen und zurückführen unsre edle Nation zu ihrer alten Glorie und Freiheit." Er sah schon im Geist den Tag herannahen, an dem er, zum Kardinal und Erzbischof von Canterbury ernannt, den neuen Monarchen krönen würde. Ein von ihm und Parsons verfaßtes Manifest forderte alle englischen Katholiken auf, gegen die exkommunizierte Königin, auf die alle erdenklichen Schmähungen und Lästerungen gehäuft waren, die Waffen zu ergreifen. — Der Schaden, den Franz Drake in Cadiz angerichtet hatte, war wieder geheilt; mehr als 130 große Kriegsschiffe lagen vor Anker, mit Mannschaft, Kriegsbedarf und allem Nötigen vortrefflich ausgerüstet. Wie einst die Väter in den Maurenkriegen, so strömte jetzt die adlige Jugend voll religiöser Begeisterung herbei, um auf der großen Armada, die man stolz als die unüberwindliche bezeichnete, ihre Waffendienste der heiligen Sache des Glaubens zu weihen. Die Mannschaften und Geschwader waren nach den Völkern und Landschaften, die an der Expedition teilnahmen, geordnet. Noch nie hatte man in den westlichen Meeren eine solche Seemacht erblickt. Auch in den Niederlanden herrschte große Bewegung: in

den flandrischen und wallonischen Provinzen sah man auf allen Straßen Fußvolk und Reiter, die in den katholischen Ländern angeworben waren, nach der Küste ziehen, um die Operationen der Flotte zu unterstützen. In Antwerpen, Nieuwport und Dünkirchen wurden von hanseatischen und genuesischen Werkmeistern Transportschiffe erbaut. Mehrere fürstliche Freiwillige fanden sich aus Italien ein. In den Reihen der Ultramontanen war man der festen Zuversicht, daß England nach einem kurzen Krieg dem Angreifer als Beute zufallen mußte. Denn wie sollte ein Land, dessen Hafenorte wenig geschützt, dessen Heer und Flotte durch die Kargheit der Königin an Zahl und Ausrüstung so weit hinter dem Feind zurückstanden, dessen Einwohner uneinig und durch religiöse Spaltung geschwächt seien, dem gewaltigen Andrang des mächtigsten Monarchen widerstehen können? Man war überzeugt, daß die Erscheinung der Armada in den britischen Gewässern das Signal zu einer allgemeinen katholischen Insurrektion in Irland, Schottland und England geben würde. Es war der eifrigen Kriegspartei und selbst dem König gar nicht nach dem Sinne, daß die Unternehmung nicht schon im Spätherbst vor sich gehen sollte, daß die ernsten Vorstellungen des seekundigen Admirals Santa Cruz über die Gefahren, welche in der späten Jahreszeit von Stürmen, Nebeln und widrigen Winden über die Flotte hereinbrechen könnten, die Verschiebung des Feldzugs auf das nächste Jahr bewirkten; und man war froh, daß der bedächtige Greis, der seinen erworbenen Ruhm nicht durch ein so gewagtes Unternehmen aufs Spiel setzen wollte, während des Winters starb. Zu seinem Nachfolger ernannte Philipp den Herzog Medina Sidonia, der bei dem Überfall von Cadiz sich tapfer gehalten hatte und der kriegerischen Ungeduld bereitwilliger Rechnung trug.

Diese Verzögerung kam dem Inselreich zu statten. Während des Winters herrschte in den Hafenorten und auf den Werften eine wunderbare Rührigkeit. Kriegsschiffe wurden ausgerüstet und segelfertig gemacht; Städte und Handelsgesellschaften stellten zahlreiche Fahrzeuge; der Lord-Admiral Howard von Effingham, die erfahrenen Seehelden Hawkins und Drake verstärkten die königliche Flotte mit ihren eignen Galeeren; die Königin selbst erschien mit geringem Geleite im Lager von Tilbury, um den Eifer und den Mut der Seeleute und Krieger anzufeuern. Auch die katholischen Adelsfamilien, von der patriotischen Begeisterung fortgerissen, sandten ihre Söhne in den Kampf. Lord Mountague, ein Gegner der religiösen Neuerung, erklärte, daß er die Königin mit seinem Leben verteidigen werde, sei es gegen König oder Papst. Es ging ein Gefühl durch die Nation, daß eine neue Ära hereinbreche; wer hätte sich der Macht dieser Zeitströmung entziehen können? Während Norfolks Sohn, Lord Arundel, wegen hochverräterischer Umtriebe im Tower schmachtete, stellte sich sein eigner Bruder mit andern Gliedern des Geschlechts dem Admiral zur Verfügung. Selbst Leicester, den seine Gönnerin zum Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht ernannte, wurde durch den patriotischen Aufschwung emporgehoben und

Patriotische Erhebung in England.

zeigte mehr Mut und Verstand als jemals in seinem Leben. Wie in der alten Feudalzeit sah man den Landadel mit seinen Pächtern in geschlossenen Fähnlein ins Feld ziehen.

Die Fahrt nach dem Kanal. In der zweiten Hälfte des Mai verließ die Armada den Hafen von Lissabon; es war ein ungünstiger Sommer, so daß sie erst im Juli aus dem Bis-
Sommer 1588. cayischen Meerbusen nach dem Kanal segeln konnte. Wie turmhohe Häuser fuhren die Galeonen über die See; die strengste Mannszucht wurde beobachtet; die große Menge von Priestern und Jesuiten, von papistischen Exulanten aus England, Schottland und Irland, von ultramontanen Heißspornen aus allen Ländern machte den Eindruck eines Kreuzzugs. In Madrid wurden in allen Kirchen vierzigtägige Gebete angeordnet und Prozessionen gehalten, um den Segen des Himmels für den heiligen Krieg herabzuflehen. In dem Hafen von Margate sollte die spanische Flotte mit den bemannten Transportschiffen aus den Niederlanden sich vereinigen. Von dort aus wollte dann der Admiral Medina Sidonia in die Themse einfahren, während Alexander von Parma als Oberbefehlshaber aller Landtruppen gerade auf London losrücken würde. Auf
31. Juli 1588. der Höhe von Plymouth wurden die Geschwader von den schnellsegelnden Galeeren Howards umschwärmt; obwohl an Zahl um mehr als das Zweifache stärker, wich dennoch der spanische Flottenführer einer Schlacht aus, dem Kriegsplane getreu. Die Kühnheit und Gewandtheit der Engländer, die mit wunderbarer Kunst und Schnelligkeit die feindlichen Fahrzeuge umkreisten und beschossen und sogar ein großes Schiff wegführten, erregte die Bewunderung des Feindes. Doch gelang es dem englischen Admiral nicht, die Armada in ihrem Lauf zu hemmen; obwohl fortwährend umschwärmt und zu kleinen Seegefechten gedrängt, vermochte Medina Sidonia an Boulogne vorbei in die enge Straße von
6. Aug. Calais einzulaufen.

Unfälle der Armada im Kanal. Östlich von dieser Seestadt gegen Dünkirchen zu ging der spanische Admiral vor Anker, denn die gegenüberliegende Küste war durch die gelenken britischen Fahrzeuge zu gut geschützt. Erst wenn Parma sich mit ihnen vereinigt und ihm Geschütz von größerem Kaliber zugeführt haben würde, konnte er die Landung wagen. Allein obwohl er zwei dringende Botschaften an den Herzog abgehen ließ, die erwartete Ankunft der niederländischen Fahrzeuge erfolgte nicht zu rechter Zeit; Alexander, mehr auf die Provinzen und seine eignen Zwecke bedacht, wagte nicht, seine ungedeckten Transportschiffe der Gefahr eines Angriffs von seiten der englischen Schnellsegler auszusetzen. Aber gerade auf dieses Zusammenwirken der beiden Streitmassen war der Kriegsplan berechnet; daß nun die Vereinigung nicht zu stande kam, hatte das Scheitern des ganzen Unternehmens zur Folge. — Noch lag die große Armada in ihrer Stellung bei Calais vor Anker, das Eintreffen der niederländischen Hilfsmannschaft erwartend, als im englischen Kriegsrat ein Plan gefaßt ward, den Elisabeth selbst angegeben haben
7.–8. Aug. soll. In dunkler Mitternacht nämlich segelten acht Brander, wozu man die

schlechtesten Schiffe ausgewählt, von Dover gegen die feindliche Flotte. Die spanischen Befehlshaber wurden von einem panischen Schrecken ergriffen und lichteten die Anker, um nicht vom Feuer erfaßt zu werden. Am andern Morgen, wenn die Gefahr vorüber wäre, wollten sie wieder ihre frühere Ordnung einnehmen. Allein die hochgehende Flut trieb sie zu weit an das Land; als der Tag anbrach, lagen die Galeonen an der Küste von Gravelingen zerstreut umher; ein starker Südwest hatte sich erhoben und verhinderte die Rückkehr in die alte Stellung; manche saßen in Untiefen fest, andre wurden von dem schwellenden Wind weiter nach der Nordsee gejagt. Diesen Moment benutzten die englischen Anführer, um nach Korsarenart mit ihren lenksamen raschen Galeeren in die Lücken und Zwischenräume einzudringen, die Vereinigung der feindlichen Flotte zu verhindern und, unterstützt von den Holländern, die mächtigen Fahrzeuge, die von ihren Kanonen fast keinen Gebrauch machen konnten, einzeln anzugreifen, zu schädigen, auf die Sandbänke von Zeeland zu jagen. Manche wurden erbeutet oder versanken; andre vermochten sich nicht vom Platz zu bewegen; mehrere der angesehensten Führer wurden getötet oder gefangen, die Zahl der Umgekommenen betrug viertausend.

Ein einziger Tag hatte das Unternehmen, auf das die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, vernichtet. Auch als der Wind umschlug und die noch unbeschädigten Schiffe wieder die hohe See erreichen konnten, war dennoch an eine Rückkehr in den Kanal nicht mehr zu denken. Mit Zustimmung des Kriegsrats beschloß Medina Sidonia die Heimfahrt durch die Nordsee und über Irland zu nehmen. Aber auf dieser weiten Fahrt durch das unbekannte Nordmeer wurde die Flotte von schrecklichen Stürmen und Unfällen verfolgt; was den Brandern, den Feinden und den Untiefen des Kanals entgangen war, zerschellte großenteils an den Küsten der Hebriden und Shetlands-Inseln oder an den Felsenriffen Irlands, so daß der gebeugte Admiral die stolze „unüberwindliche" Flotte in trümmerhaftem Zustand zurückbrachte, ohne daß sie etwas Namhaftes unternommen oder ausgeführt hätte. Die erfahrensten Seemänner der Halbinsel, die Valdez, Recalde, Monçada, Oquendo, da Leyva waren dahingegangen. Die stürmische Rückfahrt.

Es war ein verhängnisvoller Schlag. Das erkannte auch Philipp, als er, wie erzählt wird, den zitternden Admiral mit den Worten beruhigte, „er habe ihn gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt". Er gedachte die Expedition mit kleineren Galeeren zu wiederholen; die Glaubenswut und der Rassenhaß der Kastilianer forderten dringend die Züchtigung des ketzerischen Volks und seiner mit dem Fluch der Kirche beladenen Gebieterin. Aber es ist uns bekannt, wie sehr die revolutionären Zustände Frankreichs in der nächsten Zeit den spanischen Monarchen beschäftigten. Auch hier hatte er wieder den Verdruß, die Inselkönigin mit seinen Gegnern verbunden zu sehen: durch Englands Geld, Schiffe und Kriegsmannschaft wurde Heinrich von Bourbon in den Stand gesetzt, die spanisch-liguistische Macht erfolgreich zu bekriegen. Zugleich dauerte Englands Kriegsbund mit Holland fort. Wir werden im nächsten Scheitern des Unternehmens.

Abschnitt erfahren, wie sehr durch den Untergang der spanischen Seemacht die Gründung der Batavischen Republik gefördert wurde. Mit Recht durften die Holländer auf einer Denkmünze aussprechen: „Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut."

Englands Aufschwung. Am meisten gewann England durch das Fehlschlagen des „großen Unternehmens", das auf den Ruin seines Staats- und Religionswesens abgesehen war: von der Zeit an trat die großbritannische Nation als ebenbürtige Rivalin zur See der spanischen Marine gegenüber. Mehr und mehr ging die Herrschaft auf den Meeren der Alten und der Neuen Welt und in den beiden Indien von den katholisch-romanischen Völkern auf die protestantisch-germanischen über: Holland und England wurden die Erben der Spanier und Portugiesen in den überseeischen Koloniegebieten. Eine Ahnung dieser zukünftigen Größe durchdrang die Gemüter, als die Flotte und ihre kühnen und opferbereiten Führer aus dem Nordmeer in die Themse zurückkehrten. Wie wenig auch die sparsame Königin geneigt war, die erlittenen Leiden, Drangsale und Verluste der von der Verfolgung heimkehrenden Seefahrer großmütig zu belohnen, als sie an der Seite Leicesters auf weißem Zelter, den Marschallstab in der Hand, im Triumphgepränge durch die Straßen ihrer Hauptstadt ritt, wurde sie mit Jubel und freudigen Zurufen empfangen. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch das Land. Admiral Howard, Franz Drake, John Hawkins und andre Helden hatten das Element entdeckt, auf dem Englands Macht und Ruhm aufgebaut werden mußte. Handel und Seefahrt, die Nerven der Nation, nahmen von nun an einen gewaltigen Aufschwung. Franz Drake, der gefeierte Weltumsegler, benutzte den Eindruck von der Niederlage der Armada in der Straße von Calais, um an den Spaniern im eignen Land Vergeltung zu üben: er vernichtete die in Coruña aufgehäuften Vorräte, die wohl zu einer Erneuerung der Expedition dienen sollten; er drang in den Hafen von Cadiz ein und besetzte sogar vorübergehend die Stadt selbst; wir wissen, daß er den portugiesischen Thronprätendenten Antonio nach Lissabon zurückführen wollte (S. 241); mehr als einmal hat er den spanischen Unterthanen in der Neuen Welt Schrecken und Schaden zugefügt. Sir Walter Raleigh, „der geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten von Amerika", erkannte in den überseeischen Verbindungen und Ansiedelungen und in der Hebung der Industrie mittels der eingewanderten Flandrer die Grundlage des Reichtums und der Macht der Nation. Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Proben zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen.

Leicesters und Walsinghams Tod. Der Triumph, den Graf Leicester an der Seite seiner Königin feierte, war seine letzte Ehre. Bald darauf ist er plötzlich gestorben, im vollen Genuß der Gunst seiner
Sept. 1588. Gebieterin. Die Sage ging, er habe sich seiner zweiten Gemahlin, die er durch Vergiftung ihres Gatten, des Grafen Essex, einst gewonnen hatte, durch dasselbe Mittel entledigen wollen; diese aber sei ihm zuvorgekommen. Walsingham, der im Geheimen Rat neben Burleigh am meisten bei dem nationalen Aufschwung mitgewirkt hatte, überlebte den Grafen nicht gar lange. Von der Königin mit wenig Gunst und Groß-
April 1590. mut behandelt, starb er auf einem ärmlichen Landgut in großer Dürftigkeit.

5. Die Zustände der drei Reiche während der letzten Regierungsjahre Elisabeths.

1. Konfessionelle Kämpfe in England.

Nationaler Antagonismus gegen Spanien. Der englische Geschichtschreiber J. A. Froude schließt sein sechsbändiges Werk über die Regierung Elisabeths mit dem Untergang der Armada, weil damit die politisch-religiöse Umgestaltung Englands, die mit Wolseys Fall begon-

nen, ihr Ziel erreicht habe. Der große reformatorische Kampf um die Suprematie in Kirche und Staat sei damit für immer zu gunsten der Krone und der nationalen Unabhängigkeit entschieden worden. Von der Zeit an war die Trennung von Rom und die Herrschaft der anglikanisch-episkopalen Kirchenform in England eine vollendete Thatsache; der Krieg gegen Spanien und den Ultramontanismus war nicht länger ein Verteidigungskrieg; die englische Regierung ging nunmehr zum Angriff über, indem sie den Kampf gegen Spanien zur See fortsetzte, wenn auch mehr in der alten Gestalt eines Korsarenkriegs, in Frankreich und in den Niederlanden der spanischen Politik mit ihren katholisch-absolutistischen Tendenzen feindlich entgegentrat und zugleich im Innern die widerstrebenden Elemente niederhielt und zur Unterwerfung unter das königliche Staatskirchentum zu bringen suchte. Noch einmal wurde durch eine kühne Kriegsthat, wobei der jugendliche Held Graf Essex, der Sohn von Leicesters zweiter Gemahlin aus ihrer ersten Ehe, sich durch Mut und Tapferkeit vor allen hervorthat, die spanische Flotte im Hafen von Cadiz überfallen und schwer be- 1596.
schädigt, und in Westindien und an den Küsten Amerikas fügten die englischen Freibeuter mit ihren Raubschiffen den Kolonien wie den Handelsflotten und Silbergaleonen manche empfindliche Verluste zu. Selbst als Heinrich IV., der Verbündete Elisabeths, seinen Frieden mit Philipp II. machte, setzte es der Führer der Kriegspartei, Graf Essex, gegen den besonneneren Burleigh durch, daß England fern blieb. Am 4. August 1598 ging der große Staatsmann, welcher vierzig Jahre lang an der Spitze der öffentlichen Geschäfte gestanden und dem in erster Linie die Blüte, Macht und Unabhängigkeit des Inselreichs zu danken war, aus der Welt, bewundert und geehrt wegen seines rechtschaffenen Charakters, seines klaren Verstandes und seiner unermüdlichen Thätigkeit. Aus Dankbarkeit gegen den treuen Diener, welcher sein ganzes Leben der Königin und dem Vaterland mit so voller Hingebung gewidmet, erhob Elisabeth seinen jüngeren Sohn, Robert Cecil, wenngleich dem Vater an Geistesgaben und besonnenem Urteil nachstehend, zu ihrem Geheimschreiber und übertrug ihm die wichtigsten Staatsgeschäfte. Sechs Wochen später starb König Philipp II. Aber auch unter dem 13. Sept. 1598.
Nachfolger kämpften englisch-holländische Truppen gegen die spanische Regierung in Flandern und Brabant. Erst mit dem Tod der Königin milderte sich der Gegensatz; aber in der englischen Nation dauerte die Antipathie gegen Spanien und den Papismus noch lange ungeschwächt fort.

Die Armada-Expedition war ein Krieg der romanisch-katholischen Welt gegen das *Bestrafung der Papisten.* abtrünnige England: hätte sich der Sieg auf ihre Seite gewendet, so wäre in dem Inselreich eine Reaktion versucht worden wie unter Maria Tudor. Es lag nunmehr in dem natürlichen Gang menschlicher Dinge, daß von dem Schlag, der die Armada fällte, auch der gesamte Papismus in England getroffen ward. Bei der feindlichen Haltung des Pontifikats in diesem Entscheidungskampf konnten die Anerkennung der päpstlichen Autorität und die Treue und Loyalität gegen die Königin nicht länger nebeneinander bestehen; Romanismus und Nationalgefühl erschienen als unvereinbare Gegen-

sätze, es konnte nur als Fiktion, als Selbsttäuschung oder als Heuchelei gelten, wenn behauptet ward, ein gläubiger Katholik könne zugleich ein getreuer Unterthan der Regierung sein. Es war daher natürlich, daß strengere Maßregeln gegen den Papismus ergriffen wurden; daß man der Thätigkeit der ausgewanderten Engländer, für welche nun auch noch in Spanien und in den Niederlanden Kollegien oder Seminare gegründet wurden, in Valladolid und Sevilla, in Löwen, Gent und anderwärts mit schärferen Strafbestimmungen entgegentrat. Die Verbreitung feindseliger, aufreizender Flugschriften, die Beherbergung katholischer Priester und Jesuiten wurde mit Geldbußen, Gefängnis, Verbannung bedroht; die Korrespondenz mit papistischen Agitatoren des Auslandes galt als Hochverrat, der briefliche Verkehr mit Kardinal Allen hatte für den katholischen Grafen Arundel im Tower das Todesurteil vor den Peers zur Folge. In den Grafschaften wurden Listen angefertigt von solchen, welche dem Gottesdienst und Abendmahl nicht anwohnten und allen „Rekusanten" für diese Nichtbeachtung der Kirchenverordnung eine Geldsteuer auferlegt. Die Weigerung, das königliche Supremat anzuerkennen, zog auch wohl Kerkerhaft und Tod über die Angeklagten herab. Katholische Historiker, wie Lingard, behaupten, daß über hundert Bekenner der römisch-katholischen Kirche, Priester und Laien, für ihren Glauben das Leben gelassen. Aber die Strafe traf nur die Übertreter der Landesgesetze; der religiösen Überzeugung wurde keine Gewalt angethan. Wie betrübend immer für den in einer humaneren Zeit Lebenden der Zwang erscheinen wird, womit die geistige und religiöse Freiheit des Einzelnen unter den Bann einer staatskirchlichen Uniformität gelegt wird, so war doch das englische Kirchenregiment unter Elisabeth immer noch ein großer Fortschritt im Vergleich zu dem Glaubensterrorismus der Inquisitionsstaaten.

Die Puritaner. Aber nicht bloß gegen Römlinge und Papisten wurde die anglikanische Episkopalkirche seit der Armada strenger und verfolgungssüchtiger, auch die Puritaner hatten unter dem Druck der Hochkirche zu leiden. So sehr auch Elisabeths ganze Natur den demokratischen auf individueller und gemeindlicher Selbstbestimmung ruhenden Grundsätzen der Genfer Kirche widerstrebte, so wurde doch die reformatorische Parteirichtung, welche die englische Kirche von den ihr noch anhaftenden Schlacken des Papismus und „Götzendienstes" gründlich reinigen wollte, lange mit Nachsicht behandelt, namentlich als nach dem hochkirchlichen Parker († 1575) der gemäßigte Grindal († 1583) den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg. Bekannten sich doch so aufrichtige Männer wie John Fox, der Martyrologe, u. a., welche zur Zeit der blutigen Maria so treu zu der Tochter Anna Boleyns gehalten, zu diesen Ansichten. Sie bekämpften ja nicht die Glaubenslehren oder das kirchliche Supremat der Königin, sondern zunächst nur einige Äußerlichkeiten des öffentlichen Kultus, wie farbige Priesterkleidung, Kniebeugen, verschiedene liturgische Gebräuche, die noch stark an die papistische Zeit erinnerten und bei dem Volk irrige Vorstellungen erwecken konnten. Der Puritanismus war eine durchgreifendere Richtung innerhalb der Staatskirche, welche die englische Reformation im Geist des festländischen Protestantismus ausbilden wollte, ein reformatorischer Gegensatz zu der strikten Observanz der symbolischen Bücher und der vorgeschriebenen Kirchenform. Selbst mehrere Glieder des Geheimen Rats, wie Leicester, Knollys, Bacon u. a. waren für Duldung und Nachsicht. Aber Parker, zugleich Hierarch und Höfling, drang auf strenge Durchführung der Uniformitätsgesetze in allen Einzelheiten und gab dadurch Veranlassung zu einer Separation. Viele Geistliche, welche die „Überreste des papistischen Götzendienstes" nicht dulden und anwenden wollten, wurden ihrer Stellen entsetzt.

Separation seit 1567. Sie sammelten die Gleichgesinnten um sich und hielten, da ihnen die Kirchen verweigert wurden, ihre religiösen Zusammenkünfte in Privathäusern. Von der Zeit an

schärften sich die Gegensätze zwischen den hochkirchlichen Episkopalen und den Anhängern calvinistischer Reinigungsideen, und neben den papistischen Rekusanten gab es nun auch reformierte „Dissenters", die sich der Staatskirche nicht „konformieren" wollten. Die nächste Folge der Separation war ein heftiger Krieg auf dem Gebiet der Wissenschaft, der apologetischen und polemischen Litteratur, wobei Religion und Humanität wenig gefördert wurden, aber die Begriffe von Kirche und Staat, von Recht und Gesetz, von Gewissensfreiheit und Geisteszwang, von obrigkeitlicher Gewalt und individueller Willensäußerung zu voller Entwickelung kamen. Kirchen- und Staatsverfassung, Kirchenrecht und Staatsrecht erhielten daher in England die vollendetste und schärfste Ausbildung.

Seitdem Thomas Cartwright, ein Vorkämpfer gegen die hierarchischen Ordnungen der anglikanischen Kirche, von der Universität Oxford ausgestoßen ward (1570), trat die prinzipielle Verschiedenheit zwischen beiden Systemen immer mehr zu Tage. Die Ausbildung des presbyterianischen Kirchenwesens in Schottland, der unter den Religionskriegen Frankreichs erstarkende militärische Geist des Hugenottentums, die Freiheitskämpfe der calvinistischen Holländer, alle diese Erscheinungen wirkten auf die Entwickelung und Erstarkung des Puritanismus. Er trat mehr und mehr in Opposition gegen das Episkopalsystem, das zu derselben Zeit auch in Schottland bekämpft ward. Gleich ihren Gesinnungsgenossen in dem nördlichen Nachbarland gaben sich auch die englischen Puritaner eine Presbyterial- und Synodalverfassung auf Grund des Gemeindeprinzips, richteten einen einfachen Gottesdienst ein ohne Beiziehung von Kunst und Poesie und stellten eine Kirchenzucht auf, der jede irdische Freude Sünde war. Die Bedrückung und Verfolgung, welche die Puritaner unter dem Primas Whitgift und seinen Nachfolgern durch die geistlichen Gerichtshöfe und die „Hohe Kommission" (X, 876) zu erleiden hatten, machten sie herber und finsterer; aber ihre Sittenstrenge und Überzeugungskraft verschafften ihnen im Lauf der Jahre immer größere Verbreitung und Bedeutung. Der Puritanismus war die erste laute Protestation gegen ein Kirchenregiment, das mehr und mehr in die Tendenzen der römischen Kurie und Hierarchie einlenkte und das religiöse Bewußtsein in die Schranken einer vorgeschriebenen Konformität zwingen, unter das Joch eines königlichen Oberkirchenregiments beugen wollte, das mit den Inquisitionshöfen des Festlandes manche Ähnlichkeit hatte.

Cartwright. 1535–1603.

Aus dem Schoß der puritanischen Opposition ging in den achtziger Jahren eine andre kirchliche Anschauungsweise hervor, welche auf dem Grundsatz der freien religiösen Selbstbestimmung beruhend in der Folge eine bedeutende Entwickelung und welthistorische Mission erlangte, die Kongregation der Brownisten oder, wie sie in ihrer reformierten Gestalt hieß, der Independenten, eine Religionsgenossenschaft, deren Ansichten und Tendenzen dem herrschenden Kirchenregiment so gefährlich schienen, daß schon im Jahr 1583 zwei Bekenner mit dem Tod bestraft wurden.

Brownisten oder Independenten.

Von der Ansicht ausgehend, daß jede vorgeschriebene und gebotene Kirchenform, dem religiösen Bewußtsein und der Glaubensfreiheit Gewalt anthue, verwarfen die Brownisten nicht bloß das Episkopalsystem mit der bischöflichen Jurisdiktion, sondern sie erklärten sich auch gegen die Synodalverfassung der Presbyterianer und gegen jede äußerliche Uniformität und gelangten so zu jenem demokratisch-republikanischen „Freiwilligkeitsprinzip", das in der Folge in Nordamerika zur Geltung kam. Nach den Grundsätzen Browns und seiner Anhänger ist jede kirchliche Gemeinde eine selbständige unabhängige Religionsgesellschaft. Die Gesamtheit der christlichen „Brüder", die sich gewöhnlich an einem bestimmten Ort zu gottesdienstlichen Handlungen versammelt, bildet einen kirchlichen Gesellschaftskörper, worin alle Glieder gleiche Rechte besitzen und die sich selbst regiert und nach Stimmenmehrheit ihre kirchlichen Angelegenheiten ordnet und festsetzt. Die „Brüderschaft" besitzt die Macht, Glieder zuzulassen und aus-

zuschließen und entscheidet über alle Kontroversen. Sie wählt aus ihrer Mitte gewisse Kirchenvorsteher, die das Lehr- und Predigtamt führen, die Sakramente verwalten und alle kirchlichen Handlungen verrichten, ohne einen besonderen Priesterstand zu bilden oder durch wissenschaftliche Vorbereitung sich zu ihrem Beruf ausgebildet zu haben. Auch können sie durch Beschluß der Gemeinde wieder des Lehramts enthoben und mit den übrigen „Brüdern" in eine Reihe gestellt werden. Wenn die Zahl der Glieder (sagt Neal in der Geschichte der Puritaner) für einen Ort zu groß wurde, so teilte sich die Kirche und wählte neue Vorsteher, beide lebten dann als Schwesterkirchen nebeneinander und reichten sich die Hand der „Genossenschaft". Keine Kirche hat Jurisdiktion oder eine Autorität über die andre; nur wenn die Glieder einer oder der andern Gemeinde ein unordentliches Leben führen oder die Grundwahrheiten der Religion verlassen, steht jeder Kirche das Recht zu, die Verirrten durch Rat und Ermahnung zurecht zu weisen; würden sie diese nicht annehmen, so sollten sie verstoßen und nicht mehr als christliche Kirche anerkannt werden. Die Rechte und Befugnisse der Kirchenvorsteher waren auf die engen Grenzen der eignen Gemeinde beschränkt; der Pastor der einen Kirche durfte in keiner andern die Sakramente reichen. Sie verwarfen alle vorgeschriebenen Gebetsformen; in ihren gottesdienstlichen Versammlungen hatte jeder Bruder das Recht, öffentlich zu sprechen und zu ermahnen, und es war üblich, daß nach der Predigt einige aus der Gemeinde Fragen stellten und daß dann über die vorgetragenen Lehren allgemeine Besprechungen stattfanden; hinsichtlich der kirchlichen Zensuren waren sie für eine gänzliche Trennung des geistlichen und weltlichen Schwertes. Nach der Lehrmeinung der Brownisten bildete also jede Kirchengemeinde eine selbständige Religionsgemeinschaft, die für ihr kirchliches Leben weder Klassen noch Konvokationen, weder Synoden noch Konzilen verantwortlich und von jeder geistlichen Jurisdiktion unabhängig (independent) war.

2. Königtum und Presbyterianismus in Schottland.

Papistische Anstrengungen in Schottland.

Auch auf Schottland wirkte der englisch-spanische Krieg und der Ausgang der Armada zurück. Es wurde erwähnt, wie sehr man in Madrid auf den Beistand des nördlichen Nachbarlandes zählte. Man stellte dem König eine Heirat mit der Infantin in Aussicht; Lord Maxwell, Graf von Morton, stand in spanischem Sold, die nördlichen Barone, Huntley, Errol, Crawford u. a., rüsteten zum Krieg; ausgewanderte Priester und Jesuiten, wie Jakob Gordon, aus dem mächtigen Adelsgeschlecht, dem auch der Graf von Huntley, sein Neffe, angehörte, wie der verschlagene Edmund Hay, wie John Dury, Jakob Seaton, Crichton und mehrere andre, durchstreiften das Land, um Sympathien für den spanischen Rachezug zu erwecken. Zum letztenmal, aber mit großer Energie und starker Unterstützung von außen erhob der Romanismus in Schottland sein Haupt, um die Schöpfung von Knox zu vernichten. Wie hoch das reformierte Volk die Gefahr anschlug, erkennt man aus der energischen Gegenwehr. Wie in den Tagen der Väter wurde ein evangelischer Bund (Covenant) geschlossen zur Erhaltung der reinen Christenlehre und zur Unterdrückung alles Papismus und aller Abgötterei. Die Verbündeten gelobten einander brüderliche Liebe und Eintracht. Mit Fasten und Beten flehte man den Beistand des Himmels an. Diesem nationalen Impuls wagte Jakob nicht zu widerstehen, zumal da ihm von England aus neue Zusicherungen in betreff der Erbfolge und der Jahrgelder zugingen.

Die katholische Schilderhebung wurde im Keime erstickt, die Emissäre Philipps und Parmas mußten das Land verlassen; mehrere gestrandete Fahrzeuge der Armada wurden die Beute der Schotten.

Auch bei dem Fortgang des Kriegs behielt man in den spanisch-ultramontanen Kreisen Schottland im Auge. Ein Landfeldzug von Norden her schien leichter zu bewerkstelligen als eine Invasion zur See. Daher zogen fortwährend papistische Emissäre in den nördlichen Grafschaften umher, um durch Geld und Verführung Anhänger zu werben.

In dieser kritischen Zeit ging Jakob mehr als je mit dem presbyterianischen Volk Hand in Hand, obwohl ein neuer Günstling, Franz Stuart, ein unechter Abkömmling Jakobs V., den der König zum Grafen von Bothwell und zum Admiral erhoben, nach der andern Seite zog. Zu dieser Stärkung seines protestantischen Bewußtseins trug ohne Zweifel seine Verheiratung bei. Er wollte die älteste Tochter des Königs von Dänemark freien; allein es wurden ihm von seiten Elisabeths, die eine Verbindung mit der Schwester Heinrichs von Bourbon empfahl, so viele Schwierigkeiten bereitet, daß sich die Sache zerschlug und die Königstochter ihre Hand dem Herzog von Braunschweig reichte. Nun warb Jakob um die jüngere Schwester, Anna. Die Verlobung ging vor sich und ein dänisches Schiff sollte die Braut nach Edinburg bringen. Wie sehnte sich der junge Fürst, den seine presbyterianische Geistlichkeit zur größten Enthaltsamkeit gezwungen, die Gemahlin zu umarmen! Aber die Abfahrt wurde durch widrige Winde verzögert; Anna sollte erst im nächsten Frühjahr nach Schottland übersegeln. Der König fürchtete, die Heirat möchte sich zum zweitenmal zerschlagen und faßte daher den Entschluß, die Braut in eigner Person abzuholen. Noch im Herbst setzte er nach Norwegen über und feierte seine Hochzeit in Opslo. Die Heimfahrt war nicht mehr ratsam. Darum blieb der König den ganzen Winter in dem skandinavischen Land, führte seine Gemahlin über die hohen Schneeberge und den Sund noch einmal nach Kronenburg und Kopenhagen zu ihrer Mutter und kehrte dann mit ihr nach Edinburg zurück. Es war die einzige romantische That im Leben des sonst so pedantischen und unritterlichen Königs. Darum hat er auch stets mit Stolz und Freude auf dieselbe zurückgeblickt. Durch diese Vermählung kam Jakob mit mehreren protestantischen Fürstengeschlechtern Deutschlands in verwandtschaftliche Verbindung, und wie oft auch noch die Versuchung eines spanisch-katholischen Bündnisses an ihn herantrat, seine Stellung war fortan auf der reformatorischen Seite. Die Krönung der Königin Anna wurde von den Geistlichen der Hauptstadt vollzogen.

[Marginalien: Jakobs Brautfahrt. 1589. 1590. — 23. Nov. 1589. — Mai 1590.]

Damals wurde die Organisation der schottischen Kirche im Geiste Melvilles mit der Abstufung von Sessionen, Presbyterien, Provinzialsynode und Kirchenversammlung vollendet und das Bischoftum als unchristliche Einrichtung abgeschafft. Jakob pries die schottische Kirche als die reinste nach dem Wort Gottes und gab den standhaften Verfechter des Episkopats, Patric Adamson von St. Andrews, seinen presbyterianischen Widersachern preis.

Die katholischen Lords besiegt. Aber die Parteisucht und der Hang zu tumultuarischen Ausbrüchen wurzelten zu tief in Schottland, als daß es bei den fortdauernden Umtrieben romanischer Emissäre einem so schwachen und so wenig geachteten Monarchen wie Jakob möglich gewesen wäre, einen dauernden Friedensstand zu begründen, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten. Wie oft haben noch die katholischen Lords der Hochlande in alter Weise die Waffen für Messe und Papsttum erhoben; wie oft ist Jakob wider sie zu Felde gezogen, um sich schließlich mit einer unsichern Zusage friedlichen Verhaltens abfinden zu lassen. Selbst sein Günstling Bothwell gesellte sich zu den Aufständischen und überfiel sogar einmal das Schloß Falkland, wo sich der König gerade aufhielt. Der Hammer, mit dem er an die Thür schlug, wurde zum Andenken dort befestigt. Man wollte Jakob gefangen nehmen, wie einst seine Mutter, und den Prinzen, den die Königin Anna im zweiten Jahr ihrer Ehe geboren, mit einer Regentschaft über das Land setzen. Ein hochländischer Clan, den Jakob gegen die rebellischen Grafen aufbot, wurde fast gänzlich aufgerieben. Der durch diesen Erfolg erhöhte Übermut der papistischen Lords nötigte endlich den König, selbst wider sie ins Feld zu ziehen. Er erfocht einen ent-
1594. scheidenden Sieg: Strathbogie, der prächtige Sitz der Huntleys, Slaines, das vornehmste Schloß der Errols, die festen Häuser der Angus wurden eingenommen und teilweise geschleift, die Barone selbst und Pater Gordon zur Flucht nach dem Ausland gezwungen.

Krone und Kanzel im Widerstreit. Aber bei dem schwankenden und furchtsamen Charakter des Königs wurde der Sieg nicht verwertet. Als die flüchtigen Lords im nächsten Frühjahr des Königs Gnade anriefen und Gehorsam gelobten, wurden sie wieder in ihre Güter und Rechte
1595. eingesetzt, ohne Beachtung des Kirchenbannes, den eine Synode über sie ausgesprochen hatte. Nur der treulose Franz Stuart fand keine Nachsicht. Er starb in der Verbannung. Umsonst erhob die Geistlichkeit Widerspruch gegen ein so schwaches und zweideutiges Verfahren; Jakob, ohnehin im Herzen den demokratischen Presbyterianern abgeneigt, wagte aus Rücksicht für die englischen Katholiken nicht energisch gegen die römisch Gesinnten aufzutreten. Denn noch immer war die englische Erbfolge in der Schwebe und eine zu entschiedene Parteinahme für die streng reformatorische Kirchenform konnte ihm dort nachteilig sein. Ja unter der Hand ließ er von geheimen Agenten verbreiten, es könne wohl geschehen, daß er wie Heinrich IV. zur alten Kirche überträte. Dieses hinterhaltige Benehmen des Königs reizte die schottischen Geistlichen; sie führten auf der Kanzel und in den Versammlungen eine Sprache, wie einst Knox gegen Maria. Sie ernannten aus ihrer Mitte Kommissäre, welche die Umtriebe der Papisten und das Einbringen aufreizender Schriften überwachen sollten. Robert Bruce, einer der angesehensten Prediger der Hauptstadt, sagte dem König ins Angesicht, er möge seine Wahl treffen, er könne nicht zugleich den Grafen von Huntley und Robert Bruce zum Freunde haben. Ein andrer ließ sich öffentlich vernehmen, das Schwert der Rache sei nicht weit von des Königs Seite. Wie stets in aufgeregten Zeiten, wurde im März 1596 ein neuer Bruderbund geschlossen und durch ein allgemeines Sündenbekenntnis, durch Fasten, Buße und Gelübde eingeweiht. Man untersuchte die Gebrechen und Notstände in Kirche und Staat und fand, daß die Fortdauer der Abgötterei die Quelle aller Übel sei: darum solle der König durch strenge Bestrafung der papistischen Lords Gottes Zorn sühnen. Vergebens wurde gegen die Bestrafung derselben eingewendet, sie könnten sich leicht wie Themistokles und Coriolan mit den Feinden des Vaterlandes verbinden; die Geistlichkeit, die einen diktatorischen Ausschuß zur Wahrung der kirchlichen Interessen aus ihrer Mitte aufgestellt, verlangte in scharfen Worten die Ausrottung alles Götzendienstes. Von den Kanzeln wurde das Volk in steter Aufregung gehalten. Ein Prediger, Black, fügte dem Gebet für die königliche

Familie eine Verwahrung bei, und als er deshalb vor den Geheimen Rat geladen ward, verwarf er jedes weltliche Gericht; in kirchlichen Dingen sei er nur seinen geistlichen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig. Christus habe seiner Gemeinde die unmittelbare Gerichtsbarkeit und das freie Versammlungsrecht verliehen. Da verwies der König mit Zustimmung des Geheimen Rats den Prediger Black aus der Hauptstadt, verbot den von den Presbyterien aufgestellten ständigen Ausschuß und ließ eine Verordnung Nov. 1596. wider Mißbrauch der Kanzel ausgehen. Dies war in den Augen der Presbyterianer der Anfang einer katholischen Reaktion; es hieß, Huntley sei mit Bewaffneten in der Nähe; die Hauptstadt war in großer Aufregung.

Die Aufregung wurde noch vermehrt, als Robert Bruce der in einer Kirche ver- Tumult in Edinburg. sammelten Bürgerschaft die Gefahr schilderte, von welcher die reine Lehre und Disziplin Dez. 1596. bedroht sei und die Anwesenden aufforderte, durch Erhebung der Hände sich zur Verteidigung des dermaligen Zustands der Religion zu verpflichten. Nicht nur, daß man der Aufforderung mit Begeisterung nachkam: es wurde auch sofort eine Deputation nach dem Rathaus geschickt, wo der König gerade mit seinen Ministern eine Sitzung hielt, um die Entfernung einiger Räte zu fordern. Ein Prediger las die Geschichte von Haman und Mardochai vor. Bei der Ankunft der Deputation zog sich Jakob rasch in ein andres Gemach zurück und verschloß es. Mittlerweile aber war in der Stadt ein Tumult ausgebrochen, Stimmen riefen: „Schwert des Herrn und Gideon!“ Unruhe und Aufruhr durchtobte die Straßen. Mit Mühe erreichte der König Holyroodhouse und begab sich am andern Tag nach Linlithgow. In Edinburg kam man bald zur Besinnung; dennoch setzten die Geistlichen durch, daß an den König die Bitte gerichtet wurde, er möge seine Räte entfernen, die Kommission wieder herstellen und die katholischen Lords des Landes verweisen.

Jakob geriet über diesen Eingriff in die Rechte der Krone in heftigen Zorn. Er Beschränkung der presbyt. sammelte die ihm ergebenen Edelleute und die Kriegsmannen aus den Grenzmarken um Kirchenfreisich und kehrte am 1. Januar 1597 mit großem kriegerischen Geleit nach der Haupt- heit. 1597. stadt zurück, um das ungesetzliche Auftreten zu bestrafen. Die Prediger sollten verhaftet werden, entkamen aber durch die Flucht; der Magistrat mußte einen neuen Eid der Treue schwören und sich verpflichten, fortan keine Angriffe oder Schmähungen gegen den König, sein Haus und seine Räte mehr auf der Kanzel zu dulden; die Wahl der städtischen Behörden und Geistlichen sollte der Genehmigung der Regierung unterliegen. Man steigerte den tumultuarischen Auftritt zu Rebellion und Hochverrat, um die Macht des Königtums zu erhöhen. Besonders sollte die kirchliche Verfassung eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Zu dem Zweck wurde eine Reihe von Fragen über die Stellung des Königs zu dem äußeren Kirchenregiment, zu der gesetzgebenden Gewalt der Generalversammlung und zu der Ausübung des Predigtamtes und der Disziplin aufgestellt und verbreitet, welche auf der nach Perth berufenen Nationalsynode entschieden werden sollten. Die strengen Presbyterianer klagten, daß mit dieser Generalassemblee zu Perth die Freiheit und Jugendkraft der schottischen „Kirk“ verschwunden sei. Der König bewirkte, daß die Geistlichen aus den nördlichen Grafschaften, welche an Bildung und Selbständigkeit weit zurückstanden, sich zahlreich einfanden. Diese wurden überredet, auf die Vorschläge des Königs einzugehen, die nur das Beste der Religion bezweckten; und da auch aus den südlichen Abgeordneten einige von der bisherigen Opposition abstanden, andre fern gehalten wurden, so erlangte Jakob den Triumph, daß aus der Mitte der Geistlichkeit selbst Gesetze und Reformen hervorgingen, wodurch ihm das Recht der Initiative in allen Dingen des äußeren Kirchenregiments, insbesondere die Einberufung der Generalsynode, und eine Mitwirkung bei der Einsetzung der Geistlichen in den größeren Städten, also eine Art Patronat eingeräumt

und die Angriffe der Kanzel gegen König und Regierung untersagt wurden. Auf den beiden nächsten Versammlungen wurden die Befugnisse der Krone auf andern Gebieten der Verfassung und des Kirchenrechts noch vermehrt und zugleich die exkommunizierten Lords auf Grund einer Erklärung, daß sie die schottische Kirche als die wahre betrachteten, von dem Bann befreit und als getreue Vasallen des Königs anerkannt.

Errichtung eines prot. Episkopats. Wie oft hatte in früheren Jahren Jakob sich vor den scharfen Reden der Geistlichen gebeugt und den Ärger verwunden; jetzt hatte er sie fügsam zu seinen Füßen. Noch bewirkte er die Einsetzung einer ständigen Kommission, die, von der Versammlung gewählt, aber von dem König abhängig, mit ihm für das Wohl der Religion und die Erhaltung des Friedens sorgen sollte. Diese sollte ihm den Weg bereiten zur Ausführung seiner Lieblingsidee, der Einführung protestantischer Bischöfe, welche die Kirche im Reichstag zu vertreten hätten, eine Idee, die für das Stuartsche Herrscherhaus die verhängnisvollsten Folgen
1600. haben sollte. Wie freute sich Jakob, als er es durchsetzte, daß die Generalsynode ihm sechs angesehene Geistliche vorschlug, aus denen er zwei als Bischöfe ernannte zur Wahrnehmung der kirchlichen Angelegenheiten. Damit ging die Jugendzeit der schottischen Kirche zu Ende, von der ein alter Schriftsteller sagt, daß sie gewesen sei „schön wie der Morgen, rein wie die Sonne, schrecklich wie ein Heer, das unter einem Panier ins Gefecht geht“.

3. Die Lage in Irland. Graf Essex und Elisabeths Ausgang.

Elisabeths Persönlichkeit und Regierung. Es liegt nicht in der Ordnung der Natur, daß eine Nation von einer Frau regiert werde; England hat von dieser Ausnahme Vorteil gezogen: seine historische Stellung ist unter Elisabeth begründet worden. Sie selbst aber kann darum doch nicht zu den glücklichen Menschen gerechnet werden. Wir haben die Vielseitigkeit ihres Wesens, den Reichtum glänzender Eigenschaften in den obigen Blättern hinreichend kennen gelernt; aber zu einem harmonischen Zusammenwirken, zu einem Einklang von Willen und That haben sich diese Eigenschaften nicht zu vereinigen vermocht. Wenn unter ihrer langen Regierung das englische Volk zu einem großen Staatsleben gelangt ist, wenn der reformatorische Charakter der anglikanischen Kirche durch sie endgültig festgestellt wurde, wenn das parlamentarische Staatsleben zu einer gesicherten Existenz sich heranbildete und im Gegensatz zu den absolutistischen Gebilden der romanisch-katholischen Welt dem Inselreich sein politisches, staatsrechtliches Gepräge aufdrückte, wenn der Mittelstand eine bedeutendere Stellung in den öffentlichen Angelegenheiten eroberte und Handel, Industrie und Marine zum Schwerpunkt und zur Basis des nationalen Gemeinwesens sich gestalteten, so kann man doch nicht behaupten, daß die Königin selbst mit klarem Bewußtsein und festem Willen allen diesen Zielpunkten nachgestrebt, immer die richtigen Wege dazu eingeschlagen hätte. Wir haben oft genug gesehen, wie sehr sie in ihren Entschlüssen und Willensäußerungen sich wandelbar und wankelmütig zeigte, wie zögernd und ungenügend

sie zur Ausführung dessen schritt, was sie doch als zweckmäßig und vorteilhaft für sich und den Staat erkannte, wie häufig sie die Wirkung durch halbe Maßregeln, durch unzulängliche Mittel schwächte und in ihren Erfolgen lähmte, wie undankbar und hartherzig sie sich oft gegen solche benahm, die sich aufrichtig und hingebend ihren Diensten gewidmet. Ihre Persönlichkeit bot den Feinden und Lästerern manche Blöße. Mögen auch die Gerüchte von ihren Liebesverhältnissen zu Leicester, zu Christoph Hatton, ihrem Vizekämmerer, zu diesem oder jenem wohlgestalteten Höfling nur verleumderische Nachreden gewesen sein, so hat sie sich doch manchmal bei der Wahl ihrer Umgebung, ihrer Vertrauten und Würdenträger durch Gunst und weibliche Laune leiten lassen. Es wurde schon erwähnt, daß sie gefallsüchtig und eitel war; diese Schwäche blieb ihr bis an das Ende ihrer Tage. Der Herrscherstolz, den sie von ihrem Vater geerbt, stieg mit den Erfolgen ihrer Regierung; in ihrem ganzen Auftreten prägte sich das hohe Selbstgefühl aus, von dem ihre Seele erfüllt war. Sie war der Schmeichelei zugänglich; sie bedurfte zu ihrer Zufriedenheit der Huldigungen; sie liebte es, im Glanz der Herrlichkeit sich zu zeigen, durch Schmuck und Prachtgewänder die Hofkreise zu überstrahlen, von den schönen Damen und galanten Herren ihrer Umgebung gepriesen und verehrt zu werden. Aber über diesen und andern Schwächen, die von den Gegnern und Verleumdern so sehr gerügt wurden, darf man die großen Eigenschaften nicht übersehen: sie hat sich in allen wichtigen Momenten der hohen Stellung würdig gezeigt, zu welcher das Schicksal sie emporgehoben hat. Im Bewußtsein ihrer Mission als Vorkämpferin der neuen Weltordnung gegenüber den mittelalterlichen Gewalten des Papsttums und des Absolutismus hat sie standhaften Mut und Energie des Geistes bewährt, und wo es sich um die Interessen des Staats, um wichtige Entscheidungen handelte, hat sie die persönlichen Neigungen oder Antipathien zu unterdrücken gewußt und in großartiger Selbstverleugnung sich auf einen höheren Standpunkt, zu allgemeinen Ideen zu erheben vermocht; sie hat die Kraft besessen, die Elemente des Widerstreits, die sich so mächtig ihr entgegentürmten, siegreich zu bestehen und zu überwinden.

Nicht bloß für den englischen Staat bildete die Armada-Expedition einen Wendepunkt, sondern auch für Elisabeths inneres Leben. Der Tod des Grafen Leicester ging ihr sehr nahe; sie liebte den Umgang des Mannes, der ihr in höfischen ritterlichen Formen seine Huldigungen darbrachte und der durch ihre Gnade sich nicht zur Überhebung, nicht zu Eigenmächtigkeiten fortreißen ließ. Der Verlust war ihr um so empfindlicher, als er in eine Periode fiel, da sich die Königin ihres Alters, ihres sinkenden Ansehens und Einflusses bewußt zu werden anfing. Mehr und mehr schieden die Männer, welche ihr in der Zeit der großen religiösen und politischen Kämpfe so thatkräftig zur Seite gestanden, aus dem Leben; der jüngere Nachwuchs hatte für die bejahrte erbenlose Monarchin nicht mehr das Interesse, nicht mehr die persönliche Hingebung wie die

Elisabeth und Essex.

ältere Generation. Diese Wahrnehmung, daß sie mehr und mehr vereinsamt dastehe inmitten einer anders gewordenen Welt, daß ihr nur kalte Höflichkeit, erzwungene Huldigungen dargebracht würden, von denen das Herz unberührt sei, füllte sie mit Schwermut und Trauer. Und nun geschah es, daß auch noch der letzte Mann, der durch seine anmutvolle männliche Erscheinung, seine blühende Jugend, seine ritterlichen Sitten ihre Neigung gewann, durch seine offene dreiste Natur ihr Wohlgefallen erregte und durch sein hingebendes und loyales Wesen Teilnahme und Liebeswärme in ihrem Gemüt erweckte, daß Robert Devereux, Graf von Essex, Leicesters Stiefsohn, teils durch das Eintreten unglücklicher Umstände, teils infolge eigner Unbesonnenheit durch einen gewaltsamen Tod ihr entrissen ward. Wie verschieden war dieser neue Günstling von dem glatten, geschmeidigen Hofmann, dem seine Mutter die Hand gereicht hatte! Essex war ein Kriegsmann von jugendlichem Ungestüm, den der Waffenruhm, den er vor Cadiz und unter den Fahnen des französischen Königs Heinrich IV. gewonnen und die Gunst der Monarchin zum verwöhnten Kind des Glücks gemacht, der den höchsten Siegerpreis im Sturm zu erobern vermeinte. „Mit der Königin trat er in jenes seltsame Verhältnis, in welchem Gnade von der einen und Huldigung von der andern Seite die Farben gegenseitiger Neigung und selbst Leidenschaft annahmen.“ Elisabeth mochte den ritterlichen Edelmann, der sie mit allegorischen Darstellungen und szenischen Festspielen feierte und ihr bald schmeichelte, bald trotzte, gern in ihrer Nähe sehen, ihn wie eine mütterliche Freundin behandeln, seine Liebe erwidern, seine Unarten bestrafen. Es wird erzählt, sie habe ihm einst in heftiger Aufwallung über seine unehrerbietige Haltung einen Schlag auf die Wange gegeben und er darauf an sein Schwert gegriffen, um solchen Schimpf zu rächen. In seinen Briefen hat er die Gebieterin bald mit überschwenglichen Schmeichelworten gepriesen, bald mit hämischem Spott sich über sie ausgelassen.

Irland unter englischer Zuchtrute. Der Glückstern des Grafen von Essex erbleichte in Irland. Die englische Regierung vergaß es nicht, daß die katholische Insel in den Zeiten der Gefahr zu ihren Feinden gestanden. Dafür sollten die Ungetreuen gezüchtigt, Englands Herrschaft und Gesetzgebung fest begründet und die Reformation in allen Landschaften durchgeführt werden. Man berief sich auf Moses, der die kananitischen Völker auszurotten und ihr Land unter die Kinder Israels zu verteilen gebot. Wie viele hochgestellte Beamten, unter ihnen auch der Dichter Spenser, haben sich durch Druck, Härte und Eigennutz verhaßt gemacht! Mit Blut und Verwüstung wurde die Herrschaft Englands aufgerichtet: alles Land der Rebellen ward als Eigentum der Krone erklärt und teils Eingebornen, die sich gefügig und dienstwillig zeigten, in Lehen oder Pacht gegeben, teils englischen Ansiedlern, meistens Kriegern und Abenteurern, als Eigentum zugewiesen; die Stammhäupter wurden ihrer Hoheitsrechte und ihrer überlieferten Autorität entkleidet; der Earl von Desmond, einer der mächtigsten Stammfürsten, ward erschlagen

und sein Kopf auf der Londoner Brücke aufgepflanzt; der Priester Hurley, den der Papst zum Erzbischof von Dublin ernannt hatte, starb ohne Gericht und Urteil am Galgen. Die Gesetze und Einrichtungen Englands sollten mit der Schärfe des Schwerts auch in Munster, Connaught und Ulster, den entlegeneren Landschaften, eingeführt werden; nicht bloß die hohen Würden der Lord-Statthalter und Oberbefehlshaber, sondern auch die Verwaltungsämter und Richterstellen wurden nur an Engländer von Geburt verliehen. Die Gründung einer Universität in Dublin sollte der zivilisatorischen Thätigkeit zur Stütze dienen.

Zunehmende Erbitterung.

Solange John Perrot, ein energischer aber gerechter und umsichtiger Kriegs- und Staatsmann, an der Spitze der Regierung stand, hatte die neue Organisation, trotz ihres gewaltsamen Charakters, ihren Fortgang; als er aber abberufen und Fitzwilliam zu seinem Nachfolger ernannt ward, nahmen die Bedrückungen durch die englischen Beamten und Gutsherren immer mehr zu. Jede Widersetzlichkeit wurde für Hochverrat erklärt und mit neuen Gütereinziehungen bestraft, eine ergiebige Quelle für die Habgier. Eine verbitterte unzufriedene Stimmung bemächtigte sich der irischen Bevölkerung; Haß und Rachsucht überwanden die Furcht; der Papst und der König von Spanien nährten durch Emissäre den Unwillen und stellten Hilfe in Aussicht. Es fehlte nur an einem fähigen Führer, um einen neuen großen Aufruhr zu organisieren. Auch einen solchen sollte das irische Volk finden. Es war Hugh O'Neille, aus jenem alten Adelsgeschlecht, dem Heinrich VIII. zur Zeit der Umwandlung der Insel in ein Königreich die Grafenwürde von Tyrone verliehen hatte.

Empörung Tyrones.

Hugh O'Neille, der den Krieg in englischen Diensten gelernt hatte, erhob die Fahne der Empörung. Er ließ ein Manifest ausgehen, worin er die Irländer aufrief, „für Gott und unser armes Land" die Waffen zu erheben. Graf Tyrone war ein Mann von großen Gaben des Geistes und Charakters, wenn auch nicht frei von Härte und Willkür. Er trat als Vorkämpfer auf für die alten Rechte und Einrichtungen der Insel und für den römisch-katholischen Glauben der Vorfahren. Der Papst begrüßte ihn als Fürst von Ulster; Priester und Jesuiten verbreiteten unter dem Volk den Glauben, daß durch ihn Irland von der Herrschaft der Ketzer und Bedrücker befreit werden würde; von Spanien wurde Hilfe verheißen. Der Aufstand hatte größeren Fortgang als alle früheren; mancher tapfere Mann, wie der riesenstarke Mac Guire, Fürst von Fermanagh, „ein Turm in der Schlacht", wie der jugendliche O'Donnell, Fürst von Tirconnel, eine romantische Rittergestalt, stellte sich dem O'Neille zur Seite; bei Blackwater erlitten die Engländer eine empfindliche Niederlage; zwei Drittel der Insel (Aug. 1598.) schlossen sich dem Häuptling an; das Werk der Eroberung und Unterwerfung mußte von neuem begonnen werden. Jahrelang leistete Tyrone den englischen Heerführern erfolgreichen Widerstand; wenn die spanisch-romanische Kriegspolitik noch einmal zu einer Invasion schreiten sollte, so bot die aufrührerische Insel einen geeigneten Angriffspunkt.

Graf Essex nach Irland gesandt. 1599. Deshalb beschloß die Königin in Übereinstimmung mit ihren Räten eine größere Kriegsmacht zu Fuß und zu Roß auszurüsten, um der Empörung durch einen Hauptschlag Meister zu werden. Graf Essex wurde zum Anführer ausersehen. Er selbst wünschte den Oberbefehl gegen das unruhige, widerspenstige Inselvolk, mit dem schon sein Vater gekämpft hatte; sein Selbstvertrauen spiegelte ihm vor, er werde den erworbenen Kriegsruhm mit frischen Lorbeeren mehren, er werde die Gunst der Königin, die bereits im Schwinden begriffen war, durch Siege und Erfolge im Feld in erhöhtem Maß zurückgewinnen. Noch mehr wünschten die Männer, die damals an der Spitze der Regierung standen, die Entfernung des hochfahrenden barschen Edelmanns, der soviel an ihnen und an der Kriegsweise in Irland zu tadeln hatte. Sie mochten voraussehen, daß die Natur und Beschaffenheit des Landes, die erbitterte Stimmung der Bevölkerung, die List und Verschlagenheit des Führers, dem zwar tapferen und unternehmenden, aber der Verhältnisse unkundigen und mit wenig Besonnenheit und Überlegung handelnden Feldherrn unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten und ihn vollends in den Augen der Königin zu Fall bringen würde.

Essex und Graf Tyrone. Die Berechnung traf ein. In London hatte Graf Essex immer behauptet, man müsse den Häuptling in der nördlichen Gebirgslandschaft, in Ulster, angreifen, wo die Rebellion ihre Wurzeln habe, und nun wendete er sich zunächst nach Osten und Süden, nach Leinster und Munster, wo er wenig ausrichtete und die Kriegsvorräte nutzlos vergeudete. Erst als Gerüchte von einer beabsichtigten Landung der Spanier ihm zukamen, führte er sein Heer nach Norden, um Tyrone von der Verbindung mit dem auswärtigen Feind abzuhalten. Aber welchen Eindruck mußte es in London machen, als man vernahm, Essex habe, statt den Rebellenfürsten zu züchtigen, mit demselben einen Waffenstillstand und einen der englischen Herrschaft wie der reformierten Kirche gleich nachteiligen Vertrag abgeschlossen. Danach sollten die alten Geschlechter, die O'Neilles, die Desmonds, die O'Donnels u. a. die Territorien zurückerhalten, die ihre Vorfahren besessen, die römisch-katholische Kirche und das Papsttum hergestellt, die Ämter und Richterstellen mit Eingebornen besetzt werden und das Heer zur Hälfte aus Irländern bestehen. Nur der Lord-Statthalter sollte aus dem hohen Adel Englands gewählt werden und den Titel Vizekönig führen. Damit wären die Früchte einer mehr als hundertjährigen Anstrengung und Kolonietätigkeit vernichtet worden. Und legte nicht der letzte Punkt den Verdacht nahe, Essex trachte nach diesem Posten, um sich im Einverständnis mit Tyrone, den er ehedem am Hofe gekannt und lieb gewonnen hatte, der irischen Königskrone zu bemächtigen, ja vielleicht in England selbst dereinst den Thron zu besteigen? Dem ehrgeizigen, von Stolz und Selbstgefühl erfüllten Grafen war ein solcher Plan wohl zuzutrauen. Die Königin weigerte sich, den Vertrag zu bestätigen. Da flog einmal der Gedanke durch seinen Kopf, er wolle mit dem Heer nach London ziehen, die Genehmigung erzwingen und sich dann auf die Spanier werfen. Von diesem abenteuerlichen,

einem Empörungsversuch nahe verwandten Vorsatz wurde er jedoch abgebracht. Wie sehr auch das Heer ihm ergeben war, nimmermehr konnte er hoffen, daß dasselbe ihm soweit folgen würde.

Essex vor der Königin. 1599.

In dieser Verlegenheit beschloß Essex bei der Gebieterin die Macht seiner Persönlichkeit einzusetzen: ohne um Urlaub nachzusuchen, übertrug er dem ritterlichen Charles Blunt, Lord Mountjoy, den Oberbefehl, verließ plötzlich die Insel und eilte mit kleinem Gefolge nach England. Im Reisegewand suchte er die Königin in ihrem Landsitz auf und überraschte sie im Schlafgemach, als sie noch mit dem Ordnen ihrer Haare beschäftigt war. Er warf sich auf die Knie; die alte Zärtlichkeit erwachte in ihrem Herzen, sie reichte ihm die Hand zum Kuß; einige Stunden später durfte er sie noch einmal sehen. Aber mehr und mehr regte sich in ihr das Bewußtsein der Herrscherin; am Abend stellte sie den bisherigen Günstling unter die Aufsicht des Lord-Siegelbewahrers. Noch sprach in ihrem Herzen eine Stimme für ihn: als er krank ward, schickte sie ihm Stärkungen, die sie mit eigner Hand bereitet. Allein sie glaubte es der Würde des Staats und des Königtums schuldig zu sein, sein Verhalten in Irland durch eine Kommission von Peers untersuchen zu lassen. Nun war aber gerade damals eine große Parteiung unter den Staatsmännern und Lords in der Nähe des Thrones. Da Elisabeth über die Thronfolge stets tiefes Schweigen beobachtete, so suchten gar manche für die Zukunft zu sorgen: die einen hegten katholische Sympathien; war denn eine spanische Erbfolge außer dem Bereich der Möglichkeit? In einem Buch, das der Jesuit Parsons unter dem Namen Doleman herausgab, wurde nachgewiesen, daß die Infantin die legitime Thronerbin von England sei. Andre bekannten sich zu dem anglikanischen Kirchensystem, wie es sich im Lauf der Jahre befestigt hatte, andre neigten zum Puritanismus. Lord Essex wie sein Stiefvater Leicester galten als Gönner der letzteren Glaubensrichtung; Cartwright hatte in ihnen stets Fürsprecher gefunden.

Essex' Aufruhr und Ende

Unter diesen aufregenden Parteitendenzen konnte es nicht fehlen, daß der Königin allerlei Reden zugeflüstert wurden, welche ihren Argwohn wecken oder steigern mußten. Sie verhinderte nicht, daß die Peers in der Sternkammer ihr Urteil dahin aussprachen, der Graf sei schuldig, alle seine Ämter und Würden zu verlieren, und, solange es der Königin gefalle, als Gefangener in seinem Haus zu leben. Anfangs schien es, als ob sich der Lord in sein Schicksal finden wolle; er verhielt sich einige Zeit still und demütig. Er mochte hoffen, daß ihn die Gnade der Herrscherin bald wieder erhöhen würde. Als dies aber nicht so rasch eintrat, wie seine ehrgeizige ungestüme Natur erwartete, ließ er sich zu unbesonnenen Plänen und Anschlägen fortreißen. Er hatte sich durch sein offenes, gerades Wesen viele Freunde und Anhänger gemacht; besonders hielt die Bürgerschaft zu ihm und bei dem Soldatenstand hatte er wegen seines ritterlichen Mutes und seiner Tapferkeit von jeher großes Ansehen genossen. Im Vertrauen auf diese Popularität in der Hauptstadt und auf die Ergebenheit alter Kriegs-

gefährten faßte er den verwegenen Entschluß, durch einen Staatsstreich das bestehende Regiment zu stürzen. Er hatte sich mit Lord Mountjoy, seinem Freund und Nachfolger in Irland, und mit einigen andern angesehenen Edelleuten in Verbindung gesetzt und mit dem Hof von Edinburg Unterhandlungen eingeleitet. Die Königin sollte in ihrem Palast eingeschlossen und zur Änderung ihres Ministeriums und zur Anerkennung der Successionsrechte des schottischen Königs genötigt werden. Er glaubte, wenn er Elisabeth noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen könnte, würde es ihm leicht fallen, die alte Zuneigung wieder in ihr wach zu rufen und sie für sein Vorhaben zu gewinnen. Vor allen sollte
8. Febr. 1691. der Einfluß Robert Cecils gebrochen werden. Eines Morgens sah man mehrere Lords mit Volkshaufen nach Essexhouse ziehen. Die Königin schickte den Lord-Siegelbewahrer und einige andre Beamte ab, um nach der Ursache der verdächtigen Bewegung zu forschen. Diese ließ der Graf festnehmen und brach dann mit seinen bewaffneten Gefährten und einigen Kriegsknechten in die Straßen der Hauptstadt vor, die Bürger und die städtische Miliz zu den Waffen rufend. Das auffallende Beginnen erregte nur Erstaunen. Die Einwohner, anstatt sich ihm anzuschließen, zogen sich erschrocken in ihre Häuser zurück und sperrten die Thore. Und schon stellten sich königliche Truppen den Verwegenen entgegen und drängten sie zur Umkehr. Darauf wurde das Haus umstellt und der Graf mit seinem Anhang zur Ergebung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Es war bei dem tollkühnen Unternehmen nicht auf einen Gewaltakt gegen die Königin selbst abgesehen; dennoch wurde Essex, von dem Gericht kraft der neuen Gesetze über Rebellion des Hochverrats für schuldig erkannt, in einem Hofraum des Tower,
25. Febr. 1601. dreiunddreißig Jahre alt, enthauptet. Wir haben gesehen, daß nicht lange nachher in Frankreich Marschall Biron im Hof der Bastille zu Paris ein ähnliches Ende nahm (S. 481). Es war das letzte Hervortreten des eigenmächtigen unbotmäßigen Feudalismus gegenüber der absoluten Königsgewalt.

Tyrone zur Ergebung gezwungen. Essex' treuester Gefährte, Southampton, entging dem Tod, mußte jedoch noch längere Zeit im Gefängnis bleiben; Mountjoy aber, der Statthalter von Irland, sühnte die kleine Schuld, die er als Mitwissender von seines Freundes Unternehmen auf sich geladen, durch große Verdienste in Irland. Von einer Bestätigung des Vertrags mit Tyrone war nun keine Rede mehr und der Krieg hatte seinen Fortgang. Allein obwohl ein spanisches Geschwader landete und die Insurrektion unterstützte und förderte, so trugen doch die englischen Waffen den Sieg davon. Die Spanier wurden zurückge-
Jan. 1602. schlagen, und Tyrone, nach der blutigen Niederlage vor Kinsale in die Berge und Wälder von Ulster gedrängt und von Hungersnot umgeben, sah sich zur vertragsweisen Unterwerfung gezwungen. Als man der Königin die frohe Nachricht überbrachte, daß die unbotmäßige Insel gebändigt sei und die Herrschaft Englands allenthalben anerkannt werde, lag die letzte Tudor im Sterben.

Elisabeths Ausgang. Elisabeth war stets eine lebensfrohe Frau gewesen; selbst in den schwierigsten Zeitlagen hat sie inneren Gleichmut und Heiterkeit zu wahren gewußt; an ihrem Hof fehlte es nicht an geselliger Unterhaltung; es ist bekannt genug, wie

großes Wohlgefallen sie an Putz und Tanz hatte: noch im neunundsechzigsten Lebensjahr sah man sie mit dem Herzog von Nevers einen Hofball eröffnen. Aber seit dem Tod des Grafen von Essex trat eine Änderung in ihrer Stimmung ein; es entging ihr nicht, daß die Londoner Bürgerschaft seitdem kalt und gleichgültig gegen sie war; sie selbst mochte oft von dem Gedanken gequält werden, daß man den Grafen zu schwer bestraft habe. Wenn sie bedachte, daß man schließlich doch mit dem irischen Rebellenhäuptling eine Übereinkunft abschließen mußte, wenn sie wahrnahm, daß Robert Cecil und so mancher andre aus ihrer nächsten Umgebung mit dem schottischen König in geheimer Verbindung standen und ihr selbst nicht mehr die frühere Ehrfurcht und Hingebung erwiesen, sollte da nicht zuweilen Reue und Schwermut ihre Seele beschleichen? Wer kennt nicht die romantische Sage, womit die Welt diese Wandlung in ihrer Stimmung, diese wachsende Unlust am Leben zu erklären gesucht!

In einer vertraulichen Stunde, so erzählte man sich, habe einst Essex über weibliche Wandelbarkeit geklagt; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Versprechen, wenn ihr derselbe vorgezeigt werde, so wolle sie ihm Gnade erweisen, was auch immer geschehen sein möge. Diesen Ring habe Essex in den Tagen seiner Bedrängnis der Gräfin von Nottingham gegeben, damit sie ihn der Königin überbringe; die Hofdame aber sei von ihrem Gemahl, einem Gegner des Grafen, daran verhindert und somit das Todesurteil vollzogen worden. Bald darauf sei die Gräfin selbst von einer schweren Krankheit befallen worden, die sie dem Grabe zuführte; da habe sie der Gebieterin das Geheimnis verraten; die Königin aber sei bei dem Anblick des Ringes von tiefstem Schmerz ergriffen worden und Kummer und Verzweiflung hätten das Ende ihrer Tage beschleunigt.

Diese Erzählung hat keine historische Unterlage, sie ist das Produkt der Phantasie, in den Hofkreisen entstanden und von Mund zu Mund fortgetragen. Aber so viel steht fest, daß um dieselbe Zeit, da vor zwei Jahren das Haupt des Lieblings im Towerhof unter dem Richtbeil blutete, Elisabeths Gemütsleben von schmerzlichen Empfindungen, von Schmermut und Trauer durchwühlt ward. Sie verbrachte Tage und Nächte in Thränen und Seufzern auf Kissen, womit der Fußboden überdeckt war, ohne zu sprechen, jede Arznei zurückweisend. Mit Mühe wurde sie zu Bett gebracht. Da ließ sie in einem Augenblick der Besinnung und der Teilnahme an der Welt einige Mitglieder ihres Geheimen Rats, darunter Robert Cecil, den Siegelbewahrer Egerton und den Großadmiral Howard, nunmehr Graf Nottingham, an ihre Seite rufen. In ihrer Gegenwart wurde das eifersüchtig bewahrte Geheimnis der Thronfolge enthüllt. Sie erklärte, daß der König von Schottland der Erbe ihrer Krone sein solle. So hat sie bis zum letzten Atemzug die Kraft der Selbstverleugnung gegenüber dem Recht und der Wohlfahrt des Staats bewährt. Unter den Gebeten des Erzbischofs Whitgift von Canterbury, der an ihrem Bett kniete, schied die letzte der Tudors am 24. März 1603 aus dem Leben, im siebzigsten Jahr ihrer Geburt, im fünfundvierzigsten ihrer Regierung. „Nie hat es eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen

Die Königin im Sterben.

Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolg bestanden hätte als die Königin Elisabeth. Mit der Selbständigkeit und Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden."

6. Shakespeare und die englische Litteratur im Elisabethischen Zeitalter.

Litteratur. Über Shakespeare ist unendlich viel geschrieben worden, besonders in England und noch mehr in Deutschland, wo ihn seit Lessing kein Historiker, Kritiker, Ästhetiker unbesprochen gelassen hat. Goethe und Schiller waren an ihm herangewachsen und haben die Zeitgenossen auf seine Größe hingewiesen. So wurde er unser Führer zu einer freien, modernen, vom französischen Vorbild emanzipierten Kunst. Dann aber folgte das Zeitalter der Romantik, welches ihn gerade um desjenigen willen, worin jene beiden Genien ihm nicht gefolgt waren, über beide hinaushob und im Kultus Shakespeares sich von jeder bindenden Form lossprach. Hierher gehören die Beurteilungen Shakespeares von Friedrich Schlegel, August Wilhelm Schlegel und Tieck. Durch die treffliche Übersetzung, welche die beiden Letztgenannten veranstalteten (neue Ausgabe, revidiert von der Shakespeare-Gesellschaft, 2. Aufl. 1876), ist der britische Dichter in Deutschland so eingebürgert, wie kaum mehr ein zweiter ausländischer Schriftsteller. Doch besitzen wir auch noch andre Übersetzungen, unter welchen die von Bodenstedt, Freiligrath, O. Gildemeister, P. Heyse, H. Kurz, Wilbrandt, G. Herwegh, N. Delius gemeinsam unternommene Erwähnung verdient. Die eigentlich gelehrte Behandlung des Dichters und seiner Zeit beginnt mit Eschenburg: Über Sh. Zürich 1787, in England mit den Vorträgen Coleridges aus den Jahren 1811 und 1812 und mit Drake, Sh. and his times. London 1817. Vortreffliche Ausgaben lieferten John Payne Collier (London seit 1842, mit einer Biographie des Dichters) und Delius (Elberfeld seit 1854. 5. Ausg. 1882), ein Lexikon A. Schmidt (Berlin 1874 ff.). Von Collier ging auch die Stiftung der Shakespeare-Society aus, welche seit 1841 wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Dichters und seiner Werke samt deren Vorgeschichte lieferte. Auch in Deutschland existiert seit 1864 eine „Shakespeare-Gesellschaft", deren „Jahrbuch" zuerst 1865 zu Berlin erschienen ist. Seither haben in der englischen Shakespeare-Kritik Charles Knight (Studies of Sh. London 1849, neue Ausg. 1868), Dyce, Howard Staunton, Singer, Halliwell (Life of Shakespeare, 2. Ausg. 1882), G. Clark, Wright und viele andre gearbeitet; in Frankreich ist der Dichter trotz Voltaires Verachtungsphrasen seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eingeführt; Guizot hat geistvolle Studien über ihn (1821, 1858), und unter vielen andern Franz Viktor Hugo eine treue Prosa-Übersetzung (1859 ff.) geliefert; in Amerika haben besonders Hudsons Vorlesungen über Sh. (1848) gewirkt. Geradezu unübersehbar ist aber nachgerade die Litteratur in Deutschland geworden. Mit Übergehung dessen, was früher Horn, Solger, Henschel u. a. geschrieben, seien hier nur erwähnt die grundlegenden Werke von Ulrici (Sh.s dramatische Kunst. 3. Aufl. 1868), das mehr von philosophischen, und von Gervinus (Sh. Leipzig 1849. 4. Aufl. 1872), das von politisch-historischen Gesichtspunkten ausgeht. Beide treffen, entsprechend dem mittlerweile in Deutschland erfolgten Hervortreten der politischen Ideale, in dem Urteil zusammen, Sh. sei vor allem als Darsteller eines thatkräftigen Handelns auf der großen Bühne der Welt, als Bearbeiter objektiver Stoffe, als Zeichner öffentlicher Charaktere, als Patriot und Staatsmann, kurz als Dichter der Weltgeschichte zu feiern. In ähnlicher Richtung gehen im wesentlichen die Urteile von Fr. Kreyßig (Vorlesungen über Shakespeare, 1859. 3. Aufl. 1877), Vischer, Vehse, Julian Schmidt, denen sich Rosenkranz, Carriere, Rötscher und viele andre anreihen, während Simrock „Die Quellen des Sh. in Novellen, Märchen und Sagen" (2. Aufl. Bonn 1870) herausgab. So stieg seit der dritten Säkularfeier der Geburt des Dichters der „Shakespeare-Kultus"

immer höher an, um in Otto Ludwigs nachgelassenem Buch „Sh.-Studien" (Leipzig 1871) zu gipfeln. Gleichzeitig regte sich aber auch ernster und sachkundiger Widerspruch. In letzterer Richtung geht besonders das kleine, aber gehaltvolle und lehrreiche Werk von Gustav Rümelin „Shakespeare-Studien" (Stuttgart 1866. 2. Aufl. 1874), während Benedix u. a. nur übertrieben haben. Eine belehrende „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland" hat uns R. Genée geboten (Leipzig 1870); von demselben „Shakespeares Leben und Werke" (das. 1872), Elze, William Shakespeare. 1876. Vgl. Unflad, Die Shakespeare-Litteratur in Deutschland (1880).

1. Die Dichtkunst.

Wir haben die Entwickelung der schönen Litteratur in England bis zu dem Zeitpunkt verfolgt, wo die einheimische Sprache mächtig und durchgebildet genug geworden war, um forthin Trägerin einer nationalen Dichtung zu sein (X, 339 f.). Nur ein Jahrhundert liegt zwischen diesem, durch das Auftreten der Tudors bezeichneten Momente und jener, das Erlöschen der Dynastie begleitenden, höchsten Glanzentfaltung, an welche der Name Shakespeare erinnert. Aber in der dramatischen Poesie, auf welche uns dieser Name hinweist, erschöpfte sich die Produktivität jener glorreichen Zeit (Elizabethan age) keineswegs. Schon zu Heinrichs VIII. Zeiten finden wir hochgestellte Staatsmänner, wie Thomas Morus, auf der philosophischen Spur wandelnd, während der edle Graf von Surrey, das Opfer der Tyrannei des Königs, und sein gleichfalls in jugendlichen Jahren verstorbener Freund Thomas Wyat, die italienische Lyrik nach England übertrugen und dem nunmehr statthabenden Einströmen der Litteratur des Südens Thür und Thor öffnen. Die Zeit Elisabeths sah nicht bloß in Baco von Verulam einen viel bedeutenderen Philosophen im Staatsamt, sondern es erblühte um den Thron der jungfräulichen Königin auch ein neuer gebildeter, kunstsinniger Adel, aufs schönste repräsentiert durch den liebenswürdigen, geistvollen Philipp Sidney und so manchen andern in der Reihe der von Surrey ausgehenden Sonettisten und Petrarchisten glänzenden Namen. Auch die Schäferdichtung, damals die Lieblingspoesie in der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel (X, 77 f.), hat Sidney in England eingebürgert durch den, seiner Schwester, der Gräfin Pembroke zugeeigneten, Roman „Arcadia". Sein Nachfolger auf dieser Bahn wurde der eigentliche Hofpoet Elisabeths, Edmund Spenser, dessen „Schäferkalender" (1579), eine Sammlung von zwölf Eklogen im Geist der antiken und italienischen Dichter, seinem Gönner Sidney gewidmet ist, während er sein Hauptgedicht, die „Feenkönigin" (fairy queen) der Elisabeth selbst, die darin als Gloriana gefeiert wird, zueignete. Von den zwölf Gesängen, auf die das allegorische Werk angelegt war, hat der Verfasser aber nur die Hälfte (1590—1596) fertig gebracht. Die Lust zu weiterem Dichten benahm ihm der unglückliche Erfolg seiner gewaltthätigen Amtsführung in Irland (S. 568). Wenn seine Schäferliebeslieder durch Wohllaut der Sprache und milde Weichheit des Tons fesselten, so entzückte das Epos durch die Har-

Allgemeiner Charakter der Bildung und Litteratur.

Surrey. † 1547.

Thomas Wyat. † 1542.

Philipp Sidney. 1554—1586.

Edmund Spenser. 1553—1599.

monie der Verse und das Farbenspiel der poetischen Malerei. Aber „die symbolisierende Tendenz läßt darin kein rechtes Leben aufkommen, und überall hören wir das monotone Geräusch der Prachtschleppe, welche die Allegorie hinter sich herzieht und an deren Saum die Langeweile sich geheftet hat".

Während so England von italienischer Lyrik, Schäfergedichten, Allegorien und Novellen überschwemmt wurde, erhob sich auch die Prosa zum erstenmal über den Chronikstil. So in den Werken von Samuel Daniel und Walter Raleigh, welche übrigens beide auch zu den geschätztesten Sonettisten gehören. So fand am Hofe die schöne Litteratur Pflege, und gleichzeitig beteiligte sich der zu höherem Bewußtsein erwachte Bürgergeist an jeglichem wissenschaftlichen Streben, welches für das gewerbliche Leben Bedeutung und Gewinn versprach. Auch der Geschichte, der Mathematik und der Philosophie wandte sich das Interesse der angeregten Geister zu, und ein Mann wie der obengenannte philosophische Minister Francis Bacon konnte damals, auf der breitesten Unterlage positiven Wissens stehend, in der Geschichte der Geistes- und Naturwissenschaften eine epochemachende Bedeutung erlangen, welche vielfach an diejenige des Aristoteles im Altertum erinnert.

Die dramatische Litteratur insbesondere.

Aber erst das Drama sollte das Beste zur Reife bringen, was die Zeit an schöpferischen Kräften in sich barg. Wie überall, so hatte sich diese Gattung der Poesie auch in England zunächst an den althergebrachten kirchlichen Mysterien, sodann an den sogenannten Moralitäten entwickelt, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert an die Stelle jener zu treten begannen. Es waren dies dem specifisch biblischen Gebiete schon entwachsene, allgemein sittlichen Gesichtspunkten dienende allegorische Aufführungen, von welchen sich großenteils die übermäßig sententiöse Manier der in diesem Abschnitt zu behandelnden Dramatiker herschreibt. Ein andres Merkmal, welches sie einschließlich Shakespeares kennzeichnet, das Vergnügen an Satire und Humor, Witz und Laune, an handgreiflich derber Komik war teils Allgemeinbesitz der europäischen Welt im sechzehnten Jahrhundert, teils besonderes Angebinde des munteren, zu derbem Genuß und realistischer Auffassung neigenden angelsächsischen Volksschlages. Heißt doch unsre Periode vorzugsweise die des „fröhlichen Alt-Englands" (merry Old-England). Schon das sog. Mysterium war hier noch mehr als bei den andern christlichen Nationen mit volkstümlicher Komik versetzt worden, und an diese lehnte sich ja auch der Faschingsschwank an. Aber auch in den feierlichen Lehrton der Moralitäten drängten sich immer mehr komische Bestandteile ein. Der sogenannte Vice, das rohe Urbild des Narren, und der von ihm stets geprügelte Teufel waren stehende Hauptpersonen dabei. Hanswurstspäße füllten die Zwischenakte und gaben dem Ganzen einen das Publikum befriedigenden Abschluß. Besondere Lieblinge dieses Publikums waren jene drolligen Figuren von bewußtlosem Humor, welche als Volksnarren, Clowns, von den gebildeteren Hofnarren, den Spaßmachern von Profession, unterschieden wurden. Wie die Narren, so finden wir als weiteren

Zeitvertreib am Hof der Tudors auch die Schauspieler. Sammelten sich schon um kunstsinnige Fürsten des späteren Mittelalters eine Menge von Erzählern und Sängern, von Troubadouren und Minstrels, von Gauklern und Spielern, so fand Ähnliches, nur in zeitgemäß verwandelter Gestalt, auch am Hof des prunksüchtigen Heinrichs VIII. und seiner unterhaltungsbedürftigen Tochter Elisabeth, sowie bei ihrem gelehrten Nachfolger Jakob statt, und wie die Könige, so unterhielten auch die Adligen ihre Truppen. Allgemein war das Gefallen an allem möglichen Schauwerk, an Verkleidung und Mummerei. Aus Frankreich fanden Aufnahme die sogenannten Zwischenspiele (entremets, interludes), in welchen allegorische Personen bald pantomimisch, bald redend auftraten. So organisierte sich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die höhere Unterhaltungskunst, und aus der Reihe der Singknaben, welche Heinrich VIII. für seine Kapelle ausbildete, ging jener John Heywood hervor, welcher schon um 1520 eine Reihe von Zwischenspielen verfaßte, die indessen ihren Stoff aus dem gemeinen Leben nahmen und als der erste Schritt gelten können, welchen das englische Sittendrama aus dem Nebel der Abstraktion und Allegorie heraus that. Seither war die Aufführung dramatischer Szenen ohne dramatische Einheit ein stehender Artikel bei Hofe. Auch hier aber mischten sich, und zwar ohne wesentlichen Bezug auf die Haupthandlung, komische Szenen, grobe Schwänke ein, in welchen namentlich Elisabeths genialer Hofnarr Tarlton exzellierte. Als dem entgegentretend Sidney in seiner „Apologie der Dichtkunst“ auf das Vorbild der Alten verwies, lautete daher seine Klage dahin, man mische auf der gegenwärtigen Bühne Könige und Narren.

John Heywood. † 1565.

Tarlton. † 1588.

1587.

Das eben genannte Werk erinnert an den Versuch, welcher in den ersten Jahren Elisabeths gemacht wurde, dem englischen Volk ein Drama im klassischen Stil zu schaffen. Waren schon früher die lyrischen, allegorischen, pastorellen Dichtungsarten der Franzosen und Italiener herübergepflanzt worden, so sollte jetzt, als man Plautus und Terenz, Euripides und Seneca kennen lernte, auch dem Drama der bisherige Charakter eines rohen Naturprodukts abgestreift werden. Schnell griffen Teilnahme und Freude an diesen Stoffen um sich, und auch höher gestellte Personen fingen, da es sich um Einführung des antiken Dramas handelte, an, sich für das Theater zu interessieren. Es war ein den oberen Ständen angehöriger, in den Diensten des Staats vielfach verwendeter Mann, Thomas Sackville (Lord Buckhurst und Graf von Dorset), welcher ein von ihm und Thomas Norton in der Nachfolge Senecas verfaßtes Trauerspiel „Ferrex und Porrex“ aufführen ließ, das schon insofern an der Spitze der jetzt erblühenden dramatischen Litteratur steht, als es zuerst die mit der Zeit durchschlagenden fünffüßigen reimlosen Jamben, jenen schon vom Grafen von Surrey gebrauchten „Blankvers“, für die Tragödie verwandte. Seit 1580 beherrschte eine Zeitlang John Lilly die Hofbühne; er hat fast lauter Komödien oder komische Dramen geschrieben und ist in ähnlicher Weise Shakespeares

Thomas Sackville. 1530—1608.

1561.

Vorläufer im Lustspiel geworden, wie Marlowe im Trauerspiel. Hauptsächlich aber übertrug er den witzelnden und poetisch spielenden Ton der damaligen feinen Gesellschaft auf das Theater; seine Gleichnisse sind gesucht und seine seltsamen Bilder erscheinen bei allen, namentlich auch bei unpassenden, Gelegenheiten. Sein Roman „Euphues" wurde das Hauptrepertorium für die witzelnden Gleichnisse, affektiert pathetischen Phrasen, fein zugespitzten Bilder, in denen sich die höhere Gesellschaft, wie zuvor schon in Spanien und Frankreich, so jetzt auch in England zu ergehen liebte (Euphuismus). Auch seine Theaterstücke lassen, trotz der meist dem klassischen Altertum entlehnten Themata, jeglichen Anflug antiken Geistes vermissen, wie denn überhaupt das ganze Experiment der Klassizisten sich bald genug als ein völlig verfehltes und mißlungenes herausstellte. Die Produkte von Samuel Daniel, Brandon u. a., welche ganz auf den von Sidney gewiesenen Weg eingingen, erwiesen sich bald als tote Stilübungen und gingen ziemlich wirkungslos vorüber. Nicht bloß die hergebrachte Ungezwungenheit der Sprache erhielt sich, sondern auch die altgewohnten Stoffe gestatteten den antiken Mustern auf die Dauer keinen Raum. Nach wie vor unterhielt man sich an den zahllosen Novellen und Ritterromanen, die längst aus Frankreich und Italien Einführung und bald auch eigenartige Nachahmung gefunden hatten. Höchstens läßt sich sagen, daß jene gebildeteren Dichter, welche vor Shakespeare dem englischen Drama die erste Kunstweihe gegeben haben, darauf bedacht waren, die alte Ungestalt hier und dort nach antiken Reminiszenzen zu veredeln. Auch in erborgtem Pathos und affektiertem Schein von Schulbildung und Gelehrsamkeit macht sich bei ihnen das fremde Element noch geltend. In der Hauptsache aber blieb man in der eingeschlagenen Fährte. Sowohl die eigentlichen romantischen Dramen, als auch die, kurz vor Shakespeare aufgekommenen, historischen Stücke, welche meist nach der Holinshedschen Chronik die königlichen Thaten der Heinriche, Eduarde, Richarde verherrlichten, zeichnen sich durch weitgehende Formlosigkeit aus, springen aufs freieste um mit Raum und Zeit, bieten einen überreichen Wechsel von Thatsachen, Personen und Szenen, aber auch von Abenteuerlichkeiten und Unmöglichkeiten. Dabei geht es in diesen Stücken überaus blutig her, und der leitende Gedanke ist schon seit Ferrex und Porrex die Rache. Ein übertriebenes, zum Teil von Seneca angenommenes Pathos, ein überall ins Pomphafte ausschreitender Ausdruck, ein hochgeschraubter Stil, maßlose Leidenschaften, grauenhafte Thaten charakterisieren die Produkte dieser dramatischen Schule, aus der gleichwohl, fast an allen ihren Eigentümlichkeiten beteiligt, ein Shakespeare hervorgehen sollte. Sein Bestes verhält sich zu den Leistungen seiner Vorgänger doch immer wie die voll aufgeschlossene Blüte zu vielen, in der Entwickelung stecken gebliebenen Knospen. Er findet glücklich die volle Kunstform des Dramas, die bei seinen Vorgängern noch mit den rohen Formen der Moralitäten ringt.

„Man blickt," sagt Gervinus, „in eine große, auf große Nachfrage hin rasch

organisierte Industrie voll massenhafter, sorgloser, hastiger, nach dem Stück bezahlter, nach den Wünschen des Haufens zugerichteter Fabrikarbeit, gelegentlich geleitet von einem buchhändlerischen Arbeitgeber wie Anton Munday, der selbst wohl ein Dutzend Stücke in Kompanie mit zwei, drei andern Poeten gefertigt hat. Hier zeugt alles in den beschäftigten Geistern von Saft und Blut, von Leben und Bewegung, von üppiger Schafflust, von fertiger Gewandtheit einen grellen Geschmack mit grellen Wirkungen zu befriedigen; aber die bildende Hand jenes Meisters ist nirgends zu erkennen, der seine Werke nach den Forderungen eines höchsten Kunstideals erschuf. Mißbrauchte Freiheit und Kraft, verunstaltete Form, verzerrte Wahrheit, verzwergte Größe, dies sind überall die Grundzüge in den Arbeiten dieser Dichter. Im schroffsten Gegensatz gegen das französische Theater aller Regel spottend, aller Kritik erledigt, wirren sie ohne allen ordnenden Geist gemeinhin einen wilden Haufen schlecht verbundener Ereignisse des gegensätzlichsten Charakters zusammen und lassen wohl eine Handlung voll scheußlicher Verworfenheit in ein Lustspiel und eine versöhnlich sich lösende Verwickelung in ein Trauerspiel auslaufen; sie suchen die Erhabenheit in der Überspannung, die Kraft im Exzeß, das Tragische im Schauerlichen; sie spannen das Schauderhafte bis zum Abgeschmackten, sie lockern die Ereignisse in Abenteuer, sie verkehren die Motive zu Launen, sie schrauben die Charaktere in Karikaturen."

Ohne Zweifel der bedeutendste unter diesen älteren Zeitgenossen Shakespeares ist der kaum dreißig Jahre alt in einer Rauferei gefallene Christoph Marlowe, ein im Leben und in der Poesie auf Irrwegen wandelnder, nach dem Ungeheuren und Riesenhaften greifender, dabei aber auch fast immer fehlgreifender Geist. Gleichwohl sind sein Erstlingsstück „Tamerlan" (1586), ferner sein „Jude von Malta", sein „Eduard II.", sein „Faust" reich an kraftvollen und großartigen Zügen, nicht minder freilich auch an unglaublichen Übertreibungen und Überspanntheiten. „Marlowes Stücke," so urteilt Kreyßig, „tragen sämtlich mehr oder weniger den Stempel eines in trüber Gärung begriffenen Talents und überstürzter Produktion. Aber auch so lassen sie wesentliche Eigenschaften des echten, tragischen Dichters überall erkennen: leidenschaftliche Energie der Empfindung, Urgewalt des pathetischen Ausdrucks und instinktiven Zug zu einheitlicher, kräftig fortschreitender Handlung." Berühmter noch als er, und zwar merkwürdigerweise auch durch seine moralischen Schriften, war der ungemein talentvolle und fruchtbare, aber durch ein regelloses Leben in sich zerrissene, zuletzt gänzlich verunglückte Robert Green, unter dessen dramatischen Werken namentlich das launige Schauspiel „Pater Baco", dem herrschenden Geschmack am Schauerdrama gegenüber, eine edlere und natürlichere Richtung einschlägt. Ein Freund von beiden war Georg Peele, welcher in seiner „Anklage des Paris" die Königin vergötterte, in seinem „König David und Bathseba" und in der „Erzählung eines alten Weibes" dagegen den Duft der Shakespeareschen Liebespoesie zum voraus ankündigt. Noch mehr an Shakespeare reichen spätere, von ihm schon beeinflußte Zeitgenossen heran, wie besonders Georg Chapman und auch der eigentliche Fa Presto dieser Schule, Thomas Heywood, ein heiteres, fruchtbares Talent, dem es gegeben war, die mannigfaltigsten Stoffe mit großem theatralischen Effekt zu behandeln; am meisten gefiel seine „durch Güte getötete Frau". Noch mehr Anspruch, unter denjenigen genannt zu werden, welche mit Shakespeare zusammen und nach seinem Vorbild für die Bühne arbeiteten, haben Franz Beaumont und John Fletcher, welche nach damaligem Brauch ihre Tragödien und Komödien gemeinsam schrieben, aber in ihrem Streben über Shakespeare hinauszugehen, seine Kühnheit zu überbieten und einem bereits verwöhnten Publikum auf jede, auch auf die unerlaubteste Weise zu gefallen und nach Theatereffekt zu haschen, auf Übertreibungen gerieten und ins Obscöne verfielen. Bei Fletcher scheint übrigens

Christoph Marlowe. 1564—1593.
Robert Green. † 1592.
Georg Peele. 1558—1598.
Georg Chapman. 1557—1634.
Thomas Heywood. † 1633.
Franz Beaumont. 1585—1616.
John Fletcher. 1576—1625.

die Phantasie und Erfindungskraft, bei Beaumont die Gabe der Anordnung und Darstellung vorgeherrscht zu haben. Haben die Zeitgenossen sich gleichwohl täuschen lassen und das zu gemeinsamer Aktion verbundene Schriftstellerpaar über Shakespeare erhoben, so wurde dieser noch mehr überflügelt und in Schatten gestellt durch Ben Jonson, der sich nach einem schicksalsreichen und abenteuerlichen Jugendleben der dramatischen Poesie zuwandte und in der That unter Jakob I. nicht bloß zum Hofdichter (poeta laureatus) ernannt, sondern auch gut bezahlt wurde. Ohne Zweifel ein begabter und geistvoller Mensch, vermochte er in der Tragödie keinen Erfolg zu erringen; desto glücklicher war er im Lustspiel („Jeder in seinem Humor", 1598), wo sein scharfer kritischer Verstand walten konnte, wie er überhaupt mehr durch Witz und glückliche Behandlung scherzhafter Situationen als durch Gefühl und Phantasie glänzte. Den Mangel an eigner Erfindung suchte er durch das Studium antiker Dichter zu ersetzen, aus denen er seine, bei Ausarbeitung der eignen Stücke mit pedantischer Gewissenhaftigkeit befolgte, Theorie der dramatischen Kunst gewonnen hatte. So ist er das Haupt der gelehrt antikisierenden, dem Volkstheater abgeneigten Schule geworden. Aber die größere Produktionskraft lag entschieden auf der entgegengesetzten Seite. Das englische Drama hat sich gleich den englischen Staatsformen zumeist aus dem eignen Fleisch und Blut der Nation gebildet. „Groß ohne Hofdienst und Kirchendienst, war es der naturwüchsige Ausdruck einer ruhmreichen und heitern Zeit voll Geistesfrische und Thatkraft."

Ben Jonson. 1574—1637.

2. Die englische Bühne.

Schauspielerstand und Publikum.

Dem geschilderten Aufschwung der dramatischen Dichtung entsprach die Ausbildung des Bühnenwesens. Da Shakespeare durchaus für das Theater dichtete, ist es von Bedeutung, die Zustände desselben genauer kennen zu lernen. Ohne bestimmte Vorstellungen davon lassen sich seine Schöpfungen so wenig verstehen, als die Tragödien des Sophokles und Euripides ohne Kenntnis des altgriechischen Bühnenwesens mit seiner Orchestra, seinem Chor u. s. w. Wie dieses, so war auch das englische Theater religiösen Ursprungs. Wir sahen, wie es sich aus den Passionsspielen, Mysterien und Moralitäten des Mittelalters entwickelt hat. Hatte es aber in der Praxis der katholischen Kirche gelegen, die possenhaften und mitunter cynischen Zuthaten der Clowns zu dulden, so wurde dies infolge der kirchlichen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts anders. Zwar jene halbe Reformation, welche vom Thron ausgegangen war, hatte nicht bloß nichts gegen das Theater einzuwenden, sondern ihre Träger — die Könige und der hohe Adel — wurden zugleich die eigentlichen Begünstiger desselben. Nur so konnte aus dem Liebhabertheater der Mysterien und Moralitäten eine eigentliche Bühne mit einem fest geschlossenen Stand berufsmäßiger Schauspieler hervorgehen. Jene Singknaben der königlichen Kapelle, die wir schon zu Heinrichs VIII. Zeit kennen lernten, versuchten sich auch unter Elisabeth vor dem Hof in der Schauspielkunst. Ihnen entsprachen die regelmäßigen Gesellschaften, welche unter dem Schutz der großen Herren des Adels in der Stadt und auf dem Land ihre Darstellungen vorführten, oft sich für königliche Truppen ausgaben und unter dem Vorwand, daß sie sich üben müßten für ihr Spiel vor der

Königin, ihre Bühne in den Wirtshäusern aufschlugen. Hier versammelte sich um sie vielfach gerade die niedrigste Gesellschaft, die Hefe der Bevölkerung, die auch vor allem in London einen stehenden Teil des Theaterpublikums bildete. London überragte schon damals die großen Städte Europas an Volkszahl und Wohlstand. Gewerbe und Handel blühten. Es gab viele Tausende von unverheirateten Männern, denen es weder an leeren Stunden, noch an vollen Taschen, sich die Zeit zu vertreiben, fehlte. Niedere Handwerker, Gesellen, Lehrlinge, Bootsleute, Werft- und Fabrikarbeiter nahmen den großen unbedeckten Hofraum der Londoner Theater ein. Ein noch niedrigeres Publikum, aus Matrosen, Dienern und Dirnen bestehend, hielt die Galerie besetzt. Aber diese „Gründlinge" des Parterres und der Galerie hätten den Flor der englischen Bühne nicht hervorgerufen; sie hätten ihr Unterhaltungsbedürfnis an noch gemeineren Orten zu befriedigen gesucht, wenn nicht von der Krone und vom hohen Adel aus die Lust an szenischer Aufführung, der Sinn für die dramatische Kunst zur herrschenden Mode erhoben worden wären. So wurde das Theater Sammelplatz von „Fröhlich alt England". Neben den vielen niedrigen Volksbühnen der Hauptstadt erhob sich eine kleine Anzahl vornehmerer, durch einen höheren Zuschauerkreis ausgezeichneter Theater. Hier nahmen ganz vorn im Parterre, noch vor den Inhabern von Freibillets, Theaterdichtern, unbeschäftigten Schauspielern und Kritikern, die vornehmen Protektoren der dramatischen Kunst ihre Sitze ein; meist unverheiratete junge Kavaliere voll Lebenslust und Thatendrang, die kamen, um auf den „Brettern, die die Welt bedeuten", aufgeführt zu sehen, was auch in Wirklichkeit ihr Sinnen und Trachten ausmachte: kühne Kriegsthaten, Liebesabenteuer, Hofintrigen u. s. f., nicht aber das, wofür der Kern und die Blüte des städtischen Bürgertums sich interessierte, Ereignisse und Szenen der religiösen und politischen Reform. Für solcherlei junge Herren des Adels gehörte der Theaterbesuch bald geradezu zu den nobeln Passionen. Mit den Schauspielern standen dieselben vielfach auf dem Fuße einer gewissen herablassenden Vertraulichkeit. Auch Shakespeare fand hier seine Gönner und Förderer. Natürlich erlaubten sich die jungen Gentlemen dafür, daß sie den verachteten Schauspielern gegenüber sich des Vorurteils begaben, um so mehr Freiheiten, nicht bloß ihnen, sondern auch den übrigen Zuschauern und der ganzen Bühne gegenüber: sie nahmen ihre Plätze vielfach auf dem Proszenium selbst und zwischen den Kulissen. Hier saßen sie auf Stühlen oder lagen auf Binsenmatten, ihre Pfeife rauchend, während sich das übrige Publikum die Zeit mit Tabak und Bier, mit Äpfelessen und Nüsseknacken, in den Zwischenakten auch mit Kartenspiel und Liebeshändeln vertrieb. Vergebens versuchten die Theaterdirektoren den übelriechenden, zum allgemeinen Gebrauch dienenden Bottich zu entfernen. Nicht viel besser ging es auf der unteren der beiden Galerien des Globus-Theaters zu, wo das, was für jene Zeit Demimonde heißen könnte, zu finden war. Hinter diesen Schönheiten zeigten sich, das Gesicht unter einer Maske verborgen, schüchtern wohl auch hier und da

Bürgersfrauen. Im allgemeinen aber war das Theater für ehrbare Frauen unzugänglich. Auch unter den Schauspielern befanden sich keine Damen, sondern die weiblichen Rollen wurden von Knaben gespielt. Alle diese Verhältnisse muß man im Auge haben, um die derbe Sprache nicht bloß der Bedienten- und Narrenszenen, sondern auch manches anstößige Wort im Munde der tragischen Heldinnen Shakespeares, ja überhaupt seine ganze Auswahl der Stoffe und Personen zu begreifen, die er auf das Theater bringt. Seine Helden sind, dem vornehmen Teil des Publikums entsprechend, Fürsten und Kavaliere, die eine stolze und feine Rede führen. Auf die Massen der Zuschauer dagegen sind die Szenen niedriger Komik berechnet, der Mittelstand fehlt ganz oder findet, wie bei Shakespeare, die Bürgermeister, Friedensrichter, Schulmeister, Gelehrte, Geistliche, Ärzte, nur komische Verwertung.

Opposition gegen das Theater. Man sieht schon aus dem Bisherigen, daß es keineswegs das ganze Volk in allen seinen Ständen war, das sich am Aufschwung des Theaterwesens beteiligte. Der eigentliche angesehene Bürgerstand, jene Mitte der Bevölkerung, in welcher die radikalere Reformation von unten auf ihren Herd gefunden hatte, verhielt sich fern, ja feindlich dagegen. Die Väter der Helden des langen Parlaments und der Republik sind nicht in den damaligen Theatern aufgewachsen und selbst von der Muse Shakespeares gänzlich unberührt geblieben. Das aber war gerade das politisch wichtigste, das solideste und ehrenwerteste Element der Bevölkerung; hier lag die eigentliche nächste Zukunft der Nation. Dieser ernst reformatorischen Richtung gehörten die bessern Kaufleute und Gewerbtreibenden der City, die niederen Geistlichen, die Beamten und Richter, die wohlhabenden Bürger in den Städten, die kleineren Grundbesitzer und unabhängigen Pächter auf dem Lande an, also gerade diejenigen Klassen und Stände, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu suchen ist. Bereits in den achtziger Jahren gelangten puritanische Ansichten zur Mehrheit im Parlament, und in den Gemeindeobrigkeiten hatten sie vielfach schon das Übergewicht erlangt. Schwerlich wird man einen solchen Kreisen angehörigen Mann, ja überhaupt einen Mann von öffentlicher Stellung und unantastbarem Ruf oft im Theater gesehen haben.

Aber nicht bloß gleichgültig sahen diese Stände der Ausbildung des Bühnenwesens und eines gesonderten Schauspielerstandes zu, sondern es ergingen von da aus beständige Verfolgungen über das Theater, und wir werden sehen, wie dann unter der Regierung der ersten Stuarts, welche das Theater womöglich noch mehr als die Tudors bevorzugten, alle diese Institute fortwährend einen Zankapfel zwischen Krone und Volk bildeten und somit unmittelbar in die Vorgeschichte des Bürgerkriegs eingriffen. Schon zu Elisabeths Zeiten konnten alle Sympathien, welche die Königin und eine Reihe von vornehmen Herren, wie Leicester, Southampton, Pembroke, Rutland, für das Theater an den Tag legten, nicht verhindern, daß der Schauspielerstand eine kaum geduldete Stellung im Organismus des öffentlichen Lebens einnahm, von der bürgerlichen und ehr-

baren Gesellschaft durch unübersteigliche Schranken geschieden. Zahlreiche Stellen in Shakespeares Sonetten bestätigen dies. Die Gesetze der Zeit stellen die Schauspieler in eine Linie mit Gauklern, Seiltänzern und andern Vagabunden. Alle Vergünstigungen, die man ihnen gewährte, mußten dem herrschenden Vorurteil, ja dem Hasse der Besten erst abgerungen werden, und selbst Elisabeth sah sich nicht bloß am Anfang ihres Regiments, da sie alle öffentlichen Bühnen verbot, sondern auch noch später, als sie an allegorischen Vorstellungen, ja vielleicht sogar an Stücken Shakespeares Geschmack gewonnen hatte, in der Lage, mancherlei Zwangsmaßregeln zu verhängen, bloß um der sittlichen Antipathie ihrer Unterthanen zu genügen. Nicht die Bischöfe, welche vielmehr den Liebhabereien der Königin Konzessionen machten, sondern die niederen Prediger auf dem Lande waren es, die beständig gegen die gottlose Lust der Bühne und des Schauspielertums eiferten. Der beharrlichste Widerstand aber und die zäheste Verfolgung ging von dem Lord-Mayor und Aldermanhof von London aus, welche dabei nicht etwa nach Privatlaunen handelten, sondern zu solchem ihrem Vorgehen durch zahlreiche Petitionen und Adressen der Einwohner bestimmt wurden. Diese Gemeindebehörden nötigten die in London entstehenden Theater, in die Vorstädte und an exemte Plätze zu flüchten. Auch wurde ihnen das Spiel am Sonntag verboten und mußten die Aufführungen schon Nachmittags um drei Uhr beginnen. So machte es sich fast von selbst, daß nur Menschen, die über ihre Zeit frei verfügen konnten, keinem Erwerb oder Beruf nachzugehen hatten, im stande waren, dem Theater nachzulaufen, während sich davon alles fern hielt, was in streng puritanischer und calvinischer Weise auf Sonntagsheiligung, ernste Sittenzucht, arbeitsamen Lebenswandel hielt und eiteln Vergnügungen und Lustbarkeiten abgewandt war. Das aber war die Lebensrichtung, welche täglich mehr um sich griff, um unter Karl I. zuerst das Theater, dann auch Staatskirche und Thron über den Haufen zu werfen.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich genug, wenn wir vernehmen, daß der Londoner Stadtrat nicht bloß gegen die eigentlichen Bühnenexzesse fortwährend einzuschreiten sich bemüßigt fand, sondern daß er auch das Theater im Gegensatz zum Gottesdienst einen Teufelsdienst nannte und als Anlaß zur Verderbnis der Jugend durch unzüchtige Reden und Handlungen, zum Müßiggang und zur Geldverschwendung fortwährend bekämpfte. Eben wollten in London die ersten stehenden Theater aufkommen, da wurden nicht bloß die Spieler, welche unter keinem der Reichsbarone standen, als „Vagabunden" bestraft, sondern die Gemeindebehörden schlugen auch dem Grafen 1572.
Sussex die erbetene Errichtung von Spielräumen ab und nötigten die Truppe des 1573.
Grafen von Leicester, ihr Theater außerhalb der Stadtmauer aufzuschlagen. Dies geschah denn auch in dem aufgelösten Kloster der Schwarzen Brüder (black friars), welches schon bisher als Niederlage für die Maschinerie gedient hatte. Hier spielte nun Burbadge; hier trat auch Shakespeare selbst zuerst auf. Die Geschäfte, welche dieses Theater trotz aller Anfeindungen machte, waren glänzend. Sein Personal durfte den 1589.
Namen „Schauspieler der Königin" annehmen. Bald schritt die Gesellschaft dazu vor, ein zweites Theater zu erbauen, den sogenannten Globus. Dies war ein offener Raum 1594.

Geschicke der Londoner Theater.

südlich an der Londonbrücke zwischen Ställen und Kloaken, wo während des Sommers gespielt wurde. Neben der Truppe des Lord-Kämmerers war es noch die von Philipp Henslowe und Eduard Alleyn geleitete Truppe des Lord-Admirals, welche, weil ihre Spielhäuser als Vorbereitungen für die Spiele der Königin galten, sich den gegen das Theater gerichteten Verfolgungen zu entziehen wußten. Nur zum Schein befahl bei
1597. Gelegenheit eines Exzesses, den die letztere Truppe begangen hatte, selbst der königliche Geheimrat, bei welchem die Schauspieler sonst Schutz wider den Eifer des Stadtrats zu finden hofften, ihre Spielhäuser niederzureißen.

Inneres Bühnenwesen. Die innere Einrichtung dieser Bühnen haben wir schon oben berührt. Jene Schilderung der Räumlichkeiten galt zunächst dem Globus, einem der vornehmsten Theater der Hauptstadt. Bis zu Anfang der siebziger Jahre hatte man sich mit einem, im Freien oder im Wirtshaussaal schnell aufzuschlagenden und wieder abzulösenden Gerüst begnügt. Die großen Gasthöfe der City mit ihren von Galerien umschlossenen Höfen sind daher Vorbilder der festen Theatergebäude geworden, welche jetzt allmählich in den Vorstädten errichtet wurden, genannt der „Vorhang", das „Theater", der „Schwan", die „Rose", „Fortuna" u. s. f. Schon unter Elisabeth stieg die Zahl der Londoner Theater auf elf, unter Jakob I. auf siebzehn. Fast alle machten gute Geschäfte, und Unternehmer wie Schauspieler schwangen sich nicht selten zu Wohlstand
Eduard Alleyn. und Reichtum auf. So die beiden größten Schauspieler der Zeit, **Eduard Alleyn**
† 1626. und **Richard Burbadge**, so Shakespeare selbst. Es war dies nur möglich in einer
Richard Burbadge. Weltstadt, deren Verkehr und Reichtum viele Tausende von unterhaltungslustigen, nur
† 1626. teilweise beschäftigten Männern erzeugte, und in einer Zeit, da ein reges und schöpferisches Leben fast alle Zweige des Wissens und der Kunst durchdrang. Gleichwohl beschränkten sich die Wirkungen der englischen Bühne auf die Hauptstadt, ja auf ganz bestimmte Zirkel und Schichten der Bevölkerung, und auch von der innern Würde solcher Bühnen darf man sich, wie schon gezeigt, keine zu weitgehende Vorstellung bilden. Die Gebäude waren schlecht, von Holz erbaut, meist unbedeckt. Trompeten und eine ausgehängte Fahne verkündigten, wie bei unsern Meßbuden, die Zeit des Anfangs. Musik von einem oberen Balkon herab eröffnete die Vorstellung. Nach dem dritten Tusch trat der Prolog ein in schwarzen Samt gekleidet. Zwischen den Akten und am Schluß fand Possenreißerei und Gesang der Narren statt. Aber das eigentliche Ende bildete ein Gebet der Schauspieler für die Königin, um doch auch der Religion und Unterthanenpflicht genugzuthun. Das Kostüm wurde mit einem gewissen Aufwand behandelt. Es war Gegenstand der Eitelkeit der Schauspieler. Dagegen war alle Szenerie äußerst dürftig. Ein aufgestelltes Brett trug den Namen des Orts, den man sich vorstellen sollte. Wechselte die Szene, so erschien ein andres Brett, so daß die raschesten Versetzungen aus einem Weltteil in den andern möglich waren und die Schauspieler nur auf der Bühne stehen bleiben durften, um von einem Ort der Handlung zum zweiten und dritten zu gelangen. Ein Vorsprung in der Mitte des Bühnengrundes bedeutete je nach Bedürfnis ein Fenster, einen Turm, einen Balkon, einen Wall, ein Schiff, ein zweites Theater. Hellblaue Teppiche, von der Decke herabhängend, besagten, daß es Tag, dunklere, daß es Nacht sei. Nur die Darstellungen bei Hofe traten früh schon aus diesem ärmlichen Notbehelf heraus, und bereits zu Jakobs I. Zeiten gab es bewegliche Dekorationen auf der Bühne.

Die Theaterdichter. Auf solchen Bühnen wurden die Stücke der oben genannten Dichter gegeben. Erst Ben Jonson, welchem die hier herrschende Ungebundenheit nicht behagte, suchte dem Volkstheater ein von jenen königlichen Singknaben gebildetes höheres Theater entgegenzustellen, auf welchem die altklassische Einheit von Zeit und Ort festgehalten werden sollte. Aber nur die Bühnen Blackfriars, Globus, Fortuna u. s. w. entfalteten eine

wirkliche Produktivität. Zwar wurde hier fast lauter Fabrikarbeit geliefert. In größter Eile arbeiteten oft zwei, drei, vier zusammen ein Stück aus, um durch Darstellung von Tagesbegebenheiten die Menge zu locken. Auch ältere Stücke wurden immer aufs neue, ohne Rücksicht auf die Rechte des Autors, umgearbeitet. Solche gab es überhaupt nur in beschränktem Maß, da diese Dichter, Shakespeare nicht ausgenommen, ihre Manuskripte der Bühne verkauften. Alles, was hier zur Aufführung kam, war mehr oder weniger eilfertige, bestellte Arbeit, jedenfalls Arbeit für diese und jene bestimmte Bühne, für diese und jene bestimmten Schauspieler berechnet. So sind die dramatischen Dichter dieser Epoche Theaterdichter im eigentlichen Sinn des Wortes gewesen. Gedruckte Dramen, die jedes Theater aufführen konnte, gab es nur wenige. Das Bühnenrepertoir bestand hauptsächlich aus Manuskripten, welche von der einzelnen Bühne bezahlt und erworben, dadurch aber dem Druck entzogen waren. Den besseren Bühnen waren deshalb kleinere Gruppen und Koterien von Litteraten angehängt, deren Hauptaufgabe es war, das dramatische Material herbeizuschaffen. „Die Verfasser solcher Stücke," schrieb damals der Satiriker Thomas Nash, „machen sich die Sache leicht; sie plündern, wo es zu plündern gibt, übersetzen, bearbeiten und bringen auf die Bühne, was sich ihnen darbietet, Himmel, Erde, kurz was ihnen unter die Hände kommt, Vorfälle von gestern, alte Chroniken, Märchen und Romane." Daß es bei solcher Fabrikarbeit nicht ohne Plagiate und bloß äußerliche Umarbeitung abging, versteht sich von selbst. Nicht minder aber, daß hier der Ansporn des Wettstreits, der Stachel der Konkurrenz zur ungehemmtesten Geltung kam. Wie die einzelnen Bühnen, so rivalisierten auch die einzelnen Theaterdichter miteinander. Einer suchte den andern zu überbieten. Die jungen Lords, welche den aufmerksamsten und urteilsfähigsten Teil des Publikums bildeten, belohnten das Gute und verlangten stets Besseres. Alles war in schrankenlosem Wettlauf begriffen; alles trieb ungestüm fort nach den höchsten Leistungen. Bald konnten nur noch geniale Köpfe mit Erfolg mitmachen, und so ist es begreiflich, wenn hier rasch ein glänzender Kulminationspunkt erreicht wurde, auf welchen aber — zumal bei dem Umschlag des gesamten Staatslebens — schneller Rückgang und gänzlicher Verfall eintrat. Jenen Kulminationspunkt aber bezeichnet der Name Shakespeare.

3. William Shakespeare.

a. Shakespeares Leben und Werke.

William Shakespeare, getauft am 26. April 1564 und einige Tage zuvor geboren, war der älteste Sohn in der zahlreichen Familie eines wohlhabenden und betriebsamen Bürgers von Stratford am Avon in Warwickshire. Seine Mutter gehörte dem adligen Geschlecht der Arden an. Seine Schulbildung war eine schlicht humanistische, geeignet wenigstens, um ihn in die Poesie und Geschichte der Römer einzuführen. Der kaum zum Jüngling herangewachsene William beteiligte sich an einem Wilddiebstahl im Park des Sir Thomas Lucy, wurde eingesperrt und gerichtlich verfolgt. Er rächte sich durch ein Spottgedicht, das er an des Junkers Parkthor befestigte. Möglich, daß weitere mit diesem Abenteuer zusammenhängende Unannehmlichkeiten ihn bewogen, Stratford zu verlassen; möglich, daß er er von dem Glück hörte, welches mehrere seiner Landsleute und Bekannten auf den Londoner Bühnen gemacht hatten; möglich, daß der Wunsch, seiner gelegentlich einmal von einer Pfändung heimgesuchten, also

William Shakespeare. 1564–1616.

vielleicht überhaupt bedrängten Familie durch Geltendmachung seiner Talente am geeigneten Orte aufzuhelfen, es war, was ihn nach London führte. Thatsache ist, daß Shakespeare, nachdem er in die Lage gekommen war, sich mit der sieben
1582. bis acht Jahre ältern Anna Hathaway verheiraten zu müssen, als Vater von
1587. drei Kindern Stratford verließ und sich in London unter die Schauspieler begab.
1589. Schon zwei Jahre nachher ist er Miteigentümer des Blackfriartheater. Bald geriet er auf den Gedanken, solche Theaterstücke, wie er sie mit aufführen half, selbst zu schreiben. Hatte er doch vielleicht bereits zu Stratford größere Dichtungen
Jugendgedichte. entworfen. Jedenfalls sind seine beiden erzählenden Gedichte „Venus und Adonis" und „der Raub der Lucretia" noch im Sinnenrausch der Jugend geschrieben. In beiden huldigt der Dichter durchaus dem damals herrschenden Geschmack, der beliebten Kunstmanier der italienischen Poesie. Die hyperbolischen Vergleichungen, die fremdartigen Bilder, die seltsamen Einfälle, der Reichtum von sogenannten Konzepten (vgl. Bd. X, S. 350) zeigen, daß Shakespeare hier seine Wege noch ganz von der Konvenienz vorschreiben ließ. Statt einer gedrängten fesselnden Erzählung finden wir endlose Selbstgespräche, ermüdende Redseligkeit, rhetorische Ausmalung üppiger Situationen.

Nichtsdestoweniger sind es gerade diese, von ihm selbst herausgegebenen Stücke, welche im Verein mit den unten zu besprechenden Sonetten den Namen ihres Verfassers in den besseren Kreisen bekannt zu machen anfingen. Es geschah dies erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts. Damals schrieb sein Zeitgenosse, der schon genannte Nash, Shakespeare hätte einer der größten Dichter werden können, wenn er dem italienischen Kunststile treu geblieben wäre und sich nicht, um Lebensunterhalt zu gewinnen, auf das Schreiben von Schauspielen geworfen hätte; doch sei er auch in letzterer Beziehung „nicht ohne Verdienst und habe sich unter der großen Masse dramatischer Dichter der Gegenwart den meisten Ruf erworben". Daß solchergestalt der Dichterruhm dieses Genius unter der Zahl der Gleichstrebenden noch kaum eben erst hervortritt, wird begreiflich, wenn man erwägt, wie die ersten Arbeiten Shakespeares so vollkommen auf einer und derselben Linie mit den Produkten der Marlowe, Green u. a. standen und so gänzlich aus dem gleichen Triebe wie diese hervorgeschossen sind, daß es der Kritik wahrscheinlich für immer unmöglich sein wird, endgültig zu entscheiden, wo seine selbständigen Leistungen eigentlich anfangen.

Erste Reihe von Dramen. Eine ganze Reihe von Stücken, wie „Sir John Oldcastle", „Der lustige Teufel von Edmonton", „Der verlorene Sohn von London", „Lord Cromwell", „König Eduard III." und das „Trauerspiel in Yorkshire", weisen einige Anklänge an die Muse des großen Dichterkönigs auf, können aber unmöglich von ihm herrühren. Vielleicht hat auch er anfangs in Gesellschaft mit andern gedichtet. Mit mehr Wahrscheinlichkeit wird ihm zugeschrieben „Titus Andronicus", in welchem er, einer gleichzeitigen Ballade folgend, die beliebten Blut- und Schreckensszenen seiner dramatischen Rivalen noch zu überbieten oder, wie er selbst später

diese Unart der Zeit im Hamlet charakterisiert, „den Herodes zu überherodisieren" sucht. Wie in diesem, so scheint Shakespeare auch in einem andern Stück, dem einem spätgriechischen Roman nachgebildeten „Perikles, Fürst von Tyrus", ein älteres Drama bloß bearbeitet und dabei dem Geschmack des Publikums wieder in einer andern Richtung gehuldigt zu haben. Ebenso haben an der bloß äußerlichen Zusammenstellung von Szenen und Bildern, die wir jetzt als ersten Teil von „Heinrich VI." bezeichnen, wahrscheinlich verschiedene Hände gearbeitet. Dagegen stellen sich der zweite und der dritte Teil von „Heinrich VI." als ein einziges, zehnaktiges Stück von genauem Zusammenhange dar. Wir haben oben (S. 576) schon auf die eben neu aufgekommene Manier, die englischen Chroniken in Szene zu setzen, hingewiesen. Auch in dieser Beziehung bewegte sich der jugendliche Poet und Schauspieler also bloß auf schon eröffneter und betretener Bahn. Selbst an Stellen, wo man es nicht vermuten sollte, begegnen wir in „Heinrich VI." der genauen Abschrift der Erzählungen von Hall und Holinshed. Alle diese Stücke — nur bezüglich des Perikles besteht noch eine andre, ihn später setzende Tradition — fallen noch in das Ende der achtziger Jahre; sie stellen die unselbständigen Anfänge der großen Dichterlaufbahn dar und lassen im Vergleich mit den reifen Früchten dieses Genius einen noch viel größeren Abstand erkennen, als etwa der zwischen Schillers Räubern und Wilhelm Tell beträgt. Gleich zu Anfang der neunziger Jahre folgten das Liebesintrigenstück „Die beiden Veroneser" und die „Komödie der Irrungen", letztere auf Grundlage eines früheren, gleichnamigen Dramas, welches selbst wieder eine Bearbeitung der Menächmen des Plautus (Bd. III, S. 574) darstellt. Eine gewisse Familienähnlichkeit damit hat die „Zähmung der Widerspenstigen", welche übrigens vielleicht später entstanden, jedenfalls aber auf Grundlage eines schon bestehenden Stückes und nach italienischen Mustern gearbeitet ist. Diese Lustspiele verraten noch die Periode ungelenkerer Ausdrucksweise. Auch muß hier jegliche Rücksicht auf äußere Wahrscheinlichkeit der Fabel und Verhältnisse derjenigen auf ein frohsinniges Publikum, das an keifenden Weibern, unterjochten Ehemännern, verwechselten Gatten u. s. f. Gefallen fand, weichen. Auch die Komödie „Verlorene Liebesmühe" macht durch die Überfüllung mit lachlustigen und lachenerregenden Figuren, mit Witzlingen und Karikaturen den Eindruck eines übermütigen Scherzstückes, ohne daß man der komischen Wirkung recht froh werden könnte. Mit allen diesen Schöpfungen hätte Shakespeare die Marlowe und Greene noch nicht verdunkelt. Unsichere und unausgebildete Formen, ein roherer Geschmack bei Auswahl der Stoffe, wenig Selbständigkeit in der Kunst der Verarbeitung, weitgehende Anlehnung an die unmittelbaren Vorbilder, ein gewisser Eifer, lateinische, französische und italienische Sprachbrocken anzubringen, dann aber und vor allem jene, ein wahrhaftes Gattungsmerkmal des damaligen englischen Bühnenstils bildende Neigung zum Gesteigerten und Überladenen, zum Karikierten in Gedanken und Ausdruck, jene Hetzjagd nach Bildern und Witzen, jenes

Haschen nach möglichst starker Accentuierung, jenes Übermaß von Rhetorik und Ironie — das sind einige der diese Erstlingswerke gemeinsam charakterisierenden Hauptzüge.

Zweite Reihe. Aber in kurzer Zeit war im leidenschaftlichen Wettlauf mit begabten Rivalen der Genius Shakespeares wunderbar erstarkt. Der Schüler schwang sich zum Meister auf. Die ganze Mitte der neunziger Jahre wird für ihn eine Zeit ungetrübter Heiterkeit, gehobenen Selbstgefühls, freudiger Schöpferkraft. Diese Periode war es, welche den berühmten Cyklus historischer Dramen, jene „große dramatische Epopöe“ entstehen sah, um welche jede Nation die englische beneiden kann, wenn es auch wahr bleibt, daß darin der Dichter dem Kenner und Beurteiler der Geschichte unendlich überlegen erscheint. Die ganze Geschichte Englands geht hier auf in den Thaten und Schicksalen seiner Könige und großen Barone. Gleichwohl merkt man diesen und andern Produktionen an, daß er in London Gelegenheit und Muße gefunden hat, nicht etwa bloß die Bischofsbibel von 1568, sondern eine Masse von englischen Dichtern und Historikern, sowie auch von Übersetzungen aus alten und modernen Sprachen zu lesen. Zunächst schloß sich an „Heinrich VI.“, in einem Zusammenhang damit geschrieben, „Richard III.“ als dessen unmittelbare Fortsetzung an, Shakespeares erste Tragödie von unbezweifelter und eigner Autorschaft, die an gleichnamige frühere Stücke nur noch ganz gelegentlich erinnert. Von der Darstellung eines furchtbaren, mit dem gefährlichen Bewußtsein der Überlegenheit und mit durchdringendem Scharfblick in die Schlechtigkeit und Unfähigkeit der Durchschnittsmenschheit ausgestatteten Charakters sprang der Dichter rasch ab zu ganz anders angelegten Typen in „Richard II.“, den beiden Teilen von „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ So stellte der Dichter eine von den letztgenannten Stücken gebildete Tetralogie, welche der Erhebung des Hauses Lancaster gilt, der zuvor abgeschlossenen Tetralogie von der Erhebung des Hauses York gegenüber. Wir sehen dem rechtmäßigen, aber unfähigen König Richard II. und seiner rat- und thatlosen Umgebung gegenüber den Stern seines staatsmännischen und königlichen Nachfolgers und seiner überthätigen Gehilfen aufgehen. Aber der Frevel des klugen Heuchlers, der den legitimen Schwächling stürzt und mordet, erzeugt trotz seiner Meisterschaft im Erborgen des guten Scheins sofort neue Bürgerkriege. In diesen treten sich die beiden glänzendsten, jugendhellsten Gestalten gegenüber, die Shakespeare geschaffen hat, Heinrich Percy, der „König der Ehre“, und der Kronprinz Heinrich, dessen leichtsinnigen Jugendstreichen einige wahrhaft unsterbliche Szenen aus dem niederen Leben gewidmet sind. Unzähligemal wurden seither auf der englischen Bühne die komischen Figuren dieser Stücke nachgeahmt, jene lockeren Spießgesellen des Kronprinzen, unter welchen besonders der dicke Falstaff, welcher auch in den „Lustigen Weibern von Windsor“ als gefoppter Liebhaber auftritt, noch jetzt wie ein lebender Bekannter in aller Mund und Kunde ist. Aus zweideutiger Hülle entwickelt sich dagegen in Heinrich V. ein tüchtiger Kern tief gelegten

Seelenadels, und es ist eine glänzende Probe der jeglicher Aufgabe gewachsenen Schöpferkraft des Dichters, daß er mit dem zunehmenden Interesse, welches er für diese Gestalt abnötigt, der parteiischen Teilnahme, welcher sein hochherziger Percy von vornherein sicher war, entgegentritt und sich auf diese Weise selbst überbietet. Erst das letzte, die Regierungszeit dieses heldenmütigen Heinrichs behandelnde Stück, fällt wieder bedeutend ab gegen die seiner sorglosen, lachlustigen Jugend gewidmeten Vorgänger. Eine Art von Prolog zu diesem ganzen Dramencyklus bildet das gleichzeitig entstandene, in bezug auf das Stoffliche ganz einem älteren, gleichnamigen Stücke folgende Drama „König Johann", in welchem der Dichter zugleich seinem Patriotismus ein stolzes Denkmal gesetzt hat.

Der unwiderstehlich fortreißende, wahrhaft tragische Zug, der diesen historischen Dramen eignet, beruht nicht zum wenigsten auf der eisernen Konsequenz, womit hier Schlag auf Schlag der Spruch „Alle Schuld rächt sich auf Erden" praktische Bewährung findet. Shakespeare schließt sich hier ganz an die Reflexionen der als Quelle dienenden Chronik an und entfernt sich keinen Schritt von der volksmäßigen und religiösen Auffassung des Schicksals. Was irgend dazu geholfen hat, die Räder des unheilvollen Bürgerkriegs in Bewegung zu setzen, das wird mitleidslos früher oder später von denselben erfaßt und zermalmt. Die Unthat Heinrichs IV. kann während des kurzen Lebens seines schuldlosen Nachfolgers nicht gesühnt werden und rächt sich an dem gutmütigen, schwachen Enkel. Aber das im Kampf der Roten und der Weißen Rose siegende Geschlecht birgt ein Ungeheuer in seinem Schoß, das an den eignen Verwandten den von ihnen an andern begangenen Frevel straft, bis endlich das Gottesgericht über dem Schlachtfeld von Bosworth sich vollzieht, wo der ganz auf sich selbst gestellte Bösewicht auch seine Verzweiflung in sich hineinfrißt, während das Bewußtsein, für Gottes heilige Sache und das verwundete Recht der Menschheit zu kämpfen, die Schar seiner Gegner erhebt, so daß der Dichter, der sonst in der Regel nur den natürlichen Horizont des freien Himmels kennt, hier die Reiche des Jenseits sich öffnen läßt.

Gleichzeitig mit diesen ernsten Tragödien hat Shakespeare eine Reihe von Dramen geschaffen, welche in mehr oder weniger ausschließlicher, aber alle in großartiger und vielseitigster Weise die Leidenschaft der Liebe behandeln. Waren schon einzelne der oben besprochenen Lustspiele diesem Thema gewidmet, so zeigt er jetzt in „Ende gut, alles gut", auf Grund einer Novelle Boccaccios, die Liebe von männischem Hochmut und Standesstolz verschmäht, aber in ihrer Treue und Hingebung allem schnöden Verrat überlegen. Er stellt im „Kaufmann von Venedig" einer doppelten Liebesgeschichte das verlorene Dasein eines Menschen gegenüber, in dessen Herzen das Geld das edlere Gefühl für Menschliches getilgt hat, während alle Kraft der Leidenschaft sich in rachsüchtiger Wut verzehrt. Dabei findet hier der tragische Ernst der Verwickelung und die schwere Stimmung

des Haupthelden, des königlichen Kaufmanns Antonio, das wohlthuendste Gegengewicht in heiteren Nebenszenen und in der überraschenden Lösung des Ganzen. Weiter schildert Shakespeare im „Sommernachtstraum", einer bewunderungswürdigen, von Elfenduft und Mondscheinglanz gewobenen Allegorie, die Irrungen der blinden, aller Vernunft beraubten Liebe, die den Menschen in ein besinnungsloses Traumleben einspinnt; dabei paart sich die blühendste Einbildungskraft, wie sie in den Elfenszenen waltet, aufs anmutigste mit dem, in der Darstellung des närrischen Treibens der kunstbeflissenen Spießbürger sich kund gebenden schalkhaften Humor. Vor allen andern Stücken aber gehört hierher das klassische Drama der Liebe „Romeo und Julia". Nachdem Arthur Brooke in seiner gleichnamigen poetischen Erzählung dem italienischen Novellenstoffe ein gutes Teil romanischer Konvenienz und rhetorischen Flitters abgestreift hatte, gründete Shakespeare darauf dieses, in die volle Glut des Südens getauchte Gedicht von einer dem Boden des grimmigsten Familienhasses entsprossenen, süßen Liebesblume, diese notwendige Geschichte aller starken Liebe, die, in sich wahr und tief, nichts außer ihr mehr als bestimmende Mächte des Daseins anerkennt, vielmehr übermütig mit dem Verhängnis spielt, an den Schranken der Konvenienz rüttelt, mit ihrem eignen Reiz allein beschäftigt, den Vorstellungen ruhiger Besonnenheit spottet und zu ihrem eignen Verderben das über sie zur Tagesordnung weggehende Schicksal selbst herausfordert. Endlich liegen ganz an der Grenze dieser Periode noch diejenigen Lustspiele, in welchen des Dichters Witz und frohe Laune am muntersten spielt, während er darin, im Vergleich mit den früheren Komödien, zugleich eine entschieden höhere Stufe von Feinheit und Eleganz erstiegen hat: „Wie es euch gefällt", einem Schäferroman Lodges nachgebildet; „Viel Lärm um nichts", auf dem Grunde italienischer Novellenpoesie erbaut; „Drei-Königs-Abend" oder „Was ihr wollt", teilweise wieder an die Menächmen erinnernd — lauter Stücke, deren köstlicher Humor noch jetzt wie perlender Schaumwein auf Phantasie und Gemüt der Zuschauer wirkt.

Dritte Reihe. Schon 1598, als etwa gerade die bis jetzt namhaft gemachten Stücke zur Aufführung gelangt waren, nennt Meres, an dem wir den bedeutendsten Anhaltspunkt für die Chronologie dieser Dichtungen haben, ihren Urheber den sowohl im Gebiete des Tragischen wie des Komischen bei weitem ausgezeichnetsten unter den englischen Dichtern. Vergebens kämpfte der Anhang des Ben Jonsons gegen die von Shakespeare repräsentierten Volkstheater an. Erst als nach Elisabeths Tod ein neues Regiment begann, war der Sieg des gelehrten Dichters wenigstens bei Hofe entschieden. Shakespeare verstand sich zwar in einem eignen Epigramm nicht bloß, sondern auch in „Heinrich VIII." und „Macbeth" zu jenen Komplimenten, die unumgänglich notwendig waren, wenn dem stumpfsinnigen Stuart, welcher jetzt die Szepter von England und Schottland vereinigte, Interesse für die Kunst abgewonnen werden sollte. In der That wurde die Gesellschaft der Fletcher, Shakespeare, Burbadge gleich nach Jakobs Thronbesteigung

als „königliche Diener“ anerkannt, und die Vermögensverhältnisse des Dichters standen glänzend. Trotzdem zog er sich 1604 vom Theater, wo neue Talente aufgekommen und die alten Gönner fern getreten waren, zurück. Vielleicht haben mannigfache düstere Eindrücke mitgewirkt, um der Reihe gereiftester Meisterwerke Shakespeares, wie sie nunmehr das anbrechende siebzehnte Jahrhundert entstehen sah, einen so eigentümlichen Stempel von Tiefsinn und Schwermut aufzudrücken. Man darf zum Erweis dessen nur an das in den letzten Jahren Elisabeths entstandene Gedankentrauerspiel „Hamlet“ erinnern, welches nach Anleitung eines gleichzeitigen und gleichnamigen Stücks eine nordische Sage des Saxo Grammatikus dramatisiert. Diese letztere lieferte, an die Erzählung des Livius vom älteren Brutus anknüpfend, das Bild eines Prinzen, welcher, um den Usurpator des Reichs und Mörder seines Vaters in Sicherheit zu wiegen und selbst keinen Verdacht zu erregen, sich wahnsinnig stellt, aber mitten aus dem Gewölk des Wahnsinns wieder Beweise einer überlegenen Intelligenz hervorleuchten läßt. Hieraus erwuchs für den Dichter die verlockende Aufgabe, tiefen Sinn und verborgene Weisheit in die Form scheinbar irrsinniger Reden und Handlungen zu legen. Schon im alten Andronicus hatte er eine ähnliche Mischung von Geistesstörung und unter den Ruinen hervorblickender raffinierter Verstellung gezeichnet. An die Stelle der unreifen, karikierten Jugendarbeit trat nun das vollendete Meisterwerk. Shakespeare hat in seinem Hamlet den sensitivsten und gedankenvollsten Menschen seiner ganzen Kunst, ja recht eigentlich sich selbst gezeichnet, den unter der Narrenjacke des Komödianten zum ernsten und genialen Beobachter des Treibens dieser Welt herangewachsenen Mann; er hat dem Publikum in fremder, ungeahnter Gestalt eigne Stimmungen, Gefühle und Gedanken vorgeführt. Ungefähr gleichzeitig sind wohl zwei Stücke entstanden, deren Stoffe Shakespeare der italienischen Novellensammlung des Giraldi (vgl. X, 339) entnommen hatte, „Maß für Maß“, ein in seiner Fabel peinliches, seinem Gedankengehalt nach schwerwiegendes, die Begriffe von Gerechtigkeit und Gnade in eine wahrhaft religiöse Beleuchtung rückendes Stück, und „Othello“, die Tragödie der Eifersucht, ein Gemälde von ganz schwarzen Schatten. Wieder aus Holinshed war der Stoff zu „Macbeth“ genommen; Shakespeare hat aus der Chronik die ganze Anlage, ja selbst ausgeführte Züge, wie das Gespräch zwischen Macduff und Malcolm, fast ohne weiteres aufgenommen. Dennoch gehört gerade dieses Stück zu den best komponierten, die er geschaffen hat. Es stellt sich auf den Boden einer mythologischen Vorzeit und zieht darum gleich von vornherein übernatürliche Kräfte mit ins Spiel. Nie aber ist der grauenvolle Zusammenhang wahrer gezeichnet worden, in welchem naturgemäß der böse Gedanke, wenn ihn die Lust erst empfangen hat, zur That, und diese wieder zur Mutter einer Reihe gleicher Thaten wird, so daß das böse Werk nie ausgethan ist. Eine alles wagende Heldennatur nimmt, gereizt von einem dämonischen Weib, den hoffnungslosen Kampf mit den sittlichen Mächten auf, welcher sich

aber der ehrgeizige Königsmörder je länger desto vergeblicher erwehrt, bis aus dem hochgemuten „Bräutigam Bellonas" eine in fieberhaftem Wahnsinn, in Seelenangst und Verrücktheit agierende Leichengestalt geworden ist. Gleichfalls in dieselbe graue Vorzeit versetzen uns zwei, der heidnischen Urgeschichte Britanniens entnommene Stücke, „König Lear" und „Cymbeline". Beide beruhen auf kunstvoller Kombination von je zwei Quellen, Holinshed auf der einen, der gleichzeitigen Novellistik auf der andern Seite. Der grausigen, erschütternden Tragödie, in welcher die leidenschaftliche Bosheit entarteter Kinder unendlichen Jammer über das graue Haupt eines in thörichter Verblendung handelnden Vaters bringt, tritt im andern Stück der romanhafteste und abenteuerlichste aller Stoffe gegenüber, bunte lebende Bilder, die fast nur zusammengehalten werden durch das Interesse, welches man an Posthumus, der edelsten und idealst gehaltenen Gestalt unter des Dichters männlichen Charakteren, und der liebenswürdigen, jugendlichen Königstochter Imogen nimmt.

Ein ganz neues Gebiet beschreibt der also ins Altertum zurücklenkende Dichtergeist in seinen Römerdramen. Shakespeare hatte die Biographien des Plutarch in der Übersetzung des Thomas North gelesen, der gesunde Menschenverstand, den er hier fand, die schlichte Darstellung der menschlichen Dinge, der natürliche Pragmatismus — das alles sprach ihm zu Kopf und Gemüt, und mit dem einfachsten Geschick löste er die schwierige Aufgabe, eine fast vollständige Abhängigkeit von der geschichtlichen Quelle mit der größten Freiheit des dichterischen Entwurfs zu verbinden, die nüchterne Historie zum freiesten Drama zu bilden. Dahin gehört „Coriolan", ein Werk, das sich schon durch den „gebändigten Titanenstil" als Werk eines vollendeten Meisters verrät. Geht dieses Stück in die Zeiten der altrömischen Republik und des Kampfes ihrer Stände zurück, in welche es eine, in der Enge jener Verhältnisse geradezu unmögliche Riesengestalt von aristokratischem Stolz und Leidenschaft hineinstellt, so geben „Julius Cäsar" und „Antonius und Kleopatra" ein Bild von den mächtigen Parteikämpfen, aus welchen sich die monarchische Kaiserzeit entwickelte. Im ersteren Stück spielt freilich nicht sowohl Cäsar als Brutus die Hauptrolle; die Handlung ist so wohlgefügt und durchsichtig, wie kaum in einer zweiten Tragödie Shakespeares. Um so komplizierter ist sie in dem andern Stück, wo die bewegte Leidenschaft der Helden sich gleichsam der Szenerie mitteilt, so daß man über dem vielen Großen und Kleinen, was geschieht, leicht den Faden verliert, der durch das Ganze leitet. Und dennoch ist über wenig Stücke mehr Glanz der Darstellung ausgegossen; lebhaft fühlt man sich in die Zaubergärten der in allen Farben schillernden Nilschlange versetzt. Der genialen Kokette Kleopatra stellt sich in dem gleichzeitigen Lustspiel „Troilus und Kressida" eine falsche Schöne von gewöhnlichem Schlag an die Seite; im übrigen beruht dieses Stück auf einer launigen Parodie der homerischen Heldenwelt und wirkt wie ein neckischer Kobold bald anziehend, bald entschieden abstoßend.

Die letzten Stücke, welche Shakespeare schrieb, ehe er um 1612 von London schied, sind „Timon von Athen", „Der Sturm", „Das Wintermärchen" und „Heinrich VIII." Letztgenanntes Stück kann als Epilog zu den historischen Dramen gelten, wie „König Johann" als Introduktion. Man sieht hier die Zeit der greuelvollen Bürgerkriege dahinten liegen, den Feudalismus untergehen und die Morgenröte einer neuen Zeit anbrechen, da Verdienst und Tugend herrschen und unter Elisabeth „Gott in Wahrheit erkannt sein wird". Des Dichters Lebenstag dagegen neigte sich zu Ende. Vielfach liegt über seinen letzten Werken ein tiefer, gewichtiger Ernst, fast zu schwer für das bewegliche Spiel der komischen Muse. Immer mehr verdunkeln sich die Schatten, bis endlich im „Timon" die Nacht hereinbricht. „Schief ist alles" — das ist der Grundton in der Geschichte des aus einer trugvollen Welt in die Einsamkeit sich flüchtenden Menschenhassers von Athen, ein bitterer Rest, den der dahinten liegende Jugendtaumel im Kelch des Lebens zurückgelassen hatte. Aber auch jetzt noch nimmt der unverwüstliche Dichter alle Hoheit seines Genius, allen Schmelz seiner Poesie zusammen in der malerischen und musikalischen Mannigfaltigkeit, die den „Sturm" auszeichnet — ein Zauberstück, zu welchem die Entdeckung der Bermudasinseln und wohl auch Jakob Ayrers „Schöne Sidea" Veranlassung und Anregung geboten hatten. Noch einmal ist es hier in der Geschichte Ferdinands und Mirandas die unschuldige Liebe der Jugend, in deren Anschauen aller Bann sich löst. Wie aber Prospero am Schluß des Stückes seinen Zauberstab vergräbt, so scheidet auch der größere Zauberer, der alle diese Gestalten aus dem Nichts hervorgerufen hatte, jetzt vom Publikum: „Nun sind zu Ende meine Zaubereien." Noch vier Jahre lebte er mit seiner Familie auf dem schönen Gut, das er sich bei Stratford zusammengekauft hatte. Seine Muse verstummte seither. Er starb 23. April 1616.
angeblich an den Folgen eines Gelages, welches er mit Ben Jonson und Drayton gefeiert hatte.

b. Shakespeare als Mensch und Dichter.

Shakespeares dramatische Werke waren während seines Lebens nur vereinzelt und zwar in unberechtigten Ausgaben gedruckt worden. Erst sieben Jahre nach seinem Tod veranstaltete sein alter dramatischer Gegner Ben Jonson eine Gesamtausgabe 1623.
(Folio) von Shakespeares Werken, eingeleitet von einem glänzenden Hymnus, welcher dem Lebenden und dem Lobenden nicht minder zur Ehre gereicht als dem gelobten Toten. „Süßer Schwan vom Avon! Welch ein Anblick wäre es, dich in unsern Wassern noch in jenem Flug zu sehen, welcher unsre Elisabeth und unsern Jakob so dahinriß! Doch nein! ich sehe dich als Sternbild in den Himmel versetzt. Dort leuchte, Stern der Dichter, und übe von da deinen Einfluß in Liebe und Strenge auf die sinkende Bühne, die seit deinem Tod getrauert hätte wie die Nacht oder der Tag der Verzweiflung, wenn du nicht das Licht deiner Werke hinterlassen hättest." Shakespeare selbst hat nur veröffentlicht, was Nicht-Dramatisches aus seiner Feder floß: die erzählenden Stücke und die beiden ihnen folgenden kleineren lyrisch-epischen Gedichte „Der liebende Pilgrim" und „Des Liebenden Klage"; endlich noch jene 154 Sonette, mit welchen Die Sonette.

er in die Reihe der oben besprochenen englischen Sonettisten eintritt. Zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen geschrieben und 1609 ohne Zuthun des Verfassers gedruckt, geben sie das treueste Bild von den inneren Umrissen seines Geistes, gleichsam einen musikalischen Auszug der Strömungen und Tonverschlingungen seines Seelenlebens. Die feine Dialektik, womit hier der Dichter mit seinen Empfindungen spielt, die oft bis zur Verschwommenheit zarte Zeichnung, das geniale Kolorit dieser Verse sichert ihnen überdies auch in rein poetischer Beziehung eine selbständige Bedeutung neben den Dramen. In den meisten dieser Sonette redet er einen jener jungen Lords und Theaterprotektoren — nach herkömmlicher Annahme den Grafen Southampton, nach andern William Herbert, Graf Pembroke — an, und es ergibt sich daraus, daß er demselben in jeder Weise, nicht zum mindesten auch dadurch verpflichtet war, daß die Bewunderung und Freundschaft, die der vornehme Gönner dem Schauspieler widmete, diesen über das drückende Gefühl seines verachteten Standes emporhob. Man wird kaum in Abrede stellen können, daß der Dichter seinem Enthusiasmus hierüber die Zügel schießen ließ. Mag immerhin der verliebte Stil in dem komplimentiersüchtigen Charakter der Zeit, der einen ungemessenen Ausdruck der Schmeichelei und Zärtlichkeit forderte, seine Erklärung finden, so ist doch richtig, daß man dem Dichter an mehr als einer Stelle seinem vornehmen Freund gegenüber ein männlicheres Selbstgefühl, ein stolzeres Bewußtsein seines eignen Wertes wünscht. Nur hier und da einmal erhebt derselbe sich zu der Zuversicht, daß seine Werke dem Tod trotzen und als Denkmal auch für den Freund die Gegenwart überleben werden. Überhaupt aber geht ein Ton der Schwermut, ein verunglücktes und unbefriedigtes Gefühl durch diese fein empfundenen, beziehungsreichen und gedankenschweren Lieder. Schon im Hinblick auf die Dramen darf gesagt werden, daß kein andrer Dichter so sehr gewühlt hatte in dem der gebüßten Lust folgenden Schmerz des Abscheus. Er ist unübertrefflich und unerschöpflich in Schilderungen des hohläugigen Bankrottierers, des lahm gelaufenen Pferdes, das zuvor ausgerissen war u. s. f. Wahrhaft klassischen Ausdruck aber hat Shakespeare diesem bittersten Gefühl in den Sonetten, z. B. dem hunderteinundzwanzigsten, gegeben. Auch der Anfang des hundertundzehnten sagt mehr als eine umständliche Biographie thun könnte, indem zugleich auch die tröstliche Kehrseite ans Licht tritt:

Graf Southampton. 1573—1624.

Ach wohl ist's wahr, ich schwärmte her und hin,
bot mich der Welt zum Spielzeug, in die Seele
schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil hin,
mit neuen Trieben mehrt ich alte Fehle.
Sehr wahr ist's: fremd und schielend und bedingt
sah ich die Wahrheit. Doch, bei allen Mächten,
dies Straucheln hat mein Herz mir nur verjüngt.

Offenbar brauchte Shakespeare ungewöhnlich viel Zeit, um innere Entwickelungsphasen und Gärungszustände durchzumachen; sein wunderbar sinniges Gemüt sah Reiz und Interesse auch in Dinge, Personen und Situationen hinein, die jeden andern bald genug gleichgültig gelassen oder angewidert hätten. Es ist ihm im hundertneunzehnten Sonett selbst entsetzlich, wie an allen Dingen er gehangen hat. Ein ungewöhnlich reicher Gemütsfond ließ ihn Liebenswürdiges auch da erkennen, wo es unendlich feinen Körnern edeln Gesteins gleicht, dürftig in die groben Erdmassen gesprengt. Wirklicher Hoheit aber kam die ungeteilteste Empfänglichkeit, das sehnsüchtigste Verständnis seiner Seele, der volle Zug seines Genius entgegen. So heißt es im fünfundachtzigsten Sonett:

Mein volles Herz kann nicht mit Worten kramen,
es ist ein ungelehrter Sakristan,
und, stimmt ein hoher Geist ein Loblied an,
voll Kunst und Schwung, so sagt es stets nur: Amen.

Als Kehrseite zu solcher Weltoffenheit erscheint bei einer so zartbesaiteten Natur unvermeidlich jener elegische Zug, jener trübsinnige Anflug, der die Sonette beherrscht, aber auch in jedem seiner Dramen, zumal in den späteren, sich zu erkennen gibt. Weiche melancholische Akkorde bilden die Grundbestimmung seiner Seele; nicht selten schwellen sie sogar zu düstern und wilden Melodien an und scheuen selbst grelle Dissonanzen nicht. Noch mehr als etwa ein Abglanz göttlicher Weisheit ist ihm die Welt ein Chaos unlösbarer, aber herzzerschneidender Widersprüche. Noch mehr als ein Beitrag zur Verwirklichung der höchsten Zwecke, ist ihm das Menschenleben ein Schauplatz „zähmender Schicksalsschläge", „eine Schule selbstempfundenen Grams".

Es ist kein Zweifel, daß ihn, was ihm das Leben versagte, tiefer schmerzte, als ihn erfreute, was es ihm bot. Man würde aber irre gehen, wenn man daraus auf eine anspruchsvolle, vom stolzen Bewußtsein ihrer Vorzüge geschwellte Persönlichkeit schließen wollte. Im Gegenteil rühmen die Zeitgenossen seiner späteren Jahre neben maßvoller Würde des Auftretens seine Sanftmut, Ben Jonson insonderheit sein Gentlemen-Benehmen. In wenig Menschen dürfte soviel vorgegangen sein, wie in ihm. Aber während er eine lange Reihe von Jahren schwer genug trug an der Last seines „verstoßenen Standes", während ihn bitter genug das „Brandmal" seines eignen Leichtsinns schmerzte, suchte er keine Rettung dort, wo Hunderte in seinem Fall und mit einem geringen Bruchteil seiner geistigen Ausrüstung sie gesucht haben würden: im stolzen Genuß des unantastbaren eignen Werts, der unter keinen Widerwärtigkeiten erliegenden Produktionskraft. Er weiß es zwar, daß Selbstliebe seine „angeborne Sünde", Leidenschaft sein „alter Fehler" ist; er „kennt am besten seine schwachen Seiten"; eben deshalb sehen wir ihn aber auch, wo ihn eine Art von Selbstgefühl überschleichen will, es doch bald zurückschieben mit derjenigen Verachtung, welche andre in ähnlichem Fall nur der äußeren Welt, den Menschen zuzukehren pflegen. Er sieht die Zeit kommen, „wo gelbe Blätter oder wenige oder gar keine an diesen, im Frost zitternden Zweigen hängen"; es fällt ihm auch jetzt nicht ein, die vielen grünen, deren Laubkrone sich so stolz gen Himmel hebt, um so sorgfältiger der Bewunderung auszustellen. Er beweist vielmehr durchaus die Sorglosigkeit des echten Genius bezüglich des Schicksals seiner Produktionen. Er ist innerlich zu groß, zu sehr auf das Höchste angelegt, um das Gefühl der Unzulänglichkeit und Beschränktheit aller irdischen Lose in Eitelkeit und Selbstanbetung bemeistern und ersticken zu können. Man kann es kleinlich finden, daß er seinen Vater veranlaßte, ein Adelspatent zu kaufen. Aber die Stellung in der Rangliste des Hofes, fast am Ende der Rubrik „Trompeter und Musikanten", empörte nicht bloß seine Eitelkeit, die beständige Klage über seines „Standes Schimpf" ist zugleich eine Klage um die nicht zur vollen Entfaltung gelangten oder gar verkümmerten Seiten seines inneren Menschen. Denn auch der poetische Genius bedarf für seinen Flügelschlag der freiesten Atmosphäre. Jenes Selbstgefühl, das er der Gunst eines adligen Jünglings, der ihn aus dem Dunkel hervorgezogen, verdankte, reicht eben nur hin, um ihn das noch viel vollere Maß von schaffender Freude und dichterischem Hochgefühl ahnen zu lassen, davon er sich getragen gefühlt haben würde, wenn ihm das Schicksal einen andern Bildungs- und Lebensgang beschieden, wenn es ihm gestattet hätte, ungescheut die Höhe des Lebens zu ersteigen. Statt dessen nahm er immer nur eine Ausnahmsstellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein, und beschränkten sich seine praktischen Erfahrungen im Wesentlichen auf das Theaterwesen. Zu Staat, Kirche

Shakespeares Persönlichkeit.

und Gemeinde hatte sein Stand kein Verhältnis. Daher sein Reichtum an äußerer Lebenserfahrung gewisse Schranken erkennen läßt. Er hat mit Personen hohen Rangs verkehrt, aber der Zutritt in ihre Familien, der Umgang mit edlen Frauen war ihm versagt. Er lernte nicht, wie etwa ein Goethe, die menschliche Gesellschaft und den tiefgreifenden Einfluß, welchen sie auf ihre einzelnen Glieder ausübt, genau und allseitig kennen; er steht zwar nicht an Menschenkenntnis, aber an Kenntnis des Weltlaufs sogar hinter manchem, sonst keineswegs ebenbürtigen Dichter zurück. Daher das keineswegs geringe Maß von Eindrücken des Unwahrscheinlichen, ja des Unmöglichen, wovon zwar nicht seine Charakterzeichnung, aber seine Darstellung der Handlung begleitet erscheint. Alles ist bei ihm Charakter, Leidenschaft und Schicksal. Das abschwächende und einschränkende Gegengewicht, das in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt, der reale Pragmatismus des menschlichen Geschehens tritt verhältnismäßig zurück. Aber freilich stehen gerade darum seine Gestalten auch wieder so großartig und gewitterklar, so unmittelbar verständlich selbst für die Masse vor uns da. Daher der gigantische Charakter, der kolossal gehobene Bau derselben. Sie können fast alle mit Richard III. sagen: „Mir schwellen tausend Herzen in der Brust." Und wie die handelnden Personen, so auch die ganzen Stücke. Auch ein so nüchterner Kritiker wie Rümelin sagt: „Es fehlt an den lahmeren und schwungloseren Stellen, die sonst fast in allen größeren Dichtungen ein zeitweises Ausruhen gestatten; der Geist und das Feuer des Dichters schlägt immer aus allen Poren." Alles macht den Eindruck des Vollen, Gedrungenen, Gesättigten, ja des Überreichtums. Kein Dichter ist daher sorgfältiger gelesen, an keinem ist mehr geraten und gedeutet, ja wahrhaft experimentiert worden, und noch heute hat sich das Interesse, des ganzen Beziehungsreichtums seiner Gedanken sich zu bemeistern, nicht erschöpft. Dasselbe macht sich u. a. in dem Bestreben geltend, die Lehre oder Moral ausfindig zu machen, welche bewußt oder unbewußt dem einzelnen Stück zu Grunde liegen sollen. Sich von dieser Seite das Verständnis Shakespeares erschließen zu wollen, sah man sich besonders durch Goethe veranlaßt. Seitdem dieser im „Wilhelm Meister" die Aufgabe, die sich der Dichter im „Hamlet" gesetzt, dahin formuliert hatte, eine Seele zu zeichnen, auf die eine That gelegt sei, der sie sich nicht gewachsen fühlt, ist der nach vorherrschender Auffassung blasierte, grübelnde, unentschlossene Charakter des Prinzen von Dänemark, welcher den Tod seines Vaters an dem König, seinem Mörder, zu rächen hat, aber selbst darüber zu Grunde geht, Gegenstand unablässiger Beobachtung und Sondierung der Kunstkritiker geworden, und hat das seltsam hinter Humor, Ironie und Tollheit verschleierte Rätsel dieser Dichtung die mannigfaltigste, ja entgegengesetzteste Lösung gefunden. Ebenso hat man mit gleichem Aufwand von Scharf- und Feinsinn z. B. im „Kaufmann von Venedig" bald das Wesen der Freundschaft, bald das Verhältnis der Menschen zum Besitz, bald den Satz, daß das höchste Recht dem höchsten Unrecht gleich komme, ausgeführt gefunden.

Shakespeares dichterische Größe. Gewisser als alle diese Deutungen am Einzelnen ist, daß Shakespeare im großen und ganzen sich bei seinen dramatischen Dichtungen in erster Linie von den Rücksichten auf das Theater leiten ließ. Das Bedürfnis der Bühne war für ihn der erste Antrieb des Dichtens, die Wirkung auf der Bühne sein bewußtes Ziel. Allen Dichtern, die man je mit ihm hat in Vergleich bringen wollen, ist er zum mindesten überlegen in der Technik des Dramas. In wenigen Szenen weiß er die Handlung rasch und leicht zu exponieren, die Verwickelung und den Umschlag klar und spannend durchzuführen, in der Katastrophe das erschütternde und versöhnende Moment zum vollen Ausdruck zu bringen. Darum ist aber auch das Theater, wie wir sahen, die einzige Lebens- und Kunstschule dieses Dichters gewesen. Andre Dichter, andre Autoren mögen vielseitiger

sein; als Dramatiker dagegen steht Shakespeare am höchsten. Dazu machten ihn seine reiche und tägliche Bühnenerfahrung als Schauspieler, Regisseur, Zuschauer, sein beständiger Umgang mit Schauspielern, sein Wetteifer mit den ersten Bühnendichtern Londons. Er wußte auf was es ankam, was dagegen als Nebensache behandelt werden durfte, um die dramatische Wirkung sicherzustellen. Darum ist der Zusammenhang des Ganzen stets übersichtlich und verständlich, während die Einzelheiten mit vollem Behagen ebenso lang und breit ausgeführt sind, als es die Rücksicht auf die Zuschauer gebot. Es ist also der praktische Bühnendichter, welcher sich in jener relativen Selbständigkeit der einzelnen Glieder kund gibt, die Anlaß zu so mannigfachen Kombinationen und Ausdeutungen des Ganzen werden konnte. Man streitet, ob Shakespeare größer sei im Lustspiel oder im Trauerspiel. Wie ihm die Wirklichkeit als eine heitere Welt des Scheins, jedoch mit ernster, ja düsterer Grundlage erschien, so ist Tragisches und Komisches auch in seinen Stücken gemischt. Die meisten sind Schauspiele, welche eine große Idee mit einem tragischen Anklang in sich tragen, aber zu befriedigendem Ende führen.

Wie sehr übrigens die Urteile über den Wert der 34—37 echten Stücke, die wir besitzen, auseinander gehen mögen: darin findet doch, seitdem das Verständnis des Dichters wieder erwacht ist, eine fast allgemeine Übereinstimmung der Sachverständigen statt, daß Shakespeare, so sehr er ein Kind seiner Zeit und den Bedingungen derselben unterworfen war, doch riesenhaft hinausgewachsen ist über alle seine dichterischen Zeitgenossen. Schon die fast unvergleichliche Teilnahme, die ihm das neunzehnte Jahrhundert widmet, beweist, daß er der erste eigentlich moderne Dichter ist. Er steht, wie man in der romantischen Schule dies so auszudrücken liebte, auf der Grenzscheide zweier Weltalter und überschaut mit ebenso sicheren Blicken die Herrlichkeit, Größe und Kraft der untergehenden Feudalwelt und des verschwindenden Ritterwesens, wie er mit prophetischem Geist die aus der Reformation sich entwickelnde neue Welt der selbstbewußten Sittlichkeit und des weltbeherrschenden Verstandes umfaßt. Gervinus steht sogar nicht an, Shakespeare einen sittlichen Führer der Menschheit, den wählenswürdigsten für Welt und Leben zu nennen; die an ihn sich anschließende deutsche Richtung der Shakespearefreunde sieht in dem großen Briten vorzugsweise den „Dichter der Würde“, der die Poesie stets in den innigsten Verband mit der Sittlichkeit setzte und niemals den leeren Strunk des Lasters überblümte und der Häßlichkeit des Bösen den Grazienschleier überwarf. Ja selbst einen religiösen Genius oder aber auch den Propheten einer neuen Philosophie des innerweltlichen Gottes hat man in Shakespeare gesucht. Aber die Religion, welcher er im Innersten seines Herzens anhing, war die Poesie, mag er sich nun äußerlich zur Konfession seines Vaters John bekannt haben, der sich einst geweigert hat, die protestantische Kirche von Stratford zu besuchen, oder mag das in König Johann und Heinrich VIII. zum Ausdruck gelangte antipapistische Programm zugleich seinen eignen Bekenntnisstand andeuten. Es ist belanglos, der hierüber geführten Kontroverse nachzugehen. Noch weniger Interesse kann die vom litterarischen Dilettantismus in die Welt gesetzte Hypothese erregen, daß Franz Bacon oder irgend ein andrer unter dem Namen des englischen Dichterkönigs verborgen sei.

Die historische Betrachtung muß sich darauf beschränken, ihm das erste und entscheidendste Erfordernis des dramatischen Dichters im eminentesten Grad zuzuschreiben, die Gabe, das eigne Selbstbewußtsein zu vervielfältigen, die mannigfaltigsten, weit auseinander liegenden Lebensbilder zu zeichnen, eine bunte Reihe der eigentümlichsten Gestalten, an denen jeder Nerv agiert und reagiert, vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des beflügelten Wortes zur Nachbildung seiner Visionen zu nötigen. Mag sich der Dichter an geschichtliche Ereignisse oder an bekannte Novellen anlehnen,

immer beherrschen seine Dramen die menschliche Natur und ihre Geschicke von allgemeinen Gesichtspunkten aus. Sie entfalten in der Zeichnung der hohen wie der niederen, besonders aber auch der gemischten Charaktere eine alles Dagewesene überwältigende Meisterschaft. Die Handlungen entwickeln sich naturgemäß aus den Eigenschaften, Gesinnungen und Leidenschaften der Handelnden; was in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens seinen Sitz hat, tritt mit überraschender Wahrheit ans Licht. Seinem Ohr war das Säuseln des Frühlingswindes und der tosende Schlachtenlärm der Geschichte gleich verständlich. Solche Fähigkeiten und Leistungen lassen sich allerdings nur unter der Voraussetzung verstehen, daß Shakespeare ein voller und echter Mensch war, in dem alle Triebe und Regungen der Gattung mit energischem Pulsschlag strömten, während der Drang, nach außen sich Bahn zu brechen, gemildert und gehemmt war von einer angebornen Neigung, die sämtlichen Eindrücke der Außenwelt nach innen zurückzunehmen, sie von ihrem thatsächlichen Anlaß und dem Erdgeschmack der gewöhnlichen Erfahrung zu befreien, sie im freien Spiel der Einbildungskraft abzurunden und zu ergänzen. Aber auch so hätten sie nicht diese Form einer bewunderungswürdig gehobenen Rede gefunden, wenn dem Dichter nicht zugleich eine ebenso riesenhafte und schrankenlose Phantasie wie ein feines Sprachgefühl zu Gebote gestanden hätten. Denn in der Behandlung der Sprache ist Shakespeare einer der größten Meister aller Zeiten. Dem Starken und dem Erhabenen, wie dem Gefälligen und Zarten, weiß er angemessene Worte zu leihen. Stand, Bildung, Charakter und Gemütsstimmung der Sprechenden geben sich schon in der verschiedenen Ausdrucksweise kund. Reimlose fünffüßige Jamben bilden sein gewöhnliches Versmaß, das aber nicht selten von lyrischen Klängen unterbrochen wird oder zur Prosa herabsinkt, wie der jeweilige Inhalt es fordert. Ihren vollen Perlenglanz verdankt diese Sprache aber in letzter Instanz der glücklichen, rastlos beweglichen Phantasie des Dichters und ihrem unvergleichlich kühnen Schwung, den man bald mit Entzücken, bald mit Befremden, immer aber mit Bewunderung folgt. Wie Midas verwandelt er alles in Gold, was sein Finger betastet. „Seine Rede berührt den Boden der gemeinen Sprechweise gar nicht; sie bewegt sich frei und leicht mit energischem Flügelschlag in der luftigen Region des idealen Ausdrucks ... Ihm strömen Gedanken und Bilder in solcher Menge zu, daß die Rede Mühe hat zu folgen und durch das Gedränge verschlungener Beziehungen dunkel und unwirksam werden kann ... Die Diktion bewegt sich gern an der Grenze des Überladenen und Hyperbolischen hin und überschreitet sie leicht und oft. Die Stellen aber, wo ihn seine Feuermuse trägt, ohne jene zarte Grenzlinie zu berühren, stehen auf dem Höhepunkt seiner und wohl auch aller Poesie."

IX. Abfall der Niederlande und Entstehung des holländischen Freistaats. Zweite Periode.

Litteratur. Die historische Litteratur, die S. 132 und 133 angegeben ist, gilt auch für die folgende Periode. Das ausführliche Werk von J. L. Motley, das sich an das früher erwähnte, bis zur Ermordung Wilhelms von Oranien führende Buch Rise of the Dutch republic anschließt, führt den Titel: History of the United Netherlands cet. in IV volumes. London 1867, wozu noch im Jahr 1874 zwei weitere Bände kamen: The life and death of John of Barneveld advocate of Holland cet. Lond. 1874. Groen van Prinsterer, Maurice et Oldenbarneveldt. Utrecht 1875. — Ein geistreicher Abriß des geschichtlichen, politischen und kommerziellen Lebens findet sich in „Historische und politische Auf-

säte von Heinrich von Treitschke", Leipzig 1871. 4. Aufl. unter dem Titel: „Die Republik der vereinigten Niederlande".

1. Die Niederlande unter dem Statthalter Requesens y Zuñiga.

Der neue Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuñiga, in dessen Hände nach Albas Abgang der Oberbefehl über die niederländischen Provinzen überging (S. 216), schien die geeignete Persönlichkeit zu sein, das erschütterte Ansehen seines Monarchen wieder aufzurichten: er hatte sich in Granada und bei Lepanto als tapferen Kriegsmann gezeigt; er hatte als Gouverneur von Mailand Erfahrung in der Verwaltungskunst gesammelt; und was ihn bei dem Hofe vor allem empfahl, war die von Philipp so hochgeschätzte Geschicklichkeit, sich gänzlich in die Ansichten und Gedankenkreise des Königs zu fügen, völlig in dessen Pläne, Regierungsmethode und Geschäftsmechanismus einzugehen, dessen Ideen und Vorsätze zu erraten und danach zu handeln. Auch kam es ihm zu statten, daß selbst in den treugebliebenen Städten und Provinzen Alba und seine Schreckensregierung allgemein verabscheut war und daß man in dem Nachfolger den Träger einer Politik der Versöhnung und der Milde erblickte, wie von Madrid aus mit einer gewissen Ostentation verbreitet ward. Luis de Requesens.

Letzteres freilich war mehr Schein als Wahrheit. In den Niederländern sollte der Glaube eines Systemwechsels erzeugt werden, während man in Madrid nur die Personen und Formen zu verändern, keineswegs aber die ursprünglichen Pläne und Tendenzen aufzugeben gewillt war. Wie bei seinem Regierungsantritt war König Philipp auch jetzt noch entschlossen, in den burgundischen Provinzen dasselbe politische System, dieselbe hierarchische Staatskirche festzuhalten, wie in den übrigen Teilen seines Reichs; weder die nationalen Institutionen von ehedem, noch der neue Grundsatz von Gewissens- und Lehrfreiheit fanden Gnade vor seinen Augen, die unbedingte Souveränität des Königs und die ausschließliche Geltung der römisch-katholischen Religion blieben nach wie vor die Fundamentaldoktrinen der spanischen Politik. Nur sollte diese Politik jetzt nicht mehr mit so herausfordernder Gewalt, nicht mehr auf so blutigen Wegen einhergehen; die Ziele und Zwecke, die Alba nach des Königs Willen verfolgt hatte, sollten bestehen bleiben, aber die Methode, die Mittel der Ausführung sollten in mildere Formen gekleidet, sollten weniger anstößig gemacht werden. Dazu riet schon die äußere Politik. Denn es war kein Geheimnis, daß man am Pariser Hof hinsichtlich der Niederlande wieder auf die Idee zurückgekommen war, die man vor der Bartholomäusnacht gehegt hatte. Spanische Politik.

Als Requesens in Brüssel ankam, war der Krieg noch im vollen Gang und die Lage der Royalisten wenig tröstlich. Eine Armee von 62,000 Mann, meistens geworbene Söldner, verlangte die laufende und die rückständige Löhnung, und doch waren alle Kassen leer. In Middelburg, der einzigen Stadt auf Walcheren, die sich noch im Besitz der Spanier befand, wurde der tapfere Kriegsoberst Lage und Stimmungen.

Mondragon schon längere Zeit von den Oraniern eng belagert, so daß Mannschaft und Bürger dem Hungertod nahe waren. Nur durch raschen Entsatz konnte die Stadt gerettet werden. Dazu wurden auch alle Anstalten getroffen; der Statthalter begab sich selbst nach Bergen op Zoom und der kühne Romero leitete das Unternehmen. Allein die Flotte, welche den Zugang erzwingen sollte, wurde mit großen Verlusten zurückgeschlagen und Mondragon sah sich zur Übergabe der Stadt genötigt; doch gewährte Oranien dem tapfern Kommandanten und der
21. Febr. 1574. Garnison freien Abzug. Gern hätten damals die niederländischen Royalisten, Viglius, Aerschot, Noircarmes u. a. ein friedliches Abkommen bewirkt, und sie sparten keine Mühe, den Prinzen zur Handreichung zu bereden; selbst Aldegonde, dessen Mut und Vertrauen durch die spanische Gefangenschaft herabgestimmt und gebrochen war, unterstützte ihre Bestrebung; allein Oranien konnte zu der spanischen Politik kein Vertrauen fassen; er wußte, daß König Philipp niemals zu den drei Bedingungen, unter denen nach seiner Ansicht allein der Friede möglich wäre, Entfernung der fremden Truppen, Herstellung der alten Verfassung und Landrechte, und Gewährung religiöser Freiheit, seine Zustimmung erteilen, daß er den Reformierten nur die Wahl zwischen Bekehrung und Auswanderung lassen würde. Und das sollte den Holländern, die aus Krämern und Fischern Kriegshelden geworden, als Lohn für ihre Aufopferung, für ihren Todesmut, für ihr Vertrauen auf ihren Gott und ihren Fürsten geboten werden! Wie schwierig immer auch Oraniens Lage war, nur um den Preis politischer und religiöser Freiheit und Selbstbestimmung wollte er die Hand zum Frieden bieten.

Fortgang des Kriegs. Die Schlacht auf der Mooker Heide.

So mußte denn der Kampf seinen Fortgang haben. Aber wie sollten die armen erschöpften Provinzen Friesland, Holland, Zeeland die spanische Macht allein auf die Dauer bestehen? „Vor meiner Ankunft," so ließ sich Requesens gegen den König vernehmen, „konnte ich nicht begreifen, wie die Rebellen so beträchtliche Flotten zu unterhalten vermöchten, während Ew. Majestät keine einzige zusammenbringen könne. Jetzt aber sehe ich, daß Leute, die für ihr Leben, ihre Familie, ihr Eigentum und ihre falsche Religion, kurz für ihre eigne Sache fechten, schon zufrieden sind, wenn sie bloß Rationen und keine Löhnung erhalten." Aber selbst bei solcher Hingebung und Opferwilligkeit waren die Kräfte zu ungleich. Wilhelm mußte daher sich nach äußerer Unterstützung umsehen: er ließ in England, in Frankreich, in Deutschland für sich arbeiten. Da kam es ihm denn sehr zu gute, daß sein Bruder Ludwig immer noch einflußreiche Verbindungen am französischen Hof hatte; daß nicht bloß die Hugenottenhäupter, daß auch Glieder der Königsfamilie mit besonderer Teilnahme auf die burgundischen Provinzen blickten, die sie so ungern unter der spanischen Herrschaft sahen. Auch die Königin Elisabeth schaute mit warmem Interesse über den Kanal. Allein während die kluge vorsichtige Inselbeherrscherin noch mit ihrer Hilfe und Einmischung zurückhielt, der Kaiser Maximilian und die deutschen Fürsten nur fromme Wünsche und Fürbitten vorbrachten, erhielt Ludwig von Nassau in Frankreich heimlich

Geldunterstützungen und der Durchzug des zum König von Polen erwählten Herzogs von Anjou bot manchem französischen Kriegsmann Gelegenheit, in oranische Militärdienste zu treten. Bald konnte Ludwig ein beträchtliches Söldnerheer unter seinem Banner mustern; und sobald die erste Frühlingssonne die Schnee- und Eisdecke von Wegen und Flüssen verschwinden machte, zog er vom Rhein an die Maas, um sich mit dem Bruder zu vereinigen und zum drittenmal in das Herz der spanischen Niederlande vorzudringen. Aber auch über diesem Versuch waltete, wie über den früheren, ein Unstern. Eine dünne Eisdecke, stark genug um Fahrzeuge fern zu halten und doch nicht dicht genug, um Züge von Bewaffneten auf dem Rücken zu tragen, verzögerte den Zug und machte es dem spanischen Feldherrn Avila möglich, mit einem zuverlässigen Heer in Limburg einzurücken, und nachdem er auf einer in der Eile aufgeschlagenen Schiffbrücke die Maas überschritten, auf der Heidefläche, in welcher das Dorf Mook lag, dem von Süden heranziehenden Feind eine Schlacht zu liefern, die nach einigem Schwanken zu gunsten der Spanier entschied. Die Armee, durch Meuterei und Insubordination in ihrer Kraft gebrochen, erlitt eine vollständige Niederlage; was nicht den Waffen erlag oder in den Sümpfen oder Wellen der Maas oder in den angezündeten Bauernhütten umkam, wurde zersprengt oder gefangen. Schon war alles verloren, als sich der kühne Graf Ludwig, sein Bruder Heinrich und der junge Pfalzgraf Christoph, Friedrichs III. Sohn, in das Getümmel stürzten und im ritterlichen Kampf den Tod fanden, ehrliche deutsche Soldatenherzen, die für Gottes Ehre und eignen Mannesruhm kämpften. Das Nassau-Oranische Fürstenhaus mußte den Boden, den es einst beherrschen sollte, mit seinem Blut teuer erkaufen.

14. April 1574.

Söldnerunwesen.

Die Niederlage der Oranier war hauptsächlich durch die Zuchtlosigkeit des Söldnerheeres herbeigeführt worden, und nun sollten die Sieger dasselbe Mißgeschick erfahren. Das gemischte spanische Heer, das dreijährige Soldrückstände zu fordern hatte, sagte den Obersten den Gehorsam auf, wählte einen neuen Befehlshaber nach seinem Sinn und bemächtigte sich der Stadt Antwerpen. Durch ein befestigtes Lager gegen Überfälle gesichert, nahmen die Soldaten einzeln oder truppweise Wohnung bei den Bürgern, die sie durch Drohungen und Mißhandlungen zur Lieferung von köstlichen Weinen und Speisen zwangen, der Schwelgerei noch Ungebühr aller Art hinzufügend. Vergebens suchte Requesens sie durch Versprechungen von Abschlagszahlungen zu beruhigen; ihre Forderungen gingen weiter; schon drohte sich die Meuterei auch in die Citadelle zu verbreiten. Da wurde der Generalgouverneur endlich durch eine Bewilligung von vierhunderttausend Kronen von seiten der Bürgerschaft in die Lage gesetzt, durch Abtragung der Rückstände in Geld und Kleidungsstoffen die gelockerte Disziplin herzustellen. Damit war ein gefährliches Beispiel aufgestellt, das von der Zeit an noch oft genug wiederholt ward und die Drangsale der Niederländer wie die Verlegenheiten der Regierung in gleichem Maß vermehrte. Eine Soldaten-

gemeinde, oft mit Weibern und Kindern im Gefolge, welche wohlhabende Bürgerstädte zum Schauplatz ihrer Exzesse und rohen Lüste machen und nach einem mehrwöchigen Leben in Müßiggang, in Saus und Braus den obrigkeitlichen Autoritäten Erfüllung ihrer Wünsche und Forderungen und die Zusicherung einer Amnestie abtrotzen konnte, war eine Geißel für das Volk wie für die Regierung, daher denn auch von der Zeit an die Entfernung der fremden Truppen bei allen Unterhandlungen und Ausgleichungsversuchen unter den Forderungen der Provinzen obenan standen.

Der Heldenkampf von Leiden. 1574. Schon vor der Schlacht auf der Mooker Heide war die Stadt Leiden von den Spaniern belagert worden. Beim Anzug Ludwigs sah sich aber Avila genötigt, zur Verstärkung des Hauptheers die Einschließungstruppen abzurufen. So erlangten die Leidener eine kurze Befreiung, die sie zur Mehrung ihrer Proviantvorräte anwendeten, jedoch nicht in dem Umfang wie sie gekonnt hätten, vielleicht weil sie zu sicher auf den Sieg ihrer Verbündeten rechneten. Nach gewonnener Schlacht rückte nun der Feldhauptmann Valdez mit einer ansehnlichen Heerabteilung, meistens spanische Veteranen, aufs neue vor die Stadt, die bald mit einem Gürtel von Festungswerken auf den Dämmen von jeder Verbindung nach außen abgeschlossen war.

Die Amnestie verworfen. Den Waffen sollte die königliche Gnade zur Seite stehen. Der Generalgouverneur Requesens hatte schon durch die Aufhebung des „Zehnten Pfennigs" und durch die faktische Einstellung des „Rats der Unruhen" angedeutet, daß die neue Regierung in anderm Geist geführt werden sollte; jetzt rückte er noch mit einem wirksameren Geschütz
6. Juni 1574. ins Feld. Er veröffentlichte am 6. Juni eine mit des Königs Siegel und Unterschrift versehene Urkunde, in welcher allen, die reuig in den Schoß der katholischen Mutterkirche zurückkehen würden, volle Amnestie zugesagt war; eine Bulle des Papstes, die das Zugeständnis bekräftigte, sollte dem Gnadenakt Nachdruck verleihen. Allein der reformierte Glaube, der mit dem Haß gegen die Spanier und dem Abscheu gegen den Religionsdruck zu einem die ganze Seele beherrschenden Lebensprinzip geworden war, wurzelte bereits so tief in den Herzen der Holländer, daß die unter solcher Voraussetzung verheißene Amnestie geringen Eindruck machte: „Solange ein Mann im Lande lebt, wollen wir für das Wort Gottes und für unsre Freiheit kämpfen," so lautete die Antwort der Leidener Bürgerschaft, die entschlossen war im Vertrauen auf Gott und auf die Hilfe Oraniens mit einigen tausend Stadtsoldaten und Freiwilligen der spanischen Kriegsmacht Trotz zu bieten. Dem Ausspruch des despotischen Königs: „Lieber keine Unterthanen als ketzerische," setzten die Holländer die Antwort entgegen: „Lieber verdorbnes als verlornes Land!"

Einschließung der Stadt. Wilhelm, welcher sich während der Belagerung abwechselnd in Delft und Rotterdam aufhielt, that das Möglichste, um, wie er versprochen, innerhalb drei Monaten die Stadt zu entsetzen und den Hungernden Lebensmittel zuzuführen. Leiden lag inmitten weiter herrlicher Wiesenflächen, die einst durch menschliche Kunst dem Meer abgerungen waren, umgeben von einem Kranz reicher Dörfer, freundlicher Landhäuser, blühender Gärten und Fruchtstücke. Der „Alte Rhein" durchfloß trägen Laufes die Stadt, sie durch zahllose Kanäle in eine Menge kleiner Inseln zerteilend. Auf einem künstlichen Hügel in der Mitte erhob sich von Obstbäumen und Eichen umgeben ein alter Turm, der aus Römerzeiten stammen sollte. Von dort aus richteten die Einwohner

oft ihre sehnsüchtigen Blicke in die Umgegend, um die verheißene Hilfe zu erspähen. Diese konnte ihnen nur kommen, wenn die von spanischen Forts bewachten Dämme, welche die Stadt vor den Fluten des Ozeans schützten, durchbrochen, die Brücken zerstört, die Schleußen geöffnet wurden. Denn nur, wenn die Überschwemmung des Landes die Feinde zum Abzug nötigte und die Annäherung von Fahrzeugen unter die Mauern der Stadt ermöglichte, war Rettung zu erwarten.

Wenige Kriegsthaten in der Weltgeschichte können der heldenmütigen Verteidigung Leidens vom Frühjahr bis in die Herbstmonate des Jahres 1574 an Großartigkeit zur Seite gestellt werden. Auf die Vorstellung des Prinzen willigten die Einwohner in das Werk der Zerstörung, das die Ernte des Jahres, das den Wohlstand der Familien vernichtete; durch Sparsamkeit, durch äußerst knappe Verteilung der Rationen, durch Bereitung von Malzkuchen, als Getreide und Brotmehl zu Ende war, hatten sie die drei Monate, innerhalb derer ihnen Hilfe verheißen war, kühn und mannhaft ausgehalten; aber die See mit den Fahrzeugen wollte noch immer nicht kommen. Vom Krankenlager aus, auf das Sorge und Anstrengung den Fürsten geworfen, leitete der unermüdliche Mann das Werk der Überschwemmung und die Bewegung der Geusenflotte. Bereits drei Meilen weit war die Ebene unter Wasser gesetzt, und zweitausendfünfhundert kampfgeübte Seesoldaten, darunter achthundert zeeländische Matrosen von wildem Aussehen unter Admiral Boisot, brannten vor Begierde, den Brüdern zu helfen und an den verhaßten Feind zu kommen. Aber noch ragten etliche Deiche und Dämme, welche die Stadt in konzentrischen Kreisen gegen den Ozean schützten, die „Landscheiding", der „grüne Weg", der „Kirchweg", mehr als fußhoch über das Wasser empor; widrige Winde und eine Menge unvorhergesehener Hindernisse hemmten die Fluten; das spanische Geschütz auf den Dämmen und Brücken wirkte zerstörend auf Fahrzeuge und Mannschaft. Unterdessen hatten in der Stadt Elend und Not den höchsten Gipfel erreicht: die Lebensmittel waren bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, alle Haustiere, selbst Hunde und Katzen wurden geschlachtet, Ratten und Mäuse zu Mahlzeiten hergerichtet, Gras und Baumblätter gegessen; zum Hunger gesellten sich Krankheiten; ganze Familien starben hin. Und dennoch wurde jeder Gedanke an Ergebung zurückgewiesen. „Ich habe einen Eid geschworen, die Stadt zu behaupten," sagte der heldenmütige Bürgermeister van der Werf zu einem murrenden Volkshaufen, „möge Gott mir Kraft geben, daß ich meinen Schwur halte." Sein Beispiel feuerte die andern an. Ehe sie sich ergäben, erklärten sie, würden sie lieber ihren linken Arm aufessen, sich aber dabei mit dem rechten verteidigen. Aus der aufsteigenden Feuersäule der in Brand gesetzten Dörfer in der Umgebung und durch eine Brieftaube erkannten die Leidener, daß die Freunde nahe seien; aber immer noch verging ein Tag um den andern, weil der Wind fortwährend von Osten wehte und die Springflut zurückhielt, die allein die Fahrzeuge heben und fortbewegen konnte.

Überschwemmung und Belagerung.

Endlich in den ersten Tagen des Oktober schlug der Wind um; die Wellen der Nordsee ergossen sich mit ungehemmter Gewalt durch die Lücken der Deiche; an den abgefeuerten Kanonenschüssen erkannten in der Nacht die spanischen Wachtschiffe das Herannahen der Oranier. In panischem Schrecken verließen die Soldaten die Redouten und Schanzen, um sich auf einem westlichen Dammweg nach dem Haag zu retten. Aber Hunderte wurden von der wachsenden Flut weggerissen oder von den nachsetzenden Meergeusen dem Untergang geweiht. In der Nacht vom 3. Oktober wurde auch Lammen, das stärkste Fort, das der Stadt und Flotte gleich fürchterlich war, von dem bestürzten Feind geräumt und dadurch im Augenblick der höchsten Not die Anfahrt möglich gemacht. Unter dem Freudenruf des erlösten Volks hielten Boisot und seine kühne Seemannschaft ihren Einzug in die Dulderstadt, die vier Monate lang die

Die Rettung.

„schwarze Hungersnot" ertragen hatte; mit den Befreiern eilten die abgezehrten hohläugigen Gestalten der Belagerten in den Dom, um dem Herrn für die Rettung mit Gebet und Lobgesang zu danken; aber plötzlich stockte der Choral, die ganze Versammlung war unter dem Orgelton in Thränen ausgebrochen. Am andern Tag erschien Wilhelm von Oranien in der geretteten Stadt; die Vorstellungen seiner Freunde, er möge seine Gesundheit nicht der Gefahr einer Ansteckung aussetzen, machten keinen Eindruck. Auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, zum Andenken an diese Heldenthat des Bürgermuts und der Glaubenstreue in Leiden eine Universität zu gründen. Im folgenden Jahr fand die Stiftungsfeier statt; die Einsetzungsurkunde trug noch immer den Namen des Königs Philipp, der seinem getreuen Statthalter Wilhelm von Oranien die Ausführung übertragen habe! Und als ob der Himmel selbst der hochsinnigen Hingebung der Stadt sich gnädig erweisen wollte, trat aufs neue ein scharfer Nordostwind ein, welcher die Fluten nach dem Meer drängte, so daß das Land in wenigen Tagen austrocknete und die Wiederausbesserung der Dämme begonnen werden konnte.

Vertrag zwischen Oranien und den nördlichen Provinzen. Die glorreiche Befreiung Leidens erhöhte das Ansehen des Prinzen von Oranien und gab den Anstoß, daß der Verfassungsbau der Republik Holland weiter geführt, die gegenseitigen Pflichten und Rechte zwischen den Ständen und dem Fürsten vertragsmäßig festgesetzt wurden. Es ging aus manchen Anzeichen hervor, daß die holländischen Staaten mit einiger Besorgnis und Eifersucht auf die fast diktatorische Gewalt in der Hand des Prinzen blickten; der Kampf über die Grenzlinien der Machtbefugnisse zwischen den aristokratischen Munizipalitäten und der populären Fürstengewalt des Statthalters, der in der Folge das politische Leben der Republik durchzog, trat schon jetzt in einigen Umrissen und Anfängen hervor. Hier und da wurde der Argwohn laut, Oranien möchte die ihm durch das Vertrauen des Landes in so reichlichem Maß übertragene Machtstellung zum eignen Vorteil, zu persönlichen Zwecken benutzen. Diese Wolke wußte der Fürst mit staatsmännischem Geschick und vaterländischem Sinn zu zerstreuen und Sonnenlicht und Klarheit in das aus der Zerstörung sich mühevoll emporarbeitende niederländische Staatswesen einzuführen.

Nachdem er in einer Rechtfertigungsschrift sich beschwert, daß die Vaterlandsliebe zu erkalten, die Opferwilligkeit zu schwinden beginne, erklärte er sich bereit, von der Regierung zurückzutreten und die Verwaltung gänzlich den Ständen zu überlassen. Die Vertreter des Landes erschraken über die Verantwortlichkeit, die ihnen durch den Rücktritt des Statthalters auferlegt werden sollte, und gaben, als er in einer Versammlung
Nov. 1574. der Generalstaaten in Delft sein Anerbieten wiederholte, am 12. November ihren Beschluß dahin ab: so lange der Krieg dauere, bedürften sie eines Oberhauptes; er möge daher fortfahren als „Regent und Gouverneur" in Verbindung mit dem „neben ihm bestehenden Rat" die Leitung der Landesangelegenheiten auf sich zu nehmen. Zu dem Zweck übertrugen sie ihm den unbeschränkten Oberbefehl über Heer und Flotte, die Verfügung über das Staatseigentum und über alle öffentlichen Einkünfte, die durch Steuern und Umlagen aufgebracht würden, sicherten ihm ein festes Einkommen zu, übernahmen die Unterhaltung einer Leibwache und räumten ihm solche Rechte ein, daß er fast als unbeschränkter Landesherr sich bewegen konnte. Nur in einigen wichtigen Dingen, wie bei Veränderung der Verfassungsformen, bei neuen Besteuerungen, bei der Anstellung der obersten Richter und Staatsbeamten war die Mitwirkung der Stände vorbehalten. Eine Art permanenter Ausschuß, der unter dem Namen Landesrat zwischen dem Fürsten und den Generalstaaten stehen sollte, war nicht von Dauer. Ein gegenseitiger Eid der Treue sollte das Band zwischen dem Fürsten und den Staaten fester knüpfen. Zur Landesverteidigung wurde eine beträchtliche Geldsumme, monatlich

45,000 Gulden, von den Ständen genehmigt. Diesem Beschluß traten auch die Stände von Zeeland auf einer Versammlung in Dordrecht bei und stellten sich „unter den Gehorsam des Prinzen von Oranien". Und dieser verpflichtete sich, die Vorrechte, Freiheiten und „löblichen Herkommen" beider Länder zu beobachten und den Provinzen die reformierte Religion zu erhalten. Das letzte Gelöbnis gab er mit innerem Widerstreben auf das Drängen der Stände. Wie sehr er immer mit aufrichtigem Herzen dem „evangelisch-reformierten" Glaubensbekenntnis anhing, welches während der Belagerung von Leiden auf der ersten niederländischen Synode in Dordrecht aufgestellt worden, so sah er es doch nicht gern, daß eine neue Staatskirche aufgerichtet ward; seinen Grundsätzen von Toleranz und Gewissensfreiheit hätte es mehr entsprochen, wenn allen christlichen Konfessionen gleiche Rechte zugestanden worden wären. Dazu war aber die Zeit noch nicht reif. 4. Juni 1575.

Es war gut, daß die Eintracht zwischen den Staaten und dem Fürsten fest begründet war. Denn um diese Zeit wurden ernstlicher als je Versuche gemacht, die nördlichen Provinzen durch einige Scheinkonzessionen unter die spanische Herrschaft zurückzuführen. Der Oberstatthalter Requesens war in bitterer Verlegenheit: die Kassen leer, die Stände widerspenstig, die Truppen ohne Sold; nur ein Frieden oder wenigstens ein Kompromiß mit längerem Waffenstillstand konnte ihn aus der Bedrängnis befreien. Er fühlte sich daher sehr erleichtert, als man in Madrid die angebotene Vermittelung des Kaisers Maximilian II. bereitwilliger entgegennahm als früher. Wer konnte zu einer solchen Mission geeigneter sein, als der Monarch, welcher durch die Bande des Bluts mit König Philipp, durch religiöse Freisinnigkeit mit Oranien und den evangelischen Fürsten verbunden war? Auf sein Betreiben wurden denn auch im März 1575 zu Breda Friedensverhandlungen zwischen spanischen und oranischen Bevollmächtigten eröffnet. Unter jenen nahm der Rechtskundige Elbert Leoninus die erste Stelle ein; bei den letzteren befanden sich die nahen Freunde des Prinzen, Aldegonde und Boisot. Wilhelm sah die Fruchtlosigkeit der Konferenz voraus. Er hatte alles Zutrauen zu dem König und seinem Staatsrat verloren. Wenn die Not der Zeit zu einem Abkommen drängte, würde man sich in Madrid verpflichtet halten, den Rechtsvertrag zu beobachten? würde nicht Philipp leicht Mittel finden, durch päpstliche Dispensation sich seines Eides zu entledigen? konnten die holländischen Staaten jemals hoffen, von Spanien anders denn als Rebellen behandelt zu werden, gegen welche alle Künste der Heimtücke, der Arglist, des Meuchelmordes erlaubt seien? Aber wie entschieden er sich immer in einem Schreiben an seinen Bruder Johann gegen einen Frieden aussprach, „der mit der Ehre Gottes und mit des Landes Freiheit in Widerspruch stehen und überdies unsicher, vielleicht trügerisch sein möchte", so wollte er doch nicht den Schein auf sich laden, als ob er jedem Ausgleich entgegen sei, nicht dem wohlmeinenden Kaiser Veranlassung zu dem Verdacht geben, als liege ihm mehr sein persönliches Interesse als das Wohl des Landes am Herzen. So wurden denn die Verhandlungen begonnen und mehrere Monate fortgeführt. Doch konnte man bald

Der Friedenskongreß von Breda. 1575.

erkennen, daß es den Spaniern nicht um eine aufrichtige Versöhnung zu thun war, daß sie durch Zweideutigkeiten, Ränke und Hinterlist Zeit gewinnen wollten, um das alte verräterische Spiel von neuem beginnen zu können.

Der Forderung nach Entfernung der fremden Truppen begegnete man mit dem scheinbaren Zugeständnis, man werde sie nicht länger, als nötig sei, im Lande behalten; die Einberufung der Generalstaaten solle vor sich gehen, sobald der Aufstand gestillt sei; die kirchliche Freiheit wolle der König insoweit zulassen, daß den Protestanten gestattet sein solle, innerhalb einer bestimmten Frist ihre Güter zu verkaufen und nach einem andern Land auszuwandern. Nicht einmal der vermittelnde Vorschlag, den Protestanten, wenn auch keinen öffentlichen Gottesdienst, so doch gesetzliche Duldung zu gewähren oder die Entscheidung über die religiöse Frage den Generalstaaten zu überlassen, fand in den katholischen Kreisen Geltung. So war es denn natürlich, daß am 14. Juli der Kongreß von Breda sich auflöste, ohne die Lage der Dinge im mindesten verändert zu haben. Die nördlichen Provinzen zogen, wie eine Denkmünze verkündete, den offnen Krieg einem zweideutigen Frieden vor.

Fortgang des Kriegs. Neue Heirat Oraniens. 1575.

So hatte denn der Krieg in Holland, Friesland und Geldern seinen Fortgang und nahm mehr und mehr einen religiösen Charakter an, mit all den Unthaten und Greueln, die ein von Fanatismus getragener Glaubens- und Bürgerkrieg im Gefolge zu haben pflegt. Wie Hierges, einer von Barlaymonts Söhnen, in den nordöstlichen Teilen gegen die Reformierten wütete, so Dietrich Sonoy im westlichen Holland gegen die Katholiken. Eine angebliche Verschwörung wurde benutzt, um in Nordholland ein außerordentliches Tribunal nach Art des Brüsseler Blutrats aufzurichten, das mit Torturen und Hinrichtungen gegen die Angeklagten vorging, bis Oranien demselben Einhalt gebot. Die Veränderungen in den häuslichen Verhältnissen des Prinzen, die um diese Zeit eintraten, trugen gleichfalls zur Vermehrung der religiösen Spaltung bei. Die Fürstin Anna von Sachsen, die einst nach dem glänzenden Vermählungsfest in Leipzig ihrem Gemahl mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zugethan war, hatte mit der Zeit schlimme Gewohnheiten angenommen: heftig und ungestüm von Natur, verbitterte sie ihrem Eheherrn das Leben durch Zanksucht, Launenhaftigkeit und störrisches Wesen und gab zuletzt durch ihre Ausschweifungen allgemeinen Anstoß. Sie fröhnte der Unmäßigkeit und wurde beschuldigt, mit einem verbannten Antwerpener, Johann Rubens, Vater des berühmten Malers, in unerlaubtem Liebesverhältnis gestanden zu haben. Der Prinz ließ die Ehe für aufgelöst erklären, schickte Anna nach Sachsen zurück und ging eine dritte Heirat ein mit Charlotte von Bourbon aus dem französischen Königshaus, die als Nonne zur calvinischen Lehre übergetreten war und deshalb von ihrem Vater, dem Herzog von Montpensier, verstoßen, bei dem Kurfürsten von der Pfalz eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Von Aldegonde, dem Brautwerber, in

Juni 1575. Heidelberg abgeholt, wurde sie in Briel mit dem Prinzen vermählt. In Dordrecht fand das Hochzeitfest statt. Durch diesen Ehebund zog sich Oranien die Ungunst des französischen Hofes und die Feindschaft des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, Annas Oheimen, zu. Obwohl die Verstoßene nach ihrer Rückkehr bald in völlige Geistesstörung verfiel und bis zu ihrem Tod, am 18. Dezember 1577, in einer abgelegenen Kammer des kurfürstlichen Schlosses zurückgehalten ward, so trugen die Verwandten dennoch dem Prinzen bösen Willen wegen der ihrem Haus zugefügten Schmach, zumal da durch die neue Vermählung der damals so heftig entbrannte Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten noch mehr angefacht ward. Es fehlte nicht viel, so hätte Sachsen dem calvinischen Kurfürsten von der Pfalz, den man in Verdacht hatte, daß er die Vermählung befördert habe, den Krieg angekündigt. Von

Deutschland war daher für den Prinzen von der Zeit an jede Aussicht auf Hilfe verschlossen.

Und doch waren gerade damals Verhältnisse eingetreten, welche den Fürsten und die Staaten von Holland zu dem Entschluß führten, sich um auswärtige Unterstützung umzusehen. Durch einen kühnen Marsch in einer mondhellen Septembernacht über Sandbänke und Untiefen, war es dem aus Spaniern, Wallonen und deutschen Landsknechten zusammengesetzten Heer des Großkomturs gelungen, sich der Eilande Duiveland und Schouwen zu bemächtigen und damit eine Trennung zwischen Holland und Zeeland zu bewirken. Die Festung Zierikzee wurde von Mondragon eng umlagert. Dies war um dieselbe Zeit, als in Holland Fürst und Staaten zu dem Entschluß gekommen waren, die Fiktion der königlichen Souveränität, die man bisher sorgfältig gewahrt hatte, endlich fallen zu lassen. Dem König Philipp von Spanien wurde von den Provinzen Holland und Zeeland der Gehorsam aufgesagt. Damit war die Brücke jedes Verständnisses abgebrochen und man durfte voraussetzen, daß von der spanischen Regierung alle Kräfte angestrengt werden würden, die rebellischen Lande, die nunmehr offen ihren Abfall ausgesprochen, mit Gewalt wieder zur Unterwerfung zu zwingen. Sollte die erste Großmacht Europas nicht über zwei kleine von Bauern, Fischern und Matrosen bewohnte Landschaften Herr werden? Man war in Holland noch so weit von dem Gedanken eines Freistaates entfernt, daß Adel und Städte geneigt waren, sich unter die Hoheit der Königin von England zu beugen oder sich von Frankreich einen neuen Herrn geben zu lassen. Erst als diese Versuche scheiterten, als die unschlüssige Fürstin die oranische Gesandtschaft unter Aldegonde mit glatten diplomatischen Worten und gleißnerischen Vertröstungen auf Vermittelungsversuche entließ und auch das von neuen Bürgerkriegen beunruhigte Frankreich keine sichere Aussicht gewährte, sahen sich die Staaten und der Fürst auf die eigne Kraft angewiesen. Der Gedanke einer republikanischen Selbstregierung kam ihnen zugleich mit der Notwendigkeit der Selbsthilfe; er wurde ihnen durch die öffentlichen Verhältnisse und durch die Scheu der Mächte, die dargebotene Gabe der Landesherrlichkeit anzunehmen, aufgezwungen.

Holland zur Selbsthilfe gedrängt. *Okt. 1575.*

Noch ehe Zierikzee gefallen war, drang die Kunde durch das Land, daß der Oberstatthalter Requesens y Zuñiga im einundfünfzigsten Jahr seines Alters aus dem Leben geschieden sei. Die wachsenden Schwierigkeiten seiner Lage und die Kunde von einer Meuterei der spanischen Besatzungstruppen in Harlem hatten seine Lebensgeister so aufgeregt und angespannt, daß ein hitziges Fieber ihn vor der Zeit dahinraffte. Er war ein tapferer Mann, aber von engem Gesichtskreis und der großen Aufgabe, die ihm das Schicksal gestellt, nicht gewachsen.

Tod des Statthalters. *5. März 1576.*

2. Soldatenbrutalitäten. Der Genter Friedensvertrag.

Mit Einwilligung des Königs übernahm nun bis zur Ankunft eines neuen Oberstatthalters der Staatsrat in Brüssel die Zügel der Regierung. Von den

Unsicheres Regiment.

alten Räten Margaretens waren noch Aerschot, Barlaymont und Viglius übrig. Noircarmes war vor zwei Jahren gestorben. Durch königliche Ernennung wurden noch vier weitere Mitglieder hinzugefügt, drei Niederländer und der Spanier de Roda. Den militärischen Oberbefehl führte Graf Mansfeld. Da man in Madrid nicht sobald über die Besetzung des wichtigen Postens zu einem festen Entschluß kam, so dauerte das provisorische Regiment von Monat zu Monat fort. Und wenn schon unter Requesens die verwilderten Söldnerhaufen nur mühsam in Zucht gehalten werden konnten, was stand erst unter einem Regiment zu erwarten, das keinen festen Boden unter den Füßen hatte, dem die flandrischen und brabantischen Stände keine Subsidiengelder bewilligten, das innerlich gespalten, zum Teil zu Oranien hinneigte? Schon der Großkomtur hatte sich genötigt gesehen, die Bürgerwehr von Harlem gegen die meuterische Besatzung aufzubieten; als sich nun der Soldatenaufruhr an andern Orten in größerem Maßstab wiederholte, war der Staatsrat genötigt, auch dasselbe Mittel in größerem Umfange in Anwendung zu bringen, den Ständen und Munizipalitäten die Befugnis einzuräumen, die zuchtlose Soldateska durch Selbsthilfe in die Schranken der Ordnung zu weisen, die getreuen Unterthanen des Königs gegen die ungehorsame Armee unter die Waffen zu rufen.

Meuterei der spanischen Truppen. 21. Juni 1576. Die Festung Zierikzee war endlich nach neunmonatlicher Belagerung zu einer vertragsmäßigen Übergabe gegen freien Abzug der Truppen gezwungen worden; bei einem Versuch, die Stadt zu entsetzen, hatte der tapfere Admiral Boisot, der Held von Leiden, den Tod in den Wellen gefunden. Die spanischen Soldaten auf Schouwen, die das Unmögliche an Entbehrungen und Beschwerden erduldet hatten, forderten von dem Feldherrn Mondragon trotzig den Sold für ihre Arbeiten und Anstrengungen. Sie wurden mit Versprechungen vertröstet, auf die sie wenig Vertrauen setzten. Von Drohungen kam es zu frecher Insubordination, zu offener Meuterei. Nachdem sie Schouwen kahl ausgeplündert, setzten die wilden Haufen von Zeeland nach Brabant über und drangen bis in die Nähe der Hauptstadt. Graf Mansfeld suchte sie zu beschwichtigen, aber allen seinen Ermahnungen begegneten sie mit dem Ruf: „Geld oder eine Stadt.“

Aloſt in Flandern. Bald schritten die Aufrührer, zwei- bis dreitausend Mann alter Truppen, zu Gewaltthaten fort. Sie bemächtigten sich der reichen Stadt Aloſt in Flandern mit stürmender Hand, stießen alle, die sich zur Wehr setzten, nieder und richteten sich häuslich ein. So hatten die Meuterer ein Pfand und ein Hauptquartier, von wo aus sie Brabant und Flandern in Schrecken und Angst halten konnten. In den bedrohten Städten entstand eine furchtbare Aufregung; alles griff zu den Waffen, um den Raub- und Mordscharen, wenn sie in die Nähe kämen, mit einer Volkswehr entgegenzutreten. Der Staatsrat mußte der Wut

26. Juli und 2. Aug. 1576. und Erbitterung nachgeben: durch zwei Edikte wurden die Empörer mit der Acht belegt und den Städten und Provinzen die Gegenwehr gestattet, ja geboten. Wie ein Mann stand die Brüsseler Bürgerschaft auf, den Befehlshabern

und der Obrigkeit entsank jede Macht und Autorität. Nur in Antwerpen, wo Champagny, Granvellas Bruder, Gouverneur und Don Sancho d'Avila Kommandant der Citadelle war, erhielt sich noch ein Schatten von königlicher Gewalt. In Brüssel dagegen wurde der Staatsrat, der zwischen dem Zorn des Monarchen, dem Wutgeschrei des Volks und den Drohungen der aufständischen Armee ratlos und unsicher hin und her schwankte, fast wie ein Gefangener behandelt. Der Haß und die Erbitterung gegen die Spanier durchzog alle Provinzen; man wünschte die Acht über die ganze Armee ausgedehnt, um sich der fremden Soldknechte auf einmal zu entledigen. Nach einem zehnjährigen Unterdrückungssystem war das spanische Regiment auf die Edikte und Proklamationen beschränkt, welche de Roda von Antwerpen, wohin er sich vor der Wut der Brüsseler geflüchtet, im Namen des Königs ausgehen ließ, die aber wirkungslos verhallten.

Und bald sollte die Verwirrung noch größer werden, sich zu völliger Anarchie steigern. Die allgemeine Erbitterung gegen die spanischen Truppen hatte zur Folge, daß diese sich untereinander verständigten, daß alle Garnisonen in den zahlreichen Citadellen der Meuterei der Aloster Veteranen beitraten. In Antwerpen erklärte sich d'Avila offen für die vom Staatsrat geächteten Mannschaften; seinem Beispiel folgten die Obersten von Valenciennes, Gent, Utrecht, Kuilenburg, Viane, Maastricht u. a. O. Die gesamte Armee, Spanier, Wallonen, Deutsche, löste sich in einzelne Heerkörper auf, die ohne gemeinsames Oberkommando auf eigne Hand vorgingen, den Haß des Volks mit Plünderung und Gewaltthat vergalten und der ohnmächtigen Regierung in Brüssel, die gegen sie Partei genommen und mit den Munizipalitäten und Milizen die Ordnung aufrecht erhalten wollte, Trotz und Ungehorsam entgegensetzten. Das ganze Land lag unter einem anarchischen Kriegszustand; fast täglich ereigneten sich Gefechte zwischen Soldaten und Freischaren. In Tisnacq, zwischen Löwen und Tirlemont, kam es zu einem Treffen im offenen Feld, das mit einer blutigen Niederlage der von einigen Landedelleuten geführten Bürger und Bauern endigte. Denn bei aller Zuchtlosigkeit und Verwilderung behaupteten die spanischen Truppenkörper ihre militärische Überlegenheit und Tapferkeit im Kampf und Handgemenge.

Verbreitung der Meuterei.

Als in Maastricht die Einwohnerschaft mit Hilfe eines zu ihnen übergetretenen deutschen Söldnerhaufens die spanischen Besatzungsmannschaften aus ihren Mauern trieb, befestigten sich diese in dem der Stadt gegenüberliegenden Wyk, machten dann, gefangene Frauen vor sich hertreibend, einen stürmenden Angriff und verübten, als sie sich der Festung wieder bemeistert hatten, Greuelthaten, wie sie selbst in jenen Schreckenszeiten kaum vorgekommen waren. Plünderung, Mord, Frauenschändung und jede Art von Verwüstung und Mißhandlung wurden in solchem Übermaß vorgenommen, daß nach dem Zeugnis eines zeitge-

Maastricht.

nössischen Historikers die dem Gefecht entronnenen Bürger ihre gefallenen Brüder beneideten.

Die „spanische Furie" in Antwerpen. 1576. Und doch sollten die Vorgänge in Maastricht noch überboten werden durch die Greuelszenen in Antwerpen. Das kleine Alost konnte die Raubgier der Meuterer nicht mehr befriedigen: was lag näher, als daß sie ihre Blicke nach der Handelsstadt richteten, wo Paläste und Warenlager mit den Schätzen der ganzen Welt angefüllt waren und Gold und Silber die habgierigen Seelen reizten und lockten? Sancho d'Avila, der Kommandant der Citadelle, war seit seinem Beitritt zu den Meuterern als das Haupt der Armee anerkannt. Seinem Ruf folgend, zogen die spanischen Kriegshaufen aus den verschiedenen Standorten herbei und schlichen sich in einzelnen Abteilungen in die Festung. Champagny, der Gouverneur von Antwerpen, erriet die Absicht der Spanier, denen sich auch einige deutsche Söldner zugesellt hatten, und suchte die Stadt vor einem Gewaltstreich zu schützen. Die Bürger wurden zur Verteidigung aufgeboten; die in Antwerpen lagernden Deutschen und Wallonen schlossen sich ihnen an; aus Brüssel zog Hilfsmannschaft herbei. Die Zahl der Streiter war groß genug, allein Uneinigkeit, Mißtrauen, mangelhafte Führung, zum Teil auch Verrat und Mutlosigkeit schwächte die Kraft und Entschlossenheit. Durch Schanzwerke sollte die Stadt gegen die Festung geschützt und jeder Überfall und Angriff der Spanier verhütet werden; aber noch ehe jene vollendet waren, Brustwehr und Graben die nötige Höhe und Tiefe erlangt hatten, begann der Angriff aus der Citadelle. Wie tapfer sich auch die Verteidiger in der Stunde der Entscheidung hielten, das Feuer der Geschütze und die Kriegserfahrung der Stürmenden warf
4. Nov. 1576. bald jeden Widerstand nieder. Am 4. November durchbrachen die wilden Haufen die Verschanzungen und stürzten, angefeuert durch Raubgier und Kampfwut in die Straßen, alles, was sich ihnen widersetzte, niederstoßend, die Fliehenden verfolgend, mit wildem Geschrei zu Kampf, Mord und Feuer auffordernd. In kurzem waren die Gassen und Plätze mit Toten, Sterbenden und Verwundeten bedeckt, und Blut floß in Strömen. Auf dem Platz vor dem Stadthause entspann sich das letzte heftige Gefecht; auch hier blieben die Spanier Meister, und nun begann das Werk der Zerstörung, der Plünderung, der Unmenschlichkeiten. Das herrliche Stadthaus wurde in Brand gesteckt; das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit, so daß Haus um Haus von dem furchtbaren Element ergriffen ward und viele der unglücklichen Bewohner in den Flammen den Tod fanden. Wer sich retten wollte, fiel durch die Waffen der Stürmer. Drei Tage dauerten die schauervollen Szenen; die Zahl der Getöteten wird auf zehntausend geschätzt. Unter ihnen waren die angesehensten Stadträte und Beamten. Als der Widerstand aufhörte und der Brand zu Ende war, konnte die Plünderung und die schändliche Mißhandlung ungehemmt vor sich gehen. Durch Qualen aller Art forschte man nach verborgenen Schätzen; alle Greuel wurden verübt, zu denen Wut, Grausamkeit, Leidenschaft und tierische Lust reizen konnten.

„Das war der Verlauf der Erstürmung und Plünderung von Antwerpen, welche in der Geschichte unter dem Namen der „spanischen Furie" bekannt ist. Die Stadt, die drei Tage vorher noch eine Welt von Glanz und Reichtum enthielt, war zum Schlachthaus geworden, und von dieser Stunde an war ihre Handelsblüte auf immer geknickt. Andre Schäden hatten seit lange unvermerkt den noch grünen und saftvollen Baum umrankt, aber die spanische Furie war der Brand, der ihn zu Asche verzehrte."

Jetzt war für Oranien die Zeit zu großartiger patriotischer Thätigkeit gekommen. Wie verschieden immer die Ansichten in den einzelnen Provinzen sein mochten, ein Gefühl, Haß gegen die spanische Gewaltherrschaft und den zügellosen Soldatenstand durchzog alle Gemüter, und auf dieses Gefühl baute der hochsinnige Fürst seine vaterländischen Pläne. Den stärksten Damm gegen eine Vereinigung sämtlicher Provinzen zur gemeinsamen Opposition wider die Tyrannei und Anarchie bildete die Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen. In den belgischen und wallonischen Landschaften des Südens, wo romanisches Blut, romanische Naturanlage und Bildung weit verbreitet waren und die katholischen Sympathien die Oberhand hatten, blickte man mit Argwohn und innerem Widerstreben auf den ketzerischen Norden und den calvinischen Prinzen. Die Kundgebungen reformatorischer Gesinnung, die vor einem Jahrzehnt auch in Flandern und Brabant, auch in Hennegau und Lüttich so scharf und tumultuarisch hervorgetreten waren, hatten ihre Quelle mehr in der Opposition gegen die spanische Herrschaft und ihre staatlichen und kirchlichen Organe, mehr in dem Haß gegen Inquisition und Bilderdienst, um derentwillen man so vielen Druck und Gewissenszwang zu erdulden gehabt, als in inneren Überzeugungen, in aufrichtigen Neigungen für eine Erneuerung des religiösen und geistigen Lebens. Diese Impulse und Beweggründe, die eine aggressive hugenottische Propaganda genährt und gestärkt hatte, waren durch Albas Blutregiment, durch die Hinrichtungen, Auswanderungen, Verfolgungen der reformatorischen Vorkämpfer niedergeschlagen worden: das römisch-katholische Kirchentum mit seiner mächtigen, einflußreichen Priesterschaft hatte wieder die unbestrittene Herrschaft erlangt. Diese Seelenstimmung blieb dem scharfsinnigen Oranier nicht verborgen; er konnte nicht hoffen, das calvinische Glaubensbekenntnis, dem sich der germanische Norden zugewendet, auch der südlicheren Bevölkerung zuzuführen, den Heidelberger Katechismus und den Psalmengesang, für welche die kühlere, verständigere Natur der Nordländer sich begeistert hatte, auch den erregbaren, von der Macht der Phantasie und Sinnlichkeit beherrschten Flanderern und Wallonen zum Fundament und Ausdruck ihres Seelenlebens darzubieten; sein Hauptbestreben mußte somit darauf gerichtet sein, die konfessionelle Verschiedenheit möglichst zu verdecken, die religiösen Anschauungen einem höheren gemeinsamen Prinzip unterzuordnen.

Der Süden und der Norden.

Ein solches Prinzip fand der Fürst in den vaterländischen Interessen, in der Anhänglichkeit für die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, in der Liebe

Oraniens patriotische Thätigkeit.

zu den staatlichen Ordnungen der Väter, zu den Rechten und Institutionen, wie sie das geschichtliche Leben der Nation seit Jahrhunderten entwickelt und ausgebildet hatte. Darum war er unablässig bemüht, die Holländer und Seeländer an dem Grundsatz der Glaubensfreiheit festzuhalten; darum suchte er durch Sendschreiben an die niederländischen Staaten fort und fort die Überzeugung zu wecken, daß in Religionssachen keinerlei Zwang und Gewalt geübt werden solle.

Der Prinz durfte es als einen Sieg seines duldsamen Geistes betrachten, daß in der neuen Unionsakte, durch welche die zeeländischen und holländischen Staaten sich
25. April 1576. mit ihm zu einer gemeinsamen öffentlichen Lebensordnung mit gegenseitigen Rechten und Pflichten einigten, einer latitudinarischen Auffassung einige Rechnung getragen ward. Darin war ihm nämlich die Verpflichtung auferlegt, „er solle die Ausübung der reformierten evangelischen Religion beschirmen und die Ausübung aller andern dem Evangelium widerstreitenden Religionen hindern, jedoch nicht gestatten, daß nach jemands Glauben oder Gewissen Nachforschung angestellt werde, oder daß jemand deshalb irgend welche Beschwerde oder Verletzung erleide". Wir wissen, wie sehr Oranien von jeher bemüht war, der Religionsbedrückung, zu welcher die eifernden Reformierten in Holland, Friesland und Zeeland nicht minder hinneigten, als die katholischen Zeloten des Südens, Einhalt zu thun und Schranken zu setzen. In demselben versöhnlichen und duldsamen Geist waren auch die Sendschreiben gehalten, worin er in feurigen Worten und Ermahnungen die Stände der einzelnen Provinzen aufforderte, jede Zwietracht unter einander fahren zu lassen und nur das gemeinsame Ziel, Herstellung der Freiheit und Verfassung zur Wohlfahrt des Vaterlands, im Auge zu behalten. Jetzt gebe es für den Patrioten nur ein Ziel, nur eine Aufgabe, Abschüttelung der spanischen Tyrannei. Der König habe verheißen, wenn die Herrschaft der katholischen Religion und seine unumschränkte Autorität ausschließlich und dauernd sichergestellt sein würden, wolle er seine ungehorsamen Provinzen wieder zu Gnaden annehmen; aber sie sollten nur nicht glauben, daß man in Madrid jemals ihre Widersetzlichkeit vergessen oder vergeben werde; die anmaßenden hochmütigen Spanier würden ihnen den Fuß nur um so härter auf den Nacken drücken; Pfahl und Galgen würden ihr sicheres Los sein, wenn sie sich in die Gewalt des Feindes gäben.

Böse Zeiten. Die zunehmende Anarchie und die Brutalitäten der Truppen verliehen den Worten des Fürsten Nachdruck. Wie schwer immer die Not der Zeit auf Holland und Seeland lastete, wo der Feind, im Besitz von Amsterdam, von Haarlem, von Zierikzee stets das Schwert gezückt hielt, wo infolge der durchbrochenen und noch nicht völlig wieder hergestellten Deiche Unfruchtbarkeit und Mangel an Vieh und Getreide herrschte und sich nirgends eine hilfreiche Hand gegen die drohenden Stürme zeigte, so war doch die Lage in den südlichen Provinzen noch schlimmer. Denn während dort das Auge eines wachsamen Fürsten, dem sich die Staaten vertrauensvoll in die Arme geworfen, den sie fast mit königlicher Machtvollkommenheit bekleidet hatten, unermüdlich ausspähte, um neue Hilfsmittel zu entdecken, um das Land von Schäden und Gebrechen zu heilen, um die Zuversicht auf Gott und die eigne Kraft zu wecken, lagen die südlichen Provinzen unter den Schrecken der Anarchie und der Soldatenmeuterei. In Brüssel wurde
5. Sept. der Staatsrat durch einen glücklich vollführten Handstreich auf einige Zeit aufgelöst, die Mitglieder zersprengt oder unter Aufsicht gestellt, die öffentliche Gewalt den schwachen Händen der Stände und Munizipalitäten anvertraut, die wieder ihrerseits dem Übermut und der Frechheit der Soldatenführer ausgesetzt waren. Als in Alost, Maastricht und Antwerpen die meuternde Militärmacht ihre Blutfahne aufpflanzte und wie ein

Orkan zerstörend auf die Menschen niederstürmte, war keine obrigkeitliche Autorität vorhanden, welche Gut und Leben vor der rohen Gewalt und Brutalität tierischer Soldknechte hätte schützen können. Alle Macht lag thatsächlich in den Händen der zuchtlosen Armee, die nur ihren selbstgewählten Führern folgte, solange diese ihren wilden Trieben und Begierden sich willfährig zeigten. Und weit entfernt, daß der Regierung von Madrid aus eine hilfreiche rettende Hand gereicht worden wäre, mußten die Stände und der Staatsrat noch gewärtig sein, daß sich der König für die von ihnen geächtete Armee erkläre und sie selbst wegen ihrer Handlungen zur Rechenschaft und Strafe ziehe. Denn wie unbändig auch die meuternden Scharen auftraten und wie wenig Subordination und Folgsamkeit sie gegenüber den Befehlshabern zeigten, dem königlichen Kriegsherrn hatten sie nie den Gehorsam gekündigt; im Staatsrat zu Madrid setzte man immer noch mehr Vertrauen in die, wenn auch für den Augenblick in Zuchtlosigkeit aufgelöste Soldatenmacht, als in die niederländischen Räte, Stände und Munizipalitäten.

Unter solchen Umständen sah Wilhelm von Oranien nur ein einziges Mittel der Hilfe und Rettung: in der Vereinigung sämtlicher siebzehn niederländischen Provinzen zu einer Konföderation. Wenn es ihm gelang, Flandern, Brabant und die übrigen katholischen Landschaften zum Anschluß an Holland und Zeeland und zur Anerkennung des Bundesvertrags, den er mit diesen aufgerichtet, zu bewegen und dann die vereinigte Kraft der gesamten Niederlande wider die spanische Gewaltherrschaft zu kehren, dann konnte das Ziel seines Lebens, Herstellung der alten Verfassung auf neuen festeren Grundlagen, Entfernung der fremden Heere und Beamten und Errichtung eines niederländischen Rechtsstaats unter seiner eignen Führung und der gesetzlichen Autorität der Generalstaaten erreicht, der Grund zu einer neuen öffentlichen Ordnung gelegt werden. Darum war Oranien so eifrig bemüht, die religiösen Befürchtungen der katholischen Bevölkerung zu zerstreuen, sie zur Eintracht, zum brüderlichen Vertrauen zu ermahnen, den vaterländischen Sinn zu erwecken, ein enges Zusammengehen aller Staaten ohne Rücksicht auf Konfession, Abstammung und Sprache als einzigen Weg der Rettung gegen despotische Vergewaltigung zu bezeichnen. Und diese patriotische Thätigkeit des Fürsten sollte nicht zu schanden werden. Wurde sie auch nicht mit dem vollen Erfolg gekrönt, den er gewünscht und erstrebt hatte, traten mit der Zeit auch die widerstreitenden und ungleichartigen Elemente wieder auf die Oberfläche, so erlangte er doch für den Augenblick ein glänzendes Resultat, so erreichte er durch die Macht der Vernunft, durch die Wirkung seiner Persönlichkeit, durch den Glauben und die Hingebung an seine patriotischen Zwecke, die er überall zu erwecken wußte, daß auf einem Kongreß in Gent ein Friedensvertrag vereinbart wurde, der eine Pazifikation sämtlicher Niederlande herbeiführen sollte. Wenn die gesamte Nation einen Willen zeigt, sagte er zu den Abgeordneten, wenn alle Stände in derselben Forderung übereinstimmen, so wird der König nicht zu widerstehen wagen.

Die Genter Pazifikation. Nov. 1576.

In den ersten Tagen des November, als das tragische Schicksal von Antwerpen alle Gemüter in Aufregung setzte, als fast gleichzeitig Schouwen und Duiveland durch

die Rückeroberung von Zierikzee wieder in die Hände der Patrioten kam, und das umlagerte Schloß von Gent den Truppen der Stände übergeben ward, wurde in der flandrischen Hauptstadt die Pazifikationsakte zwischen Aldegonde und den andern Vertretern Oraniens einerseits und den Bevollmächtigten der südlichen Provinzen anderseits unterzeichnet und darauf in allen Städten und Flecken verkündigt. Die Unterzeichner versprachen einander für alles Vergangene Vergeben und Vergessen, für die Zukunft enge und treue Freundschaft und verpflichteten sich zu gegenseitiger Beihilfe in Vertreibung der fremden Truppen von dem vaterländischen Boden. Hinsichtlich der Religion wurde festgesetzt, daß Holland und Zeeland nichts Feindseliges gegen die katholische Kirche unternehmen, in den übrigen Provinzen die Ketzeredikte Albas suspendiert und die ihrer Güter beraubten Edelleute oder ihre Angehörigen in ihr Eigentum und Recht wieder eingesetzt werden sollten. Der Prinz wurde als Statthalter von Holland und Zeeland anerkannt, bis die Generalstaaten nach Vertreibung der Spanier andre Anordnungen getroffen haben würden. Truppenwerbungen und Kriegsrüstung sollten die Stände in die Lage setzen, die Genter Friedensstiftung allenthalben in Vollzug zu bringen. Königin Elisabeth bezeugte ihre Zufriedenheit mit einer Übereinkunft, welche das Übergewicht der Stände und die Freiheit der Religion für die nördlichen Provinzen festsetzte.

3. Don Juan und die anarchische Vielherrschaft.

Don Juan und Oranien. In den Jubel über die Genter Friedensstiftung drang die Nachricht, daß der Sieger von Lepanto, Don Juan, im Gefolge einiger spanischen und italienischen Kavaliere verkleidet in Luxemburg angekommen sei, um die Würde eines Oberstatthalters der Niederlande zu übernehmen. Mit großen Vollmachten ausgerüstet, sollte er Frieden und Ordnung in den aufgeregten Provinzen herstellen, jedoch nur auf Grund aufrichtiger Anerkennung der königlichen Autorität und der Herrschaft der katholischen Kirche. Niemand wurde durch die Ankunft des spanischen Prinzen unangenehmer berührt, als Wilhelm von Oranien. Die mühsam errungene Einigung von Gent schien damit aufs neue in Frage gestellt, das Werk seiner vaterländischen Thätigkeit von neuem gefährdet. Es wurden wohl noch niemals zwei entgegengesetzte Prinzipien von zwei so verschieden gearteten Persönlichkeiten vertreten. Don Juan, der schöne mit dem ganzen Zauber der Romantik verherrlichte, einunddreißigjährige Ritter, der für Königtum und Glauben mit der Hingebung eines spanischen Kreuzfahrers gefochten, der sich mit dem stolzen Gedanken trug, von den Niederlanden aus die schöne schottische Königin im Gefängnis zu befreien und mit ihr vermählt über das vereinigte Inselreich als Wiederhersteller des katholischen Kirchenbaues zu herrschen, der gewohnt war, durch die Anmut und Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch den in ihm wohnenden Heldensinn im Sturm Siege und Eroberungen zu erringen, sah sich einem Fürsten und Rivalen gegenübergestellt, der zwölf Jahre älter, in seiner hagern aufgeriebenen Gestalt, in seinem kahlen Scheitel, in dem ernsten durchfurchten Angesicht die Spuren der Sorgen und Mühen, der Anstrengungen und Kämpfe trug, der dem mit ungestümer Phantasie vorwärts dringenden jungen Helden mit dem Verstand und der Überlegung eines gereiften Mannes entgegentrat.

Von Middelburg aus erließ Oranien ein Sendschreiben an die Generalstaaten, worin er ihnen die Grundbedingungen vorzeichnete, unter denen sie den neuen Oberstatthalter anerkennen sollten. Don Juan müßte sofort die spanischen Truppen aus dem Land ziehen, die Genter Friedensakte annehmen, den Gesamtständen gestatten, sich zwei- oder dreimal im Jahr, überhaupt so oft es ihnen zweckmäßig scheine, zu versammeln, und ihre Zustimmung und ihren Beirat bei allen wichtigen Regierungshandlungen, insbesondere in Sachen von Truppenwerbungen und Besatzungen einholen. Auf Grund dieser und anderer Bedingungen wurden Unterhandlungen mit dem noch immer in Luxemburg weilenden Generalgouverneur eingeleitet. Da die Abgeordneten die Versicherung gaben, daß sie mit ihren Forderungen nichts gegen die Autorität des Königs, noch gegen die katholische Kirche beabsichtigten, so zeigte sich der Prinz nicht abgeneigt, eine Übereinkunft mit ihnen zu schließen, falls sie auch ihm dagegen einige Zugeständnisse machen würden. Er sei bereit die spanischen Truppen, sofern die Stände die Soldzahlung leisteten, aus dem Land zu führen, doch nur zur See und innerhalb einer Frist von drei Monaten. Die Staaten bestanden aber darauf, daß der Abzug sofort erfolge und auf dem Landweg. Es waren einige Andeutungen von den englischen Plänen des Prinzen in die Öffentlichkeit gedrungen; indem die Staaten diesen entgegenwirkten, erwarben sie sich zugleich den Dank der Königin Elisabeth und sogar die Zufriedenheit Philipps, der dadurch in einen Krieg mit England verwickelt zu werden fürchtete. Leichter wurde über die zweite Hauptbedingung, Anerkennung der Pazifikation, eine Verständigung erzielt. Als die Bevollmächtigten Gutachten von dem Klerus und der Löwener Universität vorlegten, daß der Genter Vertrag nichts gegen die Suprematie der katholischen Kirche enthalte, und in einer Revision desselben, genannt die „Brüsseler Union", welche rasch die zustimmenden Unterschriften von Adel, Klerus und Bürgern erhielt, die Erklärung zu gunsten des Katholizismus noch entschiedener gefaßt ward, gab endlich der Statthalter nach langem Sträuben und Unterhandeln den Widerstand auf. Unter Vermittelung einer deutschen Gesandtschaft, welche der neue Kaiser Rudolf II. nach den Niederlanden abgeordnet, wurde sowohl von Don Juan als den Generalstaaten das „ewige Edikt" angenommen und unterzeichnet.

[Randnotizen: Das „ewige Edikt". 1577. — Jan. 1577. — Febr. 1577.]

In dem ewigen Edikt wurde die Genter Pazifikation, vorausgesetzt daß sie nichts gegen die Autorität des Königs und der katholischen Kirche enthalte, bestätigt, die Entfernung der fremden Truppen, sobald die Stände für ihre Bezahlung Sorge getragen haben würden, auf dem Landweg zugesagt, die Einberufung der Generalstaaten, die Entlassung der Gefangenen, die Erhaltung der alten Freibriefe, Privilegien und Konstitutionen verheißen. Einige Wochen nachher traf die Zustimmung des Königs ein.

Seit langen Jahren fühlten sich die Niederländer nicht so freudig erregt, als in den Frühlingstagen des Jahres 1577. Eine ritterliche Heldengestalt, voll männlicher Schönheit und gewinnender Anmut, das Herz geschwellt von kühnen träumerischen Ideen, war Don Juan ganz geeignet, die lebhaften Belgier zu begeistern und für sich

[Randnotiz: Don Juan und die Niederländer.]

einzunehmen. Als er in Löwen, wohin er von Luxemburg seine Residenz verlegte, bis nach Entfernung der spanischen und italienischen Truppen seine Übersiedelung nach der Hauptstadt vor sich gehen könne, sich unter das Volk mischte, an den Schützenfesten teilnahm, ohne Leibwache umherwandelte, da glaubten die Brabanter, daß die fröhlichen Zeiten zurückgekehrt seien, die sie unter der Herrschaft des Vaters gesehen, vergaßen, wie vielen Jammer sie in dem letzten Jahrzehnt erlitten, und ahnten nicht, daß ihnen noch eine drangsalvolle Zukunft bevorstehe, daß die glänzende Morgenröte von sehr kurzer Dauer sei. Nur einer stimmte nicht in den Jubel, nicht in die vertrauensselige Stimmung ein, Wilhelm von Oranien. Er sah mit Betrübnis, wie die Früchte seiner patriotischen Thätigkeit dahinschwanden, die Staaten sich von neuem durch die Netze spanischer Arglist und Tücke bestricken ließen. „Ihr habt den Kopf in den Rachen des Löwen gesteckt," schrieb er ihnen, „und werdet die Folgen bald genug erfahren." Vergebens suchte Don Juan den behutsamen Oranier durch Versprechungen und freundliche Worte zu gewinnen, ihm Vertrauen einzuflößen, ihn zur Annahme des „ewigen Edikts" zu bewegen; der Fürst wich allen Anerbietungen aus; er verwarf ein Abkommen, das die Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche zur Grundbedingung hatte und der Genter Friedenseinigung widersprach, und konnte dabei auf die Sympathien Hollands und Zeelands rechnen. Um so mehr befestigte sich das Ansehen des Oberstatthalters in den südlichen Provinzen, als er ernstliche Anstalten zur Entfernung der Truppen machte. Es war dies eine schwere Aufgabe: nicht nur, daß er sich damit selbst der Mittel beraubte, seinen teuersten Plan auszuführen, auch die Soldaten waren im Innersten empört, daß sie nach zehnjährigem Aufenthalt ein Land verlassen sollten, wo sie eine neue Heimat gefunden und ihren Hausstand gegründet, das sie dem spanischen Zepter zurückerobert hatten. „Unser Streben," schrieb Escovedo, Don Juans Vertrauter, an Antonio Perez, „war auf einen Thron gerichtet und jetzt gleichen wir Kranken, denen der letzte Trost auf Genesung genommen ist." Er meinte, man sollte die Truppen gegen die Hugenotten führen, um sie auf diese Weise länger in den Grenzlanden halten zu können. Aber wie schwer es dem Prinzen ankommen mochte, er überwand sich; als die erschöpften Staaten die Soldrückstände nur mühsam zusammenbrachten, streckte er selbst eine Summe vor. So zogen denn gegen Ende April die spanischen und italienischen Heerhaufen unter der Führung des Grafen von Mansfeld nach der Lombardei ab, knirschend vor Wut über die Freudenbezeugungen, mit denen das niederländische Volk den Weggang seiner Peiniger feierte. Sancho d'Avila hatte seinen Befehlshaberstab niedergelegt, um nicht selbst die Citadelle von Antwerpen dem zu seinem Nachfolger bestimmten Herzog von Aerschot übergeben zu müssen. Nur 10,000 deutsche Söldner mußten vorläufig noch zurückbleiben, weil man ihre Löhnungsrückstände nicht aufbringen konnte.

Oraniens Haltung. 1. Mai 1577. Nach der Entfernung der spanischen Heerhaufen hielt Don Juan seinen glänzenden Einzug in Brüssel. Zum erstenmal seit so vielen Jahren lachte eine heitere Maisonne über der Hauptstadt, als der Sohn des Kaisers Karl, begleitet von vielen adligen Herren und Bürgern, durch die geschmückten und bekränzten Straßen wie ein Triumphator einritt. Drei Tage nachher beschwor er das „ewige Edikt" und wurde dann durch feierliche Huldigung als Generalgouverneur anerkannt. Für einen kurzen Augenblick sah alles rosig und heiter aus. Aber nur zu bald zogen sich die Wolken dunkler und stürmischer um Don Juans Haupt als je zuvor. Wie sollte der thatenfrohe Prinz, dessen ganzes Trachten auf Herrschaft gerichtet war, der in einer unbeschränkten Monarchie und in der Autorität

des Papsttums die einzig legitime Weltordnung erblickte, der von Volksrechten, von bürgerlichen Institutionen, von Gewissens- und Glaubensfreiheit eine sehr geringe Vorstellung hatte, sich in einem Staatswesen zurechtfinden oder behaglich fühlen, wo er sich auf Tritt und Schritt von beschränkenden Gesetzen und Formen gehemmt sah, wo er mit Argusaugen bewacht, von Mißtrauen und Vorurteilen umgeben, von Nachstellungen für sein Leben und seine Freiheit bedroht war? Seine Lage wurde nicht wenig erschwert und verbittert durch die Bemühungen des Fürsten von Oranien, sein Thun und Vorhaben zu verdächtigen, die Stände zu warnen vor den Netzen der spanischen Politik, die der König durch seinen brüderlichen Stellvertreter ihnen über das Haupt zu werfen gedächte, das ewige Edikt als einen Fallstrick zu bezeichnen, berechnet ihre Wachsamkeit einzuschläfern, um neue Ketten für die Freiheit der Niederlande zu schmieden. Es war leicht begreiflich, daß der deutsche Fürst mit großem Verdruß den Umschlag der öffentlichen Verhältnisse durch die Ankunft des Kaisersohnes betrachtete. Er hatte in der Genter Pazifikation den Grund zu der Aufrichtung eines nationalen Gesamtstaats auf föderativer Basis gelegt, und nun mußte er erleben, daß der Plan, für den er seines Lebens Kräfte eingesetzt, das Vermögen seines Hauses aufgewendet, wieder in weite Ferne gerückt ward. Denn wie sehr man sich auch Mühe gab, das „ewige Edikt" durch beruhigende Erklärungen als einen entsprechenden Ersatz des Genter Friedensvertrags auszulegen, der kluge Mann täuschte sich darüber nicht, daß es auf eine Ausrottung der calvinischen Lehre auch in den nördlichen Provinzen abgesehen sei, daß anstatt der religiösen Freiheit und des nationalen Selbstregiments, zu denen die Pazifikation den Weg hatte bahnen sollen, die Herrschaft des Papsttums und des absoluten Königtums unvermerkt zurückgeführt werden sollte. Warum wurden denn sonst die deutschen Söldner nicht verabschiedet, die Festungswerke nicht geschleift, die Versammlung der Generalstaaten verhindert?

Mit Verdruß gewahrte der spanische Prinz, daß die Ausstreuungen und Verdächtigungen des Oraniers auf fruchtbaren Boden fielen, daß dessen Wort mehr galt, als sein eignes, dessen Ansehen mächtiger sei, als die Autorität des Königs, daß Volk, Bürgerschaften und Adel ihm anhingen und vertrauten, daß selbst im Staatsrat und unter den Angestellten manche im stillen zu ihm neigten. Vergebens machte der Prinz den Versuch, durch eine am 13. Mai in Gertruydenberg eröffnete Konferenz zwischen Bevollmächtigten beider Teile eine Versöhnung zu bewirken, seinen Rivalen zur Anerkennung des „ewigen Edikts" und zur Unterwerfung unter die Autorität des Königs zu bewegen; nach langen erregten Verhandlungen ging die Versammlung, bei welcher Leoninus, der Nachfolger des kurz vorher in Brüssel aus dem Leben geschiedenen Viglius, eine hervorragende Rolle spielte, resultatlos auseinander. Vier Wochen nachher wurde in Mecheln unter den Augen Don Juans ein harmloser Calvinist, Peter Panis, öffentlich enthauptet, ein Beweis, wie richtig Oranien die Gesinnung der Gegner beurteilte.

Versöhnungsversuche. 13. Mai 1577. 8. Mai 1577.

Dem Statthalter wurde der Aufenthalt in den Niederlanden zur Höllenpein. Schon längst hatte er nach Madrid gemeldet, in Brüssel sei nur ein Regiment

Don Juans schwierige Stellung.

im Sinne des Volks möglich, das den Staaten ihren Willen thue und ihre Anordnungen in Vollzug setze, oder ein neuer Kampf auf Leben und Tod. Würde man sich für das Erstere entscheiden, so sei eine Frau, etwa die Herzogin von Parma oder die kaiserliche Witwe, mehr am Platze als er; in letzterem Fall müßten Heere, Flotten und Geld herbeigeschafft werden. Als man in Madrid mit Entscheidungen zurückhielt, den Prinzen in der Geldnot und in dem hilflosen Zustand ließ, in den er sich selbst durch die Entfernung der spanischen und italienischen Truppen gesetzt, da begann der Boden ihm unter den Füßen zu brennen. Er beschwor den König und dessen allmächtigen Minister Antonio Perez, mit welchem sein Geheimschreiber und Ratgeber Escovedo einen vertraulichen Briefwechsel eingeleitet hatte, ihn abzurufen, ihm einen andern Schauplatz zum Handeln anzuweisen, denn hier verliere er Leben und Ehre, ja in der Verzweiflung laufe seine Seele Gefahr. In geheimen Briefen an Perez, die aber der ränkevolle, boshafte Höfling alle dem König mitteilte und nach dessen Eingebungen vertraulich beantwortete, tauchten verschiedene Pläne auf. Bald gedachte der Prinz sich mit Escovedo nach Spanien zu begeben, wo es ihm nicht schwer fallen dürfte, unter Beihilfe seiner Freunde die Leitung der Reichsgeschäfte in seine Hände zu bringen, bald bat er um die Erlaubnis, als freier Feldhauptmann mit 6000 Mann zu Fuß und 2000 Pferden sich in den französischen Krieg mischen zu dürfen. Dann gab er wieder dem König den Rat, unter allen Umständen mit Oranien Frieden zu schließen; denn dieser sei der eigentliche Gebieter in den Provinzen. In Madrid faßte man Mißtrauen gegen Don Juan, der es auf eine große Herrschaft abgesehen zu haben schien, sei es in England, sei es in Spanien oder Frankreich. Man bemerkte mit Unruhe, daß er mit dem Papst, mit den Guisen schriftlichen Verkehr pflegte. Antonio Perez mußte den Prinzen und Escovedo in dem Glauben erhalten, der König erfahre kein Wort von ihrer geheimen Korrespondenz; er durfte sogar mit dessen Wissen und Willen Schlimmes über Philipp berichten. So wurde der Oberstatthalter mit einem Netz von Ränken umstrickt; und während die Niederländer ihm das Leben so sauer machten, daß er lieber wünschte in eine Einsiedelei oder in eine Klosterzelle zu flüchten, während man mit Nachrichten über Verschwörungen und Nachstellungen seine Einbildungskraft aufregte, während ihn Oranien immer offener aus seiner Stellung zu drängen, seine Autorität zu lähmen suchte und diplomatische Fäden in London und Paris anknüpfte, fing man in Madrid an, den unruhigen und unternehmenden Geist des jungen Mannes zu fürchten, und lauerte auf eine Gelegenheit, ihn zu Fall zu bringen.

Die Niederländer fassen Mißtrauen.

So gestaltete sich die Lage Don Juans in den Niederlanden immer peinlicher. Da er den Brüsselern nicht traute, wählte er bald Mecheln, bald andre Orte zum Aufenthalt. Er bereute es, daß er die spanischen Truppen aus dem Land geschickt, und suchte ihre Rücksendung zu bewirken, und anstatt, wie die vaterländische Partei fort und fort verlangte, die festen Orte zu räumen, suchte

er vielmehr dieselben gänzlich in seine Gewalt zu bringen und durch zuverlässige Befehlshaber zu sichern. Es erregte böses Blut und steigerte das Mißtrauen in den Provinzen, als er die Citadelle von Namur wie ein Feind mit List und Gewalt überfiel und die verräterisch gewonnene Festung zum Stützpunkt für kriegerische Pläne machte, als er Anstalten traf, auf unredliche Weise auch die Citadelle von Antwerpen dem Herzog von Aerschot aus den Händen zu winden, ein Versuch, der jedoch durch die Ankunft einiger „Geusenschiffe" in der Schelde vereitelt ward. Die Niederländer faßten von neuem Argwohn; es schien, als ob der unternehmende Prinz sich der Fesseln zu entledigen gedächte, die er sich durch das „ewige Edikt" angelegt, als ob er die gebundene Stellung, in die er geraten, mit dem Schwert zerhauen wollte. Der glänzende Empfang, den er der schönen und geistreichen Margarete von Valois bereitete, als sie im Sommer die Bäder von Spaa besuchte, erzeugte in Brüssel wie in Madrid Unruhe. Es war kein Geheimnis, daß die gewandte Fürstin politische Pläne für ihren Bruder, den Herzog von Anjou-Alençon, im Schild führe.

Oranien steigert das Mißtrauen. 1577.

Wilhelm von Oranien unterließ nichts, das Mißtrauen der Staaten zu steigern, die Lage des Statthalters zu verschlimmern. Er war in den Besitz von Briefschaften gekommen, aus welchen hervorging, daß Don Juan kriegerische Absichten hege und die Absendung von Geld und Mannschaften bei dem Monarchen eifrig betrieb. Er verfehlte nicht, den Brabanter Ständen davon Mitteilung zu machen: „Lasset nicht unsre Nachkommen einst bejammern," schrieb er ihnen, „daß sie durch unsern Kleinmut die Freiheiten verloren, die unsre Ahnen errungen und ihnen so gut wie uns hinterlassen haben." Sein Ansehen wuchs in demselben Grad, wie das des Generalstatthalters abnahm; sein Rat lenkte in den Sommermonaten des Jahres 1577 alle Schritte der Staaten. Es war ein klägliches Schauspiel, den ritterlichen Kaisersohn, der von Heldenthaten und kühnen Unternehmungen träumte, seine Kräfte und Tage vergeuden zu sehen mit Denkschriften und Vertragsentwürfen, mit Unterhandlungen und Erklärungen, mit Vorwürfen und Rechtfertigungen, mit schriftlichen Auseinandersetzungen, die von Tag zu Tag einen gereizteren Ton annahmen, die Kluft zwischen der spanischen Herrschaft und den nationalen Autoritäten immer weiter machten. Während Don Juan in dem durch Überrumpelung gewonnenen Schloß von Namur noch einen Schatten des königlichen Regiments zu retten suchte, verlangten die Niederländer, daß er auch noch die letzten Stützen seiner Gewalt, alle fremden Räte, Beamten, Obersten und Truppen entferne, daß er sich mit gebundenen Händen den Staaten überliefere, den Staatsrat nach ihren Wünschen besetze, die Generalstände, wie sie aus freien Volkswahlen hervorgehen würden, zusammentreten lasse und ihre Beschlüsse und Anordnungen ausführe. Sie stellten an den König die Bitte, wenn er den Prinzen, seinem Wunsche entsprechend, abberufe und ein andres Glied seines Hauses zum Generalstatthalter ernenne, so möge er doch einen Sprößling von legitimer Geburt ausersehen. Auf den Rat Oraniens wurde die Citadelle von Gent geschleift und von der Antwerpener Festung die der Stadt zugekehrten Fortifikationen niedergerissen. Mit jubelndem Wetteifer vollzog die Einwohnerschaft aller Stände die Zerstörung der Zwingburg, die sie einst zur Zähmung und Einschüchterung mit eignen Anstrengungen hatte aufrichten müssen. Albas kolossales Standbild wurde in Trümmer zerschlagen und zu Geschütz umgegossen, und am 17. September zog Wilhelm von Oranien in Antwerpen ein, von dem Volk wie ein triumphierender Feldherr empfangen.

Oranien nach Brüssel gerufen. 1577. In Brüssel hatte die oranische Partei die Oberhand gewonnen; wie sehr auch die spanisch gesinnten Edelleute und die katholischen Eiferer dem calvinischen Fürsten entgegenarbeiteten, die Staaten von Brabant ließen die Einladung an ihn ergehen, er möge nach Brüssel kommen und ihnen mit seinem Rat und seiner persönlichen Gegenwart zur Seite stehen. Unter den Gesandten, die dem Fürsten den Beschluß der Stände mitteilten, war Granvellas Bruder Champagny und der Doktor Leoninus. Sie verlangten hinsichtlich der Religion weitgehende Garantien; doch begnügten sie sich schließlich mit der Versicherung, daß er den in der Genter Friedensstiftung angenommenen Grundsätzen der Glaubensfreiheit treu bleiben werde. 23. Sept. 1577. So kehrte nach elfjährigem Exil der Fürst in die Hauptstadt zurück. Wie hatten sich dort die Dinge geändert, seitdem er von Egmont den rührenden Abschied genommen! Damals entwich er als Flüchtling den Todesschlingen, jetzt hielt er einen glänzenden Festeinzug, empfangen und durch die Straßen geleitet von einem jauchzenden Volk!

Intrigenspiel und Vielherrschaft. Oraniens Einzug in Brüssel konnte als Kriegserklärung gegen den spanischen Generalstatthalter gelten. Und so wurde das Ereignis auch auf beiden Seiten aufgefaßt. Manifeste, in welchen die Staaten die Treulosigkeiten und Umtriebe des Oberstatthalters zur Rechtfertigung ihres Verfahrens darlegten, dieser dagegen die heuchlerischen Versicherungen der Treue gegen König und Religion entlarvte, waren das Vorspiel neuer Kämpfe. In den Herbstmonaten waren die Niederlande der Mittelpunkt der europäischen Politik, der Schauplatz verschlungener diplomatischer Intrigen, in welche alle Höfe verflochten waren. Wenn Don Juan da und dort Werbungen anstellen ließ, und Philipp II. die Truppen und Seemannschaften von Mailand und Genua anwies, sich zum Abzug bereit zu halten, so suchte sich Oranien einen Rückhalt an Elisabeth zu sichern. Denn Don Juan hatte seinen englischen Entwürfen noch keineswegs entsagt. Auch Frankreich war auf der Lauer: während die Guisen ihren Verkehr mit Don Juan eifriger als je betrieben, hoffte der Herzog von Anjou-Alençon durch die Patriotenpartei, die, wie es schien, erledigte Souveränität der flandrischen Provinzen zu gewinnen. Und nun drang noch die neue Kunde in die Welt, daß ein Angehöriger der österreichischen Linie des Habsburgschen Hauses, Erzherzog Matthias, Bruder des Kaisers, sich heimlich in Verkleidung aus Wien fortgestohlen habe, um auf die Einladung einiger Adelshäupter sein Glück in Brabant zu versuchen. Den Aerschot, Champagny, Havré, de Hèze und andern Kavalieren, welche bisher aus ihrem Royalismus und katholischen Eifer Kapital zu schlagen gewußt, war der calvinische Oranien, der durch seine wachsende Machtstellung sie verdunkelte und darum ihren Neid erregt hatte, nicht ganz nach dem Sinn; auf Don Juans Seite zu treten, konnte bei der feindseligen Haltung desselben gegenüber der Nationalpartei Gefahr bringen; sie kamen also überein, dem Fürsten von Nassau-Oranien einen österreichischen Rivalen an die Seite zu stellen, der zugleich durch seine Geburt dem unechten Kaisersohn in Namur ein

Gegengewicht bieten, vielleicht sogar König Philipp II. zufrieden stellen und zur Übertragung seiner Hoheitsrechte auf den blutsverwandten Habsburger bewegen könnte.

Der kluge Oranier erhob keinen Widerstand; neben den von ihm geleiteten Generalstaaten, welche die ganze öffentliche Gewalt damals in Händen hatten und den Staatsrat einsetzten, konnte kein andrer ohne seinen Willen zu irgend einer Macht oder Bedeutung gelangen; und sollte ein solcher Versuch gemacht werden, so konnte der Prinz denselben leicht vereiteln oder abschwächen durch die ihm übertragene Würde eines Ruwart von Brabant, eines alten Ehrenamts, dessen Inhaber früher zu dem Generalgouverneur, zugleich Statthalter der Hauptprovinz, in einem Verhältnis gestanden, wie in Frankreich der Dauphin zum König, das aber in den Händen des jetzigen Besitzers mehr der Stellung eines Majordomus in den Zeiten der Merowinger glich. Wie zerfahren waren doch damals die öffentlichen Dinge in den burgundischen Provinzen: eine dreifache Landeshoheit und doch nur eine einzige wirkliche Macht, die in der Verborgenheit die Fäden leitete. Als Aerschot, der die hohe Stelle eines Statthalters von Flandern innehatte, mit einigen Genossen die Saiten der kirchlichen und royalistischen Reaktion allzu scharf anzog, wurde er durch eine demokratische Volksbewegung mit geheimer Zulassung Oraniens gestürzt und einige Zeit in Haft gehalten. Erst auf die Verwendung des Fürsten durfte er sein hohes Amt wieder antreten. Einen Monat nachher wurde als Ergänzung der Genter Friedensstiftung die Brüsseler Unionsakte unterzeichnet, in welcher die Anhänger beider Religionsteile sich gegenseitige Duldung und Schutz zusagten. Nun durften die Reformierten ihren Gottesdienst aus Wäldern und Einöden in die Städte verlegen. Aber auch diese neue oder engere Union sollte nicht von langer Dauer sein. Für die Idee religiöser Toleranz war das sechzehnte Jahrhundert noch nicht reif.

Oranien als Ruwart von Brabant.

10. Dez. 1577.

Im Januar des folgenden Jahres durfte der Erzherzog seinen Einzug in Brüssel halten, mit Ehrenzeichen und allegorischen und mythologischen Festdarstellungen empfangen. Die Generalstaaten hatten Don Juan für einen Verräter und Friedensbrecher erklärt und ihn seines Amtes entsetzt. Jetzt sollte der österreichische Habsburger die hohe Stelle einnehmen, nicht durch königliche Ernennung, sondern durch die Wahl der Staaten. Und damit der neue Oberstatthalter nicht in die Versuchung kommen möge, sich für einen Nachfolger Albas oder Requesens' zu halten, hatte man ihn eine Übereinkunft beschwören lassen, wodurch das ganze Amt zu einem Schatten herabsank. Die öffentliche Gewalt sollte den Generalstaaten zustehen, deren Willen der Generalgouverneur und der erwählte Staatsrat zu vollziehen hätten. Der eigentliche Herrscher war der Prinz von Oranien; durch seinen Geist und Einfluß bestimmte er die Beschlüsse der Staatenversammlung; als Ruwart von Brabant und Generalleutnant des Erzherzogs war er die Seele der Regierung. Der Volkswitz bezeichnete den Oberstatthalter als den Amtsschreiber (Greffier) des Fürsten von Oranien.

Erzherzog Matthias in Brüssel. 1578.

So leichten Kaufs sollte jedoch den niederländischen Provinzen die Freiheit und nationale Selbstregierung nicht zu teil werden; sie sollten bald die Wahrheit des homerischen Spruchs kennen lernen, daß Vielherrschaft nichts Gutes sei. Noch waren die Festlichkeiten zu Ehren des Erzherzogs und seines „Ruhe-

Erneuerung des Kriegs. Die Schlacht von Gemblours. 1578.

wahrers“ nicht vorüber, als Don Juan zum Schwert griff, um die Autorität des Königs und die Alleingeltung der katholischen Kirche, welche die Staaten und der rebellische Fürst von Oranien umzustürzen gedächten, zu erhalten und zu sichern. Sein Studienfreund von Alcala, Alexander Farnese von Parma, Sohn der ehemaligen Statthalterin Margarete, hatte ihm die Veteranen aus Italien zugeführt, kriegsgeübte Leute aus Albas Schule; andre Scharen waren unter Mansfeld zu ihm gestoßen. Nach ihrer Vereinigung konnte Don Juan ein Heer von zwanzigtausend Mann mustern. Alexander erschrak bei dem Anblick seines Oheims; die majestätische Heldengestalt des Siegers von Lepanto war unter den Widerwärtigkeiten der letzten Monate dahingeschwunden: jetzt aber erwachte noch einmal der kriegerische Geist und das militärische Selbstgefühl von ehedem. In
Jan. 1578. den letzten Tagen des Januar wurden die Niederländer durch ein Kriegsmanifest des Oberstatthalters zum Gehorsam gegen den König und durch eine päpstliche Bulle zum Kampf gegen die Feinde der Glaubens aufgerufen, und zugleich rückte das spanische Heer ins Feld. Die Staatenarmee, die sich bei Gemblours, etliche Meilen nordwärts von Namur aufgestellt hatte, war nicht geringer an Stärke, aber die Führer, großenteils der Adelspartei angehörend, waren nur mit halbem Herzen bei der Sache und an strategischem Geschick den Gegnern nicht
31. Jan. 1578. gewachsen. So geschah es, daß die Schlacht bei Gemblours, hauptsächlich infolge eines kühnen Flankenangriffs durch den genialen Alexander Farnese, mit einer vollständigen Niederlage der Patrioten endigte. Nach wenigen Stunden war das niederländische Heer zersprengt oder lag auf dem Waffenfeld umher.

In Brüssel war alles in großer Bestürzung und Aufregung; man erwartete stündlich die feindliche Armee vor den Thoren; diese begnügte sich jedoch vorerst mit der Eroberung der kleineren Städte von Brabant. Dagegen schloß sich Amsterdam, unter Vermittelung Utrechts, durch einen „Satisfaktionsvertrag“ mit Oranien den übrigen holländischen Städten an. Auch dort und in Haarlem erlangte die calvinisch-patriotische Partei nach kurzer Zeit die Oberhand, nachdem der alte konservative Rat gestürzt und die Mönche sämtlich entfernt worden.

Das „konfuse Chaos“. In den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1578 glich das belgische Land in der That einem „konfusen Chaos“, wie Landgraf Wilhelm von Hessen es bezeichnete. Zwischen Namur und Brüssel lagen zwei Heere im Feld, in denen neben den kriegenden Hauptmächten, den Spaniern und Niederländern, Söldner und Freischaren aller Nationen unter den Fahnen standen, Deutsche auf beiden Seiten, daneben unter Don Juan noch Italiener, im Staatenheer Engländer und Schotten; französische Hugenotten und Parteigänger der Guisen dienten in beiden Heerlagern, und nun rückte auch noch der Herzog von Anjou-Alençon mit einigen Tausend Bewaffneten zu Fuß und zu Roß in Hennegau ein und besetzte Mons, wo seine Schwester Margarete auf ihrer erwähnten Badereise ihm bereits vorgearbeitet hatte. Durch Gewalt, List und treuloses Ränkespiel suchte der französische Fürst, unter allen, die in diesem weltgeschichtlichen

Drama eine Rolle spielten, der unwürdigste und charakterloseste Mann, sich eine eigne Herrschaft zu erobern, indem er bald mit dem Oranier, bald mit den Ständen, bald mit der katholischen Adelspartei Unterhandlungen und Verträge einging. Aus Eifersucht auf Frankreich und aus Besorgnis über Don Juans geheime Pläne, näherte sich die Königin Elisabeth mehr dem Fürsten von Oranien; sie schoß Subsidiengelder vor und gestattete kriegslustigen Engländern und Schottländern den Eintritt in das Staatenheer; aber sowenig konnte sie ihre Abneigung gegen jede Art revolutionärer Erhebung unterdrücken, so sehr waren ihr diplomatische Intrigen und doppelzüngige Staatskünste zur andern Natur geworden, daß sie gleichzeitig in Madrid und in Namur durch ihre Gesandten für einen friedlichen Ausgleich zu wirken sich das Ansehen gab, und den Heiratsanträgen des französischen Herzogs Gehör zu geben sich anstellte. Und nun führte auch noch der unruhige Pfalzgraf Johann Kasimir, der in jener bewegten Zeit bald da bald dort als abenteuernder Scharenführer auftrat, etliche tausend Landsknechte dem Patriotenheer zu. Und woher sollten die Ausgaben bestritten werden? Wie ein Verzweifelter flehte Don Juan den königlichen Bruder um Geld an.

Aber im Madrider Kabinett herrschte eine feindselige Luft. Wir wissen, mit welcher Schlangenfalschheit Antonio Perez, damals Vorsitzender im Staatsrat, durch seine arglistig und verfänglich angelegte und in geflissentlichem Eifer gepflegte Korrespondenz mit Don Juan und Escovedo, den Prinzen und seine Ratgeber in ein Netz zu locken gewußt, aus dem sie keinen Ausweg mehr finden sollten. Unter Mitwissen des Königs, dessen Gunst und Vertrauen sich der schlaue, boshafte Höfling durch den Schein unbedingter Hingebung und loyaler Fürsorge für das Wohl des Reichs und des Monarchen zu sichern gedachte, umstrickte er den Prinzen mit einem Gewebe von Lügen, und bewog ihn durch gleisnerische Freundschaftsbeteuerungen seine innersten Gedanken, seine geheimsten Pläne und Anschläge in den Busen des Verräters auszuschütten. Und wie vieles mag dem waffenfrohen, nun zu einem unthätigen Leben voll widerwärtiger Unterhandlungen verurteilten Kaisersohn durch den Kopf gefahren sein! Alles was er und sein Ratgeber dem vermeintlichen Freund mit offener Vertraulichkeit mitteilten, mochte es auch nur ein flüchtiger Einfall, das momentane Gebilde einer mißstimmten Seele sein, wurde von dem falschen Fürstenknecht als tiefangelegter Plan eines staatsgefährlichen Komplotts dargestellt, um das Mißtrauen des Herrschers zu erregen und zu nähren und vor dessen Augen als Retter der Monarchie zu erscheinen. Nun wissen wir, wie sehr Don Juans ganzes Dichten und Trachten auf die Erwerbung einer unabhängigen Herrschaft gerichtet war; dieses ehrsüchtige Streben, dieses immer wieder aufflammende Verlangen nach fürstlicher Selbständigkeit ängstigte den mißtrauischen König. Wie leicht könnte der von der Volksgunst getragene, zu kühnen Unternehmungen angelegte Feldherr auf den Gedanken kommen, dem unritterlichen vielgehaßten Halbbruder die Krone vom Haupt zu reißen. Hatte doch Philipp den eignen Sohn einem solchen Verdacht geopfert.

Perez und Don Juan.

Nun hatte einst Escovedo hingeworfen, von Santander und der Peña de Mogro aus könne man sich leicht ganz Kastiliens bemächtigen; diese Bemerkung wurde von dem tückischen Antonio seinem Herrn hinterbracht als Beweis, mit welchen verdächtigen Plänen man sich in der Umgebung des Prinzen beschäftige. Bald nachher lief ein

Ein zweiter politischer Justizmord. Escovedo.

Schreiben bei dem Staatsrat in Madrid ein, worin Escovedo bat, man möge die Peña befestigen und ihn zum Befehlshaber von Santander ernennen. War das nicht ein klarer Beweis, daß die Befürchtung gegründet sei? Der König brachte auch in Erfahrung, daß Escovedo um dieselbe Zeit mit Heinrich von Guise geheime Unterredungen hatte, daß er eifrig mit dem päpstlichen Botschafter verkehrte; sollte der vertraute Geheimschreiber Don Juans nicht die Seele eines weitgreifenden Komplotts sein? In diesem Augenblick traf Escovedo in Madrid ein, um im Auftrag des Prinzen auf rasche kräftige Unterstützung durch Geld und Truppen zu dringen oder dessen Abdankung einzureichen. Er wurde von Antonio mit erkünstelter Freundlichkeit aufgenommen, aber wie einst Montigny unter allerlei Vorwänden zurückgehalten und überwacht. Die dringende Art, womit Don Juan die Rückkehr seines Vertrauten forderte, in seinen Briefen immer nur „Geld und Escovedo und mehr Geld" verlangte, war nicht geeignet des Königs Mißtrauen zu beschwichtigen. Nun kam noch dazu, daß der scharfblickende Escovedo, der als ehemaliger Untergebener des Ruy Gomez im Hause der Fürstin Eboli Zutritt hatte, bald das geheime Liebesverhältnis zwischen ihr und dem schönen gewandten Höfling Perez entdeckte. Wenn er den König von der Untreue der Geliebten in Kenntnis setzte, in welcher Gefahr schwebten dann beide! Darum mußte der gefährliche Mann möglichst bald aus dem Weg geräumt werden. Man stellte dem König vor, daß es bedenklich sei, Escovedo länger bei Hofe zurückzuhalten und dadurch den Argwohn des Prinzen zu wecken, und noch bedenklicher, denselben heimziehen zu lassen; das einzige Mittel sei, mit ihm zu verfahren wie einst mit Montigny. Philipp willigte ein, doch sollte der Verdacht des Mordes nicht auf ihn, sondern auf einen andern fallen. Das vertrauliche Verhältnis, das der Höfling geflissentlich mit dem Botschafter Don Juans unterhielt, erleichterte die Ausführung. Nachdem ein Vergiftungsversuch
31. März 1578. mißlungen war, wurde Escovedo am Abend des zweiten Ostertags von drei gedungenen Katalonen auf der Straße ermordet, während Perez in Alcala, der König in Eskorial weilte. Der Verdacht fiel bald auf Antonio und die Fürstin Eboli; die Witwe des Ermordeten flehte den König um Gerechtigkeit, der Sohn entdeckte ihm die
28. Juli 1578. Untreue der Geliebten und des Dieners. Beide wurden in später Nachtstunde verhaftet, Perez als er eben vom König, mit dem er lange gearbeitet hatte, nach Hause gekommen war. Das weitere Schicksal des einst so mächtigen Staatsmannes ist uns bereits bekannt (S. 92).

Don Juans Ausgang. 1578. Die Nachricht von Escovedos Ermordung war für Don Juan ein Nagel zum eignen Sarg; sie schnitt in sein innerstes Leben ein; und mehr und mehr kam es ihm zum Bewußtsein, daß der König ihn aufgegeben, dem Spott seiner Feinde geopfert habe. So welkte in seiner Seele eine Hoffnung nach der andern dahin, ein zehrender Gram trat an die Stelle des fröhlichen nach Thaten strebenden Jugendmutes. Die niederländischen Angelegenheiten wurden immer schwieriger und verwirrter; Sorgen, Arbeiten und Nachtwachen verzehrten seine Kräfte. Oft hatte er die Bitte ausgesprochen, der König möge ihn abrufen und die Statthalterschaft einem andern übertragen; jetzt ist es sein heißester Wunsch, er möge sein Leben beschließen wie sein Vater. Er träumte nur noch, in einem Kloster die Befriedigung finden zu können, die ihm die Welt versagte. Er tröstete sich mit dem bittern Trost, daß er unter den Einsiedlern von Montserrat dem Gott dienen wolle, der mehr vermöge und gnädiger sei, als sein Bruder Philipp. Im Juni erlebte er noch einmal die Freude, daß ihm eine Verstärkung von vier-

tausend Veteranen und eine Geldsumme zur Fortführung des Kampfes zugesandt wurde; manche Edelleute von hohem Rang und Ruhm befanden sich in ihrer Zahl, wie Gabrio Cervelloni, Don Juans alter Waffengefährte, wie Lope de Figueroa, Antonio de Leyva u. a. Gegen den Rat Alexanders wurde ein Angriff auf das feste Lager bei Mecheln unternommen, wo sich die gesamten Streitkräfte der Niederländer unter Graf Bossu gesammelt hatten; das Unternehmen schlug fehl; das spanische Heer mußte den Rückzug nach Namur antreten. Dieser Unfall war nicht geeignet, dem Feldherrn des Königs Gnade wieder zu verschaffen; man maß die schlimme Wendung der spanischen Angelegenheiten seinem Ungestüm, seinem Mangel an Vorsicht bei. Die Geldsendung war nicht zureichend gewesen, und doch hielt der bedächtige König mit neuen Zuschüssen zurück. Und gerade jetzt erlangten die Generalstaaten eine namhafte Verstärkung durch die französische Armee, mit welcher Alençon von Hennegau heranrückte. So nagten denn neue Sorgen an dem Herzen des Prinzen; seine Kräfte schwanden dahin, so daß bei vielen der Glaube entstand, er habe Gift erhalten. In der zweiten Hälfte des September begab er sich in das Lager, das Cervelloni in seinem Auftrag auf einem nackten Hügel an der Maas, eine Wegstunde von Namur, eingerichtet hatte. Unter den Soldaten herrschte eine ansteckende Krankheit; auch Don Juan wurde von derselben ergriffen; man schaffte ihn nach einer armseligen Hütte in der Nähe; dort starb er in einem Raume, der zuvor als Stall gedient, nachdem er die letzte Ölung empfangen und sein Amt in die Hände Alexanders Farnese niedergelegt hatte, am 1. Oktober des Jahres 1578 in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr. „Ich sehne mich nach der Weite des Himmels," sprach er im Sterben, „da von der Erde keine handbreit mir gehört." Man fand sein Herz ausgedörrt und seine Haut wie vom Brand geröstet. Daher gewann der Glaube an Vergiftung im Volk um so mehr Verbreitung.

1. Aug. 1578.

Don Juan hatte den Wunsch ausgesprochen, seine Leiche möchte im Eskorial neben den Gebeinen seines Vaters beigesetzt werden; diesen Wunsch erfüllte Philipp II. Im folgenden Jahr wurde der tote Held aus der Kirche von Namur, wo ihn die trauernden Gefährten zuerst bestattet, nach Spanien gebracht. Von seinen beiden Töchtern wählte die eine, welche ihm die edle Diana von Sorrent geboren, das Klosterleben, die andre, welche die schöne Maria de Mendoza zur Welt gebracht, wurde mit Francisco de Brancaforte, Fürsten von Butera, vermählt. „Das war der Ausgang des jugendlichen Helden," heißt es bei Havemann, „des Kaisersohnes, den der Spanier mit Stolz und Liebe den Seinigen nannte. Sein Leben war im Dienst Philipps II. verbraucht, von all den hohen Plänen, mit denen er in die Welt hinaustrat, keiner verwirklicht. Dem kurzen, frühlingshellen Morgen, da die christliche Welt ihn als Ritter pries, sein Name die türkische Flotte scheuchte und Rom dem Kreuzritter im Siegerkranz entgegenjubelte, war ein langer trüber Wintertag gefolgt, der die Freude am Dasein in Sehnsucht nach der Gebetszelle wandelte. Es hielt die kalte Hand des Bruders sein Herz bis zum letzten Zucken umklammert."

Politische Zerfahrenheit.

Don Juans hochfliegende Pläne und Herrscherträume wurden mit seiner Leiche eingesargt; von seinem Leben blieb kaum eine Spur zurück, sein Name

geht wie eine Mythe durch die Phantasiewelt. Aber auch Oranien erreichte nicht die Ziele, denen er um diese Zeit so eifrig nachstrebte und so nahe zu sein glaubte. Obwohl er alle Fäden der Politik lenkte, zahllose Depeschen und Gesandtschaften von allen Seiten empfing, so war er doch nicht so sehr Herr der Lage, nicht so sehr der Lenker der öffentlichen Dinge, daß er seine Pläne hätte vollständig verwirklichen, die Zukunft der Niederlande nach seinen Ideen hätte gestalten können. Wie viele Mühe er sich auch gab, durch Stiftung eines Religionsfriedens auf dem Grund der Toleranz und Glaubensfreiheit den konfessionellen Zwiespalt aus der Welt zu schaffen und Boden zu gewinnen für ein gemeinsames nationales Staatswesen, die katholische Adelspartei wirkte ihm aus allen Kräften entgegen. Wie er sich den Erzherzog Matthias von den spanisch Gesinnten und Malkontenten hatte aufdrängen lassen müssen, so konnte er jetzt nicht verhindern, daß die Staaten mit dem Herzog von Anjou, der unter der Maske eines Befreiers selbstsüchtige Pläne, ehrgeizige Absichten verbarg, ein Hilfs- und Freundschaftsbündnis abschlossen, worin sie ihn zum „Beschützer niederländischer Freiheit wider spanische Tyrannei" ernannten, mit der unbestimmten Versicherung, wenn man einst ratsam erachten würde, einen andern Landesherrn zu wählen, so sollte er vor allen übrigen dazu berufen werden. So wurden die Niederlande der Tummelplatz für die ganze europäische Politik; man betrachtete die Provinzen bereits als ein zerrissenes Gewand, von dem jeder Potentat, jeder ehrsüchtige fürstliche Abenteurer ein Stück für sich zu gewinnen hoffte. Die katholische Mittelpartei, an ihrer Spitze Aerschot und Champagny, knüpfte da und dort Verbindungen an, um den Prinzen nicht Meister werden zu lassen: da die spanische Allianz im Volk allzusehr verhaßt war, der Erzherzog nur einen schwachen Schatten an der Wand darstellte, so sollte jetzt der französische Herzog ihnen an die Hand gehen; war doch zu erwarten, daß im rechten Moment seine Mutter, Katharina von Medici, und sein Bruder Heinrich III. ihm hilfreich zur Seite stehen würden. Man glaubte den Teufel durch Beelzebub austreiben zu können. Unter solchen Umständen blieb dem Oranier nichts übrig, als sich desto fester und entschieden an die nördlichen Landschaften zu halten, im treuen Bund mit dem nun gänzlich von der Fremdherrschaft befreiten Holland und Zeeland den niederländischen Staatsbau in engeren Grenzen aufzubauen. Sein Streben wurde um einen bedeutenden Schritt gefördert, als es ihm gelang, seinem wackeren Bruder Johann von Nassau, der ihm allein noch geblieben war, die Statthalterschaft von Geldern zu verschaffen. Dagegen blieb die Mission des beredten Aldegonde an die in Worms zu einem Reichstag versammelten deutschen Fürsten ohne Erfolg. Sie ließen den Brand im Nachbarhause wüten, ohne für die eigne Sicherheit Bedacht zu nehmen und mischten sich in die Streithändel der Theologen, die mit blinder Wut um die abgenagten Knochen geistlicher Haarspalterei sich bekämpften. „Der lutherischen Ruheseligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier." Man gab dem Fürsten wohl den kleinmütigen Rat, „er

solle gegen Gewalt den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach' befehlen".

4. Alexander von Parma und Wilhelm von Oranien.

Don Juan hatte seinen gleichalterigen Neffen, den er einst in Alcala liebgewonnen, der an seiner Seite bei Lepanto durch kühnen Mut sich vor allen hervorgethan, der bei Gemblours und in jeder kriegerischen Aktion den Ruhm eines tapferen Kriegsmannes und eines umsichtigen Strategen davongetragen, in den letzten Tagen seines traurigen Daseins zu seinem Stellvertreter ernannt, und der König ehrte den Willen des heimgegangenen Bruders durch die Bestätigung der getroffenen Anordnung, durch Ernennung des Verwandten zum Generalstatthalter der Niederlande. Die Wahl war die glücklichste. An kriegerischem Unternehmungsgeist und genialem Feldherrntalent dem verstorbenen Freund und Oheim gleich, übertraf er ihn an klarem Scharfblick, an Gewandtheit für politische Dinge, an Kenntnis und Beurteilung der Menschen, an der Kunst, seine Umgebung zu gewinnen und an seine Person zu fesseln. Das „konfuse Chaos", das bei seinem Antritt in den Provinzen herrschte, schreckte ihn nicht zurück, brachte ihn nicht zur Verzweiflung, vielmehr reizte es seinen gewandten vielseitigen Geist, dieser zuchtlosen Elemente Meister zu werden und auf ihrer Unterwerfung Philipps Herrscherbau aufs neue aufzurichten. Je mehr die Parteien auseinander gingen und sich anfeindeten, je mehr religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten das überwiegende Ansehen eines hervorragenden Hauptes und Führers brachen oder lähmten, je mehr nationale Vorurteile und kirchliche Gegensätze den Einfluß des Fürsten von Oranien zersetzten und hemmten, desto sicherer konnte der gewandte Mann, welcher italienische Feinheit mit spanischer Festigkeit vereinigte und dessen unerschütterliche Anhänglichkeit an das päpstlich-katholische Kirchenwesen nicht mit Glaubensfanatismus verbunden war, hoffen, die feindlichen dämonischen Kräfte sich dienstbar zu machen. Die fremden Soldknechte aller Zungen und Nationen und aller Religionsbekenntnisse, welche damals Flandern und Brabant, Hennegau und Lüttich durchzogen, ihre Bedürfnisse und Beutegier durch Beraubung und Mißhandlung der Bauern und Kleinstädter befriedigend und wegen Soldrückständen mit ihren Vorgesetzten hadernd, waren, verbunden mit den Umtrieben und Wühlereien der Demagogen in verschiedenen Orten, für die Eingebornen eine so furchtbare Geißel, daß sie jede Gewalt, die ihnen Sicherheit des Lebens und Eigentums in Aussicht stellte, den anarchischen Zuständen vorzogen. Alexander Farnese.

Oranien selbst konnte der wilden Gesellen nicht Meister werden: in Gent schändete Ryhove, das Haupt der Patriotenpartei, die Sache der nationalen und religiösen Freiheit durch Aufruhr, Mord und neue Bilderstürmerei. Nur den Vorstellungen seiner vaterländischen Freunde war es zu danken, daß der Prinz nicht schon damals nach den nördlichen Staaten sich zurückzog, den Süden seinem Schicksal und der Anarchie überlassend. Er ließ sich bewegen zur Herstellung der Ordnung nach Gent zu reisen; seinem Oranien in Gent.

27. Dez. 1578. Einfluß gelang es, die Parteien durch einen neuen Religionsfrieden auf kurze Zeit zu versöhnen.

Die spanische Sache im Steigen. Diese Lage der Dinge wußte Alexander im Interesse der spanischen Herrschaft geschickt zu verwerten. Der Pfalzgraf Johann Kasimir, der sich Hoffnung auf die Statthalterschaft in Flandern gemacht, vermochte aus Geldmangel seine Söldnerhaufen nicht länger zu erhalten; er begab sich nach London, um bei der Königin Hilfe zu suchen, aber Elisabeth begnügte sich, ihn zum Ritter des Hosenbandordens zu erheben. Seinen unbesoldeten Landsknechten ließ der Oberstatthalter ein Reisegeld zahlen, damit sie nach ihrer Heimat zurückkehrten. Der Herzog von Anjou, dem die Unterhaltung seines Heeres zu schwer und die Aussicht auf eine Herrschaft in Hennegau und Artois zu unsicher ward, zog freiwillig nach Frankreich ab. Auch er besuchte England, aber die Hand der Inselkönigin, um die er sich bewarb, sollte ihm sowenig zu teil werden, als die Grafenkrone in Flandern. Dadurch minderten sich die Streitkräfte der Staaten, und da am Schluß des Jahres 1578 auch ihr fähigster Feldherr, Graf Bossu, der unter Alba seine Schule gemacht, mit Tod abging, so erlangten die Spanier bald die Oberhand im Feld. Die Herren vom Adel, die nie aufhörten, den calvinischen Oranien mit Neid und Mißgunst zu betrachten, neigten mehr und mehr zu dem Sohn der Margarete, der es so trefflich verstand, alte Sympathien zu wecken, käufliche Seelen zu gewinnen, religiöse Leidenschaften anzufachen. Denn niemand war geschickter in der Kunst der Bestechung, niemand wußte scharfsichtiger die schwachen Seiten der Menschen auszuspähen, als der italienische Fürstensohn. Klerus und Royalisten wirkten mit vereinten Kräften für König und Kirche. In Arras wurde ein Aufstand der Patrioten niedergeworfen: der Hauptführer Gosson, ein volkstümlicher Mann von gewandter Rede, blutete auf dem Schafott, drei seiner Mitschuldigen starben am Galgen. Immer größer wurde die Zahl der Edlen, die, „nachdem sie lange genug mit ketzerischen Schweinen Träber gegessen", wie der verlorne Sohn im Evangelium, in das Vaterhaus zurückkehrten, um sich ein gemästetes Kalb schlachten zu lassen.

Die Utrechter Union. 1579. Bald war die Genter Friedensstiftung nur noch ein Name, eine geschichtliche Erinnerung an einen edlen vaterländischen Aufschwung vergangener Tage, den ein patriotischer Fürst angefacht hatte. Auch Oranien sah ein, daß der schönste Traum seines Lebens, eine Konföderation sämtlicher Provinzen auf Grund nationaler Freiheit und Selbstbestimmung und mit Anerkennung religiöser Parität, nicht durchzuführen sei; der „Religionsfriede", den er zustandezubringen sich abmühte, fand weder bei Katholiken noch bei Protestanten allgemeine Billigung. In Gent kam es hierüber zu heftigen Unruhen und bürgerlichen Kämpfen, Wilhelm suchte daher aus dem Schiffbruch so viel zu retten, als noch mit fester Kraft den Stürmen und Wogen sich entgegenstemmte. Schon zu Anfang des Jahres waren auf Anregung Johanns von Nassau Abgeordnete von Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und den friesischen Provinzen

zu einer Konferenz zusammengetreten, um die Grundlinien für einen engeren Staatenbund festzustellen. Wilhelm von Oranien war der eigentliche Urheber des Werkes; aber er schob absichtlich den Bruder vor, damit er selbst nicht beschuldigt werden könnte, die Zerreißung des Genter Pazifikationswerkes sei von ihm ausgegangen. Denn wie wenig Geltung immer jene in der Not getroffene Übereinkunft unter dem Wechsel der Stimmungen für die Gegenwart haben mochte, so wollte doch keine Partei sich herbeilassen, die Larve zu zerschlagen, hinter welcher die häßlichen Züge der Zwietracht verborgen lagen. Das Resultat der Beratung war die „Utrechter Union", die erste Grundform der Bundesverfassung des holländischen Freistaats. 23. Jan. 1579.

Der Unionsvertrag.

Niemand konnte aus den einfachen Bestimmungen, unter welchen die nördlichen größtenteils der reformierten Kirche angehörenden Provinzen zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammentraten, die Bedeutung ahnen, welche dieselben im Lauf der Zeit erlangen sollten. Ohne aus der Genter Pazifikation auszuscheiden, verbanden sich die genannten sieben Provinzen „mittels einer ewigen Vereinigung" zu einer Union zu gegenseitigem Schutz und Beistand. Um dem Feind widerstehen zu können, verpflichteten sie sich durch gemeinschaftliche Aushebungen ein gemeinsames Heer aufzustellen und zu dessen Unterhalt eine gemeinsame Kriegskasse mittels Matrikularbeiträgen einzurichten. Über alle Angelegenheiten, welche die Gesamtheit beträfen, sollte auf gemeinsamen Landtagen oder Tagsatzungen, zu denen die Stände durch Ausschreiben einzuladen seien, beraten und Beschluß gefaßt werden, als ob sie ein Staat wären, und keinerlei Sonderverträge, keine Separatbündnisse mit benachbarten Herren oder Ländern gestattet sein. Die laufenden Geschäfte der Union sollte ein Ausschuß der Generalstaaten besorgen. Dagegen sollte es jedem der verbündeten Teile überlassen bleiben, die inneren Anliegen jeder Provinz, jeder Stadt, jeder Körperschaft, insbesondere auch die religiösen Dinge nach Gesetz, Herkommen oder freier Übereinkunft zu regeln und festzustellen. Indem die vereinigten Provinzen sich von jeder Einmischung in die innere Politik, Verfassung und Religion der Einzelglieder fern hielten, bildeten sie nach wie vor eine Mehrheit von autonomen Gemeinwesen, eine Mannigfaltigkeit von Institutionen, während sie nach außen hin wie ein einziger Staat auftraten. Fremden Provinzen, Städten und Herren sollte der Zutritt gestattet sein, jedoch nur unter Zustimmung der konföderierten Gesamtheit. Der Unionsvertrag stellte somit den Grundsatz staatlicher und kirchlicher Autonomie als höchsten Zweck des öffentlichen Lebens der verbündeten Provinzen und Städte auf, und verpflichtete die Mitglieder, die freiwillig beigetreten seien oder beitreten würden, zu gemeinschaftlicher Abwehr feindlicher Angriffe, zu bestimmten Beiträgen an Geld und Kriegsmannschaften. Wie der Genter Vertrag und der „Religionsfriede", setzte auch die Utrechter Union fest, „daß jedermann frei und ungehindert seinen Glauben bekennen, seinen Gottesdienst üben dürfe, und daß niemand über religiöse Dinge in Untersuchung gezogen oder belästigt werde". „In Beziehung auf den Gottesdienst," heißt es in Artikel 13, „sollen sich Holland und Zeeland nach ihrem eignen Gutachten halten. Die übrigen Mitglieder der Union sollen sich nach dem im vorigen Jahr aufgestellten Religionsfrieden richten oder solche Ordnungen festsetzen, wie die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt in jeder Provinz oder Stadt es verlangt. Frei und ungehindert darf jedermann seinen Glauben bekennen, seinen Gottesdienst üben; keine Glaubensuntersuchung über die Gewissensfreiheit." Den katholischen Geistlichen und Konventualen war ein Lebensunterhalt zugesichert. — Unter diesen Voraussetzungen stand auch andern Provinzen und Orten der Eintritt in

die Union offen, wie ein Zusatzartikel vom 1. Februar ausdrücklich hervorhob. Durch Gewährung von Glaubensfreiheit konnte somit die neue Konföderation wieder zu der Basis und dem Umfang der Genter Pazifikation erweitert werden.

Bedeutung der Union. Zu einer solchen Erweiterung des Bundes, wie sie die Genter Pazifikation ins Auge gefaßt hatte, war nun freilich bei der herrschenden Geistesströmung des Südens wenig Aussicht mehr vorhanden. Die Utrechter Unionsurkunde, welche am 3. Mai die Unterschrift des Fürsten von Oranien erhielt, sollte das Schwert werden, welches den protestantischen Norden vom katholischen Süden zu trennen bestimmt war. Denn wenngleich, der überlieferten Fiktion getreu, auch diese Einigung als „im Namen des Königs" geschlossen hingestellt ward, so war doch niemals zu erwarten, daß ein Monarch, der nach seiner eignen Versicherung lieber vom Thron steigen als über Ketzer regieren wollte, dem Grundsatz der Religionsfreiheit zustimmen werde, welcher das eigentliche Fundament des Unionsvertrags von Utrecht bildete. So wurde denn der im ersten Entwurf sehr unbestimmte Vertrag im Laufe der Zeit und kraft der natürlichen Entwickelung die Grundlage der Vereinigten Staaten der Niederlande. Zwei Jahre später wurde, als durch den geschichtlichen Gang der Dinge die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs immer mehr in die Ferne rückte, dem König von Spanien der Gehorsam förmlich aufgekündigt nach dem Grundsatz, „daß einem Volk und seinen Vertretern immer das natürliche Recht zustehe, einem Tyrannen, der seiner Pflicht zuwiderhandelt, nachdem er vergebens vermahnt war, auch ihrerseits die Pflicht aufzusagen".

„Ein Volk," heißt es in der merkwürdigen Erklärung, die am 26. Juli 1581 im Haag unterzeichnet ward, „ist nicht wegen des Fürsten, sondern ein Fürst um des Volks willen geschaffen, denn ohne das Volk wäre ja kein Fürst. Er ist dazu vorhanden, daß er seine Unterthanen nach Recht und Billigkeit regiere, und sie liebe, wie ein Vater seine Kinder, daß er treu walte, wie ein Hirt über seine Herde. Behandelt er sie aber nicht so, sondern bloß wie Sklaven, dann hört er auf, ein Fürst zu sein, und ist ein Tyrann. Die Unterthanen aber haben das Recht, nach gesetzlichem Beschluß ihrer Vertreter, der Stände, wenn kein andres Mittel mehr übrig ist, wenn sie durch keine Vorstellung ihrer Not irgend einige Versicherung der Freiheit für Leib und Gut, für Weib und Kind von dem Tyrannen erwerben können, diesen zu verlassen. Dies ist der Fall in den Niederlanden. Seit uralten Zeiten wurden sie nach beschworenen Bedingungen regiert, deren Bruch den Fürsten der Herrschaft verlustig machte. Unter dem Vorwand der Religion hat der König von Spanien hier eine Tyrannei einzurichten versucht und, ohne auf irgend eine Vorstellung des Landes zu achten, dessen Privilegien verletzt, den Eid gebrochen, den er auf deren Erhaltung geschworen. Und so erklären denn die Gemeinstände jetzt den König von Spanien verlustig jeden Anspruchs auf die Herrschaft in den Niederlanden, sie erkennen ihn von nun an nicht mehr als Landesherrn an, sie entbinden hiermit alle Amtleute, Obrigkeiten, Herren, Vasallen und Einwohner von dem einst Philipp dem Zweiten von Spanien geleisteten Eid des Gehorsams und der Treue."

Alexanders Erfolge in den südlichen Provinzen. Während in den nördlichen Provinzen die öffentlichen Dinge auf Grund der Utrechter Union sich mehr und mehr konsolidierten und die landesherrlichen Rechte in allen militärischen Angelegenheiten und in der auswärtigen Politik in die Hände des Fürsten von Oranien übergingen, war der Süden noch jahre-

lang der Tummelplatz leidenschaftlicher Umtriebe, Intrigen und Parteiungen. Vortrefflich verstand es der Herzog von Parma, eben so gewandt in den Künsten der Diplomatie, als erfahren in den Waffen, unterstützt von dem anmutigen Wesen und den gewinnenden Manieren eines vornehmen gebildeten Kavaliers, die Leidenschaften, Vorurteile, Schwächen und den scharf ausgeprägten Partikulargeist der einzelnen Provinzen, Stämme, Gemeinden und Körperschaften aufzustacheln und zu benutzen, um den Generalstaaten den Boden unter den Füßen wegzuziehen und durch Separatverträge jedes gemeinschaftliche Auftreten und Handeln zu vereiteln oder zu lähmen. Wie die nördlichen Staaten noch immer im Namen des Königs zu handeln sich die Miene gaben, so suchte Alexander den Glauben zu erhalten, als stehe er auf dem Boden der „Genter Pazifikation", zu deren Erhaltung er die Stände der Provinzen zu vereinigen gedächte. Daß die Fundamentalbedingung dieser Übereinkunft, religiöse Gleichberechtigung aller Bundesglieder, durch den Gang der Dinge, durch die Thätigkeit der Geistlichen, durch den Zelotismus der katholischen Adelshäupter und der spanischen Parteigenossen bereits als eine unstatthafte, verwerfliche, unchristliche Forderung angesehen und verdammt war, wurde durch Schweigen verhüllt und außer Frage gestellt. So gelang es dem Herzog, während er die patriotisch gesinnte Stadt Maastricht eng umlagert hielt, die wallonischen Provinzen des Südens, Artois, Hennegau, Namur und Lüttich, durch einen Sondervertrag zum Abfall von der gemeinsamen Sache und zur Rückkehr unter die spanische Herrschaft zu bewegen, ein Meisterstück diplomatischer Staatskunst, das die gesamte katholische Welt mit freudigen Kundgebungen feierte. Auch in Brabant und Flandern wuchsen die Sympathien für König und Kirche: nicht bloß die malkontenten Adligen, wie Lalain, Herr von Montigny, Melun, Lamotte, traten in das spanische Heerlager über, Geld und Ämter als Preis ihres Abfalls suchend, selbst Philipp Egmont küßte in Demut und Unterwürfigkeit die Hand, „die von seines Vaters Blut rauchte". Sein Versuch, zugleich die Hauptstadt mittels eines Handstreichs in seine Gewalt zu bringen und dem spanischen Feldherrn zu überantworten, schlug fehl und führte seine Vertreibung aus Brüssel herbei. Schon überlegte auch der Herzog von Aerschot, ob es nicht an der Zeit sei, seinen Frieden mit dem König zu machen und die Sache des Vaterlandes und der Freiheit zu verraten. Nur unter dem patriotischen Beistand Wilhelms, der noch immer in Brabant verweilte, gelang es der ohnmächtigen Staatenregierung und dem Erzherzog Matthias, einen Schatten von obrigkeitlicher Autorität zu bewahren. Aber umsonst war sein Bemühen, der belagerten Heldenstadt Maastricht einen Entsatz zu verschaffen; nach viermonatlichen Anstrengungen verblutete sie unter den Händen Juni 1579.
roher und erbitterter Soldatenhaufen und mußte die ärgsten Kriegsgreuel über sich ergehen lassen.

Als die Vorgänge um Maastricht noch alle Gemüter in Aufregung hielten, Der Kongreß zu Köln. 1579.
tagte in Köln ein Kongreß, zu welchem König Philipp, der Papst, der Kaiser und

die Generalstaaten Bevollmächtigte abgesandt hatten. Auf diesem Hochrat sollten die Bedingungen gefunden werden, unter denen dem langen Revolutionskrieg, auf welchen die Augen von ganz Europa seit so vielen Jahren gerichtet waren, ein Ziel gesetzt werden könnte. Alles war müde und schlaff geworden und sehnte sich nach Ruhe; nur der stille Geist des Oraniers hielt noch fest an der Fahne der Freiheit. Man hätte sich in Spanien zu manchem Opfer für seine eigne Person entschlossen, hätte ihm und seiner Familie gern eine ehrenhafte Existenz in Deutschland und viele äußerliche Vorteile eingeräumt, wenn er sich entschlossen hätte, die Sache der Niederlande fahren zu lassen; aber die Seele des vaterländischen Mannes war jeder Verlockung unzugänglich. So mußte man denn versuchen, ohne seine Teilnahme zum Ziele zu kommen. Wie sollte man sich aber verständigen, wenn auf der einen Seite die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche und die unversehrte Erhaltung der königlichen Prärogative, auf der andern die alten Freiheiten und die Aufhebung aller Ketzeredikte als Grundbedingungen eines friedlichen Abkommens verlangt wurden? Auch der vermittelnde Vorschlag des kaiserlichen Botschafters, Herstellung der Zustände wie in den Zeiten Karls V., konnte keine allgemeine Billigung finden; bestanden denn nicht schon damals die „Plakate“, die Urquelle aller Unzufriedenheit und alles Mißbehagens? So zerrann denn der Kongreß, der große Geldsummen durch die Bankette und Tafelgenüsse der Teilnehmer verschlungen, fruchtlos. Die Generalstaaten von Flandern und Brabant konnten sich noch nicht entschließen, dem Beispiel ihrer wallonischen Mitstände zu folgen. Es sollte noch mehr Blut vergossen, noch mehr Verrat geübt werden.

Parma und Oranien im Wettkampf. 1580.

Die Zukunft der Niederlande hing nunmehr von dem Ausgang des Kampfes zwischen Oranien und Parma ab, zwei bedeutenden Persönlichkeiten, die, wie verschieden immer in Grundsätzen, Charakter und Streben, darin übereinstimmten, daß sie mit allen Kräften und Gaben, die ihnen die Natur verliehen, ein klares Ziel verfolgten, jener die religiöse und politische Freiheit und Selbstbestimmung der Nation, dieser die souveräne Herrschaft der spanischen Krone und der katholischen Kirche. Beide lebten noch immer der Hoffnung, die sämtlichen Provinzen für ihre Zwecke zu gewinnen. Es ist wunderbar, mit welcher Ausdauer, Geduld und rastlosen Thätigkeit der deutsche Fürst sich abmühte, den spröden Stoff der Staatenregierung vor Erstarrung und Erschlaffung zu bewahren, die flandrischen und brabantischen Stände und Städte zum Ausharren in dem großen Kampf um die nationalen Güter, zur Beschaffung neuer Hilfsmittel, zum einträchtigen Zusammenwirken mit ihm selbst und dem Erzherzog Matthias, der dürftig und machtlos in Brüssel lebte, anzuspornen und zu ermutigen, die Ermüdung, die sich allenthalben kund gab, niederzukämpfen. Aber auch sein Rivale ließ es nicht an Anstrengungen und Verführungskünsten fehlen, und während jener sich an die Bürgerschaften wendete, richtete dieser seinen Blick auf den Adel. Es war ein eben so großer Triumph für Parma als ein tiefer Schmerz für Oranien, daß es der spanisch-italienischen Verlockung gelang, den Grafen Georg Lalain von Renneberg, Statthalter von Friesland, einen fein gebildeten Kavalier, aber voll Eifersucht auf die Machtstellung Oraniens und beherrscht von Ehrgeiz und Habgier, zum Abfall

März 1580.

und Verrat zu bringen, also daß er die Landschaft durch einen Handstreich den Spa-

niern überlieferte und Geld, Rangerhöhung und Ehrentitel als Sündenlohn annahm. Dadurch hoffte Parma auch in den nördlichen Provinzen einen festen Haltpunkt für neue Intrigen und Verführungskünste zu erlangen und den Einfluß des Oraniers zu untergraben. Aber die Treue und Ausdauer der Besatzung und Bürgerschaft von Groningen brachte den Verrat um die Früchte. Die Hauptstadt hielt sich, bis holländische und englische Entsatzungsmannschaften nahten. Der Graf von Renneberg aber starb am 23. Juli 1581.

Auch auf dem Schlachtfeld hatte Parma einige Erfolge. In einem Gefecht fiel La Noue, der Hugenottenheld mit dem eisernen Arm, in seine Gewalt; fünf Jahre lang mußte der ritterliche Mann, der Feder und Schwert mit gleicher Meisterschaft führte, in der traurigsten Kerkerhaft zu Limburg schmachten. Bei einem Versuch, die Stadt Groningen wiederzugewinnen, fand der wilde Seegeuse Barthold Entes, der einst unter de la Mark bei der Eroberung von Briel sich hervorgethan, seinen Tod in dem Laufgraben der Festung durch eine feindliche Kugel. So aussichtslos war um diese Zeit die Lage der niederländischen Dinge, daß Johann von Nassau, Wilhelms Bruder, müde der ewigen Streitigkeiten mit den Ständen von Geldern, seiner Statthalterschaft entsagte und nach Deutschland zurückkehrte, und daß der Erzherzog Matthias der Rolle eines Figuranten, die er vier Jahre lang gespielt, überdrüssig zu werden anfing und nach Niederlegung seiner Würde sich zur Abreise anschickte, die denn auch im nächsten Jahr ausgeführt ward.

Aber alle Erfolge im kleinen führten doch nicht zum Ziel, solange der kluge und thätige Oranier seine Kraft und seinen Einfluß gegen die spanische Herrschaft ins Feld führen konnte. Da alle Versuche, ihn durch persönliche Vorteile zu gewinnen, an der Vaterlandsliebe und an dem jeder Bestechung unzugänglichen Charakter des Fürsten scheiterten, so griff die spanische Tyrannei zu andern Mitteln. Schon im März 1580 wurde in Madrid unter Beihilfe von Granvella, welcher die Praxis der italienischen Fürsten als erfolgreich empfahl, eine Achtserklärung gegen Oranien entworfen, die an leidenschaftlicher Heftigkeit gegen den „Verräter", gegen den „Feind des Menschengeschlechts" alle Grenzen überstieg. Nach Aufzählung aller verbrecherischen Thaten, die der Prinz seit dem Anfang der Unruhen begangen haben sollte, heißt es am Schluß des wutschnaubenden Aktenstückes: „Binnen Monatsfrist soll bei Verlust von Adel und Ehre, Gut und Leben, jeder Freund und Anhänger Oranien verlassen, damit er geächtet und vogelfrei jedermann preisgegeben sei. Wer ihn lebendig oder tot überliefert, sei es ein Fremder oder ein Unterthan des Königs, oder wer ihm das Leben nimmt, soll sogleich nach gelungener That für sich oder seine Leibeserben eine Summe von 25,000 Goldkronen erhalten, in Geld oder Landbesitz, je nach Belieben, und falls er sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht, wie abscheulich es immer sein möge, so soll er völlige Verzeihung dafür erhalten und soll, wenn er nicht von adliger Abkunft ist, mit allen, die ihm bei dem Werk geholfen, in den Adelstand erhoben werden." Die allgemeine Entrüstung, mit der diese Schmähschrift nach ihrer Bekanntmachung durch Parma in den vaterländischen Kreisen aufgenommen ward, bewog den in seiner Ehre so tief angegriffenen Mann, die Anschuldigungen von sich abzuweisen und auf das eigne

Acht und Apologie.

Juni.

Haupt des Königs zurückzuschleudern, das Verfahren als eine Infamie gegen alle Menschen- und Christenrechte zu brandmarken und in Worten, wie sie wohl noch nie in größerer Schärfe und Bitterkeit gegen ein gekröntes Haupt ausgesprochen worden, den Despotismus Philipps in seiner ganzen Häßlichkeit darzustellen. Das geschah in der denkwürdigen „Apologie des Prinzen von Oranien", die der Geächtete unter Beihilfe seines Hofpredigers Villers in flämischer und französischer Sprache verfaßte und an die niederländischen Stände und an alle christlichen Höfe versandte.

Mit welch' ergreifender Beredsamkeit wußte Wilhelm der Rechtfertigung seines eignen Lebens das von so vielen Verbrechen und Schandthaten befleckte Bildnis des Königs gegenüberzustellen! Wie geschickt wußte er den Vorwurf eines Fremdlings, womit man sein Ansehen in den Augen der auf ihre Nationalität so eifersüchtigen und mißtrauischen Niederländer zu erschüttern suchte, auf die gegnerische Seite zu werfen! „Als Philipps Ahnen nur noch Grafen von Habsburg waren und im Schweizerland saßen, waren die Nassauer schon Grafen von Geldern", hieß es in der Verteidigungsschrift. Und welchen Eindruck macht es noch jetzt auf jedes für Humanität und Großmut nicht völlig abgestorbene Gemüt, wenn der Prinz dem Bluturteil, worin dem Mörder für vergangene und künftige Verbrechen die königliche Gnade nebst Belohnung und Standeserhöhung verheißen wird, die Versicherung entgegenstellt, er sei zu jeder Stunde bereit, durch seine Entfernung oder durch sein Blut den Niederlanden Frieden und Glück zu erkaufen!

Zunehmende Verwirrung. Zunächst hatte die Achtserklärung für den Fürsten von Oranien keine schlimme Wirkung. Vielmehr bewilligten ihm die Stände der in der Utrechter Union konföderierten Provinzen eine stärkere Schutzwache und ernannten ihn nach Veröffentlichung der erwähnten, im Haag beschlossenen Absagungsakte zum
26. Juli 1581. obersten Landesherrn. Selbst von den Ständen Brabants und Flanderns wurde das merkwürdige Aktenstück, in welchem zum erstenmal das angeborne Natur- und Volksrecht dem erblichen Fürstenrecht gegenübergestellt war, unterzeichnet. Dennoch trugen diese, der Mehrheit nach der katholischen Kirche angehörenden wichtigsten Provinzen Bedenken, gleich den nördlichen Bundesgenossen ihr politisches Leben gänzlich und vertrauensvoll an die Person des geächteten Mannes zu knüpfen und dadurch jede Möglichkeit eines künftigen Ausgleichs mit der spanischen Krone abzuschneiden. Vielmehr schlossen diese Staaten um dieselbe Zeit, da im Norden die Unabhängigkeit ausgesprochen ward, mit dem Herzog von Anjou den Vertrag von Bordeaux, wodurch der französische Königssohn in die Würde der früheren Landesherren eingesetzt und das Verhältnis zu den Generalstaaten und zu dem Fürsten von Oranien, als „Ruwart" von Brabant festgestellt war. Zugleich wurde ein „Landrat" errichtet, auf den die Regierungsgewalt der Staaten übergehen sollte, eine Verteilung von Macht und Autorität, durch welche man sich die Hilfe Frankreichs erwerben und zugleich Garantien schaffen wollte gegen Eingriffsversuche in die Landesrechte. So
Herbst 1581. waren im Herbst 1581, als Erzherzog Matthias, wenn auch nicht mit großen

Ehren und Reichtümern, so doch mit einem unbescholtenen Namen nach Wien zurückkehrte, die burgundischen Provinzen, die einst Karl V. mit Mühe und Arbeit zusammengefügt, in drei Teile gespalten: aber während die nördlichen Staaten durch aufrichtige und ehrliche Verträge die Rechte des Volks und des neuen Souveräns festsetzten und den Grund zu einer freien Landesverfassung legten, hatten sich die wallonischen Provinzen mit gebundenen Händen dem spanisch-hierarchischen Absolutismus unterworfen, und die Provinzen der Mitte, wo das nationale Wesen, die Kunstblüte, der Wohlstand, die heitere Geselligkeit sich so fröhlich entwickelt, in der empfänglichen Natur der Bewohner einen so fruchtbaren Boden gewonnen hatte, schwankten unsicher und unschlüssig hin und her, ohne für ihr öffentliches Leben festen Grund zu finden, zwischen der Autonomie des protestantischen Nordens und der Unterthänigkeit des katholischen Südens eine unhaltbare Stätte suchend. In die Wahl gestellt zwischen politische und religiöse Gegensätze, konnten sie sich nicht sofort entschließen, wohin sie sich neigen sollten; sie spalteten die obrigkeitliche Gewalt, sie bekleideten einzelne fürstliche Persönlichkeiten mit den Prunkgewändern der Herrschaft und banden ihnen dann durch Verträge die Hände, sie machten ihr Land zum Tummelplatz ehrgeiziger, herrschsüchtiger, eigennütziger Bestrebungen und Unternehmungen. Indem sie sich sträubten, die spanische Herrschaft, von der sie sich losgesagt, wieder auf sich zu nehmen, und doch nicht zu dem Entschluß sich erheben konnten, mit den nördlichen Staaten Hand in Hand zu gehen, verzehrten sie ihre schönen Kräfte in fruchtlosem Ringen nach einer Staatsform ohne unumschränkte Königsgewalt und hierarchischen Gewissenszwang. So kam es, daß während Holland und die ihm verbündeten Provinzen unter der Ägide Wilhelms von Oranien sich zu einem konföderierten Staatsorganismus emporarbeiteten und an dem geschichtlichen Völkerleben teilnahmen, die flandrischen und brabantischen Lande, das Herz und die Bildungsstätte des niederländischen Wesens seit Jahrhunderten, mit gebrochenen Gliedern wieder unter die Fremdherrschaft zurückfielen, um dann aus dem geschichtlichen Leben, das doch allein zu einem nationalen Bewußtsein, zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben vermag, so gut wie ausgelöscht zu werden.

Die Ereignisse und Kämpfe, unter denen sich das öffentliche Leben in den Niederlanden während der nächsten zwei Jahre abspann, haben für die Weltgeschichte nur geringes Interesse. Während der Herzog von Parma nach der Einnahme von Tournay und der Rückberufung der entlassenen fremden Truppen mehr und mehr die spanische Herrschaft im Süden befestigte, verbrachte der Sohn Katharinas von Medici mehrere Wintermonate unter Banketten und Festlichkeiten in London, von der eiteln Hoffnung getragen, die Hand der Inselkönigin zu erlangen; aber Elisabeth hatte keine Lust, ihre Herrschaft mit einem Fürsten zu teilen, der weder körperliche noch geistige Vorzüge besaß; sie entließ ihn mit glatten Worten und einem stattlichen Ehrengeleit von angesehenen Lords, an

Der Herzog von Anjou.

deren Spitze ihr schöner Günstling, Dudley von Leicester, stand. Der französische Prinz wurde in Vlissingen empfangen und im Festgepränge nach Antwerpen geführt, um dort nach Beschwörung des „fröhlichen Einzugs" unter neuen Festlichkeiten mit Ehren und Titeln geschmückt zu werden, die auf keinem festeren Grund ruhten, als die englischen Heiratspläne. Als Oranien ihm das herzogliche Prachtgewand zuknöpfte, sagte er: „Ich muß den Mantel so fest schließen, damit ihn niemand Ew. Hoheit von den Schultern reißen kann."

März 1582.

Erster Mordanfall gegen Oranien.

Wenig fehlte, so wäre Oranien selbst damals von der Erde weggerissen worden. Als Aldegonde auf einer Gesandtschaftsreise in Frankreich die Kunde von der über seinen Herrn ausgesprochenen Acht erhielt, sagte er: „Der Prinz ist ein toter Mann!" Er sah voraus, daß der Fanatismus nicht ruhen würde, bis er sein Opfer gefällt hätte. Noch waren die Festlichkeiten nicht zu Ende, als Wilhelm in seinem eignen Haus zu Antwerpen von Juan Jauregui, dem Diener eines spanischen Kaufmanns derselben Handelsstadt, Gaspar Anastro, mit einer Pistole in Hals, Mund und Wange schwer verwundet ward. Der Thäter, ein bigotter junger Mann von düsterem Aberglauben, den sein Meister unter Mitwirkung des Buchhalters Venero und eines Dominikanermönchs zu der schwarzen That gedungen hatte, wurde von den Begleitern des Prinzen im ersten Zorn niedergestoßen. Die Amulette, die man bei ihm fand, hatten ihn nicht zu retten vermocht. Der Anstifter Anastro entging der Strafe durch die Flucht, die beiden Mitschuldigen wurden hingerichtet. Die Heilung der Wunde des Prinzen ging langsam vor sich; erst anfangs Mai konnte ein Dankgottesdienst für seine Genesung abgehalten werden. Fünf Tage nachher starb Wilhelms getreue Gattin Charlotte de Bourbon; die Sorgen und die Angst während der Krankenpflege hatten ihr ein hitziges Fieber zugezogen. Nach vollendetem Trauerjahr schloß Wilhelm eine vierte Ehe mit Louise, Witwe des Herrn von Teligny und Tochter des Admirals Coligny.

18. März 1582.

Die Haltung Parmas und der Staatsstreich Anjous. 1582.

Der Urheber des Mordversuchs, Anastro, hatte im Lager des Generalstatthalters Aufnahme gefunden. Er glaubte zuversichtlich, daß die Frevelthat gelungen sei und teilte seine Ansicht dem Herzog mit. Davon nahm dieser Gelegenheit, an die Städte Brabants, Flanderns und Hollands Schreiben zu richten, worin er sie aufforderte, sich jetzt, da der Anstifter der Zwietracht und des Aufruhrs seinen Tod gefunden, mit dem König auszusöhnen, der ihnen wohlgesinnt sei und sich gnädig gegen sie erweisen werde. Auch der Herzog von Anjou wollte sich die Zeit der Heilung zu nutze machen, um die lästigen Fesseln zu lockern, die ihm von den Staaten und dem Fürsten angelegt worden waren. Als die Unterhandlungen nicht zu seiner vollen Zufriedenheit ausfielen, ließ er sich mit den französischen Kavalieren seiner Umgebung, welche es für unwürdig hielten, daß der Bruder ihres Königs gegenüber der bürgerlichen Staatenversammlung und dem calvinischen Oranien eine so untergeordnete Rolle spielte, in ein Komplott ein, um vermittelst eines militärischen Staatsstreichs sich der festen Städte in Flandern und Brabant zu bemächtigen und dieselben als Stützpunkte zur Erlangung einer selbständigen Herrschaft zu benutzen. Mehrere Städte, wie Dünkirchen, Ostende, Alost, Vilvorde u. a. wurden ohne Widerstand von den Franzosen in Besitz genommen, aber in Brügge wurde der Anschlag durch die

Mitte Januar 1583.

Bürgerwehr vereitelt, und als der Herzog selbst viertausend Bewaffnete aus dem Lager gegen Antwerpen anrücken ließ und diese sich rasch der Thore und der wichtigsten Plätze bemeisterten, griff die ganze Einwohnerschaft zu den Waffen und bereitete den Eingedrungenen, die sich schnell ans Plündern der Kaufladen machten, eine so energische Gegenwehr, daß bald die Straßen mit Leichen und Verwundeten bedeckt waren und nur schleunige Flucht vor dem sicheren Tod rettete. Zweihundertundfünfzig französische Edelleute in glänzendem Waffenschmuck lagen erschlagen am Boden. Die „französische Furie", wie man den Überfall bezeichnete, nahm somit einen ganz andern Ausgang als einst die „spanische Furie".

Anjous Ausgang. 1584.

Durch diese vertragsbrüchige Handlung verlor der Herzog den letzten Rest von Achtung und Ansehen. Wie sehr er sich Mühe gab, die That zu beschönigen, indem er sie bald als Folge einer Aufwallung über erlittene Kränkungen hinstellte, bald aus einem zufälligen Streit und Mißverständnis herleitete, man konnte kein Vertrauen mehr zu ihm fassen. Nur der Rücksicht für den französischen Hof und der Besorgnis, er möchte mit Alexander von Parma gemeinschaftliche Sache machen, hatte es der Herzog zu danken, daß man auf Anraten Oraniens zu einer Ausgleichung und Versöhnung die Hand bot, weil seine Feindschaft doch noch gefährlicher werden konnte als seine Freundschaft. So trat man denn in neue Verträge ein; allein Anjou selbst überzeugte sich, daß seine Zeit vorüber sei, daß er keine Aussicht mehr auf eine selbständige Herrschaft in den Niederlanden habe, daß er fortan noch mehr beschränkt und überwacht werden würde. Er reiste daher im Juni nach Paris ab, um nie wieder zurückzukehren. Am 10. Juni des folgenden Jahres 1584 starb er zu Chateau-Thierry an einer schmerzlichen Krankheit. Parma verfehlte nicht, die leere Stelle für das spanische Interesse zu verwerten. Er brachte mehrere der besetzten Städte in seine Gewalt; und als es ihm gelang, im Einverständnis mit mehreren katholischen Edelleuten, wie Champagny, wie Chimay, Sohn des Herzogs von Aerschot u. a., auch in Flandern festen Fuß zu fassen, Gent zu umstricken, Brügge zur Unterwerfung zu bringen, da ließ auch Oranien die Hoffnung fahren, daß der Norden und der Süden wieder vereinigt werden könnten; er erkannte die Notwendigkeit, daß Holland und die übrigen Teilnehmer der Utrechter Union ihre eignen Wege gehen müßten, und trat mit ihnen in die Arbeit ein, eine den bestehenden Verhältnissen entsprechende Verfassungsform aufzurichten.

Die Unionsstaaten und Oranien.

Der Mordanfall auf den Prinzen brachte den durch die Utrechter Union verbündeten Nordstaaten zum Bewußtsein, in welch' schwierige Lage sie bei dem provisorischen Zustand ihrer Konföderation kommen mußten, wenn ein unglückliches Ereignis sie ihres Führers und Ratgebers berauben würde. Es ging eine trübe Ahnung durch ihre Seelen, daß das Attentat von Antwerpen nicht das letzte sein werde. Deswegen suchten sie ihre Zukunft sicherzustellen. Das Utrechter Bündnis war die Frucht gemeinsamer Not und Drangsal; im Kampf gegen die erste Großmacht Europas mußte man zunächst bedacht sein, gemeinsame Mittel des Widerstandes zu schaffen und einen Mann an die Spitze zu stellen, der mit diktatorischer Gewalt über Heer und Flotte gebiete und die Kräfte des Bundes zu gemeinsamer Aktion verwende. Aber das Rechtsverhältnis war unsicher und unbestimmt; ein Staatenbund mit einem unbeschränkten Macht-

haber an der Spitze war eine unter geordneten Verhältnissen unhaltbare Schöpfung. Solange der Fürst selbst die Leitung der Dinge in Händen hatte, traten die Übelstände weniger hervor; das Vertrauen und die Hingebung des Volks an seine Person, wie seine eigne maßvolle Haltung und Klugheit, ließen die Widersprüche nicht zu Tage kommen. Mit seltener Selbstbeherrschung verstand er es, den Schein zu vermeiden, als strebe er nach souveräner Gewalt; er wollte nur als Verteidiger des Landes, nicht als Herrscher gelten. Wie er anfänglich als königlicher Statthalter handelte, so ordnete er sich später dem Erzherzog Matthias unter, und seitdem Anjou an die erste Stelle berufen worden, war er eifrig beflissen, dessen Autorität zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Freilich war diese Autorität durch beschränkende Bedingungen so sehr eingeengt, daß weder der moralische Einfluß des Oraniers, noch die Freiheit der Staaten dabei eine Minderung oder Schädigung erfuhren, aber immerhin wurden doch alle Regierungshandlungen im Namen des Herzogs vollzogen und Wilhelm gab sich alle Mühe, selbst die Provinzen Holland und Zeeland zur Anerkennung der Hoheitsrechte Anjous zu bewegen, sowenig derselbe auch den Neid und die Eifersucht verbarg, womit er die Stellung des Rivalen stets betrachtete. Blieb doch seine Mißstimmung sowenig ein Geheimnis, daß im ersten Augenblick der Argwohn aufkam, das Attentat möchte von ihm angelegt worden sein. Aus dieser unbestimmten Lage suchten jetzt die Mitglieder der Utrechter Union herauszutreten. Zunächst bewogen sie den Fürsten, daß er das ihm auf die Dauer des
14. Aug. 1582. Krieges übertragene Führeramt ohne jede Zeitbegrenzung übernahm und seine faktische Oberhoheit durch die Annahme des alten fürstlichen Titels eines „Grafen von Holland“ zu einer legitimen machte, dann legten sie Hand an die Ausarbeitung einer Landesverfassung, welche die Rechte und Pflichten der Provinzen, wie die Stellung und Befugnisse des obersten Hauptes und Lenkers der öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere in Sachen der Verteidigung und der Wehrkraft des Landes, in das richtige Verhältnis setzen sollte. Es war keine leichte Aufgabe, eine Verfassungsurkunde festzustellen, in welcher monarchische und republikanische Elemente zu einem organischen Ganzen verbunden, ein von den souveränen Staaten übertragenes erbliches Herrscheramt mit den überlieferten Rechten und Freiheiten der Provinzen und Munizipalitäten in Einklang gesetzt werden sollte. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte Oranien aufs neue die maßvolle Haltung und Selbstbeschränkung, die ihm und seinem Hause schließlich doch das Herrscheramt in Holland verschafften.

Erste Verfassung der Unionsstaaten. Unter Wilhelms eigner Mitwirkung wurde die Verfassungsurkunde entworfen, die ihm als Grafen und höchsten Oberherrn und Haupt der vollziehenden Gewalt nur den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Anstellung von Militär- und Flottenbeamten und den diplomatischen Verkehr mit dem Ausland unbedingt in die Hand gab, in allen andern Äußerungen des Staats- und Rechtslebens ihn an die Zustimmung der General- und Provinzialstaaten band und ihm einen durch die Stände zu ernen-

nenden Staatsrat von zwölf Mitgliedern an die Seite stellte. Die Vertreter des Landes sollten sich frei nach eignem Ermessen versammeln dürfen und nur mit ihrem Beirat und ihrer Einwilligung gemeingültige Gesetze erlassen werden. Ihre Zustimmung war erforderlich zu Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, zu Steuerauflagen und Münzveränderungen; selbst bei Besetzung der höheren Staatswürden war der Landesvertretung einige Mitwirkung eingeräumt, indem der Landesherr gehalten sein sollte, die hohen Beamten aus den von den Staaten aufzustellenden Kandidatenlisten zu wählen. Die Justizverwaltung war unabhängig: die Regierung sollte zusehen, daß der Rechtsweg jedermann ohne Unterschied der Person offen bleibe, daß der gleiche Gang des Rechts auf keinerlei Hindernis stoße, daß niemand ohne Rechtsformen verhaftet oder seinem ordentlichen Richter entzogen werde: kurz „der Graf von Holland" sollte der Schirmherr des Rechts sein, aber die Auslegung des Rechts war den Richtern vorbehalten. Für den Fall, daß der Landesherr einige Punkte dieser Kapitulation übertreten sollte, sind die Stände aller ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden und können über die Regierung nach Gutdünken verfügen. Nach seinem Tod erwählen die Staaten denjenigen von seinen Söhnen, der ihnen am tauglichsten scheint, zu seinem Nachfolger in der gräflichen Würde.

Beurteilung des Verfassungswerks.

Wie viele Keime künftiger Streitigkeiten der Verfassungsentwurf in sich bergen mochte, wie schwer die Grenzlinien zu ziehen waren zwischen zwei souveränen Gewalten, wovon die eine über die Kriegsmacht gebot und den wichtigsten Teil der auswärtigen Politik leitete, die andre die gesetzgebende Autorität übte und das Besteuerungswesen in der Hand hielt, wovon die eine notwendig zu einer monarchischen Würde sich aufzuschwingen, die andre die republikanischen Ordnungen auszudehnen suchen mußte, so war es doch ein großes Glück für die niederländischen Generalstaaten des Nordens, daß eine Vereinbarung getroffen, eine Basis geschaffen war, auf welcher ein dauerhafter Staatsbau aufgeführt werden konnte. Am letzten Dezember 1583 wurde die Übertragungsurkunde von beiden Teilen unterzeichnet, aber ehe noch die feierliche Übernahme der Würde von seiten Wilhelms vollzogen und der Eid der Treue und des Gehorsams von seiten der Stände geleistet werden konnte, wurde der Lebensfaden des Fürsten gewaltsam durchschnitten.

Ermordung Oraniens.

Seit der Achtserklärung war Oranien fortwährend von Mörderhänden bedroht. Wie viele verwegene und verkommene Menschen hatten von Parma Reisegeld und Unterstützung empfangen, um den Blutsold zu verdienen, den der König für die Frevelthat in Aussicht gestellt, oder um den Märtyrerlohn als Rüstzeug Gottes und der heiligen Kirche zu erlangen! Mehrere Versuche wurden noch zeitig genug entdeckt und durch die Hinrichtung der Schuldigen vereitelt; aber die Strafe schreckte andre nicht ab, das Gleiche zu versuchen. In den Sommertagen des Jahres 1584, als Oranien in der stillen Stadt Delft weilte, wo ihm am 12. Juni ein Sohn Friedrich Heinrich getauft ward, hielten sich gleichzeitig fünf Strolche verschiedener Nationen verborgen, welche, ohne voneinander zu wissen, mit denselben Mordgedanken sich trugen. Unter ihnen war auch ein Schreiber von unscheinbarem Äußern aus Dôle in der Freigrafschaft Burgund, Balthasar Gerardsz, ein fanatischer Katholik. Er hatte dem Herzog von Parma und zwei Jesuitenvätern sein Vorhaben entdeckt und war von ihnen bestärkt und unterstützt worden. In Delft betete er am Tag vor dem Mord eine Stunde

lang in einem Gotteshause, gab sich übrigens für einen Calvinisten aus, behauptend, sein Vater habe um des Glaubens willen den Tod erlitten; dem Prinzen überbrachte er die Nachricht von dem Ableben des Herzogs von Anjou und durch-
10. Juli 1584. forschte bei der Gelegenheit die Räumlichkeiten des Hauses. Als Oranien mit seiner Gemahlin und einigen Freunden zum Mittagsmahl in den Speisesaal seiner Wohnung im Erdgeschoß sich begab, trat Gerardsz an ihn heran und bat um einen Reisepaß; der Fürstin fiel das unheimliche finstere Wesen des Mannes auf, aber Wilhelm schöpfte keinen Argwohn und gab Befehl, das verlangte Schriftstück auszufertigen. Während der Mahlzeit hielt sich Gerardsz in einer Nische des Hausganges verborgen, bis der Prinz nach aufgehobener Tafel heraustrat, um sich in das zweite Stockwerk zu begeben. Da trat er rasch hervor und feuerte eine mit drei Kugeln geladene Pistole, die er unter seinem Mantel versteckt hatte, auf die Brust des Oraniers ab, so daß dieser alsbald zu Boden stürzte! „Mein Gott! mein Gott! erbarm' dich meiner und dieses armen Volks!" waren nach niederländischen Berichten seine letzten Worte. Wenige Minuten darauf verschied er in dem Seitengemach, wohin man ihn trug. Neben seiner Leiche kniete seine Gattin, die bereits ihren Vater und ihren ersten Ehegemahl durch Meuchelmord verloren hatte. Der Mörder wurde auf der Flucht ergriffen, und da er sein Verbrechen offen gestand und als eine loyale und gottgefällige That hinstellte, vier Tage nachher auf die martervollste Weise hingerichtet; sein aufgespießtes Haupt wurde gestohlen und bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts in Köln als Reliquie eines Märtyrers verehrt. Auf Parmas Empfehlung wurde den Eltern des „armen" Mannes, der die „löbliche und hochsinnige" That vollbracht, von König Philipp der versprochene Preis in oranischen Gütern entrichtet. Die Thränen der Nation, die dem Toten nachgeweint wurden, als er am 3. August 1584 unter königlichen Trauerfeierlichkeiten in Delft beigesetzt ward, gaben Zeugnis von dem allgemeinen Schmerz um den großen Mann, der im zweiundfünfzigsten Lebensjahr von dem Schauplatz der Geschichte abberufen wurde. Noch lange sang das holländische Volk:

Wilhelmus von Nassaue bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue bleib' ich bis in den Tod.

Wilhelm des Schweigsamen Charakter und Persönlichkeit.

Das sechzehnte Jahrhundert war reich an bedeutenden Persönlichkeiten; doch können nur wenige an Fähigkeiten wie an Charaktergröße dem Mann gleichgestellt werden, der im deutschen Ländchen Nassau das Licht der Welt erblickt, von der französischen Grafschaft Orange den Namen geführt und in Holland, das er aus der unbeachteten, wenig bekannten Heimat einer Bauern- und Matrosenbevölkerung zu einem See- und Handelsstaat emporgehoben, seinen Tod gefunden hat. Gesund an Leib und Körper, hätte er noch manches Große schaffen, den im Werden begriffenen Staatsbau vollenden und krönen mögen, wäre er nicht vor der Zeit durch Mörderhand von der Menschenwelt hinweggefegt worden. Mit Oraniens Leben zerrann die Hoffnung, daß die gesamten burgundischen Provinzen von der spanischen Gewaltherrschaft und dem päpstlichen Gewissenszwang erlöst und das ganze nordwestliche Küstenland zu einer

Heimat und Zufluchtstätte der Freiheit und Menschenrechte erhoben werden möchte. Nur der Norden, wo germanisches Blut, Verstandesklarheit und ein kräftiger Drang nach Selbstbestimmung vorherrschten, blieb für alle Zeiten mit dem oranischen Namen verknüpft und ehrte den großen deutschen Mann als den Gründer seines Freistaats. Und wer trüge diesen Ehrennamen mit mehr Recht als Wilhelm? Mögen immerhin Ehrgeiz und Herrschsucht in der Tiefe seiner Seele geschlummert haben (denn welcher bedeutende Mann wäre frei von dem Trieb, die Stelle auf der Menschheit Höhen zu erringen, zu der er die Kraft in sich fühlt?), so waren es doch nicht diese persönlichen Motive, die ihn auf den Kampfplatz gegen die größte Weltmacht jener Zeit führten, vielmehr war er von höheren Ideen getragen. Als er in Nassau sein Silbergerät verkaufte, Geld auf Pfandschaft aufnahm, sein Familiengut einsetzte, die deutschen Bauern der heimatlichen Berge für die „Hollandsfahrten" warb, um dem Despotismus eines Alba entgegenzutreten, war er weit von dem Gedanken entfernt, aus dem spanischen Weltreich einige Landschaften für seine eigne Dynastie zu erobern; denn dazu war damals wenig Aussicht vorhanden; und als er zur Zeit des Kölner Friedenskongresses alle persönlichen Vorteile, alle Anerbietungen von Besitz, Rang und Reichtum von der Hand wies, um mit dem holländischen Volk die Armut, die Not, die Gefahren und Entbehrungen zu teilen, hat er wahrlich nicht an sich selbst gedacht. Ihn erfüllte der hohe Gedanke, die ewigen Güter und Rechte der Menschheit gegen Willkür und Tyrannei zu verfechten, ein Gedanke, der anfangs als gemäßigte Opposition auftrat, unter den gewaltigen Kämpfen und Zeitereignissen aber zu einem mächtigen Prinzip und Gegensatz sich gestaltete. Und für dieses hohe Gut der religiösen und politischen Freiheit setzte er alle Kräfte ein, die ihm die Natur verliehen und die er durch eigne Arbeit und Anstrengung ausgebildet hatte. War er auch kein hervorragender Feldherr, so hat er doch selbst einem Alba, Don Juan und Farnese gegenüber oft mit Erfolg nie mit Unehren das Schwert geführt; seine größten Triumphe aber erfocht er als Staatsmann, bald als Redner durch klare gedankenvolle Vorträge, bald als Schriftsteller und Publizist durch feurige politische Schriftstücke von überzeugender Kraft, bald auf den verschlungenen Wegen der damaligen Staatskunst. Dem mißtrauischsten König wußte er durch Bestechung der Untergebenen seine Geheimnisse zu entlocken; den Anschlägen des bedächtigsten und zurückhaltendsten aller Monarchen begegnete er durch rasche Entschlüsse; den Schlingen tückischer Hinterlist und Täuschung verstand er sich rechtzeitig zu entziehen; wo er immer weilte, sah man Kuriere aus allen Großstädten kommen und gehen. Bei allen Handlungen und Unternehmungen seines bewegten schicksalvollen Lebens war er nur von dem einen großen Gedanken beseelt, die spanische und römische Knechtschaft von dem Land fern zu halten. Wir haben gesehen, mit welcher Selbstverleugnung er sich jedem Fürsten unterordnete, der dem niederländischen Volk zu seinen alten Rechten zu verhelfen versprach; mit dem Herzog von Anjou stand er bis zu dessen Tod in freundschaftlichen Beziehungen und unterhandelte über seine Rückkehr; wir wissen, daß er nur nach langem Widerstreben zur Annahme der Grafenwürde in Holland gebracht werden konnte, und in dem Verfassungsvertrag, den er mit den Staaten am Ende seiner Tage vereinbart hatte, war die Landeshoheit dem Fürsten und den Ständen gemeinsam beigelegt. Sein Tod verwandelte thatsächlich die Vereinigten Staaten der Niederlande in eine Republik; sein Sohn Moritz, der Sprößling der zweiten Ehe Wilhelms mit Anna von Sachsen, war nur das gewählte Haupt des freien Staatenbundes, auf welches die Vertreter in dankbarer Pietät für den Vater die in der Verfassungsurkunde festgestellten Rechte des Oberherrn übertrugen. Als „Statthalter" oder Landvogt sollte er den Oberbefehl über Heer und Flotte führen und an der Spitze des Staatsrats die vollziehende Gewalt ausüben. Wenn dennoch im Lauf

der Zeit das Haus Oranien zur Herrschaft gelangte, wenn somit Wilhelm in der That der Gründer einer Dynastie wurde, so geschah dies mehr durch den natürlichen Gang der öffentlichen Dinge, infolge geschichtlicher Entwickelung, als daß es Plan und Überlegung gewesen wäre. Der schönste Zug in Wilhelms Charakter war seine religiöse Weitherzigkeit: in einer Zeit, da die Glaubenswut ihre Opfer in allen Lebenskreisen suchte, da fanatisierte Meuchelmörder ihre Dolche gegen seine eigne Brust kehrten, hielt er an dem Grundsatz fest, daß Gewissensfreiheit zu den heiligsten Menschenrechten gehöre. Nicht als ob er die Macht der Religion unterschätzt hätte; Frömmigkeit und Gottvertrauen war stets ein hervorragender Zug in seinem inneren Leben; aber er legte weniger Wert auf gottesdienstliche Formen, auf werkthätige Verdienste, als auf die Heiligung des Herzens, auf die unvermittelte Verbindung der Menschenseele mit Gott. Wenn er einst aus äußeren Rücksichten das Augsburger Glaubensbekenntnis, dem er durch Geburt und Jugenderziehung zugewendet worden, mit dem römisch-katholischen Kirchensystem vertauscht hatte, so hielt er dagegen in seinen späteren Jahren treu und aufrichtig zu der calvinischen Glaubensform, zu der sich weitaus die Mehrheit des holländischen Volks bekannte; aber es wurde erwähnt, wie sehr er stets beflissen war, jedem Glaubenszwang zu wehren, der auch in die protestantische Religionsgemeinschaft einzudringen drohte. Kein irdischer Richter soll das religiöse Bewußtsein erforschen, mit rauher Hand des Menschen höchstes Gut betasten; die Prüfung der Herzen und Nieren steht nur Gott zu.

5. Trennung des Nordens und des Südens.

Fortschritte der Spanier in Brabant u. Flandern.

Mit Oraniens Hingang, das hatten König Philipp und Parma richtig eingesehen, verschwand die Gefahr, daß auch Flandern und Brabant der spanischen Herrschaft entrissen werden könnten. Nur zu bald ließ der Gang der Ereignisse erkennen, daß sein fruchtbarer Geist und seine kriegerische Erfahrung den Staaten abgingen. Nach seiner Ermordung machten die Waffen und die Verführungskünste Parmas rasche Fortschritte. Gent, das durch Oraniens Anstrengungen dreimal gerettet worden, fiel noch in demselben Jahr in die Hände (17. Sept. 1584.) des Generalstatthalters. Die alte Hauptstadt wurde mit absichtlicher Milde behandelt; der Herzog wollte Vertrauen erwecken und die übrigen zur Nachahmung verlocken. Die Bürgerschaft mußte dem König aufs neue Treue und Gehorsam geloben und eine mäßige Geldbuße entrichten; dafür sollte das Vergangene vergeben und vergessen sein. Religiöse Toleranz wurde freilich nicht gewährt, jeder von der katholischen Kirche abweichende Gottesdienst sollte eingestellt werden; wer es nicht über sich gewinnen könne, zu dem Glauben der Väter zurückzukehren, der möge innerhalb zwei Jahren sein Eigentum verkaufen und auswandern. Nach der Unterwerfung von Gent rückte Parma vor Brüssel; die Eroberung von Vilvorden setzte ihn in die Lage, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden und eine Hungersnot zu erzeugen, so daß Rat und Bürgerschaft sich (10. März 1585.) gezwungen sahen, unter denselben Bedingungen wie Gent in die Unterwerfung zu willigen. Bald folgte Mecheln, und durch die Besitznahme von Nimwegen stand dem Herzog der Zugang nach Geldern und den nördlichen Staaten offen. Alles versprach einen guten Fortgang, nur das feste Antwerpen beharrte in

seinem Widerstand. Gegen diese Stadt ging nun Parma mit aller Energie vor; er wollte ihrer Meister werden, ehe auswärtige Mächte sich von neuem in die niederländischen Angelegenheiten einmischten.

Denn es blieb dem Prinzen von Parma nicht verborgen, daß eifrige Unterhandlungen in Paris gepflogen wurden, um ein Bündnis zustandezubringen. Eine ansehnliche Gesandtschaft suchte den König Heinrich III. zu bewegen, daß er an die Stelle seines verstorbenen Bruders Anjou trete und die Provinzen in seinen landesherrlichen Schutz nehme. Mit französischen und niederländischen Waffen sollte die spanische Herrschaft abgeworfen und dann ein Glied des Hauses Valois als Oberstatthalter an die Spitze des burgundischen Reichs gestellt werden, dem ein aus Eingebornen zusammengesetzter Staatsrat zur Seite stehen würde. Katharina von Medici, die ihrem spanischen Schwiegersohn nie wohlgesinnt war, begünstigte das Vorhaben; und auch der König war dem Plan nicht abhold; man unterhandelte bereits über die einzelnen Bedingungen der Vereinbarung. Aber wir haben gesehen, wie verwirrt und zerfahren damals die Zustände in Frankreich waren. Schon erhob die Ligue ihr Haupt und das Wort des spanischen Monarchen galt bei dem katholischen Volk mehr als das des eignen Königs. Wie hätte unter solchen Umständen Heinrich III. den Niederländern zu Hilfe kommen sollen? So kehrten die Gesandten mit leeren Händen zurück. Man dankte ihnen mit freundlichen Worten für ihren guten Willen und vertröstete sie auf bessere Zeiten. Nun versuchten die Staaten ihr Glück bei der Königin Elisabeth; Burleigh suchte ihr zu beweisen, daß wenn der König von Spanien die Niederlande völlig unterworfen haben würde, der versteckte Krieg, der bisher zwischen den beiden Herrschern geführt worden, bald in einen offnen Angriffskrieg wider England selbst übergehen würde; aber ehe diese zurückhaltende, überlegende Fürstin zu einem festen Entschluß kommen konnte, wurde durch den Fall Antwerpens das Schicksal von Brabant entschieden. Unterhandlungen mit Frankreich u. England.

Die Belagerung der Scheldestadt in den Jahren 1584 und 1585 war eine epochemachende Begebenheit in der neueren Kriegsgeschichte, so daß von Hooft bis Schiller Dichtung und Geschichtschreibung bei ihrer Darstellung Hand in Hand gegangen sind. Wer kennt nicht die hinreißende und fesselnde Schilderung im Anhang zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, von der wunderbaren Thätigkeit Parmas, den breiten Strom mittels einer Schiffbrücke zu verbinden und dadurch der Stadt die Zufuhr und Hilfe von Holland und Seeland abzuschneiden, und von den großartigen Gegenanstalten, welche die Belagerten unter dem Bürgermeister Aldegonde mit Hilfe des genialen Kriegsingenieur Giambelli, aus Mantua, des neuen Archimedes, trafen? Es war die letzte Großthat der vaterländischen Erhebung. Wenn man aber die erstaunliche Energie des mit Mühe dem Tod entronnenen spanischen Feldherrn mit der Lässigkeit der Bürgerschaft nach dem gelungenen Durchbruch verglich, so konnte man nicht in Zweifel sein, wohin sich der Sieg endlich neigen würde. Auch Antwerpen machte seinen Frieden mit Parma und fügte sich in Gehorsam dem Zepter des spanischen Königs. Die Messe wurde in allen Kirchen hergestellt, den Reformierten eine Frist von vier Jahren zur Veräußerung ihres Vermögens und zur Auswanderung gestattet und die Vergangenheit durch eine Amnestie ausgeglichen. Belagerung und Fall von Antwerpen. 1584. 1585. 17. Aug. 1585.

Auch Aldegonde zog weg; seine politische Rolle war ausgespielt. Die Jesuiten, die bald nachher ihren Einzug in Antwerpen hielten, erlebten den Triumph, daß in der Weltstadt, wo einst der Bildersturm sein wutschnaubendes Angesicht erhoben, bald jede Spur des reformierten Gottesdienstes vertilgt war und der römisch-katholische Kultus in alter Macht und Herrlichkeit thronte. Aber der Glanz und die Handelsgröße von Antwerpen waren dahin. Die reichen Familien wanderten zu Tausenden nach Holland und Zeeland aus, ihre Kapitalien, ihre Handelsverbindungen, ihren Unternehmungsgeist und ihren Haß gegen Spanien und die Katholiken in ihre neue Heimat mit sich tragend. Mehr und mehr erhob sich Amsterdam zum Weltmarkt und trat in das Erbe von Antwerpen ein.

Lage und Gesinnung der Nordstaaten.

Während durch Parmas Schwert und gemäßigte Politik die südlichen Provinzen, mit Einschluß von Brabant und Flandern, der spanischen Herrschaft und dem katholischen Glauben zurückgewonnen wurden, vollendeten die nördlichen Landschaften, die einst die Utrechter Union geschlossen, unter mancherlei inneren und äußeren Kämpfen, den Staatsbau auf Grund der halb monarchischen, halb republikanischen Verfassungsformen, über die sie sich mit Wilhelm von Oranien vereinigt hatten, doch mit stärkerem Hervortreten der aristokratischen Bestandteile. Nach der Ermordung des großen Freiheitshelden mochte Parma sich der Hoffnung hingeben, die Mittel und Künste, die Flandern und Brabant dem König von neuem zu Füßen legten, würden auch im Norden zu dem gewünschten Ziel führen. Standen doch einzelne Abtheilungen seiner Streitmacht auf den Grenzen von Geldern und Zeeland, um den Intrigen, Unterhandlungen und Verführungskünsten Nachdruck zu geben, die er mit derselben Meisterschaft zu handhaben verstand wie das Schwert. Es brachen schlimme Tage über den jungen Freistaat herein, und die Sonderinteressen der einzelnen Provinzen, Stände und Städte regten sich in bedenklicher Weise. Aber die Religion bildete eine Scheidewand, welche weder die spanisch-römische Politik, noch die Kriegs- und Staatskunst des Italieners zu durchbrechen vermochten. Seit mehr als einem Jahrzehnt war der calvinische Glaube die herrschende Landesreligion geworden; die Bevölkerung hatte sich gewöhnt, ihr Seelenheil und ihre innere Zufriedenheit in der unvermittelten Verbindung mit Gott und dem Weltheiland, in den einfachen Religionshandlungen, Gebeten und Psalmen zu suchen und den katholischen Kultus mit seinem Bilderdienst und seinen priesterlichen Zeremonien als eine Ausgeburt des Antichrists zu betrachten. Diese Glaubensglut wurde noch mehr angefacht durch die Einwanderungen aus dem Süden. Die Tausende, welche um des Gewissens willen die Heimat, die Gräber ihrer Vorfahren, die Bande der Pietät, des langen Zusammenlebens aufgaben, um nicht ihre Knie vor dem neuen Götzendienst zu beugen, waren feurige Bekenner der reformierten Lehre und ihr Beispiel entflammte auch die Herzen der andern mit derselben Glaubenstreue. So blieb der Gedanke an Unterwerfung fern. Sie waren überzeugt, daß sie unter Philipps Herrschaft niemals ungestört ihrer religiösen Überzeugung würden leben können, selbst wenn der König, wie Parma vorschlug, als Preis ihrer Unterwerfung in die Abschaffung der Ketzeredikte willigen sollte. Und wenn sie umherschauten auf die benachbarten Länder, wo die Religionswut die Fackel der Bürgerkriege entzündete, auf Frankreichs blutgetränkte Schlachtfelder und Brandstätten, auf die Furien der Zwietracht im benachbarten Kurstift Köln, wo der Erzbischof Gebhard von Land und Leuten vertrieben ward und, vor Parmas Kriegsscharen flüchtend, bei den Holländern Schutz suchte,

wenn sie auf den wachsenden Fanatismus der spanischen Politik blickten, der kurz nachher die Armada aussandte, so mußte sich ihnen die Überzeugung aufdrängen, daß sie nur die Wahl hätten zwischen einem Kampf auf Leben und Tod und der Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche mit der Inquisition und den Ketzergesetzen.

Das mannhafte Volk entschied sich für den Kampf. Auf Betreiben des verständigen und vaterländischen Staatsmannes Johann von Oldenbarneveldt, damals Pensionarius von Rotterdam, riefen die Holländer den siebzehnjährigen Sohn des ermordeten Wilhelm von Oranien von der Universität Leiden und ernannten ihn zum Statthalter ihrer Provinz. Ihrem Beispiel folgte Zeeland. Es war ein großes Wagnis, einen unerfahrenen Jüngling zum obersten Befehlshaber der Land- und Seemacht zu erheben gegenüber einem Feldherrn von Parmas Talenten; aber der Erfolg sollte bald die Wahl rechtfertigen. Dennoch hielt man es für ratsam, insbesondere auch mit Rücksicht auf die übrigen Verbündeten, sich gleichzeitig nach fremder Hilfe umzusehen. Wir wissen, daß schon mehrmals Versuche gemacht wurden, die Königin von England zur Unterstützung zu bewegen; man hatte ihr dafür eine oberherrliche Autorität und allerlei Rechte in Aussicht gestellt. Jetzt wurde der Versuch erneuert; aber wie sehr auch Elisabeth Ursache hatte, die vollständige Herstellung der spanischen Herrschaft in den niederländischen Provinzen oder gar die Einmischung Frankreichs und die Einsetzung eines Statthalters aus dem Blut der Valois zu scheuen und zu verhindern, so konnte sie sich dennoch auch jetzt nicht entschließen, die angebotene Souveränität und Landeshoheit anzunehmen und damit die Sache der abgefallenen Provinzen zu der ihrigen zu machen. Doch wollte sie den Antrag noch weniger als früher ganz zurückweisen. Sie schlug daher einen Mittelweg ein, der den Niederländern nicht zum Heil war: sie schickte ihren Günstling, den Grafen Leicester, mit einiger Kriegshilfe nach Vlissingen, damit, wie einst der Herzog von Anjou im französischen, so er im englischen Interesse wirke. Bald darauf landete Franz Drake, der englische Seeheld, an der Küste und besetzte die Hafenstadt. Die Generalstaaten ernannten Leicester zum Oberstatthalter und erwiesen ihm alle Ehre; aber die Rolle, die er während seines zweijährigen Aufenthalts in Utrecht und andern Orten spielte, war fast noch kläglicher als die seines französischen Vorgängers. In Holland und Zeeland gewann Moritz, an Verstand, Unternehmungsgeist und Feldherrnsinn dem Vater nicht unähnlich, immer mehr Ansehen, so daß er bald zu dem englischen Lord in eine Stellung kam, wie Wilhelm zu dem Valois; nur daß in den inneren Angelegenheiten das aristokratische Element bei den Ständen und Munizipalitäten mehr zur Geltung und Entwickelung gelangte.

Prinz Moritz von Oranien und Graf Leicester.

Dez. 1585.

Oldenbarneveldt und seine Gesinnungsgenossen benutzten die unklaren und schwierigen Verhältnisse, um der Verfassung mehr ein republikanisches Gepräge zu geben, die Hoheit und Souveränität des Staatsganzen ungeteilt den Generalstaaten beizulegen, den Statthalter oder Landvogt auf den Oberbefehl über Heer und Flotte zu beschränken,

Der Statthalter und die holländ. Generalstaaten.

die Regierungsorgane in bestimmte, abgegrenzte Geschäftskreise zu bannen, Kirche und Geistlichkeit unter die Oberaufsicht des Staats zu stellen. Es wurde schon früher angedeutet, daß hierin die Keime tiefer Parteikämpfe verborgen lagen, die zwar jetzt, da der holländische Bundesstaat noch um seine Existenz ringen mußte und das patriotische Hochgefühl die Sonderinteressen niederhielt, weniger hervortraten, aber in der Folge zu gewaltigen Meinungs- und Parteikämpfen zwischen den auf Demokratismus und calvinische Hochkirchlichkeit sich stützenden Oraniern und den aristokratisch-republikanischen Patrioten die Handhabe boten. Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaat der edelmögenden und hochmögenden Herren.

Leicesters Haltung. 1587. Wenn Elisabeth die Meinung hegte, Graf Leicester möchte mit den englisch-niederländischen Hilfsmitteln den Herzog von Parma nicht bloß von weiteren Eroberungen abhalten, sondern ihm auch die Herrschaft über Flandern und Brabant wieder entreißen, so sollte sie bald enttäuscht werden. Der Lord war ein gewandter Höfling und ein großer Held im Frauengemach, aber weder Staatsmann, noch Feldherr. Ehrgeizig und herrschsüchtig, strebte er nach Erweiterung seiner Befugnisse, suchte sich von der lästigen Kontrolle des Staatsrats, den ihm die Generalstaaten an die Seite gestellt, möglichst unabhängig zu halten, und umgab sich mit Ratgebern, die alles Vertrauens im Volk entbehrten; und in den meisten Fällen, wo er sich mit Parma im Feld maß, zog er den Kürzeren. Er konnte nicht verhindern, daß Grave in Nordbrabant, Venloo in Obergeldern, die wichtige Küstenfestung Sluys an der Grenze von Seeland, in die Hände Alexanders fielen, und erlebte den Schmerz, daß sein Neffe, Philipp Sidney, der jugendliche Dichter, der mit Spenser um die Gunst der Musen rang, in einem kleinen Gefecht, unweit Zütphen, die Todeswunde erhielt. Als der Graf im Anfang des Jahres 1587 nach England reiste, wo das Schicksal der Maria Stuart seiner Entscheidung entgegenging, übergaben die englischen Befehlshaber, Stanley und York, die festen Orte Deventer und Zütphen dem feindlichen Feldherrn Tassis in einer Weise, daß man nicht an einer verräterischen Übereinkunft mit Spanien zweifeln konnte. Nach seiner Rückkunft fand Leicester sein Ansehen so geschwächt, daß er sich mit dem Gedanken eines Gewaltstreichs trug, wie einst Anjou in Antwerpen. Es wurde ihm nachgesagt, er wolle Moritz von Oranien, dessen Feldherrn Hohenlohe und den ihm verhaßten Oldenbarneveldt ergreifen und nach England bringen lassen, sich der Stadt Leiden durch einen Staatsstreich bemächtigen und dann das Land seiner Königin unterwerfen. Aber seine Kräfte reichten nicht hin; als er sah, daß sein Komplott verraten, seine Intrigen zerrissen seien, legte er freiwillig, mit Zustimmung Elisabeths, seine Statthalterschaft nieder und kehrte nach dem Inselreich zurück.
Dez. 1587.

Schwierige Lage. Nun waren die Niederländer auf ihre eignen Kräfte angewiesen, in einem Augenblick, da der König von Spanien zu einem mächtigen Schlag rüstete, der alle Gegner Roms mit Vernichtung bedrohte, da die eignen Führer, wie Sonoy, durch Trotz und Unbotmäßigkeit die militärische Zucht und Ordnung untergru-

ben, da die Autorität der Generalstaaten durch den partikularistischen Sondergeist der Provinzen, der Adelskorporationen und Stadtmagistrate gelähmt ward, da ein junger noch unerprobter Fürst an der Spitze des Kriegswesens und der Landesverteidigung stand, gegenüber dem bewährtesten Feldherrn seiner Zeit! Wir kennen das großartige Unternehmen, durch welches Philipp II. seinen stolzen Herrscherbau zu vollenden, das ganze westliche Europa seinem Zepter zu unterwerfen, der Hydra der Ketzerei das Haupt zu zertreten gedachte. Die gemeinschaftliche Gefahr zerstreute die Verstimmung, die seit Leicesters Abgang zwischen England und Holland ausgebrochen war, und knüpfte den Kriegsbund, der sich soeben aufzulösen drohte, fester als je zuvor. In dem Augenblick, als Parma durch diplomatische Künste die Königin von der Republik zu trennen suchte, als bereits Friedensunterhandlungen im Gange waren, die, wenn sie zum Abschluß kamen, die Niederländer ihrer letzten Stütze von außen berauben mußten, drang die Nachricht in die Welt, daß in der Pyrenäischen Halbinsel die großartigsten Kriegsrüstungen gemacht würden, deren Ziel kaum zweifelhaft sein konnte. Sofort wurde das Bündnis zwischen England und den Generalstaaten erneuert und der Krieg gegen Spanien auf beiden Seiten mit Energie in Angriff genommen. Zu dem Sieg der Engländer über die „unüberwindliche“ Flotte im Kanal haben die Holländer wesentlich beigetragen: und wenn auch auf einer Denkmünze der fromme Sinn des Volks die Hilfe dem allmächtigen Gott zuschrieb, der seinen Odem wehen ließ und die Feinde zerstreute, so haben doch auch die Völker auf beiden Seiten der Wasserstraße ihre Kräfte geregt, um der Weltmonarchie, die auf dem Gipfel ihrer Macht die religiöse und politische Freiheit vom Erdboden zu vertilgen trachtete, zum Bewußtsein zu führen, daß jede menschliche Gewalt ihre Schranken habe und daß dem Übermut oft der Fall auf dem Fuß nachfolge.

Holland und England im Bund gegen Spanien.

Von dem Jahr 1588 an, da die große Armada zerschlagen ward und wenige Trümmer davon in die Heimat zurückkehrten, ging es mit Philipps Macht abwärts. Von diesem Schlag vermochte sich das erschöpfte Reich nicht mehr zu erholen; es schritt unaufhaltsam seinem Verfall entgegen. Trotzdem setzte der König, wie ein verwegener Spieler, seine letzten Kräfte ein, um auch noch in dem zerrütteten und zerrissenen Frankreich als Gebieter und Schutzherr aufzutreten. Dadurch sah sich Parma genötigt, seine Streitmacht zu teilen. Während der jüngere Mansfeld Flandern und Brabant zu behaupten und die noch unbezwungenen festen Orte in seine Gewalt zu bringen suchte, rückte der Herzog selbst in Frankreich ein, um die Ligue gegen die Hugenotten und den König zu unterstützen, und ein andrer Feldherr, Tassis, verlor sein Leben im Erzstift Köln, wo spanische Hilfstruppen für den Kurfürsten Ernst von Bayern die Festungen Bonn, Neuß und Rheinsberg besetzt hielten. Dazu kamen die alten Übel der Soldrückstände und Meutereien, der Zwietracht und Eifersucht zwischen Spaniern und Italienern, der Intrigen und Hofkabalen gegen den Oberstatthalter, die bei dem mißtrauischen König nie ohne Wirkung blieben. Hatte Philipp doch schon im Anfang der achtziger Jahre den Versuch gemacht, durch die Rücksendung der Herzogin Margarete nach den Niederlanden die Oberstatthalterwürde zwischen Mutter und Sohn zu teilen, ein Versuch, der nur an dem Widerstand Parmas scheiterte. Lieber wollte er

Spanische Politik.

seine Stelle niederlegen als die Autorität schwächen lassen. Nach dem unglücklichen Ausgang des Seekriegs richteten Neider und Verleumder aufs neue in Madrid ihre Pfeile gegen den italienischen Feldherrn. Er sollte die Armada mit zu wenig Nachdruck und Eifer unterstützt und dadurch den Unfall herbeigeführt haben. Es wurde sogar behauptet, Elisabeth habe ihm die Vermählung mit Arabella Stuart und damit die Anwartschaft auf den englischen Thron in Aussicht gestellt, um ihn von der rechtzeitigen Einschiffung seines Heeres abzuhalten. Die Krankheit, die ihn im Jahr 1589 überfiel und zu den Heilquellen von Spaa führte, wurde hauptsächlich dem Gram und Verdruß über die Ränke seiner Feinde und den Undank des Königs zugeschrieben.

Moritz der Kriegsheld.

Unterdessen war der oranische Jüngling, den die Holländer und Seeländer zum Statthalter eingesetzt, zum Mann gereift. Wie erstaunten die alten Kriegsleute, die einst unter seinem Vater gedient, über die militärische Geschicklichkeit und Einsicht, die Moritz als Oberbefehlshaber im Feld und auf der Flotte an den Tag legte. Er hatte aus den Werken des Altertums die Kriegskunst der Römer studiert, hatte unter der Leitung des gelehrten Simon Stevin aus Brügge sich der Mathematik, dem Wasserbau und allen dem Kriegswesen dienlichen Wissenschaften mit großem Fleiß und Erfolg gewidmet und über Heeresorganisation, über Belagerungs- und Verteidigungskunst, über alle Teile der Strategik sich treffliche Kenntnisse erworben. Als er die Führung der holländisch-seeländischen Armee und Flotte übernahm, konnte man bald an der Einrichtung der Land- und Seemacht, an der trefflichen Anlage der Befestigungswerke, an der strammen Kriegszucht, an der Lagerkunst und Hafenordnung das angeborne durch Nachdenken und Studien geschärfte strategische Talent des jungen Kriegshelden bemerken. Was seinem Heer an Zahl und Stärke abging, ersetzte er durch Pünktlichkeit, durch Disziplin und taktisches Geschick. Mehr auf Verteidigung und Abrundung der nördlichen Provinzen als auf Eroberung bedacht, vermied er jede Zersplitterung seiner Kräfte, jedes Ausgreifen in die Weite. Der große Gedanke des genialen Vaters, die gesamten Niederlande zu einem freien Bundesstaat zu erheben, lag dem nüchternen praktisch-verständigen Sohn fern; sein Bestreben war darauf gerichtet, die durch religiöse Gemeinschaft verbundenen, durch Charakter, Beschäftigung, Lebensweise, Nationalität einander näher stehenden nördlichen Landschaften zu einem staatlichen Ganzen auf Grund der vereinbarten Verfassung zu vereinigen. Ein strenger Calvinist, hatte er einen festen Halt an der Geistlichkeit und dem gläubigen Volk. Bald konnte man an dem wachsenden Handel von Amsterdam und Enkhuyzen, an dem Aufschwung der Schiffahrt, an dem aufblühenden Wohlstand des ganzen Landes eine neue Ära in der nationalen Entwickelung der Niederlande erkennen. Durch sein verständiges Wirken und Schaffen erwarb sich Moritz bald das allgemeine Vertrauen, so daß schon im Jahr 1590 ihm auch die Statthalterwürde in Geldern, Utrecht, Oberyssel übertragen ward. Und bereits hatte er auch in Nordbrabant festen Fuß gefaßt. Noch lange erhielt sich bei dem holländischen Volk die Erzählung

von dem „Torfschiff von Breda", vermittelst dessen es dem Oranier gelang, durch die List und den vaterländischen Mut einer kleinen holländischen Kriegsmannschaft sich jener festen Stadt samt dem Schlosse zu bemächtigen. Im Mai des Febr. 1590. folgenden Jahres fielen Zütphen und Deventer an der Yssel in seine Gewalt. Wie freute sich die calvinische Einwohnerschaft beider Städte von der übermütigen zuchtlosen Besatzung erlöst zu werden! Und als im Juli desselben Jahres auch die wichtige Stadt Nimwegen, die sechs Jahre lang unter spanischer Obmacht gestanden, sich vertragsweise dem jungen Kriegshelden ergab, da erkannte Parma, dessen Gesundheit dahinschwand, dessen Unternehmungskraft erlahmte, daß die Herrschaft des Königs in Holland und in den angrenzenden Staaten dem aufgehenden Stern der nassau-oranischen Dynastie werde erliegen müssen. Während jener gegen den französischen Hugenottenkönig Heinrich IV. vor Rouen zu Felde lag, rückte Moritz, unterstützt von seinem Vetter Ludwig von Nassau, Statthalter von Friesland, vor die feste Stadt Koevorden an der Südostgrenze von Drenthe. Da eilte Verdugo, Kommandant von Groningen, im Auftrag Parmas, zum Entsatz herbei, wurde aber auf dem Zug angegriffen und geschlagen, die erste Niederlage der Spanier im Feld seit dem Genter Friedensvertrag. Damit war die Hauptstadt von Friesland von aller Verbindung mit den spanischen Besitzungen abgeschnitten und ihr Fall nur eine Frage der Zeit.

Diesen Fall sollte jedoch Alexander Farnese von Parma nicht mehr erleben. Alexanders Ausgang. Während der Vorbereitung zu einem dritten Feldzug nach Frankreich wurde er zu Arras von der Krankheit hingerafft, die schon seit einigen Jahren seine Kräfte 3. Dez. 1592. verzehrt hatte. Er war der letzte der großen Feldherren, die auf niederländischem Boden für Königtum und Papsttum ihre Kräfte eingesetzt und in fruchtlosem Ringen ein tragisches Ende genommen haben. Er hatte aus dem Schiffbruch mehr gerettet, als man bei dem Tod Don Juans erwarten konnte. Dennoch hat auch ihm der königliche Undank das Herz zerstoßen; auch er schied gleich dem Altersgenossen, dem er so treu zur Seite gestanden, von Gram und Kummer gebeugt aus der Welt im siebenundvierzigsten Lebensjahr. Durch Philipps Tyrannei waren die einst so blühenden Provinzen zu einem weiten Leichenfeld geworden, bedeckt mit zahllosen Gräbern Vornehmer und Geringer. Aber die hingeschlachteten Opfer stiegen aus den Grüften empor und, sich an die Dränger anheftend, zogen sie die Schuldigen mit unter den Boden. Spanien verblutete an dem Kampf gegen die Niederlande.

Mit Alexanders Tod entwich das Großartige der Thaten und Unternehmungen aus dem spanischen Heer. Mittelmäßige Feldherren, die weder bei den eignen Soldaten sich in Ansehen zu erhalten, noch gegen den kühnen und gewandten Oranier, den Meister im Kriegswesen und in der Belagerungskunst, das Feld zu behaupten vermochten, gaben Zeugnis von der Erschlaffung und Entkräftung, welche der lange Krieg hervorgebracht hatte. Unter dem alten Grafen von Mansfeld, der nach Parma den Oberbefehl übernahm, bis der neue

Die spanische Herrschaft und Kriegführung im Abnehmen. 1594. 1595.

Oberstatthalter Erzherzog Ernst von Österreich eintraf, und unter dem spanischen Grafen Fuentes, der nach dem frühen Hinscheiden dieses königlichen Neffen an die Spitze der Heere trat, gestaltete sich der Kampf in den Niederlanden mehr und mehr zu einem Mord- und Raubkrieg. Die Soldaten, von der mittellosen Regierung nicht bezahlt, von den Führern nicht mit dem rechten Nachdruck in Zucht gehalten, suchten durch Brandschatzung und Plünderung ihre Bedürfnisse und ihre Beutegier zu befriedigen. Erst als ein andrer königlicher Neffe, Erzherzog Albrecht, Bruder des vorigen, die Oberstatthalterwürde antrat, kehrte wieder einige Ordnung in die Verwaltung und Kriegführung zurück, da König Philipp ihn zu einer besonderen Mission in den Niederlanden ausersehen hatte und daher mit Geld und Gunst reichlicher bedachte.

Der Graf von Büren in den Niederlanden.

Unterdessen hatte Moritz manche glänzende Waffenerfolge errungen. Am 24. Juni 1593 hatte er durch seine trefflichen Belagerungsanstalten die feste Stadt Gertruydenberg in Südholland zur Ergebung gezwungen und am 22. Juli des folgenden Jahres war auch das hartnäckig verteidigte Groningen in die Gewalt der Holländer gefallen und damit die Union des Nordens vollendet worden. So waren durch die Feldherrngabe und den todesmutigen Heldengeist des Oraniers und durch die hingebende Opferwilligkeit der Niederländer die Früchte zerronnen, welche Philipp aus der Ermordung des Prinzen Wilhelm zu ernten gehofft. Dennoch griff der König um diese Zeit zu einem Mittel, das nicht viel ehrenhafter war, als die Achterklärung. Wir wissen, daß einst Wilhelms Erstgeborner, Philipp Wilhelm, Graf von Büren, von der Universität Löwen nach Spanien entführt worden war. Vergebens hatte sein Vater bei allen Unterhandlungen auf dessen Rücksendung gedrungen, der König gab sein Opfer nicht heraus. Er trug Sorge, daß derselbe eine Erziehung erhielt, die ihn zum fanatischen Gegner der Reformation, mithin auch zum Gegner der ganzen Oranischen Familie, seiner Blutsverwandten machen mußte. Nur für das Andenken des Vaters selbst bewahrte er noch einen Schatten von Pietät. Als ihm der König die Erbgüter seines Hauses in der Grafschaft Burgund, welche den Angehörigen des Mörders Gerardsz verliehen worden, zurückzugeben versprach mit der Bedingung, daß er denselben eine Jahresrente aussetze, wies er den Antrag mit Unwillen zurück. Dieser unglückliche Sprößling der großen Familie wurde nun im Jahr 1595 von Philipp nach den Niederlanden geschickt, in der arglistigen Absicht, dadurch in dem Herrschergeschlecht und in der Nation Zwietracht zu säen. Nachdem Philipp Wilhelm sich in Rom dem heiligen Vater zu Füßen geworfen und den Segen zu seinem Vorhaben empfangen hatte, begab er sich nach Brüssel, um die Ansprüche geltend zu machen, die ihm als Erben des Oranischen Namens zustanden und seinen Halbbruder Moritz, den er als Ketzer haßte, aus der angemaßten Stellung zu verdrängen. Aber der Plan gelang nicht; die holländischen Staaten verweigerten dem entarteten Sprößling, den eine fast dreißigjährige Gefangenschaft und methodische Priesterdressur zum Spanier und Priester gebildet,

den Zugang in ihr Land. Er lebte fortan meistens in den französischen Besitzungen seines Hauses. Mit der Zeit wurde sein Gemüt versöhnlicher gestimmt, und als er 1618 kinderlos verschied, setzte er seinen Bruder Moritz zum Erben ein.

Erzherzog Albrecht, der neue Generalstatthalter, ein vierzigjähriger Fürst und Kardinal der Kirche, besaß manche gute Eigenschaften und eine friedfertige Natur. Aber solange der finstere Monarch in Madrid thronte, stets sinnend, wie er seine weltbeherrschenden menschenfeindlichen Pläne den Völkern und Nationen aufzwingen könne, war für Friedensunterhandlungen kein Raum. So hatte denn der Krieg zwischen Spanien und der Ligue einerseits und den Niederlanden, England und den Hugenotten, anderseits seinen ununterbrochenen Fortgang. Wenn der Erzherzog die berühmte Seestadt Calais in seine Gewalt brachte 1596. und sie für Flandern zu gewinnen suchte, und im nächsten Jahr Amiens durch List in Besitz nahm und kurze Zeit behauptete, so zerstörten dafür die Engländer und Holländer die spanische Flotte in Cadiz und legten jene wichtige Hafenstadt des Südens in Asche. Im folgenden Jahr trug das Feldherrntalent des Statt- 1597. halters Moritz einen glänzenden Sieg bei Turnhout über den spanischen Befehlshaber Varax davon. Der Anführer selbst und 1200 der Seinigen deckten das winterliche Schlachtfeld; eine gleiche Zahl wanderte in Kriegsgefangenschaft; alles Gepäck und siebenunddreißig Fahnen fielen in die Hände der Niederländer. Auf die Schlacht bei Turnhout folgte eine Reihe glücklicher Feldzüge, auf denen Moritz von seinem erst dreizehnjährigen Bruder Friedrich Heinrich, dem Sohn der Tochter Colignys, begleitet war. Er eroberte eine Anzahl kleiner Festungen im Rheingebiet, gewann Lingen, den Hauptort einer seiner Familie gehörenden Grafschaft, dem Hause zurück und befreite Geldern und Oberyssel von den Resten der spanischen Besatzungen. „Moritz von Oranien hatte einst voll kecker Siegeszuversicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufsprießt, in sein Wappen aufgenommen und darunter geschrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menschenalter voll wunderbarer Kämpfe der stolze Sinnspruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhm aufgestiegen, der Schößling, der aus dem Stamm des burgundischen Staates entsprang, selber zum Baum geworden, mächtiger als weiland die siebzehn Provinzen.“

Erzherzog Albrecht und Moritz. 1596. 1597.

Noch einmal trat die Versuchung eines Ausgleichs mit Spanien an die Niederlande heran. Philipp II., die Erschöpfung seines Reichs, die Zerrüttung des Staatshaushalts, die Kreditlosigkeit der Krone infolge so vieler Vertragsbrüche erwägend, suchte vor seinem Hinscheiden die Kriege durch Friedensschlüsse zu beendigen. Es gelang ihm durch die Rückgabe von Calais und andern Eroberungen den König Heinrich IV. zu dem Frieden von Vervins zu bringen, wie sehr auch Oldenbarneveldt, der Abgesandte der Generalstaaten, den früheren Glaubens- und Bundesgenossen davon abmahnte. Frankreich bedurfte nicht

Albrecht und Isabella in den Niederlanden.

minder der Ruhe als Spanien, damit die Wunden der Religionskriege ausheilen konnten. Doch bewahrte der bourbonische König den Niederlanden stets eine wohlwollende Gesinnung. In dem fünfzehnjährigen Hugo Grotius, der den befreundeten Staatsmann damals nach Paris begleitete, erkannte Heinrich IV. den künftigen großen Gelehrten und beschenkte ihn mit seinem Bildnis und einer goldenen Kette. Noch folgenreicher war ein andrer Plan Philipps II. Er wollte die Niederlande von der spanischen Krone trennen und sie als unabhängiges Gebiet seiner Tochter Isabella Klara Eugenie als Brautschatz geben bei ihrer Vermählung mit Albrecht von Österreich, dem damaligen Statthalter in Brüssel. Doch sollte, wenn die Ehe kinderlos bliebe, das Land an Spanien zurückfallen. Flandern, Brabant und die andern Provinzen des Südens, seit Jahren wieder mit Spanien ausgesöhnt, erklärten in der devoten Sprache eines Neubekehrten, daß, wie ungern sie sich immer von des gerechten und gnädigen Königs Herrschaft lossagten, sie doch pflichtschuldig seinem Ebenbild zu huldigen bereit seien. Holland dagegen und seine Bundesverwandten, die bereits die Segnungen der Freiheit und Unabhängigkeit gekostet und von dem österreichischen Kardinal und Oberstatthalter und seiner spanischen Gemahlin so wenig Gunst für ihren reformierten Glauben erwarten durften, wie von Philipp selbst, lehnten die Huldigung ab und verharrten im Kriegszustand. Die Rückkehr unter Spanien, falls die Ehe unfruchtbar bleiben würde, stand wie ein Schreckbild im Hintergrund; denn es war nicht gerade viel Aussicht vorhanden, daß die dreiunddreißigjährige Infantin und der um zehn Jahre ältere Erzherzog, der vor seiner Vermählung erst dem Gelübde des Cölibats und seiner geistlichen Würde entsagen mußte, mit Leibeserben erfreut werden sollten. Nach dem Tode Philipps wurde die Hochzeit in Valenzia gefeiert, worauf die Neuvermählten ihren feierlichen Einzug in Brüssel hielten und die Herrschaft der spanischen Niederlande und der Freigrafschaft Burgund antraten. *Sept. 1599.*

Spanien und die Niederlande bei Philipps II. Tod.

Wir haben die Zustände der spanischen Monarchie bei Philipps II. Tod früher kennen gelernt. Der Kampf gegen die Niederlande bildete den Mittelpunkt seiner Regierung; als er aus der Welt ging, mußte er sich sagen, daß nur seine Tyrannei es bewirkt hatte, daß in einem Teil seines ehemaligen Reichs die bürgerliche Freiheit und der Protestantismus ihre sichere Wohnstätte aufgeschlagen. „Es war als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuern Kontrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft für alle Ewigkeit dem Menschengeschlecht einprägen wollte," urteilt Treitschke. „Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staub. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staat, dem Hof, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handelns und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber; hoch aufgeregt durch pfäffische Wut, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung, wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist alles adlig, seines blauen Blutes froh und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier gibt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz

und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wütet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Morisken die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volk wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesamte Volkswirtschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichtum zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluch jedes Despotismus, der Finanznot, läßt an den Hausthüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöte des eignen Volks. Und das Ergebnis? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Kastiliens verödeten Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Italiens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphierend an das Fenster seiner alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden diktiert."

Der Erzherzog und seine mutige entschlossene Gemahlin suchten den Antritt ihrer Regierung durch Großthaten zu verherrlichen, in richtiger Erwägung, daß der erste Eindruck oft die ganze Zukunft bestimmt. Ein spanisches Heer, aus Soldknechten aller Nationen zusammengesetzt, aber durch langen Dienst geübt und kriegstüchtig, wünschte begierig, wider die ketzerischen Holländer in den Kampf geführt zu werden. Diese standen an Zahl weit zurück, die Engländer waren großenteils abberufen worden, die Franzosen hatten Frieden geschlossen, Kleve, durch innere Streitigkeiten zerrüttet, und die angrenzenden deutschen Staaten waren mit ihren eignen Anliegen vollauf beschäftigt. Allein die Niederländer hatten einen Feldherrn an der Spitze ihres Heeres, dessen Entschlossenheit, Mut und Kriegskunst Legionen aufwog. Moritz hatte einen Kriegszug nach Flandern unternommen; sein Absehen war auf die wichtigen Seestädte Ostende und Dünkirchen gerichtet. Er lag gerade vor Nieuport, als Albrecht mit seiner gesamten Heeresmacht gegen ihn aufbrach. Die spanischen und italienischen Truppen zögerten aus Verdruß über die unbezahlten Soldrückstände; aber den einschmeichelnden Worten der Infantin, die selbst nach Gent eilte, gelang es, die Murrenden zu beschwichtigen und zu neuem Kriegsmut zu entflammen. Graf Ernst Kasimir von Nassau, der einen wichtigen Paß besetzt hatte, wurde mit Verlust zurückgeschlagen; ungehindert ergossen sich die spanischen Heerhaufen bis in die Nähe des feindlichen Lagers. Begierig, die Erinnerung an die Meuterei durch Tapferkeit auszulöschen, forderten sie mit Ungestüm alsbald in die Schlacht geführt zu werden; sie wollten die Ankunft einer auf dem Marsch befindlichen Verstärkung nicht abwarten, so sicher rechneten sie auf den Sieg. Aber Moritz hatte eine Stellung genommen, in welcher er Sonne und Wind zu Verbündeten hatte; und um seinem Heer nichts als Sieg oder Tod übrig zu lassen, hatte er

Moritzens Sieg bei Nieuport. 1600.

Befehl gegeben, daß die Flotte weit in die hohe See hinausfahre. So ereignete
2. Juli 1600. sich an einem heißen Julitage die Schlacht bei Nieuport, die nach heftigen Anstrengungen durch einen im kritischen Augenblick unternommenen Reiterangriff des Prinzen Moritz mit einer vollständigen Niederlage der spanischen Armee endigte. Hundert Fahnen und alles Geschütz und Gepäck der Feinde fielen in die Hände der Niederländer; unter den Tausenden von Gefallenen waren zwei Bentivogli, unter den Gefangenen der stolze Admiral Mendoza.

Aufschwung der Niederlande und kriegerische Anstrengungen. 1600—1604.

Die Schlacht von Nieuport, wie gering auch die äußeren Erfolge sein mochten, war ein Eckstein am Bau des niederländischen Freistaats. Nun war an der künftigen Existenz der Republik nicht mehr zu zweifeln. Die Generalstaaten fühlten ihre Macht; als in Friesland unruhige Auftritte wegen Steuerbelastung erfolgten, machten sie ihre Autorität geltend in einer Weise, die an den römischen Senat erinnerte. Ein stolzer vaterländischer Sinn ergriff alle Stände. Als Moritz seinen sechzehnjährigen Bruder Friedrich Heinrich, um ihn den Gefahren der Schlacht zu entziehen, zu Schiff bringen lassen wollte, erklärte der Jüngling standhaft, er wolle mit dem Bruder leben oder sterben. Der vieljährige Kampf gegen die größte Weltmacht hatte die nationalen Kräfte wie in einem Brennpunkt gesammelt und ihnen eine gewaltige Energie verliehen, hatte aus den Bauern und Fischern der Wasserlande ein Heldenvolk geschaffen, hatte die flandrischen und holländischen Provinzen, ehedem die Sitze der gewerblichen, merkantilen und ackerbauenden Thätigkeit in einen Kriegsschauplatz verwandelt, auf welchem sich alle Nationen umhertummelten, der für ganz Europa eine Schule der Strategik, der militärischen Erziehung bildete. Der Krieg, sonst nur ein Ausnahmezustand im Dasein der Völker und wie ein stürmisches Ungewitter gefürchtet und gemieden, war jetzt in den Niederlanden des Südens wie des Nordens zur Lebensgewohnheit geworden. Es vergingen noch Jahre, ehe die feindlichen Elemente zu einiger Ruhe kamen: wenn es dem Habsburger Herrscherpaar schwer fiel, sich mit dem geschmälerten Erbe ihres Geschlechts zu begnügen, so konnten sich auch die vereinigten Staaten des Nordens nicht entschließen, die flandrischen und brabantischen Brüder, mit denen sie so viele Jahre in Lebensgemeinschaft gewesen, als Fremdlinge preiszugeben, den nationalen Körper durch einen unheilbaren Schnitt zu trennen. So strengte man sich denn auf beiden Seiten an, den Besitzstand des Feindes zu verringern, die Festungen und Hafenstädte des einen oder des andern zu bedrängen. Für die Weltgeschichte hat dieses Ringen kein weiteres Interesse als wie es jede Kraftentfaltung, jedes thatenreiche Völkerleben dem Beobachter menschlicher Dinge gewährt; aber für die Kriegsgeschichte, für den militärischen Bildungsgang sind die Kämpfe und Belagerungskriege der Niederlande in dem ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts von höchster Bedeutung. Aus dem spanisch-niederländischen Streit hatte sich ein Weltkrieg entzündet, in welchem Romanismus und Germanismus, katholisches Kirchentum und protestantische Glaubensenergie ihre Kräfte mitein-

ander maßen, und der noch in seinen letzten Gluten Erstaunen und Bewunderung erregte. Wie viele Thaten des Mutes, der Ausdauer, der kühnsten Anstrengung die Geschichte der Niederlande in dem ganzen Heldenkampf aufzuweisen hat, der Belagerungskrieg von Ostende, in welchem die holländisch-englische Belagerung von Ostende. Besatzung unter Franz Vere, unterstützt durch einzelne Hilfsmannschaften zu Land und zur See, drei Jahre lang einer überlegenen spanisch-italienischen Kriegsmacht den tapfersten Widerstand leistete, steht keiner der früheren Waffenthaten nach. Der Erzherzog selbst und seine mutige Gemahlin weilten oft im Lager, feuerten die Kämpfer an, teilten die Gefahren und Mühen; und einer der genialsten Kriegsmänner der nächsten Jahrzehnte, der Marchese Ambrogio Spinola aus Genua, machte hier seine erste Kriegsschule. Als die um mehr als die Hälfte verminderte Besatzung die fast zum Schutthaufen gewordene Stadt vertragsweise übergab, nahm die calvinische Einwohnerschaft ihren Aufenthalt in dem mittler- 2. Sept. 1604. weile von Moritz eroberten Hafenort Sluys. Dies war die letzte gemeinsame Unternehmung der Engländer und Niederländer. Noch vor Beendigung des Belagerungskriegs war Elisabeth aus dem Leben geschieden; ihr Nachfolger Jakob I. wußte nichts Eiligeres zu thun, als sich mit Spanien zu vertragen.

Aber jetzt bedurften die Niederlande keiner äußeren Hilfe mehr. Vielmehr gab Verlangen nach Frieden. sich auf seiten der Spanier mehr und mehr der Wunsch kund, mit der Republik, und sei es auch unter stillschweigender Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Wir wissen, wie erschöpft das spanische Reich war, als der schwache König Philipp III. das Zepter ergriff. Die Summen, die der niederländische Krieg alljährlich verschlang, überstiegen alles Maß: was die Erpressungen im Innern, was die Silberflotten aus Amerika der Staatskasse zuführten, mußte auf Heer und Schiffe verwendet werden, und doch wiederholten sich die Soldatenmeutereien wegen der Soldrückstände fast in jedem Jahr. Der hochsinnige, uneigennützige Spinola wendete sein Privatvermögen und seinen Kredit für den Dienst seines Königs auf, ohne sich dadurch den Dank des allmächtigen Staatsministers und Günstlings Lerma zu verdienen. Wir werden bald erfahren, welche Fortschritte die Handels- und Kolonialpolitik der rastlosen unternehmenden Republikaner in den ostindischen Gewässern machte; die Gefahr lag nicht fern, daß die sämtlichen portugiesischen Niederlassungen, die Errungenschaften eines Almeida und Albuquerque, die Beute der Holländer werden würden, daß das Kreuz, welches die portugiesisch-spanischen Herrscher unter den Heiden aufgerichtet, von dem ketzerischen Seestaat unter Mitwirkung der feindlich gesinnten Eingebornen durch die calvinische Glaubensform verdrängt werden möchte. Und was konnte das kinderlose erzherzogliche Ehepaar in Brüssel für ein Interesse haben, den Besitz der Herrschaft über die belgischen Provinzen fortwährend gefährdet und gestört zu sehen durch Grenz- und Belagerungskriege? Nicht dieselbe Geneigtheit zum Frieden war in den Niederlanden vorhanden. Eben erst hatte der heldenmütige Admiral Heemskerk in der Bucht von Gibraltar einen herrlichen Sieg über die spanische Kriegsflotte davongetragen und sein Leben dabei gelassen; sollte diese Großthat umsonst vollbracht sein, sollte dieser Heldensinn durch ein schwächliches Beigeben ausgelöscht werden? Moritz und seine Partei fürchteten, daß der Kriegsmut und Unternehmungsgeist des Volks erschlaffen, die Opferwilligkeit der Provinzen verschwinden, das Ansehen der aristokratischen Staaten und Munizipalitäten ihnen über den Kopf wachsen möchte.

Die Amsterdamer Handelswelt kam in Sorge, Antwerpen könnte wieder seine vorige Bedeutung gewinnen und sie selbst aus dem errungenen Vorrang hinausdrängen; die ostindische Gesellschaft wollte in ihren Unternehmungen, in ihrem freien Handel nicht beschränkt sein; stand die Kaufmannschaft doch sogar schon im Begriff, auch eine westindische Kompanie zu errichten, welche in Brasilien in ähnlicher Weise vorgehen sollte, wie die ostindische in der Sundasee. Dennoch wurden im Haag Friedensunterhandlungen eröffnet. Die holländischen Kauffahrer litten doch auch manchen Schaden durch die Kaperschiffe an der flandrischen Küste, und die Auflagen für die Unterhaltung der Kriegsmannschaften im Heer und auf der Flotte waren den Städten und Provinzen eine gar zu drückende Last.

Verhandlungen im Haag und Waffenstillstand. 1607—1609. Besonders wirkte König Heinrich IV. von Frankreich, für welchen die Fortdauer des Kriegs in den Grenzlanden manche Unannehmlichkeiten mit sich führte, durch seinen gewandten Staatsmann Jeannin für ein friedliches Abkommen. Er durfte es als die Wirkung seiner diplomatischen Thätigkeit bei den Generalstaaten, bei Oldenbarneveldt und bei dem Statthalter ansehen, daß im Mai 1607 Bevollmächtigte beider Teile im Haag zusammentrafen, und Moritz und Spinola, die beiden größten Helden ihrer Zeit, sich von Angesicht zu Angesicht begrüßten und sich die Freundschaftshand reichten. Aber wie günstig immer die Vorzeichen sich anließen, wie hoch immer die Generalstaaten die Anerkennung der vereinigten Provinzen als eines unabhängigen selbständigen Staats von seiten Spaniens anschlagen mochten, dennoch kam der Friedensschluß nicht zu stande. Die Niederlande konnten sich nicht dazu verstehen, die direkten Fahrten nach Indien aufzugeben gegen das Zugeständnis, daß ihnen die spanischen Häfen und Märkte wieder wie ehedem geöffnet sein sollten. Damals verfaßte Hugo Grotius die Schrift „Über die Freiheit des Meeres", worin er die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf das ausschließliche Recht der indischen Schiffahrt infolge päpstlicher Entscheidung mit Gründen der Vernunft und der Geschichte widerlegte, eine Schrift, die viele Anfechtung fand, insonderheit von dem Engländer Selden. Ebensowenig wollten die Holländer in die von Spanien gestellte, von dem päpstlichen Gesandten Kardinal Bentivoglio unterstützte Forderung freier Religionsübung für die Katholiken einwilligen. In diesem Punkt dachten die calvinischen Bundesstaaten nicht großmütiger und liberaler als die Papisten und Lutheraner. Die weitherzige Gesinnung Wilhelms von Oranien war mit seiner Leiche versenkt worden, Toleranz galt als Verrat am eignen Glauben. Doch gelang es der vermittelnden Thätigkeit Jeannins und dem Einfluß Oldenbarneveldts und seiner Friedenspartei, daß nach langen Verhandlungen und Erwägungen aller Vorteile und Nachteile am 9. April 1609 ein Waffenstillstand von zwölf Jahren auf Grund des bestehenden Besitzstandes abgeschlossen und die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von dem erzherzoglichen Paar anerkannt wurde. Was sich seit Jahren unter so vielem Kämpfen und Ringen thatsächlich gestaltet, wurde jetzt, wenn auch zunächst nur auf kurze Dauer, in ein Rechtsverhältnis eingeführt. Von der Zeit an galt die niederländische Republik bei den auswärtigen Mächten als selbständiger Staat und wurde in den diplomatischen Verkehr gezogen.

6. Aufschwung des holländischen Freistaats.

1. Verfassung und Handelsthätigkeit.

Ausbau der Verfassung (Oldenbarneveldt). Während des Kriegs gegen Spanien erhielt die „Republik der Vereinigten Niederlande" ihre völlige Ausbildung. Die provisorischen Einrichtungen, welche man unter der Leitung Wilhelms nach den Bedürfnissen der Zeit geschaffen,

wurden in den achtziger und neunziger Jahren unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse näher bestimmt und abgegrenzt, die einzelnen Faktoren des öffentlichen Lebens auf gesetzlichen Grundlagen in eine festere dauernde Ordnung gebracht. An diesen organisatorischen Arbeiten hatte der verstandesklare, rechtschaffene und patriotische Staatsmann Oldenbarneveldt, Landesadvokat oder Ratspensionarius der Provinz Holland, den größten Anteil, und da er mit dem jungen Fürsten Moritz von Oranien, der dem älteren patriotischen Mann sich vertrauensvoll anschloß, Hand in Hand ging, so wurden die Rechte und Befugnisse der vollziehenden Gewalt wie die des Volks oder vielmehr der Bewohner der vereinigten Provinzen, in gerechter und billiger Weise verteilt und geordnet. Oldenbarneveldt, der als „Bundeskanzler" die Leitung der Staatsgeschäfte in Händen hatte, war „der lebendige Mittelpunkt des Friedensstaats der „Union". Seinem Vaterland Größe, Freiheit und humane Lebensanschauungen zu verleihen, war das hohe Ziel, nach welchem der edelgeborne und edelgebildete Mann mit rastloser Thätigkeit und geistiger Klarheit strebte. Jedermann kannte die hohe stattliche Gestalt mit dem gefürchteten Stab in der Hand, die starken, von dichtem Haar umschatteten Züge, das strenge, strafende Auge des stolzen Republikaners, das mit jedem Blick sagte: „liever verheert dan verknecht". Er wollte der streitbaren Republik ein weites Seereich gründen, das mit seinen Kastellen und Kontoren alle gesegneten Küsten der Erde beherrschen sollte. Da seit der Lossagung von Spanien keine durch Gesetz und Herkommen festgestellte oder überlieferte landesherrliche Autorität bestand, der Grundsatz der Volkssouveränität in der staatsrechtlichen Theorie jener Tage noch nicht eingebürgert oder zur Geltung gelangt war, so konnte von einem organischen Verfassungssystem in konsequenter Begriffsentwickelung nicht die Rede sein. Man mußte sich an die gegebenen Zustände anschließen, die bestehenden und überkommenen Institutionen zusammenstellen und zu einem Staatsgebäude zu gelangen suchen, worin Autorität und Freiheit, Zentralgewalt und partikularistischer Sondergeist eine billige Ausgleichung finden, die eifersüchtig bewachten Rechte der Provinzen und Städte und die notwendige Einheit des staatlichen Gesamtkörpers Raum zur Entfaltung ihrer Thätigkeit gewinnen konnten. Stillschweigend wurde angenommen, daß die souveräne Landeshoheit den Generalstaaten, d. h. den Vertretern der vereinigten Provinzen mit einer bevorzugten Stellung von Holland und Zeeland beiwohne. Der von diesen beiden Provinzen an die Spitze der Exekutivgewalt gestellte und mit dem legitimen Recht der alten Grafen von Holland ausgerüstete Fürst sollte durch den Titel „Statthalter" auf eine höhere Ursprungsquelle seiner Autorität, auf die Souveränität der Staaten, die ihm die Würde durch ihre Wahl übertragen, hingewiesen werden. Die Hoheitsrechte sollten der Inbegriff aller der Gewalten sein, welche das Oberhaupt als gewählter Landvogt sämtlicher Provinzen in sich vereinigte; doch erfuhr das Wahlrecht auch wieder dadurch eine gesetzliche Beschränkung im dynastischen Sinne, daß die

landesherrliche Würde dem Hause Nassau-Oranien für die Lebensdauer der Fürsten Moritz und Friedrich Heinrich als Ehrenamt vorbehalten ward.

Divergierende Tendenzen.

Lag schon in dieser Stellung eine gewisse Unklarheit und Unbestimmtheit, so wurde dieselbe noch vermehrt durch die unsicheren Grenzlinien der Machtgebiete zwischen dem Statthalteramt und den Staatengewalten, indem, wie schon früher angedeutet worden, die Vertreter der Provinzen und der Städte die Tendenz verfolgten, den aristokratisch-republikanischen Charakter mehr auszubilden und hervortreten zu lassen. Der Statthalter war als Generalkapitän oberster Kriegsherr und Anführer des Heeres, er setzte als Befehlshaber der Flotte und der gesamten Marine die Admiralitätskollegien ein, er hatte für die Erhaltung der Staatskirche Sorge zu tragen, er war als Vorsitzender des aus verschiedenen Provinzen gewählten Staatsrats das Haupt der Regierung. Aber diese Befugnisse waren wieder zu gunsten der Generalstaaten, d. h. des aus Bevollmächtigten aller Vereinslande gebildeten obersten Senats und eines permanenten Ausschusses, der Provinzialstände und der städtischen Munizipalitäten so vielfach begrenzt, durch so viele Einzelbestimmungen, Sonderrechte, Kapitulationen, usurpatorische Übergriffe gebunden und verhüllt, daß ein starkes, durchgreifendes Regiment nicht zur Entwickelung kommen konnte. Nicht nur, daß die Generalstände, die seit dem Jahr 1609 ihren ständigen Sitz im Haag hatten, die Staatshoheit und die gesetzgebende Gewalt übten, daß die Provinzialstaaten das Besteuerungsrecht sorgfältig wahrten, daß Rechtspflege und Gerichtsgang nach den überlieferten Instituten, Formen und Instanzen in selbständiger Weise vor sich gingen und ein höchstes Bundesgericht fehlte, wir wissen auch, daß sämtliche Beamte und Kollegien nur aus den von den städtischen Magistraten und den Ständekammern aufgestellten Namenslisten entnommen werden durften. Selbst in Sachen der Kirche, in der Verwendung der für Eigentum der Nation erklärten geistlichen Güter, in einzelnen Gebieten der Verwaltung sprachen die Staaten der Gesamtheit oder die Provinzialstände, die „hochmögenden Herren", ein Oberaufsichtsrecht an. Die Kommissäre der Generalstaaten begleiteten den Oberfeldherrn in den Krieg und nahmen Einsicht von den Operationen und Plänen. Ja einzelne Kommunen besaßen eine Art Ostracismus, indem sie die Befugnis beanspruchten, Personen, welche dem öffentlichen Frieden gefährlich werden konnten, aus ihrem Weichbild zu verbannen. Im Verkehr mit dem Ausland legten sich die sieben Unionsstaaten und vor allem die Stadt Amsterdam nicht selten das Recht bei, auf eigne Hand vorzugehen.

Bei so verwickelten Verhältnissen war nur so lange ein einträchtiges Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren des Staatslebens möglich, als ein vaterländisches Hochgefühl alle Gemüter durchdrang, erhob und beseelte, als kriegerische und politische Talente sich in dem Streben vereinigten, die Republik groß und blühend zu machen, als die Wohlfahrt der Gesamtheit, die Ehre des Staats das gemeinsame Ziel aller patriotisch gesinnten Männer war; sobald aber Eigennutz und Sonderinteressen, Ehrgeiz und Selbstsucht in den Seelen Platz griffen und zu wühlen begannen, da mußte Streit entstehen über die Befugnisse und Grenzen der höchsten Macht. Ist das Erringen der Freiheit ein Kampf, mitunter ein fröhlicher Kampf, so ist die Verwirklichung der Freiheit Arbeit, schwere Arbeit, und mit der Freiheit, der edelsten Tochter dieser Erde, verhält es sich wie mit der Erde selbst, die nur durch rastlose Arbeit zu höherer Kultur gebracht wurde.

Entdeckungsfahrten.

Nirgends zeigt sich die nationale Thätigkeit des niederländischen Freistaats großartiger als in dem Aufschwung, den sie in Handel und Schiffahrt brachte. Wie früher erwähnt, gab Philipp II. selbst den Anstoß zur Entfaltung der holländischen Handels-

größe. Von dem bisherigen Markt in Lissabon ausgeschlossen, suchten die Seeleute direkte Wege nach der östlichen Handelswelt. Zuerst glaubten sie, daß sich bei den Polarlanden Europas und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müßte. Schon in den siebziger Jahren wagten sich zwei unternehmende Holländer, Olivier Bruneel und Johann van de Walle, in das Weiße Meer; sie fuhren in die Dwinamündung ein, legten ein Warenlager an, aus dem die Stadt Archangel hervorging, und trieben mit Einwilligung des Zaren Iwan Wasiljewitsch II. Handel mit Moskau. Zwei Jahrzehnte später entdeckten Heemskerk und Barents, als sie eine nordöstliche Durchfahrt nach China suchten, Spitzbergen, verbrachten einen Winter des Schreckens auf Nowaja Semlja und kehrten nach einer Reise von vierhundert deutschen Meilen am 29. Oktober 1597 nach der Heimat zurück, ein Unternehmen, nicht minder wunderbar und großartig als die Entdeckungen in der westlichen Hemisphäre hundert Jahre früher. Mit dem Herrscherhause der Romanow trat im folgenden Jahrhundert die Republik der Generalstaaten in freundschaftlichen Verkehr und erwarb sich dadurch große Handelsvorteile. Rußland wurde die Kornkammer für Holland. Als nach der Eroberung Portugals den Niederländern der Zugang in das Königreich versagt ward, umschifften diese unter der Leitung einiger seekundigen Landsleute das Kap der Guten Hoffnung und unternahmen direkte Fahrten nach den ostasiatischen Meeren. Ein Amsterdamer Kaufmann, Cornelius Houtman, Teilnehmer einer Gesellschaft „für die Ferne" (Van Verre), welcher während eines längeren Aufenthalts in Lissabon Erkundigungen über den Seeweg nach Ostindien eingesammelt hatte, umfuhr zuerst die Insel Java, „den Garten des Archipels" (1596), die in der Folge eine so große Bedeutung für das holländische Handels- und Kolonialwesen erlangen sollte. Auf einer zweiten Fahrt, die Cornelius und sein Bruder Friedrich im Jahr 1598 nach Indien unternahmen, wurde der erstere zu Atschin verräterisch ermordet, der zweite jahrelang in Gefangenschaft gehalten. Aber der Unternehmungsgeist wurde dadurch nicht unterdrückt. Die „Gesellschaft für die Ferne" erhielt neue Teilnehmer in den größeren Handelsstädten und damit die Mittel zu ausgedehnteren Fahrten. Alle die verwegenen Gesellen, denen der wilde Kampf im Lande allzu gemächlich ging, stürzten sich in die wilderen Abenteuer des Seekriegs. Van Neck und van Waerwyk, die mit acht Schiffen in die Inselwelt des Ostens fuhren, gewannen das Zutrauen der mit den Portugiesen unzufriedenen Bewohner auf Java und auf den Molukken und brachten reiche Ladung nach Hause. Und schon wagten sich die kühnen Seefahrer auch in die westliche Welt, um den Spaniern in den Hauptländern ihrer Schätze entgegenzutreten. Sie segelten durch die Magelhaensstraße und stifteten im Feuerland, wo sie während eines Winteraufenthalts dreihundert Gefährten durch Kälte und Krankheit verloren, den Orden des „ungebändigten Löwen", nach dem Wappen der Niederlande. Darin gelobten sie einander unverbrüchliche Treue und Fehde dem Erbfeind. Sie schrieben ihre Namen auf einen Pfeiler und nannten den Ort des wüsten Feuerlands die „Ritterbai". Nur ein einziges der fünf Schiffe kam zurück, die andern fielen den Spaniern oder Japanesen in die Hände. An der Scheide des Jahrhunderts fuhr Olivier van Noordt auf Rechnung einer Amsterdamer Gesellschaft mit vier Schiffen durch dieselbe Magelhaensstraße. Nach unsäglichen Leiden im „Hungerhafen" erreichte die Mannschaft das Südmeer, half den Araukanern in ihrem Kampf gegen die Spanier und durchschiffte dann den Stillen Ozean. Bei den Philippinen wurde eins der Fahrzeuge, das von den andern getrennt worden, von einem spanischen Schiff angefallen; van Noordt hatte nur 53 Mann an Bord, während der Feind 300 Mann stark war; dennoch wurde das spanische Schiff in den Grund gebohrt. Nach einer Fahrt um die Welt kam der kühne Seemann im Jahr 1601 glücklich zurück.

Die Holländer in Indien. Mit welchem Verdruß gewahrten die Spanier die dreifarbige Flagge des neuen Staats in den indischen Gewässern! Unter der Regierung Philipps III. wurden die Verbote gegen die niederländischen Handelsschiffe verschärft. Das war aber für die unternehmende Republik nur ein Zeichen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den Krieg auch auf das kommerzielle Gebiet zu übertragen. Nicht nur, daß sie alle Kauffahrer, welche in den spanischen und flandrischen Seehäfen Waren aus- und einladen würden, für feindliche erklärten, sie machten auch Angriffe auf die Kanarischen und Kapverdischen Inseln, sie versuchten Landungen auf der Küste von Guinea, sie entrissen den Portugiesen wichtige Niederlassungen in Indien. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts faßten sie festen Fuß auf Amboina in den Molukken, schlossen Handelsverträge mit den Eingebornen und mit dem mächtigen König von Ternate, der sich Herr von zweiundsiebzig Inseln nannte, und behaupteten sich dort mit deren Hilfe so erfolgreich gegen die Portugiesen und Spanier, daß bald der ganze Handel mit Gewürznelken und Muskatnüssen in ihre Hände kam. Auf Malakka, auf den Sunda-Inseln, selbst auf der Malabarischen Küste wurden Landungsversuche gewagt. Überall trachteten die Niederländer in das Erbe Portugals einzutreten, seitdem dieses Königreich selbst eine Beute des spanischen Herrschers, ihres Erbfeindes, geworden war. Vor allem suchten sie an der Sundastraße einen festen Haltpunkt zu gewinnen. Die Einwohner von Bantam auf Java schauten zu, wie einst Wolfhart Hermanß mit fünf Schiffen einer spanisch-portugiesischen Flotte von dreißig Galeeren unter Hurtado de Mendoza ein glückliches Seetreffen lieferte. Voll Bewunderung über den kühnen Mut des fremden Volks, schlossen die Eingebornen einen Vertrag mit dem Anführer und gestatteten ihm die Niederlassung auf ihrer Insel. Fortan blieb Bantam der Stapelplatz des holländischen Handels in Indien, bis Batavia an die Stelle trat. Eine Gesandtschaft von Sumatra
1602. begrüßte den Statthalter Moritz in seinem Lager vor Grave und brachte bei der Rückkehr den Namen des westlichen Seevolks, dessen Städte und Werften sie mit Erstaunen betrachteten, in ihrer östlichen Heimat sehr zu Ehren. Der „Kaiser“ der Singhalesen auf Ceylon, welcher in Kandi wohnte und mit den Portugiesen in Feindschaft lebte, sagte dem holländischen Seemann Spilbergen, der ihm das Bildnis des Statthalters Moritz als Siegers von Nieuport überbrachte: „Wenn Euer Fürst in meinem Land eine Feste bauen will, werde ich mit meinem Weib und meinen Kindern Bausteine herbeitragen.“ Welche Aussicht wurde damit dem holländischen Handel geöffnet in der Heimat des echten Zimts, in dem an Elfenbein, Edelgesteinen und andern kostbaren Gütern so reichen Land! Um dieselbe Zeit wurden die Portugiesen vollständig von den Molukken verdrängt.

Die Ostindische Kompanie. Wenn solche Erfolge schon durch Privatunternehmungen erzielt werden konnten, was ließ sich erst erwarten, als die Generalstaaten selbst das Handels- und Kolonialwesen im fernen Osten in die Hand nahmen, allerdings nicht direkt

als Regierungsbehörde, sondern durch Gründung und Beförderung einer Art Handelsrepublik, die in ihrem Namen mit gemeinschaftlichen Kräften auftreten durfte. Auf den Rat und unter Mitwirkung Oldenbarnevelts wurde nämlich die „Vereinigte ostindische Kompanie" eingerichtet mit einem „regierenden Kollegium" von siebzehn Personen, wovon die Stadt Amsterdam acht, die übrigen Teilnehmer der in sieben Kammern geteilten Gesellschaft neun Mitglieder zu wählen haben sollten. Durch diesen Handelsstaat im kleinen, welcher Bündnisse, Kriegs- und Friedensschlüsse, kommerzielle Verträge im Namen der Republik eingehen und die erworbenen Länder durch eigne Beamten verwalten, durch eigne Flotten und Mannschaften verteidigen durfte, erlangte das holländische Kolonial- und Handelswesen einen mächtigen Aufschwung. Wie in den Tagen Almeidas und Albuquerques die Portugiesen in Vorder- und Hinterindien und in der östlichen Inselwelt mit Klugheit und Tapferkeit ein Handelsreich aufgerichtet, so verfuhren jetzt die Niederländer in denselben Gegenden. Die Mittel und Wege waren dieselben; die Holländer wandten die nämlichen Künste der Gewalt und Hinterlist an, wie ihre Vorgänger. Die Humanität war noch nicht weiter fortgeschritten; von den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war in dieser Ostwelt keine wirksam: Egoismus, Gewinnsucht und Leidenschaften aller Art bildeten auch jetzt noch die breite Unterlage der meisten Handlungen, den fruchtbaren Boden, auf dem die kühnsten Thaten und Unternehmungen emporwuchsen. Der Haß, den die Portugiesen während ihrer Handelsherrschaft bei den Eingebornen auf sich geladen hatten, kam ihren Gegnern allenthalben zu statten und erleichterte ihre Niederlassungen in Vorder- und Hinterindien, auf Ceylon und in dem Sunda-Archipel, wie später auf dem Kapland; aber sie zogen aus den Erfahrungen keine Belehrung. Auch sie gehorchten nur den Impulsen der Selbstsucht und sogar die religiöse Toleranz gegen Heiden und Mohammedaner, durch die sie sich von ihren Vorgängern unterschieden, floß aus keiner reinen Quelle. Es ist betrübend für den Menschenfreund und für den Historiker, daß in Zeiten nationaler Kraft und mannhaften Aufschwungs neben den Großthaten, den Tugenden, dem Heldensinn, die aus dem gehobenen Volksbewußtsein hervorgehen und mit Recht zur Bewunderung hinreißen, zugleich die unedlen Triebe, die Leidenschaften, die Herzenshärtigkeit, der Mißbrauch überlegener Stärke am üppigsten aufschießen. Als die portugiesische Herrschaft allmählich unter den fremden und einheimischen Schlägen zusammenbrach, traten die Engländer als Rivalen des Nachbarvolks auf; und nun erlebte die orientalische Welt das traurige Schauspiel blutiger Kämpfe und greuelvoller Unthaten zwischen zwei glaubensverwandten und hochsinnigen Nationen um materieller Güter und Handelsvorteile willen. Die im Jahr 1621 von den Holländern gegen ihre britischen Nebenbuhler auf Lantore und Amboina verübten Grausamkeiten empörten alles menschliche Gefühl.

Um die Zeit, da die zwölfjährige Waffenruhe den Niederländern einige Zeit zum

Erweiterung der holländischen Seefahrten. Sammeln ihrer nationalen Kräfte und Güter gewährte, war ihr großer Seemann Cornelius Matelief bemüht, durch Waffengewalt und Staatskunst die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft in dem östlichen Archipel zu erschüttern, da und dort folgenreiche Verbindungen anzuknüpfen und die erworbenen Handelsgebiete durch Anlegung von Festen zu sichern. Er richtete zuerst die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Theepflanze in China; er verschaffte sich eine eingehendere Kunde über den geheimnisvollen Staat Japan, wo kurz nachher die Niederländer mit Einwilligung des Oberherrn die Erlaubnis zu einer Handelsniederlassung mit ausgedehnten Vorrechten erhielten; er brachte von Siam und andern indischen Ländern Geschenke für Moritz mit. Nach seinem Plan nahm Peter Both, der erste Generalgouverneur des Niederländischen
1610. Indiens, seinen Sitz in Bantam auf Java, ebenso sein zweiter Nachfolger, Lorenz Reaal, zugleich Dichter und Kriegsheld. Dem Gouverneur stand ein „Rat von Indien" zur Seite. Je länger der spanisch-niederländische Krieg andauerte, desto mehr stieg die Gefahr für die pyrenäische Monarchie, daß die Errungenschaften der portugiesischen Heldenzeit den ketzerischen Holländern in die Hände fallen würden. Die indischen Fürsten, mit den Portugiesen schon lange in Feindschaft, ließen sich gern zu Handelsverträgen herbei, in welchen sie den neuen europäischen Kaufleuten wichtige Monopole zusicherten. Nach allen Weltgegenden waren die Blicke des unternehmenden Handelsvolks gerichtet. Im Auftrag einer niederländischen Gesellschaft umfuhr Schouten aus Hoorn die Südspitze Amerikas, dessen äußerstes Ende er nach seiner Vaterstadt Kap Hoorn nannte, und entdeckte eine Menge Inseln, eine reiche Ernte für die Zukunft. Um die Zeit, da in Deutschland der Dreißigjährige Krieg wütete, gründete der Generalgouverneur van den Broek den Handelsort Batavia auf Java, der bald zu einer bevölkerten Stadt anwuchs und der Hauptsitz der ostindischen Gesellschaft ward. Doch machten ihnen schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Engländer bedeutende Konkurrenz. Auch nach Nordamerika richteten die Niederländer bereits ihre Blicke: Henry Hudson ein in holländische Dienste getretener englischer Seefahrer, legte den ersten Grund zu einer Kolonie „Neu-Niederland", aus welcher in der Folge, als sich die Engländer des Ortes bemächtigten (1664), die Stadt New York hervorging. Nach Entdeckung der nach ihm benannten Hudsonsbai von dem englischen Schiffsvolk verlassen, starb er den Hungertod in der Wildnis. Als die zwölfjährige Waffenruhe zu Ende ging und der Krieg von neuem ausbrach, wurde nach dem Vorbild der ostindischen Handelsgesellschaft die Westindische Kompanie in fünf Kammern errichtet (1621), die, wenn sie auch nicht so glänzende und dauernde Erfolge errang, wie die ältere Verbindung, doch in Brasilien und auf verschiedenen westindischen Inseln feste Anhaltspunkte gewann und den Spaniern in ihren eignen Reichen entgegentrat. Noch lange feierte das niederländische Volk in Lied und Spruch den kühnen Admiral Peter Hein, der 1628 die spanische Silberflotte wegnahm und glücklich heimbrachte. Er legte elf Millionen Gulden in den öffentlichen Schatz und erhielt für seine That ein Geschenk von tausend Gulden. Auf der brasilischen Küste gewannen die Holländer wichtige Handelsstationen und im Karibischen Meer erwarben sie (1634) die Insel Curassao, die für die ganze Folgezeit in niederländischem Besitz geblieben ist. Einen neuen Aufschwung nahm die Kolonisation in Südamerika, als die Westindische Kompanie den tapfern Johann Moritz von Nassau, einen Verwandten des Statthalters, in ihre Dienste nahm und ihn mit Schiffen und Mannschaft reichlich ausstattete. Bald war das ganze Handelsgebiet von Bahia, Pernambuco, Parahiba und Rio Grande in Brasilien in niederländischen Händen. Auf der Stelle des zerstörten Olinde erhob sich die „Moritzstadt". Doch bot die westliche Hemisphäre der niederländischen Handelspolitik keine so glänzende Zukunft wie die östliche.

Die Waffenruhe gewährte dem niederländischen Volk eine kurze Pause in dem vierzigjährigen Freiheitskampf, ein Ausruhen von übermäßiger Anstrengung, ein Sammeln und Ordnen der aufgeregten und zerstreuten nationalen Kräfte. Ohne daß man von den Unternehmungen in die Ferne, von dem Erwerben neuer Handelsniederlassungen abstand, richtete man zugleich den Blick auf das Nahe und Heimische. Die Schiffsbaukunst wurde eifrig gefördert; die städtische Gewerbsamkeit kam in Aufschwung; reformierte Auswanderer verschiedener Nationen ließen sich in den holländischen und zeeländischen Hafenstädten nieder und belebten Handel und Industrie. In den nördlichen Gewässern erwarben die seekundigen Küstenbewohner den Hering- und Walfischfang, der bald eine ergiebige Quelle neuer Einkünfte ward; durch Abdeichung und Trockenlegung inländischer Seen und Moräste gewannen die Holländer und ihre Grenznachbarn urbares Land zu Schafweiden, zur Viehzucht, zu Hanfbau, zu landwirtschaftlichen Anlagen. Amsterdam, Rotterdam, Middelburg u. a. O. wurden Märkte und Stapelplätze für Korn und andre Landesprodukte, wie für die Kolonialwaren, die auf den Schiffen der Zwischenhändler aus allen Weltgegenden herbeigeschafft wurden. Schiffahrt und Großhandel hatten im siebzehnten Jahrhundert in den vereinigten Niederlanden ihre eigentliche Heimat und Wohnstätte. Die Bank von Amsterdam war die älteste in Nordeuropa und die erste in der Welt; dreihundert Millionen in Metall lagen zur Zeit des Westfälischen Friedens in ihren Kellern. So schuf die Freiheit und Unabhängigkeit, die in den Bewohnern Rührigkeit und Selbstvertrauen weckte, das unscheinbare, von der Natur nicht begünstigte Land zu einem blühenden Staat um. Nur schade, daß in der Folge, als der durch die patriotischen Anstrengungen erzeugte Aufschwung der Seele in seiner Spannkraft nachließ, ein kleinlicher Handels- und Krämergeist, eine materialistische Weltanschauung und eine selbstsüchtige Politik die höheren Interessen allmählich zurückdrängte und dämpfte und einer engherzigen egoistischen Auffassung der öffentlichen Dinge im Innern und nach außen die Stätte bereitete! Nationale Energie.

2. Wissenschaft und Litteratur.

Neben den materiellen Gütern wurden auch die idealen Seelenrichtungen, die in Litteratur und Kunst ihren Ausdruck suchen, gepflegt und gefördert. Die Einwohner der nördlichen Landschaften hatten mit eigner Kraft, wenig unterstützt durch das Ausland und ohne die verderbliche Beihilfe fremder Kriegsknechte und Reisläufer, den Kampf um das Heiligste der Menschheit, um die Freiheit des Glaubens und Denkens und um die nationale Existenz wider den mächtigen Feind im Süden ausgefochten und ihn in drei Weltteilen bedrängt. Was war natürlicher, als daß ein vaterländisches Hochgefühl sich im Busen regte, das nach Ausdruck im heimischen Idiom rang? So wurde die politische Freiheit auch zugleich die Geburtstätte der holländischen Sprache und Litteratur. Wie Wissenschaftliche Studien.

in Deutschland zu Anfang der Reformation eine zweifache Strömung geistiger Thätigkeit zu Tage kam, eine humanistische, die vom Altertum Sprache und Form entlehnte, und eine volkstümliche, welche die unbehilfliche und spröde Redeweise des Volks zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen machte; so auch am Ende desselben Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des folgenden in den Niederlanden. Und auch darin zeigt sich eine Ähnlichkeit, daß hier wie dort eine neugegründete Universität den Herd und Brennpunkt der geistigen Thätigkeit bildete. Wie Wittenberg die reformatorischen Geister in Deutschland anzog, so Leiden in Holland. Wir wissen, daß die Hochschule eine Belohnung für die heldenmütige Verteidigung der Stadt sein sollte. Es scheint, daß der Schwung der Seele, der bei jener glorreichen That so gewaltig mitwirkte, auch der neuen Schöpfung zu teil ward. Denn schon bald nach ihrer Gründung inmitten der Kriegsstürme, wurde Leiden die Pflanzschule der Altertumswissenschaft, die den Ruhm der holländischen Philologie in die weite Welt trug, der Wirkungskreis für Gelehrte, die wie Lipsius, Gerhard und Isaak Vossius, Scaliger, Meursius, Daniel Heinsius die Werke der Alten zum Gegenstand ihres Fleißes, ihrer Forschung, ihrer Studien machten, mit solchen Erfolgen, daß ihre Ausgaben, Kommentare, Kollektaneen noch bis zum heutigen Tag eine Fundgrube gelehrten Wissens und Sammelns bilden. Der erste Kurator, Douza, Herr von Noordwyk, ein tapferer Streiter im Unabhängigkeitskrieg, war zugleich lateinischer Dichter, und nebst seinem frühe verstorbenen Sohn ein Forscher in der Geschichte seines Vaterlandes. In Leiden erlangte im Jahr 1597 Hugo Grotius (de Groot) aus Delft in seinem fünfzehnten Jahr die Doktorwürde, derselbe Jüngling, der seinen Gönner Oldenbarneveldt bald nachher an den französischen Hof begleitete und in der Folge als Staatsmann und Gelehrter, als Dichter und vaterländischer Geschichtschreiber, als Begründer des Staats- und Völkerrechts nach den Grundsätzen der Alten sich so hohen Ruhm erwarb. Alle Ideen, die seit Luthers Tagen in der protestantischen Welt gährten, zu einem System zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten. Neun Jahre später wurde auch zu Franeker in Friesland eine Hochschule gegründet, die jedoch im folgenden Jahrhundert durch Groningen verdunkelt ward. Auch Leiden erhielt später eine strebsame Nebenbuhlerin in der Utrechter Universität. Auf beiden am Alten Rhein gelegenen Hochschulen pflanzte sich durch das ganze siebzehnte Jahrhundert der Ruhm der holländischen Gelehrsamkeit, vor allem der Kenntnis und Durchforschung der antiken Welt fort. Hemsterhuis hat zuerst der griechischen Sprache eine feste wissenschaftliche Grundlage verliehen. Die Buchdruckerkunst, schon seit den Tagen Gutenbergs in Holland bekannt, ja nach der Annahme einheimischer Forscher dort zuerst erfunden durch Coster (IX, 305), hob sich besonders durch die Familie der Elzeviera in Leiden und Amsterdam. In der letzten Stadt wetteiferte das „Athenäum“, eine

Art freier Hochschule, mit den Universitäten des Landes in der Pflege der Wissenschaften und der Litteratur. Hier wirkte auch in späteren Jahren Gerhard Vossius, Vater mehrerer Söhne und Töchter, die sich alle durch hohe Begabung und vielseitige Kenntnisse auszeichneten.

Hugo Grotius, am 10. April 1583 in Delft von wohlhabenden Eltern geboren, erregte schon in seiner Jugend durch seine ungewöhnlichen Talente und den großen Umfang seiner Kenntnisse die Aufmerksamkeit der hervorragenden Männer seines Volks und erlangte bald einen europäischen Ruf. Keiner war in den Werken des Altertums so belesen wie er; keiner beherrschte in gleichem Grad das ganze Gebiet des Wissens, so weit es zu jener Zeit erschlossen war. Er war Rechtsgelehrter, Philosoph, Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter; und wenn er auch bei Abfassung seiner Schriften sich meistens der lateinischen Sprache bediente, so war ihm doch auch das heimische Idiom geläufig. Wir wissen, daß schon Heinrich IV. von Frankreich dem angehenden Jüngling Beweise seiner Anerkennung gegeben. Auch bei dem Statthalter Moritz stand er anfangs in hoher Gunst. In seiner Begleitung machte er jene von ihm dichterisch beschriebene Fahrt längs der Küste von Scheveningen in einem Wagen, der vermittels angebrachter Segel vom Wind fortgetrieben ward. Wir werden bald erfahren, wie sehr wenige Jahre später dieses Verhältnis sich änderte, wie schwer Hugo Grotius unter der Feindschaft des Statthalters und seiner calvinistischen Parteigenossen zu leiden hatte! Zum Ratspensionär von Rotterdam ernannt, legte Hugo Grotius Hand an die berühmte Geschichte der Niederlande während der Freiheitskämpfe bis zum Friedensschluß von 1609. Er verfaßte das Werk im Auftrag der Generalstaaten, denen es auch gewidmet ist, und verbesserte sein ganzes Leben lang daran. Doch wurde es erst nach seinem Tod gedruckt. Den Tacitus in Form und Sprache zum Vorbild nehmend, bezeichnete er wie der Römer die Periode vor seiner Zeit als „Annalen", seine Zeitgeschichte dagegen als „Historien". So vorteilhaft diese Nachahmung für die freisinnige Behandlung der Geschichte selbst war, so nachteilig erwies sie sich in Beziehung auf Stil und Darstellung. Die Sprache ist schwerfällig, die Wendungen und Ausdrücke oft gesucht und unnatürlich verbunden, der Sinn nicht selten dunkel. Aber an unparteiischem freisinnigen Urteil, an kunstreicher Verbindung der Einzelbegebenheiten zu einem Ganzen, darf sich das Geschichtswerk mit jedem andern seiner Zeit messen. — Während seiner Gefangenschaft auf der Festung Löwenstein, setzte Grotius seine schriftstellerische Thätigkeit mit Eifer fort. Zu dem Zweck war ihm die Benutzung seiner Bibliothek gestattet, wodurch seine Befreiung herbeigeführt wurde. Er pflegte nämlich von Zeit zu Zeit eine große Kiste mit Büchern kommen zu lassen und in derselben diejenigen Werke, deren er nicht mehr bedurfte, zurückzuschicken. Daran waren die Wächter so gewöhnt, daß sie zuletzt die Kiste undurchsucht wegtragen ließen. Dies benutzte Hugos Frau, Maria von Reigersberg, welche die Erlaubnis erlangt hatte, die Tage der Gefangenschaft mit dem Eheherrn zu teilen, um statt der Bücher den Gatten selbst in der Kiste zu entführen. Er wurde glücklich nach Gorkum geschafft, von wo er über Antwerpen nach Paris entfloh. — Mit dieser Begebenheit trat in Hugo Grotius eine Wandlung ein, die sein späteres Leben von seinem bisherigen durch eine weite Kluft schied. Nicht nur daß in seinen äußerlichen Verhältnissen Beschränkungen und Nahrungssorgen eine freudlose Existenz herbeiführten, indem weder die von König Ludwig XIII. ihm gewährte Unterstützung, noch das geringe Honorar für seine schriftstellerischen Arbeiten zu einem sorgenfreien Leben mit einer Familie hinreichten, auch seine bisherigen Ansichten und Grundsätze erfuhren eine Veränderung. Aus dem freidenkenden Republikaner wurde ein Hofmann, ein Fürstendiener, zuweilen ein Fürstenschmeichler; aus dem auf-

Hugo Grotius.

März 1621.

richtigen Protestanten ein schmiegsamer nachgiebiger Vermittler und Achselträger. Er hielt sich fern von den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. und Richelieu bekriegt wurden, teils aus religiösen Motiven, weil sie die Beschlüsse der Dordrechter Synode anerkannten, teils aus Politik, um nicht die königliche Ungnade auf sich zu laden; er trug sich mit dem Plan, durch Ausgleichung der streitigen Lehrbegriffe eine Vereinigung der christlichen Konfessionen, eine Versöhnung der religiösen Gegensätze zu bewirken; er lieh seine Feder dem König, der ihm einen Jahrgehalt reichte. In diese Jahre fällt sein berühmtestes Werk über das Kriegs- und Friedensrecht, durch das er der namhafteste Begründer des Völker- und Staatsrechts nach den Autoritäten des Altertums geworden ist. In der Stille eines Landguts unweit Senlis ausgearbeitet, wurde das Buch de jure belli et pacis bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Man kann sich kaum eine größere Verschiedenheit in der prinzipiellen Auffassung von Königtum und Volksrecht denken, als wenn man dieses in der Atmosphäre des beginnenden monarchischen Absolutismus Frankreichs verfaßte Werk mit den Annalen und Historien vergleicht, die Hugo Grotius in dem erhebenden Vaterlandsgefühl der errungenen Freiheit in der republikanischen Luft seiner Heimat niedergeschrieben hat. Während er hier unumwunden die Volkssouveränität als Quelle aller Herrschermacht anerkannte, die Hoheit der Nation über jede Staatsgewalt setzte und den Abfall der Niederlande als einen gerechten Kampf der Unterdrückten gegen die Bedrücker hinstellte, redet er in dem Buch „Vom Recht des Kriegs und Friedens" dem Absolutismus das Wort, wie er damals von den Stuarts versucht, von den Bourbons begründet ward. Das Volk ist ihm eine unmündige Menge, die eines Vormunds und gesetzlichen Hauptes bedarf; und es ist eben so berechtigt, sich in die Gewalt eines Einzigen zu begeben, wie der einzelne Mensch sich in Sklaverei begeben mag. Gegen das Oberhaupt Waffen zu ergreifen, ist unter keinen Umständen erlaubt; auch Glaubenszwang berechtigt nicht zur Gegenwehr. Schließt der König mit seinen Unterthanen Verträge ab, so ist er zwar von Gottes- und Rechtswegen verbunden, sie zu halten; hält er sie aber nicht, so kann ihn niemand dazu zwingen. Kein Wunder, wenn spätere freisinnige Schriftsteller, wie Rousseau, dem niederländischen Gelehrten vorwerfen, er habe aus Wohldienerei gegen Ludwig XIII., dem das Buch gewidmet ist, solche Grundsätze aufgestellt. — Nach Moritzens Tod wagte Hugo Grotius, im Vertrauen auf die frühere Gunst des neuen Fürsten Friedrich Heinrich, nach Holland zurückzukehren; er hoffte an dem Athenäum in Amsterdam eine Anstellung zu finden; aber der Haß seiner Feinde war durch das elfjährige Exil nicht versöhnt worden; man fürchtete, er könne bei dem Statthalter Einfluß gewinnen und der Politik eine andre Richtung geben, und forderte die Erneuerung der Verbannung auf Lebenszeit. Die Bewegung gegen ihn nahm eine so drohende Gestalt an, daß er dem Sturm zu entgehen beschloß. Grollenden Herzens verließ er sein Vaterland zum zweitenmal im April 1632 und begab sich nach Hamburg. Gustav Adolf hatte den Plan, den gelehrten Staatsmann in seine Dienste zu ziehen; der Tod des Königs bei Lützen verzögerte die Ausführung. Aber Oxenstierna vollzog den Willen seines Monarchen. Er ernannte Hugo Grotius zum schwedischen Staatsrat und schickte ihn als Gesandten nach Frankreich. Am 6. März 1635 wurde derselbe dem Hof in Paris vorgestellt und nahm dann in der nämlichen Stadt, wo er einige Jahre zuvor als hilfesuchender Flüchtling geweilt, als Vertreter einer der größten Kriegsmächte jener Zeit seinen Aufenthalt. Zehn Jahre, von 1635—1645, versah Hugo Grotius den Posten eines Botschafters zur großen Zufriedenheit Oxenstiernas und der Königin Christine. Wie hätte auch der schwedische Kanzler, dessen eifrigstes Anliegen es war, den Kriegsbund mit Frankreich zu befestigen und zugleich seinem Vaterland eine geachtete Stellung in der europäischen Staaten-

familie zu erringen, einen geeigneteren Durchführer seiner Ideen finden können, als den in religiösen Dingen so toleranten, in der Politik so erfahrenen und einsichtsvollen Niederländer? Mittlerweile hatte auch in Holland eine versöhnlichere Stimmung gegen den berühmten Landsmann Wurzel geschlagen. Als er auf seiner Rückreise nach Stockholm durch Amsterdam kam, wurde er mit der größten Auszeichnung empfangen. Darum faßte er den Plan, seine letzten Tage in seiner Heimat zu verleben. Aber das Schicksal hatte anders beschlossen. Kaum hatte er in Schweden seine Entlassung erhalten und sich eingeschifft, so erkrankte er auf der See und starb, von einem Sturm an die Küste von Pommern verschlagen, zu Rostock, am 28. Aug. 1645. Seine Leiche wurde nach Delft gebracht. Erst dem Verblichenen gönnte die Heimat die Ruhestätte, die sie dem Lebenden verweigert hatte. Hugo Grotius hat durch seine zahlreichen Schriften auf die Anschauungen und Denkweise seiner Zeit mächtig eingewirkt. Die Rechtswissenschaft ist durch ihn auf einen höheren philosophischen Standpunkt geführt worden und in die Ansichten über Religion, Staat und öffentliches Leben eine humanere Betrachtungsweise, eine weitherzigere Auffassung gekommen.

Neben der lateinischen Litteratur regte auch die heimische Muse ihre Schwingen. Wir haben schon mehrfach der Rederijker gedacht, jener dichterischen Vereine, welche in Kammern oder Zünfte geteilt, nach Art der deutschen Meistersänger, in den niederländischen Städten den Sinn für volkstümliche Dichtung pflegten und belebten. Wie gering immer der poetische Wert dieser bürgerlichen Dichtungen angeschlagen werden mag, als unmittelbarer Ausdruck der öffentlichen Meinung, der politischen und religiösen Opposition, des satyrischen Mutwillens hatten sie eine litterargeschichtliche Bedeutung. Entstanden in einer Zeit des frischen fröhlichen Volkslebens, bewahrten die Kammern der Rederijker auch stets den Charakter populärer Unmittelbarkeit, realistischen Humors, launenhafter Anspielung auf Personen und Ereignisse der Gegenwart. Aus ihrer Mitte ging das Volksschauspiel hervor, rohe Anfänge der dramatischen Kunst, wobei Szenen des täglichen Verkehrs in historische oder biblische Stoffe eingeflochten waren, oft mit einem politischen Hintergrund und einer patriotischen Tendenz. Zu Albas Zeiten mußten daher die Aufführungen unterbleiben. Bisweilen vereinigten sich mehrere Kammern zu einer gemeinsamen Darstellung, einem „Kamerspel“. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nahm das Volksschauspiel durch die Lustspieldichter Gerbrand, Bredero und Sam. Koster einen frischen Aufschwung. Wie in Frankreich die Bazoche (IX, 337), so entstand in Amsterdam auf Anregung des letzteren ein dramatischer Verein, der regelmäßige Vorstellungen veranstaltete. Mit ihm verband sich eine andre ältere Kammer der Amsterdamer Meistersängerschule, die „in Liebe blühende“ Gesellschaft zu demselben Zweck. Sie gründeten eine Schaubühne, die am 3. Jan. 1638 mit der Aufführung von Vondels „Gijsbrecht van Amstel“ eingeweiht ward, einer dramatischen Dichtung, welche sich bis auf den heutigen Tag als gefeiertes Nationalschauspiel in der Gunst des niederländischen Volks erhalten hat und noch alljährlich um die Weihnachtszeit aufgeführt wird.

Holländische Litteratur. Rederijker und Volksschauspiel.

Das Stück, auf einer wirklichen oder sagenhaften Begebenheit der holländischen

Geschichte aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufgebaut, hat seine Hauptbedeutung in seiner patriotischen Tendenz, in der Verherrlichung von Amsterdam und in der Voraussagung der künftigen Größe der Republik und ihrer Hauptstadt.

Coornhert und Spiegel. Diesem poetischen Verein, der sich mit der Zeit zu einer Akademie erweiterte, gehörten auch zwei Schriftsteller an, welche sich um die Hebung und Ausbildung der holländischen Sprache große Verdienste erworben haben: Dietrich Coornhert und Heinrich Spiegel. Coornhert, ein streitbarer vielverfolgter Gegner des römisch-katholischen Gewissenszwanges wie der calvinischen Unduldsamkeit, der in einer Zeit des konfessionellen Hasses den Geist des Christentums in gläubiger Seele zu hegen vermochte, ohne sich dem Dogma einer Konfession völlig anzuschließen, hat Ciceros Schrift „von den Pflichten" und Boetius' „Tröstung der Philosophie" in seine Muttersprache übersetzt, und Heinrich Spiegel, ein Amsterdamer Kaufmann katholischen Glaubens, legte durch seinen Dialog „über die niederdeutsche Sprachlehre" den Grund zu der holländischen Grammatik, mit vaterländischem Sinn gegen ihre Verfälschung durch fremde Sprachmischung warnend, und machte in seinem „Herzspiegel" den Versuch, philosophische Gedanken in der Muttersprache auszudrücken. Bei den Großthaten der Väter beschwor er seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe.

St.-Aldegonde. 1538–1598. Auch der uns wohlbekannte geistreiche Philipp Marnix von St.-Aldegonde, welcher solange dem Oranier und der Geusenpartei mit der Feder und im Rat gedient, und der Kaufmann Roemer Visscher, der joviale Verfasser der „komischen Einfälle" mit martialischer Ironie, waren Mitglieder der „in Liebe blühenden Gesellschaft". St.-Aldegonde, der auf seinem Schloß Westsoeburg bei Vlissingen die letzten Jahre seines Lebens der Poesie und Litteratur widmete, schuf in seinem „Wilhelmus van Nassouwen" dem niederländischen Staat sein wahres Volkslied, das bis auf den heutigen Tag noch in aller Munde lebt, bei jeder Gelegenheit gesungen und gespielt wird, und leistete durch sein satirisches Buch „Der Bienenkorb" („Byekorf"), der heimischen Prosa einen ähnlichen Dienst wie Pascal der französischen; und Roemer Visscher machte sein reiches Haus am „Schreiersturm" im Nordosten von Amsterdam, wo seine geistreichen Töchter Anna und Tessala die Seele einer gehobenen geselligen Unterhaltung waren, zum Sammelplatz vieler Freunde der Künste und Wissenschaften. Unter den Händen dieser Männer und andrer ihrer Zeitgenossen bildete sich eine Litteratur im niederländischen Idiom, welche den gleichzeitigen lateinischen Werken der nach antiken Vorbildern schaffenden gelehrten Schriftsteller das Gegengewicht hielt. Daß sich diese litterarische Thätigkeit in erster Linie religiösen Stoffen zuwendete, lag in der Zeitrichtung. Aber die religiösen Vorstellungen kamen nicht aus Deutschland, sondern aus Frankreich und aus der Schweiz nach den Niederlanden. Hätte die lutherische Bibel und die deutsche Reformationslitteratur ihren Weg nach dem nordwestlichen Nachbarland gefunden, so wäre dadurch vielleicht

eine Annäherung der beiden verwandten Völker entstanden, die von den wichtigsten Folgen hätte werden können; allein als in Deutschland die kirchenbildende Kraft in Thätigkeit war, da gehorchten die burgundischen Provinzen von den Ardennen bis zur Nordsee ruhig und geduldig den Religionsedikten Karls V.; und als hier die reformatorischen Bestrebungen erwachten und zu neuen kirchlichen Gestaltungen drängten, da war schon der konfessionelle Hader über das evangelische Deutschland hereingebrochen und hatte den Nerv der frischen Begeisterung getötet. So gingen denn die beiden stammverwandten Völker ihre gesonderten Wege, und mit dem Calvinismus zogen französische Sympathien in das Land an den Mündungen und Armen des Rheinstroms.

In den litterarischen Kreisen, die sich im Hause Roemer Visschers zu versammeln pflegten, verkehrte auch Peter Cornelius Hooft, Sohn des Amsterdamer Bürgermeisters und das talentvollste und strebsamste Mitglied der „in Liebe blühenden Gesellschaft". Aber um die Scheide des Jahrhunderts begab er sich nach Italien, dem Mutterland der klassischen Litteratur. Dort wurde er von der Anmut der Sprache und den Reizen der dichterischen Formen so hingerissen, daß er nach seiner Rückkehr nichts eifriger erstrebte, als diese klassische Schönheit seinen Landsleuten mitzuteilen. Und doch war damals schon längst der Geist aus dem schönen Gefäß entwichen, der göttliche Odem der echten Poesie unter dem schimmernden Gewande verflogen; Marini thronte auf dem Gipfel des Parnasses (X, 350). Nach diesen Vorbildern verfaßte Hooft nun eine Menge poetischer Werke, bald erotisch-lyrischer Haltung, bald Schäferspiele (Granida), bald regelrechte Tragödien mit eingemischten Chorgesängen (Baeto, Gerard van Velzen, aus Hollands früherer Geschichte), welche alle die Kunstschule verraten, aus der sie hervorgegangen. Wie sehr auch die Zeitgenossen die Korrektheit der Sprache und des Versbaues bewundern mochten, der Wohlklang und die natürliche Grazie der italienischen Poesie konnten doch nicht an die Gestade der Nordsee verpflanzt werden, und der Mangel an Phantasie und schöpferischer Kraft wurde durch die Künsteleien der Form und die berechneten Spiele des Witzes nicht ersetzt. Auch als Geschichtschreiber der Freiheitskämpfe seines Volks, im Stil und Geist des Tacitus legte er großen Wert auf glänzende Darstellung. Bei Hooft wie bei seinen Zeitgenossen und Mitbewerbern um die Palme der Historiographie, Bor und Hugo Grotius, erkennt man deutlich, von welchem Hochgefühl die Herzen der Niederländer über die Großthaten ihrer Nation durchdrungen waren. Denkwürdige Ereignisse und ruhmvolle Unternehmungen reizen die Begierde der Berichterstatter, durch schwungvolle Erzählung den Handelnden näher zu rücken und einen Anteil an der Ehre davonzutragen.

Hooft. 1581—1647.

In Muidens-Schloß, der schönen Sommerwohnung Hoofts, wo sich ein Kreis gebildeter Herren und Frauen zu Gesang, Poesie und geistvoller Unterhaltung zu versammeln pflegte, sah man mit der aristokratisch-patriotischen Gesellschaft einen jungen Mann im Verkehr, der die Niedrigkeit seiner Herkunft durch

Vondel. 1587—1679.

den Glanz seines Geistes und Talentes in Vergessenheit brachte. Es war Joost van den Vondel, der gefeiertste Dichter Hollands, dessen obenerwähntes Nationalschauspiel Gijsbrecht van Amstel eine neue Ära in der dramatischen Poesie schuf und bei der alljährlich wiederholten Aufführung stets die Herzen der Zuschauer mit patriotischer Begeisterung füllte. Der Sohn eines niederländischen Strumpfwirkers und Wiedertäufers, welcher zur Zeit der Verfolgung nach Köln geflohen war, erblickte Vondel in der deutschen Rheinstadt das Licht der Welt, kehrte aber in der Kindheit mit den Eltern nach Amsterdam zurück, um dort sein ganzes langes Leben zu verbringen. Die geringe Bildung ersetzte er durch angeborne poetische Begabung, durch feinen Sinn und Takt für dichterische Formen und durch spätere anhaltende Studien. Dem schöngeistigen Kreise auf Muidens-Schloß, dem Umgang mit Hooft, Huygens, Reael, Barläus und Roemer Visschers Tochter Tessala, der talentvollen Übersetzerin des Tasso, wurde Vondel entfremdet durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche (1639). Anfangs ein eifriger Freund der freieren Arminianischen Religionsrichtung der Remonstranten, in welcher Periode er die politische Satire „Palamedes“ und das rührende Gedicht „Das Stöckchen Oldenbarneveldts“ verfaßte, gab er sich später gefangen unter die Macht der Phantasie und eines mystisch-poetischen Zuges in seiner Natur. Durch diesen Abfall von der Religion seines Volks und durch seine ausgesprochene Vorliebe für die Stadt Amsterdam und ihre aristokratische Geistesrichtung hat er sich manche Gegner in dem calvinistisch-oranischen Holland erweckt.

Vondel versuchte sich in verschiedenen Dichtungsarten: er verfaßte Oden und Satiren, er übersetzte die Psalmen und die Werke Virgils und Ovids; die lyrischen und beschreibenden Gedichte und Epigramme wurden von den Zeitgenossen um ihrer natürlichen Anmut willen hoch gefeiert. Wie kein andrer Dichter wußte er der spröden holländischen Sprache Wohllaut und Eleganz zu verleihen. Auf Hugo Grotius verfaßte er ein Lobgedicht, das von seiner großen Verehrung und Bewunderung für den Verbannten Zeugnis gibt; in einem andern pries er den Nordwind, der dessen längeres Verweilen bei der Durchreise in Amsterdam bewirkt habe. Den größten Ruhm erwarb Vondel jedoch durch seine dramatischen Arbeiten, seine geistlichen und weltlichen Schauspiele, die er nach antiker Weise mit Chorgesängen durchflocht. Man bewunderte die Fülle der Gedanken, die Tiefe der Gefühle, das dramatische und lyrische Pathos, und übersah die mangelhafte Anlage und Komposition der Stücke und das Eintönige der langen Monologe. Am gefeiertsten sind die biblischen Tragödien „Jephtha“, „Adams Verbannung“ und „Luzifer“. In dem letzten Stück, worin die Empörung Luzifers, des über die künftige Herrlichkeit und Glorie des neugeschaffenen Menschenpaares neidischen Erzengels und seiner dienstbaren Geister gegen den Allmächtigen, der Sturz der Ungetreuen und die Verführung Evas durch deren Rache dargestellt ist, war Vondel der Vorläufer Miltons, welcher vierzehn Jahre nachher im sechsten Gesang seines „Verlornen Paradieses“ denselben Gegenstand episch behandelte. Die Geistlichkeit erblickte in der mit Engelschören durchflochtenen Tragödie, die ihren Schauplatz im Himmel hat, eine Profanation und bewirkte daher ein Verbot der Aufführung.

Cats. 1577–1660. Wenn Vondel durch Phantasie, durch angebornes Talent und poetische Kraft hervorragte und die Leser und Zuschauer über Zeit und Gegenwart hinaus-

riß, so bewegte sich ein andrer berühmter Dichter aus jenen gehobenen Lebenskreisen, der Ratspensionarius Jakob Cats, auf dem Boden seiner Heimat, in den Anschauungen und Vorstellungen seiner Landsleute, in der moralischen und praktischen Empfindungswelt der ehrbaren, gebildeten, tugendreichen Gesellschaft seiner Zeit. Auch er war das Haupt eines geistreichen litterarischen Kreises in Dordrecht, der sich um Anna, Tessalas Tochter, zu versammeln pflegte. Ein echter Volksdichter, verständig, unterhaltend, ein anmutiger Erzähler in redseliger Breite, war Cats der Liebling der ehrsamen bürgerlichen Gesellschaft der Niederländer, der er zugleich Belehrung und Unterhaltung gewährte, die er zugleich erheiterte und zufrieden machte, der er das Lebensglück nur in Verbindung mit Sittlichkeit, Mäßigung und Vernunft zeigte. „Vater Catsens Buch“, eine Sammlung von Lehrgedichten, Erzählungen, Beispielen und Allegorien von vorherrschend moralischer Tendenz, war über ein Jahrhundert das verbreitetste Lesebuch in den holländischen Familienkreisen, wie in Frankreich Lafontaine, in Deutschland Gellert. Ein gottesfürchtiger, redlicher, wohlwollender Bürger, Vater und Freund, galt Cats seinen Landsleuten als Muster weiser Selbstbeschränkung, als Lehrer häuslicher Tugend, als Wegweiser zu einem Leben „in Ehren und in Sittsamkeit“, ausgeschmückt durch erlaubte Freuden und Genüsse, ungetrübt durch aufregende Leidenschaften. Unter seinen lehrhaften Erzählungen werden „Der Trauring“ und „Die Ehe“ für die bedeutendsten gehalten. Bezeichnend für seine Lebensauffassung, worin biblische Frömmigkeit mit einer gewissen praktischen Weltklugheit verbunden erscheint, ist seine eigne Selbstbiographie in gereimten Versen.

Aus jener klassischen Periode, auf welche noch jetzt die Holländer als auf die Geburts- und Bildungsstätte ihrer nationalen Schriftsprache mit Bewunderung zurückschauen, sind noch manche Namen und Werke von Dichtern erhalten, die anregend und belebend auf die Zeitgenossen gewirkt haben, wie der Elegiker und Satiriker de Decker, der sinnig beobachtende Epigrammendichter Konst. Huygens, dem man die schöne schattige Allee zwischen Haag und Scheveningen zu verdanken hat, wie Anslo, der gleich Vondel in Italien zur katholischen Kirche übertrat, und dessen beschreibendes Gedicht „Die Pest von Neapel“ von großem Talent Zeugnis gibt, wie der streng moralische Kamphuizen und der beschreibende Dichter van der Goes, aber keiner erreichte den Ruhm von Vondel und Cats; der französische Geschmack, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die Niederlande eindrang, hat die Erinnerung an diese Sterne zweiter Größe aus der vergangenen Blütezeit hinweggefegt. *Huygens, Goes u. a.*

3. Religiöse Parteiung. Synode zu Dordrecht.

Zu den namhaftesten Professoren der Universität Leiden gehörte Jakob Arminius. Geboren in Südholland von bürgerlichen Eltern, hatte er in seiner Heimat, in Deutschland, in Genf theologische Studien gemacht, auf einer italienischen Reise in Rom „das Geheimnis der Bosheit“ ärger gefunden, als er es sich jemals gedacht, und war dann durch Forschen in der Schrift, durch philosophisches Nachdenken und durch seine zur Milde neigende Natur zu gemäßigteren *Remonstranten und Kontraremonstranten. Arminius. 1560–1609.*

Ansichten über Prädestination und göttliche Gnade gekommen. Mehr den Ansichten Zwinglis huldigend, strebte er, im Gegensatz zu den eifrigen Calvinisten, nach einer näheren Verbindung von Kirche und Staat, und suchte Calvins strenge Lehre von der Gnadenwahl nach dem natürlichen Gefühl der Freiheit und der Allgemeinheit der Gnade Gottes zu mildern. Handelsrücksichten und Weltverkehr, Bildung und der politische Grundsatz, daß die Kirche unter der Staatsgewalt stehen müsse, zogen das Patriziat auf diese Seite. Die Vorfechter der aristokratischen Republik, an deren Spitze Oldenbarneveldt und Hugo Grotius, damals Pensionär von Rotterdam, stimmten für die mildere Auffassung. Die calvinischen Eiferer, welche nicht nur die Katholiken, sondern auch die harmlosen Mennoniten in Friesland und die zerstreuten lutherischen Gemeinden unterdrückt wissen wollten, erfuhren von dieser Seite scharfe Zurückweisungen. Man drang auf eine Revision der symbolischen Bücher, des Heidelberger Katechismus, des belgischen Glaubensbekenntnisses. Dagegen verfocht des Arminius' Amtsgenosse, Franz Gomarus, geboren in Brügge, der in Heidelberg seine Jugend verbracht und seine Erziehung genossen hatte, den Calvinismus sowohl in der Lehre von der Prädestination als in der Scheidung und Unabhängigkeit des kirchlichen Organismus von der Staatsgewalt. Zu seiner Ansicht bekannte sich die Mehrheit der großenteils in Genf gebildeten Geistlichen und des von ihnen geleiteten Volks, welches jeden Angriff auf die Prädestination als einen ersten Schritt zur Rückkehr zum Papsttum betrachtete und verabscheute. Den Prinzen Moritz, welcher nur Soldat und am allerwenigsten Theolog war, leitete in religiösen Angelegenheiten sein Vetter, Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland. Dazu kam bei ihm die Abneigung gegen die Aristokratie, welche seinem Streben nach ausgedehnterer Gewalt und Autorität entgegenwirkte. Der Streit nahm mit jedem Jahr an Heftigkeit zu; da und dort kam es zu ärgerlichen Auftritten, zu gespaltenen Gemeinden, zu Strafmaßregeln gegen widerspenstige Prediger. Umsonst suchten die Arminianer in einer den Staaten von Holland überreichten Vorstellung, „Remonstranz", ihre Doktrinen in fünf Sätzen zu rechtfertigen und durch eine Synode Glaubensfreiheit zu erlangen; umsonst suchte Grotius in beredten Worten darzuthun, daß die streitigen Punkte nicht zum Wesen des Christentums gehörten und daß man, ohne das Band der Liebe, der Eintracht und des kirchlichen Friedens zu zerreißen, darüber verschiedener Meinung sein könne; der Zeitgeist war den „Remonstranten" entgegen. Die mächtige Partei der Gomaristen bekämpfte die Eingabe durch eine Gegenschrift, „Kontraremonstranz" und drang auf die Unterdrückung der Irrlehrer. Selbst der gekrönte Theolog Jakob I. von England schalt die Remonstranten Ketzer und Sektierer und drohte, daß keiner seiner Unterthanen die verpestete Hochschule in Leiden besuchen solle.

Gomarus. 1563—1641.

Der Statthalter und die Aristokratie.

Als die Aufregung unter dem Volk einen Grad erreichte, daß das friedliche Zusammenleben und die bürgerliche Ordnung Gefahr zu laufen schien, da faßten die von Oldenbarneveldt geleiteten holländischen Staaten den Beschluß,

besoldete Stadtwachen (Waardgelders) anzuwerben, um die bedrohten Arminianer zu beschützen und jedem Aufruhr vorzubeugen. Infolge dieses Beschlusses wurde in vielen holländischen Städten eine Sicherheitsgarde aufgestellt und dem gewöhnlichen Kriegsvolk, weil die aristokratischen Magistrate demselben nicht trauten, die Beschützung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe entzogen. Besonders in dem ganz remonstrantischen Utrecht und anderwärts wurden besoldete Stadtwachen errichtet. Dies erklärte Moritz für einen Übergriff in seine Befugnisse und trat nun entschieden auf die Seite der Kontraremonstranten, die, abgesehen von Utrecht und einem guten Teil der Provinz Holland, allenthalben das entschiedene Übergewicht hatten. In Utrecht wurde nunmehr die Bürgergarde wieder entlassen, der Magistrat verändert, und zugleich bewirkte der Statthalter bei den Generalstaaten, daß zur Ausgleichung der religiösen und politischen Streitigkeiten eine Synode in Dordrecht angeordnet ward. Vergebens hatte sich Oldenbarneveldt der Berufung der Synode widersetzt; mit einer Stimmenmajorität wurde der verhängnisvolle Beschluß gefaßt. Aber noch ehe die calvinistische Kirchenversammlung, zu der auch Abgeordnete der Reformierten aus England und Schottland, aus Deutschland und der Schweiz eingeladen wurden und erschienen, in Dordrecht zusammentrat, ließ der Statthalter den zweiundsiebzigjährigen Oldenbarneveldt und seine bedeutendsten Anhänger, Hugo Grotius und Hogerbeets, Anwalt von Leiden, und zwei andre verhaften und machte sich die Bestürzung zu nutze, um in allen Städten der Provinz Holland die Magistratsstellen mit Kontraremonstranten zu besetzen und dem oranischen Kriegsvolk die Hut des Landes zurückzugeben. Nun war er Herr und Meister über die Generalstaaten, worin nur Parteigänger des Statthalters Sitz und Stimme hatten, und es fiel ihm nicht schwer, den Beschluß durchzusetzen, daß ein besonderes Tribunal zur Aburteilung der Gefangenen errichtet werden sollte, und dann zu bewirken, daß dasselbe aus entschiedenen Gegnern der Remonstranten und ihrer Häupter zusammengesetzt ward. Der religiöse Parteihaß diente dem Erzürnten zur Folie seiner Rache gegen den ehemaligen Freund. „Ich weiß von keiner Prädestination," soll er einst gesagt haben, „ob sie grau oder blau ist; das nur weiß ich, daß die Pfeifen des Advokaten und die meinigen eine kreischende Dissonanz bilden."

Moritz gegen die Arminianer.

26. Aug. 1618.

Aus dem Charakter der Synode, die vom Herbst 1618 bis zum Frühjahr 1619 in Dordrecht tagte und deren leidenschaftliche Erregtheit einen merkwürdigen Kontrast zu dem sonst so stillen und einförmigen Ort bildete, konnte man einen Schluß ziehen auf den Ausgang der gleichzeitigen Gerichtsverhandlungen gegen Oldenbarneveldt und seine Leidensgefährten. Anstatt daß die kirchliche Versammlung versucht hätte, auf dem Weg freier Diskussion zu einer Verständigung zu gelangen, aus Vorträgen für und wider die Wahrheit herauszufinden und die Freiheit der Gewissen zu wahren, wurden die Remonstranten nicht als gleichberechtigte Konfessionsverwandte zugelassen, sondern auf die Anklagebank verwiesen; und als die Wortführer derselben, an ihrer Spitze der gelehrte Episcopius, der Nachfolger des Arminius auf dem Lehrstuhl zu Leiden, gegen

Die Dordrechter Synode. 1618. 1619.

dieses parteiische Verfahren protestierten, sich aber dennoch zur Verteidigung ihrer Sätze bereit erklärten, wurden sie auf Antrag des intoleranten Bogermann, Predigers zu Leeuwarden, den die Versammlung zum Vorsitzenden gewählt, aus der Synode entfernt und der Beschluß gefaßt, ihre Lehre aus ihren Schriften zu beurteilen. Von welcher Art dieses Urteil sein würde ließ sich zum voraus erraten; es war schon gefaßt, ehe man an die Prüfung ihrer Verteidigungsschriften ging. Die fünf Artikel der Remonstranz wurden für Irrlehren erklärt, alle arminianischen Prediger ihres Amts entsetzt und, falls sie nicht freiwillig zurücktraten und eine „Akte des Ruhestandes" unterzeichneten, des Unterhalts beraubt. Nur wenige nahmen das Almosen eines Sustentationsgehalts als Preis ihres Stillschweigens hin; die meisten zogen vor, unter Not und Elend bei ihren Gemeinden auszuharren und sie im Glauben an die Allgemeinheit der göttlichen Gnade zu stärken, bis der Tod sie erlöste. Manche wurden verbannt oder entzogen sich durch die Flucht weiteren Verfolgungen. Auch die Leidener Universität wurde von dem „remonstrantischen Sauerteig" gereinigt, zum großen Triumph des Königs Jakob, des Todfeindes der Arminianer und insonderheit Oldenbarneveldts, welcher ihn einst durch kluge Unterhandlungen überlistet und zur Abberufung der noch in einigen niederländischen Festungen weilenden englischen Besatzungsmannschaften gebracht hatte.

Verurteilung der Aristokratenhäupter. Den Schluß des Dordrechter Glaubenstribunals bildete eine blutige gewaltsame Katastrophe. Vom März bis zum Mai hatte die Untersuchung gegen die gefangenen Aristokratenhäupter gewährt. Einer der Gefangenen, Ladenberg, hatte sich selbst entleibt, um nicht auf der Folter zu Aussagen gegen seine Freunde gezwungen zu werden. Jetzt sprach der Gerichtshof sein Urteil: Oldenbarneveldt wurde zum Tod verdammt, weil er die Verfassung verletzt, das Band der vereinigten Niederlande zu lösen versucht, die Kirche Gottes verwirrt und sich eigenmächtiger Handlungen in Staats- und Gerichtssachen schuldig gemacht habe. Moritz konnte Begnadigung eintreten lassen; daß er es über sich gewann, den hochverdienten, ihm einst so innig befreundeten Greis seinen Feinden preiszugeben, hat seinem Namen bei der Nachwelt einen dunkeln Flecken angeheftet. Es verdroß ihn, daß der würdige Mann im Gefühl seiner Unschuld und seines makellosen Lebens und Strebens es verschmähte, um Gnade zu bitten, und seine Frau das stolze Selbstgefühl ihres Gatten teilte. Unmittelbar nach Verlesung
24. Mai 1619. des Urteils wurde Oldenbarneveldt auf das Blutgerüst geführt. So endete der Mann, welcher neben Wilhelm von Oranien der Gründer des niederländischen Freistaats gewesen war, noch in seinen letzten Worten beteuernd, daß er niemals ein Landesverräter gewesen war, sondern aufrichtig und fromm als guter Patriot gelebt habe und sterbe. Seine beiden Leidensgefährten Grotius und Hogerbeets wurden, da auch sie nicht um Gnade bitten wollten, zu lebenslänglicher Haft auf dem Schloß Loevestein verurteilt; andre Mitglieder der ehemaligen holländischen Staatenversammlung wurden des Landes verwiesen. Die Befreiung und weiteren Lebensschicksale von Grotius sind uns aus den früheren Blättern bekannt.

Die Kontraremonstranten verfolgten ihren Sieg aufs äußerste, und Moritz, der

Sohn des toleranten Schweigers und selbst in Glaubenssachen human und verträglich, mußte sich in den Dienst einer unduldsamen, hartherzigen Partei geben, die ihm bald über den Kopf wuchs und ihn nötigte als ihr Haupt aufzutreten und die Fahne des Religionszwangs, die er aus Herrschsucht ergriffen, noch ferner zu tragen. Was in der spanischen Zeit die Calvinisten von ihren katholischen Herrschern erlitten, das fügten sie jetzt ihren Glaubensbrüdern zu. Wie in den Tagen Albas die Reformierten, so wurden jetzt die Remonstranten aus den Kirchen vertrieben und gezwungen, ihren Gottesdienst im freien Feld abzuhalten, nicht selten verhöhnt und mißhandelt von fanatischen Volkshaufen. Erst als sich im Laufe der Jahre die Leidenschaften legten, die Parteistellungen sich änderten und mildere Ansichten wieder eine Stätte in den Herzen der Menschen fanden, erlangten die Arminianer Duldung. Dies geschah aber nicht mehr unter dem Statthalter Moritz; vielmehr sah sich dieser gezwungen gegen seine bessere Überzeugung in der Politik der religiösen Bedrückung zu verharren, wie sehr auch die Republik darüber zu Schaden kam. Die Parteiung lähmte die innere Kraft in dem Augenblick, da ganz Europa in den heftigsten Kriegsflammen entbrannt war und Spinola von neuem alle Kräfte anstrengte, die spanische Herrschaft wieder über das ganze Land auszudehnen. Die beiden Söhne Oldenbarneveldts, welche die Dordrechter Zeloten ihrer Ehren und Ämter beraubt und an den Bettelstab gebracht hatten, machten mit einigen Gesinnungsgenossen eine Verschwörung. Sie wurde entdeckt. Die Hauptschuldigen, unter ihnen der jüngere Sohn, wurden ergriffen und mit dem Schwert enthauptet; der ältere entkam, trat zur katholischen Kirche über und focht in spanischen Diensten gegen sein Vaterland. Unter solchen Eindrücken und in dem peinigenden Gefühl seines Unrechts und der schiefen Stellung, in die er sich hatte drängen lassen, schied Moritz aus dem Leben im 58. Jahr seines Alters. Da er kinderlos war, so folgte ihm sein Bruder Friedrich Heinrich, ein Held wie Moritz, aber von milderer Gesinnung, „dem die leichte gallische Lebenslust aus den Augen lachte“. Der siegreiche Belagerungskrieg vor Herzogenbusch hat ihm einen Platz unter den berühmten Feldherren seiner Zeit verschafft, aber den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Politik der Versöhnung im Innern. Die Bedrückung der Remonstranten hörte auf, die gefangenen Prediger wurden in Freiheit gesetzt, die Flüchtlinge und Verbannten durften zurückkehren, teils für immer, wie Episcopius, teils vorübergehend, wie Hugo Grotius. In kurzem erwarben sich die Arminianer ein durch freisinnige Wissenschaft blühendes Kirchenwesen.

Lage der Remonstranten u. Moritzens Ausgang.

23. April 1625.

4. Die Niederlande im siebzehnten Jahrhundert. Kunstblüte.

Die Niederlande unter Friedrich Heinrich. 1625—1647.

Der große europäische Krieg, der in Deutschland seinen Hauptsitz hatte, warf seine Flammen auch nach den Niederlanden und fachte den Kampf zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden von neuem an. War auch wenig Aussicht vorhanden, daß die Republik der Generalstaaten, welche bereits faktisch von den meisten europäischen Höfen als selbständiger Staat anerkannt und in die europäische Diplomatie und das internationale Gesandtschaftswesen zugelassen worden war, wenngleich die förmliche Anerkennung erst im Westfälischen Frieden erfolgte, jemals wieder unter die fremde Herrschaft zurückkehren werde, so gaben doch die Grenzlande mit ihren meist gemischten Konfessionsverhältnissen manche Gelegenheit zu Eroberungsgelüsten. Die Rivalität steigerte sich, als zuerst Erzherzog Albrecht und dann auch (im Jahr 1633) die

Infantin Isabella aus der Welt ging und bei der Kinderlosigkeit ihrer Ehe die belgischen Provinzen wieder an Spanien zurückfielen und wie ehedem durch einen Oberstatthalter verwaltet wurden. Nun spielte die große europäische Kriegspolitik auch in die Niederlande herein. Während der neue Gouverneur, der Kardinal-Infant Ferdinand, ganz die Interessen und Tendenzen der Habsburger Gesamtdynastie teilte, trat Friedrich Heinrich, der von seiner Mutter bourbonisches Blut und französische Sympathien geerbt hatte, mit dem südlichen Nachbarstaat und seinem großen Staatsmann Richelieu in nähere Verbindung. So hatten denn die kriegerischen Ereignisse, die sich in Deutschland in den dreißiger und vierziger Jahren abspielten, auch in den Landschaften an der Maas und den Rheinmündungen entsprechende Bewegungen zur Folge: die spanische Herrschaft in Brabant und Flandern mußte nun nach zwei Seiten Front machen, im Norden gegen die Generalstaaten, im Süden gegen Frankreich. Und bald traten die Niederlande auch noch zu England in gespannte Verhältnisse. König Karl I. hatte seine Tochter Maria mit Friedrich Heinrich verheiratet und wendete sich in seinem Kampf wider das Parlament an seinen Schwiegersohn um Hilfe, während die holländischen Staaten politische Sympathien für die englischen Republikaner empfanden. In diesen und andern widerstreitenden Interessen lag eine reiche Aussaat für innere Kämpfe und Parteiungen verborgen. Die Erfolge in den Landkriegen unter der Führung des Statthalters kamen bei weitem nicht denen zur See gleich; und während jene nur Lasten und schwere Besteuerung zur Folge hatten, brachten die Anstrengungen auf dem Meer Ruhm und Vorteile. Wir wissen, welch glücklichen Fortgang die Unternehmungen der holländischen Seefahrer auf Java und auf den indischen Inseln und Küsten nahmen; jahraus jahrein fuhren reichbeladene Frachtschiffe in die Häfen von Amsterdam und Rotterdam ein und machten Holland zum Weltmarkt für die kostbaren Erzeugnisse des Ostens; wir wissen ferner, mit welchen Aussichten und stolzen Anfängen die Westindische Gesellschaft an der Ostküste von Brasilien und auf so manchen Inseln des Atlantischen Ozeans ihren Fleiß, ihren Unternehmungsmut, ihre Thätigkeit einsetzte. Selbst die Engländer blickten mit Neid und Eifersucht auf den glänzenden Seesieg, worin der Admiral Martin Tromp über die spanische Armada im Kanal triumphierte, vierzig feindliche Schiffe eroberte, versenkte, verbrannte und über viertausend Gefangene der Heimat zuführte (1639). Und schon entfaltete auch der Seilergeselle Michael Adriansſohn de Ruyter von Vlissingen die hohen Talente und Eigenschaften, die ihn zum ersten Seehelden Europas und zugleich zu einem der größten und edelsten Männer seines Jahrhunderts machen sollten. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Kluft zwischen den patrizischen Kaufherren, welche in den Staaten das gebietende Wort führten, und den oranischen Parteigenossen mit den Jahren erweiterte, wenn jene ihr Interesse und ihre Vorliebe der Seemacht und den Handelsunternehmungen zuwendeten, den Aufwand für das Heer und den Land-

krieg nur spärlich und ungern bewilligten und auf einen Frieden und eine dauernde Verständigung drangen. Kamen ja doch die Erfolge der Waffen und Anstrengungen in erster Linie der verbündeten Großmacht zu gute; und welches Interesse konnten die Niederländer haben, wenn an die Stelle der geschwächten spanischen Monarchie das so eroberungslustig aufsteigende Frankreich trat! Auch der Statthalter neigte zum Frieden. Er sollte jedoch den Abschluß der Unterhandlungen in Münster, woran auch holländische Bevollmächtigte teilnahmen, nicht mehr erleben. Schon einige Zeit kränkelnd, starb Friedrich Heinrich am 14. März 1647, dreiundsechzig Jahre alt, allgemein geliebt und geachtet wegen seiner Herzensgüte, seiner humanen Gesinnung und seines edlen Charakters. Sein Sohn Wilhelm, ein feuriger junger Mann von zwanzig Jahren, folgte ihm in allen seinen Würden. Unter ihm kam der Westfälische Friede zum Abschluß, welcher die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten der Niederlande festsetzte und der Bundesrepublik eine selbständige Stellung in der europäischen Staatenfamilie anwies. Aber die Bundesverfassung mit ihren Dissonanzen zwischen monarchischen und republikanischen Tendenzen dauerte fort. Als Wilhelm II. im Begriff stand, den hochmögenden Herren von Amsterdam Schranken zu setzen, wurde er vom Tod dahingerafft. 1650.

So hatten denn die nördlichen Niederlande das höchste Gut erlangt, das einem Volk zu teil werden kann, ein selbständiges nationales Staatsleben, stark und frei im Innern, geachtet und blühend nach außen. Es ist nicht alles in Erfüllung gegangen, was dem großen Wilhelm von Oranien als Ziel seines Schaffens und Strebens vor der Seele gestanden; aber was die durch seine Thätigkeit zu einem Bund vereinigten sieben Provinzen unter seinen beiden Söhnen erreicht haben, konnte er kaum ahnen. Das Land, das von Bauern, Hirten und Matrosen bewohnt, Jahrhunderte lang ein geschichtliches Stillleben geführt und nur durch einige größere Städte mit der gebildeten Welt in Verbindung gestanden hatte, war jetzt ein Handels- und Seestaat ersten Ranges geworden, der in den öffentlichen Angelegenheiten Europas eine gewichtige Stimme führte und sehr oft mit Glück die Rolle eines Vermittlers übernahm, der die erste Marine besaß und in allen Weltteilen zu Hause war, dessen Kauffahrer den Portugiesen und Spaniern in Ostindien und Amerika in den Weg traten und sich neben sie niederließen, dessen Handelsschiffe die Genuesen und Venetianer aus der Herrschaft des Güterverkehrs in der Levante verdrängten, der in Rußland Getreide, Leder und Pelzwerk holte und in der Ostsee den Hanseaten eine empfindliche Konkurrenz bereitete. Mit großem Geschick wußte der neue Freistaat die Zwischenzeit, da das spanische Reich seinem Verfall entgegenging, die englische und die französische Nation noch im Ringen und Werden zu einer Großmacht begriffen waren, zu seiner eignen Erhebung zu benutzen, und das Volk fühlte patriotisch genug, zur Erreichung der nationalen Größe alle Kräfte und Talente einzusetzen.

Erfolge.

Wenn das niederländische Volk, wie wir oben dargethan, schon in den schweren Tagen des Ringens um die nationale Existenz zugleich die Arbeiten des Geistes und der Kultur in Angriff nahm, so wurde auch jetzt über dem Trachten nach äußeren Gütern, über den merkantilen und politischen Interessen die ideale Seite des menschlichen Daseins nicht außer acht gelassen, so wurde auch jetzt

Geistiger Aufschwung.

die Welt des Verstandes und der Phantasie erfolgreich angebaut und gepflegt. In dieser Periode feierte die Altertumswissenschaft ihre höchste Blüte; zu den namhaften Philologen, deren wir oben Erwähnung gethan, kam am Ende des Jahrhunderts noch Perizonius, der in seinen „historischen Animadversionen“, einem Werk voll der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, die Unsicherheit der ältesten römischen Geschichte nachgewiesen und zuerst gelehrt hat, die Überlieferung vorurteilslos, frei und kritisch anzusehen. Nicht minder eifrig wurden die exakten Wissenschaften getrieben: um die reine und angewandte Mathematik erwarb sich neben dem erwähnten Simon Stevin, Moritzens Lehrer, Willibrord Snellius, der zuerst eine wahre Gradmessung anstellte, das Gesetz der Strahlenbrechung aufstellte und noch andre mathematische Probleme löste, große Verdienste; in Zeeland wurde das Fernrohr erfunden, das den Forschungssinn Galileis reizte; auch das Thermometer soll in Holland seine Entstehung genommen haben; bei der Austrocknung der Landseen in Nordholland kam die Mechanik und Hydraulik in Anwendung.

Kunstthätigkeit. Vor allem fanden die schönen Künste, die mit dem wachsenden Reichtum der Völker gewöhnlich Hand in Hand gehen, Pflege und Förderung. Das herrliche Rathaus von Amsterdam, ein Werk Jakobs van Kampen, wurde das achte Wunder der Welt genannt; an dem Mausoleum Wilhelms des Schweigsamen in Delft wetteiferte Architektur und Bildhauerei um den Preis. Die Malerei, wenn sie auch dem idealen Flug der italienischen Meister nicht zu folgen vermochte, hat in der Nachbildung der Natur, in der klaren Auffassung und lebendigen Darstellung der Wirklichkeit eine seltene Höhe und Vollendung erreicht. Wer kennt nicht jene niedere Genremalerei, worin die Zustände des gemeinen Lebens in derber Ungebundenheit aufgefaßt und mit keckem Pinsel in heiterer Komik dargestellt sind? jene zahllosen Bilder und Bildchen eines Jan Steen, eines David Teniers, Vater und Sohn, eines Adrian und Isaak van Ostade, Deutsche von Geburt, aber der holländischen Schule angehörig? Es wurde schon früher ausgeführt (IX, 355), daß in den Niederlanden ein reger Natursinn, ein frisches Erfassen und Wiedergeben des realen Lebens heimisch war, häufig, wie im Reineke Fuchs oder in den Dichtungen und Schauspielen der Rederijkers, mit Ironie und Satire gegen die höheren Stände oder mit einem selbstbewußten und selbstgefälligen Humor verbunden. Diese Naturanlage und charakteristische Volkseigentümlichkeit erhielt sich bei den von der Außenwelt mehr abgeschlossenen Bewohnern der nördlichen Provinzen fester und dauernder als in Flandern und Brabant, den Hauptsitzen des internationalen Verkehrs, der Völkermischung. Der Calvinismus mit seinen praktischen, das bürgerliche und gesellschaftliche Leben reformierenden und bewältigenden Tendenzen hat diese realistische Richtung, diese nüchterne Auffassung menschlicher Dinge wesentlich gefördert. Sogar in den Bildern religiösen Inhalts tritt der transcendentale Zug, der die Seele mit geheimnisvoller Kraft ergreift und himmelwärts trägt, zurück hinter den

Darstellungen der Handlung, der geschichtlichen Vorgänge, der menschlichen Schicksale.

Schon Lukas von Leiden, dessen Leben noch vor die Zeit der religiösen und politischen Kämpfe fällt, gleich geschickt als Kupferstecher, Holzschneider und Maler, hat in seinem Jüngsten Gericht und andern Werken eine genreartige Behandlung religiöser Gegenstände mit individueller Auffassung hervortreten lassen; und selbst der größte holländische Maler dieser Glanzperiode, Paul Rembrandt van Ryn, dessen kühne Phantasie sich am meisten über den engbegrenzten Horizont der Porträt- und Naturmalerei erhob, hat in seinen meist im Dämmerlicht des Helldunkels dargestellten Bildern, neben der düstern trotzigen Gemütsstimmung und einer poetisch-leidenschaftlichen Erregtheit der Seele und der Phantasie, doch einer getreuen innigen Auffassung der Natur- und Menschenwelt Ausdruck gegeben. Frei von den Traditionen und Heiligenlegenden der katholischen Kirche, hat er seine Stoffe am liebsten aus dem alten Testament gewählt, das dem Puritanismus jener Zeit überhaupt näher stand, und dabei den handelnden Personen in den Charakteren, in den Trachten, in Haltung und Physiognomie ein orientalisches Gepräge verliehen; und auch in neutestamentlichen Gegenständen verleugnet er nicht den royalistisch-historischen, den menschlichen Standpunkt. Der Vorgang selbst, die dargestellte Szene geht ihm über die innere allegorische Bedeutung; sein Christus, wenn auch nicht ohne Würde und Erhabenheit, erscheint als der jüdische Weise von Nazareth. So wenig Rembrandts scharf ausgeprägte Künstlernatur, die sich oft mit kühnem Trotz über die herkömmlichen Formen der Schönheit hinwegsetzt, den geheimnisvollen Reizen des Helldunkels sich hingibt und in die Regionen des Phantastischen anstreift, im allgemeinen das Gepräge und die Richtung des holländischen Volkstypus verrät, so lag doch auch der größte Meister unter dem mächtigen Einfluß und Bann der realistischen Weltanschauung.

Lukas von Leiden. 1494—1533.

Rembrandt. 1606—1674.

Ihren vollen Ausdruck aber fand diese realistische Weltanschauung in der Genremalerei. „Wenn es einerseits ein nüchtern verständiger Sinn war, der die Schilderung der Zustände des gewöhnlichen Lebens begünstigte," sagt Lübke, „so ist anderseits das gemütliche Behagen, welches die germanischen Völker an der Ausbildung der häuslichen Existenz haben, doch wiederum ein poetisch fesselnder Zug, der in diesen Darstellungen trotz ihres Naturalismus ein idealisierendes künstlerisches Element zur Geltung bringt." Wie das Leben selbst sich in verschiedenen Kreisen bewegt, je nach Stand und Beruf der Volksklassen und Gesellschaftsstufen, so gewahren wir auch in der Genremalerei eine niedere und höhere Gattung. Am bekanntesten und in den Galerien am meisten vertreten ist die erstere Richtung, das niedere Genre. Wer hätte nicht mit einer Anwandlung von Heiterkeit Bilder von den beiden Peter Brueghel gesehen, von denen der ältere, der „Bauernbrueghel" genannt, mit Behagen und derber Laune „Schilderungen des bäurischen Lebens in seiner Roheit und unbehilflichen Plumpheit" mit lebendiger Wirkung vorführte, während sein Sohn, der „Höllenbrueghel", mit kecker Phantastik „allerlei Teufeleien, Spukgeschichten u. dgl. unter Anwendung einer nächtlichen Feuerbeleuchtung höchst effektvoll in Szene setzte". Wem wären nicht die Bilder von David Teniers dem jüngern bekannt, worin das Bauern- und Volksleben in allen seinen erregten Momenten, auf Markt und Straße, bei Hochzeit, Tanz und Zechgelage in meisterhafter Behandlung des Lichts und der Farbengebung und in malerischer Gruppierung dargestellt ist? Bei ihm, wie bei seinem Vater gleichen Namens, bildet besonders die Versuchung des heil. Antonius die Folie für humoristische und phantastische Darstellungen, während Adrian Brouwer und Jan Steen von Leiden ihre Volksszenen voll dramatischer Lebendigkeit am liebsten der Schenke entlehnten, und Isaak

Genremalerei.

Pet. Brueghel. 1510—1570.

Pet. Brueghel d. j. 1565—1625.

Teniers. 1610—1690.

Brouwer. 1608—1640.

Steen. 1636—1689.

van Ostade den bäuerlichen Verkehr im Freien schilderte. Nach derselben Richtung be- Laer. 1613–1674. wegte sich auch Peter van Laer, nur daß dieser Maler, der sich lange in Italien auf- gehalten hatte, das italienische Volksleben zur Darstellung brachte. Von dem Bei- namen „Bamboccio“, den ihm die Italiener gaben, erhielt die ganze Gattung den Namen „Bambocciaden“. — Das höhere Genre, das die vornehmen Bürgerkreise mit Terburg. 1608–1681. ihrer eleganten Tracht in den glänzenden Prunkgemächern zur Erscheinung brachte, wurde besonders von Gerhard Terburg ausgebildet, mit lebhafter Phantasie und geschicktem Dow. 1613–1680. Farben- und Lichteffekt. Nicht minder geschätzt war sein Zeitgenosse Gerhard Dow, ein Schüler Rembrandts, von dem er die Liebe zum Helldunkel annahm. „Er ist nicht so geistreich und interessant in der Schilderung wie Terburg, weiß seinen Bildern nicht jene tiefere Beziehung einer romanhaften Geschichte zu geben und geht deshalb auch weniger auf die Darstellung der höheren Stände ein. Dagegen schildert er mit ge- mütlicher Wärme das bürgerliche Familienleben in seiner Traulichkeit und mit dem Mieris. 1635–1681. Zauber friedlichen Behagens.“ Derselben Richtung, nur mit weniger Genialität, hul- digten Gabriel Metsu, Franz van Mieris und sein Sohn Wilhelm, Kaspar Netscher aus Heidelberg u. a. Auch die Porträtmalerei wurde in den Niederlanden mit Erfolg Hals. 1584–1666. gepflegt, so insbesondere von Franz Hals und Bartholomäus van der Helst, in deren Helst. 1613–1670. Bildnissen holländischer Patrizierfamilien mit heiteren Gesichtern und Prunkgewändern sich die frohe Lebenslust und Selbstzufriedenheit der wohlhabenden Kaufmannschaft aussprach; und in der Landschaftsmalerei, in den Tier- und Blumenstücken, im Still- leben haben die holländischen Künstler eine hohe Stufe der Vollendung erreicht.

Landschaftsmalerei. Es war der modernen Kunst und vor allem der des Nordens vorbehalten, die Landschaft, die bei den klassischen Meistern nur als Hintergrund und Umgebung der Historienmalerei in Anwendung kam, als selbständige Gattung auszubilden, das Na- turleben selbst zum Gegenstand der Kunstleistung zu erheben und durch harmonisches Zusammenfassen der einzelnen Erscheinungen zu einem Gesamtbild in der Seele des Beschauers einen dem Charakter der Darstellung entsprechenden Eindruck, eine sympa- thische Stimmung hervorzubringen. Wie in der Poesie die idyllische und beschreibende Dichtung, wenngleich hinter der epischen und dramatischen zurückstehend, einen eignen unmittelbaren Reiz auf das Gemüt ausübt und durch ihre stille Macht beruhigend wirkt, so die Landschaftsmalerei in der darstellenden Kunst. Diese Wirkung wird sie aber nur dann hervorbringen, wenn sie aus einer unmittelbaren Hingebung, aus einem empfänglichen Mitgefühl für das Naturleben in seiner freundlichen oder düsteren, in seiner friedlichen oder aufgeregten Erscheinung hervorquillt. Und daß ein tiefer Natur- sinn, ein feines Beobachten der äußeren Umgebung den Niederländern von jeher inne- wohnte, wurde schon bemerkt. Wie die Genremalerei mit Wohlgefallen, mit freudigem Behagen und Verständnis die Menschenwelt in ihrer Wirklichkeit darstellte, dem Treiben und Thun des Volks in seinem alltäglichen Auftreten ein Interesse abzugewinnen suchte, so strebte die holländische Landschaftsmalerei nach der treuen Auffassung und Darstellung des Naturlebens in allen seinen Äußerungen und Erscheinungen.

Und doch wie mannigfaltig tritt auch hier wieder aus der gemeinsamen Gattung Neer. 1619–1683. die individuelle Seelenrichtung der einzelnen Künstler hervor! Wenn Rembrandt und sein Schüler Artus de Neer ihre lebhaften und erregten Empfindungen in bewegten Ruisdael. 1635–1681. Naturszenen und in den ergreifenden Wirkungen des Helldunkels auszudrücken liebten, so versteht der größte Landschaftsmaler der holländischen Schule, Jakob van Ruisdael, die Natur und einfache Szenerie seines Heimatlandes so zu beleben, zu idealisieren und poetisch zu gestalten, daß seine Bilder einen mächtigen Eindruck auf die Seele des Be- schauers hervorbringen, mag er den „melancholischen Reiz der Weltabgeschiedenheit“ durch ergreifende Darstellungen einsamer Waldgegenden erzeugen oder Züge leiden-

schaftlicher Erregung eines Naturlebens im Aufruhr darstellen. Ruhiger und gemütlicher sind die Schilderungen des Waldlebens von Anton Waterloo und die idyllischen Landschaften Hobbemas, während Albert van Everdingen, nach Ruisdael der bedeutendste Repräsentant der niederländischen Schule, Gebirgsgegenden von wildem Charakter mit schäumenden Waldbächen und düstern tannenbedeckten Bergabhängen darzustellen liebt. Daß in einem Land, das der See sein Dasein, seine Macht und seinen Wohlstand verdankte, auch Seestücke mit Liebe und Erfolg gemalt wurden, ist selbstverständlich; die Schiffe in Meeresstürmen von schäumenden Wogen getragen von Bakhuizen und van de Velde, geben Zeugnis von der naturtreuen Auffassung und unmittelbaren Anschauung dieser Künstler. Daneben freute sich aber auch die vornehme Welt an den Kriegsszenen, dem Jagdleben und den Reiterzügen in ihrer malerischen Mannigfaltigkeit, welche Philipp Wouwerman mit so großer Gewandtheit und Naturtreue darzustellen wußte. Auch die Tierwelt durfte nicht fehlen in der Heimat des Reineke Fuchs und der landwirtschaftlichen Viehzucht. Die Hirten und Herden von Albert Cuyp, Nikolaus Berchem, Johann Heinrich Roos und seinem Sohn Philipp werden noch jetzt geschätzt, und die Kühe von Paul Potter in seinen heimischen Hirtenlandschaften sind Meisterstücke in ihrer Gattung. Die anmutige und geschmackvolle Behandlung der Blumen hat einem dritten Brueghel den Namen „Blumen- oder Samtbrueghel" eingebracht. In seine Fußstapfen traten seine Schüler Seghers und de Heem. „So hat die Kunst bei den Niederländern den ganzen Kreis des Daseins durchmessen, ist nach dem Verlassen der kirchlichen Hallen eine freie Weltbürgerin, eine treue Anhängerin der Natur geworden, und indem sie nichts für zu gering und unbedeutend hielt, allem Erschaffenen mit liebevollem Sinn nachging, ward es ihr gegeben, den wahren Funken des Lebens überall zu entdecken und selbst das Vergänglichste im ewigen Glanz der Schönheit zu zeigen."

Waterloo. 1618—1660. Everdingen. 1621—1675. Bakhuizen. 1631—1709. van de Velde. 1633—1707. Wouwerman. 1620—1668. J. Brueghel. 1569—1625.

Die spanischen Niederlande.

Wie ganz anders gingen die südlichen Provinzen aus dem Kampf hervor! Während die vereinigten Staaten von Holland als selbständige Macht in die europäische Völkerfamilie eintraten und an dem Gang der Weltgeschichte mitarbeiteten, führten Flandern und Brabant, wo jahrhundertelang das regsamste Leben pulsierte, wo die Gewerbthätigkeit, die kommunale Freiheit, die Bildung und der Wohlstand ihre Sitze aufgeschlagen hatten, ein geschichtloses Dasein, als Glieder der spanischen Monarchie, abhängig von der Politik der Habsburger Dynastie, unter der geistigen Zucht der Priester und Jesuiten. Die Universität Löwen beharrte bei ihrem mittelalterlichen Charakter und ihrer kirchlich-wissenschaftlichen Ausschließlichkeit; die einheimische Sprache und Litteratur trieb keine Blüten an das Sonnenlicht; der Weltverkehr wanderte von Antwerpen nach Amsterdam. Nur eine Seite des geistigen Lebens blieb frisch und ungebrochen — die Kunst; in ihr war alles eingeschlossen, was die belgische Nation Schönes und Edles durch eigne Produktionskraft aus dem verwahrlosten Kulturgarten herausförderte.

Belgische Malerei.

Wir haben schon früher (IX, 385 f.) gesehen, wie das Eycksche Brüderpaar, insbesondere der, weniger durch großartige Konzeption als durch feine Ausführung des Einzelnen und getreue Nachbildung der Wirklichkeiten hervorragende jüngere Bruder Johannes, sowohl in den größeren religiösen Bildern als im Porträt und der Miniaturmalerei der niederländischen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts ein eigentümliches,

neben dem gleichzeitigen Aufschwung der italienischen Kunst fast ebenbürtig dastehendes Gepräge aufdrückten. Aus ihrer Schule gingen zahlreiche Jünger hervor, welche in der Mannigfaltigkeit der Gestaltung und der Genauigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung alle die reiche Erfahrungswelt beurkunden, die ihnen das bewegte Leben und Treiben ihrer Heimat, das bunte Völkergemisch der großen Handelsstädte gewährte. Wie in der Wirklichkeit die Niederländer der alten Zeit weniger durch religiöse Andacht und Vertiefung sich hervorthaten, sondern Kirchliches und Weltliches zu vereinigen und zur Befriedigung und Bereicherung ihres inneren und äußeren Lebens harmonisch auszubilden wußten, so tritt auch in der Kunst bei den religiösen Darstellungen ein realistischer, mehr auf das Äußerliche und Menschliche gerichteter Grundzug hervor. Selbst bei Rogier van der Weyden und Hans Memlinc ist es nicht die Glut religiöser Andacht, nicht das tiefe Seelenleben, was zur Begeisterung fortreißt, sondern die Fülle des äußeren Lebens in figurenreichen Szenen, die gefällige Anordnung und Gruppierung, die korrekte Durchführung des Details. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde dieser Realismus wenn nicht verdrängt, doch ermäßigt durch die Einwirkung des italienischen
Quintin Massys. Idealismus, so bei Quintin Massys aus Antwerpen, den die Künstlermythe aus der
1460—1530. Schmiedewerkstätte zur Malerei übergehen läßt, in seinem Hauptbild, einem Flügelaltar
zu Antwerpen, dessen Mittelbild eine Grablegung Christi darstellt. Um aus dem zur
Jan von Mabuse. Manier gewordenen Eyckschen Stil sich zu retten, schlossen sich jetzt der strebenden Gei-
1470—1532. ster viele, vor allen Jan van Mabuse und Barend van Orley, an die Wege der italieni-
Barend van Orley. schen Kunst an. Studienreisen nach Italien, besonders nach Rom, wurden häufiger;
1471—1541. von dorther brachte seine Neigung für die Kunst der Renaissance beispielsweise Mabuses
Jan van Schoorel. Schüler mit, der Utrechter Domherr Jan van Schoorel. In diese Zeit des Übergangs
1495—1562. und der Neubildung fielen die politischen und religiösen Kämpfe des Abfalls und führten
auch in der Malerei eine Spaltung herbei. Während im Norden die realistische Richtung in ihrer ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt ward, die holländische Kunst, wie wir gesehen, „den alten Bann der Überlieferung sprengte und den Blick auf die unermeßliche Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens bis herab zu seinen unscheinbaren alltäglichen Vorgängen, auf die ewige Schönheit der landschaftlichen Natur, auf die charakteristische Bedeutung der Tierwelt und selbst jener leblosen Dinge hinlenkte, die nur durch den waltenden Geist des Menschen eine besondere ausdrucksvolle Physiognomie erhalten", wandte sich in dem katholischen Süden die Kunst wieder mehr auf die religiöse Seite und suchte aus der unerschöpflichen Quelle der kirchlichen Stoffe neue Anregungen
Michael van Coxie. zu gewinnen. In der Reihe dieser belgischen Akademiker ragen hervor Michael van
1499—1592. Coxie aus Mecheln, welchem die Gudulakirche in Brüssel Glasgemälde von wunder-
Franz Floris. 1520—1570. barer Leuchtkraft verdankt, Franz de Vriendt, genannt Franz Floris, welchen Vasari
Martin de Vos. den vlämischen Raffael nannte, Martin de Vos, der fruchtbarste von allen. Aber
1531—1563. gleichzeitig macht sich ein Erlahmen der akademischen Bestrebungen und ein Rückgang
zu dem eigentlichen Geist der Niederländer geltend in dem kräftig auflebenden Naturalismus, der überhaupt das charakteristische Kennzeichen der gesamten Malerei des siebzehnten Jahrhunderts bildet.

Otto van Veen. Während Otto van Veen die akademischen Grundsätze noch einmal im vollen
1558—1629. Ernst zusammenzufassen und zur Geltung zu bringen suchte, hat Adam van Noort den
Adam van Noort. neuen, naturalistischen Elementen weitesten Eingang zu verschaffen verstanden. Beider
1557—1641. Schüler ist der größte Meister der belgischen Kunst, Peter Paul Rubens, ein Maler,
Rubens. 1577—1640. der die innewohnende Kraft und Energie seiner männlichen Seele auch in seinen Schöpfungen ausdrückte, welche Bewegung, Leben und Thatendrang atmen und dabei durch kühne Gestaltung, durch dramatische Handlung und durch Schönheit des Kolorits die Seele des Beschauers hinreißen. Während eines längern Aufenthalts in Italien hat sich

Rubens besonders an den Meisterwerken der venetianischen Schule, eines Tizian und Paul Veronese, herangebildet und diese farben- und gestaltenreiche Kunstrichtung mit den niederländischen Traditionen zu einem lebensvollen harmonischen Ganzen vereinigt. Mit diesen Italienern hatte er auch die Fruchtbarkeit des Geistes, die schaffende Thätigkeit der Hand und die Produktivität der künstlerischen Phantasie gemein. Nicht nur die Kathedrale zu Antwerpen und andre Kirchen seiner Heimat sind mit Rubensschen Bildern geschmückt, alle großen Galerien Europas enthalten Darstellungen religiösen, mythologischen, allegorischen Inhalts oder auch Genrebilder, von dem unerschöpflichen Meister unmittelbar gemalt oder mit Beihilfe von Schülern aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Keine Gattung der Malerei wurde von Rubens vernachlässigt, auch als Architekt war er thätig; dabei lebte er in der vornehmen Welt, in der Umgebung von Fürsten und wurde sogar zu Staatsgeschäften und diplomatischen Missionen verwendet.

Der bedeutendste Schüler von Rubens, und wie dieser selbst nach den venetianischen Meistern sich weiter ausbildend, war Anton van Dyck, eine weichere, empfindsamere Natur und mehr zum Elegischen und Traurigen als zum stürmischen Thatendrang des Meisters hinneigend. Seinen größten Ruhm erlangte van Dyck als Porträtmaler. Nichts kommt an edler Auffassung, an schöner Durchbildung den Bildnissen gleich, welche dieser Künstler aus den Hof- und Aristokratenkreisen Englands, Italiens und andrer Länder angefertigt, und über welche er den poetischen Hauch psychologischer Feinheit ausgegossen hat. Auch der kräftige Genremaler Jakob Jordaens ging aus Rubens' Schule hervor. van Dyck. 1599—1641.

Das Jahrhundert der Akademiker war die Lehrzeit gewesen, in welcher die niederländische Malerei den ungeheuern Vorsprung, welchen ihr die italienische Kunst zur Zeit ihrer höchsten Blüte abgewonnen hatte, einigermaßen einholte. Künstlerische Beherrschung der menschlichen Gestalt, volle Kenntnis der Perspektive, der Architektur und der übrigen Hilfswissenschaften — das alles war erreicht. Die Bahn war geebnet, auf welcher der Genius eines Rubens und seines großen Schülers schaffen und wirken konnte. So war es möglich, daß auch die belgische Erde, während andre Güter des nationalen und geschichtlichen Lebens verschwanden und abstarben, wenigstens im Reich der schönen Formen und idealen Gebilde den heiligen Schatz zu wahren gewußt hat. Schluß.

C. Deutschland und die Nachbarstaaten im Norden und Osten.

I. Reich und Reichslande unter Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II.

Litteratur. Die bibliographischen Notizen über den Dreißigjährigen Krieg und was damit in Beziehung steht, werden wir bei Abschnitt II geben. Für den Zeitraum, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, findet man die Nachweisungen und Ausführungen in nachstehenden Schriften: Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Wien 1831—1838, 9 Bde. (schon X, 90 angeführt); M. Koch, Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians II. Leipzig 1857—1861, 2 Bde.; L. v. Ranke, Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg. Leipzig 1869; J. Reitzes, Zur Geschichte der religiösen Wandlung Maximilians II. Leipzig 1870; W. Maurenbrecher, Kaiser Maximilian II. in Sybels hist. Zeitschr. Bd. VII (1862) und XXXII (1874); Reimann, Die religiöse

Entwickelung Maximilians II. (ebend. XV.). Ferner die schon erwähnten Werke von K. Ad. Menzel (Bd. 3), von Raumer (Bd. 3), von Droysen, Preuß. Politik (Bd. 3). — Über die kirchlichen und theologischen Bewegungen: Außer dem erwähnten größeren Werk von Planck, Entstehung des prot. Lehrbegriffs (X, 91); Anton, Gesch. der Konkordienformel. Leipzig 1779, 2 Bde.; Raupach, Evang. Österreich. Hamb. 1732 ff., 3 Bde.; Waldau, Geschichte der Protestanten in Österreich. Anspach 1783, 2 Bde.; H. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus. 2. Aufl. Marburg 1865—1866, 4 Bde.; G. Frank, Geschichte der protest. Theologie. Leipzig 1862—1875, 3 Bde.; F. Brandes, Der Kanzler Crell, ein Opfer des Orthodoxismus. Leipzig 1873; Kluckhohn, Briefwechsel des Kurfürsten Friedrich III. des Frommen von der Pfalz. 1867; A. K. Hase, Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Leipzig 1879; Preger, Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. Leipzig 1859—1861, 2 Bde.; F. v. Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit verwandten Schriftstücken. München 1882. — Über die „Grumbachschen Händel" ist zu den älteren Schriften von Schulze (Elisabeth, Herzogin zu Sachsen. Gotha 1832) und Voigt (Gr. und seine Händel, Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1846, 1847) noch das vierbändige Werk von Fr. Ortloff gekommen (Gesch. der Gr. Händel. Jena 1868—1870). — Bei dem Abschnitt: Über Kultur- und Geistesleben konnten benutzt werden: 1. Über Johann Fischart, außer den mehrgenannten Litteraturgeschichten von Gervinus, Kurz u. a. Vilmar s. v. Fischart in Ersch u. Grubers Encyklop. 1. Sekt. Bd. 51, und von demselben: „Zur Litteratur Johann Fischarts. Kleine Beiträge". Frankf. 1862, 2. Aufl. Ferner Wackernagel (2. Aufl. 1874) und Meusebach (1879). Die Schriften F. gesammelt von H. Kurz („Deutsche Bibliothek". Leipzig 1866—1868, 3 Bde.); R. Gödeke, Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Leipzig 1880 f. 2. Über Kepler und Galilei die von Frisch unternommene Gesamtausgabe von K. Werken. Frankf. 1858—1872, 8 Bde.; Biographien von Breitschwert (Stuttg. 1831) und Reitlinger (1868); Brewster, Lives of Galilei, Tycho de Brahe and Kepler. Lond. 1841; Galileis Biographien von Caspar (Stuttg. 1854), Martin (1868) und Oggioni (2. Aufl. 1875); dazu eine ganze Litteratur über den Prozeß Galileis, der übrigens erst durch die Veröffentlichungen von Henri de l'Epinois (aus dem Vatikan 1867) und Gherardi (aus den Akten der Inquisition 1870) klar gelegt worden ist. Vgl. K. v. Gebler, Galileo Galilei und die römische Kurie. Stuttg. 1876; Reusch, Der Prozeß Galileis und die Jesuiten. Bonn 1879. 3. In dem Abriß der deutschen Kunstgeschichte, außer den allgemeinen kunstgeschichtlichen Werken von Kugler und Lübke: E. Förster, Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1860, 5 Bde.; Waagen, Handbuch der deutschen u. niederländ. Malerschulen. Stuttg. 1862, 2 Thle. Die monographischen Werke 1) über Alb. Dürer: Heller (Leipzig 1827—1831, 2 Bde.), v. Eye (Nördlingen 1860, 2. Aufl. 1869), Stark (in Arndt Germania I. 1851), Thausing (Leipzig 1876). 2) Über Holbein: Alfr. Woltmann, Holbein und seine Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1874. 3) Über L. Cranach: Chr. Schuchardt, Lukas Cranach des älteren Leben und Werke. Leipz. 1851; M. B. Lindau, Lukas Cranach. Leipz. 1883.

1. Die öffentlichen Zustände nach dem Augsburger Religionsfrieden.

a. Stellung der Konfessionen unter Kaiser Ferdinand I.

Die kirchlichen Gegensätze nach dem Augsburger Religionsfrieden.

Im Leben eines jeden Volks, jedes Menschen, ja jeder Pflanze, macht sich ein gewisses periodisches Anschwellen und Zurücksinken der Lebenskräfte bemerklich. Dieser große historische Pulsschlag zeigt sich bei keinem andern Volk so deutlich, so abgemessen, so regelmäßig, wie in der Geschichte Deutschlands. Mehr als einmal in seinem geschichtlichen Lebensgang sehen wir auf eine Periode

energischer Kraftanstrengung und schöpferischer Produktivität eine Zeit der Erschlaffung und Ermüdung, auf eine nationale Erhebung und einen mächtigen Aufschwung ein Versinken und Aufgehen in kleinliche Streithändel, eine Entzweiung über Gegenstände von untergeordneter Bedeutung folgen, währenddessen die so mühsam errungenen Früchte verloren gehen. Was in jener Periode der Erhebung durch einen genialen Impuls geschaffen ward, wird dann wieder durch List und Trugkünste vernichtet oder verkümmert. Eine solche Wandlung führt uns auch die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts in seiner zweiten Hälfte vor die Seele. — Der Augsburger Religionsfrieden vermochte nicht den religiösen Hader in Deutschland dauernd und endgültig beizulegen. Zu viele Fragen von eingreifender Bedeutung waren nicht erledigt und ausgeglichen, sondern nur zurückgestellt und vertagt als Keim künftiger Verwickelungen. Der Grundsatz, daß kein Stand des Reichs wegen der Religion bedrängt werden solle, war wohl allerseits anerkannt, aber wieviel fehlte damit noch zu einer vollständigen und aufrichtigen Toleranz. Dies Reichsgesetz gewährleistete doch nur dem Landesherrn die Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Für Unterthanen, welche einer andern Konfession folgen wollten, als ihre Obrigkeit, bot der Religionsfriede keinen Schutz; freier Abzug war das einzige Hilfsmittel gegen die landesherrliche Gewalt. Die sogenannte Ferdinandeische Deklaration, welche auch den evangelischen Unterthanen katholischer Stände freie Religionsübung verhieß, war ein Zugeständnis an die Protestanten, das nicht in den Religionsfrieden aufgenommen und von den Katholiken stets bestritten wurde (X, 819 ff.). Noch folgenreicher und unmittelbarer von praktischer Bedeutung wurde der Streit wegen der geistlichen Stiftungen. Die evangelischen Reichsstände hatten lange Jahre hindurch die unter ihrer Landeshoheit gelegenen Stifter und Klöster eingezogen und zu kirchlichen oder weltlichen Zwecken verwandt. Der Religionsfriede hatte solche Säkularisationen, die vor dem Passauer Vertrag stattgefunden, gutgeheißen, hinsichtlich späterer Einziehungen aber eine Bestimmung getroffen, die in ihrer widerspruchsvollen unklaren Fassung zu schweren Zerwürfnissen führte. Es kam nämlich vielfach vor, daß geistliche Stiftungen in einem evangelischen Land lagen, aber einem andern Reichsstand zugehörten. Nur die Unantastbarkeit solcher Stiftungen glaubten die Evangelischen durch den Religionsfrieden festgesetzt, während sie die übrigen, einem andern Reichsstand nicht zugehörigen, geistlichen Besitzungen ihrer vollen landesherrlichen Hoheit für unterworfen hielten und auch nach dem Religionsfrieden mit ihren Säkularisationen fortfuhren. Die nordischen Bistümer, die in protestantische Hände gelangt waren, und die süddeutschen Reichsstände, Pfalz, Baden u. a. waren zur Zeit des Religionsfriedens noch mit katholischen Stiftern erfüllt, die dann allmählich durch freiwilligen oder gezwungenen Übertritt der Insassen, durch Kauf oder Einziehung in die Hände des Landesherrn kamen, ein Vorgang, der von den Katholischen als Friedensbruch aufgefaßt und mit bitterem Unwillen ertragen wurde. Jede Einziehung

einer geistlichen Stiftung nach dem Jahr 1552 war nach katholischer Anschauung eine Verletzung des Religionsfriedens. Und wenn man auch über die Einziehung landsässiger Stifter hätte hinwegsehen wollen, so erhob sich weiter die Frage nach dem Verhältnis der geistlichen Reichsstände zu den Bekennern der Augsburgischen Konfession. Wenn die Katholischen geltend machten, daß ein Protestant doch nicht wohl eine katholische geistliche Würde bekleiden könne, so wurde auf der andern Seite hervorgehoben, daß bei den geistlichen Fürstentümern in Deutschland die hierarchische Würde Nebensache, die weltliche Landeshoheit das Wesentliche sei und daß ein so wichtiger Bestandteil der Reichsverfassung billigerweise nicht allein in die Hände der Katholischen gegeben werden dürfe. Auf der einen Seite stand die Forderung unbedingter Freistellung bischöflicher und domherrlicher Würden und Einkünfte, auf der andern der Anspruch, daß diese geistlichen Würden samt ihren weltlichen Rechten und Vorteilen ein unveräußerliches Gut der katholischen Kirche seien. Eine Vereinigung hierüber war im Religionsfrieden nicht zu erzielen. Aus kaiserlicher Vollmacht wurde der „geistliche Vorbehalt" festgesetzt, wonach ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, wenn er vom alten Glauben abfalle. Lediglich kraft eines kaiserlichen Machtspruchs, mit dem ausdrücklichen Zusatz, die Stände von beiderlei Glauben seien hierüber nicht zu vereinigen gewesen, wurde der geistliche Vorbehalt, wie die Ferdinandeische Deklaration aufgestellt, ein trauriges Zugeständnis, daß in den wichtigsten Fragen eine aufrichtige Vergleichung der beiden Religionsteile für jetzt noch nicht möglich sei. — Die nächsten Jahre nach dem Religionsfrieden vermied man es, diese Frage, die sich so leicht verschärfen konnte, zu berühren. Trotz des „geistlichen Vorbehalts" waren im ganzen nördlichen Deutschland die geistlichen Fürstentümer von Männern besetzt, die sich offen zum evangelischen Glauben bekannten, teilweise auch durch Verheiratung ihren Abfall von der alten Religion kund gegeben hatten, dabei aber ihre Reichsstandschaft behaupteten und auch ohne Widerspruch ausübten. So war es in Magdeburg unter den brandenburgischen „Administratoren", so in Bremen, Verden, Minden, Osnabrück, Halberstadt u. a. O. Die Hochstifter waren von den Vorfahren vornehmlich zur Unterhaltung der hohen Geschlechter gegründet worden; sollten nun ihre Nachkommen davon ausgeschlossen sein, weil sie in einigen kirchlichen Satzungen zu schriftgemäßen Reformen sich bekannten? Die Kaiser erkannten die Landeshoheit und Reichsstandschaft evangelischer Bischöfe oder Administratoren unbedenklich an; durch den Religionsfrieden, glaubte man, sei es nur verboten, daß ein schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche abfalle, keineswegs aber, daß ein evangelisches Kapitel sich einen evangelischen Bischof wähle. Die Päpste selbst bestätigten in vielen Fällen offenkundige Protestanten als Bischöfe. War die Bestätigung in Rom, deren man noch nicht glaubte entbehren zu können, nicht zu erlangen, so half ein kaiserliches Indult über diese Schwierigkeit hinweg. Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die

römischen Gebühren erfordert werde, nicht sogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahre; man setzte sich fest, man suchte die Bestätigung in Rom. Erlangte man sie auch nicht, so blieb man im Amt und wußte sich eine Prorogation des Indultes zu verschaffen. Auf diese Weise verletzte man das Gesetz nicht, aber man umging es. Allein solche Zustände waren wohl vorübergehend erträglich, die Gewähr eines dauernden Friedens aber trugen sie keineswegs in sich. Bei der ungemein wichtigen Stellung, welche die geistlichen Wahlfürstentümer in der Reichsverfassung einnahmen, ist es nicht zu verwundern, daß diese Frage eine lange Zeit hindurch, vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg, das gesamte öffentliche Interesse in Anspruch nahm und bald sich zu dem hervorragendsten Streitpunkt zwischen den beiden Parteien verschärfte.

Konfessionelle Friedenspolitik am Kaiserhof.

Wenn trotz dieser Gegensätze und streitigen Prinzipienfragen zwei Jahrzehnte hindurch der öffentliche Friede nur wenig gestört ward, wenn die unter dünner Decke verborgene Flamme der Zwietracht nur in einzelnen Fällen hervorschlug, ohne einen allgemeinen Kriegsbrand zu erzeugen, so hatte dies seinen Grund teils in dem Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung, teils in dem Charakter der fürstlichen Männer, welche während der Zeit die Kaiserkrone trugen. Es ist uns bekannt, wie schroff sich Papst Paul IV. dem Habsburgschen Haus entgegenstellte. Er wollte weder den Religionsfrieden anerkennen, noch die Übertragung der Reichskrone ohne seine Mitwirkung und Zustimmung gelten lassen (X, 826); dem Botschafter Ferdinands wurde der Einzug in die päpstliche Stadt untersagt. Man fürchtete in Rom, wenn das Kurfürstenkollegium, in welchem drei Glieder, Sachsen, Pfalz, Brandenburg, der neuen Kirche angehörten, auf eigne Hand das Reichsoberhaupt wähle und einsetze, so könnte in Zukunft auch wohl einmal ein protestantischer Fürst die römische Kaiserkrone erlangen. Insbesondere war man wegen der Gesinnung des bereits zum König von Böhmen gewählten und gekrönten Erzherzogs Maximilian in Unruhe; man wußte, daß er der evangelischen Lehre geneigt sei, zu der sich sein Lehrer Wolfgang Severus (Schiefer) insgeheim bekannte, und daß er eifrig in den Schriften Luthers und andrer Reformatoren lese; es war bekannt, daß er mit Herzog Christoph von Württemberg einen vertrauten Freundschaftsbund geknüpft, daß er mit Kurfürst August von Sachsen in lebhaftem Verkehr stehe und mit Melanchthon Briefe wechsle, daß er einen verheirateten Hofprediger angestellt habe, daß er Messe und Prozessionen mied. Der Papst verglich den König Ferdinand mit dem Hohenpriester Eli, der seine Söhne nicht in Zucht gehalten. Dieses abweisende Benehmen der Kurie gegenüber einem Monarchen, über dessen katholische Rechtgläubigkeit kein Zweifel obwalten konnte, kam der evangelischen Sache in Deutschland zu statten: Ferdinand wurde dadurch bewogen, sich um den römischen Stuhl wenig zu bekümmern und seine eignen Wege zu gehen. Die merkwürdige Denkschrift des Kanzlers Seld, worin die kirchliche und politische

Regierungsweise des Papstes einer scharfen Kritik unterworfen ward, konnte als Zeugnis gelten, daß der Wiener Hof von nun an eine mehr selbständige Politik zu verfolgen und mit den Reichsständen auf Grund des Augsburger Religionsfriedens die öffentlichen Angelegenheiten der deutschen Nation zu verwalten gedenke.

Kaiser Ferdinand I. 1556–1564. Wir haben den König Ferdinand in den früheren Blättern zur Genüge kennen gelernt. In Spanien geboren und erzogen, der Liebling seines Großvaters, des staatsklugen katholischen Monarchen, dessen Namen er führte, hat er sich langsam und ohne innere Neigung in die deutsche Art und Sitte gefunden. Auch als Reichsfürst stand er im Dienst und unter dem Einfluß der Politik seines kaiserlichen Bruders, den er hoch verehrte, dessen Willen ihm als Gesetz galt. Allmählich erwachte jedoch in ihm das Bewußtsein seiner eignen selbständigen Stellung: zu den deutschen Ostländern kamen die Königreiche Böhmen, Schlesien und Ungarn; damit war der jüngeren Linie der Habsburger Dynastie ein eignes Herrscherziel, ein weiteres Arbeitsfeld gesteckt. Ihr Interesse wies sie an Deutschland, dessen Hilfe sie zur Bekämpfung der Türken nicht entbehren konnte. Der vermittelnden und versöhnenden Thätigkeit des Bruders hatte Kaiser Karl manche Erfolge auf den deutschen Reichstagen zu verdanken. Noch näher wurde der österreichische Habsburger zu den deutschen Landesfürsten hingezogen, als nach der Mühlberger Schlacht der Plan hervortrat, das bestehende Verhältnis dauernd zu machen, der spanischen Linie die Kaiserwürde für alle Zukunft zuzuwenden und dadurch die jüngere Linie in einer untergeordneten Stellung zu erhalten. Von der Zeit an trat eine Spaltung in der Herrscherfamilie ein: Ferdinand stellte das politische und dynastische Interesse höher als das religiöse; wir wissen, in wie nahen Beziehungen er mit Moritz von Sachsen stand; dasselbe Einvernehmen dauerte auch unter Kurfürst August fort. So geschieden waren schon bei Karls V. Tod die beiden Habsburgschen Reiche, daß auf dem Friedenskongreß zu Cateau-Cambrésis kein kaiserlicher Bevollmächtigter zugegen war. Selbst in den Lebensgewohnheiten und Hofsitten trat die Verschiedenartigkeit zwischen den Gründern der beiden Habsburger Linien zu Tage. Während Karl V., obwohl von Geburt ein Niederländer, den Ernst, die gravitätische Zurückhaltung, die düstere Weltanschauung des Spaniers sich angeeignet hatte, ging der in Spanien geborne Ferdinand mehr und mehr auf deutsches Wesen, auf deutsche Lebensweise ein. Er liebte heitere Geselligkeit, Musik und Unterhaltung; er hielt täglich große Tafel und übertrug gern die Last der Geschäfte seinen Räten und Dienern. „Ferdinand war heftig und rasch," heißt es bei Ranke, „jedoch voll Gutmütigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig und hausväterlich anspruchslos im Umgang." An seinem Hofe hielt er auf gute Sitten und

unbescholtenen Wandel. Mühsam hatte er den Frieden zustandegebracht, ihn zu bewahren war sein eifrigstes Bemühen. Wie sehr er immer, den Traditionen der Familie getreu, an der römisch-katholischen Kirchenlehre festhielt, so verfolgte er doch keineswegs den Plan des Bruders, die christliche Welt unter die Autorität des Pontifikats und der Hierarchie zurückzuführen. Zeigten ihm ja die deutschen Fürsten evangelischer Konfession mehr Zuneigung und Entgegenkommen als der päpstliche Stuhl! Unter seinen Räten und Hofleuten bewegten sich Alt- und Neugläubige friedlich nebeneinander. Seinen österreichischen Unterthanen legte er keine Schwierigkeiten in den Weg, wenn sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen, einen verheirateten Geistlichen als Prediger und Seelsorger berufen, manche Gebräuche ändern oder abstellen wollten. Die Idee der kirchlichen Einheit unter päpstlichem Oberregiment lag ihm fern; und wenn er nicht zu dem Grundsatz völliger Freigebung der religiösen Ansichten sich zu erheben vermochte, so war er doch duldsam gegen die Meinungen und Formen, die sich innerhalb der Grenzen des Religionsfriedens und der Augsburgischen Konfession bewegten. Diese Geistesrichtung teilte auch der Reichs-Vizekanzler Seld, der so lange Jahre Karls einflußreicher Minister gewesen und bei Ferdinand gleiches Vertrauen genoß.

Reformatorische Neigungen in Deutschland.

So konnte es geschehen, daß in den österreichischen Erbstaaten unter Adel und Volk die reformatorische Glaubensrichtung weiten Eingang fand, daß sich Gemeinden auf Grund der Augsburger Bekenntnisschrift bildeten, daß in vielen Kirchen katholische und evangelische Elemente gemischt zur Anwendung kamen, daß Toleranz und Weitherzigkeit in Glaubenssachen mehr und mehr Boden gewannen. Viele Adlige schickten ihre Söhne auf die Universität Wittenberg, und diese versahen dann nach ihrer Rückkehr Predigerdienste auf den Schlössern. Ähnliche Erscheinungen traten im Erzstift Salzburg und im Herzogtum Bayern hervor. In dem geistlichen Gebiet schlug das Evangelium so tiefe Wurzeln, daß, als in der Folge ein strengeres Regiment aufkam, viele Gemeinden zwei Jahrhunderte lang sich der geistlichen Verfolgung und Bedrückung zu entziehen wußten. In Bayern gestattete Herzog Albrecht, Ferdinands Schwiegersohn, den Gebrauch des Laienkelchs und die Aufhebung des Fastengebots; in Neuburg sah man ihn mit seinem ganzen Hof den Predigten des lutherischen Pastors Sebastian Pfausers, der lange im Hause Maximilians gelebt hatte, anwohnen; unter dem Adel bekannten sich die meisten offen oder geheim zu den reformatorischen Doktrinen. Auch in andern katholischen Ländern strebte man nach einer praktischen Ausgleichung und Toleranz, nach einer religiösen Lebensgemeinschaft auf vereinfachter Grundlage. Anstößige Dogmen oder Sitten, wie die Lehre vom Fegfeuer, wie Wallfahrten und Prozessionen, verschwanden aus dem Gebrauch; die Verheiratung der Geistlichen war so allgemein, daß niemand mehr Anstoß daran nahm; gegen das Klosterleben zeigte sich eine sichtliche Abneigung; das Papsttum war ohne Ansehen. Man möge in Rom bedenken, sagt Seld in der angeführten Denkschrift, daß die Sachen jetzt eine andre Gestalt angenommen haben: „Denn während man vormals alles was von Rom gekommen, für göttlich und heilig gehalten, sei jetzund das römische Wesen der ganzen Welt dermaßen bekannt, daß schier männiglich, er sei wer er wolle, der alten oder der neuen Religion davor Abscheu habe, und während man vormals den päpstlichen Bann mehr als den Tod gefürchtet, da lache man jetzt desselben.“ Ein italienischer Bericht ver-

sichert, daß von der deutschen Bevölkerung nur der zehnte Teil gläubige Katholiken seien, daß die katholische Kirche mit der Zeit werde unterliegen müssen.

Reformation in Ungarn. Auch die außerdeutschen Königreiche, über welche Ferdinand das Regiment führte oder als erbberechtigter Herr ansprach, erfreuten sich dieser vom Zeitgeist geforderten und gehegten Toleranz. In Ungarn hatte die blutige Entscheidung bei Mohacs die Stützen und Vorfechter der alten Kirche dahingerafft und für die Verbreitung des Evangeliums Raum geschaffen. Bei der Auflösung aller staatlichen Ordnung konnten die strengen Ketzergesetze, durch welche die Hierarchie den reformatorischen Doktrinen den Eingang in die Donauländer zu verschließen suchte, nicht durchgeführt werden. Lutherische Schriften und Lehren wurden in Ungarn verbreitet, teils durch Eingeborne, welche in Wittenberg studierten, wie Matthias Devay, teils durch die deutschen Truppen, die Habsburgs Ansprüche auf Ungarns Thron verfochten, und fanden Aufnahme bei vielen Magnaten. Es half nichts, daß die beiden hadernden Könige sich gleich feindselig gegen die religiöse Neuerung zeigten; die Adelshäupter, fast unabhängig in ihren Territorien, fragten wenig nach Gesetz und Obrigkeit. Das erste in Ungarn gedruckte Buch war eine Übersetzung des Neuen Testaments. Ferdinand überzeugte sich bald, daß er durch strenge Maßregeln gegen die Neuerer die Zahl seiner Gegner vermehren würde, und ließ den reformatorischen Bestrebungen freien Lauf, und auch in den östlichen Landschaften, wo nach Zapolyas Tod die Osmanen die Oberherrschaft führten, „verbreitete sich ein bildloser Kultus ungehindert". Es entstanden evangelische Gemeinden mit einer der Augsburgischen Konfession nachgebildeten Glaubens- und Gottesdienstform. Aber nicht bloß Lehre und Kultus empfing Ungarn von Deutschland, sondern auch den Dogmenstreit. Schon Devay neigte sich in der Abendmahlslehre mehr auf die Seite Calvins und Melanchthons als auf die Luthers. Bald trat auch in Ungarn eine Spaltung unter den Protestanten ein. Die Deutschen hielten an dem lutherischen Bekenntnis fest, während die Magyaren sich größtenteils dem calvinischen Lehrbegriff zuwandten. Ferdinand erteilte dem Adel und den Städten Gewissensfreiheit und kirchliche Rechte und suchte den Papst zu bewegen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Zwei evangelisch gesinnte Edelleute erhielten die höchsten Würden: Lazarus Schwendy wurde zum Kronfeldherrn, Thomas Nádasdy zum Palatin ernannt. Unter Maximilian wurden die Rechte der ungarischen Protestanten erweitert und die Glaubensfreiheit auch auf die Reformierten ausgedehnt, welche auf einer Synode zu Göns sich zu der „Helvetischen Konfession" vereinigten (1570). Man hat die Regierungsperiode Ferdinands und Maximilians II. als das „Goldene Zeitalter" der evangelischen Kirche Ungarns bezeichnet. Die Zahl der Neugläubigen wuchs dergestalt, daß man annahm, nur noch drei Magnatenfamilien seien der Reformation nicht zugethan, daß selbst katholische Geistliche für sie ein Herz faßten, noch mehr der Landadel und die Städte, und daß sogar die gegnerischen Bischöfe nur mit sanften Mitteln und durch friedliche Unterhandlungen die ihrer Autorität sich Entziehenden zu gewinnen versuchten. Mit der Reformation erwachten auch die wissenschaftlichen Studien. Schulanstalten und Druckereien mehrten sich.

Reformation in Siebenbürgen. In Siebenbürgen, dem östlichen Grenzland, wo die drei „Nationen" der Ungarn, Sachsen und Szekler sich zu einer „brüderlichen Union" vereinigt hatten, nahmen die kirchlichen Dinge einen ähnlichen Gang wie in dem Magyarenreich, nur daß die reformatorischen Ideen größere Triebkraft entwickelten. Den fruchtbarsten Boden fand das neue Religionswesen bei den Siebenbürger Sachsen, wo die von den Vorfahren begründete und überlieferte freie Verfassung und Selbstregierung in Stadt und Land, im kirchlichen und bürgerlichen Leben und die nationale Verwandtschaft mit dem deutschen Mutterland der Reformation den Zugang erleichterten. Kaufleute von Hermannstadt

brachten schon in den ersten Jahren des geistigen Kampfes Luthers Schriften von der Leipziger Messe in die Heimat. Bald predigten dort zwei Schlesier, Ambrosius und Georg, im Sinne Luthers, schwach zurückgewiesen durch das Hermannstadter Kapitel und durch das erzbischöfliche Ordinariat von Gran, unter dessen Autorität die sächsische Kirche gestellt war. Noch erfolgreicher war die reformatorische Thätigkeit Johann Honters aus Kronstadt, der durch ausgedehnte Studien und Reisen gebildet im Juli 1533 von Basel mit einem reichen Bücherschatz in sein „teures Siebenbürgen" zurückkehrte, „ein Mann von einziger Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, von großem Mut und Eifer, der berühmteste Dichter, Redner, Philosoph und Mathematiker seiner Zeit, sehr erfahren in der Zeichenkunst, namentlich auch der Holzschneidekunst Meister". Er errichtete eine Buchdruckerei, schrieb Schulbücher und förderte die neue Religionsform durch Rede und Schrift. Sein „Reformationsbüchlein", deutsch und lateinisch bearbeitet, war ein Leitstern für evangelische Lehre und evangelisches Leben. Da in dem siebenbürgischen Land die bischöfliche Institution nur unvollkommen entwickelt war, mithin keine heimische Episkopalgewalt der Verbreitung der neuen Lehren energisch entgegentrat, so kam in wenigen Jahren die Reformation ohne großen Kampf in dem ganzen sächsischen Siebenbürgen zur Herrschaft. Nachdem durch die Stadträte und Gemeindevorsteher die Messe abgeschafft und der Gottesdienst nach der Heil. Schrift eingeführt worden, erklärte sich auf einer Synode zu Mediasch (1545) die ganze sächsische Nation für die Augsburgische Konfession und stellte einen Superintendenten an die Spitze des Kirchenwesens. Die Königin Isabella und ihr Sohn Johann Siegmund setzten der Neuerung keinen Widerstand entgegen. Sie gewährten auf dem Landtag von Klausenburg (1556) vollkommene Religionsfreiheit und bestätigten drei Jahre später den Fortbezug des Zehnten und der übrigen Einkünfte, sowie die uralte geistliche Gerichtsbarkeit. Und auch Ferdinand hütete sich, durch reaktionäres Eingreifen die Sympathie der sächsischen Nation zu verlieren und sie in das Heerlager der Gegner zu drängen. Er verhinderte nicht, daß das Siebenbürger Bistum aufgehoben und die Einkünfte desselben zu andern Zwecken verwendet wurden, so daß anderthalb Jahrhunderte lang das Land jenseit der Berge ohne einen katholischen Bischofstuhl blieb. Eine Zeitlang gingen die Ungarn und Szekler in Siebenbürgen mit den Sachsen Hand in Hand. Aber allmählich gewann auch bei ihnen die Lehre Calvins das Übergewicht. Nach vielen Streitigkeiten trennten sich auf der Synode zu Enyed die Nationen in der Weise, daß die Deutschen bei der Augsburgischen Konfession beharrten, die magyarischen Gemeinden dagegen die zweite helvetische Bekenntnisschrift annahmen und eine eigne Superintendentur errichteten. Bald fand auch die Lehre der Socinianer oder Unitarier Eingang in Siebenbürgen und bei Adel und Volk viele Anhänger. Und auch diese in den meisten Christenländern ausgestoßene und verabscheute Lehrmeinung erhielt Duldung und Bekenntnisfreiheit. Denn in Siebenbürgen wurde der Grundsatz, der schon auf dem Landtag zu Mediasch ausgesprochen worden war, „daß der Glaube der Christen nur einer sei, wenn auch verschiedene kirchliche Gebräuche herrschten", festgehalten; auf allen Versammlungen der drei Nationen stellte man die religiöse Freiheit und Union als Prinzip auf, so daß ein jeder sich zu der Religion bekennen dürfe, zu der sich sein Gewissen hingezogen fühle, daß keine Kirche der andern zum Schaden oder Hindernis diene oder Unrecht zufügen dürfe, und daß in Religionssachen alle Gewalt, alle Verfolgung, aller Spott und Hohn unterbleiben solle. Neben den protestantischen Glaubens- und Kultusformen und dem römisch-katholischen Kirchenwesen hatte auch der griechische Ritus zahlreiche Bekenner unter den Walachen oder Rumänen.

Johann Honter. 1498–1549.

10. Juni 1559.

Niemals waren die politischen Verhältnisse zu einem friedlichen Abkommen zwischen Katholiken und Protestanten so günstig, als zu der Zeit, da von Wien aus der Versuch

Unionsbestrebungen und konfessionelle

Entzweiung in Deutschland. eines Religionsgesprächs in Worms erneuert ward (Sept. bis Dezbr. 1557). Aber bereits waren unter den Augsburgischen Konfessionsverwandten die dogmatischen Spaltungen eingetreten, die wir bald näher kennen lernen werden. Dadurch wurde die Verständigung der beiden Religionsteile unmöglich gemacht. Mit welcher Partei sollten denn die Altkirchlichen sich vertragen, da die weimarischen Theologen unter Flacianischem Einfluß zum voraus Bedingungen aufstellten, auf welche die Wittenberger, ohne sich einem schimpflichen Sündenbekenntnis zu unterwerfen, nimmermehr eingehen konnten? Wo waren denn die wahren Bekenner der Augsburgischen Konfessiou, mit denen sie sich verständigen sollten, zu finden? Beide evangelische Teile nahmen dieses Vorrecht für sich in Anspruch; und schon hatte auch der Calvinismus in einigen Gegenden Deutschlands Fortschritte gemacht. Mit unglaublicher Verblendung übertrugen die Evangelischen den Katholiken das Richteramt in ihren häuslichen Angelegenheiten und ließen sie in ihre innere Zerfahrenheit hineinblicken. Wie freute man sich in Rom und Madrid. „Ihr Krieg ist unser Friede!" schloß ein Bericht über die Vorgänge in der Rheinstadt an Philipp II. Die meisten Fürsten erkannten die Notwendigkeit einträchtigen Zusammenlebens. Bei Gelegenheit des erwähnten Reichstags in Frankfurt (X, 826) vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten, der Herzog von Württemberg, der Landgraf von Hessen und einige andre Reichsstände dahin, daß sie sich in Religionssachen an ein von
März 1558. Melanchthon auf Grund der Augsburgischen Konfession mit Mäßigung und Vorsicht aufgestelltes Bekenntnis halten und allen Abweichungen und Streitigkeiten in ihren Ländern wehren wollten. Aber die Flacianische Partei ließ eine Konfutation gegen den Frankfurter Rezeß, „Das samaritanische Interim", ausgehen und bewirkte, daß der Herzog von Weimar und seine Brüder sich fern hielten. Ein landesfürstliches Manifest verkündete die Glaubensformel, welche allein in Thüringer Landen als die echte luthe-
1559. rische Lehre Geltung haben sollte, alle abweichenden Ansichten, die namentlich aufgeführt waren, als ketzerisch verdammend. Die beiden oberdeutschen Fürsten Christoph von Württemberg und Friedrich III. von der Pfalz suchten den Herzog zu einer gemäßig-
Jan. 1561. teren Haltung zu bewegen und verabredeten zu dem Zweck mit ihm die Fürstenkonferenz zu Naumburg. Es war für den Pfalzgrafen, welcher bereits zu den Vorstellungen Calvins hinneigte, ein großes Zugeständnis, wenn er die Augsburgische Konfession selbst in der ursprünglichen engeren Fassung anzunehmen erklärte „um ein feierliches Zeugnis ihrer Einigkeit abzulegen"; dennoch weigerte Johann Friedrich, auf den Rat der ihn begleitenden Theologen, die Schrift, welche die Ergebnisse ihrer Beratung und Verständigung beurkunden sollte, zu unterzeichnen, weil der Artikel vom Abendmahl nicht scharf genug gefaßt sei und leicht zu einem „Schutz und Unterflucht oder Hinterhalt" gebraucht werden könnte. Es sollte ausdrücklich erklärt werden, daß im Sakrament des Altars der wahre Leib und das wahre Blut eben so gut von frommen und gläubigen als von gottlosen Christen empfangen werde. Trotzig und unbeugsam reiste er ohne Abschied weg.

Reich und Tridentinum. Auf diesem Kongreß zu Naumburg erschienen kaiserliche Gesandte, begleitet von zwei päpstlichen Botschaftern, um die deutschen Fürsten zur Beschickung des Konzils aufzufordern, daß der heil. Vater nach Trient ausgeschrieben habe. Es war vorauszusehen, daß der Antrag zurückgewiesen werden würde. Die evangelischen Fürsten wollten nur dem Kaiser das Recht einräumen, eine Kirchenversammlung einzuberufen, keineswegs aber dem päpstlichen Stuhl, dessen Autorität sie nicht anerkannten. Wie sehr trafen die Legaten die wunde Stelle, als sie auf die Spaltungen und die Streitigkeiten aller von Rom abgewichenen

Konfessionen hindeuteten, um die Notwendigkeit einer neuen Glaubenseinigung zu beweisen! Aber auch darin trafen sie das Richtige, daß sie bemerkten, nur in einem Punkt seien alle Konfessionsgläubigen einig, in dem Haß und Widerstand gegen die päpstliche Kirche. Wir kennen den Gang und die Bedeutung des Tridentiner Konzils in seiner letzten Periode (S. 49 ff.): die evangelischen Fürsten und Stände hielten sich fern, und bewiesen in der Folge in einer eignen Rekusationsschrift, daß der Tridentiner Versammlung die Eigenschaften fehlten, die zu einem freien allgemeinen christlichen Konzil erforderlich seien; das Reich wurde nie in die Lage gebracht, die Dekrete zu bestätigen oder zu verwerfen, und Kaiser Ferdinand machte, wie erwähnt, einige vergebliche Vermittelungsversuche. Aber das protestantische Deutschland sollte bald genug die Folgen dieses Kirchenwerks erfahren, das um dieselbe Zeit zum Abschluß kam, als durch die Einführung des Heidelberger Katechismus in der Pfalz der Calvinismus offen sein Panier auf deutscher Erde aufpflanzte. Während von der Zeit an das katholische Kirchenwesen als geschlossene Macht auftrat, der die Jesuiten und die Zöglinge des neuen germanischen Kollegiums in Rom als Pioniere und Fahnenträger voranzogen und die Wege bahnten, schied sich die nichtkatholische Welt Deutschlands, von kleineren Spaltungen abgesehen, in zwei Heerlager, die einander mit tödlicher Feindschaft und wachsender Erbitterung bekämpften.

b. Die Vorgänge in der protestantischen Kirche.

1. Theologische Entzweiungen.

Der Politik der Verträglichkeit und der Kompromisse, welche Ferdinand und sein Jena und Wittenberg.
Sohn einhielten, war es zu danken, daß auf den in Augsburg vereinbarten Friedensvertrag mehrere Jahre öffentlicher Ruhe folgten, daß die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten sich milderten und einen gemäßigteren Charakter annahmen, daß die Stände des Reichs ein nationales Zusammenleben auf Grund gegenseitiger Billigkeit zu erhalten bedacht waren. Um so leidenschaftlicher gestaltete sich der Kampf in den Kreisen der protestantischen Theologen; und da das Fürstentum in den deutschen Landen auf die Kirchen und Lehranstalten großen Einfluß übte, so griff dieser Kampf auch wieder in das politische Gebiet über. Wir wissen, auf welche Opposition einst das Interim gestoßen und welchen Haß sich Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit zugezogen. Die streng lutherische Partei, welche lieber in das Magdeburger Exil wandern als unter Melanchthons Fahne sich zu gewissen Gebräuchen und Lehren, die man für „Adiaphora“ erklärte, bekennen wollte (X, 769 f.), beharrte in Feindschaft gegen die Wittenberger Universität und ihren theologischen Führer, der um des Friedens und der Eintracht willen das lutherische Lehrsystem abgeschwächt hatte. Insbesondere machten ihm die Gegner zum Vorwurf, daß er in einer Überarbeitung der Augsburgischen Konfession die Lehre vom Abendmahl leise umgebildet und der calvinischen Auffassung näher gebracht habe. Diese verbitterte Stimmung hatte ihren Herd und Mittelpunkt in der neuen Universität Jena, zu welcher Johann Friedrich in den schweren Tagen seiner Gefangenschaft bei einer Zusammenkunft mit seinen Söhnen den 1548.
Grund gelegt. Zehn Jahre später, nachdem der Kaiser der neuen Anstalt seine Bestätigung erteilt und sie mit allen Rechten und Freiheiten ausgestattet, war sie feierlich

1558. eröffnet worden, als „Burg des echten Luthertums“, im Gegensatz zu Wittenberg, wo die latitudinarischen Ansichten der „Philippisten“ herrschend waren. Die übelwollende feindselige Gesinnung der Ernestiner gegen die jüngere zur Kurwürde gelangte Albertinische Linie wirkte auf die beiden Hochschulen zurück. Die Jenenser Theologen, an ihrer

Matthias Flacius Illyricus. 1520—1575.

Spitze Matthias Flacius, „der Illyrier“, ein starrsinniger, mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (X, 771), beschuldigten Melanchthon und seine Gesinnungsgenossen des Verrats an der Kirche, weil sie den Feinden des Evangeliums zu viel nachgegeben hätten. Auch als nach Beseitigung des Interims der adiaphoristische Streit seine praktische Bedeutung verloren hatte, dauerte der Gegensatz zwischen Jena, wohin die Wortführer der streng lutherischen Partei berufen wurden, und dem Melanchthonschen Wittenberg, wo man in Wissenschaft und Leben einer freieren weitherzigeren mehr die sittliche Seite des Christentums ins Auge fassenden Richtung huldigte, ungeschwächt fort, nur daß er sich hauptsächlich auf dogmatischem Gebiet bewegte. Es waren die alten Fundamentallehren von der Rechtfertigung und vom Abendmahl, über welche von jeher so leidenschaftliche Kämpfe geführt worden waren.

Der Streit über die Rechtfertigung. 1. Die Osiandrische Lehre in Königsberg.

Andreas Osiander, durch das Interim aus Nürnberg und seiner fränkischen Heimat an den Ostseestrand verschlagen, wo er unter dem Schutz des ihm persönlich und landsmännisch befreundeten Herzogs Albrecht als Professor an der Universität zu Königsberg einen neuen Wirkungskreis fand, stellte eine von der lutherischen Lehrform abweichende Ansicht über die Rechtfertigung auf, dahin lautend, daß der Mensch gerechtfertigt werde nicht durch das ihm äußerlich zugerechnete Verdienst Christi, also daß damit die eigne Sündhaftigkeit gleichsam nur überdeckt werde, sondern dadurch, daß er Christum gläubig in sich aufnehme, daß die göttliche Gerechtigkeit in ihm wohne; die Rechtfertigung wäre also nicht aufzufassen als ein freisprechendes Urteil Gottes um Christi willen, sondern als die durch die Aufnahme des Göttlichen bewirkte Heiligung und Gerechtigkeit des ganzen Menschen, als „Vollendung des göttlichen Ebenbilds in der menschlichen Natur“. Die lutherische Theologie, insbesondere die einheimische auf den herrschsüchtigen Fremdling neidische Geistlichkeit, erklärte sich gegen diese Auffassung, in der sie einen „Rückfall in die katholische Mischung der göttlichen Gnade und der eignen Würdigkeit des Menschen“ erkannte. Durch die Gunst des Herzogs behauptete sich Osiander in seiner Stellung und bewirkte, daß zwei seiner Gegner, Mörlin und Staphylus, des Landes verwiesen wurden. Der letztere trat dann zur katholischen Kirche über und verband sich, zum Professor in Ingolstadt ernannt, mit den Jesuiten. Als aber nach Osianders Tod (1552) sein Schwiegersohn, der Hofprediger Johann Funck, seinen Einfluß auf den alten Herzog benutzte, um seine Gesinnungsgenossen in die kirchlichen Ämter zu bringen, und sich selbst in die Regierungsangelegenheiten mischte, vereinigte sich die ostpreußische Geistlichkeit mit der landständischen Opposition, welche die Eingriffe des Herzogs in die Kirchen- und Landesverfassung dem Hofprediger schuld gab, zu dessen Sturz. Begünstigt von dem Oberlehnsherrn des Landes, König Siegmund August von Polen, der auf Bitten des Adels einige Kommissare zur Untersuchung der im Herzogtum eingerissenen Verwirrung nach Königsberg absandte, leiteten sie eine Gerichtshandlung ein, infolge deren Johann Funk mit zweien seiner Amtsgenossen als

Okt. 1566. Landesverräter enthauptet ward. Mit Thränen ließ der Herzog geschehen, was zu verhindern nicht in seiner Macht stand. Darauf wurde die Osiandrische Rechtfertigungslehre als Hauptketzerei verdammt, Mörlin mit Bitten und Flehen zurückgerufen und zum Bischof von Samland ernannt.

2. Der majoristische Streit.

Über denselben Lehrbegriff der Rechtfertigung erhob sich bald nachher ein nicht minder heftiger Krieg zwischen den Jenenser und Wittenberger Theologen. Georg

Major, ein Anhänger Melanchthons, der gleich seinem Meister neben der Theologie auch heidnische Philosophie studierte, Homer und Pindar bewunderte, und sowohl wegen dieser profanen Studien, als wegen seiner Teilnahme am Leipziger Interim, den Thüringern auf den Tod verhaßt, fachte den schon aus Luthers Zeit herstammenden Streit von neuem an, indem er behauptete, gute Werke seien zur Seligkeit not- 1551.
wendig. Darin erblickten die lutherischen Zeloten ein Zugeständnis an die katholische Kirchenlehre, und Amsdorf, der Genosse von Flacius in Magdeburg und Jena, trat gegen diese „freche, frevele und vermessene Lehre" in die Schranken. Wie uns bekannt, hat man katholischerseits von jeher der lutherischen Lehre, daß die Seligkeit allein durch den Glauben erworben werde, den Vorwurf gemacht, sie trage dem sittlichen Leben zu wenig Rechnung. Man beachtete nicht, daß damit nur die Verdienstlichkeit der Kirchenwerke zurückgewiesen werden sollte. Um der Mißdeutung zu begegnen und bei dem Volk nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als ob ein christliches Leben ohne sittliches Handeln bestehen könnte, wurde in der Schule Melanchthons die Nützlichkeit und Notwendigkeit wahrhaft guter Werke aufrecht erhalten. Da diese Auffassung auch im Interim Eingang gefunden hatte, so entstand in den Kreisen des strengen Luthertums der Verdacht, der unbestimmte Begriff möchte im katholischen Sinn gedeutet und die Rechtfertigung aus lauterer Gnade dadurch in Frage gestellt werden. In der leidenschaftlichen Verbissenheit wider die Wittenberger, ließ sich nun Amsdorf gegen Major 1559.
zu der Behauptung fortreißen, gute Werke seien zur Seligkeit sogar schädlich, und suchte in einer eignen Schrift diese paradoxe Ansicht mit Paulinischen und Lutherischen Aussprüchen zu beweisen. Es erhob sich ein langer Streit, bis Major um des Friedens 1562.
willen seine Sätze zurücknahm.

Noch heftiger wurde die Entzweiung zwischen der herzoglichen und den beiden 3. Der synergistische Streit.
kurfürstlichen Universitäten, als der streitsüchtige Flacius gegen die Melanchthonsche Abschwächung des schroffen Augustinischen Lehrbegriffs von der Gnadenwahl und Willensfreiheit (X, 429) zu Felde zog. Im Gegensatz zu der Behauptung Melanchthons und seines Schülers Johannes Pfeffinger, daß nächst der göttlichen Gnade auch der zustimmende Willen zur Bekehrung mitwirke, bei dem Werk der Besserung und der daraus folgenden Rechtfertigung der Mensch sich nicht „wie ein toter Block" verhalte, daß mithin dem menschlichen Willen eine mitwirkende („synergistische") Kraft beiwohne, behaupteten die Jenenser, die durch den Sündenfall bewirkte gänzliche Unfähigkeit des Menschen, aus natürlichen Kräften an dem Werk Gottes mitzuwirken; Flacius erklärte geradezu, die Erbsünde sei die Substanz der menschlichen Seele; diese könne daher ohne die göttliche Gnade nur dem Guten widerstreben. Es gelang dieser Partei des strengen Luthertums, den Weimarer Hof und den Kanzler Christian Brück, den Sohn des früheren kurfürstlichen Staatsmannes, auf ihre Seite zu bringen und mit deren Begünstigung ein diktatorisches Glaubenstribunal für lutherische Orthodoxie aufzurichten. Nicht genug, daß die Jenenser Staatstheologen die synergistischen Gegner in Wittenberg und Leipzig mit allen Leidenschaften und Hilfsmitteln der Gelehrsamkeit bekriegten, sie duldeten keinen in ihrer Nähe und im Amt, der nicht ihre Ansichten teilte. Viktorin Strigel, welcher den Synergismus nicht für einen „Fallstrick der Gewissen und einen Verderb der Lehre von der Rechtfertigung" ansehen wollte, wurde durch Soldaten nach Schloß Grimmenstein in Gewahrsam abgeführt; der berühmte Rechtsgelehrte Matthäus Wesenbeck, der einst um der religiösen Freiheit willen Antwerpen verlassen hatte, sollte in Jena exkommuniziert und von der evangelischen Gemeinschaft als ein faules Glied ausgestoßen werden. Kein Angestellter, mochte er auch in seinem Leben ehrbar und unsträflich sein und dem Evangelium aufrichtig ergeben, entging der geistlichen Strafe, 1559.
wenn er sich nicht der „sächsischen Konfutationsschrift" unbedingt fügte. Jahrelang

wurden in Thüringen die kirchlichen Streitigkeiten wie eine Staatsaktion behandelt; das geschichtliche Leben des deutschen Volks drohte in dem Rinnsal theologischer Haarspalterei und Silbenstecherei zu verlaufen. Endlich wurde dem Weimarer Hof die geistliche Tyrannei in Jena zu arg; dem flacianischen Inquisitionsgericht wurde ein
1561. landesherrliches Konsistorium entgegengestellt, welchem die Zensur und das ausschließliche Recht des Bannes zustehen sollte. Als die lutherischen Vorfechter gegen diese Unterjochung ihrer Kirche durch das Hofregiment Protest erhoben, die Freiheit der Presse und die Schlüsselgewalt als göttliches Recht in Anspruch nahmen und in Predigt und Schrift das „kaiserliche Papsttum", welches Luther geweissagt, angriffen, wurden sie aus Jena ausgewiesen und gemäßigtere Männer in die Fakultät berufen (1561). Flacius führte von der Zeit an ein unstätes Leben, bald in dieser, bald in jener Stadt Herberge
1567. suchend. Auch als nach dem Sturz des Herzogs Johann Friedrich infolge der „Grumbachschen Händel" die Verbannten zurückkehren durften, wurde bei Flacius eine Ausnahme gemacht. Seine Streitsucht und seine überspannten, vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Theorien hatten zu großen Anstoß gegeben. So irrte er als „Ritter der Erbsünde" noch mehrere Jahre in Deutschland umher, bis er aufgezehrt von Not und Elend fünfundfünfzig Jahre alt zu Frankfurt im Hospital starb (März 1575). Das unter dem Vorsitz des neuen Herzogs Johann Wilhelm abgehaltene
1568. Religionsgespräch in Altenburg führte nicht zur Verständigung zwischen Jena und Wittenberg.

4. Die antinomistische Streitlehre. 1527 u. 1536. Verwandt mit diesen Kontroversen über die Rechtfertigung war eine andre schon zu Luthers Zeit erhobene, dann nach längerem Zurücktreten von neuem vorgeführte Streitfrage, ob das alte Gesetz noch der evangelischen Christenheit gepredigt werden solle. Luther und Melanchthon hatten in der ersten Hitze des Kampfes gegen Gesetzesdienst und Werkheiligkeit nur die Vertiefung des religiösen Glaubens in sich selbst als den Urgrund der Rechtfertigung und Beseligung dargestellt, dem mosaischen Gesetz wie den Kirchenwerken jede Geltung versagend. Die Mißdeutung scheuend, haben sie dann später das „Gesetz" als wirksam zur Buße dem Glauben wirkenden „Evangelium" zur Seite gesetzt. Darin erblickte Johann Agricola, den wir früher als Pastor in Eisleben, als Professor in Wittenberg und endlich als Hofprediger in Berlin kennen gelernt, einen Widerspruch mit der Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, und gab Veranlassung zu dem „antinomistischen Streit" durch die Behauptung, daß das alte Gesetz für den Christen keine Geltung habe und die Sittengebote nur aus dem Evangelium geschöpft werden könnten, „das zugleich töte und lebendig mache", Buße und Glaube zugleich wirke; das Gesetz verdiene nicht Gottes Wort zu heißen. Es war natürlich, daß die schmähsüchtige Streittheologie dieser Tage die Gesetzesstürmerei, die mit dem Kampf gegen die Werke so viele Verwandtschaft hatte, trotzdem sie von ihrem Urheber selbst
1577. aufgegeben worden war, wieder an die Öffentlichkeit zog und zur Erweiterung des Kriegsfeldes benutzte, bis die Konkordienformel, die wir später kennen lernen werden, durch authentische Interpretation dem Streit ein Ziel setzte.

5. Der Abendmahlsstreit. Der Streit über die Abendmahlslehre war wie ein dunkler Schatten über die ganze Reformationsgeschichte gelagert; er sollte noch einmal Melanchthons Lebensabend verbittern. Es ist uns zur Genüge bekannt, daß dieser Reformator bemüht war, die Gegensätze zwischen Luther und den Schweizern wenn nicht auszugleichen, doch abzuschwächen. Eine Zeitlang war ihm dies gelungen, namentlich seitdem Calvin, mit dem er persönlich befreundet war, durch seine Auffassung die Vermittelung erleichterte. Indem er selbst eine scharfe Parteistellung vermied und vorsichtig innerhalb der gezogenen Grenzlinien sich bewegte, mochte er sich der Hoffnung hingeben, „daß weder Luthers noch Calvins Abendmahlslehre der heilbringenden Gemeinschaft mit Christus

entgegenstehe", daß trotz der abweichenden Lehrbegriffe eine Lebensgemeinschaft zwischen den Anhängern der einen wie der andern Auffassung bestehen könne. War ja doch der Gegenstand bereits so vielfach von allen Seiten behandelt worden, daß keine neuen Gesichtspunkte mehr aufgestellt, keine neuen Ergebnisse mehr erzielt werden konnten. Zwischen der katholischen Substanzverwandlung und Zwinglis „imaginärem Christus" konnte nur eine Begriffsform gedacht werden, nach welcher die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl entweder nach der sinnlich-mystischen Vorstellung Luthers als wirkliche Verbindung des gottmenschlichen Leibes mit den Elementen oder in der symbolischen Auffassung Calvins von einer geistigen Kraftmitteilung an die Gläubigen verstanden ward. Eine Ausgleichung zwischen beiden Standpunkten war nicht denkbar; nur durch gegenseitige Duldung konnte ein friedliches Nebeneinanderbestehen bewirkt werden. Ein solches Verhältnis herbeizuführen, die protestantische Welt durch eine geistige Union einander zu nähern, eine Formel zu finden, bei welcher verschiedene Meinungen sich sollten vertragen können, war nach dem Abschluß des Religionsfriedens das eifrigste Bestreben Melanchthons und seiner getreuen Schüler und Anhänger. Es war ein ähnliches Streben auf dem Gebiet der evangelischen Kirche, wie das der Kaiser Ferdinand und Maximilian in der katholischen. Aber von der hochlutherischen Faktion wurde Melanchthon seit dem Interim nicht mehr als Haupt und Führer der Reformation angesehen; vielmehr wurde gegenüber der laxen, latitudinarischen Auffassung der kurfürstlichen Theologen, die man als Kryptokalvinismus bezeichnete, von dem orthodoxen Luthertum die Unterscheidungslehre über das heilige Abendmahl so schroff gefaßt, das tiefsinnige Dogma mit so groben Händen betastet, daß man der katholischen Transsubstantiationslehre sehr nahe kam. Joachim Westphal, Hauptpastor und Superintendent in Hamburg, vereinigte die lutherischen Geistlichen in ganz Niedersachsen zu einem Kriegsbund gegen die Calvinisten und Philippisten. Es half nichts, daß Calvin selbst wider den Stürmer in die Schranken trat und nachwies, daß jener ihm Ansichten unterlege zu denen er sich gar nicht bekenne; Westphal setzte nicht nur den theologischen Federkrieg mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort, er bewirkte auch, daß die englische Flüchtlingsgemeinde unter Lasky, die in den norddeutschen Städten vor der Verfolgungswut der Königin Maria Tudor ein Asyl gesucht, mitten im Winter unbarmherzig von dem lutherischen Boden vertrieben ward (X, 856). In Bremen errichteten die lutherischen Geistlichen, an ihrer Spitze Tilemann Heßhus, ein Glaubenstribunal wie Flacius in Jena. Als Albrecht Hardenberg, ein Freund Melanchthons, nicht in die materialistische Auffassung der sakramentalischen Handlung eingehen wollte, rief Heßhus alle Fürsten und Stände Niedersachsens gegen den Ketzer auf und wies dessen Anhänger vom Altar weg, weil der Herr verboten habe, das Heiligtum vor die Hunde und die Perlen vor die Säue zu werfen. Endlich wurde der Bürgerschaft die Gewissenstyrannei zu arg; unter der Führung des entschlossenen Bürgermeisters Büren stürzte der Magistrat das priesterliche Regiment durch eine Art Staatsstreich. Als die übrigen Hansestädte und mehrere Stände des niedersächsischen und westfälischen Kreises, aufgereizt von den flüchtigen Pastoren, den Bremern die Freundschaft und den Handelsvertrag kündigten, geriet die Stadt, die einst so mannhaft für das Evangelium eingetreten war, in solche Erbitterung über die lutherische Gewissenstyrannei, daß mehr und mehr der calvinische Lehrbegriff unter der Bürgerschaft Verbreitung fand, bis endlich der Calvinismus zur herrschenden Kirchenform in Stadt und Land erklärt ward.

Westphal in Hamburg.

Tilemann Heßhus. 1527–1588.

1560.

2. Das Kirchenwesen in Kurpfalz und Kursachsen und Melanchthons Tod.

Reformation in der Rheinpfalz. Auch sonst schürte Tilemann Heßhus an allen Orten, wohin ihn sein vielbewegtes unruhiges Leben führte, die Flamme der Zwietracht und des Haders. Ehe er nach Bremen berufen ward, war er Superintendent und Professor der Theologie in Heidelberg gewesen. Melanchthon selbst hatte ihn dem Pfalzgrafen Otto Heinrich, den er als seinen ehemaligen Landesherrn ehrte, zum Mitarbeiter bei den kirchlichen Reformen empfohlen, welche dieser „großmütige", wohlgesinnte und kunstliebende Fürst in dem rheinischen Kurfürstentum einzuführen gedachte, als er im Februar 1556 seinem Oheim Friedrich II. nachfolgte und seine Residenz von Neuburg nach Heidelberg verlegte. (Otto Heinrich. 1556—1559.) Wie sehr hatte Melanchthon seine Empfehlung zu bereuen! Otto Heinrich führte die Pfälzer Kirche, die unter dem in seinen religiösen Grundsätzen so wenig beständigen Vorgänger in unsicherer und schwankender Verfassung gehalten worden, der Augsburgischen Konfession zu, die er schon in seinem Stammland an der Donau zur Religionsform erhoben. Die katholischen Kirchengebräuche wurden abgeschafft, die Messe für Abgötterei erklärt, der Gottesdienst und die Sakramente nach der Augsburger Glaubensformel geordnet, an die Universität, die sich während des Wormser Kolloquiums eines Besuchs von Melanchthon zu erfreuen hatte (Okt. 1557), evangelische Lehrer berufen. Nach einer dreijährigen Regierung stieg der hochsinnige Kurfürst, von dessen Kunstliebe noch jetzt der Prachtbau des Heidelberger Schlosses Zeugnis gibt, unvermählt in die Gruft (12. Febr. 1559), und es folgte ihm Friedrich III. von der Simmernschen Linie auf dem kurfürstlichen Stuhl, „der gleich Moses in Ägypten an den Höfen der Tyrannen auferzogen, bald ihr größter Gegner ward". Er teilte die evangelischen Ansichten Otto Heinrichs und führte die Reformation in seinem Geist fort. Eine große Menge von Abteien und Klöstern wurde eingezogen und das Vermögen für die neue Kirche und andre Zwecke verwendet. Als Friedrich vom Regensburger Reichstag, wo er die kaiserliche Belehnung empfing, nach Heidelberg zurückkehrte, fand er die Theologen seines Landes im heftigen Streit. Heßhus der im Geist eines Patriarchen der alten Kirche sein priesterliches Zepter schwang, meinte, die Augsburgische Konfession, wie sie durch Melanchthons Hand gestaltet worden, gleiche einem „polnischen Stiefel und weiten Mantel, hinter dem Gott und der Teufel sich verbergen könnten". Er drang auf die Herstellung der echten ursprünglichen Fassung, „daß der Leib Christi unter den Gestalten des Brotes und Weines dargereicht werde", und verfolgte jede Annäherung an die calvinische Vorstellung als Abfall und Ketzerei. Es genügte ihm nicht, daß sein Kollege Klebitz den Leib Christi **mit** dem Brot genießen wollte; nur diejenigen erschienen ihm als Rechtgläubige, „welche das ewige Heil essen wollten" **in**, **mit** und **unter** dem Brot. Als der Kurfürst dem Streit wehrte, eiferte Heßhus auf der Kanzel gegen den Gewissenszwang von oben. Da wurde der streitfertige Mann des Landes verwiesen und dann auf Grund eines Gutachtens von Melanchthon eine (Aug. 1560.) unbestimmte Fassung der Abendmahlslehre in das Glaubensbekenntnis aufgenommen. Die Geistlichen, die sich dagegen auflehnten, verloren ihre Stellen. Dies war die Einleitung zu der allmählichen Einführung der Calvinischen Kirchenform in der Kurpfalz. Vergebens eilte Herzog Johann Friedrich von Weimar mit zwei lutherischen Theologen nach Heidelberg, um seinen Schwiegervater von dem Abgrund des calvinischen Irr(3. Juni 1560.)tums zu retten; die Disputation, worin Mörlin und Stößel aus Sachsen für die Formel, in, mit und unter dem Brot eintraten, blieb ohne Wirkung. Hof und Universität neigten mehr und mehr zu den Glaubenslehren und kirchlichen Ordnungen, die ihnen von Genf, von Straßburg, von französischen Hugenotten zugeführt wurden. Unerschüttert durch die Abmahnungen des Herzogs von Württemberg und

des Kurfürsten von Sachsen, ließ Friedrich III. durch Ursinus und Olevianus den
„Heidelberger Katechismus" bearbeiten, eine in Deutschland und im Ausland 1563.
weit verbreitete Bekenntnisschrift, „welche in erbaulicher Weise an der göttlichen Vor-
herbestimmung nur das Tröstliche der sichern Erlösung, am Abendmahl die Wahrhaf-
tigkeit der Gemeinschaft mit Christo hervorhob". Bald wurde auch die Kirchenordnung,
die Kirchenzucht und der einfache Gottesdienst nach Calvins und Bezas Vorschrift ein-
geführt. Alles „Götzenwerk" verschwand aus den Gotteshäusern; in Glaube, Kultus,
Verfassung und Sittenzucht schloß sich die Pfälzer Kirche jenem düstern ernsten Cal-
vinismus an, wie wir ihn in Genf, in Frankreich, in den Niederlanden kennen ge-
lernt. Kirchenrat, Presbyterien und Synoden führten ein eisernes Regiment. Als
der gelehrte Arzt Erast in Heidelberg gegen die rigorose Kirchendisziplin Menschenrecht
und Humanität geltend machte und den Kirchenbann als unevangelisch verwarf, wurde
er von den calvinischen Strenggläubigen der Ketzerei beschuldigt und von dem Glau-
bensgericht bedrängt. Der Widerspruch der lutherischen Eiferer gegen die calvinistischen
Tendenzen in der Pfalz führte den Kurfürsten immer weiter in der Opposition. Wäh-
rend es den Württembergern auf dem Religionsgespräch in Maulbronn, wo in Gegen- 1564.
wart des Kurfürsten und des Herzogs die namhaftesten Theologen mit allen Waffen
biblischer Gelehrsamkeit wider einander stritten, nicht gelang, die Pfälzer zu ihrer An-
sicht von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl zu bekehren, wurde in der
dritten Auflage des Heidelberger Katechismus diese Lehre in einer so schroffen Form
dargestellt, daß nicht nur die Katholiken, deren Glaubenssatz vom Meßopfer als eine
„vermaledeiete Abgötterei" bezeichnet war, sondern auch die Augsburgischen Konfessions-
verwandten sich verletzt fühlten. Auf dem Reichstag von 1566 wurden viele Klagen
gegen Friedrich laut, und der Kaiser führte ihm ernstlich zu Gemüt, von seinen cal-
vinischen Neuerungen zu lassen. Aber der Kurfürst verfocht seine Sache vor Kaiser und
Reichsständen mit solcher Kraft und Klarheit, daß seine Verteidigung den besten Ein-
druck machte. Er hatte sich von seinem Sohn Johann Kasimir die Bibel in die Sitzung
tragen lassen. Nach seiner Ausführung rief der Kurfürst von Sachsen aus: „Fritz, du
bist besser als wir alle." Der Reichstag war tolerant genug, den verklagten Fürsten
trotz seiner „calvinischen Ketzerei" nicht von dem Religionsfrieden auszuschließen. „Das
unfreiwillige Gefühl von Achtung und Ehrfurcht, welches sittliche Größe auch dem
Gegner abnötigt, war diesmal mächtiger als dogmatische Befangenheit."

Der Abfall der Kurlande am Rhein und Neckar von Luthers Glaubensbekenntnis Die Ubiquitätslehre.
und Kirchenform erzeugte im übrigen Deutschland Haß und Erbitterung und schärfte
allenthalben die lutherische Reaktion. Noch ehe der Calvinismus daselbst den vollen
Sieg errungen hatte, hielt es der alte Brenz für notwendig, den lutherischen Charakter
seiner Kirche durch eine Glaubensformel über das Abendmahl zu wahren, die keiner
zweideutigen und unbestimmten Auslegung Raum gebe: weil Gott allenthalben sei,
meinte er, müsse auch das Fleisch Christi allenthalben sein: so wurde die „Ubiquitäts-
lehre", wonach auch die menschliche Natur in Christus, die Majestät und Herrlichkeit
des Menschen Christi überall gegenwärtig sei, zum Württemberger Kirchenglauben erho-
ben. Da klagte wohl Melanchthon, der sich in der letzten Lebenszeit auf die theolo- Melanchthons Tod.
gischen Streithändel nicht mehr viel einließ, daß solche neuersonnene Formeln „in 19. April 1560.
hechinger Latein" zu Glaubensgesetzen gemacht würden. Es war das tragische Geschick
des großen Mannes, daß die Gegner und Lästerer einst zu seinen Füßen gesessen, aus
seinem Mund die Worte des Lebens vernommen hatten. Aus einzelnen Äußerungen,
die er in den letzten Tagen bald in Briefen aussprach, bald in losen Blättern aufzeich-
nete, erkennt man, wie sehr er sich sehnte aus den dürren Feldern der streitenden Kirche
entrückt zu werden nach jenem Ort, wo ihm die Rätsel des Daseins klar werden wür-

den. Er vergleicht sich mit dem am Kaukasus angeschmiedeten, von Geiern zerfleischten Prometheus, mit einem nächtlichen Wanderer, welcher der Morgenröte entgegenstrebt. Wenige Tage vor seinem Ende schrieb er die Gründe nieder, die ihm den Tod als wünschenswert erscheinen ließen: „Du wirst von der Sünde scheiden; du wirst befreit werden von allen Mühseligkeiten und von der Wut der Theologen. Du wirst zum Licht kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst die wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können." In dieser Stimmung ist er am 19. April 1560 gestorben, bis zum letzten Atemzug seine Lippen im stillen Gebet bewegend. Sein Leichnam wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg neben Luthers Ruhestätte eingesenkt.

Der Kryptocalvinismus in Sachsen.

Neben Melanchthons Sterbelager stand sein Eidam, Kaspar Peucer, Professor der Medizin in Wittenberg, das Haupt der calvinistisch gesinnten „Philippisten", ein einflußreicher Mann bei dem Dresdener Hof und im geheimen Rat des Kurfürsten. Die calvinische Abendmahlslehre gewann fortan immer mehr Anhänger in der höheren Gesellschaft; ihre Bekenner bildeten eine mächtige Hofpartei, die auf die kirchliche und politische Stellung des Kurstaats und auf den Charakter der Universität von Einfluß war. Doch hielten sie es für geraten, „da der Kurfürst August seinen Glauben auf Luthers Lehrmeinung gesetzt", wenn er auch keine tiefere Einsicht davon hatte, mit diplomatischer Vorsicht den Schein lutherischer Rechtgläubigkeit zu bewahren. Sie wurden daher von ihren Gegnern als „Kryptocalvinisten" bezeichnet. Über ein Jahrzehnt bestimmten sie das kirchliche Leben im Kurstaat. Eine Sammlung theologischer Schriften Melanchthons (Corpus doctrinae Philippicum sive Misnicum) erhielt durch ihr Zuthun Gesetzeskraft; immer deutlicher trat ihre Vorliebe für den calvinischen Lehrbegriff vom Abendmahl zu Tage. In einem neuen lateinischen Katechismus vom Jahr 1571 war der mündliche Genuß des Leibes Christi nicht erwähnt, der Nutzen des Sakraments den Gläubigen zugesprochen und im Gegensatz zu der Ubiquität Christus als im Himmel eingeschlossen gelehrt. Die lutherischen Hochwächter, voran Martin Chemnitz in Braunschweig, wo dem katholischen Vater der evangelische Sohn Julius gefolgt war, zogen nun wider den Kryptocalvinismus der Wittenberger zu Felde. Daraus entwickelte sich ein heftiger Federkrieg. Aber der Kurfürst sah in dem Vorgehen nur persönliche Anfeindung gegen die Häupter seiner Universität und hielt fest an den Männern seines Vertrauens. Als infolge des frühen Ablebens des Herzogs Johann Wilhelm von Weimar in Thüringen eine vormundschaftliche Regierung unter Augusts Oberleitung eingerichtet ward, bewirkten die Wittenberger die Vertreibung der beiden lutherischen Hochwächter Wigand und Heßhus aus Jena.

Verfolgung der Philippisten.

Diese Erfolge machten die Philippisten kühner. Im Jahr 1574 erschien eine lateinische Schrift „deutliche Erklärung des Streits über das Abendmahl", in welcher die calvinische Auffassung als die einzig wahre und richtige, die lutherische als unhaltbar dargestellt war. Obwohl ohne Verfasser und Druckort, blieb doch der sächsische Ursprung kein Geheimnis. Und nun gelang es der lutherischen Orthodoxie bei dem Kurfürsten den Verdacht zu erwecken, daß man ihn zum Calvinismus hinüberziehen wolle. Zu der Angst vor dem Seelengift dieser Irrlehre, von der sowohl er selbst als seine dänische Gemahlin Anna erfaßt wurden, gesellte sich noch die Scham, daß er so lange getäuscht und mißbraucht worden sei. Daher erfolgte jetzt am Hofe und im Kirchenregiment ein Umschlag, welcher über die bisher begünstigten Philippisten Verbannung und Kerker herabzog. Der Kanzler Cracow wurde gefoltert und kürzte sein Leben im Gefängnis durch freiwillige Enthaltung von Speise. Der Hofprediger Stößel wurde in einem elenden Verlies der Festung Senftenberg so lange geistig und leiblich gemartert, bis er halb irrsinnig durch den Tod erlöst ward. Peucer mußte zwölf Jahre

lang in einem dumpfen schmutzigen Kerker schmachten, ohne Bücher und Schreibmaterial. Vergebens verwendete sich Kaiser Maximilian für den edeln Dulder: „Ich will nur Diener haben, die glauben und bekennen was ich glaube und bekenne", antwortete August und verweigerte die Freilassung. Unterdessen starb Peucers Weib in Kummer und Herzeleid, sein Vermögen ging durch die Kosten der Gefangenschaft zu Grunde. Um das Land von dem „calvinischen Gift" zu reinigen, wurde die furchtbarste Gewissenstyrannei geübt. Die gesamte Geistlichkeit wurde auf dem Konvent zu Torgau zur Unterzeichnung einer Glaubensformel aufgeboten, worin in den krassesten und unzweideutigsten Ausdrücken die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl aufgestellt war. Wer sich weigerte, büßte mit Haft oder Landesverweisung. Eine Denkmünze mit symbolischen Figuren verherrlichte den Triumph des Luthertums über die Philippisten durch den gewappneten Kurfürsten. Fortan herrschte in Sachsen eine orthodoxe Hoftheologie mit inquisitorischem Gewissenszwang und zog in ihrem trüben Dunstkreis einen kirchlichen Knechtssinn groß, der keinen Widerspruch wagte. So siegte lutherische Orthodoxie über die mehr der sittlichen Seite des Christentums zugewandte Melanchthonsche Richtung. Das Ergebnis war freilich ein Zustand der Erstarrung und der Erstorbenheit der Kirche, der wohl eine Kopie von Luthers persönlichem Christentum darstellte aber — in einem abschreckenden Zerrbild.

Wie das lutherische Sachsen, so barg auch die calvinische Pfalz in ihrem Schoß dogmatische Gegensätze, die noch unter Friedrich III. zu blutigen Auftritten führten. *Ein Ketzergericht in Heidelberg.* Die puritanische Sittenstrenge des Heidelberger Kirchenrats und seines Vorsitzenden Olevianus, die selbst das Leben in Haus und Familie einer „christlichen Polizeiordnung" unterwarf, und jede irdische Freude, jedes Hervortreten natürlicher Sinnlichkeit als Sünde unter das geistliche Strafrecht stellte, reizte zur Opposition. Wir wissen, daß selbst ein hochangesehener Universitätslehrer, der Schweizer Thomas Eraſt gegen die rigorose Kirchenzucht ankämpfte und den Kirchenbann verwarf, eine Ansicht, die dem Namen des Heidelberger Reformierten unter den Puritanern und Presbyterianern Englands und Schottlands eine große Berühmtheit verlieh, ihn zum Bannerführer einer milderen Partei innerhalb des Calvinismus machte („Erastianismus"). Aber die Opposition blieb bei den Außenwerken nicht stehen. Wie einst in Genf zur Zeit Servets Dogmatismus und Libertinismus sich gegen Calvin die Hände reichten (X, 642), so ging auch in der Pfalz aus dem Widerstreit gegen das strenge Kirchenregiment Olevians eine Abweichung in den Lehrbegriffen hervor. Adam Neuser, Pastor an der Peterskirche in Heidelberg, Johann Sylvan, Inspektor zu Ladenburg und zwei Landprediger wurden beschuldigt, antitrinitarische oder arianische Irrlehren angenommen zu haben. Georg Blandrata, Leibarzt des Fürsten Johann Siegmund von Siebenbürgen, der als Gesandter nach dem Reichstag zu Speier durch die Pfalz gereist war, sollte die socinianische Lehre gegen die Dreieinigkeit verbreitet haben. Bald verlautete, daß Sylvan und Neuser, die beide wegen ihres freien Lebenswandels den asketischen Kirchenmännern schon manches Ärgernis gegeben, sich durch Blandrata mit dem Großtürken in Verbindung zu setzen gesucht, daß sie ein Schreiben an Sultan Selim entworfen hätten, in welchem ihr Übertritt aus der Dreieinigkeitslehre zu dem strengen Monotheismus des Islam deutlich hervorgehe. Die Angeklagten wurden sofort in Haft genommen und den geistlichen Ketzerrichtern, unter denen die Verfasser des Heidelberger Katechismus, Olevianus und Ursinus, das entscheidende Wort führten, die Untersuchung übertragen. Ihr Gutachten lautete, Neuser und Sylvan hätten Gott gelästert, und wer Gott lästert, heiße es in der Schrift, der soll des Todes sterben. Zudem hätten sie sich mit dem Erbfeind der Christenheit eingelassen. Vergebens empfahlen die weltlichen Räte, denen die Klagsache zugewiesen wurde, eine mildere

Bestrafung, die den Beschuldigten Gelegenheit zur Besserung und Bekehrung lasse; der sonst gerechte und hochherzige Kurfürst stand so sehr unter dem Einfluß seiner Theologen, daß er vor einem kirchlichen Blutgericht nicht zurückbebte. Am 22. Dezember 1572, einige Monate nach der Pariser Bartholomäusnacht, sah man auf dem Marktplatz zu Heidelberg das greuliche Schauspiel eines protestantischen Autodafee, indem Sylvan in Gegenwart des Stadtrats und der Richter öffentlich enthauptet ward. Neuser war entflohen; er begab sich nach Siebenbürgen und von da nach der Türkei, wo er zum Islam übertrat und in Elend verkam. Die beiden Mitschuldigen wurden des Landes verwiesen. „So bewährt sich der Calvinismus als der erste Schritt zur Hölle", rief ein lutherischer Pharisäer triumphierend aus.

c. Kaiser Maximilian II. und die Grumbachschen Händel.

Kaiser Maximilian II. 1564–1576. 25. Juli 1564.

Unter den Bemühungen, den päpstlichen Stuhl zu Zugeständnissen in betreff der Priesterehe und des Laienkelchs zu bringen (S. 61), schied Kaiser Ferdinand I. aus dem Leben, von allen Parteien geehrt und geachtet wegen seines rechtschaffenen Wandels, seiner Gottesfurcht, seines gutmütigen, leutseligen Charakters und seiner aufrichtigen Friedensliebe. Seitdem die Stürme des Kriegs hinter ihm lagen und der überwältigende Einfluß des Bruders nicht mehr auf ihm lastete, war er eifrig und mit gutem Willen bestrebt gewesen, das Reich in Ruhe, die Fürsten in Eintracht, die Konfessionen in Friedfertigkeit zu erhalten. Da sein Sohn Maximilian II. schon zwei Jahre zuvor von den Kurfürsten zum deutschen König gewählt und in Frankfurt gekrönt worden war, so trat er ohne weiteres die Regierung an. Geboren am 1. August 1527, stand Maximilian im siebenunddreißigsten Lebensjahr. Wie uns bekannt, war er vermählt mit Maria, der Tochter Karls V., hatte sich aber stets eine unabhängige Stellung bewahrt sowohl gegenüber dem kaiserlichen Schwiegervater als dem Schwager Philipp II., gegen den er immer eine gewisse Abneigung hegte. Wie oft hat er sich in der Folge bemüht, den spanischen Verwandten zu einer Politik der Versöhnung in den Niederlanden zu bewegen! Das spanische Wesen und der starre Katholizismus widerstrebten ihm. Geflissentlich hielt er alle Spanier von seinem Hof, aus seiner Umgebung fern; selbst der spanische Hofstaat seiner Gemahlin war beschränkt.

Maximilians religiöse Haltung.

Es ist uns hinlänglich bekannt, wie sehr Maximilian bisher den neuen Ideen sich zuneigte; er schien von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reform überzeugt zu sein und hatte deshalb am Wiener Hof manche Anfechtungen zu erleiden. Schrieb er doch im Jahr 1560 an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, er glaube, daß er nächstens als Vertriebener zu ihm kommen werde und bitte um offenes Haus und Herberge. Ferdinand hatte ihm oft stark zugesetzt, ja selbst mit Enterbung gedroht, wenn er seinen lutherischen Hofprediger nicht entlasse. Maximilian gab zur Antwort: „In allem gehorche er dem Vater und ehre ihn, nur in religiösen Dingen nicht; eher würde er alle seine Güter aufgeben und Gott in der Zurückgezogenheit dienen." Als er jetzt den Thron bestieg, erwarteten die Altgläubigen mit Furcht, die Evangelischen mit Hoffnung, er werde sich öffentlich der lutherischen Kirchenform zuwenden oder wenigstens in die Freistellung der religiösen Ansichten willigen; auch schienen seine Regierungshandlungen im Anfang

diesen Voraussetzungen zu entsprechen. Noch weniger als sein Vater legte er dem Fortgang der Reformation in den österreichischen Erblanden Hindernisse in den Weg. Ritterschaft und Bürgerstand durften ihr kirchliches Leben nach der Augsburgischen Konfession gestalten, ohne dadurch in ihren staatsbürgerlichen Rechten verkürzt zu werden. Chyträus aus Rostock wurde berufen, um bei der Anordnung des evangelischen Gottesdienstes mitzuwirken. Die meisten und angesehensten Herren des Adels in Niederösterreich bekannten sich zur evangelischen Kirche und richteten auf ihren Schlössern und Gütern den Gottesdienst und die Feier der Sakramente nach den neuen Formen und Gebräuchen ein. Aber weiter als bis zur religiösen Toleranz, die frei von allem Konfessionalismus die beiden Religionsteile mit gleicher Billigkeit und Gerechtigkeit behandelte, ist Maximilian niemals vorgegangen, weder vor noch nach seiner Krönung. Zur Einziehung der Kirchengüter und Stiftungen, welche den evangelischen Reichsfürsten eine so ergiebige Quelle für Vermehrung der Staatseinkünfte boten, ist in den österreichischen Erbstaaten aus Rücksicht für Rom und Spanien nie geschritten worden. Und doch wie hoch ragte Maximilian auch schon durch diesen Standpunkt über seine Zeitgenossen hervor! Gerade mit seinem Regierungsantritt begann die Thätigkeit der päpstlichen Reaktionspartei. Der römische Nunzius, Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, und der päpstliche Legat Commendone hatten eine leichte Aufgabe, wenn sie dem Kaiser die theologischen Streitigkeiten als die Früchte der religiösen Neuerung im abschreckendsten Licht darstellten, um ihn von dem Beitritt zur Reformation zurückzuhalten. Hörte man doch selbst in den Kreisen calvinistischer Richtung die Äußerung: „Des Papstes Joch sei hölzern gewesen, das lutherische dagegen sei eisern." Aber mochte der Kaiser auch mehr und mehr zu der Ansicht geführt werden, daß Kultus und Verfassung der römischen Kirche beibehalten werden sollten, so blieb er doch bis zu seinem Tod dem Augsburger Glaubensbekenntnis freundlich gesinnt; er legte wenig Wert auf die äußeren Zeremonien und beförderte nach Kräften das friedliche Zusammenleben der Konfessionen. Als auf dem Reichstag zu Augsburg die 1566.
evangelischen Stände dem Kaiser ein Gesuch einreichten, er möge durch ein Nationalkonzil, auf dem er selbst den Vorsitz führe, das gesamte Kirchen- und Religionswesen deutscher Nation in vollständige Ordnung bringen, vorläufig aber die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts und die Freistellung der evangelischen Religion für Unterthanen katholischer Reichsstände bewilligen, die Katholischen aber in einer gereizten Erwiderung die Forderung bekämpften, da sie nicht geneigt seien, durch das vierzigjährige Licht, das von Luther angezündet worden, sich von dem Glauben ihrer Vorfahren abführen zu lassen, und die vorgebrachten Beschuldigungen und Vorwürfe auf die Gegenpartei schleuderten: da nahm der Kaiser Schrift und Gegenschrift an, um beider Verlangen und Beschwerden zu prüfen, empfahl Eintracht und Verträglichkeit und erklärte seine feste Absicht, daß der Religionsfrieden in allen Punkten gewissenhaft eingehalten werden solle. „Religionssachen," schrieb er einst an Lazarus Schwendy, „könne man nicht mit dem Schwert richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sei die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe." Selbst als durch die Vermählung der Kaisertochter Anna mit Philipp II. (S. 113) die Beziehungen zu Spanien inniger wurden und eine Wendung in seiner kirchenpolitischen Haltung sich bemerklich machte, fiel der Kaiser von den weitherzigen Anschauungen seiner früheren Jahre nicht ab, ging er nicht in die reaktionäre Strömung ein. Nur daß jetzt ein Zwiespalt in seinem Innern eintrat, Denken und Handeln nicht mehr in Übereinstimmung waren und die reformatorischen Tendenzen zurückgedrängt wurden. „Von der Zeit an," sagt Maurenbrecher, „kämpfte in ihm der alte

Gedanke einer religiösen Reform oder der Glaubensfreiheit mit der neuen Rücksichtnahme auf die habsburgisch-spanischen Verbindungen. In seiner Umgebung steht der Einfluß des spanischen Gesandten, des päpstlichen Nunzius, vor allem auch der Kaiserin Maria gegenüber jener Schule reformierter deutscher Politiker, zu denen Schwendy und Languet und Krato gehörten." Und mag auch diese Wendung schon früher eingetreten sein, immerhin war es nur eine Anbequemung an die Habsburger Familienpolitik ohne innere Wandlung. Von einem wirklichen Gesinnungswechsel, von einer eigentlichen „Bekehrung" kann gar nicht die Rede sein. Nur äußerlich hielt er sich wieder zur katholischen Kirche; er besuchte bisweilen wieder die Messe, hörte katholische Prediger an und gestattete einzelnen eifrigen Geistlichen der alten Kirche, ihre Bekehrungsversuche an ihm zu machen. Das Abendmahl wollte er nur in doppelter Gestalt nehmen.

Charakter und Eigenschaften des Kaisers.

Wenn aber auch Maximilian an dem Scheideweg innehielt, der einerseits zum Ultramontanismus, anderseits zur Freistellung des religiösen Bekenntnisses führte, wenn er auch in seinen späteren Tagen teils aus dynastischen Interessen, teils aus Verdruß über die wachsende Verbitterung zwischen dem lutherischen Sachsen und der calvinischen Pfalz mehr sich den katholischen Tendenzen zuneigte, die Familienpolitik der Habsburger über die großen Fragen der Nation stellte, immerhin war er einer der ausgezeichnetsten Fürsten des Jahrhunderts, eine der hervorragendsten Herrschergestalten auf dem Habsburgschen Kaiserthron. Von lebhaftem wißbegierigen Geist, hatte er sich durch Studien und Weltverkehr vielseitige Kenntnisse und allgemeine Bildung erworben, die er in seinem ganzen Wesen, in seinem Umgang und gesellschaftlichen Benehmen kund gab. Die Sprachen, die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprichwörter und Scherze, ihre Litteratur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimütig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles, was sie Neues, Edles und Eigentümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor. Man rühmte das Interesse, das er den im Erwachen begriffenen Naturstudien zuwandte, den Geschmack für edle Musik, die am Wiener Hof gepflegt ward, den geistreichen, vornehmen und doch ungezwungenen Ton und Charakter, den er der geselligen Unterhaltung zu geben wußte, die Gewandtheit und Beredsamkeit, womit er sich in der deutschen Sprache auszudrücken verstand, den Eifer und die Sorgfalt, welche er den Staatsgeschäften widmete. Auch an Kriegsmut und lebhaftem Ehrgefühl fehlte es ihm keineswegs. Es verdroß ihn, daß die Türken, trotz der Verluste vor Malta, in Ungarn das gebietende Wort führten und daß Österreich ihnen noch ferner Tribut zahlen sollte. Er rüstete sich zu einem Feldzug wider sie. Gerade damals erhob sich Suleiman, „um die Pflichten des heiligen Kriegs zum dreizehntenmal zu erfüllen". Es war jene letzte Heerfahrt des greisen Herrschers, die wir aus den früheren Blättern kennen (S. 349). Einer seiner Dichter

rief ihm zu, „er möge sich schaukeln gleich dem Cypressenzweig im Wind des Siegs". Auch Maximilian suchte die religiöse Begeisterung von ehedem wieder zu wecken, dem Türkenkrieg einen christlichen Charakter zu geben: man sah manche tapfere und hochgeborne Ritter aus allen Nationen unter seiner Fahne. Es wurde indessen wenig ausgerichtet; Zriny starb den Heldentod; aber auch der Sultan wurde als Leiche nach Stambul gebracht und damit die Christenheit von ihrem schrecklichsten Feind befreit. Der Nachfolger, Selim II., erneuerte den Frieden mit Maximilian (S. 353), wodurch die Türken in den Stand gesetzt wurden, den Eroberungskrieg zur See desto energischer zu betreiben.

An dem geringen Erfolg des Waffenganges in Ungarn waren die gleichzeitigen Wirrnisse in Deutschland, bekannt unter dem Namen der „Grumbachschen Händel", nicht ohne Schuld. Herzog Johann Friedrich von Weimar, dem seine Brüder die Alleinherrschaft in den Thüringischen Ämtern übertragen hatten, wollte nicht bloß der Schirmherr des echten Luthertums sein, sein Ehrgeiz nahm einen höheren Flug, er wollte auch im politischen Feld als zweiter Theodosius auftreten. Er konnte es nimmermehr verschmerzen, daß der Meißnische Vetter den Ernestinern die Kurwürde und den größten Teil des Landes entrissen; er gab nie den Gedanken an Rache, nie die Hoffnung auf Wiedergewinn des Verlornen auf; und wie wenig immer seine schwachen Geisteskräfte ihn zu großen Unternehmungen befähigten, seine Einbildung verstieg sich zu den kühnsten Entwürfen. Nicht bloß die Kurwürde wollte er wieder an sein Haus bringen, selbst an die Erwerbung der Kaiserkrone soll er in der Tiefe seiner Seele gedacht haben. Frankreich war ja jederzeit bereit, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen und den Habsburgern entgegenzuwirken. Die Grumbachschen Händel. Herzog Johann Friedrich der Mittlere.

In dieser Hoffnung wurde Johann Friedrich von einem Mann bestärkt, der einen kühnen unternehmenden Geist mit einem leidenschaftlichen rachsüchtigen Gemüt verband und die Leichtgläubigkeit und Verstandesschwäche des Herzogs zur Befriedigung seiner eignen Begierden und selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen wußte. Dieser Mann war Wilhelm von Grumbach. Wir haben den fränkischen Reichsritter, der noch einmal die landesherrlichen Gewalten durch eigenmächtiges Fehderecht zu durchbrechen versuchte, wie einst Sickingen und seine Gefährten, bereits als Bundesgenossen des streitbaren Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach kennen gelernt (X, 814): in den bürgerlichen Kämpfen, die dem Schmalkaldischen Krieg und den Passauer Ausgleichungsversuchen auf dem Fuße folgten, hat er den tapfern Arm und den wilden gewaltthätigen Sinn gezeigt, der jenem eisernen Geschlecht eigen war. Gleich seinem Herrn benutzte er die unruhige Zeit, um dem Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, dessen Lehnsmann er war, durch erzwungene Verträge Ländereien und Geldsummen abzupressen. Aber er vermochte so wenig wie Albrecht die Erfüllung der Verbindlichkeiten durchzusetzen, und als der Markgraf auf der Kitzinger Heide besiegt und zur Flucht nach Frankreich gezwungen ward, verlor auch Grumbach alle seine Güter im Würzburgischen. Vergebens suchte er bei dem Reichskammergericht die Rückgabe zu erlangen, seine zahlreichen Feinde arbeiteten ihm entgegen; als Gehilfe des geächteten Markgrafen habe er sich des Landfriedensbruches schuldig gemacht. Von Mangel und Schulden niedergedrückt, sann Grumbach auf Rache. Er machte mehrere Versuche, den Bischof in seine Gewalt zu bringen. Zweimal entging derselbe den Nachstellungen, aber bei einem neuen Überfall durch eine Rotte Bewaffneter auf offener Straße, nahe bei seiner Residenz, verlor Bischof Melchior das Leben. Grumbach hat standhaft behauptet, der Mord sei gegen seinen Willen und Befehl verübt worden. Dem mag wohl so gewesen Der Reichsritter Wilh. v. Grumbach. Der Bischof von Würzburg ermordet. 15. Apr. 1558.

sein, da er nur beabsichtigte, den geistlichen Herrn zur Herausgabe oder zum Ersatz seines Eigentums zu zwingen. Grumbach entzog sich dem ersten Sturm, indem er nach dem Beispiel seines früheren Herrn sich nach Frankreich begab und dem König seine Dienste anbot. Heinrich II., damals noch im Krieg mit Spanien, ging gern auf das Anerbieten ein; er ließ dem Ritter die nötigen Geldsummen zur Anwerbung deutscher Mannschaften auszahlen. Während dieses Geschäfts kam Grumbach mit dem Herzog Johann Friedrich in Verbindung. Um ihn für Frankreich geneigt zu machen, stellte er jenem die Wiedergewinnung des Kurfürstentums in Aussicht. Die deutschen Fürsten am Rhein gerieten in Sorge vor einer neuen Schilderhebung in den Reichslanden; sie suchten daher Grumbach von einem kriegerischen Vorgehen abzuhalten, indem sie ihm Hoffnung machten, der neue Bischof von Würzburg, Friedrich von Wirsberg, würde zu einer befriedigenden Ausgleichung seiner Ansprüche die Hand bieten.
1559. Als aber auf dem Reichstag zu Augsburg der fränkische Ritter an den ihm bestimmten Verhörstag mit seiner Forderung hervortrat, trugen die bischöflichen Räte auf Abweisung an: „Hätten sie sich einst des größeren Vogels (des Markgrafen Albrecht) erwehrt, so würden sie sich jetzt vor dem kleineren nicht fürchten. Der Anstifter der Ermordung des Bischofs Melchior sei zu bestrafen, nicht zu beschenken.“ Der Hauptthäter, Christoph Kretzer, wurde mit der Acht belegt; er geriet einige Zeit nachher in die Gewalt des Würzburger Bischofs und entleibte sich selbst durch einen Strang. Konnte nicht dieselbe Strafe nachträglich auch über Grumbach verhängt werden? Um dieser Gefahr zu entgehen, pflanzte der Ritter im Bund mit mehreren seiner ehemaligen Kriegsgenossen aus dem fränkischen Adel, wie Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelsloh, Albrecht von Rosenberg, Jobst von Zedtwitz, die Fahne der Selbsthilfe auf. Sie alle klagten, von dem Bischof in ihren Gütern und Rechten verletzt zu sein. Sie wollten beweisen, daß das Schwert mehr als der Krummstab der Bischöfe und die Schreibfeder der kaiserlichen Juristen vermöge. Es war eine Wiederholung der alten Fehde der Reichsritterschaft gegen die landesfürstlichen Gewalten.

Der Engelseher. Fehde und Acht. Der Plan war im großen Maßstab angelegt. Nicht nur, daß ein Teil des mitteldeutschen Adels in das Komplott verflochten war, Grumbach hatte auch einen starken Hinterhalt an dem Herzog Johann Friedrich und seinem Kanzler Brück. War das Unternehmen schon an und für sich abenteuerlich genug, so wurde es noch phantastischer durch das Hereinspielen wunderlicher, abergläubischer Elemente. Ein Bauernjunge aus Sundhausen bei Gotha, der „Engelseher“ oder „Hans Tausendschön“ genannt, kam in den Ruf, Visionen zu haben und die Gabe des Hellsehens und der Weissagung zu besitzen. Nicht genug, daß er vorgab, in einem Gewölbe liege ein Schatz verborgen, den nur er oder der Herzog mittels einer Springwurzel zu heben vermöchten, er sprach auch in rätselhaften Worten von der künftigen Erhöhung des Fürsten. Grumbach nahm den Engelseher in seine Dienste; auch Johann Friedrich ließ ihn öfters in das Schloß kommen. Schwerlich hat der fränkische „Junker“ großen Wert auf die verheißene Hilfe der Geister gelegt; aber er verschmähte nicht die Wirkung alles Mystischen und Geheimnisvollen auf die Phantasie: als er zu einem Angriff gegen das Stift sich für stark genug hielt, nahm er den „Engelseher“ mit sich auf den Feldzug. Das Unternehmen gelang. Würzburg wurde von dem reichsritterlichen Kriegsvolk mit
4. Okt. 1563. leichter Mühe erstürmt, der Bischof, der sich nach dem Frauenberg geflüchtet, und sein Domkapitel unterzeichneten einen Vertrag, in dem alle Forderungen Grumbachs und seiner Genossen bewilligt waren. Aber wie sollte sich der geistliche Herr zu Zugeständnissen verpflichtet halten, die man ihm mit Gewalt abgenötigt hatte und die er für ungerecht hielt? Auch die fränkischen Kreisstände wollten nicht ein Verfahren gutheißen, das so stark an die markgräflichen Kriegserpressungen erinnerte. Und am wenigsten

konnte der Kaiser zugeben, daß die durch den Augsburger Frieden geschaffene Ordnung durch einen so offenen Landfriedensbruch gestört werde. Er gebot daher, daß die auf ein solches Verbrechen durch die Reichsgesetze gelegte Strafe der Ächtung sofort ausgeführt werde, und richtete an den Herzog Johann Friedrich, bei welchem Grumbach nach seinem Abzug von Würzburg Aufnahme gefunden, ein drohendes Mandat, die Frevler nicht zu hegen und zu hausen.

Aber der Herzog hatte sich mit Grumbach und seinen Genossen schon zu tief eingelassen; und da im Juli des nächsten Jahres durch den Tod Ferdinands im Reichsregiment ein Wechsel eintrat, so glaubte er mit deren Hilfe seine Herrscherträume, in welche ihn die Gesichte des Engelsehers immer mehr einwiegten, verwirklichen zu können. Er verlegte seinen Wohnsitz von Weimar in das durch Schloß Grimmenstein gedeckte Gotha, offenbar in der Absicht, dem „Achtsexekutionsmandat", das Maximilian auf dem Reichstag zu Augsburg erneuerte und dem Herzog zustellen ließ, Trotz zu bieten und den Ächtern, die sich mit ihren Anhängern bei ihm einstellten, Schutz und Sicherheit zu gewähren. Auch der Engelseher kam mit dem „Junker" nach Gotha. Umsonst bemühte sich Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, seinen Schwiegersohn von dem gefährlichen Weg abzubringen. Johann Friedrich verachtete alle Warnungen. Niemand könne von ihm verlangen, daß er wider fürstliche Ehre, Treue und Gewissen einen unschuldig Verfolgten seinen boshaften Feinden preisgebe. Aus Haß gegen die Meißner Verwandten, die den Ernestinern das Kurfürstentum geraubt, lieh er sein Ohr den thörichtsten Vorspiegelungen. Die Beschuldigungen Augusts, daß man von Gotha aus seinem Leben nachstelle, waren nur zu begründet; der Engelseher wußte viel von bevorstehenden Katastrophen zu berichten. Um nicht in den vorauszusehenden Sturz Johann Friedrichs verwickelt zu werden, trennte sich der jüngere Bruder, Johann Wilhelm, von dem Erstgebornen und bewirkte, das der koburgische Teil des väterlichen Erbes ihm als selbständiges Fürstentum übertragen ward.

Die Ächter von Johann Friedrich geschützt. 1566.

Da der Herzog den kaiserlichen Mandaten zum Trotz den geächteten Reichsritter nicht von sich wies und den Umsturzplänen der Friedensbrecher, bei denen es in erster Linie auf die Kurlande abgesehen war, immer offener Vorschub leistete, so wurde die Reichsacht auch über ihn verhängt und die Vollziehung dem Kurfürsten von Sachsen übertragen. Vier Reichskreise sollten die Exekutionstruppen aufbringen. Johann Friedrich empfing die Herolde, welche ihm das kaiserliche Achtsmandat und Augusts Absagebrief überbrachten, ruhig und gelassen; er beschenkte jeden mit den neugeprägten Goldmünzen, welche die Kurschwerter mit der Unterschrift „geborner Kurfürst" zeigten. Er mochte glauben, die Ausführung werde sich bis Frühjahr verziehen, mittlerweile könne er sich rüsten und von außen Hilfe erlangen. Hatte er denn nicht unter dem deutschen Fürstenstand viele Verwandte und Freunde, und konnte denn nicht Grumbach bei seinen alten Verbündeten in Frankreich Hilfe erwirken? Aber schon um Weihnachten erschienen August und Johann Wilhelm in voller Schlachtordnung vor Gotha und begannen den Belagerungskrieg. Der Herzog und seine Freunde verloren indessen den Mut nicht; es befand sich hinreichend Kriegsvolk in der Stadt, auch vom Adel, so daß man einen kräftigen Widerstand leisten konnte gegen den treulosen Blutsverwandten, „der sich zur Unterdrückung der evangelischen Religion mit den Baalspfaffen vereinigt und ihm sogar seinen Bruder abpraktiziert habe". Die Engel ließen sich auch während des Kriegs vernehmen und belebten die Hoffnungen des „gebornen Kurfürsten". Aber mit der Zeit schwanden die Mittel der Verteidigung dahin. Der erwartete Entsatz von außen fand sich nicht ein, während das Belagerungsheer fort und fort verstärkt ward. Die Soldzahlungen stockten aus Mangel an Geld; unter dem Kriegsvolk riß Unzufriedenheit und Meuterei ein; Schriftstücke, welche die Belagerer in die Stadt zu bringen wußten,

Der Herzog mit der Acht belegt.

12. Dez. 1566.

Belagerungskrieg vor Gotha.

enthüllten die eigentliche Ursache des Kriegs, die man bisher den Einwohnern vorenthalten hatte, die Bergung und Beschützung eines Geächteten. Der Versuch des Obersten von Brandenstein, des Kommandanten der Festung, durch Drohungen die Unzufriedenheit zu dämpfen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Kriegsvolk und Bürger gingen zum offenen Aufstand über, setzten Brandenstein im Rathaus gefangen und stürmten auf das Schloß. Sie wollten die „Braut" haben, schrieen sie dem Herzog entgegen, so bezeichneten sie den geächteten Grumbach. Vergebens suchte Herzog Friedrich die lärmende Menge mit bittenden Worten zu beruhigen und einen Aufschub zu erlangen; sie bestand auf ihrer Forderung. Das Schloß wurde durchsucht, der Kanzler Brück und der Engelseher, die man zuerst entdeckte, mußten nach dem Rathaus ins Gefängnis wandern; endlich fanden sie auch den Ritter in einem Schubbett versteckt. Er wurde auf langen Büchsenrohren durch die Stadt getragen und dann ebenfalls in Gewahrsam gebracht; ebenso Wilhelm von Stein und der übrige Grumbachsche Anhang. Darauf erwählten die Aufständischen einen Ausschuß, der mit den Kriegsfürsten vor der Stadt wegen einer Kapitulation verhandeln sollte. Da der Kurfürst gerade bei dem Begräbnis des Landgrafen Philipp von Hessen in Kassel abwesend war, so dauerte die Belagerung noch einige Tage fort. Erst nach der Rückkehr Augusts, in dessen Hände der Kaiser die Entscheidung gelegt hatte, erfolgte im Feldlager vor Gotha der Abschluß des Kapitulationsvertrags. Der Herzog mußte sich ohne Vorbehalt auf Gnade und Ungnade ergeben; Stadt und Schloß samt allem Kriegsvorrat sollten dem Kurfürsten und den kaiserlichen Kommissaren eingeräumt, die Gefangenen und alle Anhänger und Genossen der Ächter ausgeliefert, die Besatzung entlassen werden. Die Bürgerschaft sollte knieend Abbitte thun und durch einen neuen Huldigungseid dem Herzog Johann Wilhelm sich verpflichten, zu ihm und seinen Erben allein zu halten. Die Unterwerfung erfolgte an demselben Sonntag Misericordias Domini, an welchem vor zwanzig Jahren in der Schlacht bei Mühlberg Johann Friedrich der ältere Land und Freiheit verloren hatte; jetzt erlitt der Sohn dasselbe Schicksal. Als die Besatzung aus dem Thor zog, bemerkte man einen Reiter mit hohem Federbusch auf mutigem Roß; es war ein schwäbischer Patrizier, David Baumgärtner, der sich der Reichsritterschaft angeschlossen hatte. Kurfürst August, in dieser Haltung den trotzigen widerspenstigen Geist der Ruhestörer erkennend, schlug sein Faustrohr auf ihn und ließ ihn in Haft bringen.

Meuterei und Aufstand in der Stadt. 4. April 1567.

Die Kapitulation. 13. April.

Am Nachmittag erfolgte der Einzug. Im Schloßhof stand Johann Friedrich; er grüßte ehrerbietig den siegreichen Vetter, aber dieser eilte stolz vorüber, ohne den Gruß zu erwidern. Zwei Tage nachher sahen die Einwohner von Gotha ihren bisherigen Herrn auf einem Viergespann durch die Stadt fahren, in die er nie wieder zurückkehren sollte. Er wurde zuerst nach Dresden geführt und dann nach einem Verhör vor den kaiserlichen und kurfürstlichen Räten, unter denen sich Christoph von Carlowitz befand, über Böhmen und Mähren nach Österreich gebracht. Am 22. Juni fuhr er durch die engen Gassen Wiens, in offenem Wagen, einen großen „Schaubhut" auf dem Kopf. Der strömende Regen hielt das Volk nicht ab, dem Einzug eines gefangenen Herzogs beizuwohnen. Einige Tage später kam er in dem Schloß zu Wiener-Neustadt an, das ihm zum immerwährenden Gefängnis angewiesen war.

Der Herzog in Gefangenschaft abgeführt.

Mittlerweile wurden in Gotha die Strafgerichte in der grausamen Weise jener Zeit über Urheber und Teilnehmer des aufrührerischen Unternehmens abgehalten. Der Kurfürst, Johann Wilhelm und der Herzog von Holstein wohnten, hinter einem grünseidenen Vorhang sitzend, dem Verhör bei. Unter der Pein der Folterung gestand Grumbach, es sei der Plan gewesen, Reiter und Fußvolk in beträchtlicher Zahl aufzu-

Das Strafgericht zu Gotha.

bringen, damit zunächst die Stadt Erfurt zu überfallen, dann von dort aus mit der einen Hälfte des Heeres die Bistümer am Main und Rhein zu besetzen, mit der andern in Sachsen einzudringen, den Kurfürsten August zu vertreiben und Johann Friedrich wieder in seine erbliche Würde einzusetzen, ja, wenn ihnen auswärtige Hilfe geworden, zum Kaiser zu machen. Die Gerichtsverhandlungen dauerten nur wenige Tage; wo freie Geständnisse nicht zureichten, da halfen die Torturen. Schon am 18. April erlitt der vierundsechzigjährige Grumbach die entsetzliche Todesstrafe, die der Kurfürst „aus angeborner Güte" über ihn erkannt hatte. Nachdem man ihm, auf die Schlachtbank gebunden, bei lebendigem Leibe das „falsche" Herz ausgerissen und vor die brechenden Augen gehalten, wurde sein Körper in vier Stücke zerhauen. Dieselbe entsetzliche Todesstrafe mußte auch der Kanzler Brück erleiden. Unter den Qualen des Todeskampfes hörte man ihn ausrufen: „Barmherziger Gott, erbarme dich meiner." Umsonst hatte er gebeten, ihm vor dem Vierteilen den Kopf abzuschlagen; Stein, Brandenstein und David Baumgärtner, „der herrlich gekleidet war", wurden mit dem Richtschwert enthauptet; Beier und Hänsel Tausendschön, der „Engelseher", an den Galgen geheftet. Die verstümmelten Überreste der Hingerichteten wurden neben der Landstraße auf Säulen befestigt. Kurfürst August verherrlichte seinen Sieg über die Stadt Gotha durch eine Denkmünze mit der Umschrift: tandem bona causa triumphat. So unerbittlich war seine Rache, daß Justus Jonas, der Sohn des Freundes von Luther, der einst von dem Herzog zu Gesandtschaften und Unterhandlungen sich hatte gebrauchen lassen, dann aber als Rat bei dem König von Dänemark angestellt worden war, auf des Kurfürsten Betreiben in Kopenhagen verhaftet und enthauptet ward. Schloß Grimmenstein und die Festungswerke von Gotha wurden niedergerissen; das Herzogtum Weimar-Gotha dem Bruder Johann Wilhelm übertragen.

Auf die ersten Berichte von den Vorgängen in Gotha meinte Kaiser Maximilian, das Heilmittel habe das Maß überschritten; als ihm aber die herzogliche Kanzlei mit den Aktenstücken zugestellt worden, gewann er die Ansicht, daß Johann Friedrich mit Anschlägen und Plänen umgegangen, welche, wenn sie gelungen wären, dem Deutschen Reich und selbst dem Kaiser zu großem Schaden und Verderben gereicht haben würden. Daher blieben auch alle Bitten und Gesuche der Reichsfürsten, vorab der geistlichen Kurfürsten, um Befreiung des Herzogs aus der Haft fruchtlos. Auch die Gemahlin des Unglücklichen, Elisabeth, die edle Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, flehte vergebens um Freilassung oder mildere Behandlung des Gefangenen; Maximilian verwies sie an den Kurfürsten von Sachsen, ohne dessen Einwilligung er in der herzoglichen Angelegenheit nichts vornehmen könne; dieser aber verfolgte das blutsverwandte Haus mit unversöhnlichem Groll; der Herzogin mochte er noch außerdem die calvinischen Neigungen ihres Vaters nachtragen. Nur so viel konnte erzielt werden, daß die beiden Söhne des Herzogs, Johann Kasimir und Johann Ernst, das väterliche Erbe, die Ämter Koburg, Salzungen, Gerstungen, Eisenach u. a. samt den dazu gehörigen Städten zurückerhielten. Als Elisabeth an der Freilassung des Gemahls verzweifelte, reiste sie von Eisenach nach Wien, und erwirkte am kaiserlichen Hof die Erlaubnis, daß sie die Gefangenschaft desselben teilen durfte. Und so lebten denn die Ehegatten viele Jahre gemeinschaftlich in dem Schloß von Wiener-Neustadt. Den Unterhalt mußten die Söhne bestreiten, eine schwere Last für das thüringische Land. Nach Maximilians Tod wurden neue Verhandlungen über die Entlassung eingeleitet. Da aber der Gefangene nicht auf die unehrenhaften Bedingungen, die ihm gestellt wurden, eingehen wollte, so zerschlug sich die Sache. Am 8. Februar 1594 starb Elisabeth, nachdem sie zweiundzwanzig Jahre dem Gemahl durch ihre treue Gesellschaft das Schicksal erleichtert. Bald nachher wurde Johann Friedrich wegen

Ausgang des Herzogs.

1570. 1571.

nahender Türkengefahr nach dem Schloß zu Steier übergeführt. Dort folgte er der Gattin im nächsten Jahr ins Grab (9. Mai 1595). Beider Leichen wurden in Koburg eingesenkt. „Allein das Evangelion ist ohne Verlust", lautete die Inschrift einer auf seinen Tod geprägten Denkmünze.

Kurfürstentag zu Regensburg und Maximilians Tod. 1575. 1576. Die letzten Regierungsjahre Maximilians II. stellen ein ganz andres Bild der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland dar, als der Anfang. Die Möglichkeit einer religiösen Einigung, an welche sich damals alle vaterländisch gesinnten Männer angeklammert hatten, war in weite Ferne gerückt. Schon rüstete Rom zum offenen Kampf; schon wurde in Fulda, wo der evangelisch erzogene Abt Balthasar alle Unterthanen des Stifts zu den katholischen Kirchengebräuchen anhielt und alle Widerstrebenden vertrieb, sowie auf dem Mainzer Eichsfeld und anderwärts die in Augsburg mühsam erworbene Religionsduldung außer Acht gesetzt. Der Kaiser selbst, wenn auch in seiner religiösen Überzeugung unverändert, war schwankend und haltlos geworden. Von einer Parteinahme für die katholische Sache hielt ihn seine religiöse Meinung zurück, von einem kühnen Ergreifen des Gegenteils die Rücksicht auf die spanischen Verbindungen und die Hoffnung, im Bund mit dem Papst die polnische Krone für sich oder seinen Sohn zu erlangen. Das friedliche Einvernehmen zwischen ihm und den deutschen Fürsten, das zwei Jahrzehnte angedauert, ging seinem Ende entgegen. Noch unter Kaiser Maximilian II. gab die Frage nach der Gültigkeit und Rechtsbeständigkeit des „geistlichen Vorbehalts" und der „Ferdinandeischen Deklaration" Anlaß zu lebhaften und gereizten Auseinandersetzungen zwischen den Ständen des Reichs. Es zeigte sich, daß auf so unsichern und bestrittenen Grundlagen ein friedliches Nebeneinanderleben der Konfessionen nicht zu hoffen war, namentlich seitdem mit Anfang der siebziger Jahre die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten planmäßig und bewußt ins Werk gesetzt wurde. Auf dem Kurfürstentag zu
1575. Regensburg, den Maximilian zum Zweck der Wahl seines Sohnes Rudolf einberief, wollten die weltlichen Kurfürsten, unter der Führung von Kurpfalz, den künftigen Kaiser nicht nur auf den Religionsfrieden, sondern auch auf die „Deklaration" verpflichten. Wären jene einig gewesen, wären nicht Sachsen und Pfalz durch mancherlei politische, dogmatische und persönliche Differenzen getrennt worden, so konnte damals die Sache endgültig entschieden werden. So aber wurde die Wahl vollzogen, ohne daß die Deklaration als Reichsgesetz anerkannt worden wäre. „Sie sei ein kräftiger kaiserlicher alter Brief, dessen Würde und Wirkungen niemand bestreiten dürfe," versicherten die Protestanten, begnügten sich aber mit dem kaiserlichen Versprechen, auf dem nächsten Reichstag die Sache zu entscheiden. Inzwischen dauerten die Gegenreformationen ruhig fort (vgl. oben S. 18 f.). Und auch der nächste, gleichfalls in Regensburg abgehal-
1576. tene Reichstag brachte keine Lösung. Die katholische Reaktion, die sich seit dem Tridentiner Konzil so mächtig erhoben, wollte von einem Zugeständnis nichts wissen. Um den Eifer der katholischen Reichsstände zu entflammen, war der

gewandte Kardinal Morone nach Regensburg gekommen und entledigte sich in Verbindung mit dem Fürstbischof Julius von Würzburg seiner Aufgabe so trefflich, daß die protestantischen Anträge abermals zu Boden fielen. Mitten im Drang dieser unvereinbaren Gegensätze starb Kaiser Maximilian II. So sehr glaubte man ihn im Herzen der evangelischen Religion zugethan, daß seine Gemahlin auf die Kunde von seinem Tod fragte, ob er im katholischen Glauben gestorben sei. Erst als man ihr dies versicherte, gab sie ihrem Schmerz Ausdruck.

11. Okt. 1576.

d. Das protestantische Deutschland. Die Konkordienformel und der Kanzler Crell.

Die Pfalz unter Kurfürst Ludwig VI. 1576—1583.

Um die Zeit, da Kaiser Maximilian II. aus dem Leben schied, hatte im protestantischen Lager ein die Folgezeit beherrschender Gegensatz der Politik bereits greifbare Gestalt gewonnen. In Sachsen schätzte man die Erhaltung des Reichs und der staatlichen Einheit höher, als die Erweiterung der protestantischen Macht. Nicht bloß wurde der Kryptocalvinismus mit eisernem Tritt zu Boden geworfen, sondern es tauchte auch der Gedanke auf, durch eine Glaubensformel alle Bekenner Augsburgischer Konfession zu vereinigen, damit einerseits der Calvinismus fern gehalten, anderseits dem aggressiven Vorgehen der päpstlichen Kirche ein Damm entgegengeworfen werde. Den Gegenpol zu diesen Bestrebungen bildete die Politik des Pfälzer Hofes unter dem Kurfürsten Friedrich III. Aber wenige Tage nach dem Kaiser starb dieser Hort des deutsch-reformierten Wesens (26. Oktober 1576), einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit, ausgezeichnet durch geistige Kraft und Bildung, durch sittliche Tugend und Frömmigkeit. Die Universität Heidelberg war unter ihm zu hoher Blüte gelangt, der Wohlstand des Landes hatte sich bedeutend gehoben, der Volkserziehung und sittlichen Zucht hatte er die größte Fürsorge gewidmet. Auch die Glaubensverwandten im Ausland lagen ihm am Herzen. Wir wissen, wie tapfer sein dritter Sohn, Johann Kasimir, den er seinen „geistlichen Waffenträger“ nannte, den Hugenotten und Oraniern mit dem Schwert beigestanden; ein andrer Sohn, Christoph, in ritterlichen Künsten wie in klassischen Studien gleich hervorragend, hatte auf der Mooker Heide sein junges Leben gelassen (S. 601); eine niederländische Flüchtlingsgemeinde, die in Kloster Frankenthal angesiedelt ward, legte mit andern Konfessionsverwandten und mit Wiedertäufern vereinigt den Grund zu einer gewerbsamen Stadt. Desto schmerzlicher war es dem Kurfürsten, daß sein Erstgeborner und Erbe, der Kurprinz Ludwig, in religiösen Dingen anders dachte als der Vater. Dem lutherischen Lehrbegriff eifrig ergeben, hatte er in der Oberpfalz, wo er viele Jahre als Statthalter regierte, die von Otto Heinrich eingeführte Kirchenform nach der Augsburgischen Konfession gegen die väterlichen Anordnungen aufrecht erhalten. Seine Ansichten teilte auch seine Gemahlin Elisabeth, Tochter Philipps des Großmütigen von Hessen, die ihres Vaters tolerante, weitherzige Natur nicht geerbt hatte. Grollenden

Herzens gegen die geistlichen Ratgeber Friedrichs, welche die calvinische Lehrweise auch in Amberg zur Geltung zu bringen getrachtet, kam Ludwig nach der Pfalz, und kaum war die Leiche seines Vaters zur Ruhe bestattet, so begann er offenen Krieg gegen dessen kirchliche Schöpfung. Die Mitglieder des Kirchenrats, vor allen Olevian, wurden entlassen und zum Teil des Landes verwiesen, in den Hauptkirchen der lutherische Gottesdienst hergestellt, Beamte, Prediger, Schullehrer, wofern sie nicht den calvinischen Irrlehren entsagen wollten, ihrer Stellen entsetzt, an die Universität und in die Kirchenämter lutherische Theologen und Geistliche aus Sachsen und Württemberg berufen, die Kollegien durch Ausweisung der Renitenten entvölkert. Die Vertriebenen und Bedrängten fanden eine Zufluchtsstätte in der linksrheinischen Pfalz, in Lautern und Neustadt, welche dem jüngeren Bruder Johann Kasimir als Erbteil zugefallen war. Das Kasimirianum in Neustadt wurde eine berühmte reformierte Lehranstalt, die der Heidelberger Hochschule manchen Abbruch that. Nur der angebornen Gutmütigkeit des Kurfürsten war es zuzuschreiben, daß der religiöse Druck nicht so gewaltthätig auftrat wie in Sachsen, daß der Eifer der Lutheraner in gewissen Schranken gehalten ward.

Andreä und die lutherische Glaubensformel.

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, die gesamte evangelische Welt zu einer Übereinkunft über die kirchlichen und dogmatischen Streitfragen auf Grund des lutherischen Bekenntnisses zu bringen, durch welche für die Zukunft allem Hader im Schoß der Augsburgischen Konfessionsverwandten vorgebeugt werden sollte. Seitdem in Sachsen die Philippisten unterdrückt und die Torgauer Glaubensregel zur Geltung gebracht, seitdem in Brandenburg der von Joachim II. eingehaltene unbestimmte konfessionelle Standpunkt von seinem Nachfolger Johann Georg aufgegeben und das Kurfürstentum durch eine neue „Kirchenordnung“ im Jahr 1572 den übrigen lutherischen Ländern näher geführt worden, seitdem nun auch in Kurpfalz dem Calvinismus seine wichtigste Freistätte entzogen war, schien ein Konsens aller lutherischen Konfessionsverwandten mehr als je erreichbar. Schon seit Jahren hatte sich ein Württemberger Theolog, Jakob Andreä, Professor und Kanzler der Universität Tübingen, Mühe gegeben, den deutschen Fürsten und ihren geistlichen Räten die Notwendigkeit einer Vereinigung ans Herz zu legen. Ein Mann von lebhafter Rede und rastloser Thätigkeit, strebte er nach dem Ruhm, als Führer der theologischen Weltbewegung, als Vollender des Reformationswerks anerkannt zu werden. Wie viele Reisen hat er nicht unternommen, wie viele Gespräche mit Fürsten und einflußreichen Kirchenmännern hat er nicht gehalten, wie sehr hat er nicht seinen dialektischen Geist und seinen Scharfsinn angestrengt, um die streitigen Glaubens- und Kirchenlehren in eine Form zu bringen, in welcher sie von allen Parteien angenommen und unterschrieben werden möchten. Den Calvinisten freilich sollte darin keine Stätte gewährt werden; vielmehr gedachte man durch strenge Aufrechthaltung der leiblichen und wirklichen Gegenwart Christi im Sakrament des Altars der zwingli-

calvinistischen Auffassung, die man absichtlich als eine und dieselbe Vorstellung behandelte, jeden Zugang in deutsche Lande abzuschneiden; dagegen sollte die in Lehrbegriff, Kultus und Verfassung geeinigte lutherische Kirche eine feste Burg und Wehr gegen römische Gewaltthat und Hinterlist bilden. Nach langen und schwierigen Unterhandlungen und Vorarbeiten brachten die mit dem Unionswerk betrauten lutherischen Theologen verschiedener Landeskirchen, an ihrer Spitze die „Triumvirn" Andreä, Selneccer und Chemnitz, eine Eintrachtsformel im Geist der damals in Dresden herrschenden Hoftheologie zu stande, die am 28. Mai 1577 im Kloster Bergen bei Magdeburg vollendet und dann allen evangelischen Reichsständen zur Annahme dargeboten ward.

„In diesem Konkordienwerk," heißt es in Hases Kirchengeschichte, „wird die Heilige Schrift als alleinige Glaubensnorm anerkannt und ihre volle Einstimmigkeit mit Luther vorausgesetzt. Mit dem Evangelium, das allein Seligkeit schafft, soll das Gesetz gepredigt werden, zur Abschreckung der Bösen, zur Erkenntnis der Sünde, den Gläubigen zur Zucht und Belehrung. Es gibt Adiaphora, aber in Zeiten der Verfolgung ist auch das Gleichgültige wichtig wegen der Folgerungen. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein ist von der nachfolgenden allmählichen Heiligung genau zu scheiden. Gute Werke sind nicht nötig zur Seligkeit, aber wahrhaft gute Werke folgen notwendig aus dem wahren Glauben. Jede Mitwirkung des Menschen zur Besserung ist ausgeschlossen, aber die Augustinische Erbsünde wird, mit Verwerfung des Flacianischen Ärgernisses, hingestellt ohne Vermittelung neben die Allgemeinheit der göttlichen Gnade. Die entstellte Abendmahlslehre Calvins und die Prädestination wird verdammt, das lutherische Abendmahl durch die Allgegenwart des Leibes Christi begründet kraft einer gewissen, mit der Empfängnis entstandenen, gegenseitigen Mitteilung der Eigenschaften seiner beiden Naturen."

Die Einführung.

Diese Glaubensformel, worin die schwierigsten Lehren mehr durch die Unbestimmtheit des Ausdrucks verdeckt als aufgehellt waren, mit der Verwarnung an alle frommen Christen, „nicht vorwitziger Weise mit ihrer Vernunft in solchen Geheimnissen zu grübeln", sollte nun von allen protestantischen Reichsständen angenommen und als Landesgesetz eingeführt werden. Allein diese allgemeine Zustimmung zu erzielen, war eine nicht minder schwierige Aufgabe, als die Abfassung. Man dachte zuerst an eine Synode, aber die Furcht vor neuen Verwirrungen durch zu große Meinungsverschiedenheit bewirkte, daß man diesen Gedanken fallen ließ und vorzog, durch die Regierungsbehörden das Glaubensinstrument zur Einführung zu bringen. Zu dem Zweck reisten die kurfürstlichen Kommissäre, Andreä und Selneccer an der Spitze, in Stadt und Land umher und forderten die Pfarrer und Schullehrer zur Unterzeichnung des Aktenstückes auf. Wer sich nicht willig zeigte, sollte seine Stelle verlieren. In Sachsen und Thüringen ging die Annahme ohne erheblichen Widerspruch vor sich. Der Kurfürst, der die Konkordienformel als den Ausdruck seiner eignen Gesinnung ansah, wollte es so haben, und wer hätte seinem drohenden Gebot zu widerstehen gewagt? Nach dem Verlesen wurde sofort die Unterschrift verlangt. Es war mir, sagte später einer der Geistlichen zu Andreä, als stände ich am Sinai und

hörte die Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes unter Blitz und Donner. Rücksichten auf Amt und Familie machten die Herzen willig und die Gewissen fügsam. Der Volkswitz legte den Predigerfrauen die Worte in den Mund: „Schreibt, lieber Herre, schreibt, Auf daß Ihr bei der Pfarre bleibt." So gab es in den sächsischen Landen nur wenige Widerstrebende, die man abzusetzen brauchte. In einigen Monaten des Jahres 1578 war die Eintrachtsformel im Kurstaat und in den Herzogtümern zum Landesgesetz gebracht. Die zelotischen Hofprediger Listenius und Mirus waren allmächtig bei Hof und im Land. Auch in Brandenburg, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, in Württemberg, in den meisten Reichsstädten, wurde das Einigungswerk angenommen. Auf größere Schwierigkeiten stieß dasselbe in der Pfalz. So eifrig ergeben immer Kurfürst Ludwig der lutherischen Glaubens- und Kirchenform war, so erkannte er doch, wie bedenklich es sei, gegen eine Bevölkerung, die der Mehrheit nach dem Calvinismus zuneigte, Gewissenszwang zu üben. Er wollte nichts von einer „Verdammung" der Andersgläubigen wissen, wie es in der Formel stand, höchstens von einer „Mißbilligung" ihrer Lehren. Wie viele Mühe gaben sich die Eintrachtsboten durch Unterhandlungen und Milderungen der Ausdrücke die Abneigung des Pfälzers zu brechen! Und als es ihnen zuletzt gelang, auch ihn zur Annahme zu bewegen, erwachten doch immer wieder von neuem so manche Bedenken, daß die Einführung nur sehr unvollständig erfolgte und dem scharfen Instrument des Luthertums seine Spitze abgebrochen ward.

Die Opposition. Die Bedenklichkeiten des Pfälzer Kurfürsten hatten ihre Hauptquelle in der Furcht vor den politischen Unannehmlichkeiten, die er durch die Einführung des lutherischen Glaubenswerks seinem Land bereiten könnte. Sein Bruder Johann Kasimir nämlich hatte an die Bekenner der calvinischen Abendmahlslehre im Sept. 1577. Ausland einen Aufruf zu einer Versammlung in Frankfurt a. M. ergehen lassen, um dem verderblichen Plan einer religiösen Spaltung unter den Nichtkatholiken, wie die Konkordienmänner vorhatten, zu vereiteln. Es stellten sich Abgeordnete von Frankreich, England, den Niederlanden, von Polen und Ungarn ein; die Schweiz und Böhmen gaben ihre Zustimmungen. Man kam überein, in einer von Hubert Languet verfaßten Zuschrift, welche eine Gesandtschaft unter der Führung des Engländers Robert Bel den evangelischen Fürsten Deutschlands mit Empfehlungsschreiben der Königin Elisabeth überbringen sollte, von diesem der gesamten protestantischen Sache so verderblichen Unternehmen abzumahnen. Sie sollten doch bedenken, hieß es in der Schrift, wie sehr eine solche Spaltung in ihrem eignen Schoß der katholischen Kirche zu statten komme in einem Moment, da dieselbe alle Mittel und Kräfte aufbiete, die Gegner der päpstlichen Autorität niederzuwerfen. Paulus lehre, es seien mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte, nicht allen sei alles gegeben, warum wollten sie denn im Widerspruch mit dem christlichen Geist die Andersdenkenden so vermessen verdammen? Sie würden nur die päpstlichen Umtriebe befördern, die Deutschlands Kraft und

Einheit zerstören wollten. In ähnlichem Sinne schrieb die englische Königin selbst an Friedrich II. von Dänemark. Die Augsburgische Konfession, welche die Lutheraner als Feldzeichen aufpflanzten, werde auch von den übrigen Protestanten in den meisten Stücken anerkannt, nur in wenigen bestehe eine Meinungsverschiedenheit, welche menschliches Urteil und menschliche Einsicht nicht zu entfernen vermöge; dafür möge christliche Frömmigkeit und Liebe mitwirken. Man hätte denken sollen, solche Worte würden den Fürsten zu Herzen gegangen sein. Aber der religiöse Fanatismus hatte um die Gemüter einen eisernen Panzer gezogen, durch den keine Stimme der Vernunft und Vermittelung zu dringen vermochte. Um den rechthaberischen Eigensinn und den eiteln Ehrgeiz etlicher Hofprediger und Kathedermänner zu befriedigen, welche die in einigen Dingen abweichenden Glaubensgenossen mit einem Sturmregen von Verleumdung und Verdächtigung übergossen, brachten die Fürsten die Ruhe ihrer Staaten, die Wohlfahrt und Sicherheit des Reichs zum Opfer, viele von ihnen in der Meinung, Gutes zu thun und für das Seelenheil ihrer Unterthanen zu sorgen, umnebelt von den theologischen Sophismen, die sie von der Bahn des Rechts und der Wahrheit in die Irrgewinde der Willkür und Heuchelei verleiteten. Die Gesandten der Reformierten wurden mit ausweichenden Antworten entlassen, und die Konkordienformel in den meisten lutherischen Ländern nach und nach als Landesgesetz eingeführt.

Gegner und Freunde.

Doch waren die Vorstellungen der Reformierten nicht ohne jede Wirkung geblieben. Wie sehr auch Andreä die Anhänger der streitenden Kirche Calvins, die damals in Frankreich und Holland ihr Herzblut für die religiöse Freiheit vergossen, als Ungläubige und Aufrührer verlästerte, die Konkordienformel wurde doch nicht von allen evangelischen Reichsständen angenommen; nicht nur, daß der Landgraf Wilhelm von Hessen, die Fürsten von Nassau, Anhalt, Pommern, Holstein, die Reichsstädte Bremen, Nürnberg, Straßburg u. a. mit ihrer Zustimmung zurückhielten, „weil die Schrift nach verschiedenen Seiten hin zu streng abschließe“; manche, die ihre Unterschrift bereits gegeben hatten, wie Pfalzgraf Johann von Zweibrücken und Richard von Simmern, zogen sie wieder nach „besserer Überlegung“ zurück. Selbst der Herzog Julius von Braunschweig, welcher über zehntausend Reichsthaler für das Zustandekommen des Werks hingegeben hatte, und dessen Hofprediger Chemnitz ein so eifriger Mitarbeiter war, zog sich zurück, verletzt in seiner fürstlichen Ehre durch die Vorwürfe papistischer Anbequemung bei der Installation seines Sohnes als Bischof von Halberstadt, und da, wie Chemnitz nach Dresden meldete, „der heilige Geist vom Herzog gewichen“, so vermochte sich die Formel weder im Lande Braunschweig, noch in Helmstedt durch eigne Kraft zu erhalten. In Hamburg, Lübeck, Rostock u. a. O. wurde das Werk verschmäht „als zu milde und flatterig“ und weil darin der Frankfurter Rezeß (X, 826) als ein „christlicher Abschied“ bezeichnet war. Selbst die beiden Theologen Andreä und Chemnitz, welche noch die letzte Revision im Kloster Bergen vornahmen, gerieten über der Arbeit in bittere Feindschaft, so daß Chyträus die Eintrachtsstifter, zu denen er einst selbst gehört hatte, mit einer Genossenschaft von acht Räubern verglich, die sich untereinander erwürgt hätten, bis zuletzt nur noch einer übrig geblieben. Mit der Konkordienformel wurden auch die übrigen symbolischen Bücher bestimmt, welche das allgemeine Gesetzbuch des Kirchenglaubens bilden sollten, nämlich die drei alten öku-

menischen Glaubensbekenntnisse (das apostolische, nicäische, athanasianische), die unveränderte Augsburgische Konfession und Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und Luthers Katechismen. Am 25. Juni 1580 wurde sodann das ganze Konkordienbuch mit Vorrede und Unterschrift der Reichsstände, welche damit einverstanden waren, an Zahl sechsundachtzig, zu Dresden deutsch ausgegeben, „die Magna Charta des deutschen Luthertums in seiner Isolierung", aber den Calvinisten und Katholiken ein Gegenstand des Spottes als „Zwietrachtsformel". In Kurpfalz wurde bei der Einführung mit Milde verfahren; dennoch litt dabei die Universität Heidelberg manchen Schaden. Dieser würde mit der Zeit noch größer und allgemeiner geworden sein, wenn nicht Kurfürst Ludwig VI., noch ehe die beabsichtigten strengeren Maßregeln zur Anwendung
12. Okt. 1583. kommen konnten, mit Tod abgegangen wäre. Da sein Sohn Friedrich (IV.) erst neun Jahre zählte, so übernahm nun Johann Kasimir die vormundschaftliche Regierung, schaffte das Konkordienbuch ab und stellte die kirchliche Ordnung wieder her, wie sie zur Zeit seines Vaters bestanden. Kurfürst August von Sachsen dagegen beharrte bei dem durch das lutherische Glaubensbuch aufgestellten Lehrsystem. In dem wichtigen Kölner Streit, von dem wir bald hören werden, stellte er sich auf die Seite der Altkirchlichen, weil Erzbischof Gebhard dem Calvinismus zuneigte. Mit Heinrich von Navarra wollte er nur in Verbindung treten, wenn die Hugenotten die Konkordienformel annehmen würden. Doch schwand auch bei ihm der Eifer für die lutherische Orthodoxie ein wenig, als er nach Annas Tod eine zweite Ehe mit der jugendlichen Tochter des freisinnigen Fürsten von Anhalt schloß. Peucer wurde nun auf Bitten der Braut und ihres Vaters in Freiheit gesetzt. Mit Verdruß bemerkten die lutherischen Eiferer diese Umwandlung. Sie ließen eine Münze schlagen, wie Adam durch der Eva Rat Gottes Gebot übertritt.

Sachsen unter Christian I. 1586—1591. Am 11. Februar 1586 starb Kurfürst August in einem Alter von sechzig Jahren. Ihm folgte sein Sohn Christian I., ein durch sorgfältige Erziehung und humanere Jugendeindrücke für gemäßigte religiöse Ansichten empfänglicher Herr ohne Eifer und engherzige Vorurteile. Dieser wendete dem Mann, der ihn erzogen und gebildet hatte, dem Rechtsgelehrten **Nikolaus Crell**, sein ganzes Vertrauen zu. Er ernannte ihn zu seinem geheimen Rat mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß derselbe immer um seine Person sein solle, „um in den Sachen, darin er sein rätliches Bedenken begehren würde", ihm stets sogleich
Nikol. Crell. zur Hand zu sein. Crell hatte durch Reisen in Frankreich und in der Schweiz, wo er mit Beza in Genf verkehrte, freiere, weitherzigere Ansichten gewonnen; er teilte die melanchthonische Richtung, wenn er gleich unter August damit zurückgehalten haben mochte. Nun glaubte er sich um so mehr berufen die hochgehenden Wogen der orthodoxen Strömung zu besänftigen, da ja der verstorbene Kurfürst schon in gemäßigtere Bahnen eingelenkt hatte. Ein landesherrliches
Aug. 1588. „Mandat und Ausschreiben" an alle Unterthanen, sonderlich an die Superintendenten, Pfarrherren und Seelsorger, gebot konfessionellen Frieden und Toleranz. Obwohl der Kurfürst, heißt es im Eingang, sich zu der reinen und ungefälschten Lehre bekenne, „gemäß den göttlichen und apostolischen Schriften, den drei vornehmen Symbolis und der Augsburgischen Konfession", und wolle, daß diese „gründlich und treulich in Kirchen und Schulen seiner Lande und Stifte gehandelt

und vorgetragen werde“, so gebiete er zugleich, wie schon sein Vater gethan, den Predigern, „alles unzeitige und unnötige, auch ärgerliche Gebeiß, Gezänk und Verdammnis, dessen sich etliche mehr zur Zerrüttung, denn zur Erbauung der christlichen Gemeinde und aus gehässigem Gemüt eine Zeit her unterstanden, fürderhin zu unterlassen“. Zugleich wurde in Dresden eine Zensur für alle religiösen Schriften angeordnet. In diesem „Friedensmandat“ sahen die Altlutheraner eine Begünstigung der calvinistischen Richtung. Seit der Konkordienformel bildete das Eifern gegen alle Andersgesinnten den Hauptgegenstand aller Predigten, und nun sollte dieses beliebte Thema von der Kanzel verschwinden. Ein Sturm des Widerspruchs und der Verdächtigung erhob sich in den Reihen der Orthodoxen. Der Hofprediger Mirus sagte dem Kurfürsten, der ihm seine Schmähungen vorhielt, ins Angesicht, „Kurf. Gnaden werden dem Heil. Geist das Maul nicht stopfen!“ Dafür wurde der übereifrige Zionswächter nach dem Königstein gebracht. Wenn schon jetzt die Klage unter das Volk drang, daß das Himmelreich Gewalt leide, daß der Landesfürst in den Händen der „Calviner“ sei, die es auf die Verwüstung der lutherischen Kirche abgesehen hätten, so wurden die Klagen noch lauter, als Crell zum Staatskanzler ernannt ward. Denn da der Kurfürst von schwacher Gesundheit war und den Geschäften mit wenig Erfolg oblag, so kam das Regiment in geistlichen und weltlichen Dingen ganz in dessen Hände. Wie gerecht, wie umsichtig, wie energisch er sein Amt verwalten mochte, als die Konsistorien, in welchen nach und nach die Männer melanchthonischer Richtung Boden gewannen, den Exorzismus bei der Taufe beseitigten, getreu der Ansicht ihres Meisters, daß die „Teufelsbeschwörung“ als ein lediglich aus menschlichem Fürwitz entsprungener Zusatz wegzulassen sei, wurden die religiösen Leidenschaften des abergläubischen, von der Geistlichkeit geleiteten Volks aufgestachelt. Es sei dies ein frevelhafter Versuch, den Calvinismus in die Kirche Luthers einzuschwärzen. Auf den Knieen beschworen orthodoxe Prediger den Kurfürsten, die Neuerung in der Taufformel abzustellen. Mit den Predigern vereinigten sich viele vom Adel und von der Ritterschaft, deren Willkürlichkeiten und Übergriffen der energische Staatsmann entgegengetreten war. Das ganze Land wurde durch Schmähgedichte, Pasquille, Flugblätter gegen den „Seelenmörder“, den „vergifteten Calvinisten“ in Aufregung gesetzt; in Dresden begleitete ein Fleischer seinen Täufling mit dem Beil und drohte dem Pfaffen den Kopf zu spalten, wenn derselbe den Teufel nicht austreiben wolle. In Leipzig kam es zu tumultuarischen Auftritten.

Crell und der Kurfürst ließen sich nicht irre machen. Gerade damals war man auch in dem evangelischen Deutschland zu der Einsicht gekommen, daß den Angriffen des Romanismus nur durch die Vereinigung aller protestantischen Kräfte entgegengetreten werden könne: wir wissen, welche Schritte in diesem Sinne von Heinrich von Navarra und der englischen Königin gethan wurden (S. 462 f.) Dieses große Ziel konnte nur erreicht werden, wenn man die Scheidewand, welche die Konkordienformel zwischen den reformatorischen Konfessionen aufgerichtet, niederriß. Auch sächsische Edel- Der Umschlag.

leute und Kriegsknechte zogen unter Christian von Anhalt nach Frankreich, um gegen die Ligue zu kämpfen. Auf die Hugenotten und die Oranier, auf England und Schottland sich stützend, hoffte der Calvinismus auch auf deutscher Erde sein siegreiches Panier aufpflanzen zu können. In der Pfalz, wo Christians I. Schwager Johann Kasimir die Regierung führte, war er bereits wieder aus der Zurücksetzung hervorgedrungen; in Hessen, in Bremen, in Anhalt, hatte er Wurzel geschlagen; nun erhielt auch in Sachsen das Konkordienwerk einen harten Stoß. Alle diese Hoffnungen wurden zu Grabe getragen, als Kurfürst Christian, der seine ohnedies schwache Gesundheit durch Trunkliebe und Tafelgenüsse zerstört hatte, im einunddreißigsten Lebensjahr plötz-
25. Sept. 1591. lich aus der Welt schied und der nächste Agnat von der Ernestinischen Linie, Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, Sohn Johann Wilhelms von Weimar und Enkel des „gebornen" Kurfürsten Johann Friedrich, die vormundschaftliche Regierung über den minderjährigen Nachfolger Christian II. übernahm. Sowohl Friedrich Wilhelm, als der zum Mitvormund ernannte Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, und vor allen die verwitwete Kurfürstin, waren eifrige Anhänger des strengen Luthertums. Die letztwillige Anordnung des Verstorbenen, kraft welcher Crell die Leitung der Staatsgeschäfte fortführen sollte, fand daher keine Beachtung. Dank der orthodoxen Agitation war der Kanzler der Gegenstand des Hasses im ganzen Land. Kaum war die kurfürstliche Leiche in die Gruft gesenkt, so brach der Sturm los. Schon am 23. Oktober wurde Nikolaus Crell auf Begehr der Ritterschaft nach dem Königstein gebracht und wie ein gemeiner Verbrecher auf die unwürdigste Weise behandelt. Die von ihm angestellten Hofprediger und Superintendenten wurden des Landes verwiesen, nachdem man sie vorher zu einem Sündenbekenntnis und Widerruf gezwungen. Zu einem solchen ließ sich auch der in der Pleißenburg eingeschlossene Gundermann von der Thomaskirche aus Rücksicht auf seine kranke Frau bewegen. Diese hatte sich aber mittlerweile aus Verzweiflung in der Pfarrwohnung selbst entleibt. Bei der Kunde von diesem tragischen Ereignis geriet der Unglückliche in Wahnsinn. Darauf zogen vier Kommissare, an ihrer Spitze Mirus, durch das ganze Land, und nötigten alle Geistlichen, Lehrer und Beamten durch Unterzeichnung bestimmter Glaubensartikel ihre Rechtgläubigkeit im Sinne der Konkordienformel zu bewähren und die Ansichten Calvins als Irrlehren zu verdammen. Wer sich weigerte, wurde seiner Stelle entsetzt und aus dem Land gewiesen. Die Universitäten Wittenberg und Leipzig konnten sich überzeugen, daß die Regierung ernstlich entschlossen sei, der Lehrfreiheit keinen Raum zu gestatten und den Kryptocalvinismus von Grund aus zu vertilgen. Die Ritterschaft und die große Menge begünstigten das fanatische Vorgehen, jene aus Haß gegen das bürgerliche Element, das in Crell und seinen Räten den Anmaßungen der Privilegierten zu widerstreben gewagt, diese aus Unwissenheit, Aberglauben und blinder Parteiwut. In Leipzig bezeugte ein tumultuarischer Volkshaufen sein „Lutherisches Herz" durch Zerstörung und Plünderung der Herberge und des Warenlagers eines „Calvinisten" und zwang den Stadtrat die auf einer Proskriptionsliste verzeichneten Ratsherren und Doktoren aus der Stadt zu verbannen. Auf den Kanzeln wurde mit solcher Heftigkeit fort und fort gegen das „calvinische Seelengift" gewütet, daß die Regierung zur Mäßigung ermahnen mußte. Auch nach Schlesien erstreckte sich die inquisitorische Verfolgung gegen den „heimlichen Calvinismus", mit welchem Namen man jede freiere, über den starren Buchstaben der lutherischen Rechtgläubigkeit sich erhebende Religionsansicht zu verdächtigen suchte.

Der Justizmord in Sachsen. 1601. Unter solchen Umständen war das Schicksal des gefangenen Kanzlers vorauszusehen. Die Ritterschaft hatte ihn im allgemeinen der Untreue gegen seinen

Landesherrn beschuldigt, „indem er eine gefährliche Lehre eingeschleifet und als ein gottloser Mensch viel Unheil und Zerrüttung angerichtet habe". Es vergingen sechs Jahre, ehe man übereingekommen, in welcher Form der Prozeß eingeleitet und geführt, wie die Klagschrift formuliert, wie das Gericht zusammengesetzt werden sollte. Mittlerweile schmachtete der Angeklagte in einer engen, schmutzigen Kerkerzelle, auf einem elenden Lager, ohne jegliche Vorrichtung zum Heizen. Und doch wurden die Prozeßkosten zu einer unerhörten Summe angesetzt. Endlich schien der Rechtsgang eine günstige Wendung zu nehmen, indem das Reichskammergericht zu Speier, von der Gattin Crells um Hilfe angerufen, ein scharfes Mandat wegen Rechtsverzögerung erließ und die Freigebung forderte. Aber die sächsische Administration und Ritterschaft wollte ihr Opfer nicht fahren lassen. Die Mandate wurden unter Berufung auf die kursächsischen Privilegien zurückgewiesen und der Herzog von der Landschaft ersucht, die Entscheidung lieber an kaiserlicher Majestät Hofgericht und deren Kanzlei und Regierung gelangen zu lassen. So erlebte denn die Welt das Unglaubliche, daß ein evangelisches Land den Wunsch aussprach, es möchte eine im wesentlichen über konfessionelle Fragen sich erstreckende Rechtshandlung dem gemischten Kammergericht entzogen und dem katholischen Reichshofrat zugewiesen werden. Ja man ging noch weiter: nicht an den Reichshofrat in Wien, der doch immerhin noch eine Reichsbehörde war, sondern an die böhmische Appellationskammer in Prag wurden die Gerichtsakten übersendet. Diese erkannte, ohne den Religionspunkt besonders hervorzuheben, „daß der Angeklagte mit seinen vielfachen bösen Praktiken und allerhand arglistigem, schädlichem Fürnehmen, so zu Recht genugsam dargethan und erwiesen, Leib und Leben verwirkt und also, andern zum Abscheu, mit dem Schwert gerechtfertigt werden solle". Dieses Erkenntnis wurde in ein Urteil unter dem Namen des Herzog-Administrators umgegossen und am 22. September 1601 dem Gefangenen mitgeteilt. Der unglückliche Mann vernahm den Richterspruch mit Erstaunen und Entrüstung; aber es wurde ihm keine Einsprache, keine Rechtfertigung gestattet. Selbst die letzten Tage und Stunden wurden ihm noch durch zelotische Geistliche verbittert, welche die Todesvorbereitung zur Erpressung eines Schuld- und Sündenbekenntnisses benutzten. Körperlich gebrochen durch die zehnjährige drangsalvolle Kerkerhaft, wurde Crell vom Königstein nach Dresden gebracht. Vergebens beteuerte er seine Unschuld und bat, daß Christian II., der gerade in diesen Tagen die Regierung selbständig übernahm, ihm Gehör schenken und zu seinem Recht verhelfen möge: der junge Kurfürst entschied, wie die Hofpartei ihm eingab, das von kaiserlicher Majestät wohlgesprochene Urteil solle vollzogen werden. So wurde Nikolaus Crell, der sächsische Kanzler, am 9. Oktober 1601 öffentlich enthauptet und das neue Regiment mit dem schmachvollsten Justizmord eingeweiht. Die ob ihrer Frömmigkeit vielgepriesene Kurfürstin-Witwe sah von einer Galerie dem blutigen Schauspiel zu. Der Scharfrichter zeigte das Haupt dem umstehenden Volk mit den

Christian II 1601—1611.

Worten: „Das war ein calvinischer Streich; seine Teufelsgesellen mögen sich wohl vorsehen, denn man schont hier keinen.“ Das Schwert, womit die Hinrichtung vollzogen ward, trug die Inschrift »Cave Calviniane«. So wurde in Sachsen der letzte Rest melanchthonischer Glaubensrichtung und Gewissensfreiheit vernichtet und das Land in die Ketten des engherzigsten Konfessionszwanges geschlagen. Christian II. starb schon im 28. Lebensjahr ohne Leibeserben; ihm folgte sein Bruder Johann Georg, dessen unheilvolle Politik, aus konfessioneller Befangenheit entsprungen, während des Dreißigjährigen Kriegs dem Kurstaat und dem gesamten protestantischen Deutschland so viele Not und Bedrängnis brachte, wie wir im Fortgang unserer Darstellung erfahren werden.

Johann Georg. 1611–1656.

e. Die deutschen Lande.

Folgen des Religionsfriedens.

Die Zeit, da Kaiser Maximilian II. im fünfzigsten Lebensjahr unerwartet aus der Welt schied, war für das Deutsche Reich das letzte Abendrot, das stürmischen Tagen voranzugehen pflegt. Die Idee eines friedlichen Zusammenlebens der Konfessionen, einer Erhebung des Nationalgefühls über kirchliche Engherzigkeit und Intoleranz, die ihm vor der Seele geschwebt, wurde mit ihm ins Grab gesenkt. Wir haben schon im zehnten Band dieses Werks (S. 821 f.) die segensvollen Wirkungen des Religionsfriedens angedeutet: sie waren in den zwei Jahrzehnten, die wir soeben durchlaufen, auf vielen Seiten des öffentlichen Lebens zu Tage getreten. Allerdings stand in den Jahren, da das westliche Europa ein großartiges Geschichtsleben entfaltete, Deutschland an Thaten des Ruhmes zurück; anstatt das Reformationswerk durch gemeinschaftliche Anstrengungen zu einem nationalen Kirchenbau fortzuführen, vergeudete man Zeit und Kräfte mit fruchtlosen Streitigkeiten, bis das katholische Ausland mit Waffengewalt den gespaltenen Reichskörper anfiel und den schlummernden Religionseifer bei den Glaubensgenossen aufstachelte. Dagegen erfreute sich Deutschland in seinem Innern einer Periode des Friedens, die manche Blüte zu Tage trieb. Die dogmatischen Kämpfe im Schoß der evangelisch-reformierten Kirche, wie widerwärtig sie immer sein mochten, drangen nicht so tief in das Volksleben ein, daß sie die Thätigkeit des Geistes und der Hände gelähmt hätten. Auf vielen Gebieten gab sich ein reges Streben nach den Gütern und Schätzen einer gehobenen vaterländischen Existenz, ein edler Wetteifer für die Wohlfahrt und Ehre des deutschen Namens kund. — In den obigen Blättern haben wir den Kurfürsten August von Sachsen von der schlimmsten Seite kennen gelernt, als gewaltthätigen Kirchendespoten und Bedränger der Gewissen, und dennoch ist er bei seinen Unterthanen in liebevollem Andenken geblieben. Durch sorgfältige Pflege der Landwirtschaft, insbesondere der Obstkultur und der Viehzucht, suchte er den Wohlstand des Volks zu heben; durch weisen Haushalt, worin er selbst und seine dänische Gemahlin „Mutter Anna“ als Muster vorleuchteten, gewann er die Mittel zur Anlegung nützlicher Anstalten, zur Beförderung der Wissen-

Sachsen.

schaften, zur Belebung des Handels. Durch Aufnahme betriebsamer Niederländer brachte er die sächsische Industrie, namentlich die Tuchbereitung und die Baumwollmanufaktur in Aufschwung; durch sorgfältigen Anbau der Bergwerke und durch umsichtige Benutzung der Steuerkräfte des Landes hob er seine Einkünfte auf unglaubliche Höhe. Wie in den religiösen Dingen, so war er in allem ein durchgreifender energievoller Mann. „Was er sich in den Sinn gesetzt," sagte er selbst, „das müsse also fort." Seine Würde und Beredsamkeit verschafften ihm ein großes Ansehen auf den Reichstagen. — Nicht minder her- Pfalz. vorragend und weit weniger gewaltthätig waren die beiden Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich III., denen die Pfalz die Reformation und den fröhlichen Aufschwung in allen Lebensgebieten zu danken hatte. Wie viele Klöster und Stifte sind durch sie der toten Hand entrissen und zum Nutzen des Staats und der Gesamtheit verwendet worden. Die Universität Heidelberg war zu ihrer Zeit ein hellstrahlender Stern aller Wissenschaften. Olevianus aus Trier, der einst in Bourges mit Friedrichs zweitem Sohn befreundet gewesen und den hoffnungsvollen Jüngling in der Loire hatte ertrinken sehen, wurde durch seine Berufung nach Heidelberg von den Religionsbedrängnissen in seiner Heimat befreit. Wir wissen, wie wenig der Kurfürst durch seine Hinneigung zum Calvinismus zu religiöser Intoleranz fortgerissen wurde und wie eifrig er für die Wohlfahrt seines Landes und Volks bedacht war. „Lange genug habe ich für euch gelebt," sagte er auf dem Sterbelager zu den Umstehenden, „nun muß ich auch mir leben." — Den prachtliebenden, fröhlichen und gutmütigen Kurfürsten Brandenburg. Joachim II. von Brandenburg haben wir früher kennen gelernt (X, 653). Er liebte glänzende Jagden und Turniere, und an Hoffesten war kein Mangel. Bei der Königswahl Maximilians erschien er mit achtundsechzig Grafen und Herren und zahllosem Gefolg in Frankfurt. Die Bauleute hatten unter ihm viel zu thun. Wie freute er sich, als er von dem polnischen König für sich und seine Nachkommen die Mitbelehnung des Herzogtums Preußen empfing. Er feierte die Begebenheit, die dem Kurhaus eine so große Zukunft eröffnete, mit herrlichen Festen in Berlin. Den Ständen räumte er, um sie zur Übernahme seiner Schulden geneigt zu machen, große Rechte ein. Es sollte von nun an keine wichtige Sache, „daran der Lande Gedeih und Verderb gelegen", vorgenommen, kein Bündnis mit Auswärtigen geschlossen werden, ohne Rat und Bewilligung der Landstände. Die von ihnen bewilligten Steuern sollten von ihnen selbst erhoben und von den Städten in ihrem Städtekasten, von den sogenannten Oberständen in ihrem eignen „Schloßkasten" verwahrt werden. Freilich hinterließ er bei seinem Tode keinen Schatz von zwei Millionen Thaler, wie der sächsische Kurfürst, sondern eine große Schuldenlast, für welche die Stände aufkommen mußten, und ein unter dem Steuerdruck seufzendes Volk. Aber er erhöhte das Ansehen seines Hauses. Das Erzstift Magdeburg wurde der Reihe nach von brandenburgischen Johann Administratoren verwaltet. — Sein Sohn und Nachfolger, Johann Georg, war Georg. 1571—1598.

andern Sinnes. Die alten Räte wurden in Ungnade entlassen; der Hofjude Lippold, der mächtige Günstling und Münzmeister, den man unredlicher Bereicherung anklagte, wurde, als man diesen Vorwurf nicht begründen konnte, der Zauberei beschuldigt und auf entsetzliche Weise zu Tode gemartert; sein Vermögen wurde eingezogen, sein Weib mit neun Kindern ins Elend getrieben; die Juden, welchen der Haß des Volks die allgemeine Verarmung schuld gab, mußten sämtlich das Land verlassen. Und doch war auch der neue Kurfürst ein wohlwollender Herr, der in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens wohlthätige Einrichtungen traf. Für Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe, für Herstellung der Sicherheit im Innern, für Pflege des Schulunterrichts (Gründung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin) und vor allem für Ordnung der zerrütteten Finanzen war Johann Georg mit Erfolg thätig. Vertriebenen Evangelischen aus den spanischen Niederlanden bot schon damals die Mark ein gastliches Asyl, wodurch die heimische Industrie in Tuchweberei und Färberei nicht wenig befördert wurde. Zugleich that der Kurfürst folgenreiche Schritte für die Vermehrung und Konsolidierung der hohenzollernschen Besitzungen. Als sein Oheim, der uns aus der Reformationsgeschichte bekannte Hans von Küstrin, in einem und demselben Monat mit Joachim starb, wurden die Marken wieder vereinigt. Mit dem verwandten Herzog von Pommern wurde eine Erbverbrüderung geschlossen, durch welche die brandenburgische Dynastie die Anwartschaft auf dieses Nachbarland erhielt, ein Vertrag, der mit der Zeit die wichtigsten praktischen Folgen haben sollte. Und bald werden wir erfahren, auf welche Weise auch das Herzogtum Preußen erworben ward und das kurfürstliche Haus Erbansprüche auf Kleve-Berg empfing. Unter Johann Georg und August hatten die beiden Kurlande, Brandenburg und Sachsen, namentlich seitdem sie durch die Einführung der Konkordienformel auch in religiösen Dingen geeinigt waren, im Reich, vornehmlich im nördlichen Teil desselben, ein überwiegendes Ansehen. Julius von Braunschweig richtete sich nach den Ratschlägen des Brandenburgers und Wilhelm von Hessen war durch Blutsverwandtschaft an Sachsen geknüpft. — Auch in Süddeutschland ist trotz der religiösen Verschiedenheit der Frieden erhalten, die Wohlfahrt des Landes gefördert worden. Dazu trug Herzog Christoph von Württemberg das meiste bei, der, wie erwähnt, durch innige, fast ans Romantische streifende Freundschaft mit Kaiser Maximilian verbunden war. In einem lebhaften Briefwechsel tauschten sie ihre Ansichten über Religion, über Politik, über öffentliches Leben, über ihre eignen Anliegen gegenseitig aus, voll Achtung und persönlicher Zuneigung zu einander. Christoph war einfach und thätig, bieder und entschlossen; er hatte das glückliche Talent, seine Absichten hinauszuführen, er war, was man damals mit dem passenden Wort „ausrichtig" bezeichnete.

Herzog Christoph von Württemberg.

Bayern.

Daß auch in Bayern seit dem Regierungsantritt des Herzogs Albrecht das vaterländische Bewußtsein mehr Gewicht hatte, wurde schon früher erwähnt. Als

Gemahl einer österreichischen Kaisertochter war er mit seinen Neigungen an Ferdinand und Maximilian gewiesen. Die Rivalität früherer Jahre war zwischen den beiden Nachbarländern verschwunden; für Spanien und für Rom waren wenig Sympathien in München zu bemerken; wir wissen, daß man sich auch eine Zeitlang der Idee religiöser Toleranz hingab. Die Nähe der evangelischen Länder und Städte in Franken und Schwaben, die zerstreuten Bekenner der Augsburgischen Konfession in Salzburg, in Tirol, in den bayrischen und österreichischen Territorien standen einer scharfen kirchlichen Abschließung im Wege und mahnten zur religiösen Duldsamkeit. Erst unter Herzog Wilhelm wurde durch die jesuitische Hochschule in Ingolstadt der Fanatismus groß gezogen, welcher der deutschen Nation so verderblich werden sollte.

Die Protestanten in Österreich.

Diese protestantischen Elemente im südöstlichen Deutschland wären noch dauerhafter und wirksamer geworden, wenn die Anhänger des neuen Kirchenwesens in Österreich ein rechtlich geordnetes Verfassungs- und Gemeindeleben auszubilden vermocht hätten. Allein dazu kam es nicht. Ihre kirchliche Existenz beruhte auf einer „Religions-Assekuration" Maximilians II.; eine landesherrliche Konsistorialeinrichtung mit bischöflichen Rechten und Gewalten, die ihre Quelle in dem Kaiser als Oberbischof gehabt hätte, kam nicht zur Entwickelung; die ständische Religionsdeputation war ein aristokratischer Gemeindevorstand ohne Beteiligung an der kaiserlichen Regierung, ja häufig im Gegensatz zu derselben. So ruhte das evangelisch-reformierte Kirchenwesen Österreichs auf schwankendem unsichern Boden, sich selbst und dem Parteigeist überlassen.

2. Kultur und Geistesleben.

a. Allgemeine Übersicht.

Deutsche Litteratur und Kunst.

Das Zusammenleben altkirchlicher und neukirchlicher Elemente in Ländern und Städten, ja selbst in den Häusern, hatte die Wirkung, daß in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts das gehobene nationale Leben, die geistige Thätigkeit, der Aufschwung der Seele, welche die Reformation hervorgerufen und in Fluß gehalten, noch fortdauerten, daß in allen Gebieten und Formen des Daseins die Regsamkeit, die Freude am Schaffen und Wirken, am Erwerben und Genießen, wodurch jene Zeit der Wiedergeburt so weit über die vergangenen Jahrhunderte emporragte, in ungeschwächter Kraft und Frische sich erhielt und noch manche herzerfreuende Frucht zur Reife brachte. Es mag daher am Platze sein, ehe wir in die trostlose Zeit der nationalen Spaltungen und Kriege eintreten, noch einen Blick auf das innere Leben des deutschen Volks zu werfen. — Wir haben im zehnten Band die deutsche Litteratur in ihren verschiedenen Richtungen und Schöpfungen kennen gelernt: manche ragten noch mit voller Triebkraft in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein und wurden von dem gesamten deutschen Volk ohne Unterschied des Glaubens als nationales Eigentum, als

Errungenschaft des vaterländischen Geistes und Strebens betrachtet und geehrt. Wenn auch die Person Luthers mehr und mehr zum Heiligen der evangelischen Konfessionsverwandten erhoben, mit der Glorie eines Glaubenshelden umgeben ward: die deutsche Sprache, die er geschaffen, der er die Seele und Lebenskraft eingehaucht, war Gemeingut aller Deutschen; an der lutherischen Bibel (X, 190) erhob sich das deutsche Gemüt in den Tagen der Trübsal und Not, sie war der reiche Born des Trostes, des Gottvertrauens, der Seelenstärke für alle Geschlechter; und wie wenig immer die neue Lehre der Phantasie Nahrung gab und das poetische Schaffen weckte und anregte, dennoch ist das Kirchenlied, von dem wir am Schluß des vorigen Bandes gehandelt haben, im Vergleich zu der philisterhaften bürgerlichen Dichtung, die uns als Meistergesang bekannt geworden ist (IX, 373), als ein Fortschritt zu betrachten. Es sind die Töne des echten Volksgesangs, der das deutsche Gemüt zu allen Zeiten erfüllt und bewegt hat, durchzogen von einer frommen gottergebenen Gesinnung. Meistens waren es evangelische Geistliche, die in den Wechselfällen ihres Lebens, da sie bald wie Propheten verehrt, bald wie Verbrecher in die Verbannung gejagt oder in Gefangenschaft gehalten wurden, ihre Gefühle in frommen Herzensergießungen
Selneccer. 1530–1592. kund gaben. Selneccer, der Mitverfasser des Konkordienbuchs, hatte oft Ur-
Helmbold. 1532–1598. sache auszurufen: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“. Ludwig Helmbold, der seines evangelischen Glaubens wegen von Erfurt nach Mühlhausen auswandern mußte, dichtete manches schöne Lied für Schule und Haus, und blieb bis
Nicolai. 1556–1608. an sein Ende treu dem Spruch: „Von Gott will ich nicht lassen“. Nicolai aus Waldeck, der am Niederrhein und in Westfalen mitten unter katholischer Umgebung lange die Bitterkeiten des irdischen „Jammerthales“ ertragen mußte, bis er als Prediger nach Hamburg kam, rief in einem Lied, zu dem er auch eine „himmlische Melodie“ erfand, der Welt zu: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, und gab in dem vielgefeierten mystisch-religiösen Lied: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ der Sehnsucht seines Herzens nach der Vereinigung mit Christus Ausdruck. Valerius Herberger, Pastor zu Fraustadt in Großpolen, hauchte seinen Weltschmerz in dem schönen Lied aus: „Valet will ich dir sagen“. Auch in den übrigen Gattungen der Poesie und Litteratur weht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch immer ein echt deutscher Geist, meistens mit dem Zweck der Volksbelehrung. Hans Sachs, der fruchtbare Vertreter des ehrbaren Bürgerstandes, der für alle Stimmungen und Empfindungen, für alle Vorfälle und Lebensverhältnisse das richtige Wort und Verständnis hat (X, 915), starb in
Rollenhagen. 1542–1609. demselben Jahr mit Maximilian; Georg Rollenhagen, der die Tierwelt als Unterlage für satirische Schilderungen der politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände der Zeit benutzte (X, 915), überlebte das sechzehnte Jahrhundert, und Johann Fischart, der in einer Menge satirischer Schriften und Dichtungen alle Sitten, Verkehrtheiten und Gebrechen der Zeit im Spiegel des Momus mit witziger, zuweilen phantastischer Sprachkünstelei darstellte, hat zu-

gleich die Früchte der humanistischen Bildung und die verderblichen Wirkungen des Jesuitenordens erkannt. „Es lebte noch ungeirrt, der alte in seinem Grund schaffende, ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder (IX, 374) verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem andern als diesem Jahrhundert.“ Die Erzählungen von dem Erzschwarzkünstler Doktor Johann Faust bildeten den Inhalt eines der Volksbücher, wie sie damals gäng und gäbe waren. Die Sage hat ihn dann zum Repräsentanten der geistigen Überhebung und des vermessenen und frevelhaften Forschungstriebes ausgebildet, wie den Don Juan zum Träger der unbezähmten sündhaften Sinnen- und Liebeslust, bis beide dem bösen Feind anheimfallen. — An Schönheit der Form, an Anmut der Sprache, stehen die Erzeugnisse dieser Periode allerdings hinter denen der romanischen Völker zurück; aber mit dem Eindringen jener fremden korrekten Kunstformen schwand auch die deutsche Natur und Eigentümlichkeit von dem vaterländischen Boden, und der deutsche Genius war unter der erborgten Hülle kaum mehr zu erkennen.

Ebensowenig ist in den schönen Künsten der schöpferische Trieb durch die Reformation gebrochen oder gehemmt worden, vielmehr standen die großen Meister Albrecht Dürer, die Holbein, Lukas Cranach, welche das deutsche Kunstleben in Aufschwung brachten, ganz in den reformatorischen Ideenkreisen; und wenngleich diese Koryphäen selbst und ihr Zeitgenosse Vischer der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehörten, so wirkten doch die Anregungen und Muster, die sie gegeben, die Schulen, die sie gebildet, noch lange fort und erzeugten eine Nachblüte, die erst im folgenden Jahrhundert durch fremde Einwirkungen, durch die Herrschaft des italienischen Kunstgeschmacks geknickt und ihres nationalen Charakters entkleidet worden ist. In Grabmälern, Monumenten und Bauwerken hielten katholische und evangelische Fürsten und Städte gleichen Schritt; und wenn in den Ländern protestantischer Konfession die kirchliche Malerei abnahm oder verschwand, so entwickelte sich dafür eine in Lebensfrische aufblühende Historien- und Bildnismalerei im Geist und mit der technischen Fertigkeit des niederländischen Naturalismus. Zugleich entfaltete die Tonkunst ihre Kräfte und Formen, um auf die mannigfachste Weise Gemüt und Phantasie zu ergreifen.

Auch auf materiellen Lebensgebieten war noch kein Verfall wahrzunehmen. *Handel- und Städtewesen.* Es ist in den früheren Blättern oft von dem Wohlstand der deutschen Bürgerschaften, von dem Reichtum der Städte, von dem Luxus und Aufwand in den häuslichen Einrichtungen, von dem blühenden Zustand des Handels- und Gewerbelebens, von der soliden Pracht der öffentlichen Gebäude in den großen Reichsstädten die Rede gewesen. Diese Blüte dauerte auch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts noch fort. Wenn die Hansa nicht mehr die Handelsherrschaft in dem mittelalterlichen Umfang behaupten konnte, so lag die Ursache

davon in dem veränderten Weltverkehr seit den überseeischen Entdeckungen; aber noch immer beherrschte sie die Nord- und Ostsee, noch immer besaß sie in dem skandinavischen Reich hohe Freiheiten und Privilegien. Hamburg, Lübeck, Rostock hatten noch immer Hunderte von Schiffen auf dem Meer fahren; Danzig gehörte zu den ersten Handelsplätzen der Welt. Der europäische Osten und Westen hatten hier ihren großen Austausch, häufig sah man 400 bis 500 Schiffe an der Reede. Der einträgliche Heringsfang an der norwegischen Küste war in hanseatischen Händen; sie vermittelten den Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden; an dem Weltmarkt in Antwerpen nahmen die Seestädte des Nordens den lebhaftesten Anteil. Nicht minder blühend und regsam war der Verkehr in den Städten des inneren Landes. Reichen Gewinn zogen Nürnberg und Frankfurt, welche die Verbindung zwischen Donau und Rhein vermittelten, aus dem Zwischenhandel und aus der Verarbeitung der Rohstoffe; und von der merkantilen Größe Augsburgs und seiner fürstlichen Handelsherren ist oft genug die Rede gewesen. Die öffentlichen Denkmäler, die prächtigen Brunnen in Nürnberg und Augsburg, die Grabmonumente in den Domkirchen, die Standbilder der württembergischen Fürsten, welche seit 1574 im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart errichtet wurden, die Heidelberger Schloßbauten und der kunstreiche Residenzbau in München unter der Leitung von Peter de Witte, genannt Candid, dies und andres gibt Zeugnis, daß weder der Kunstgeschmack noch die Geldmittel im Abnehmen begriffen waren. Zugleich entfaltete sich das Kunsthandwerk zu großer Mannigfaltigkeit und schönem Formenreichtum. Selbst italienische Reisende, die doch hohe Begriffe von städtischer Pracht und Größe aus ihrer Heimat mitbrachten, sprechen sich mit Bewunderung aus über den soliden Charakter der deutschen Reichsstädte, wo Wohlstand, bürgerliche Ordnung, gute Wirtschaft ohne Engherzigkeit sowohl in den öffentlichen Dingen, in der städtischen Verwaltung, als im Privatleben, in Sitte und Häuslichkeit zu Tage traten. Noch immer behauptete Augsburg seinen alten Rang. Die Wunden, die der Schmalkaldische Krieg der Stadt geschlagen, wurden bald geheilt. Die Fugger, Welser, Baumgartner waren die großen Wechsler und Spekulanten der ganzen Welt; ihre Lustgärten und Paläste zeugten von ihrem Geschmack wie von ihrem Reichtum. Man rühmte, daß die Bürger ihren Handel in der Fremde trieben, „bis in die weitesten Länder, gegen den vier Winden der Welt gelegen". Lindau wird als das deutsche Venedig bezeichnet. Der Warenzug zwischen Danzig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über die Bodenseestadt. In Frankreich hatten die oberdeutschen Städte ähnliche Handelsprivilegien wie die Hanseaten in England. Die Frankfurter Messe war ein Tummelplatz für alle Nationen und Waren. Ulm war der große Markt für Zeuge, die man aus italienischer Baumwolle verfertigte.

Nationale Wohlfahrt. Neben dem Handel fanden auch die übrigen Zweige der Volkswirtschaft Pflege. Dem Ackerbau wurde mehr Sorgfalt zugewendet: neue Fruchtarten

wurden angebaut, wie Mais, Klee u. a. Mit Getreide und Wein wurden in Schweinfurt, in Ulm, in Worms lebhafte Geschäfte gemacht. Die Leibeigenschaft wurde da und dort durch ein Pachtverhältnis ersetzt, namentlich auf den eingezogenen geistlichen Gütern. Nie war der Bergbau und das Hüttenwesen in solchem Aufschwung als zu dieser Zeit. Die Wissenschaft, die alle Seiten des menschlichen Daseins durchdrang und beleuchtete, suchte auch die unterirdische Welt zu erschließen und ihre Schätze den Erdbewohnern nutzbar zu machen. Das edle Metall, das der Kurfürst von Sachsen aus dem Erzgebirge, die österreichischen Herrscher aus den böhmischen Bergen, der Herzog von Braunschweig aus dem Harzgebirge ausgraben und schmelzen ließen, mehrte den Reichtum des deutschen Volks in ähnlicher Weise, wie die Goldgruben der Neuen Welt die Schätze des spanischen Reichs. Die Eisenhütten, die Waffenschmieden, die Arbeitstätten für alle Zweige des Kunstgewerbes waren in ununterbrochener Thätigkeit. Die Kosmographie Münsters, welche damals geschrieben wurde, entwirft uns ein anziehendes Bild des glücklichen reichen Lebens, welches in den deutschen Landen allenthalben sich regte. „Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhm alter Tugend verharrenden tapferen Volk bewohnt." So gewahrte man allenthalben auf der deutschen Erde einen gehobenen Mut, der zwar nicht wie in den westlichen Ländern auf Kriegsthaten und Waffen gerichtet war, der aber mit rüstiger Kraft, mit Einsicht und redlichem Fleiß das irdische Dasein zu bereichern, das soziale und wirtschaftliche Leben friedlich zu gestalten, die Sitten und häuslichen Tugenden aus den Zeiten der Väter zu erhalten strebte. Mochten auch die protestantischen Theologen durch ihre Lehrstreitigkeiten die treuherzige Gläubigkeit des Volks beunruhigen, mochten auch katholische Eiferer Zwietracht und religiöse Engherzigkeit nähren, noch herrschte in der Nation das aufrichtige Streben, die Errungenschaften des geistigen Aufschwungs, der mit der kirchlichen Reformation in die Menschenwelt gedrungen, in friedfertigem Zusammenleben zu genießen und zum gemeinen Wohl zu verwerten. Gab es doch noch so viele Gebiete, auf denen man sich die ehrliche Bruderhand zu gemeinsamem Ringen und Arbeiten reichen konnte.

Ultramontanismus und Wissenschaft.

Gerade dieses einträchtige und verträgliche Zusammenleben der deutschen Nation suchten der Romanismus und seine jesuitischen Werkmeister unter den Kaisern, die nach Maximilian II. den Herrscherthron in Österreich und im Reich einnahmen, zu stören und zu verwirren. Wir haben in früheren Blättern die

allmähliche Ansiedelung des Jesuitenordens in Deutschland, seine Wirksamkeit im Beichtstuhl und in den neugegründeten Lehranstalten kennen gelernt (S. 18 ff.): ihre Lebensaufgabe war, der katholischen Kirche, wie sie aus dem Tridentiner Konzil neu gestärkt und einheitlich abgeschlossen hervorgegangen, die Alleinherrschaft zu erwerben und die geistige Freiheit, welche nach ihrer Ansicht die reformatorischen Stürme wider die Kirche hervorgerufen, zu ertöten, die Vernunft unter die Macht der kirchlichen Autorität zurückzuführen. In ihren Schulen wurden die Waffen geschmiedet und die Kriegswerkzeuge bereitet, durch welche man den mit der Reformation in die Geisteswelt eingedrungenen Humanismus zu überwinden gedachte. Wo der Forschungstrieb und die Wißbegierde der Denker sich über die von der Kirche gesetzten Schranken zu erheben wagte, wurde die Vermessenheit der Vernunft und die freie Spekulation verfolgt und durch Gewalt und Strafe niedergedrückt. Des tragischen Ausgangs des Giordano Bruno ist schon früher gedacht worden (IX, 919); an der Lebensgeschichte Keplers und Galileis werden wir die Wirkungen der neuen kirchlichen Geistestyrannei kennen lernen. Nur wo der Ultramontanismus und Jesuitismus nicht zur vollen Herrschaft gelangten, wie in Frankreich, konnte Montaigne sich mit seiner skeptischen Philosophie auf einem über die religiösen Parteiansichten erhabenen Standpunkt bewegen (X, 711 f.); und in dem der römisch-katholischen Kirche abgewandten England war ein Baco von Verulam im stande, der praktischen Vernunft und der realen Wissenschaft eine Freistätte gegenüber der Glaubensautorität zu bewahren. In Deutschland aber, besonders in Bayern, wo unter Herzog Wilhelm die Gesellschaft Jesu das Unterrichtswesen und die religiöse Volksbildung ganz in die Hände bekam, war der Ultramontanismus mächtig genug, die freie Geistesthätigkeit zu lähmen und zu brechen, der katholischen Bevölkerung ein auf Sinnenreiz und Aberglauben berechnetes, die Phantasie durch äußeren Prunk fesselndes Religionssystem zu schaffen und das humanistische Wissen, das von Melanchthon und seinen Schülern der Jugend als Bildungsstoff zur Menschlichkeit dargeboten worden, durch jene berechnete, engherzige Erziehungsweise zu verdrängen, die wir oben (S. 39 ff.) kennen gelernt haben. Wie wenig immer die lutherische Strenggläubigkeit in den evangelischen Ländern des nördlichen und mittleren Deutschlands, „die aus dogmatischen Formeln einen Kerker für die Geister zimmerte, in welchem die düsteren Gespinste der theologischen Metaphysik kaum mehr einen Blick zu den Sternen des Himmels gestatteten", den freieren Studien und Forschungen hold und fördersam war: der melanchthonische Geist, den man aus der Kirche zu verbannen suchte, behauptete sich doch noch bis zu Ende des Jahrhunderts in den Schulräumen und rettete den Gottesfunken der Vernunft über die Einöden und Brandstätten, womit der Fanatismus bald genug die deutsche Erde erfüllte.

b. Johann Fischart.

Wir haben im zehnten Bande dieses Werkes bei verschiedenen Gelegenheiten erfahren, wie hervorragend die Teilnahme des Elsaß, insonderheit seiner Hauptstadt Straßburg, an den Vorgängen der Reformationszeit gewesen ist, welche Bedeutung das Land und seine regsamen Städte für die Litteratur und Kunst und für das gesamte geistige Leben Deutschlands gehabt haben. Dort hatte die Buchdruckerkunst ihre Geburts- und Werkstätte; dort fand die volkstümliche Lehrdichtung ihre Hauptvertreter (X, 896); dort wurde die gelehrte Geschichtschreibung durch Sleidan und die annalistische Aufzeichnung der Städtechroniken gepflegt; dort hatte die neue humanistische Pädagogik in Johannes Sturm einen ihrer strebsamsten Vorfechter; in Straßburg lebte Bucer, der Hauptvertreter der zwischen Luthertum und Calvinismus vermittelnden Richtung. Dieses geistige und litterarische Leben behauptete sich in dem linksrheinischen Land durch das ganze sechzehnte Jahrhundert. In dem volkstümlichen satirisch-didaktischen Ton, den Brant, Murner und Pauli angeschlagen, verfaßte auch Georg Wickram aus Kolmar, der um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens starb, sein „Rollwagenbüchlein" (zur Verkürzung der Zeit, während man im „Rollwagen", der Landkutsche des sechzehnten Jahrhunderts, reist) und andre Schriften zur Unterhaltung und Belehrung, „kurtzweilige und schimpfliche Schwenck und Historien, in welchen sich Niemand ärgeren werde", zugleich als Meistersänger in Hans Sachsens Manier dichtend und fabulierend, meist zu Ungunsten der Pfarrer, Frauen und Landsknechte; so die Geschichte von einem Pfaffen, der gegen die Lutherischen donnert und droht, er wolle jetzt einen von ihnen mit seinem Pantoffel werfen, zu seinem Verdruß aber erleben muß, daß sich, noch ehe er zum Wurf ausholt, alle in der Kirche Anwesenden bücken und drücken. In derselben Gegend auf der linken Rheinseite verbrachte auch der fruchtbarste Schriftsteller des Jahrhunderts, Johann Fischart, sein Leben, ein Rechtsgelehrter, wohl aus Mainz, nach andern aus Straßburg gebürtig, der manche Jahre sich in letztgenannter Stadt aufhielt, eine Zeitlang am Reichskammergericht in Speier als Advokat thätig war und gegen Ende des Jahres 1589 als Amtmann in dem Städtchen Forbach starb, ein Mann von vielseitigem Wissen, von Phantasie und Witz, und von offenem Verständnis für die Zeitbildung, für die Verkehrtheiten und Gebrechen im gesellschaftlichen Leben, wie in Staat und Kirche. Auch Fischart war der Volkslitteratur noch nicht entfremdet: sein bekanntestes Werk, „Das glückhafte Schiff", ist dem Inhalt nach eine „volksmäßige meistersängerliche Gelegenheitsdichtung", gleich so vielen andern beschreibenden Ehrengedichten auf städtische Festlichkeiten und Volksbelustigungen; aber nach Form und Behandlung streift es an die epische Kunstpoesie und überragt weit alle ähnlichen Produkte von bestellten „Pritschmeistern", oder Festordnern. Eine seiner frühesten Arbeiten ist sein „Eulenspiegel Reimensweis", eine Bearbeitung der verbreitetsten jener derben Volksbücher, doch schon, wie der erwähnte Grobianus von Dedekind (X, 909), den Fischarts Freund und Lehrer Scheid in Worms ins Deutsche übersetzt hatte, mit offenbarer Absicht, durch Übertreibung der rohen Manier den Zeitgenossen ein abschreckendes Spiegelbild vorzuhalten. Auch das bei den lachlustigen Zeitgenossen so beliebte Gedicht: „Flohhatz, Weiber-Tratz", eine niedrig-komische Satire voll Derbheiten und Nuditäten, zugleich aber auch voll witziger und treffender Namen- und Wortbildungen und von der lebendigsten Beweglichkeit, kann noch der volkstümlichen Litteratur beigezählt werden. Diese von Sprichwörtern, von gelungenen Reim- und Wortspielen angefüllte Dichtung, welche den weiteren Titel führt: „Der wunderunrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lob der Mücken und des Flohes Strauß mit der Laus",

Elsaß die Heimat der Volkslitteratur.

Wickram.

scheint mit den vielen komischen Zügen, womit die Flohwelt belebt, eine Reihe von Flohschwänken nach der volksmäßigen Behandlung der Tiergeschichten vorgetragen wird, zeigen zu wollen: die Flöhe seien für die Niedrigkeit geschaffen und strebten vorwitziger Weise nach der Höhe; darum fällt der Flohkanzler, in Erwägung aller Gründe, welche die Frauen zur Notwehr drängen, im Namen Jupiters das Urteil, daß es den Weibern erlaubt sei, den Flöhen nachzustellen; wenn diese sich gar nicht fügen wollen, dürfen die Weiber sie zu den Kartäusern verbannen.

Satirisch-polemische Litteratur.

Aber für die unbefangene naive Volksdichtung war die Zeit nicht mehr angethan: die religiösen Streitigkeiten, die dogmatischen Entzweiungen innerhalb der lutherisch-reformierten Kirche, das aggressive Vorgehen der Jesuiten und Ultramontanen mit den blutigen Religionskriegen des westlichen Europa im Gefolge, trugen ein zu ernstes und finsteres Gepräge, als daß der harmlose naturwüchsige Scherz und Humor gegen einen solchen Feind ferner ausgereicht hätte. Mit Hans Sachs ging diese Volkslitteratur voll gutmütiger Ironie, diese populäre Opposition gegen die höheren Stände, deren Stachel nicht tief ins Fleisch drang, zu Ende; eine schneidendere Polemik, mit schärferem Stahl geführt, mußte angeschlagen werden; eine Satire, die dem Feinde persönlich zu Leibe ging, mußte die abschreckenden Züge des Zerrbilds enthüllen, das sich unter allerlei Verstellungen und Masken in die Menschenwelt einzuschleichen und sie zu unterjochen trachtete. Und da ist es denn sehr bezeichnend, daß diese satirische Kriegsweise in solchen Gegenden in die Fechtlinie trat, welche den Ländern, wo der gewaltige Kampf des Zeitalters zur großartigsten Entwickelung kam, am nächsten liegen, auf dem linksrheinischen Uferland, in welches die blutigen Furien aus Frankreich und den Niederlanden ihre düstern Schatten herüberwarfen. Während im übrigen Deutschland die poetische Muse sich in die religiösen Ergüsse des Kirchenliedes versenkte, die Gelehrten ihren Verstand und Scharfsinn an dogmatischen Spekulationen vergeudeten und nur in den Schulräumen des nördlichen und mittleren Deutschlands die Studien und Errungenschaften der Väter noch mit einiger Liebe gewahrt und gepflegt wurden, war Fischart bemüht, teils in freigeschaffenen oder durch äußere Anregungen hervorgerufenen Produktionen, teils in Übertragungen und Bearbeitungen fremdländischer Erzeugnisse seiner Nation unter satirischen Formen, in burlesk-komischem Gewand, mitunter in karikaturartigen „Gemäldepoesien“, häufig mit Benutzung von Holzschnitten, Belehrungen und Warnungen zu geben, Ergötzen und Unterhaltung zu schaffen, sie zur Wachsamkeit und Bekämpfung des Feindes aufzurufen.

Fischarts Leben und litterarischer Charakter.

Man weiß nicht viel von den Lebensschicksalen des merkwürdigen Mannes, der mit seinem Geist und seiner Feder alle Erscheinungen seiner Zeit begleitete. Als in Straßburg ein heftiger Streit über die Einführung der Konkordienformel geführt wurde, stand er mit dem ihm befreundeten Sturm auf seiten der calvinisch gesinnten Partei gegenüber den „Allenthalblingerherren“. Damals mögen auch die Schriften sittlich-religiösen Inhalts entstanden sein, das „Philosophisch Ehzuchtbüchlein nebst Plutarchi Lehr von der Kinderzucht“, die „Anmanung zu christlicher Kinderzucht“, sein „Gesangbüchlein von Psalmen, Kirchengesängen und geistlichen Liedern“ nebst Vorrede und das schöne Büchlein „Lob der Laute“, worin er die Macht der Tonkunst für das Gemütsleben preist. Mit einem der thätigsten Buchdrucker Straßburgs, Bernhard Jobin, stand Fischart in naher Verwandtschaft. Daß er die Schweiz und die größeren Städte Süddeutschlands kannte, auch eine Reise nach England gemacht hatte, erfahren wir gelegentlich aus seinen Schriften: sonst verfloß sein kurzes Leben, das nicht viel über vierzig Jahre gedauert hat, von denen etwa zwanzig seiner litterarischen Thätigkeit angehörten, in Stille und Einförmigkeit, aber voll geistiger Regsamkeit und mit offenem Blick für alles, was in der Welt vorging. Es kann als Beweis gelten, welchen

Schiffbruch das nationale Leben durch den Dreißigjährigen Krieg erlitten hat, daß die Schriften Fischarts, deren Zahl sich über fünfzig belief, die von den Zeitgenossen so eifrig gelesen wurden, von deren meisten mehrere Auflagen veranstaltet werden mußten, im siebzehnten Jahrhundert und noch tief ins achtzehnte hinein fast ganz unbekannt waren. Erst die neuere Zeit hat den durch komisches und satirisches Talent und durch schöpferische Sprachbildung so hervorragenden Schriftsteller in seine Rechte und Ehren eingesetzt. Fischart hat mit Hans Sachs die ausgebreitete Kenntnis des älteren Litteraturschatzes gemein, sowohl des deutschen als des antiken; aber während der Nürnberger sich bei dem letzteren an Übersetzungen hielt, schöpfte der rheinländische Humanist unmittelbar aus den Quellen. Dabei war er mit den litterarischen Erzeugnissen des Auslandes bekannt. Sein „Bienenkorb" war eine Bearbeitung des uns bekannten Niederländers Marnix von St. Aldegonde, und sein namhaftestes Werk, die „Geschichtklitterung", sowie die Satire gegen Sternseherei und Wahrsagerei in „Aller Praktik Großmutter" sind seinem älteren Zeitgenossen Rabelais entnommen, mit dem er an Geist, Talent und Geschmack große Ähnlichkeit hat. Auch die derbe Natürlichkeit, die Nacktheit und Obscönität der Ausdrücke, die ja überhaupt der volkstümlichen Litteratur jener Tage anhaften, hat er mit dem Verfasser des Gargantua gemein. Steht er diesem französischen Meister der komischen Satire und Karikatur an Genialität und Erfindungskraft nach, so übertrifft er denselben an Formgewandtheit und geistiger Beweglichkeit. Fischart handhabt mit gleicher Virtuosität die rhythmische Sprache wie den prosaischen Stil: und wenn er sich dort noch an die überlieferte Form der Reimpaare hält, aber durch geschmeidigere und klangreichere Rede und Verse bereits den Übergang zu einer kunstvolleren, regelrichtigeren Erzählungspoesie ankündigt, so ist er dagegen in der prosaischen Darstellung und in schöpferischer Sprachbildung einzig in seiner Art, ein Original von ursprünglicher Naturkraft. In seinen vorwärts eilenden Perioden ohne Ruh und Rast spiegelt sich die pfeilgeschwinde Schnelligkeit der Gedanken, das erste Erfordernis aller Komik und Satire. „Dieser Stil mit seiner wunderbaren Beweglichkeit," sagt Vilmar, „mit seinem eiligen, hastigen, beinahe atemlosen und gleichsam ziellosen Vorwärtsströmen in das Formlose und Ungeheure hinaus, dieser Stil mit seinem Aufeinanderhäufen und Zusammentreiben einer verwirrenden, betäubenden Menge ganz verschiedenartiger Dinge, deren jedes mit einer besonderen Zunge zu uns zu reden und uns anzuschreien scheint — dieser Stil ist ein treffendes, merkwürdiges und unnachahmliches Abbild seines Jahrhunderts mit seiner ziellosen Beweglichkeit, seiner hastigen Unruhe, seinem atemlosen Rennen, seiner Beschäftigung mit tausend verschiedenen Dingen, seiner Disputier- und Streitsucht, seinen tausend einander sich durchkreuzenden und gegenseitig aufhebenden Interessen, Richtungen, Begehren und Wünschen, von denen kein einziges Interesse und Begehren das andre anerkannte, ja nur verstand, nur beachtete." In diesem Redestrom trifft Fischart für jeden Gedanken, für jede Empfindung, für jeden Einfall den richtigen Ausdruck, die volle Bezeichnung, das rechte Wort, die Macht der Komik zugleich noch durch eine Menge Nebengedanken und Anspielungen erhöhend. Bald zieht er die Bausteine und das Material für seine Darstellung aus dem natürlichen Sprachleben des Volks, aus den Gleichnissen, Sprichwörtern, Redensarten, sinnlichen Bezeichnungen, die damals noch in größerer Fülle und Ursprünglichkeit den Ideenaustausch vermittelten, bald aus neuen selbstgeschaffenen Wortbildungen, die aus seiner fruchtbaren üppigen Sprachphantasie hervorquollen. Wir werden in den Ausführungen aus den sonderbaren Büchertiteln Beispiele dieser seltsamen Wortgeschöpfe kennen lernen, wie sie Fischart der deutschen Sprache abzwang. Wie zutreffend übrigens viele dieser Ausgeburten seiner mutwilligen Laune immerhin sein mögen; wie sehr man sich ergötzen mag, wenn der Dichter von einem „haberlachenden

Pferd", von „gemsenkletterigen und dritthimmelverzuckten Materien", von „sternamhimmeligen und sandammeerigen Mißbräuchen", von einem „laubblattrauschenden Schrecken" spricht; wenn er in seinem „Podagrammischen Trostbüchlein" das Podagra als „Pfotenkrampf", als „gliederkrämpfige Fußkitzlerin" bezeichnet, in seinem „Flohatz" 69 Flohnamen von der größten komischen Wirkung aufführt (Pfezsielind, Hochspringer, Schleichinsthal, Springinsröckel, Zupfsifeck, Zwicksie ꝛc.); wenn er in seiner „fantastengreulichen Art ungereimte närrische barbarische Homonyma oder nameinige Wortgleichheiten" bildet: dennoch ist dieser „Sprachdespotismus", wie man Fischarts Manier genannt hat, nicht als ein gesundes Gewächs zu betrachten, sondern als ein durch überwuchernde Phantasie erzeugtes phantastisches Gebilde, als eine Verirrung von dem rechten und soliden Weg, den Luther gezeigt und gebahnt hatte. Im Übermut seiner Einbildungskraft und im Vertrauen auf seinen Witz und seine Gewandtheit überschritt Fischart auf die keckste Weise die natürlichen Grenzen der Sprach- und Wortbildung, und ließ sich zu den verwegensten Schöpfungen in Wort, Satz und Ton, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen, zu den komischsten Verdeutschungen fremder Wörter, zu einem wahren Sprachgewirr verleiten. „Die deutsche Sprache nimmt sich bei Fischart aus wie ein Urwald von unmäßiger Zeugungskraft, der unwegsam gemacht ist durch Schlingpflanzen von wuchernder Üppigkeit und voll sonderbaren Ungeziefers und Gewürms." Bei aller Genialität des phantasievollen Sprachkünstlers ist sie nicht frei von „halsbrechenden Gebilden"; sie findet, wie die damalige Kunst überhaupt, am Manierierten Gefallen und läßt der Willkür und der subjektiven Produktionsthätigkeit allzugroßen Spielraum. „Unter allen zu Gebote stehenden Ausdrücken," sagt Gervinus, „braucht Fischart gern den barockſten, den Volksausdruck, den Solözismus, am liebsten aber alles zugleich; er verschreibt die Worte mit etymologischen Umbildungen nach ihrem Laut, freut sich an jeder ‚Wortstempelei', an komischen Verdeutschungen fremder Wörter und an dadurch eingekeilten Nebenbegriffen, sucht nach Onomatopöien, nach Worten, ‚die von Getön und Hall auszusprechen eine Lust geben'; er kann keine Materie, kein Produkt nennen, ohne uns in eine Flut von örtlichen Beiwörtern zu jagen." Neben den neugebildeten Wortfiguren ist dann noch eine Fülle von Anklängen, Assonanzen, Alliterationen und Reimen über das Ganze ausgegossen. Selbst sein eigner Name „Johann Fischart genannt Menzer", wird zu einem „Versteckspiel" benutzt, und durch eine vielgestaltige bedeutungsvolle, oft nur mühsam zu erratende Pseudonymität verhüllt. — Wie Rabelais, so machte auch Fischart das Volksleben in seiner Mannigfaltigkeit zur Unterlage seiner Komik und Satire. Man hat mit Recht die Zeche der Trunkenen im achten Kapitel des Gargantua gerühmt, worin der Dichter das „Trunken-Gespräch" des Franzosen zu dem Gemälde eines deutschen Trinkgelages mit lustigen Reimen und Liedern, mit derben Späßen, Stachelsprüchen, Witzreden zechender und jubelnder Bürger und Bauern im lauten Durcheinanderreden erweitert hat. Ebenso entnimmt er dem rohen wilden Landsknecht- und Reiterleben der Zeit viele satirische und humoristische Züge, die er an der Hand Rabelaisscher Figuren zu Schilderungen und Charakterzeichnungen von höchster Komik verwertet. Während aber Rabelais in seinen Bildern und Szenen nur Witz und Verstand, nur Ironie und Spott anwendet, tritt bei Fischart in der Darstellung des Ehestands- und Familienlebens neben dem Humor und der Komik auch deutsche Gemütlichkeit und Wohlgefallen an den Freuden und Leiden der Häuslichkeit zu Tage. Der Ehstand ist ihm nicht ein Wehstand, sondern ein Bestand und Beistand; ohne Ehegehilfin, meint er, hat auch der Reichste nichts, das recht sein ist. Noch in höherem Grad als Rabelais kann Fischart als der echte Repräsentant, als das treueste Spiegelbild seines Jahrhunderts gelten. Denn während jener fast ausschließlich die Gegenwart zur Folie seines Humors und seiner Satire macht,

schöpft dieser aus dem reichen Schatz des deutschen Volkslebens älterer und jüngerer Tage. Er ist eine unerschöpfliche Fundgrube für alles, was sich aus dem alten Stammesleben der deutschen Nation in Sitten und Gebräuchen, in Märchen und Sagen, in Sprichwörtern und Redensarten, in Gleichnissen und Anekdoten, in Gesang und Lied, in Festen und Spielen in das sechzehnte Jahrhundert gerettet hatte und zu jener Zeit noch im Volksverkehr und Volksmund vorhanden war. Diese unmittelbare Beziehung auf die Wirklichkeit, diese Realität seiner Gedanken und Empfindungen, seiner Anschauungen und Beobachtungen gibt seinen Schilderungen und Darstellungen das Gepräge der Wahrheit und macht seine Schriften zum getreuen Abbild der Zeiterscheinungen, des Zeitgeistes, der inneren und äußeren Welt. Wie der französische Satiriker richtet auch Fischart seine Pfeile mehr gegen die menschlichen Thorheiten und Verkehrtheiten, gegen die Irrtümer und Vorurteile, gegen lächerliche sittliche Zustände, Eigenheiten und Gebrechen seiner Zeit, als daß er tiefwurzelnde Laster gezüchtigt, das öffentliche Leben in Kirche und Staat gegeißelt hätte, wenn er gleich das letztere keineswegs gänzlich von der Bearbeitung ausschloß. Seine Satire ist heiter und gutartig, und auch in ihrer schneidendsten Schärfe niemals giftig, dagegen sicher und selbstbewußt in ihren Angriffen. Eine Eigenschaft hat Fischart vor dem französischen Meister voraus, er hatte mehr Charakter und Grundsätze, mehr Überzeugungstreue und bürgerliche Ehrenfestigkeit, mehr Herz und Liebe für sein Volk und Vaterland, und während Rabelais mit der Überlegenheit eines Freigeistes den religiösen Streitfragen kalt gegenübersteht, bekennt sich der deutsche Satiriker offen und aufrichtig zum reformierten Glauben und bekämpft und verspottet den Ultramontanismus und Jesuitismus, in denen er die Hauptfeinde der deutschen Nation und der protestantischen Kultur erblickt. In mehreren satirischen Schriften „Nachtrab und Nebelkräh“; „Das vierhörnige Jesuiterhütlein“ u. a. macht er die Gesellschaft Jesu, „die Jesuwider, die Schüler des Ignaz Lugiovoll“, die unter Herzog Wilhelm von Bayern in Ingolstadt ihr bedeutendstes Heer- und Standlager errichtet hatten, zum Gegenstand seines Spottes in aristophanischer Schärfe. Einen Hauptangriffspunkt gegen die Protestanten fanden die Papisten von jeher in den Spaltungen der Konfessionen: in der beißenden Satire „Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit“ schlägt sie nun Fischart mit ihren eignen Waffen, indem er in der gereimten Erklärung eines Holzschnittes voll Laune und reicher Komposition darthut, wie der heilige Franziskus von den Stiftern der verschiedenen Sekten seines Ordens, den Kapuzinern, Minoriten, Observanten u. a., die von seiner Regel abgefallen sind, gemartert und zerrissen wird. Zum Stichblatt seiner satirischen Angriffe wider die Papisten wählt er zwei verrufene Vorkämpfer, den Konvertiten Rabe und den ehemaligen Schneidergesellen Johann Naß (Nasus). Die drei polemischen Hauptschriften gegen die alten und neuen Mönchorden, der Jesuitenhut, S. Dominici und Francisci Leben und der Sekten- und Kuttenstreit, den Fischart am Schluß den „Spatzenkrieg“ nennt, waren diesem Nasus gewidmet oder „zu Liebe gestellt“. Die Religionskriege in Frankreich, den Niederlanden, England begleitete er mit warmer Teilnahme und sprach in feurigen Worten seine Sympathien für die Glaubensgenossen aus (Reveillematin, Armada, spanische Badenfahrt, Bundpäpstler).

Wenn wir aus der Zahl der Fischartschen Schriften, die in den oben angeführten Abhandlungen und Sammelwerken von Vilmar, H. Kurz und Gödeke zusammengestellt sind, die namhaftesten anführen, so geschieht es teils in der Absicht, durch die Titel das oben ausgesprochene Urteil über Fischarts sprachliche Eigentümlichkeit mit Beispielen zu belegen, teils um Inhalt, Tendenz und Charakter näher zu bezeichnen. *Fischarts Hauptschriften.*

1. Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch von der glücklichen und wolfertigen Schiffart einer burgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschriebene Schießen gen *1. Das glückhafte Schiff.*

Straßburg den 21. Junii des 76. Jahres. Samt Nothwendigem Kehrab auf eines neidigen Verunglimpfers schantlichen Schmachspruch von gedachtem Glückschiff. Ein Ehrengedicht in gereimten Versen, worin die Fahrt der Züricher nach dem Straßburger Schützenfest beschrieben ist. Die Züricher hatten sich vermessen, die viertägige Wasserfahrt auf Limmat, Aar und Rhein nach Straßburg in einem Tag zurückzulegen und einen in Zürich gekochten Hirsenbei noch warm zu überbringen, zum Beweis, daß sie ihren Freunden in der Not beistehen könnten. Die Erinnerung an diese Begebenheit, die in Fischarts schöner Beschreibung verherrlicht ist, hat sich in beiden Städten fort und fort erhalten. Es wird darin vor allem mannhafter Mut und „handfeste Arbeitsamkeit" gepriesen, diese überwinde alles. Das nil mortalibus arduum ist der Grundton des Gedichts. Selbst die Sonne blickt mit Neid auf das durch Manneskraft fortgetriebene Schiff und fürchtet, es möchte ihr zuvorkommen. Zürich und Straßburg sind nicht bloß befreundet, sie sind auch stammverwandt, denn: „Turich, ein König der Heldwallen und Balgerhelden, stark vor allen, vor Christi Geburt zwei tausend Jar (von dem auch Trüehr [Trier] gebaut war, und im Heldsaß die Stadt Türacburg, bei den Trüwonern heut genant Strasburg); welche berühmte Türichiner zu Cäsars Zeiten waren kuner als andre im Heldvätterland." Sie werden mit Ehren und Freundschaft empfangen: „Dies sei der Freundschaft Eigenschaft, zur Freud herzhaft, zur not standhaft; demnach von Freud genannt sind die Freund, Gleich wie von Fehde sind die Feind."

2. Geschicht-klitterung. 2. Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vor langen weilen vollenwolbeschreyten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Ninenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais französisch entworfen: Nun aber überschrecklich lustig in einen teutschen Model vergossen und ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt durch Huldrich Elloposkleron (ellops Fisch und skleros hart oder Ellopos-Kleros, Fisch-Art) Reznem (Menzer). — Wir haben im vorigen Band (X, 697 ff.) den Verfasser des Gargantua und Pantagruel eingehend behandelt. Sein Roman, der dort nach Inhalt und Form gezeichnet ist, zog den deutschen Satiriker so an, daß er ihn zur Unterlage und zum Vorbild des Werkes wählte, das am meisten das Gepräge seines Geistes und litterarischen Charakters trägt. Es wurde erwähnt, daß Rabelais auf Grund einer Volkssage seiner Heimat ein satirisches Werk in burlesker Form schuf, in dem sich unter Komik und Karikatur versteckt das Leben der Zeit abspiegelt. Zunächst eine Verspottung der verschrobenen unnatürlichen Helden- und Ritterromane, ist das Buch zugleich ein reiches schillerndes Kaleidoskop aller Zustände, Eigenheiten und Verkehrtheiten jenes gährenden Jahrhunderts in rohem Gehäuse voll derber Volksnatur und plebejischen Volkshumors. Dieses französische Werk hat Fischart in der Weise verwertet, daß er Inhalt und Gang der Erzählung und der Schilderungen zur Folie eigner Ausführungen macht. Er entlehnt den Stoff, erweitert aber die einzelnen Bilder und Szenen, die er dem Sinne nach frei übersetzt, durch Einfügung von Zügen aus deutschem Leben und deutschen Sitten, durch deutsche Namen, Sprichwörter, volkstümliche Redensarten, Lieder und andre Elemente deutschen Volkswitzes und Volkshumors. Gleich dem französischen Vorgänger übergießt darin Fischart nacheinander mit beizender Lauge „die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Prozeßsucht und so fortan, alles in den lebendigsten, wahrsten, wärmsten Gestalten, voll des frischesten, unmittelbarsten Lebens". In der erwähnten „Trunkenzech", die bei Rabelais nicht ganz vier Seiten einnimmt, während sie bei Fischart vierzig Seiten füllt, sind eine Menge deutscher Trinksprüche und Trinklieder eingeschaltet, z. B. „Den liebsten Buhlen den ich han, der liegt beim Wirth im Keller". „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein". „Ach Wein, du schmeckst mir also wohl" u. s. w. Das exzentrische Gebaren, die verworrene Beredsamkeit, der lustige Humor weinseliger Bürger und Bauern sind bei Rabelais und Fischart das Lieblingsfeld, auf dem sich ihre Phantasie

und poetische Malerei herumtummelt, bald dithyrambisch aufjauchzend, bald in bacchantischen Sprüngen sich ergehend, eine Fülle grotesk-komischer Szenen vorführend. Besonders ist die Verdeutschung der Namen für Fischarts Manier bezeichnend. Aus Gargantua wird Gurgellantua, Gurgelstroßa, Gurgelgrossa; aus Gargamelle wird Gurgelmiltsam. Unter dem Hofgesinde befindet sich ein Herr von Brotimsack, ein Fürst von Erquicklingen, ein Graf von der Windmühlen. Der Lehrer Ponokrates heißt Ehrenbrecht Kundlob von Arbeitsteg; der den Kreuzstock so tapfer schwingende Mönch Jean des Entommeures, ein Eisenfresser von unverwüstlichem grobianischen Humor, wird zum Bruder Jan Ohnkapaunt, König Pikrochol erscheint als „Bittergroll“ von Grollenkodevigen, der Gymnastes als „Kampfkeib“ u. s. w. Eine „sprachliche Walpurgisnacht“ nennt ein neuerer Schriftsteller die Geschichtklitterung.

3. Mit der Gründung und Beschreibung des Ordensstaats „zum freien Willen (Thelema)“ schließt Rabelais das erste Buch, den „Gargantua“; die andern Bücher, die vom „Pantagruel“ handeln, hat Fischart nicht übersetzt. Die zwei letzten Kapitel der Geschichtklitterung handeln „Vom Willigmuthigen Stifthaus“. Das „Pantagruelische Prognostiken-Büchlein“ von Rabelais (Magister Alcofribas) ist ebenfalls von Fischart nachgebildet und erweitert worden in der Schrift: „Aller Praktik Großmutter. Ein dickgebrockte, Patagruelische betrugdicke Procdick oder Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht durch den wohlbeschickten Mäußstörer Wynhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt, des Herrn Pantagruel zu Langreuel obersten Löffelreformirer, Erb- und Ertztrenck und Mundphysicus. Jetzund Alles aufs Neue zulieb den Grillengirigen Zeitbetriegern, verstockten, Hirnbedäubten, Maulhenkolischen Naturzwängern, ergentzt und besprentzt. Ein frisch räß, kurzweilig Geläß, als wenn man Haberstroh äß“. Diese Schrift, die in mehreren Auflagen, mit etwas verändertem Titel und mit mancherlei Zusätzen in den späteren erschienen ist, richtet sich gegen den Aberglauben und den Mißbrauch, der damals mit Astrologie, Wahrsagen, Kalenderprophezeiungen, Nativitätstellen u. dgl. getrieben ward. Dieser Krankheit der Zeit geht Fischart zu Leibe, indem er den mit aberwitzigen Voraussetzungen angefüllten Kalendern oder Losbüchern, wie sie in allen Ländern und unter allen Ständen Eingang gefunden hatten, einen andern Kalender entgegenstellt, worin witzig geweissagt wird, was in jeder Jahreszeit, unter jedem Planeten und in allen Himmelsstrichen eintreten wird, bittere Wahrheiten, in satirischer Form vorgetragen. Den Eingang bildet eine geharnischte Vorrede: Die unzähligen Sternamhimmeligen und Sandammeerigen Mißbräuche der Prognostiken, die dem Neuzeitunggelebigen und leichtgläubigen Völklein wie eine Sündfluth „vom Himmel hoch da komm ich her“, zugeführt würden und sich so nöthig gemacht hätten wie die Bibel, „daß man ohne ihr krabisch Ziffermalen keinen Krieg, Heirath, Fried und Bündniß vornehmen dürfe“, hätten ihn zu dem Vorsatz gebracht, den Neuesförschlern „aus seines Herzens Himmelskugel und innerstem Schrein“ die Wahrheit zu verkünden. Gleich den römischen Vogelschauern und Aruspices und den ägyptischen Zauberern wolle nun jeder Luginsland, jeder Meßner und Uhrenmacher, jeder Kälberarzt und Kalendermacher die kommenden Dinge voraussagen. Sie verzuckten sich in den siebenten Himmel auf den Hexenbock, theilten die Monarchien auf Danielisch aus, zankten wie das Himmelsfaß gebunden sei, wie viel Reife es habe, wie der neunte Reif getrieben werde und in 49,000 Jahren herumkomme. Sie knüpften die Heiligkeit der Religion, die Heimlichkeit des Gewissens, die Gotteskraft der Wunder an die Sterne und sprächen, „wer Gott bitte, weil der Mond im Drachenschwanz fährt, dem werde Alles gewährt“. Diesen „Gestirnbulern“ und „Himmelsverkündern“, die durch ihre astrologische Schwindeleien die Menschen zu lächerlichen Thoren und bunten Narren machten, stellt nun Fischart einen Kalender entgegen mit Voraussagungen, die sicherlich zutreffen sollen, mit einer „Praktik“ und Nativität, deren Wahrheit niemand leugnen werde. „Ihr kümmert euch darum, wie die geartet und genaturt sein werden, welche unter Jupiters Signet und Zeichen geboren werden; ich will euch zeigen, wir ihr geartet und genaturt seid, ihr möget unter Jupiters, oder

3. Aller Praktik Großmutter.

Mercurs oder Venus' Zeichen geboren sein: wenn die Narren kein Brod mehr essen, wird das Korn wolfeil werden, vor der Hand aber sind noch die Disteln theuer und werden es bleiben wegen der Esel mit kurzen Ohren. Krebse werdet ihr nicht in der Luft fangen, ihr Windfanger und Luftfischer; denkt lieber daran, was euch das Nächste ist: die Blüthe wird heuer wie alle Jahre der Frucht vorausgehen — welche Frucht wird denn eure Blüthe bringen?" Der Regent des Jahres werde kein anderer sein als Gott der Schöpfer Himmels und der Erden.

4. Der Bienenkorb. 4. Die verbreitetste Schrift Fischarts ist die mit vielen kleineren und größeren Zusätzen versehene Übersetzung des satirischen Buchs in holländischer Prosa „der Byenkorf der H. Roomsche Kerke", von dem uns bekannten Staatsmann und Freund Oraniens, Philipp Marnix von St.-Aldegonde, ein Werk, aus dessen Titel Fischarts Sprachwitz und Sprachbildungsmanier am deutlichsten hervorleuchtet: „Binenkorb des heil. röm. Imenschwarms, seiner Hummelzellen oder Himmelszellen, Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß. Samt Läuterung der h. röm. Kirchen Honigwaben; Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Imenstöcke, und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen des Magisnostrischen Liripipefenchels und des Imenplatts der Plattimen, auch des Meßthaues u. H. Saffts von Wunderbäumen cet. cet. alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt und mit Menzerkletten durchziert. Durch Jesuwalt Pickhart u. s. w." 1580. Außer der Geschichtklitterung kann sich kaum ein andres Werk Fischarts an Heiterkeit der Laune, Lebendigkeit und Leichtigkeit des Stils und der Darstellung wie an treffender Satire mit dem „Bienenkorb" messen. Diesen Vorzügen, sowie der scharfen kirchlich-theologischen Polemik hatte das Buch seine große Verbreitung zu verdanken.

5. Das Jesuitenhütlein. 5. Der Bienenkorb gehört in die Gruppe der religiösen Streitschriften gegen den Ultramontanismus und Jesuitismus, deren wir oben gedacht haben. Die schärfste und bekannteste darunter ist das während des Druckes des Bienenkorbs verfaßte „Jesuiterhütlein" in Versen, das folgenden Titel führt: „Die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten Quartirten, gevierten und viereckechten vielhörnigen Hütleins, samt Ursprungs derselbigen heiligen Quadricornischen Suiterhaupen und Cornutschleppen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meisterstücks u. s. w. Alles durch Jesuwalt Pickhart, den unwürdigen Knecht der Societät der Gläubigen Christi. 1580." Diese satirisch-allegorische Dichtung von dem „mit vierfacher Bosheit gefüllten" Jesuitenhut, gehört zu den schärfsten und derbsten Produkten Fischarts. „Nach Christi Himmelfahrt," so faßt Gervinus den Inhalt zusammen, „als Luzifers Herrschaft zu verfallen anfing, beruft der Höllenfürst seine Gesellen, indem er in ein Kornett stößt, das „vier Ausgänge und Rachen" hat, und berät mit ihnen, was zur Herstellung ihres „Horns und ihrer Stärke" zu thun sei, die ihnen Christus zerbrach. Luzifer hat beschlossen, die Hörner, ohne die sein Reich nicht aufrecht bestehen kann, beizubehalten, aber sie anmutig und trügerisch zu verstecken und sie auf heilige Art zu gestalten. Zuerst also macht er ein einziges Spitzhorn aus Faulheit und einfältigem Schein, mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuscherei genäht, und nennt es Kuttenkappe. Dann den zweihörnigen Bischofshut, der durch Pracht und Hoffart in Versuchung führt. Dann greift er den dreihörnigen, zum Einhorn ausgespitzten Kopfschmuck an, worin er des Judas Säckel und Gerät, Simonie, Pfründendieberei, falsche Donation, Meßkram und Ablaßkasten einnähen läßt. Zuletzt aber spielt Luzifer seine beste Karte aus, indem er das vierhörnige Jesuitenhütlein schafft, die Hauptzier „der vierfachen Bösewichter, die den Schafspelz vorkehren, da sie doch Sau- und Bocksart sind, Suiten und Widder, obgleich sie diese Namen mit dem Namen Jesu verstellen". Es soll dem Dreihorn helfen, wenn seine Macht zu hinken beginnt, denn es ist um ein Arghorn höher geboren. Des Teufels Großmutter und ihre ungestalten Töchter nähen den Hut zurecht. Sie vernähen Abgötterei, Arglist, Ehrgeiz und Ruhmsucht, Scheinheiligkeit in das erste Horn; in die Flügelhörner Sophisterei und viele Syllogismos Cornutos, päpstliche Lügen-

gespinste und Jugendvergiftung; in das hinterste Horn Blutpraktik, Mordstiftung, Unduldsamkeit, Verhetzung und Verräterei. Dann weiht Luzifer den Hut ein und verleiht ihm seine Kraft." Auch bei diesem Gedicht hat Fischart ein französisches Vorbild »La legende et description du Bonnet Carré« vor Augen gehabt, welches Kurz vor seiner Ausgabe des Dichters mitteilt.

c. Kepler und Galilei.

Mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue herrliche Blüte der Wissenschaft, bezeichnet durch eine Reihe der glänzendsten Entdeckungen und der berühmtesten Namen. In Deutschland ist dieses Aufblühen untrennbar verknüpft mit dem Wirken eines Mannes, der seiner wissenschaftlichen Leistungen wegen lange unter den Gelehrten hochgeachtet, durch die Bemühungen patriotischer Männer erst in neuerer Zeit in weiteren Kreisen bekannt, und seitdem durch die Reinheit und Liebenswürdigkeit seines Charakters, durch die Treue seiner Überzeugung, durch den Glanz seiner Entdeckungen zu einer Lieblingsgestalt des deutschen Volks geworden ist: Johannes Kepler.

Johannes Kepler wurde geboren in Weil der Stadt, wo die Eltern in ärmlichen Verhältnissen lebten, die keine große Sorgfalt für die Erziehung des Sohnes gestatteten. Durch die Unterstützung des Herzogs von Württemberg konnte Kepler die Schule zu Leonberg besuchen, wo die ersten Keime seiner wissenschaftlichen Bildung gelegt wurden, die er später auf der Tübinger Universität erweiterte. Seine Studien galten zuerst der Theologie, aber durch den Einfluß des trefflichen Mästlin, der damals in Tübingen Mathematik und Astronomie lehrte, wurde in Kepler die Flamme der Begeisterung für diese Wissenschaft geweckt, der er sein Leben lang treu blieb. Durch Mästlin wurde der junge Kepler in die kopernikanische Lehre eingeführt, an deren Wahrheit fortan kein Zweifel mehr in ihm aufstieg. Im Jahr 1593 folgte Kepler einem Ruf als Professor der Mathematik und Moral nach Graz, wo er anfing sich durch seine wissenschaftlichen Werke bekannt zu machen, die besonders auch die Aufmerksamkeit des damals hochberühmten Tycho Brahe auf den jungen Gelehrten zogen. Lange sollte die Ruhe seines Grazer Aufenthalts indessen nicht dauern. Religionshaß und Verfolgungssucht konnten ihm als eifrigem Protestanten keine bleibende Stätte in katholischen Landen und unter katholischen Herrschern gewähren. Die von dem Erzherzog Ferdinand verhängte harte Maßregel der Austreibung aller Protestanten aus Steiermark traf auch Kepler mit seiner Familie. Dadurch sah er sich veranlaßt, einer Einladung Brahes nach Prag Folge zu leisten. Mit dem Mut eines Märtyrers ging er in die Verbannung. „Am Anfang des Monats August," schreibt er einem Freund in Schwaben, „wurden mehr als tausend Einwohner, und darunter auch ich, auf immer aus Graz verbannt. Brahe lud mich ein, zu ihm nach Prag zu kommen, und ich habe im Sinn, meine Familie nach Linz zu bringen und von dort allein nach Prag zu reisen, um mündlich über die Bedingungen mit ihm zu unterhandeln. Würden sich aber zu viele Schwierigkeiten zeigen, so hole ich die Meinigen in Linz wieder ab und reise zu Euch. Ich will Medizin studieren, vielleicht habt Ihr ein Plätzchen für mich, denn ich bin bei Gott sehr arm geworden. Meine Frau stammt aus einer vermöglichen Familie, aber ihr ganzes Vermögen besteht aus liegenden Gütern, die jetzt völlig wertlos, ja unverkäuflich sind, denn es ist verboten, die innerhalb der uns gesetzten Frist von 45 Tagen unverkauft gebliebenen Güter an Katholiken zu verpachten. Dies ist wohl ein schweres Unglück, aber ich weiß jetzt, wie süß es ist, für den Glauben zu Gottes Ehre mit einem Häuflein Brüder Schaden und Schmach zu erleiden, Haus und Hof, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wenn Märtyrertum und Verlust des Lebens so sich verhalten, daß mit

Johannes Kepler. 1571—1630.

1. Sein Leben.

der Größe des Unglücks auch die Freudigkeit steigt, dann ist es leicht für den Glauben in den Tod zu gehen. Ich werde jedoch nicht ohne Kampf weichen, wenn er auch mit Nachteilen für mich verknüpft ist, mich stützend auf meine frühere Zurückberufung, damit diese mir nicht mehr Schaden als Nutzen bringe. Denn wäre ich vor zwei Jahren nicht wieder zurückgekommen, so hätte die Beschlagnahme der Güter meiner Frau und noch manches andre vermieden werden können. Lebe wohl und bete für uns." — In Prag gestaltete sich Keplers Los nicht so günstig wie er gehofft hatte. Denn obwohl ihm Brahe den Titel eines kaiserlichen Mathematikers verschafft hatte, war er doch nicht viel mehr als ein Gehilfe, einem kalten und hochfahrenden Mann untergeordnet. Auch der bedungene Gehalt wurde höchst unregelmäßig ausgezahlt, so daß Kepler häufig mit bitterster Not zu kämpfen hatte. Aber auf der andern Seite fand er in den trefflichen Instrumenten und den zahlreichen Beobachtungen Brahes, die ihm zur Benutzung zu Gebote standen, Hilfsmittel und Anregung zu seinen großen wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen. Nach Brahes Tod wurde Keplers Stellung in Prag noch schwieriger, bis ihm endlich im Jahr 1613, durch eine Berufung als Professor der Mathematik nach Linz, eine gesicherte Stellung zu teil wurde, deren Frucht eine Reihe seiner bedeutendsten Arbeiten ist. — Ein Beweis nicht nur seines Mutes und seiner freien Anschauungen, sondern auch seiner Herzensgüte und kindlichen Pietät ist die Verteidigung seiner des Hexenwerks angeklagten Mutter. Kepler reiste selbst in die Heimat, um die Verteidigung mit Nachdruck führen zu können, denn ganz allein stand er der Mutter zur Seite. Die ganze Bevölkerung, selbst die Angehörigen, waren, in traurigem Wahn befangen, von der Schuld der alten Frau überzeugt, die Richter und die Geistlichkeit waren aufgebracht und niemand fand sich, der den Mut gehabt hätte, die Verklagte gegen die allgemeine Meinung zu unterstützen. Der Prozeß war bei Keplers Ankunft bereits so weit gediehen, daß Folter und Tod der Mutter in sicherer Aussicht standen. Durch seinen persönlichen Einfluß, durch seine rastlose und unerschrockene Thätigkeit, erreichte Kepler zunächst eine Revision des Prozesses und darauf die völlige Freisprechung. — Oft und viel hatte Kepler den Wunsch, bleibend in seine Heimat zurückzukehren, in der er mit seiner Vergangenheit und seiner Bildung wurzelte. Mehrere Versuche machte er, dort eine bleibende Stätte und eine gesicherte Stellung zu finden. Aber wie ihn in Österreich der Fanatismus der Katholiken verfolgt und vertrieben hatte, so stieß ihn hier der lutherische Glaubenseifer von der Heimat zurück. Weil er sich weigerte, die Verdammung der Calvinisten zu unterschreiben und die Allgegenwart des Leibes Christi bezweifelte, wurde er, der treue Anhänger der Augsburgischen Konfession, von den lutherischen Eiferern zurückgewiesen und ihm jede Anstellung versagt. So mußte er fern von der Heimat sein thatenreiches Leben beschließen. Er starb zu Regensburg im November 1630.

2. Seine Werke und Leistungen. Alle Werke Keplers, vom ersten bis zum letzten, atmen denselben Geist eines reinen Strebens nach der Erkenntnis der Wahrheit; neben hohem poetischen Schwung und phantasievollem Gemüt herrscht ein großartiger Scharfblick, der auch, wo ein klares Erkennen noch nicht möglich ist, mit ahnender Seele auf die Wahrheit hinweist. Es gibt fast keinen Teil der damals gepflegten mathematischen Wissenschaften, mit dessen Geschichte nicht Keplers Name unzertrennlich verknüpft wäre. Jeder neue Gedanke, der auftaucht, jede neue Entdeckung, die gemacht wird, findet bei ihm ihre billige und gerechte Würdigung: er weiß mit feinem Gefühl das Wahre vom Falschen zu trennen, alles was dem endlichen Ziel, der Erkenntnis der Wahrheit, näher bringen konnte, gewissenhaft auszubeuten. Die am Anfang des Jahrhunderts durch den schottischen Baron Neper erfundenen Logarithmen erkannte Kepler alsbald als das einzige Hilfsmittel, die immer mehr sich steigernde Masse der Zahlenrechnungen zu bewältigen,

ein Mittel, ohne welches die Resultate der astronomischen Beobachtung bald zu einem unentwirrbaren Knäuel geworden wären, aus dem sich herauszuwinden eines Menschen Leben nicht hingereicht hätte. Er veranstaltete daher eine neue Ausgabe der Logarithmen mit einer erklärenden Einleitung, wodurch die nützliche Entdeckung bald zum Gemeingut der Gelehrten wurde. Auch die Geometrie hat Kepler Entdeckungen zu verdanken, die seiner Zeit weit vorauseilten. Er entwickelte Anschauungen und Methoden, die als die wahren Vorläufer der erst viel später in die Mathematik eingeführten Infinitesimalrechnung zu betrachten sind und die er für viele Probleme fruchtbar zu machen verstand. — Durch mehrere Ursachen wurde Kepler von den astronomischen Studien auf die Optik hingewiesen, deren Grundgesetze damals noch sehr unvollkommen bekannt waren. Er sah die Notwendigkeit einer gründlichen Untersuchung dieser Fragen ein, zunächst um die astronomischen Beobachtungen von dem störenden Einfluß der atmosphärischen Strahlenbrechung zu befreien, dann auch, um über die Wirkung des neuen mächtigen Hilfsmittels der Astronomie, des Fernrohrs, Klarheit zu verbreiten. Er machte seine Entdeckungen über diese Fragen in zwei Werken kund, in dem „optischen Teil der Astronomie" und in der „Dioptrik". Kepler legte hierin zum erstenmal den Vorgang des Sehens im menschlichen Auge richtig dar. Auch die Theorie des Fernrohrs und die Wirkung der Linsengläser wurde von ihm zuerst auf sichern Grundlagen aufgebaut; denn obwohl es auch ihm noch nicht gelungen war, das genaue Gesetz der Strahlenbrechung aufzufinden, so hatte er doch darüber eine Ansicht aufgestellt, die von der Wahrheit so wenig abweicht, daß eine hinlängliche Erklärung der Wirkung optischer Instrumente daraus gewonnen werden konnte. Gestützt auf diese Untersuchungen, fand Kepler eine neue Einrichtung des Fernrohrs, die er als die für astronomische Beobachtungen zweckmäßigste erkannte; das Keplersche Fernrohr ist heute noch im Gebrauch. Die erste Entdeckung dieses Instruments ist wahrscheinlich einem Zufall zu verdanken. Die Berichte darüber lauten verschieden, aber alle Erzählungen weisen auf die Stadt Middelburg in Holland als den Ort der Erfindung hin. Galilei war der erste, der das Fernrohr für die Sternkunde fruchtbar zu machen versuchte und damit Entdecker wichtiger neuer Thatsachen wurde. Aber ein tieferer Einblick in das Wesen und die Wirkung des neuen Instruments wurde erst durch Keplers Untersuchungen möglich.

Das größte von Keplers unsterblichen Verdiensten ist aber auf dem Gebiet der Astronomie zu suchen. Erst durch seine Entdeckungen erlangte das kopernikanische System seine volle Bedeutung und seine unwiderlegliche Bestätigung. Die Keplerschen Gesetze bezeichnen in der Geschichte der Astronomie einen Wendepunkt, den, wie es scheint, jeder Zweig der Naturwissenschaft durchmachen muß, der aber selten in dem Maß durch einen einzelnen hervorragenden Geist vertreten ist. Denn wenn das letzte Ziel der Naturwissenschaften die Erklärung der Vorgänge der Natur ist, so muß der nächste Schritt zum Ziel der sein, aus den vielverschlungenen Erscheinungen den wahren Thatbestand herauszulesen. Nachdem Kopernikus die Grundlage gefunden hatte, geschah dieser Schritt durch Keplers weitergehende Entdeckungen. Bereits Kopernikus hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Planeten nicht völlig befriedigend erklärt werden könnten durch die Annahme von Kreisbahnen, in deren Mittelpunkt die Sonne steht. Allein noch Kopernikus hielt die kreisförmige Gestalt der Bahnen für eine unumgängliche Forderung und suchte demgemäß die Erklärung des Widerspruchs in dem Satze, die Sonne stehe nicht genau im Mittelpunkt dieser Kreise. Die Beobachtung des Planeten Mars, auf welche Kepler durch Brahes Arbeiten geführt wurde, zeigte jedoch, daß auch diese Annahme zur Erklärung nicht ausreichte, und durch eine Reihe scharfsinniger Schlüsse und tiefe Unter-

suchungen erkannte endlich Kepler die wahre Gestalt der Bahn dieses Planeten, welche die einer Ellipse ist. Das zweite Keplersche Gesetz enthält die Regel, nach welcher die verschiedenen Teile der elliptischen Bahn mit verschiedener Geschwindigkeit durchlaufen werden. Die Ausdehnung dieser Gesetze auf die Bahnen der übrigen Planeten gelang vollständig, und so war der wahre Sachverhalt aufgeklärt. Diese Entdeckungen sind in mehreren großen astronomischen Werken niedergelegt. Das dritte Keplersche Gesetz, welches sich auf die Umlaufszeiten der verschiedenen Planeten bezieht, ist in einem Werk voll scharfsinniger Gedanken enthalten, in der „Weltharmonie". — Auch die beobachtende und rechnende Astronomie verdankt diesem Mann ein Werk von unschätzbarem Wert, die Rudolfinischen Tafeln, die er im Jahr 1627 zu Linz herausgab. In diesen Tafeln, welche ihren Namen zu Ehren des Kaisers Rudolf tragen, ist der reiche Schatz von Beobachtungen, den Brahe hinterlassen hatte, zusammengestellt und verarbeitet, ein Werk, welches Zeugnis ablegt von dem eisernen Fleiß und der ausdauernden Arbeitskraft des Verfassers.

Großartig und wahrhaft bewunderungswürdig sind die Anschauungen, die Kepler über die physikalische Natur des Weltalls hatte. Mit prophetischem Geist spricht er Gedanken aus, welche die Forschungen einer viel späteren Zeit zur wissenschaftlichen Wahrheit erhoben haben. Newtons große Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft ist bei Kepler bereits eine Überzeugung, wenn ihm auch noch die Mittel fehlten, das Gesetz der Wirkung dieser Kraft zu erkennen, und seine Ansicht durch strenge Beweise zu stützen. Aber richtig erblickte er in dieser Kraft die wahre Ursache der Bewegung der Himmelskörper. Die Sonne ist ihm nicht der tote Mittelpunkt aller Bewegung, sondern er erkennt in ihr die wirkende Ursache derselben. „Die Schwere," heißt es in einer seiner Schriften, „ist nur ein gegenseitiger Antrieb unter ähnlichen Körpern, sich mit einander zu vereinigen. Die schweren Körper streben nicht nach dem Mittelpunkt der Welt, sondern nach dem des runden Körpers, dessen Teile sie sind, und wenn die Erde nicht rund wäre, würden die Körper nicht senkrecht gegen ihre Oberfläche fallen. Wenn der Mond und die Erde nicht in ihrer gegenseitigen Entfernung zurückgehalten würden, so würden sie aufeinander fallen, der Mond würde etwa $\frac{1}{54}$ des Wegs durchlaufen und die Erde den Rest, wenn man beide als gleich dicht voraussetzt." Auch die Anziehung des Mondes auf die Gewässer als die Ursache von Ebbe und Flut hat Kepler richtig erkannt und klar ausgesprochen. Es sind das Beweise von einer Anschauung, die seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Neben diesem Geist einer strengen und ernsten Wissenschaftlichkeit geht durch Keplers Werke ein Zug von Phantasie und poetischem Gemüt. Er liebt es, im Geiste Platos und der Pythagoreer die Ergebnisse der ernsten Forschung in Verbindung zu setzen mit den phantastischen Gebilden über die Harmonie der Zahlen- und Raumverhältnisse, und wenn ihn diese Neigung auch bisweilen zu Aussprüchen verleitet, die mit der objektiven Wahrheit nicht vereinbar sind, so gibt sie doch einen neuen Beweis seiner Schöpfungskraft und des hohen Schwungs seiner Seele. Diese Züge einer schwärmerischen Einbildungskraft treten besonders hervor in den Werken „Über das Geheimnis des Weltbaus", die „Weltharmonie" und „Keplers Traum". Mehrfach fand Kepler Veranlassung in seinen Berufsgeschäften mit den astrologischen Wahngebilden sich zu befassen. Als Professor der Mathematik in Graz lag ihm die Pflicht ob, den Kalender zu machen, und dieser mußte nach dem Gebrauch der Zeit mit allerlei astrologischen Wahrsagungen über Witterungsverhältnisse, über Krieg und Frieden ausgestattet sein. Kepler entledigte sich dieser Pflicht mit Feinheit; er hatte die Regeln der Astrologie sorgfältig studiert, so daß er seine Prophezeiungen in die verlangte Form kleiden konnte, und da er seine Urteile abgab mit genauer Berücksichtigung aller

Nebenumstände und geleitet durch seinen Scharfblick, so hatte er in seinen Vorhersagungen Glück. Er gelangte zu großem Ansehen als Astrolog und viele der hervorragendsten Männer Österreichs ließen sich von ihm die Nativität stellen. Sehen wir ihn doch noch gegen das Ende seines Lebens in den Diensten des der Astrologie sehr ergebenen Wallenstein. Aber wiewohl er sich die größte Mühe gab, auch dieser Pflicht nach Kräften zu genügen, so gesteht Kepler doch mit offenem Freimut die Unzuverlässigkeit seiner Vorhersagungen ein, und aus mehreren Stellen seiner Briefe geht hervor, wie aufgeklärt er selbst über diesen herrschenden Aberglauben seiner Zeitgenossen dachte. „Wahrlich in aller meiner Wissenschaft von der Astrologie," schreibt er, „weiß ich nit so viel Gewißheit, daß ich eine einige Spezial-Sach mit Sicherheit dürfte vorsagen." Noch schlagender ist folgende Stelle: „Lieber Gott, wo wollt die hochvernünftige Astronomie bleiben, wenn sie ihre närrische Tochter Astrologie nit hätte. Sind doch der Mathematikorum Salaria so gering, daß die Mutter gewiß Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe." Wie hoch Kepler über dem Aberglauben seiner Zeit erhaben war, davon legt das schönste Zeugnis ab seine Handlungsweise in dem Prozeß seiner Mutter.

Während Kepler in Deutschland die Astronomie durch seine großen Entdeckungen bereicherte, wandelte in Italien ein nicht minder hervorragender Mann dieselben Bahnen unter noch mehr Ungunst der Verhältnisse, in stetem Kampf mit der Beschränktheit der Philosophen der alten Schule, mit dem religiösen Fanatismus der römischen Kurie, Galileo Galilei. — Galilei ward geboren zu Pisa 1564, aus einem angesehenen florentinischen Geschlecht. Sein Vater, Vincenzo Galilei, der selbst in den mathematischen Wissenschaften bewandert war, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu teil werden. Schon frühe war die Neigung Galileis für die mathematische Disziplin entschieden, und besonders zeichnete ihn aus eine feine Beobachtungsgabe, die ihn mit richtigem Scharfblick an den verwickelten Erscheinungen das Gesetzmäßige und Gleichartige erkennen ließ. Man sieht heute noch im Dom zu Pisa die eherne Lampe, deren Schwingungen den jungen Beobachter zuerst auf die Gesetze des Pendels geführt haben sollen. Seit dem Jahr 1584 bekleidete Galilei ein Lehramt in seiner Vaterstadt, aber bereits hier hatte er unter der Engherzigkeit der Fachgenossen zu leiden. Als er durch ein Experiment die Unhaltbarkeit der Aristotelischen Ansichten über die Fallbewegung vor aller Augen dargethan hatte, erregte er den Unwillen der Anhänger des Alten, die ihn nicht durch Gründe widerlegen konnten, in dem Maß, daß er Pisa verlassen mußte. Er begab sich nach Padua, wo er seine Wissenschaft vortrug, bis sein Ruhm und seine glänzenden Entdeckungen den Großherzog von Toscana bewogen, ihn mit einer Besoldung von 1000 Skudi nach Pisa zurückzuberufen (1610). Von nun an beginnt erst die Zeit seiner größten und berühmtesten Leistungen. Durch das Gerücht hatte er Kunde erhalten von der in Holland gemachten Entdeckung des Fernrohrs. Ohne nähere Kenntnis der Einrichtung desselben konstruierte er sich selbst ein solches Instrument und untersuchte, mit dem neuen Hilfsmittel ausgestattet, den Himmel. Das Ergebnis seiner Forschung war ein glänzendes und verbreitete seinen Ruhm weithin über Europa. Natürlich mußte ein Mann von der Freiheit des Geistes, ausgestattet mit dem feinen Sinn für das Wahre, wie Galilei, ein eifriger Anhänger der kopernikanischen Lehre über das Weltsystem sein, um so mehr, da seine eignen Entdeckungen auf Schritt und Tritt die experimentellen Belege für die Richtigkeit jener Sätze an den Tag brachten. So bekannte er sich denn auch in Wort und Schrift offen zu der Lehre des Kopernikus und gewann ihr selbst unter der Geistlichkeit manchen Anhänger. Zu diesen zählte jener Benediktiner Castelli, an welchen Galilei am 21. Dezember 1613 einen Brief über das Verhältnis seiner Lehre zur Heil. Schrift richtete, welcher in vielen

Galilei. 1564—1642. Sein Leben.

Abschriften verbreitet wurde und die Träger der kirchlichen Gewalt in der Überzeugung bestärkte, daß Galileis Neuerung gefährlich sei und an den Grundfesten des mühsam aufgeführten Gebäudes der kirchlich sanktionierten Wissenschaft rüttelte. Der Schlag, der gegen Galilei geführt werden sollte, mußte zunächst die Schrift des Kopernikus selbst treffen. Diese wurde verurteilt, und angeordnet, daß in den neuen Ausgaben die Stellen, welche die Lehre von der Bewegung der Erde als positive Behauptung enthalten, geändert werden sollten. Die Lehre von der Bewegung der Erde um die
23. Febr. 1616. Sonne wurde als ketzerisch verdammt, die von der Achsendrehung der Erde, mit wenig Folgerichtigkeit, nur als irrtümlich und gefährlich bezeichnet. Auch Galilei entging nicht dem geistlichen Gericht. Als er 1615 nach Rom kam, fand er schon die Inquisition mit Untersuchung seiner Schriften beschäftigt. Indessen begnügte man sich, ihm obigen Beschluß der Indexkongregation durch den Kardinal Bellarmin mitzuteilen, was er in frommer Nachgiebigkeit über sich ergehen ließ. Auch hat er sich seither immer nur in hypothetischer Form über die Weltanschauung des Kopernikus geäußert, ganz so wie auch die 1620 veröffentlichten Korrekturen der Werke des letzteren thaten. Unter anderm verfaßte Galilei 1629 auch eine Schrift in Gesprächsform, worin drei Personen redend auftreten, von denen die eine das kopernikanische, die zweite das ptolemäische System verteidigt, die dritte beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anschein nach unentschieden bleibt, in Wirklichkeit aber die kopernikanische Lehre als die richtige erscheint. Dafür behauptete freilich die Einleitung, das Werk wolle die Richtigkeit des ptolemäischen Systems gegenüber dem von der heiligen Kongregation des Index mit Fug und Recht verworfenen System des Kopernikus darthun. Aber jetzt brachte man ein wahrscheinlich gefälschtes Protokoll über das erste Verhör vor, um zu beweisen, daß er am 26. Februar 1616 in Bellarmins Beisein ein förmliches Versprechen gegeben habe, überhaupt in keinerlei Form mehr auf das verwerfliche System zurückzukommen. Zugleich wußte man den Papst Urban VIII. zu überzeugen, unter dem Simplicio, dem Verteidiger des Ptolemäus, sei er selbst verspottet, da er vor seiner Papstwahl gesprächsweise mit dem ihm damals befreundeten Galilei ähnliche Gründe gegen die Erdbewegung vorgebracht hatte. Deshalb von der Inquisition nach Rom geladen (1632), und auf Grund des angeblichen Protokolls des Wortbruchs beschuldigt, mußte Galilei, nachdem er am 21. Juni 1632 mit der Folter bedroht worden war, am folgenden Tage in der Kirche Maria sopra Minerva knieend seine Ansicht über die Bewegung der Erde als irrig und schriftwidrig abschwören, „während diese mit ihm und seinen Richtern im Fluge dahin rollte“. Entrüstet über den geistigen Zwang soll er leise die Worte gesprochen haben: E pur si muove (und doch bewegt sie sich), wozu ihm damals freilich weder der Mut noch die Stimmung zu Gebote gestanden haben. Stets bedroht, in wirkliche Haft genommen zu werden, blieb er bis zu seinem Ende unter dem Druck der Inquisition, die ihn auf einem Landhaus in der Nähe von Florenz unter beständiger Überwachung hielt. Dort hat er im Jahr 1642 seine Laufbahn beschlossen.

Seine Entdeckungen. Die glänzenden Entdeckungen, die Galilei mit Hilfe des Fernrohrs am Himmel machte, sind es, die seinen Namen am meisten unter den Zeitgenossen verherrlichten. Und in der That gaben seine Beobachtungen mit dem durch das Fernrohr geschärften Blick eine große Zahl neuer und unerwarteter Aufschlüsse über die Natur der Himmelskörper, von denen fast jeder eine Bestätigung der kopernikanischen Lehre über das Weltsystem war. Die Flecken in der beleuchteten Mondscheibe, die Unregelmäßigkeiten am Rand des halb beleuchteten Mondes, gaben sich sofort als Unebenheiten der Oberfläche dieses Himmelskörpers zu erkennen, die schon Galilei mit den Gebirgen der Erde verglich. Die Beobachtung der Sonne führte den italienischen Gelehrten zur Entdeckung

der Sonnenflecken, mit deren Hilfe die Achsendrehung der Sonne festgestellt werden konnte. An der Venus erkannte er die schon von Kopernikus als notwendig angekündigte Erscheinung der Phasen wie beim Monde. Besondere Sorgfalt verwandte Galilei auf die weitere Verfolgung seiner Entdeckung der Trabanten des Jupiter, deren Lauf er jahrelang beobachtete, um das Gesetz ihrer Bahnen festzustellen. Er gedachte diese Entdeckung für die Wissenschaft nützlich zu machen, indem er dieselbe zur Bestimmung der geographischen Länge anwenden wollte. Er wurde zur Durchführung dieses Gedankens von der holländischen Regierung aufgemuntert, allein der Tod vereitelte das Unternehmen. — Eine Erscheinung, die Galilei nicht richtig zu deuten vermochte, zeigte der Planet Saturn. Dieses Gestirn erschien durch die noch nicht hinlänglich geschärften Instrumente aus drei miteinander verbundenen Teilen bestehend. Die seltsame Erscheinung blieb unaufgeklärt, bis Huygens darin einen den Planeten frei umschwebenden Ring erkannte. — Endlich wurden durch Galileis Entdeckungen auch die Kenntnisse über die Fixsternwelt bereichert. Die Milchstraße erschien als eine Anhäufung unzähliger Fixsterne, die dem bloßen Auge nur als ein matter Lichtschimmer sich zeigt. Ebenso löften sich viele der Nebelflecken in eine große Anzahl kleiner, den bloßen Augen unkenntlicher Fixsterne auf. Wie glänzend aber auch diese Entdeckungen Galileis sind, wie sehr durch dieselben die Einsicht in die Natur des Weltalls erhöht wurde, kaum geringer, wenn auch weniger leuchtend, sind die Verdienste, die sich der Forscher um die Mechanik erworben hat. Diese wurde durch seine Arbeiten erst zur Wissenschaft erhoben. Hier galt es, eingerosteten Vorurteilen kraftvoll entgegenzutreten, durch die Verbindung der sorgsamsten Naturbeobachtung mit mathematischen Schlußfolgerungen neue Gedanken zu erfassen und durchzuführen. — In der wissenschaftlichen Mechanik hatte die Anhänglichkeit an des Aristoteles Worte besonders schädlich gewirkt, besonders beigetragen die Begriffe zu verdunkeln und zu verwirren. Die richtigen Sätze des alten Archimedes waren das einzige sichere Fundament, auf welches man bauen konnte, und erst durch den schon erwähnten Guido Ubaldi und den holländischen Mathematiker Stevin wurde an die Untersuchungen des Archimedes wieder angeknüpft und dieselben in einigen Punkten erweitert. Über die Erscheinungen der Bewegung fand Galilei noch die unrichtigsten und verworrensten Begriffe vor, und kaum hatte jemand vor ihm daran gedacht, mathematische Betrachtungen auf solche Erscheinungen anzuwenden. — Durch seine Untersuchungen über die Bewegung fallender und geworfener Körper, über die Schwingung des Pendels, über den Fall auf der schiefen Ebene, schuf Galilei die ersten sicheren Grundlagen einer Wissenschaft der Bewegung, die späterhin den Ausgangspunkt bilden mußte für jede theoretische Naturbetrachtung. Hier zeigt sich besonders die Größe von Galileis schöpferischem Geist; hier war etwas wesentlich Neues zu schaffen, und schwerlich wären ohne solche gediegene Vorarbeiten die glänzenden Entdeckungen eines Newton möglich gewesen.

Was der Meister unvollendet ließ, wurde von einigen seiner Schüler weiter geführt, und es zeigte sich bald die Fruchtbarkeit von Galileis Ideen. — Einer der Schüler, Castelli, wandte Galileis Untersuchungen mit Erfolg auf die Bewegung des Wassers an, veranlaßt durch einen Auftrag des Papstes Urban VIII., der die Wissenschaft seines Untergebenen zur Regulierung des Laufes der Ströme nutzbar zu machen gedachte. Nicht minder hervorragend ist ein andrer jüngerer Schüler Galileis, Toricelli, dessen Name berühmt ist durch die Entdeckung des Gewichts der Luft, wodurch die alte Idee des horror vacui (Abscheu vor dem Leeren) der Natur beseitigt wurde.

Castelli. 1577—1644.

Toricelli. 1618—1647.

d. Deutsche Kunst.

1. Bildnerei.

Selbständigkeit der niederländisch-deutschen Kunst.

Wie der Humanismus zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften seinen Weg von Italien auch nach Deutschland gefunden, aber hier nicht solche Siege und Triumphe gefeiert hat, als in den romanischen Ländern, so hat auch das italienische Kunstleben der Renaissance zwar erhebend und anregend auf Deutschland eingewirkt, aber nicht die Herrschaft zu erlangen, nicht die nationale ursprüngliche Triebkraft zu ersticken oder in andre Bahnen zu lenken vermocht. In der Architektur führte die Gotik, die in Italien nie feste Wurzeln schlagen konnte, auch noch in das sechzehnte Jahrhundert hinein neben dem neuen Baustil ihr Dasein fort; ebenso hat auch die Plastik und die Malerei ihr eigentümliches nationales Gepräge stets bewahrt, dasselbe aber an den fremden Mustern vervollkommnet. Wie in den Niederlanden, von wo die deutsche Kunst ihre Impulse und Vorbilder empfangen, stets eine freiere dem Realismus zugewandte Richtung in Geltung erhalten blieb und die konventionellen Formen des Herkommens durchbrochen hat, so auch in Deutschland. Besonders tritt dies in der Holzschnitzerei und Steinskulptur zu Tage, derjenigen Gattung der Plastik, die in Deutschland am meisten gepflegt und ausgebildet ward. Wir haben in dieser Beziehung schon in einem früheren Band (IX, 384) auf die Holzschnitzaltäre, hingewiesen, welche vielfach einen Realismus der Darstellung, eine so reiche Szenerie, gehoben durch eine kunstvolle Gliederung und Abstufung darbieten, daß der figurenreiche Schrein einem Gemälde gleich kommt, selbst mit landschaftlichem Hintergrund, mit perspektivischer Anordnung und mit Farbenschmuck. Am reichsten war der deutsche Süden, insonderheit Schwaben und Franken an solcher Holz- und Steinbildnerei; doch wird auch die lebensvolle Darstellung der Passion an dem prachtvollen Altar der Domkirche in Schleswig von Hans Brüggemann und manches schöne Werk in Westfalen, in Sachsen, in Pommern u. a. O. mit Recht bewundert. Die berühmtesten plastischen Künstler sowohl in der Holzbildnerei und Steinskulptur als im Erzguß, lebten in Nürnberg, das im Reformationsjahrhundert fast mit Florenz verglichen werden konnte. Hierhin übersiedelte Veit Stoß aus seiner Vaterstadt Krakau; ihn und Adam Krafft samt ihren bedeutenderen Zeitgenossen haben wir bereits kennen gelernt. Aber nicht bloß in Nürnberg, auch in andern Städten des südlichen und westlichen Deutschlands findet sich in und an Kirchen eine Menge von Schnitzwerken und Steinreliefs; in Ulm, Stuttgart, Würzburg, Bamberg, Straßburg, Wien und so vielen andern Städten erblickt man plastische Werke von Stein, Kanzelverzierungen, Portale, Heiligengruppen, Grabmonumente u. a., die der italienischen Renaissance würdig an die Seite treten, Werke von kräftigem Realismus in Gestaltung und Ausdruck, und dabei nicht ohne Innerlichkeit und Anmut. Dagegen konnte in der Erzeugung von Bronzewerken keine andre Stadt mit Nürnberg sich messen. Diesen Ruhm verdankte die ostfränkische Reichsstadt vor allem der Kunstschule, die von Hermann Vischer begründet, von seinem Sohn, dem hochbegabten Peter Vischer zur höchsten Blüte geführt, und, von dessen Söhnen in der ererbten Tradition erhalten, die Plastik auf eine Stufe der Kunstfertigkeit erhob, daß sie den andern Gebieten des Nürnberger Geisteslebens jener Zeit, der Dichtkunst, der Malerei, der Wissenschaft stolz und würdig an die Seite trat. Das vielbewunderte bronzene Taufbecken in gotischer Gesamtform mit zierlichen Ornamenten und kräftigen Apostelfiguren, das der Vater Hermann Vischer für die Stadtkirche zu Wittenberg lange vor Luthers Auftreten verfertigte, wurde durch die Werke des Sohnes, in denen Würde und Adel der Konzeption mit technischer Fertigkeit und schöner anmutvoller Darstellung vereinigt erscheinen, weit übertroffen. Nachdem Peter Vischer den derben Realismus,

Plastik. — Peter Vischer. † 1529.

der sich in den Werken seiner ersten Periode, in den Grabmonumenten der Kathedralkirchen zu Magdeburg, Breslau, Bamberg noch kund gibt, überwunden und abgestreift hatte, schuf er mit Beihilfe seiner fünf Söhne das großartige Kunstwerk, das über dem Sarkophag des Sebaldus in der diesem Heiligen geweihten Kirche zu Nürnberg in imponierender Majestät sich erhebt, mit der gotischen Gesamtform einen reichen plastischen Schmuck in den Einzeldarstellungen und eine fruchtbare Einbildungskraft in einer Menge allegorischer Geschöpfe und Fabelwesen vereinigend. In dem Sebaldusgrab hat der Meister „den tiefsinnigen Gedankencyklus und den Idealismus des Mittelalters einerseits mit dem Streben seiner Zeit nach lebenswahrer Charakteristik, anderseits mit der Anmut antiker Formen und Ideen zu einem Ganzen von entzückender Harmonie verschmolzen". Mehr und mehr eignete sich Peter Vischer in seinen späteren Werken, z. B. in dem schönen Relief des Regensburger Domes, Christus die trauernden Schwestern des Lazarus tröstend, und der Krönung Mariä in Erfurt, die antikisierende Richtung der italienischen Renaissance an, ohne jedoch das Eigentümliche und Charakteristische, die Naivität und lebensvolle Frische der heimischen Kunst aufzugeben. Manches edle Denkmal der Kunstthätigkeit der Familie Vischer hat sich da und dort in deutschen Kirchen erhalten, in Berlin, Meiningen, Aschaffenburg und anderwärts, Erzeugnisse einer plastischen Kunstvollendung, wie sie nur noch in Italien zu finden war. Daß jedoch diese plastische Kunst auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht erloschen war, beweist das großartige Grabmonument des Kaisers Maximilian mit seinen herrlichen Marmorreliefs und seinen zahlreichen Bronzestatuen in der Hofkirche zu Innsbruck, von Alexander Colin aus Mecheln begonnen, von einigen deutschen Künstlern fortgeführt, sowie die Grabmäler sächsischer Fürsten im Chor des Domes zu Freiberg, sechs vergoldete Erzstatuen von lebendiger individueller Fassung.

2. Malerei.

Mehr noch als die Bildnerei bewahrte die nordische Malerei einen freien selbständigen Charakter, ein nationales Gepräge, wenn auch mit der Zeit einzelne Strahlen der italienischen Renaissance in die heimischen Überlieferungen eindrangen. Wir haben die künstlerische Bedeutung der van Eyckschen Schule früher kennen gelernt (XI, 385). Es war natürlich, daß Meister von solcher Schöpferkraft auf ihre Landsleute und auf die verwandten Nachbarstämme einen bestimmenden Einfluß erlangen, eine gesetzgeberische Autorität üben mußten. Und so sehen wir denn auch zunächst in den Niederlanden, dann in den angrenzenden rheinischen Städten sich ein Kunststreben entwickeln, das zu den schönsten Resultaten führte, und nur darum hinter den italienischen Leistungen zurückblieb, weil der vorherrschende gotische Baustil der Malerei im Norden zu wenig Wandfläche übrig ließ. Daher richtete sich der Sinn vorzugsweise auf das Natur- und Kleinleben, auf das schon in der Litteratur hingewiesen war. Nicht so weit wie in den Niederlanden ging man in Deutschland in bezug auf realistische Schilderung der Einzelheiten, aber man legte doch auch hier mehr Nachdruck auf das Individuelle, auf die Innigkeit des Ausdrucks in den Köpfen, auf das Seelenvolle und Gemütvolle, als auf körperliche Wohlgestalt, auf Schönheit und Harmonie des Ganzen. Aus diesen und andern mehr äußerlichen Gründen vermochte die deutsche Kunst nicht die ideale Höhe und Vollendung der italienischen zu erreichen; dafür hat sie aber das Einzelleben mit naturtreuer Kraft und Wahrhaftigkeit und in überraschender Mannigfaltigkeit zum Ausdruck gebracht; und wie die gleichzeitige Volkslitteratur sich mit Vorliebe der humoristischen und ironischen Auffassung des Daseins zuwandte, so auch die Malerei mit ihren dienenden Gehilfen, dem Holzschnitt und Kupferstich.

Deutsche Malerei.

In den „Totentänzen“ verstieg sich dieser volkstümliche Humor zu einer ergreifenden Darstellung des Menschenlebens im dramatischen Szenenspiel. Nachdem solche Vorstellungen die Phantasie des Volks mehr als ein Jahrhundert beschäftigt hatten, gab ihnen Holbein in einer Reihe von Holzschnitten das schönste und abschließende Gepräge.

Am Niederrhein. Die Einwirkung der niederländischen Kunstthätigkeit, wie sie durch Hubert van Eyck und Rogier zur Entfaltung kam, machte sich zuerst am Niederrhein, in Köln bemerkbar. In der „Lyversbergischen Passion“ stellte ein unbekannter Meister, den man früher irrig „Israel von Meckenen“ genannt hat, die Leidensgeschichte des Heilands in acht Tafeln dar, welche in Kraft, in Farbenglut und in scharfer Charakteristik der Personen die westlichen Vorbilder erkennen lassen. Bald entstand eine „Kölnische Schule“, welche mit Abstreifung des alten typischen Idealismus, wie er in Meister Stephan Lochner, dem Schöpfer des „Dombildes“ noch vorherrschte, die neue realistische Kunstform im Geiste der niederländischen Meister ausbildete, als eigne Errungenschaft bewahrte und weithin am Niederrhein und in Westfalen zur Geltung brachte. Am Oberrhein und in Schwaben. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir die niederländische Kunstrichtung auch am Oberrhein und in Schwaben herrschend, zum Teil noch durch einzelne Züge des alten Idealismus gemildert und zu seelenvoller Innigkeit verklärt. Wir haben früher (IX, 386) diese Entwickelung herabgeführt bis auf Martin Schön oder Schongauer, der in Kolmar als Maler und Kupferstecher die Kunst verwertete, die er in der Schule zu Brügge sich angeeignet; aber die 1473 entstandene „Madonna im Rosenhag“ ist das einzige heute noch beglaubigte Werk seiner Hand. Zeitblom. † nach 1517. Bei seinem Zeitgenossen Bartholomäus Zeitblom von Ulm, einem der hervorragendsten Meister der schwäbischen Schule, hat sich noch mehr der ideale Sinn der älteren Kunst in Lauterkeit erhalten. Dabei sind seine Bilder ausgezeichnet durch freie Gestaltung und lebhafte Farben. Das Schweißtuch der Veronika, von zwei Engeln getragen, im Berliner Museum, ist ein Werk von Zeitblom, und der prächtige Hochaltar von Blaubeuren ist unter seinem Einfluß und vielleicht auch unter seiner Mitwirkung entstanden. Von seinem Zeitgenossen Martin Schaffner, aus der Ulmer Schule, besitzt die Münchener Pinakothek ein treffliches Werk auf vier Tafeln aus der Lebensgeschichte Jesu.

Augsburg. Mehr noch als Ulm war das reiche Augsburg der Mittelpunkt und die Werkstätte schwäbischer Kunst. Auch Schongauer stammte aus dieser stolzen und strebsamen Reichsstadt. Wie in Nürnberg die Bildnerei sich an den Namen Vischer knüpft, so in Augsburg die deutsche Malerei in ihrer niederländischen und heimatlichen Prägung wie in ihrer Verklärung durch den Einfluß der italienischen Renaissance an den Namen Holbein. Zwar ist es ein alter Irrtum, daß schon der Großvater um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Malerkunst obgelegen; Michael Holbein (Holbain) trieb das Gewerbe eines Lederers; aber seine zwei Söhne, Hans Holbein, der ältere genannt, und Siegmund, waren namhafte Maler, und der Sohn des ersteren, Hans Holbein der jüngere, hat den Ruhm des Namens über die ganze Welt verbreitet. Neben ihnen Hans Burkmair. 1472–1531. war Hans Burkmair, der Maler, Zeichner und Holzschneider, der gefeiertste Name in der alten Hauptstadt Schwabens. Mit Burkmair, von dem die Zeichnungen zum „Triumphzug Kaiser Maximilians“ und zu dessen „Weißkunig“ herrühren und mit Hans Holbein der ältere. † 1524. Schongauer stand der ältere Holbein in nahen Beziehungen. Wenn in den früheren Bildern des Augsburger Künstlers, in den Darstellungen aus dem Leben der Maria und des Heilandes, die er als Altarblätter für verschiedene Kirchen und Klöster in Augsburg, Frankfurt u. a. O. gemalt hat, der flandrisch-deutsche Charakter entschieden vorherrscht, und insonderheit in den Bildniszeichnungen der „Augsburger Skizzen-

bücher" die klare Auffassung des wirklichen Lebens, der Individualitäten und persönlichen Eigentümlichkeiten in überraschender Weise zu Tage tritt, so läßt sich in den Gemälden seiner späteren Zeit, worunter der Altar des Heiligen Sebastian, jetzt in der Münchener Pinakothek, die erste Stelle einnimmt, eine Rückwirkung der italienischen Renaissance, die aus Venedig nach der befreundeten deutschen Stadt drang, und in Burkmair einen begeisterten Verehrer hatte, nicht verkennen. Zerrüttete Vermögensverhältnisse nötigten den begabten strebsamen Künstler in seinem Alter Augsburg zu verlassen. Er führte seitdem ein wechselvolles Wanderleben und starb in Armut, während sein Bruder Siegmund, von dessen künstlerischer Thätigkeit man nichts Sicheres weiß, es in Bern zu geordneten bürgerlichen Verhältnissen, ja zu einigem Wohlstand brachte.— Wie der Vater so haben auch die Söhne, Ambrosius und **Hans Holbein der jüngere**, ihre Geburtsstadt Augsburg verlassen. Die sich bietende Gelegenheit Zeichnungen für den Holzschnitt entwerfen zu können, war Ursache, daß sie sich in Basel ansiedelten. Besonders für Hans, den jüngeren und begabteren unter ihnen, war der Aufenthalt in Basel, wo er an dem litterarischen und wissenschaftlichen Treiben um Erasmus teilnahm, sehr förderlich. Wurde er hier in die humoristische und satirische Volksdichtung eingeweiht, so machte er sich in Luzern, wo er gleichfalls einige Zeit verbrachte, mit der Renaissance-Malerei bekannt, wie sie Mantegna, Lionardo und Luini ausgebildet. Wie fruchtbar beide Elemente für die Kunstrichtung Holbeins geworden sind, erkennt man aus seinen Randzeichnungen zum „Lob der Narrheit" und aus seinen Entwürfen zu Glasmalereien und Holzschnittwerken, sowie aus seinen ersten größeren Bildern, dem Abendmahl, den Passionsgemälden in Basel mit dem ergreifenden Schmerzens- und Totenbild Christi, den Malereien auf den Orgelthüren des Basler Münsters. An der Reformation in der Rheinstadt nahm Holbein den regsten Anteil. Wenn er in Holzschnitten den Ablaßhandel verspottete, so zeigte er in Zeichnungen und Illustrationen zu Luthers Bibel, daß er auch die ernste, heiligende Seite dieser Bewegung erfaßt hat. In Basel vollendete Holbein auch die „**Todesbilder**" in einer Reihe von Holzschnittbildern nach den Vorstellungen der Volksphantasie und der Tradition. In diesen phantastisch-humoristischen Bildern wird mit schauerlicher Lust dargestellt, wie der Tod, eine Entsetzen erregende Knochengestalt, alle Geschlechter und Alter der Menschen anfällt. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich fast alle Künstlergeister in Deutschland mit solchen Todesphantasien, welche die Nichtigkeit alles Irdischen in ergreifenden Zügen vor Augen führten, und stellten sie in Holzschnitten und Kupferstichen, in Zeichnungen und Tafelbildern dar, hier und da mit satirischen Anspielungen auf Personen und Zustände der Zeit. Auch Albrecht Dürer hat solche Szenen zu Motiven von Stichen gewählt, und der in die Reformationsbewegung von Bern tief verflochtene Dichter und Maler **Nikolaus Manuel** (X, 917) hatte um das Jahr 1522 in den Kirchhofshallen des Predigerklosters zu Bern einen Totentanz mit Beziehungen auf die kirchlichen Vorgänge aufgeführt, der jedoch nur in Nachbildungen sich erhalten hat. Vor allem berühmt aber war in Holbeins Zeit ein großes Wandgemälde auf der Kirchhofsmauer des Predigerklosters, „der Baseler Totentanz" genannt. Nach der Überlieferung sollte es in Erinnerung an die Pest während des Konzils entstanden sein. So hatten sich bereits Xylographie, Wandmalerei und Dichtkunst der Totendarstellungen bemächtigt, als Hans Holbein den Gegenstand aufgriff und in einer Reihe von Holzschnitten in so großartiger und genialer Weise behandelte, daß damit die symbolische Darstellung der Nichtigkeit alles Irdischen „mitten im Leben" ihren Abschluß erhielt. Es sind über 40 Blätter, die zuerst in Lyon bekannt gemacht, bald über die ganze Welt verbreitet wurden. „Hatten Dürer, Hans Baldung, Burkmair nur einzelne Szenen gegeben,

Hans Holbein der jüngere. 1497—1543 (nicht 1554).

Totentänze.

so gibt Holbein ein vollständiges Drama, das sich zu den Totentänzen der Vorgänger verhält, wie eine Shakespearesche Tragödie zu den geistlichen Schauspielen des Mittelalters." In die letzte Zeit des Baseler Aufenthalts fällt Holbeins berühmtes Bild, die Meyersche Madonna, das in zwei Exemplaren, in Dresden und in Darmstadt (wohl das echte), vorhanden ist, so wie das bekannte Porträt von Erasmus, der seinem humanistischen Freund Thomas Morus den berühmten Maler empfahl, als derselbe im Jahr 1526 nach London übersiedelte. Dort fand Holbein am Hofe und in den vornehmen Gesellschaften hohe Gönner und glänzende Aufträge. Zahlreiche Bildnisse von König Heinrich VIII., von der königlichen Familie, von seinem Gönner Thomas Morus, in dessen Haus er sich viel aufhielt, von Erzbischof Warham u. a. m., geben Zeugnis von der großen Thätigkeit des Malers, von seiner klaren, sicheren Auffassung des wirklichen Lebens und von seiner selbständigen naturwahren Darstellung und Färbung. Und wenn auch bei weitem nicht alle Porträte, die ihm in England zugeschrieben werden, von ihm herrühren, so sind doch sowohl die ausgeführten Bilder als die in der Windsorsammlung erhaltenen Handzeichnungen treffliche Beweisstücke für die Gewandtheit und Kunstfertigkeit des Malers. Die Jahre 1528—1530 verbrachte Holbein wieder in Basel; aus dieser Zeit sind die charaktervollen Zeichnungen Rehabeam und Samuel und Saul für die Rathaus-Malereien. Aber die stürmischen Vorgänge, die bald nachher in jener Stadt eintraten und die Entfernung des Erasmus zur Folge hatten (X, 410), bewogen Holbein, nach England zurückzukehren. Auch während dieses zweiten Aufenthalts in London wurden dem Künstler viele ehrenvolle Aufträge zu teil. Unter den zahlreichen Porträten, die sich in England, Paris und anderwärts finden, ist das des Goldschmieds Morett in der Dresdener Galerie in Deutschland am bekanntesten. Zu den Festen und Triumphzügen des prachtliebenden Königs machte er gewöhnlich die allegorischen Zeichnungen. Im Stahlhof der Hansa führte er ein Werk aus, darstellend die Triumphzüge des Glücks und der Armut, das einen mit den „Todesbildern" verwandten Gedankenkreis behandelt; beide Bilder müssen von hoher Schönheit und freier Vollendung gewesen sein; aber nur eine Skizze zu dem ersten hat sich erhalten. Als Hofmaler in den königlichen Dienst getreten, erhielt Holbein den Auftrag, das Bildnis der Anna von Kleve zu malen (X, 599), das für die Hof- und Reichsgeschichte so verhängnisvoll werden sollte. Im Jahr 1543 herrschte in London eine Pest; diese hat, nach den neuesten Forschungen, auch den deutschen Maler dahingerafft.

Nürnberg und Franken.

Wenn die schwäbische Malerei, wie sie sich bei Hans Holbein dem jüngeren in ihrer Vollendung zeigt, den niederländischen Realismus an den großen idealeren Formen der italienischen Renaissance milderte und veredelte, so hielt dagegen die fränkische Schule, die in Nürnberg ihre eigentliche Werkstätte und ihre hervorragendsten Meister hatte, mehr bei der ursprünglichen Weise, der Darstellung einer lebensvollen Wirklichkeit und Naturtreue fest. Schon der überwiegende Einfluß der Plastik in Holz, Stein und Erz, welche, wie wir gesehen haben, in Nürnberg zu einem hohen Grad von Kunstfertigkeit gelangt und selbst in das Gebiet der Malerei übergestreift war, mag dahin geführt haben, daß die fränkische Malerschule auf „scharfe Formbezeichnung und energische Modellierung" selbst bis zur kopienartigen Übertragung der wirklichen Natur und Menschenwelt, stets mehr Wert legte, als auf die Schönheit der Formen und des Kolorits, auf das Hereinziehen der idealen Gebilde des Geistes und der Phantasie in das Erdenleben. Sogar das Phantastische und Häßliche fand, wie in der gleichzeitigen Volksdichtung, Eingang in die Welt der künstlerischen Gestaltungen. Bei keinem Meister trifft dieses Urteil mehr zu als bei dem uns schon bekannten Michael Wohlgemuth, der Holzschnitzerei und Tafelmalerei vereinigend an der Spitze einer zahl-

reichen Schüler- und Gesellenschar eine Menge von Altarstücken mit handwerklicher Fertigkeit ausgeführt hat. Als Hauptwerke dieses rheinischen und niederländischen Vorbildern folgenden Meisters gelten der Altarschrein in der Frauenkirche zu Zwickau, mit Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu und der Peringsdörffer Altar in Nürnberg mit Heiligen. Aus seiner Schule ging der hochbegabte Mann hervor, den die Kunstgeschichte in der Regel als den ersten Meister, als den echten Repräsentanten der deutschen Malerei aufstellt: Albrecht Dürer. Der Sohn eines kinderreichen Bürgers Albrecht Dürer.
und Goldschmieds in Nürnberg, war er frühe auf sich selbst angewiesen und die Sorge 1471—1528.
um das tägliche Brot hat ihn nie verlassen. Beruht auch die Sage von seiner dauernden Armut auf Mißverständnissen, wie auch die landläufige Klage über seine geizige und zänkische Frau nur auf einem galligen, die ganze Welt verdammenden Brief des alten Pirkheimer zurückgeht, so waren doch immerhin die häuslichen und persönlichen Verhältnisse eines deutschen Künstlers ärmlich und kleinlich im Vergleich zu den Italienern oder zu einem Rubens! Und doch steht Dürer, sowohl was Anlage und natürliche Begabung, als Vielseitigkeit der Kenntnisse, Fertigkeit im Zeichnen und künstlerische Gewandtheit betrifft, keinem Maler der Welt nach. Mit einer klaren und sicheren Beobachtung des Naturlebens, mit einer Fülle von Gedanken und Phantasiegebilden und mit einer richtigen Kenntnis des menschlichen Organismus verbindet er eine hohe Meisterschaft technischer Ausbildung und Zeichnung. Er gebrauchte jedes Material mit der wunderbarsten Sicherheit und Leichtigkeit der Hand, von der breitesten und flüchtigen Behandlung mit der Kohle oder der Kreide bis zur zartesten Ausführung mit der Pinselspitze oder mit der Feder. Er malte in Fresko, in Öl, in Gouache, in Aquarell, er stach mit seltenster Meisterschaft in Kupfer, er ätzte in Kupfer, wie in Zinn und in Eisen, er schnitt in Holz, er führte kleine Skulpturen in Kalkschiefer aus. An Erfindungsgabe, an Kenntnissen, an vielseitigster Technik mögen ihm nur wenige gleichkommen. Trotz dieses großen Maßes trefflicher Eigenschaften und künstlerischer Vorzüge ist auch Dürer nicht zu der idealen Schönheit, zu der Vollendung in Form und Farbe der italienischen Kunst emporgestiegen. Wohl hat er das sonnige Land jenseits der Alpen kennen gelernt und sich zweimal auf längere Zeit an dem reichen
Leben Venedigs ergötzt, aber seine scharfe deutsche Natur wurde von dem fremden Bil- 1494. 1506.
dungselement wenig berührt; auch Antwerpen, Gent und Brüssel hat er besucht und 1520.
manche Erfahrung, aber wenig Geld heimgebracht. Die übrige Lebenszeit verbrachte er in seiner Vaterstadt, unablässig mit Kunstarbeiten aller Art beschäftigt, wie die große Menge von Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen beweist, die sich von ihm erhalten hat. Selbst wissenschaftliche Arbeiten, Anweisungen über Geometrie, Befestigungswesen und die Verhältnisse des menschlichen Körpers sind von ihm vorhanden, Zeugnisse seiner umfassenden Bildung und ausgebreiteten Studien. Und diese erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete sich bei ihm meist aus eignem Antrieb, ohne erhebliche Förderung von außen. „Man möchte den herrlichen Künstler einem Baum vergleichen, welcher, wenn schon einem unwirtbaren Boden entsprossen, und mehr von Kälte und Sturm gequält, als von Sonne und Regen erquickt, die ihm inwohnende Tugend nicht verleugnend, zwar eine harte Rinde bekommt und manche Knorren und Höcker ansetzt, aber mit gewaltiger Triebkraft emporstrebend, dennoch eine volle und reiche Krone entfaltet.“ Es ist übrigens begreiflich genug, wenn die Herbigkeit und Eckigkeit des wirklichen Lebens auch in seinen Schöpfungen sich kenntlich machte, wenn neben der tiefen und gewaltigen Gedanken- und Gefühlswelt, die sein kühner Geist und seine geschickte Hand ins Dasein riefen, auch manches Schroffe, Phantastische und Abstoßende einherging. Er schöpfte eben den Stoff aus seiner Umgebung und suchte nicht nach Vorbildern voll Würde und Schönheit, sondern überwiegend

nach scharf markierten, charakteristischen Köpfen, die häufiger ins Derbe, als ins Edle und Anmutige übergehen. Und dennoch hat sich die Tiefe und Macht des deutschen Gemüts bei keinem andern so herrlich kund gegeben als bei Dürer. Schon in den Holzschnitten zu der „Offenbarung Johannis", nach seines Vaters und seinem eignen Bildnis dem ältesten Werk des Künstlers, tritt die großartige Konzeption, aber auch die Richtung zur Übertreibung und Formlosigkeit zu Tage. In den meisten religiösen Darstellungen Dürers erkennt man, wie bei den Niederländern, den Einfluß der Reformation. Die altkirchlichen Vorstellungen werden durch eine mehr realistische Auffassung zurückgedrängt, das Göttliche wird der Zeitlichkeit und dem Menschlichen näher gerückt. Zu den schönsten Bildern religiösen und kirchlichen Inhalts rechnet man das für die deutsche Kaufmannschaft in Venedig gemalte „Rosenkranzfest" (jetzt in Prag), „Die Anbetung der Könige" in den Uffizien zu Florenz, das „Martyrium der zehntausend Christen" unter Sapor in Persien, die (leider nur noch in einer Kopie erhaltene) „Krönung der Maria" auf dem Hellerschen Altar und die „Heilige Dreieinigkeit", auch genannt „Das Allerheiligenbild" in Wien. Diesen Hauptgemälden des deutschen Künstlers, den man entweder allein oder mit seinem Freund Pirkheimer gewöhnlich im Hintergrund erblickt, stellen sich würdig zur Seite: „Die große und die kleine Passion Christi" und das „Leben der Maria", drei Reihenfolgen in Holz geschnittener Bilder von großer Vortrefflichkeit mit echt deutscher landschaftlicher Staffage, und die „Vier Apostel" (jetzt in München), in scharf individualisierter Charakteristik, so daß man sie als die „Vier Temperamente" bezeichnet hat. Neben den größeren Bildern hat Dürer auch viele Porträte gemalt, darunter seinen Lehrer Wohlgemuth, den Kaiser Maximilian, und das meisterhaft vollendete Bildnis des Hieronymus Holzschuher. — In der großen Zahl von Zeichnungen und Stichen, „in denen der Meister seine reiche Phantasie oft mit hinreißender poetischer Gewalt und einer wunderbaren Tiefe des Gemüts ergossen hat", finden sich die verschiedenartigsten Gegenstände auf die mannigfaltigste Weise behandelt. Während die Schnitzwerke aus dem Cyklus der Marien- und Christuslegenden und der Heiligengeschichten die Züge des Menschenlebens und der Häuslichkeit in deutscher Gemütlichkeit und Frömmigkeit an sich tragen, ausgefüllt mit phantasiereichem Beiwerk und landschaftlichen Ausstattungen, bringen andre, wie die „Melancholie", eine in tiefes Sinnen über die Rätsel des Lebens versunkene geflügelte Frau, wie „Der heil. Hieronymus im Gehäus" und der „Heil. Eustachius" Schilderungen der Einsamkeit und des idyllischen Waldlebens in reizender Mannigfaltigkeit; andre, wie der große Triumphzug des Kaisers Maximilian vom Jahr 1518, allegorische Darstellungen in architektonischer Einrahmung; noch andre, wie das bekannte Bild: „Den tapfern, frommen Rittersmann ficht weder Tod noch Teufel an", und die „Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian", sinnig-poetische Spiele der mit Humor gepaarten Phantasie. Dürers Kupferstiche und Holzschnitte verbreiteten sich über alle Länder Europas und gaben dem ganzen Kunstleben Anregung und

Nürnberger Schule. Impulse. Zunächst geschah dies in Deutschland und vor allem in seiner fränkischen Heimat, wo nicht nur mehrere Kupferstecher und Bildnismaler, unter dem Gesamtnamen „Die kleinen Meister" bekannt, die Kunstweise Dürers fortsetzten, sondern auch Zeichner und Maler aller Art bemüht waren, die Nürnberger Schule noch lange bei dem alten Ruhm zu erhalten. Unter ihnen steht Hans Wagner, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Hans von Kulmbach genannt, an Reinheit des Naturgefühls wie an Geschmack und Wärme des Kolorits dem Meister am nächsten, wie sein Hauptwerk, die thronende Maria mit Engeln auf einem Altarbild im Chor der Sebalduskirche und mehrere Porträte darthun. Hans Schäuffelin hat sich durch mehrere Altarbilder, besonders in Nördlingen als einen fleißigen und geschickten Jünger der fränkischen

Kunstschule bewährt, und von **Albrecht Altdorfer** wird mit Recht das große Schlachtbild, der Sieg Alexanders des Großen über Darius in der Pinakothek zu München bewundert. **Matthias Grünewald**, einer der talentvollsten Schüler Dürers, hat im Auftrag des Kurfürsten Albrecht von Mainz mehrere bedeutende Bilder gemalt.

Bald entsandte die fränkische Kunstschule Jünger nach dem nördlichen Deutschland, insbesondere Sachsen, wo ein gebildetes Fürstenhaus von jeher den künstlerischen Bestrebungen großes Interesse zugewendet hat. Die drei Kurfürsten, welche die Reformation Luthers so eifrig gefördert, Friedrich der Weise, sein Bruder Johann und dessen Sohn Johann Friedrich, sind uns bekannt genug. Bei allen dreien war ein in Grünewalds Werkstatt gebildeter Künstler, der von seinem Geburtsort Cranach, jetzt Kronach den Namen **Lukas Cranach** führt, als Hofmaler angestellt. Zugleich war derselbe längere Zeit Bürgermeister von Wittenberg. Gleichfalls ist schon erwähnt worden, daß Kaiser Karl V. dem deutschen Maler wohlgesinnt war, obwohl derselbe mit ganzer Seele an den reformatorischen Bestrebungen seiner Freunde Luther und Melanchthon teilnahm; auch wissen wir, daß Lukas Cranach dem Kurfürsten, den die Mühlberger Schlacht in die Gewalt der Habsburger gebracht, in der Gefangenschaft Gesellschaft leistete und ihn bei der Rückkehr in das Vaterland begleitete (X, 797), ein frohes Ereignis, das der Maler nur ein Jahr überleben sollte. Lukas Cranach besaß weder die Phantasie und künstlerische Genialität Holbeins, noch die mächtige Kompositionsgabe und die erhabenen Anschauungen Dürers, dagegen wohnt seinen Bildern ein Zug deutscher Gemütlichkeit und Treuherzigkeit, eine Anmut und Naivität bei, die zu allen Zeiten eine reizende Gewalt auf die Beschauer geübt und dem Maler die Gunst und das Wohlgefallen des deutschen Volks verschafft haben. Bei einem Mann von so entschieden reformatorischer Gesinnung wird man nicht erwarten, daß er bei seinen Gemälden aus dem religiösen Gebiet sich an die kirchliche Tradition gehalten habe; sind doch auf dem Altarblatt in der Stadtkirche zu Wittenberg, das Abendmahl darstellend, die Reformatoren Luther, Melanchthon und Bugenhagen angebracht, predigend, taufend und Beichte hörend, und in seinem berühmtesten, nach des Meisters Tod von seinem Sohn vollendeten Bild, dem Altargemälde zu Weimar, stehen Luther und der Maler selbst neben dem gekreuzigten Heiland, aus dessen Seitenwunde ein Blutstrahl auf Cranach strömt, andeutend die Schriftstelle, „daß er uns von allen Sünden reinige“. Bei Lukas hat der niederländische Realismus auf deutschem Boden seinen Höhepunkt erreicht: seine Madonnen und heiligen Familien versetzten den Beschauer in ein deutsches, sächsisches Hauswesen, unter anmutige holdselige Frauen und liebliche lächelnde Kindergestalten. Basis und Gipfel seiner Kunst war die vollkommenste Nachahmung der Natur, die getreue Schilderung des wirklichen Lebens. Unter den zahlreichen Bildern aus dem christlichen Glaubensbekenntnisse werden am meisten gerühmt: ein Altarbild in der Domkirche zu Meißen, eine Kreuzigung und Darstellungen aus der Geschichte des heiligen Kreuzes enthaltend, die „Ehebrecherin vor Christus“, und „Jesus, der die Kindlein zu sich kommen läßt“. Am ausgezeichnetsten war Cranach in der Porträtmalerei, wo er den individuellen Charakter der Personen mit Talent auffaßt und in scharfer Ausprägung darzustellen verstand. Dahin darf man auch die nackten weiblichen Figuren rechnen, in denen er seine Kenntnisse des menschlichen Körperbaues und seine Geschicklichkeit und Übung in der Behandlung des Kolorits zeigen konnte; so aus dem biblischen Kreis Adam und Eva, Judith u. a., aus dem mythologischen und geschichtlichen, Venus, Lucrezia. Die Zahl der Bilder, die aus Cranachs Werkstätte hervorgingen, war sehr groß, denn kein andrer Meister hat seine Kunst so sehr als Gewerbe und als Mittel des Erwerbs behandelt als er.

Sachsen-Thüringen.

Lukas Cranach. 1472–1553.

„Sein Berufsleben," sagt Förster, „war das eines Fabrikanten oder Handwerkers, der jederzeit Bestellungen von Schildereien, Wappen und Roßdecken, Stubenmalerei, Anstreicherei, so gut wie Heiligenbilder und Bildnisse schockweise annahm und bei der Ausführung die fleißige und geschickte Hand selbst mit anlegte." Die Raschheit, womit er in Verbindung mit einer Schar von Gehilfen, Schülern und Gesellen alle Bestellungen ausführte, hat ihm den Namen des „schnellsten Malers" eingetragen. Auch als „malenden Hans Sachs" hat man ihn bezeichnet, hauptsächlich wegen der humoristischen Darstellungen, welche an die damalige witzige und ironische Volkslitteratur erinnern. Dahin gehören: „Ritter" Simson bei der „Prinzessin" Delila; „Prinz Paris und Herr Merkurius" mit drei Damen in leichtester Bekleidung; der Kavalier Herkules bei den lykischen Schönen; der „Jugendbrunnen" und andre „Buhlschaften". In Kupferstichen und Holzschnitten hat Lukas Cranach häufig satirische Beziehungen auf Zeitereignisse angebracht.

e. Die Tonkunst im Renaissance- und Reformationszeitalter*).

In der Musik wurden die Gedanken und Bestrebungen der Renaissance ein volles Jahrhundert später sichtbar, als in den übrigen Künsten. Während die bildnerische Thätigkeit sich zu den Idealen des Altertums zurückwandte, hatte die Musik sich völlig in die Ausbildung der Formen und Künsteleien der Harmonie eingesponnen und beurkundete sich dadurch wesentlich als eine moderne Kunst. Der Mittelpunkt dieser Bestrebungen wurde Rom, derjenige Ort, welcher für das Emporkommen der Harmonie am wenigsten gethan, ja ihm lange Zeit erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hatte, und es beteiligten sich hieran, abwechselnd und in bemerkenswerter Stufenfolge, alle diejenigen abendländischen Völker, deren musikalische Produktionskraft nicht durch die Hervorbringung einfacher nationaler Gesänge erschöpft war.

Engländer. Den Engländern war es zuerst gelungen, eine gesanglich frei gebildete Melodie mit ungezwungener Harmonie zu bekleiden, sie eröffnen daher den Reigen der musikalischen Harmoniker des Mittelalters. Ihr Haupt in dieser frühen Zeit war John Dunstable, welcher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte; ihre bedeutendsten Männer der alten Schule sind Tallis und Bird in der zweiten Hälfte und am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Niederländer. Fast gleichzeitig begegnet man eifrigen musikalisch-harmonischen Versuchen in Nordfrankreich, den Niederlanden und den Rheingegenden. Unter diesen errangen die Niederländer den Preis und beherrschten das ganze fünfzehnte Jahrhundert nebst einem großen Teil des sechzehnten, welcher Abschnitt daher in der Musikgeschichte kurzweg das Zeitalter der Niederländer genannt zu werden pflegt. Bezeichnend für sie ist die vollkommenste Ausbildung aller harmonischen Künste des Kontrapunkts auf dem Grunde der diatonischen Leiter, und zwar in einer Vollendung, daß auch die größten Meister der Folgezeit in dieser Hinsicht nichts zu verbessern fanden. Die Kehrseite ihrer Tugend bestand aber in einem wahren Luxus der Künstelei, welcher die gesungenen Worte oft völlig bedeutungslos erscheinen ließ, und namentlich in der Vernachlässigung der freien Melodie. Die Niederländer waren ausschließlich Harmoniker, d. h. Setzer mehrstimmiger Gesänge, so sehr, daß sie die Themata ihrer Kompositionen meistens be-

*) Von Dr. Fr. Chrysander als Fortsetzung zu Bd. X, S. 203—217.

kannten geistlichen oder weltlichen Liedern entlehnten; und ihr Verfahren ist bezeichnend für die ganze Epoche. Unter der großen Zahl namhafter Meister ragen hervor als die drei größten: Josquin, Willaert und Orlando Lasso. Josquin des Prés (1450—1521) war älterer Zeitgenosse und Liebling Luthers: von ihm rühmte dieser: „Josquin ist der Noten Meister, die haben's müssen machen wie er wollt, die andern Sangmeister müssen's machen wie es die Noten haben wollen", und seine Motetten, die Luther mit Begeisterung sang, nannte er „fein fröhlich, willig, milde und lieblich, nicht gezwungen noch genötigt, und nicht an die Regel stracks und schnurlich gebunden, sondern frei wie des Finken Gesang". Werke von ihm und den hervorragendsten Niederländern sind zahlreich erhalten, denn zu seiner Zeit (1502) erfand Ottavio Petruccio den Musikdruck mit beweglichen Metalltypen und überlieferte uns dadurch die Meisterwerke seiner Tage. Hadrian Willaert (1490—1563), ein bedeutend jüngerer Mann, war in den letzten sechsunddreißig Jahren Kapellmeister an St. Markus in Venedig und wurde Gründer und Haupt der venetianischen Tonschule. Er führte die achtstimmigen Doppelchöre ein, eine Erneuerung der altchristlichen Antiphonien in einem volleren musikalischen Gewand, und wirkte auf die Ausbildung des weltlichen Kunstgesanges, des sogenannten Madrigals, welches in den Kreisen seiner Schule zuerst gepflegt wurde. Seine Spuren blieben daher in der Kunst länger sichtbar, als die des umherschweifenden Josquin, welcher nach einigen Jahrzehnten durch zwei größere Meister überholt war. Der eine derselben war Roland de Lattre, Orlandus Lassus oder Orlando di Lasso genannt (1520—1595), der andre dessen Zeitgenosse Palestrina. Orlando Lasso war ein vielseitig hochbegabter Mensch und erlangte als Künstler bei seinen Lebzeiten den größten Ruhm. Schon früh that er sich hervor als Sänger wie als Komponist, und nachdem er Europa durchwandert hatte, auch Kapellmeister in Rom geworden war, folgte er 1557 einem Ruf nach München, wo er eine Kapelle von sechzig Sängern (unter ihnen auch ein halbes Dutzend Kastraten, die ersten von denen wir Nachricht haben) und dreißig Instrumentisten besaß, die zahlreichste und glänzendste, welche damals vorhanden war. Hier wirkte er bis an sein Ende, geliebt von seinem Hof und hochgeehrt wie ein Fürst der Tonkunst; auch wurden seine Hauptwerke (516 zwei- bis zwölfstimmige Motetten, d. h. mehrstimmige Kirchenchöre) mit Unterstützung des Hofes von seinen Söhnen als Magnum opus musicum 1604 in München herausgegeben. Orlando war äußerst fruchtbar, gewandt in allen Weisen der damaligen Komposition, feurig, lebhaft und tief im Ausdruck, mit glücklichem melodischen Sinn begabt. Seine Hauptstärke aber liegt in der kunstvoll dichten und wirksamen Verflechtung mehrerer Stimmen, und wer ihn im vollen Glanz der Kunst sehen will, der muß namentlich seine sechsstimmigen Motetten betrachten. Ganz Deutschland und Frankreich hörten auf das, was Orlando that, doch ist eine eigentliche Schule von ihm nicht ausgegangen; die namhaftesten deutschen Musiker bildeten sich vielmehr in Venedig unter seinem älteren Landsmann Willaert und dessen Schülern, den beiden Gabrieli, während das übrige Italien unter der Herrschaft Palestrinas stand. Lassus war als der größte der Niederländer gleichsam der Abschluß einer nationalen Musikrichtung, welche besonders noch dadurch merkwürdig ist, daß sie trotz der großen Anzahl der Künstler und der erstaunlichen Fruchtbarkeit ihrer Produktion für die engere Heimat fast ohne Einfluß blieb. In den Niederlanden findet sich von ihnen kaum etwas andres, als hin und wieder eine Geburts- oder Lebensnachricht; ihre Kompositionen muß man im Ausland suchen, namentlich in Rom. Die Musik wurde von jenem Volk als ein Exportgeschäft behandelt, als ein vorzügliches Mittel im Ausland Ehre und Geld zu erwerben. Die Folge hiervon ist gewesen, daß die Produktion seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschöpft ist und kein nationaler

Musikschatz der höheren Tonkunst sich hier gebildet hat. Die Niederländer sind daher trotz ihres musikgeschichtlichen Reichtums ein seit 1600 musikalisch verarmtes Volk zu nennen; doch wirkte der alte Geist noch so stark nach, daß dieses Volk bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die eifrigsten Musikverleger lieferte, vor deren Druck und Nachdruck kein Notenkünstler sicher war.

Als Josquin in seinem Glanze stand, war die Herrschaft der Niederländer in ganz Europa unbestritten; in Willaerts Tagen hatten ihnen in Rom die Spanier den Rang abgelaufen; und mit Lasso zugleich blühte Palestrina, das Haupt einer gleichsam Spanier. neu erstehenden Nation, der Italiener. Die **Spanier** lieferten um 1540 die besten Sänger für die päpstliche Kapelle und andre musikliebende Höfe; auch eine große Zahl von Komponisten aus dieser Zeit bis ins folgende Jahrhundert, unter denen um 1540 **Cristofano Morales** aus Sevilla hervorragt, beweist, wie tief die neue Kunstmusik unter diesem Volk Wurzel geschlagen hatte. Indes gilt von Spanien so ziemlich dasselbe, was von den damals politisch mit ihm verbundenen Niederlanden gesagt ist. Auch die Spanier sind in der Produktion auf dieser ersten Stufe der musikalischen Kunst stehen geblieben; und während sie auf dieser an sich eine geringere Bedeutung einnehmen, als die Niederländer, haben sie es ihnen darin zuvorgethan, daß sie bei dem Festhalten an dem katholischen Glauben auch die alte Weise und harmonische Kunst der Kirchenmusik bis auf die Gegenwart sich bewahrten.

Italiener. Den **Italienern** war es beschieden, das Höchste zu erringen in einer Kunst, die ihnen in den ersten Stufen ihrer Ausbildung wenig zusagte und am wenigsten verdankte. Die Italiener galten überhaupt, verglichen mit Engländern, Niederländern und Spaniern, als unmusikalisch, noch um 1540, wo Palestrina bereits vorhanden war. Aber Rom als Mittelpunkt der christlichen Kultur wurde auch das Zentrum der kirchlichen Musik, welches seit der Rückkehr des päpstlichen Hofes aus Avignon (VIII, 209 ff.) die besten Kräfte aus allen Ländern an sich zog. Denn hier war ein fester Kern, eine fast tausend Jahre alte Institution, um welche sich alles sammelte, von Sixtinische Kapelle. welcher aus es sich neu bilden konnte, der päpstliche Sängerchor, die sogenannte **Sixtinische Kapelle**. In die Zeiten Gregors des Großen zurückreichend, hat sich dieses Kollegium in allen Wirren des Mittelalters fast unversehrt erhalten und neuen Verhältnissen entsprechend weiter ausgebildet. Anfangs der Bewahrer des reinen schönen einstimmigen Gesanges und der Neumen-Tonschrift, und hierin der Lehrer des Abendlandes, leistete das päpstliche Sängerkollegium dem Eindringen der jenseits der Alpen entstandenen Harmonie bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hartnäckigen Widerstand; aber einmal zugelassen, erreichte diese selbe Kunst der Harmonie in der Sixtinischen Kapelle bald ihre höchste Vollendung — zuerst durch Ausländer, später im entscheidenden Augenblick durch das musikalisch neu erstehende Italien. Es war der Palestrina. große **Palestrina**, welcher fast allein die Wendung hervorbrachte, und diese günstige Doppelstellung in der Geschichte der Musik hat wesentlich dazu beigetragen, den Glanz seines Namens zu erhöhen.

Der Familienname dieses Mannes war **Sante**; derselbe ist aber in dem Luxus der sonstigen Bezeichnungen ganz verloren gegangen. Er heißt jetzt allgemein Palestrina oder Praenestinus nach seinem Geburtsort; auf den Titeln seiner Werke nennt er sich Joannes Petrus Aloysius oder Giovanni Pierluigi da Palestrina. Er wurde geboren 1524, erhielt seine Ausbildung von dem ausgezeichneten Niederländer oder Nordfranzosen **Claude Goudimel** (der 1572 als ein Opfer der Bartholomäusnacht in Lyon fiel; S. 422) und verließ Italien wahrscheinlich niemals. Zuerst begegnen wir ihm 1544 als Organisten und Kapellmeister der Kathedrale seiner Vaterstadt; bereits 1551 wurde er Kapellmeister in Rom, 1555 päpstlicher Sänger, aus welcher Stellung er, weil er verheiratet war, durch den zelotischen Papst Paul IV.

schon nach einigen Monaten vertrieben wurde; bald darauf nahm er die Kapellmeisterstelle an S. Giovanni im Lateran an, welche er 1561 mit der an Santa Maria Maggiore vertauschte, von wo er 1574 in sein früheres Amt in der päpstlichen Kapelle zurückkehrte. Bereits 1565 verlieh Papst Pius IV. ihm Titel und Einkommen eines Komponisten der päpstlichen Kapelle, eine Stelle, welche ihm zu Ehren neu geschaffen wurde. In dieser Stellung und umfassenden Wirksamkeit, hochberühmt und auch mit irdischen Gütern reich gesegnet, starb er am 2. Februar 1594 und wurde als ein „Fürst der Tonkunst" in der Peterskirche begraben.

Palestrina ist die größte Gestalt in der Geschichte der Musik vor Händel. Sein Erscheinen bezeichnet in dieser Kunst die Oberherrschaft der Italiener, deren vollendetster Meister er geblieben ist. Zugleich steht er da als der Erretter des kunstmäßig-mehrstimmigen Gesanges vor den Angriffen mächtiger Widersacher. Auf dem tridentinischen Konzil wurden heftige Klagen laut über die Entartung des mehrstimmigen Gesanges in den Kirchen, welcher der zu Grunde liegenden heiligen Worte gänzlich unwürdig sei, zum Teil durch Benutzung weltlicher Gassenhauer als Motive des fugierten Gesanges, zum Teil und namentlich durch ein erkünsteltes konfuses Stimmengewebe, welches die heiligen Worte gänzlich unverständlich lasse und eher einen lächerlichen als einen erhabenen Eindruck derselben erzeuge. Die Tendenz dieser Beschwerden ging offenbar auf die Ausschließung des mehrstimmigen Kunstgesanges von dem Kultus als einer Neuerung, welche die alte Kirche nicht gekannt hatte. Der römische Hof, damals eine Werk- und Schutzstätte aller Künste, dachte liberaler; den begründeten Beschwerden der Eiferer mußte aber Rechnung getragen werden, und Palestrina erhielt von Papst Pius IV. den Auftrag, ein Stück zu setzen, welches beweise, daß Kunst der Harmonie und erhabener Wortausdruck sich nicht widersprächen und die gerügten Übelstände als zeitweilige Auswüchse, nicht aber als notwendige Folgen der betreffenden Kunstgattung angesehen werden müßten. Palestrina bestand diese Probe glänzend in einem seiner bekanntesten Werke, der Missa Papae Marcelli, und alle seine Kompositionen, welche noch folgten, predigten in demselben Ton und zum Teil noch schöner dasselbe Glaubensbekenntnis. Zu diesen gehören seine Improperien und Hymnen, die vier- und fünfstimmigen Motetten, Magnifikat und Messen. Sehr zahlreich sind seine Werke und in ihrer Gesamtheit wahrscheinlich keinem Einzigen der Lebenden bekannt. Auf den ersten Blick erscheint es schwierig, sie von den Erzeugnissen der besten damaligen Meister zu unterscheiden, weil Text, Tonmittel wie musikalischer Zuschnitt dieselben sind, und es ist unleugbar, daß Orlando, Josquin, Willaert, Archadelt, Cyprian de Rore u. a. ihn im einzelnen nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen haben. Aber in seiner Gesamtheit ist Palestrina der Kirchenkomponist, wie er nicht vollkommener gedacht werden kann. Eben als kirchlicher Tonsetzer bildet er den Höhepunkt der alten Tonkunst, denn diese war in jeder Hinsicht geeignet, das kirchenmusikalische Ideal zu verwirklichen, blieb aber in allen übrigen Zweigen der Musik noch mehr oder weniger unvollkommen. Die Mehrstimmigkeit in kanonisch-fugierter Form auf dem Grund der diatonischen Leiter, auseinander gelegt in die verschiedenen Kirchentonarten mit ihren eigentümlichen Schlußweisen, ohne chromatische Ausweichungen: dies alles half, wundervoll zusammenwirkend, ein wirkliches Kunstwerk bilden, wenn als Gegenstand eine gottesdienstliche Handlung und als Melodie eine altkirchliche Intonation gewählt wurde. In dieser Hinsicht auf dem Gesamtgebiete des religiösen Lebens, hat Palestrina den Ton unvergleichlich getroffen; seine verschiedenen Werke zeichnen den Charakter der verschiedenen Kultushandlungen am treffendsten, bringen die Gefühlsmomente, zu deren Verlautbarung die Tonkunst im Gottesdienst Zugang fand, am wahrsten und schönsten zur Geltung. Welche größere Aufgabe könnte einem Kirchenkomponisten gelingen? Palestrina hat wirklich das Höchste geleistet, was dem kirchlichen Musiker möglich ist. Mit

48*

Recht ist daher seine Musikweise ein Gattungsbegriff geworden; wenn man von dem Stil alla Palestrina spricht, so versteht man darunter die gesamte diatonische Harmonik und Melodik, also die ganze ältere Tonkunst. Palestrinas Kunstthätigkeit hatte um so dauernderen Bestand, weil er selber sein Werk nach zwei Seiten hin befestigte und bewahrte. In Gemeinschaft mit Giovanni Guidetti unternahm er auf Anordnung des Papstes Gregor XIII. die Revision des gregorianischen Kirchengesanges, woraus ein seither für die katholische Kirche als kanonisch angesehenes Antiphonarium hervorging. In ähnlicher Weise beteiligte er sich an der berühmten Musikschule, welche von Giovanni Maria Nanini, seinem alten Mitschüler bei Goudimel, in Rom gestiftet wurde und nebst der Sixtinischen Kapelle die eigentliche Bewahrerin der Palestrinaschen Tradition und Kunst geworden ist. Die Italiener schwangen sich im sechzehnten Jahrhundert zu der ersten musikalischen Nation auf und gaben sich durch zwei Musikschulen, in Venedig und in Rom, zugleich jene feste Organisation, welche zu ihrer baldigen musikalischen Oberherrschaft in Europa den Grund legte.

Das Madrigal. Der kunstvoll harmonische Gesang, angewandt auf nichtkirchliche oder weltliche Gegenstände, erfreute sich ebenfalls der größten Beliebtheit und erzeugte Meisterwerke der Komposition, die den kirchlichen kaum nachstehen. Von den kleineren liedartigen Sätzen können wir hier absehen; denn die einzige Form, welche sich mit der kirchlichen Motette messen kann, ist das Madrigal (ursprünglich Hirtengesang) oder der größere feierliche Liebesgesang. Motette und Madrigal waren die beiden größten Formen der Tonkunst bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts; in ihnen offenbart sich nicht nur die beste Kraft der Komponisten, sondern auch die einfache Scheidung der zwei Gebiete, in welchen die damalige Musikübung sich bewegte, denn die Motette bezog sich ausschließlich auf geistliche oder kirchliche, das Madrigal aber auf weltlich-erotische Gegenstände.

An der Ausbildung des Madrigals, welches ausschließlich ein Produkt des sechzehnten Jahrhunderts zu sein scheint und zuerst in Venedig erfolgreich gepflegt wurde, beteiligten sich sämtliche große Tonsetzer; auch Orlando Lasso und Palestrina lieferten Meisterstücke. Der größte und fruchtbarste Tonsetzer auf diesem Gebiet war aber Luca Marenzio, von Zeitgenossen der süßeste Schwan Italiens genannt, geboren unweit Brescia vor 1550 und an verschiedenen Orten thätig, selbst beim König von Polen, in den letzten Jahren Sänger der päpstlichen Kapelle, wo er 1599 starb. Auch mehrere Kirchenstücke sind von ihm geschrieben, die aber seinen weltlichen Sätzen nicht gleichkommen. Unter seinen Madrigalen waren die fünfstimmigen am berühmtesten, von welchen er neun Bücher drucken ließ. Von mehreren dieser Gesänge sagt ein englischer Zeitgenosse, die Musen selbst würden sich freuen, sie komponiert zu haben.

Das englische Madrigal. Das italienische Madrigal in seinen Tausenden von Kompositionen wurde überallhin verbreitet und nachgeahmt; aber nur einem einzigen Volk gelang es, dasselbe vollständig zu akklimatisieren, dem englischen. Art der Einführung und schnelles Gedeihen sind hier gleich merkwürdig. Das italienische Madrigal hatte seit lange in London seine Bewunderer, aber ein Gastwirt Yonge war der erste, welcher eine Blumenlese derselben, ins Englische übersetzt, für seine Musikabende zum Druck brachte. Diese gab er 1588 als Musica Transalpina heraus und wie auf einen Zauberschlag traten die heimischen Meister, an denen England damals so reich war (die Bird, Morley, Dowland, Weelkes, Wilbye u. a.) mit englischen Madrigalen hervor, welche

in der Musik wie in den Poesien ein Denkmal des feinen Elisabethschen Zeitalters bilden und in ihren besten Produkten mit den italienischen fortleben werden. Damals war das mehrstimmige Singen selbst in häuslichen Kreisen so eingebürgert, daß, wie Morley sagt, die Dame des Hauses nach dem Essen die Musikbücher herum reichen konnte, überzeugt, jeder der Anwesenden werde die eine oder andre Stimme zu singen wissen: eine Höhe der musikalischen Kultur, welche wir kaum jetzt wieder erreicht haben.

Motette und Madrigal befriedigten alle höheren musikalischen Bedürfnisse und würden sie dauernd befriedigt haben, wenn die Menschheit in den einfachen Gegensätzen des Weltlichen und Geistlichen hätte beharren können. Aber schon zu Palestrinas Lebzeiten vollzog sich die große Wandlung, welche nach und nach das ganze Gebiet der Tonkunst umgestalten sollte. Der erste Anstoß ging vom Drama, von der Bühne aus, nämlich von den enthusiastischen Bewunderern, welche die altklassische Tragödie der Griechen in ihrem sowohl poetischen wie musikalischen Glanz zu erwecken gedachten, welche aber, wie wir sehen werden, in der vermeintlichen Fahrt nach dem alten Indien ein neues entdeckten, die Oper und das Oratorium, die beiden musikalischen Grundformen der gesamten neueren Musik. Musikalische Erneuerung der altgriechischen Tragödie.

Der Sitz dieser musikalischen Renaissance-Bestrebungen war Florenz. Bei Giovanni Bardi, Grafen von Vernio, und Jakob Corsi in den Versammlungen der Künstler und Schöngeister wurde der Gegenstand unaufhörlich und von allen Seiten erörtert, worin die eigentümliche Gewalt gelegen habe, welche die Griechen namentlich ihrer Bühnenmusik zuschreiben, wie es komme, daß der gegenwärtigen Musik keine ähnliche Wirkung in Erregung und Sänftigung der Leidenschaften nachgerühmt werden könne, und ob nicht durch eine neue Weise der Komposition jene altgriechische Art und Wirkung wieder zu erlangen sei. Allerlei dichterische und musikalische Versuche zu jenem Ziele hin wurden von den Genossen der florentinischen Abendunterhaltungen wohl fünfundzwanzig Jahre lang unternommen. Vincenzo Galilei, der Vater des Astronomen, verglich in einem Buch die moderne mit der antiken Musik, natürlich zum Vorteil der letzteren, und komponierte erregende Szenen (den Grafen Ugolino aus Dantes Hölle und die Klagelieder Jeremias) für eine einzelne Stimme mit Begleitung eines einzelnen Instruments. Die Griechenfreunde tappten aber lange Zeit im Dunkel und probierten im Lauf der Jahre allerlei, um zu einem überzeugenden Resultat zu gelangen. Galileis Experimente hatten eine der Hauptfragen, die Bedeutung des Sologesanges im Drama, wenig gefördert. Als Bardi 1589 für eine Hochzeit am Hofe zu Florenz ein pompöses Festspiel vorzubereiten hatte, versuchte er es auf andre Weise, indem er den ersten Meister des weltlichen Kunstgesanges, den großen Madrigalisten Luca Marenzio, für die Komposition der meisten Gesangstücke gewann. Bardi selber setzte ein Stück. Es waren keine Einzelgesänge, sondern Chöre, wirkliche Madrigale. Wenn man erwägt, daß fast sämtliche Künstler, welche bald nachher gemeinsam die erste Oper schufen, sich dichtend oder musizierend auch bei diesem Festspiel beteiligten, Marenzio aber nicht ferner unter ihnen erscheint: so liegt der Schluß nahe, daß das Madrigalspiel von 1589 in allen die Überzeugung stärkte, es müsse zur Erreichung des ersehnten Ziels ein ganz andrer Weg eingeschlagen werden. Diesen betraten die Hellenisten nun mit verdoppeltem Eifer. Ottavio Rinuccini bildete sein Zwischenspiel von Apolls Drachenkampf zu einem ganzen Drama um, Dafne genannt, und Jacopo Peri unternahm die Komposition desselben. 1594 wurde es in der Akademie bei Corsi Die erste Oper in Florenz.

zuerst aufgeführt, und das Urteil lautete: jetzt sei der wahre Sprechgesang der Griechen wiedergefunden. Peri wurde hiermit der Erfinder des Recitativs und der Gründer der Oper. Als zweites und reiferes Werk produzierten Rinuccini und Peri „Euridice", welche 1600 zur Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medici in Florenz mit größter Pracht und höchstem Beifall aufgeführt wurde. Mit diesem Werk, von welchem die Musik gedruckt erhalten ist, erreichten die Opernbestrebungen der Florentiner ihren Abschluß.

Das erste Oratorium in Rom. Im selben Jahr 1600 kam auch der Doppelgänger der Oper, das erste Oratorium hervor. Es hieß »L'anima e corpo« und verdankte ebenfalls einem florentinischen Akademiker, Emilio del Cavaliere, seinen Ursprung. Aufgeführt wurde dasselbe im Oratorio oder Betsaal des Klosters Maria in Vallicella in Rom, auf einer Bühne im Kostüm, aus welchem Grund diese Musikgattung später den Namen Oratorium erhalten hat, wie die Bezeichnung Oper aus opera per musica entstanden ist. Cavalieres Oratorium steuerte nicht so entschieden auf das kahle Recitativ hin, wie Peris Oper, sondern hielt sich mehr arios, darin den Spuren des römischen Sängers und Singlehrers Giulio Caccini, eines andern Mitglieds des Bardischen Kreises, folgend, welcher in seiner Nuove musiche 1601 Sologesänge mit Gesangvortragsbezeichnungen herausgab, die als Vervollkommnung dessen anzusehen sind, was Galilei früher versucht hatte. In den drei Werken von Peri, Cavaliere und Caccini sind uns die Elemente gegeben, deren Ausbildung der Folgezeit oblag; Elemente und Keime, aber nirgends Muster der Vollkommenheit, welche einfach nachzuahmen gewesen wären.

Der Fundamentalbaß. Die hier begonnenen Musikspiele wurden an mehreren Höfen Italiens nachgeahmt, denn die musikalische Komposition hatte nach und nach schon in diese Wege eingelenkt, selbst in der Kirchenmusik. Hier war es weniger die Nachahmung der neuen ariosen Formen und des Sologesanges, welche sich bereits gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts geltend machte, als vielmehr die damit in Verbindung stehende Umsetzung der Komposition auf eine neue Grundlage. In der alten harmonischen Kirchen- und Madrigalmusik waren alle Stimmen gleichzeitig melodisch wie harmonisch und die eigentliche Melodie lag von alters her meistens in der Mittelstimme des Satzes, welche deshalb auch den Namen „Tenor" erhielt. Jetzt, wo eine neue Art von Melodie, geeignet für Sologesang, gesucht wurde, machte sich von selbst das Bedürfnis nach einer harmonischen Begleitung geltend. Auf diese Weise schieden sich Melodie und Harmonie. Die erstere hatte ihr Maß in den gesungenen Worten wie in dem Organ der menschlichen Stimme und schwebte als Oberstimme herrschend über der Harmonie. Letztere suchte und fand ihren Stützpunkt an dem entgegengesetzten Ende, im Baß, und so entstand der Grund- und Fundamentalbaß oder das, was man in der Musiklehre den Generalbaß zu nennen pflegt. Hiermit erst hatten die Renaissancebestrebungen im Gebiet der musikalischen Kunst als solcher ihr eigentliches Heimatsrecht erworben.

Diese folgenreiche Neuerung knüpft sich an den Namen Ludovico Viadanas, eines italienischen Kirchenmusikers, welcher um 1565 geboren wurde und nach 1644 in Mantua starb. Seine „geistlichen Konzerte", 1602 gedruckt, entstanden gleichzeitig

mit den ersten Opern und stehen diesen an Bedeutung für die Kunst in keiner Hinsicht nach. Auch sie suchen dem neu erwachten Bedürfnis des Sologesanges Genüge zu thun, und zwar besser als die bisherige ungeordnete Praxis.

In einem beigefügten, berühmt gewordenen Vorwort sagt er hierüber: es hätten die Kantoren immer, wenn sie ein Stück von drei, zwei oder einer Stimme zur Orgel singen lassen wollten, sich genötigt gesehen, aus einer vorhandenen fünf-, sechs-, sieben- oder noch mehrstimmigen Motette zu solchem Zweck einige wenige Stimmen auszuwählen. Da aber diese Stimmen mit den übrigen auf Fugenart durch Nachahmungen oder Kontrapunkte im engsten Zusammenhang ständen, wie es die Art solcher Tonstücke mit sich bringt, so mußten sie für sich allein etwas Unvollständiges sein, voll langwieriger wiederholter Pausen, ohne ordentliche Kadenzen und ohne allen angenehmen Gesang. Die Harmonie wurde ganz verstümmelt und unlieblich gemacht, der Text unangenehm und sinnlos zerrissen, und durch all dieses dem Zuhörer nicht weniger Verdruß als den Kantoren Mühe und Arbeit bereitet.

Deshalb schrieb Viadana diese Stücke für wirkliche Solostimmen, eine, zwei oder mehrere; und weil die Kirchenmusik in ihrem Gefüge damals überhaupt künstlerisch vollendeter war, so hatte dieses zur Folge, daß auch er seinen Sätzen eine abgeschlossenere Kunstgestalt geben konnte, als die ersten Opern- und Oratoriensetzer. In der Kirche stand ihm die Orgel zu Gebote und für diese setzte er einen festen, durch das ganze Stück gehenden Grundbaß als Träger der Harmonie, welcher deshalb Basso continuo genannt wird und seit der Zeit als das wahre Fundament der gesamten Musikübung eine unumgängliche Notwendigkeit geworden ist. Im Gegensatz zu der älteren Praxis, nach welcher die Organisten sich, so gut es anging, einfach die verschiedenen Singstimmen in eine Partitur „absetzten“, d. h. zum Zweck des Mitspielens zusammen schrieben, bildet diese neue Art, die ganze Harmoniebegleitung in den Grundbaß zu legen, einen folgen- und segensreichen Fortschritt, der Wissenschaft und Kunstübung gleichmäßig förderte; denn die Lehre hatte hier einen festen Anhalt, der Tonsatz eine greifbare Grundlage, auf welche er bezogen, von welcher aus er eingesehen und beurteilt werden konnte. Und zugleich mußte sich der Begleiter nach den Gesetzen dieses Basses seine Harmoniebegleitung selber schaffen, wodurch die Phantasie beflügelt und die Gemeinsamkeit des musikalischen Zusammenwirkens der verschiedenen Tonorgane auf eine bis dahin unerhörte Weise vervollkommnet wurde. Für die neue Art des Musizierens, welche hierdurch entstand, bildete sich damals das Wort **Konzert**, und damit hat die anhebende neue Epoche in der Tonkunst ihren richtigen Ausdruck gefunden. Es war der gerade Gegensatz zu der Weise Palestrinas, welche von den Jüngern dieser neuen Kunstart auch vielfach befehdet und an die Seite gedrängt wurde, so daß Pietro della Valle um 1640 schreiben konnte, man solle Palestrinas Werke in Ehren halten, nicht um sie zu singen, sondern um sie im Archiv als ein Stück ehrwürdigen Altertums aufzubewahren.

Derjenige Meister, welcher in dieser neuen Kunst am erfolgreichsten wirkte und gleichsam das Zentrum und den Abschluß der ersten Epoche derselben bildet, ist **Claudio Monteverde**, geb. in Cremona 1568, gestorben als Kapellmeister an St. Markus in Venedig 1643. Er begann seine lange und höchst denkwürdige musikalische Laufbahn als Komponist fünfstimmiger Madrigale, die gleichzeitigen Bestrebungen der Griechenfreunde ergriffen ihn aber sofort und leiteten ihn zu denjenigen Versuchen in der Befreiung von gewissen Regeln und in der Erweiterung des musikalischen Ausdrucksvermögens, welche ihm eigentümlich sind und seine Stellung in der Musikgeschichte begründet haben. In dem fünften Buch seiner Madrigale (etwa 1597) führte er dissonierende Tonverbindungen, die bisher nach allgemeiner Lehre auch

Monteverde.

bei den größten Meistern nur sorgfältig vorbereitet auftraten, frei ein und erregte dadurch vielfachen Widerspruch, dem G. M. Artusi 1598 in einer Streitschrift Ausdruck gab. Monteverde verteidigte sich; aber soviel ist gewiß, daß seine Neuerungen in der Form des Madrigals nicht am rechten Ort waren. Er fand ein besseres Feld dafür, als er Kapellmeister in Mantua geworden war und hier bei festlichen Gelegenheiten drei neue dramatische Gedichte des Ottavio Rinuccini in Musik setzen konnte. Das erste war Orfeo 1607; die andern Arianna und das Ballett „Der Tanz der Spröden" (Il ballo delle ingrate), beide 1608 bei der Vermählung des Franz von Gonzaga mit Margarete von Savoyen aufgeführt. Alle drei Werke enthielten Neues und Eigentümliches, was den ersten Versuchen im vorauf gegangenen Jahrzehnt noch fremd war, aber den tiefsten Eindruck von ihnen machte die Arianna. Die Klage der verlassenen Ariadne begeisterte den Komponisten zu einer Melodie in D moll, welche die Zuhörer aufs tiefste ergriff; diese Arie muß als das erste wirklich selbständige musikalische Produkt in der neuen Richtung des theatralischen Sologesanges angesehen werden und blieb beinahe ein halbes Jahrhundert lang das berühmteste Stück dieser Gattung. Monteverde verfertigte aus der genannten Arie („Lasciatemi morire") ein Madrigal und später übersetzte er sie mit einem lateinischen Text ins religiöse Gebiet.

Verbesserung der Begleitung. Im Melodischen waren durch diese und andre glückliche Versuche für die „neue Praxis der Musik", wie Monteverde in seiner Verteidigung gegen Artusi sich ausdrückte, nun die richtigen Wege schon erfolgreich betreten; aber ein großer Mangel machte sich auf dem Felde der Instrumentalmusik geltend. An Instrumentenspiel war kein Mangel, vielmehr stellenweise ein großer Luxus vorhanden; der Mangel bestand nur darin, daß jedes Instrument für sich musizierte, das Zusammentreten vieler daher wohl eine große Tonmasse, aber keine organisierten Tonkörper erzeugte, kein eigentliches Orchester. Von einer ausdrucksvollen Begleitung, der notwendigen Zubehör eines wahrhaft musikalischen Gesanges, konnte daher nur in einem sehr beschränkten Maß die Rede sein. Keiner empfand diesen Mangel mehr, als derjenige, welcher in die dramatische Musik am tiefsten eingedrungen war, der „scharfsinnige" Monteverde, wie sein großer Zeit- und Kunstgenosse Heinrich Schütz ihn nennt, und sein heller künstlerischer Geist brach sich auch hier die rechte Bahn. Im Jahr 1624 in Venedig, wo er seit 1613 Kapellmeister war, komponierte er das merkwürdige dramatische Konzertstück »Combattimento di Tancredi e Clorinda«, dessen Text er aus Tassos befreitem Jerusalem entlehnte. Diese Kampfszene zwischen Tankred und Clorinde gab ihm Gelegenheit, selbst bei einfacher Recitation des Vorgangs, die ganze Lebhaftigkeit desselben in den Instrumenten zu schildern. Monteverde erzählt uns bei der Publikation dieses Werkes, seine Musiker seien anfangs nicht wenig betroffen gewesen über das, was ihnen hier zugemutet wurde; aber der Erfolg übertraf alle Erwartung und eröffnete einen Blick in eine neue Welt des musikalischen Ausdrucks. Man kann sagen, daß durch diese Versuche ein eigentliches Orchester erst geschaffen wurde, zunächst für die Begleitung, in weiterer notwendiger Folge aber auch für die selbständige d. h. ohne Gesang wirkende Instrumentalmusik.

Hiermit sind die Ursprünge der Hauptformen der neueren Musik kurz beschrieben. Monteverde schließt diejenige Periode, welche man mit einigem Recht als die der musikalischen Renaissance bezeichnen kann, weil Formen wiedergefunden wurden, die schon den Griechen vertraut waren; und zugleich leitet dieser Meister über in eine neue Zeit, welche kenntlich ist an der musikalischen Über-

flutung und daran, daß in ihr mehr aus Lust an der Sache, als aus Begeisterung für das Altertum musiziert wurde. Was anfangs nur die gebildetsten Höfe verstanden und beförderten, das reifte nach und nach für die große Öffentlichkeit, und bezeichnend genug dort zunächst, wo der größte Meister dieses Faches so lange gewirkt hatte. Monteverde erlebte es noch, daß in Venedig von 1637 bis 1640 drei Operntheater eröffnet wurden, das bedeutendste derselben 1640 mit seiner berühmten Arianna.

II. Die Lage des Reichs unter Kaiser Rudolf II.

Die **Quellenlitteratur** der Periode des Dreißigjährigen Kriegs besteht zunächst in einigen gleichzeitig oder wenig später abgefaßten großen Geschichtswerken, die wir teilweise noch im Laufe unserer litterarischen Darstellung erwähnen werden, wie das Theatrum Europaeum, oder Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten von 1617—1709, von M. Jo. Abelinus, 18 Bde. fol. Frkf. 1639—1720 und sonst; Graf Franz Christoph Khevenhiller, Annales Ferdinandei. Regensb. u. Wien 1640 ff., später 12 Bde. fol. Leipzig 1721—1726; Jul. Bellus, Laurea Austriaca, h. e. comment. de statu reipubl. nostri temporis sive de bello germ. ejusque causis, inter Matthiam et Ferdin. II. libri 12. Francof. 1627 u. sonst oft, auch deutsch; Bog. Phil. Chemnitz, Königl. Schwed. in Deutschland geführten Kriegs, 1. Teil Stettin 1648, 2. Teil Stockholm 1653, 3. u. 4. Teil Stockholm 1655; Sam. Pufendorf, Commentariorum de rebus Suecicis l. XXVI ab expeditione Gust. Ad. regis ad abdicationem usque Christinae. Ultraj. 1686. fol. und De rebus gestis Frid. Wilh. commentariorum l. XIX. Lips. et Berol. 1733. — Viel urkundliches Material in Mich. Kasp. Londorp, Der röm. K. Maj. und des h. R. R. Acta publica. 2. Ausg. Frankf. 1668—1719, 17 Bde. fol., und Mart. Meyer, Londorpius continuatus. 2. Ausg. Tüb. 1739—1741, 4 Bde. fol., auch Londorpius, Bellum sexennale civile Germanicum. Francof. 1622. Zum großen Teil beruhen die angeführten Werke, namentlich das Theatrum Europaeum, auf den gleichzeitigen Denk-, Streit- und Flugschriften, Relationen von Augenzeugen, amtlichen Aktenstücken, Briefen und anderm zerstreuten Material, welches damals bei allen bedeutenden Ereignissen, sei es zur Belehrung, sei es zur Bekämpfung der Gegner, massenhaft erschien und in gewissem Sinne die Stelle unsrer heutigen Zeitungen einnahm. In neuerer Zeit hat man angefangen, dieser zerstreuten Flugschriftenlitteratur, welche sich erst seit der Reformation zu regen begann, auf den Grund zu gehen, und hat in allen Bibliotheken eine wahrhaft erdrückende Menge solchen Materials aufgefunden, auf welchem die neuesten Darstellungen dieser Geschichtsperiode fast ausschließlich aufgebaut sind; freilich erfordert der meist tendenziöse Charakter dieser Schriften eine sorgfältige und scharfe Kritik. — Eine neuere noch unvollendete Materialsammlung ist M. Ritter, Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher, 2 Bde. München 1870, 1874. Vgl. auch F. W. v. Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des Dreißigjährigen Kriegs. Herausg. von Bartsch. Heidelberg 1882. — Zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs im Osten vgl. G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, 2. Aufl.; W. St. Teutschländer, Michael der Tapfere. Wien 1879. — Von Gesamtdarstellungen des Dreißigjährigen Kriegs nennen wir, außer Schillers allbekanntem Werk: Bougeant, Hist. des guerres et des négociations, qui précédèrent le traité de Vestphalie. Par. 1727, 2 Bde., übersetzt v. Rambach. Halle 1758 ff.; Westenrieder, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

München 1804, 3 Bde.; J. W. D. Richter, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs aus Urkunden u. Quellenschr. erzählt. Leipzig 1840—1858, 5 voll.; Karl du Jarrys von la Roche, Der Dreißigjährige Krieg vom milit. Standpunkt, 3 Bde. Schaffh. 1848—1852; Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland. Hamb. 1840—1842; F. W. Barthold, Gesch. des großen deutschen Kriegs vom Tod Gust. Ad. ab. Stuttg. 1842, 1843, 2 Tle. — Zur Vorgeschichte: Diplomatische Geschichte der deutschen Liga mit Urkunden (von Stumpf). Erfurt 1800; Cornelius, Zur Geschichte der Gründung der deutschen Liga. Histor. Jahrb. München 1865; Moritz Ritter, Gesch. der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tod Kaiser Rudolfs II., 2 Bde. Schaffh. 1868, 1873; Derselbe, Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit. München 1873; Stieve, Der Ursprung des Dreißigjährigen Kriegs. München 1875. — Zur Geschichte Rudolfs II. und des böhm. Kriegs: die Werke von A. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit, 2 Bde. Prag 1868; Geschichte der Erteilung des böhm. Majestätsbriefs. Prag 1858; Gesch. des Dreißigjährigen Kriegs, 4 Bde. Prag 1869 —1880; Chlumecky, Karl von Zierotin und seine Zeit. Brünn 1862; v. Hammer-Purgstall, Khlesls des Kardinals Leben. Wien 1847—1851, 4 Bde.; Kerschbaumer, Kard. Klesel. Wien 1865; K. A. Müller, Fünf Bücher vom böhm. Krieg, Thl. 1 Dresden 1841, und Forschungen auf dem Gebiet der neueren Gesch., 2 Bde. Dresden 1838; R. Brendel, Die Schlacht am Weißen Berg. Halle 1875; Chr. Ad. Peschek, Gesch. der Gegenreformation in Böhmen, 2 Bde. Dresden u. Leipzig 1844. — Der niedersächsisch-dänische Krieg hat neuerdings einen Bearbeiter in J. O. Opel gefunden (2 Bde. Halle 1872—1878); von dems. Verf. auch: Gründung der Union (Preuß. Jahrb. Febr. 1874); Elisabeth Stuart (Sybels Histor. Ztschr. XXIII); Deutsche Finanznot beim Beginn des Dreißigjährigen Kriegs (Sybels Histor. Ztschr. XVI); Wallenstein im Stift Halberstadt. Halle 1866. — Außerdem sind die hervorragendsten Persönlichkeiten und Ereignisse dieses Zeitraums zum Gegenstand zahlreicher Biographien und Monographien gemacht worden: F. v. Hurter, Gesch. Kaiser Ferdinands II., 11 Bde. Schaffh. 1850—1864; M. Koch, Gesch. des Deutschen Reichs unter Ferd. III., 2 Bde. Wien 1865 f. — Über Wallenstein: L. v. Ranke, Gesch. W.s (Sämtl. Werke, 23. Bd.); F. Förster, W. als Feldherr und Landesfürst. Potsd. 1834, W.s Prozeß. Leipz. 1844; W.s ungedruckte vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben, herausg. v. F. Förster. Berl. 1828, 1829, 3 Bde.; B. Dudik, Waldst. von seiner Enthebung bis zur abermal. Übernahme des Kommandos. Wien 1858; K. M. v. Aretin, Wall., Beitr. zur Kenntnis seines Char., seiner Pläne, seines Verh. zu Bayern. München 1845; K. G. Helbig, Kaiser Ferd. u. der Herzog von Friedl. 1633—1634. Dresd. 1852, Wall. u. Arnim. Dresd. 1850; Wittich, Wall. u. die Spanier (Preuß. Jahrb. Jan. 1869) und: Tilly u. d. Zerst. Magdeb. 1875; Hurter, W.s vier letzte Lebensjahre. Wien 1861, und Zur Gesch. W.s Wien 1855; O. Hunziker, W. als Landesfürst. Zürich 1874; O. Lorenz, Briefe W.s. Schwerin 1875; E. Hildebrand, W. und seine Verbindungen mit den Schweden. Aktenstücke aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm; A. Gädeke, W.s Verhandlungen mit den Schweden u. Sachsen. Frankf. a. M. 1885; Hallwich, W.s Ende. Leipz. 1879; Gestalten aus Wallensteins Lager. Leipzig 1885 f. — Über Gustav Adolf: die älteren Werke von Walter Harte, Leben G. A., aus dem Engl. übersetzt von G. H. Martini, 2 Bde. Leipzig 1761; Mauvillon, Histoire de G. A. Amsterd. 1764; Gfrörer, Geschichte G. A. und seiner Zeit. Stuttg. 1837. Leben G. A., aus dem Schwed. des Andr. Fryxell, von E. Hornberg. Leipzig 1842. Neuerdings: G. Droysen, Gustav Adolf, 2 Bde. Leipzig 1869, 1870, u. Abrah. Cronholm, G. A. in Deutschland. Deutsch v. Helms. Leipzig 1875; K. G. Helbig, G. A. und die Kurf. von Sachsen und Brandenburg 1630—1632. Leipzig 1854; A. Heising, Die Politik G. A. in Deutschland. Berlin 1854. — Über Maximilian von Bayern: Pet. Phil. Wolf, Gesch. Max. und seiner Zeit, fortg. v. Breyer, 4 Bde. München 1807 ff.; Karl M. v. Aretin, Gesch. des Kurf. Max. I. Passau 1842, und dessen: Bayerns

auswärt. Verh. Passau 1839. — Niels Slange, Gesch. Christian IV., mit Anmerk. und Zusätzen von Joh. H. Schlegeln, 2 Bde. Kopenh. u. Leipz. 1771. — Gregorovius, Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Stuttg. 1879. — O. Klopp, Tilly im Dreißigjährigen Krieg, 2 Bde. Stuttg. 1861; R. Reuß, Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Krieg. Braunschw. 1865; Villermont, Ernest de Mansfeld. Brüssel 1866, 2 Bde.; Ütterodt zu Scharffenberg, Ernest Graf zu Mansfeld. Gotha 1867; Bernhard Röse, Herzog Bernhard d. Gr. von Sachsen-Weimar, 2 Bde. Weimar 1828, 1829; G. Droysen, Bernhard von Weimar. Leipzig 1885, 2 Bde.; K. W. Justi, Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Gießen 1811; v. d. Decken, Herzog Georg v. Braunschweig-Lüneburg, 4 Bde. Hannover 1833, 1834; F. W. Barthold, Joh. v. Werth. Berlin 1826; W. Hofmann, Peter Melander. München 1882. — Über einzelne Episoden aus dem Dreißigjährigen Krieg seien folgende neuere Monographien genannt: B. Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Leipzig 1862; J. Krebs, Christian von Anhalt und die kurpfälz. Politik. Leipzig 1872; K. Reichard, Die maritime Politik der Habsburger. Berlin 1867; O. Heyne, Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berlin 1866; J. P. Hassel, Die Absetzung der Herz. von Mecklenburg (Raumer, Hist. Taschenb. 1867); G. Droysen, Die Schlacht bei Lützen; Studien über die Zerstörung Magdeb. (Forschgn. zur dtsch. Gesch. V und III); Zober, Gesch. der Belagerung Stralſ. durch Wall. Stralſ. 1828; J. Fuchs, Die Schlacht bei Nördlingen. Weimar 1868; R. Schmidt, Die Schlacht bei Wittstock. Halle 1876; Lufft, Die Schlachten bei Freiburg im August 1644. Freiburg 1882; Lossen, Die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian. München 1866; Fr. Weber, Hippolithus a Lapide (Sybels Histor. Ztschr. XXIX); Küsel, Der Heilbronner Bund. Halle 1878; H. Brockhaus, Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahr 1640. Leipz. 1882; F. Weinitz, Der Zug des Herzogs von Feria nach Deutschland. Heidelb. 1882; A. v. Gonzenbach, Der General Hans Ludwig von Erlach v. Castelen. Bern 1880—1882, 3 Bde. — Zur Geschichte des Westfälischen Friedens: das Urkundenmaterial bei C. W. Gärtner, Westfäl. Friedens-Kantzley, 9 Tle. Leipzig 1731—1738; J. G. von Meiern, Acta pacis Westph. publica. Gött. u. Hann. 1734—1736, 6 Bde., fol., und Ders.: Acta pacis executionis publ. Hann. u. Gött. 1736, 1737, 2 Bde., fol. Bearbeitungen: Pütter, Geist des Westf. Fr. Gött. 1795; v. Senkenberg, Darstellung des Westf. Friedens. Frankf. 1804; K. L. Woltmann, Gesch. des Westf. Friedens. Leipzig 1808 f. (Fortsetzung des Dreißigjährigen Kriegs von Schiller); Odhner, Die Politik Schwedens im Westf. Friedenskongreß. Gotha 1877. — Kulturgeschichtliches aus jener Zeit in den bekannten Werken von Wachsmuth, Scherr, G. Freytag; in K. Fr. Hanser, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg. Leipzig und Heidelb. 1862. — Staatsrechtliches außer in den öfter angeführten rechtsgeschichtlichen Werken von Eichhorn, Walter, Schulte u. a.: die umfangreichen Arbeiten von J. J. Moser (Deutsches Staatsrecht; Grundriß der heutigen Staatsverfassung u. a.); K. Fr. Häberlin, Handbuch des deutschen Staatsrechts, 3 Bde. Berlin 1797; J. St. Pütter, Litteratur des deutschen Staatsrechts, in 3 Tln. Gött. 1776 ff.; Kl. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamb. und Gotha 1845 u. a. W.

1. Die kirchlichen Gegensätze und Rudolfs erste Reichstage.

Rudolf II. 1576—1612. Charakter und Regierung.

Was die jüngere Linie des Hauses Österreich im Gegensatz zu der älteren spanischen erstrebte, die Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Konfessionen, anstatt der gewaltsamen Unterwerfung der einen unter die andre, und über beiden das Kaisertum, nicht als Vorkämpfer des alten Glaubens, sondern als eine allen gerechte und unparteiische Macht, das war durch des

Kaisers Maximilian Tod wieder in weite Ferne gerückt. Es machte sich gar bald fühlbar, daß an die Stelle des verständigen und wohlmeinenden Regiments Ferdinands I. und Maximilians II. die grillenhafte, unfähige und unthätige Verwaltung Rudolfs II. trat. Auch Rudolf war keineswegs ein katholischer Eiferer, die vermittelnde, tolerante Gesinnung seines Vaters und Großvaters wohnte auch ihm inne, aber nicht die Einsicht und nicht das ernste Streben, welches seine Vorgänger in allen Verhältnissen an den Tag gelegt. Auch jetzt vermochte der katholische Glaubenseifer, der in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts so kühn das Haupt erhob, noch nicht sich des Kaiserthrones zu bemächtigen. Dem Einfluß einer strenggläubigen Mutter und der Erziehung am Hof Philipps II. hielt der von Natur indifferente und träge Sinn des Kaisers das Gegengewicht. Den äußeren Pflichten der Religion, dem Gottesdienst und der Beichte, ging er stets aus dem Wege. Von einem Verständnis oder einer Hinneigung zum reformatorischen Glauben, wie bei Maximilian, war natürlich noch viel weniger die Rede. Nie hat sich in einem Fürsten so viel gleichgültiger Stumpfsinn, so viel träge Resignation mit so viel Eifersucht auf seine geheiligte Würde, so übertriebenen Vorstellungen von der Hoheit seines Amtes vereinigt. An dem Bewußtsein, daß Kräfte und Ansprüche nicht im Einklang standen, krankte das ganze Wesen dieses Mannes. In seinem innersten Herzen fühlte er sich verletzt, wenn er mit den trotzigen, zum Aufruhr geneigten Ständen seiner Königreiche und Erblande verhandeln mußte, wenn seine Begriffe von landesherrlicher Hoheit mit dem eifersüchtigen Anspruch von Unterthanen auf Beobachtung ihrer Rechte und Freiheiten, ihrer eigenartigen Einrichtungen und Gewohnheiten zusammenstießen, oder wenn die Reichstage mit ihren Klagen, ihrem Hader und ihrer steten Weigerung, die Sonderinteressen dem Ganzen unterzuordnen, ihm den tiefen Zerfall des Reichs und der heiligen römischen Kaiserkrone zum Bewußtsein brachten. Nicht als ob er ernstlich versucht hätte, die Verhältnisse nach seinem Willen umzugestalten, der widerstrebenden Gewalten Herr zu werden. Dazu fehlte ihm die Thatkraft und die Festigkeit; ein trübsinniger, fatalistischer Zug, der in stummem Dulden die Geschicke trägt, die eine stärkere Natur abzuwehren gestrebt hätte, beherrschte diesen Habsburger, wie so viele seines Geschlechts, namentlich von der spanischen Linie. Vor den Widerwärtigkeiten der Welt zog er sich in die Abgeschlossenheit seines Innern, in den engen Kreis seiner grillenhaften Liebhabereien und Neigungen zurück. Als weltflüchtiger Sonderling vergaß er die Aufgaben und Pflichten seines hohen Amtes, und doch erfüllte ihn jeder Versuch, die Regierung seinen Händen zu entwinden, mit tiefem Grimm. In Prag, im Hradschin hatte er sich ein Museum eingerichtet, wo er in großen Sälen alle Kuriositäten der Natur und Kunst aus der ganzen Welt zusammenbringen ließ. Bücher, Handschriften, Bilder, Mosaik- und Metallarbeiten, Edelsteine, Waffen, Münzen, Antiquitäten jeder Art füllten diese kostbare und wunderliche Sammlung. An diesen Dingen, um welche er keine Mühe und

Kosten scheute, erfreute sich des Kaisers Herz. Mit besonderem Eifer widmete er sich naturwissenschaftlichen Studien und Experimenten. Chemie und Astronomie, mit dem ganzen geheimnisvollen alchimistischen und astrologischen Beiwerk, das die Wissenschaft jener Zeit überwucherte, nahmen sein volles Interesse in Anspruch. Für Kunst und Wissenschaft sind diese Liebhabereien nicht ohne wohlthätige Folgen gewesen; Tycho Brahe und Johann Kepler verdankten, wie wir wissen, dem kaiserlichen Schutz die Muße zu ihren Forschungen und Beobachtungen. Während Rudolf in seinen Gärten und Marställen, seinen Sammlungen und Laboratorien weilte, die Metalle zu verwandeln und die Konstellationen des Himmels zu ergründen strebte, führten seine Räte und Günstlinge die Herrschaft. In einer Anwandlung selbstherrlicher Laune, wenn ihn das demütigende Gefühl seiner eignen Ohnmacht und Abhängigkeit oder das Mißtrauen in die Redlichkeit seiner Vertrauten ergriff, entließ er dann die alten Diener in Ungnade, wie den Oberstkämmerer Wolfgang von Rumpf, der mehr als zwei Jahrzehnte an der Spitze der Geschäfte gestanden, und den Oberstmarschall Graf Trautson. Später geriet der Kaiser immer mehr in die Gewalt der unwürdigsten und niedrigsten Menschen. Die Kammerdiener, ein Philipp Lang, Machowsky, Rutzky u. a., sittlich verworfene, käufliche und übermütige Kreaturen, waren schließlich die mächtigsten und einflußreichsten Männer am Hof, ohne deren Hilfe und Vermittelung beim Kaiser nichts zu erreichen war. Fürsten und Staatsmänner waren genötigt, mit diesen schmutzigen Menschen zu verkehren. Rudolfs Hang zur Einsamkeit wurde mit der Zeit geradezu krankhaft. In späteren Jahren kamen sinnliche Ausschweifungen hinzu, um sein körperliches und geistiges Leben zu zerrütten. Die Furcht vor Verrat und Mord, von seinen Günstlingen geflissentlich genährt, steigerte seine Menschenscheu. Es war überaus schwer, ihn zu einer Audienz zu bewegen. „Dann erschien er in einer Art vornehmer Grandezza, in altspanischer Tracht, an einen Tisch gelehnt, oder auf sein Rapier gestützt. Eine Gestalt, noch unter mittlerer Größe, mit leuchtenden Augen, die sich unter buschigen Brauen gleichsam verbargen, mit gesenktem Haupt, das in frühen Jahren ergraute; aber es war etwas Kaiserliches um ihn. Er faßte vollkommen, was man ihm vortrug, und antwortete mit Einsicht und Urteil; man sagte wohl, er verstehe mehr als seine Diener, wenn er sich nur den Geschäften widmen wollte.“

So war der Kaiser beschaffen, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Leitung der deutschen Dinge übernahm. Von ihm war nicht zu erwarten, daß er einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der deutschen Politik ausüben werde. Sechs Jahre verflossen, ehe er seinen ersten Reichstag hielt, und nur die zwingende Not, die Hilfe Deutschlands aufs neue gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, bewog ihn, die Stände des Reichs um sich zu versammeln. In der Folge ist dieser Reichstag von 1582 besonders dadurch bedeutungsvoll geworden, daß er als Norm hinsichtlich der weltlichen Fürstenstimmen angesehen wurde. War früher die Anzahl der auf einem Fürstentum haftenden Stimmen schwankend, je nachdem mehr oder weniger regierende

Reichstag zu Augsburg. Juli 1582.

Linien eines Hauses vorhanden und auf dem Reichstag vertreten waren, so wurde in der Folge die Zahl der Stimmen eines Fürstentums beibehalten, wie sie zufällig im Jahr 1582 bestanden, gleichviel ob einzelne Linien ausstarben oder neue sich abzweigten.

Die magdeburgische Sessionsfrage.

In den kaiserlichen Propositionen war von Religionssachen nicht die Rede, allein sie drängten sich dennoch stets in den Vordergrund. Die Frage nach der Teilnahme evangelischer Bischöfe an den Reichsversammlungen, die damals in dem magdeburgischen Fall lebhaft erörtert wurde, beschäftigte den Reichstag weit mehr als die Vorlagen hinsichtlich der Türkenhilfe oder der niederländischen Angelegenheiten. Schon in seiner Wahlkapitulation hatte sich der protestantische „Administrator" von Magdeburg, Joachim Friedrich von Brandenburg, verpflichtet, Sitz und Stimme des Erzstifts im Reich, die eine Reihe von Jahren geruht, aufrecht zu erhalten. Als aber der Magdeburger Bevollmächtigte auf dem Augsburger Reichstag diesen Anspruch erhob, protestierte der Vertreter Salzburgs, Bischof Georg von Seckau, nicht nur gegen den Vorsitz Magdeburgs im Reichsfürstenrat, der dem sächsischen Erzstift seit alten Zeiten zustand, sondern gegen dessen Teilnahme am Fürstenrat überhaupt. Denn „man wisse zu dieser Zeit von keinem ordentlichen Oberhaupt des Erzstifts Magdeburg, welches die Konfirmation päpstlicher Heiligkeit oder vom Kaiser die Regalien erlangt habe". So trat die Unausführbarkeit der Verfassung des Reichs in dem damaligen Zustand der Dinge klar zu Tage. Für die geistlichen Gebiete, welche evangelisch geworden, war die Vertretung derselben am Reichstag eine unbedingte Notwendigkeit, inwiefern da die Gesetze, die auch sie betrafen, gegeben, die Leistungen, die sie verpflichteten, bestimmt wurden; das Reich war unvollständig ohne sie und konnte ohne ihre Teilnahme auf die Vollziehung seiner Beschlüsse nicht dringen. Aber dem Grad der Bedeutung des Verlangens entsprach die Schwierigkeit seiner Gewährung. Sie lag vor allem darin, daß der römische Stuhl weit entfernt davon blieb, den Religionsfrieden, auf dessen Grund jene Veränderung des Bekenntnisses reichsrechtliche Geltung genoß, anzuerkennen, vielmehr für sein Recht und seine Pflicht hielt, denselben rückgängig zu machen. Denn für ihn bestand die Verbindung mit Kaiser und Reich in der alten Form, wie sie sich im Laufe des Mittelalters gebildet hatte; unter keinen Bedingungen konnte der Papst Wahlen protestantischer Würdenträger, mochten sie sich Bischöfe oder Administratoren nennen, durch protestantische Kapitel anerkennen und bestätigen.

Diese Erwägungen, die der gewandte Kardinal Ludwig Madruzzi, unterstützt von dem kaiserlichen Kommissar, dem Fürstbischof Julius von Würzburg, den katholischen Ständen vorhielt, führten zur Bildung einer starken katholischen Partei, die von Nachgiebigkeit nichts hören wollte. Zum erstenmal trennten sich in allen Fragen die katholischen und die protestantischen Reichsfürsten. Der Kaiser aber, der kraft seines Amtes in der Frage der Session eine Entscheidung hätte herbeiführen müssen, stand ratlos diesen Dingen gegenüber. Wiederum war die Spaltung unter den Protestanten, die unentschlossene Haltung des Kurfürsten August von Sachsen die Ursache, daß sie mit ihren Ansprüchen nicht durchdrangen. Die Frage nach der Session der protestantischen Stifte auf den Reichstagen wurde nicht entschieden, und ebensowenig konnten die Evangelischen hinsichtlich des geistlichen Vorbehalts und der Ferdinandeischen Deklaration eine befriedigende Erklärung erlangen.

Der Aachener Streit.

Noch eine andre Angelegenheit von grundsätzlicher Wichtigkeit beschäftigte den Augsburger Reichstag. Für Reichsstädte, in welchen zur Zeit des Religionsfriedens beide Konfessionen bereits in Übung waren, hatte derselbe gegenseitige Duldung gewährleistet. Wo aber die eine der beiden Konfessionen zu jener Zeit in alleiniger Übung war, glaubte man auf Grund eben dieses Gesetzes den später erhobenen An-

spruch auf Freiheit des Gottesdienstes den Anhängern einer andern als der herrschenden Religionspartei versagen zu dürfen. Die Reichsstadt Aachen hatte die Glaubensneuerung lange aus ihren Mauern ferngehalten; noch im Jahr 1560 schloß eine neue Ratsordnung die Evangelischen von den städtischen Ämtern aus. Bald darauf aber wurde der Zufluß protestantischer Einwanderer aus den Niederlanden so stark, daß ihnen einige Ratsstellen eingeräumt werden mußten. Als dann die reformatorisch Gesinnten mehr und mehr das Übergewicht gewannen, riefen die Altgläubigen die Hilfe des Kaisers an; ein kaiserlicher Kommissar erschien, der drohend die Herstellung des alten Zustandes vom Jahr 1560 verlangte. Es kam zu einem bewaffneten Auflauf, infolgedessen die Evangelischen die Oberhand behielten, die eifrigsten Katholiken und der kaiserliche Kommissar die Stadt verließen. „Zunächst nur ein lokales Ereignis, aber von größter Tragweite. Einmal erhielten die nordniederländischen Provinzen, die sich eben für unabhängig erklärten, einen Rückhalt in Deutschland, während der spanischen Regierung, die sich in den übrigen wiederherstellte, alles daran lag, dieselben zu isolieren. Welche Folgen aber waren im Reich überhaupt zu erwarten, wenn es einer Reichsstadt nachträglich gelang, sich durch innere Bewegung der geistlichen Herrschaft zu entledigen; schon regten sich an vielen Orten ähnliche Tendenzen, namentlich in den kleineren Reichsstädten im Elsaß. Selbst in Köln gab es eine starke evangelische Partei. Die geistliche Autorität, welche sich, wie das Beispiel von Magdeburg zeigte, den schon erlittenen Verlusten nicht fügen wollte, meinte vollends keine neuen geschehen lassen zu dürfen. Auch am kaiserlichen Hof hielt man für gut, die Stadt, die einen kaiserlichen Kommissar beleidigt hatte, nicht wieder zu dem Reichstag zu bescheiden." Allein gegen diesen Versuch, eine Reichsstadt der Reichsstandschaft zu entkleiden, erhoben sich die Städte einmütig. Sie nahmen die Abgeordneten von Aachen, trotzdem sie nicht geladen waren, zu Sitz und Stimme in ihrem Kollegium auf, und machten von der Abstellung ihrer Beschwerde die Einwilligung zu der geforderten Kontribution abhängig. Auch diese Angelegenheit wurde auf dem Reichstag nicht erledigt, fast zwanzig Jahre lang schleppte sie sich hin, bis endlich (30. Juni 1598) die Achtserklärung erfolgte, jülichsche und spanische Exekutionstruppen vor die Stadt rückten, die katholischen Flüchtlinge zurückführten, den Rat mit Anhängern des alten Glaubens besetzten und den protestantischen Gottesdienst abstellten.

Mai 1581.

Die Vorgänge im Erzstift Köln.

Aber am lebhaftesten wurde die Frage nach dem Verhältnis des geistlichen Fürstentums in protestantischen Händen zur Reichsstandschaft und nach der Gültigkeit des „geistlichen Vorbehalts" durch die Vorgänge im Erzstift Köln angeregt. Hier erst wurde der im „Vorbehalt" vorgesehene Fall, daß geistliche Fürsten, welche vom alten Glauben abfielen, auch ihr Amt verlieren sollten, recht praktisch. Wenn früher Bistümer in protestantische Hände gekommen, so geschah es in der Weise, daß die Domkapitel protestantische Fürstensöhne zu Bischöfen oder Administratoren gewählt, oder daß die geistlichen Fürsten die neue Lehre einführten, ohne sich förmlich von der alten Kirche loszusagen. Der Fall, daß ein im Amt befindlicher katholischer Bischof öffentlich zum protestantischen Glauben übertrat und doch beanspruchte, Land und Würde beizubehalten, war seit dem Religionsfrieden nicht vorgekommen. Dies geschah jetzt in Köln, wo reformatorische Neigungen nicht zum erstenmal die geistlichen Fürsten erfaßten. Wir wissen, daß schon Hermann von Wied dieses Streben mit Verlust seines

Amtes gebüßt hatte. Einer seiner Nachfolger, Graf Salentin von Isenburg, beschloß, um sein aussterbendes Geschlecht fortzupflanzen, sich zu vermählen;
1577. aber er entsagte dabei freiwillig seiner Würde. Nicht so sein Nachfolger, Gebhard Truchseß von Waldburg. Als auch dieser seinen priesterlichen
1582. Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld aufzugeben und zum protestantischen Glauben überzutreten sich entschloß, gedachte er damit keineswegs seine kurfürstliche Würde abzulegen. Aber weder hatte er bei seinen reformatorischen Bestrebungen das Einverständnis seines Kapitels und seines Landes auf seiner Seite, noch fand er die einmütige Unterstützung der evangelischen Reichsstände zur Durchsetzung seiner Ansprüche. Er hatte sich durch einen reformierten Pfarrer aus Pfalz-Zweibrücken trauen lassen und deshalb den Zorn
1. April 1583. der Lutheraner gereizt. Als ihn der Papst mit Bann und Absetzung belegte, als Ernst von Bayern, der Angehörige eines streng katholischen Fürstenhauses und bereits Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich, vom Domkapitel an seine Stelle erhoben wurde und ihn mit Waffengewalt bedrängte, da war seine Sache bald verloren, zumal als auch aus den Niederlanden spanische Truppen anrückten, um die Gefahr der Errichtung eines protestantischen Staats in nächster Nähe der rebellischen Generalstaaten aus dem Wege zu räumen. Einzig der calvinische Pfalzgraf Johann Kasimir zog zur Verteidigung der protestantischen Sache das Schwert; allein sein Heer lief bald auseinander, als der Sold ausblieb. Die evangelischen Reichsstände begnügten sich mit matten Verwendungen und Erklärungen. Der erste Kurfürst Augsburgischer Konfession, August von Sachsen, erklärte sich sogar gegen die Rechtmäßigkeit der von Gebhard erhobenen Ansprüche und für die Gültigkeit des geistlichen Vorbehalts. Im Jahr 1584 war Gebhard aus seinem ganzen Land vertrieben; er wandte sich nach Holland,
† 1601. dann nach Straßburg, wo er noch sechzehn Jahr als Domkapitular lebte, ohne seine Ansprüche auf das Erzbistum aufzugeben. Nachdem die reformatorische
1585. Sache in Köln unterlegen war, wurden auch die Bischofstühle von Münster und Paderborn mit Männern besetzt, die ganz der spanischen Politik ergeben waren.

Die Vorgänge im Bistum Straßburg. 1592. Einige Jahre später fand auch in Straßburg eine Bischofswahl unter eigentümlichen Umständen statt. Die protestantische Mehrheit des Domkapitels „postulierte" den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, den Sohn des Administrators von Magdeburg, zum Bischof, während die katholische Minderheit den Kardinal Karl von Lothringen dagegen aufstellte. Beide Bewerber überschwemmten alsbald das Land mit ihren Truppen, und auch die benachbarten Fürsten rüsteten sich zur Teilnahme an dem Kampf. Der protestantische Bischof, der sich im Land der größten Sympathie erfreute und überdies an Frankreich eine Stütze fand, hatte unstreitig das Übergewicht über seinen Nebenbuhler, und dennoch zauderten auch in diesem Fall die evangelischen Reichsstände, voran die Kurfürsten, sich seiner Sache thatkräftig anzunehmen. Die Besorgnis,

dem calvinistischen Bekenntnis Vorschub zu leisten oder das Reich in die Kämpfe Heinrichs IV. mit der Liga zu verwickeln, machte die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zurückhaltend. Erst ein Jahrzehnt darauf kam ein Vergleich 1604. zu stande, worin der Markgraf dem Kardinal das Hochstift gegen eine Geldentschädigung überließ.

Es war der alte ungelöste Gegensatz, der allen diesen Fällen zu Grunde Fortsetzung des Streits über die Session der protestantischen Administratoren. lag: während die Katholiken an dem Grundsatz festhielten, daß nur ein Mann ihres Glaubens ein geistliches Fürstentum besitzen könne, wollten die Protestanten um ihrer Religion willen dem an sich weltlichen Amt des deutschen Wahlfürstentums nicht entsagen. Auch der Reichstag, den der Kaiser im Jahr 1594 in der 1594. Bedrängnis des türkischen Kriegs nach Regensburg ausschrieb, wurde von diesen Fragen aufs tiefste bewegt. Die protestantischen Administratoren waren diesmal überhaupt nicht zum Reichstag geladen worden, sondern nur die Kapitel, wie man behauptete, kraft einer förmlichen Übereinkunft mit dem römischen Stuhl. Unter den Protestanten gab sich eine lebhafte Erregung kund, daß die päpstliche Autorität in die Reichsverfassung sich eindränge und weltliche Dinge, wie die Session im Reichstag, bestimme. Die Gesandten der Bistumsadministratoren, voran der von Magdeburg, waren fest entschlossen, ihre Sitze einzunehmen; ebenso aber auch die geistlichen Fürsten, an der Spitze Fürstbischof Julius von Würzburg und der neue Erzbischof Ernst von Köln, ihnen die Session streitig zu machen; ratlos und unentschieden stand zwischen beiden der Kaiser. Es kam darüber fast zu einer Auflösung des Reichstags. Als der Kanzler von Magdeburg, Dr. Merckbach, seinen Platz auf der Bank der geistlichen Fürsten nahm, verließen die Katholischen den Saal. Man kam schließlich zu der Übereinkunft, daß der magdeburgische Gesandte sich für dieses Mal der Ausübung der Session enthielt, der Kaiser dagegen eine ausdrückliche Erklärung ausstellte, daß dies dem Recht des Erzbistums und des Administrators keinen Abbruch thun solle, worauf eine Bewilligung von achtzig Römermonaten erfolgte. So war abermals diese Frage, von deren Entscheidung nachgerade der ganze Bestand der Reichsverfassung abhing, vertagt und verschoben, aber nicht gelöst worden. Und ganz denselben Verlauf nahm der folgende Reichstag, der im Dezember 1597 1597. 1598. unter dem Vorsitz des Erzherzogs Matthias zusammentrat. Immer unweigerlicher bestanden die Katholischen auf ihrer Auslegung des Religionsfriedens, daß zur Ausübung reichsständischer Rechte für die geistlichen Stände die päpstliche Bestätigung notwendig sei. Es blieb wieder nur das Eine übrig, die zunächst beteiligten Fürsten, den Administrator Joachim Friedrich von Brandenburg und den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, welcher Halberstadt als „postulierter Bischof“ verwaltete, durch private Unterhandlung zu bewegen, für diesmal von Sitz und Stimme abzusehen und sich mit der prinzipiellen Wahrung ihrer Rechte zu begnügen.

Und noch eine andre Frage erhob sich damals, wobei die Unvereinbarkeit

Der Streit über das Reichsjustizwesen. der Gegensätze zwischen den Reichsständen der beiden Konfessionen zu Tage trat: Sie betraf das Reichsjustizwesen, insbesondere die Zusammensetzung und Kompetenz des Kammergerichts. Auch in diesem höchsten Reichsgericht brachten es die Katholischen allmählich zu der Majorität, wodurch die Protestanten sich beschwert fühlten und zu mancherlei Klagen veranlaßt wurden, namentlich als das Gericht Fälle vor sein Forum zog, deren Aburteilung unstreitig eine Interpretation des Religionsfriedens in sich schloß. Eine solche aber stand nach der Ansicht der Protestanten nicht dem Kammergericht, sondern lediglich dem Reichstag zu. Das Kammergericht hatte insbesondere in vier Klagen wegen eingezogener Klöster, die zur Zeit des Passauer Vertrags noch bestanden hatten, gegen diejenigen entschieden, welche sich der Stifter bemächtigt, eine Angelegenheit, welche als die „Vierklostersache" die weitläufigsten Erörterungen und schwersten Differenzen von prinzipieller Bedeutung nach sich zog.

„Der Passauer Vertrag hatte die bis dahin geschehenen Einziehungen kirchlicher Güter bestätigt; aber auch später waren auf den Grund, daß in dem Religionsfrieden die geistliche Jurisdiktion in den protestantischen Gebieten aufgehoben worden sei, die Einziehungen fortgegangen und besonders im obern Deutschland erst recht ins Werk gesetzt worden. Sie waren in den Reichsschlüssen allerdings nicht untersagt, aber auch nicht ausdrücklich gutgeheißen. Wie nun, wenn auch diese vor das Kammergericht gezogen und im Sinne der Mehrheit des Fürstenrats entschieden wurden? Schon hörte man sagen, was da in den vier Sachen für Rechtens erklärt sei, werde auch für hundert andre gelten. Nicht auf die einzelnen Modalitäten, unter denen die Einziehung geschehen war, kam es an, sondern auf die Thatsache der Einziehung überhaupt. Dadurch wurde der Streit ein wichtiges Moment des religiösen Gegensatzes. Die Protestanten wollten die Entscheidung darüber nicht in die Hände eines Gerichts gelangen lassen, in welchem die beabsichtigte Parität nun einmal nicht durchgesetzt worden war. Sie fürchteten, daß dann auch in allen ähnlichen Angelegenheiten aus religiöser Antipathie eines ihnen widerwärtigen Gerichts unerträgliche Urtel ergehen würden. Sie bemerkten, durch Zurücknahme der eingezogenen Güter werde der Bestand der oberdeutschen Fürstentümer mit Auflösung bedroht. Die protestantischen Fürsten und Stände in Deutschland wollten das einmal in Besitz Genommene nicht wieder aufgeben, mochte es vor dem Passauer Frieden gewonnen sein oder nach demselben. Und um keinen Preis wollten sie die Entscheidung darüber einer mehr oder minder zufälligen Majorität des Kammergerichts überlassen; nur dem Reichstag, und auch dem nur durch gütliche Abkunft, könne eine solche zustehen."

1603. Als im Jahr 1603 wiederum unter dem Vorsitz des Erzherzogs Matthias ein Reichstag zu Regensburg zusammentrat — wie immer zum Zweck, Reichshilfe gegen die Türken zu erlangen — stand diese Angelegenheit des Besitzes geistlicher Güter und der Rechtsprechung des Kammergerichts im Vordergrund. Allein wie bei allen diesen mit der Religion zusammenhängenden Fragen war eine Einigung nicht zu erzielen. Man war froh, daß es nicht zum offnen Ausbruch der Streitigkeiten kam und gab im Reichsabschied den Trost: „Das Justitienwerk solle auf einen der Sache dienlicheren Tag verschoben werden, den beiden Teilen in ihren Rechten unbeschadet."

Noch entschiedeneren Widerstand aber fand es, wenn auch der Reichshofrat, konkurrierend mit dem Kammergericht, die kaiserliche Gerichtsbarkeit ausübte. Wenn sich die Protestanten schon durch die Justiz des Kammergerichts beschwert glaubten, wo doch eine feste Prozeßordnung, jährliche Visitationen und die reichsständische Präsentation der Assessoren die Gewähr für eine unparteiische Rechtspflege zu bieten schienen, wieviel mehr bei dem Reichshofrat, der nach freiem Belieben des Kaisers und infolgedessen durchgängig mit Katholiken besetzt wurde, an keine Gerichtsordnung gebunden war, aus einer beratenden und begutachtenden Behörde sich zu einem Tribunal entwickelt hatte. Wenn dergestalt die Evangelischen den Reichsgerichten nicht mehr die Fähigkeit zutrauten, ein unparteiisches Urteil zu fällen, so war es die natürliche Folge, daß sie zunächst dem Hofrat, dann aber auch dem Kammergericht die Befugnis bestritten, überhaupt in Religionssachen Recht zu sprechen. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, in Streitigkeiten, welche mit dem Religionsfrieden zusammenhingen, hätten allein der Kaiser und die gesamten Reichsstände zu entscheiden, und um nicht der katholischen Majorität auf dem Reichstag preisgegeben zu sein, wurde von protestantischer Seite der weitere Anspruch erhoben, daß überhaupt in Religionssachen keine Majorität gelte, sondern lediglich freie Übereinkunft der Reichsstände.

Während das Reich im Innern von dem Streit der Gegensätze zerwühlt wurde, schlug bereits das waffengewaltige Ausland drohend an die Thore. Die Unfähigkeit des Reichs, seinen Gliedern Schutz zu gewähren, die Notwendigkeit des Einzelnen, zur Selbsthilfe gerüstet zu sein und an die Stelle der erschlafften Reichsinstitutionen eine lebenskräftigere Organisation zu setzen, zeigte sich damals in dem traurigsten Licht in jenen niederrheinischen Gegenden, die dem spanisch-niederländischen Kriegsschauplatz zunächst lagen. Im Herbst des Jahres 1598 zog ein großes spanisches Heer unter dem Admiral Franz Mendoza an den Rhein, um von da aus in das Gebiet der Generalstaaten vorzudringen. Die Fürstentümer Jülich und Kleve wurden durchstreift, die Festung Berg erobert, Wesel entging mit Mühe durch eine große Kontribution dem drohenden Verderben. Weithin ins Stift Münster, auf beide Ufer des Rheins und der Mosel ergossen sich die zuchtlosen, verwilderten, aus Abenteurern aller Länder bestehenden Scharen und entschädigten sich für das Ausbleiben des Soldes an dem Eigentum der Bewohner, an grausenhafter Verwüstung, Brandschatzung und Peinigung der unglücklichen Lande. Das spanische Winterquartier blieb lange in entsetzlichem Andenken. Im Reich fühlte man wohl die Schmach dieser fremden Invasion, und auch diejenigen, welchen der patriotische Gemeinsinn fern lag, wurden durch die drohende Gefahr, die jeden Augenblick über sie selbst hereinbrechen konnte, bewogen, auf Mittel zur Abwehr zu sinnen. Da zeigte sich aber wieder die ganze Schwerfälligkeit und Unfähigkeit der Reichsinstitute. Von einem gemeinsamen nationalen Unternehmen war selbstverständlich nicht die Rede, aber

Der spanische Einfall. 1598.

Sept. 1598.

auch die Exekution, welche die nächstgelegenen Kreise nach langen Verhandlungen gegen den Reichsfeind beschlossen, litt an der Kleinlichkeit und Ohnmacht, welche allen Reichsunternehmungen anhaftete. Selbst der Argwohn, der spanische Einfall sei der Beginn einer gewaltsamen Unterdrückung des Evangeliums und der politischen Freiheit der deutschen Reichsstände, vermochte die protestantischen Fürsten nicht zu einer gemeinsamen That zu vereinigen. Sachsen und Brandenburg waren wie immer unthätig, unentschlossen und ängstlich. Unter den übrigen waren kräftige und energische Männer, namentlich der Markgraf von Ansbach, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moritz von Hessen. Aber über die Mittel der Verteidigung, über Kosten und Führung, über die politischen Ziele und Aufgaben gab sich auch unter ihnen solche Zerfahrenheit, Rivalität und Eigenwilligkeit kund, daß ein gemeinsames thatkräftiges Vorgehen unmöglich wurde. Als endlich teils durch die Kreisstände, teils durch selbständiges Vorgehen einiger protestantischer Fürsten die Reichsexekution ins Werk gesetzt wurde, diente sie nur dazu, die gänzliche Unfähigkeit der reichsständischen Kriegsverfassung in ein grelles Licht zu setzen. Ohne Sold, Geschütz, Verpflegung, ohne Führung und Disziplin, in gegenseitigem Hader und Mißtrauen ward das Exkutionsheer zum allgemeinen Spott und bald eine ebenso arge Landplage als die Spanier. Vor den Mauern der Festung Rees lief schließlich das ganze Reichsheer auseinander, und es war wahrhaftig nicht die Furcht vor den deutschen Waffen, was die Spanier endlich bewog, den Boden des Reichs mit Ausnahme der Festung Berg gegen Ende des Jahres 1599 zu räumen.

Sommer 1599.

2. Die Politik der protestantischen Fürsten. Das pfälzische Kurhaus und Maximilian von Bayern.

Die protestantischen Unionspläne.

Je mehr die Verfassung und die Institutionen des Reichs sich als unfähig erwiesen, den Frieden der Konfessionen aufrecht zu erhalten, um so lebhafter mußte in diesen selbst das Bedürfnis erwachen, durch eine Verbindung unter sich den Schutz zu erlangen, den die Reichsgewalten nicht mehr gewährten. Lange Jahre wurde darüber in protestantischen Fürstenkreisen, deren Zusammenhang ja weit lockerer war als im katholischen Lager, verhandelt. Die Calvinisten, die am meisten Ursache hatten, sich in der eignen Kraft Bürgschaften für ihre Sicherheit zu suchen, betrieben rastlos und unermüdlich die Unionspläne, die in letzter Konsequenz auf den Umsturz der Reichsverfassung und den Bund mit den protestantischen Mächten des Auslandes gegen die katholische Partei im Reich und das Habsburgsche Haus und Kaisertum hinausliefen. Das calvinische Bekenntnis trug ja überall in politischen Dingen einen radikaleren Charakter als das konservative Luthertum. Wenn die neugestärkte katholische Reaktion unverkennbar auf die gewaltsame Unterdrückung der Religionsfreiheit hinarbeitete, wenn die Lehren der Jesuiten den Religionsfrieden als ein jederzeit widerrufliches Zugeständnis hinstellten, so konnte es den gefährdeten protestantischen Ständen

nicht verargt werden, wenn sie sich nach festeren Garantien für ihre Sicherheit umsahen, als sie die morsche Reichsverfassung und der unterwühlte Religionsfriede darboten. Die kurpfälzische Politik insbesondere ging traditionell in diesen Bestrebungen auf. Aber der Aktionspartei unter den protestantischen Ständen stellte sich stets eine mächtige Friedenspartei hemmend entgegen, welche in den, wenngleich wankenden und untergrabenen Institutionen der Reichsverfassung und des Religionsfriedens die einzige noch übrige Gewähr der Ruhe und des Rechts in Deutschland erblickten; an ihrer Spitze stand in vererbtem Konservatismus, unerschütterlicher Ergebenheit gegen das Haus Habsburg und engherzigster lutherischer Ausschließlichkeit gegen die calvinischen Genossen das Kurhaus Sachsen. Allerdings schien es einen Augenblick, nach dem Tod des Kurfürsten August von Sachsen, als ob die kurpfälzischen Pläne verwirklicht werden sollten. Sein Nachfolger Christian I. zeigte sich dem Gedanken der protestantischen Union geneigter. Schon kam es auf Betreiben von Pfalz und Sachsen auf einem Tag zu Torgau, dem die Gesandten von Brandenburg, Ansbach, Braunschweig, Mecklenburg, des Landgrafen von Hessen und des Administrators von Magdeburg anwohnten, zur Aufstellung einer förmlichen Bundesakte, worin sich die Verbündeten zu gegenseitigem Schutz gegen jede Verletzung des Land- und Religionsfriedens verpflichteten. Der rasch hinter einander erfolgte Tod der beiden Führer, des Kurfürsten Christian I. (Oktober 1591) und des Pfalzgrafen Johann Kasimir (Januar 1592) zerriß jedoch diese Unionsverhandlungen. Dieselben wurden zwar auch in der nächsten Zeit fortgesetzt, allein mit sehr geringen praktischen Resultaten. Die norddeutschen Fürsten hielten zum größten Teil an der herkömmlichen konservativen Politik fest und blickten in lutherischer Strenggläubigkeit mit Mißtrauen auf die calvinistischen Anträge. Die mannigfaltigsten Sonderinteressen führten vorübergehende Annäherungen herbei. Allein der große Gedanke, wider das katholisch-habsburgische Übergewicht im Reich und in Europa die Gesamtheit der deutschen protestantischen Stände solidarisch zu verbinden und in weiterer Konsequenz die gleichmäßig bedrohten auswärtigen Mächte, vor allen Frankreich, in den Bund zu ziehen, dieser Gedanke war den meisten Zeitgenossen zu kühn und großartig. An dem mangelnden Gemeinsinn und Scharfblick der Mehrzahl der protestantischen Fürsten scheiterte Jahrzehnte lang die Politik der „Korrespondierenden", wie sich die Förderer des Unionsplans unter der Ägide von Kurpfalz nannten.

13. Febr. 1591.

Um so mehr befestigte sich unter den thatkräftigeren und entschlosseneren der „Korrespondierenden" der Gedanke, daß man sich der Hilfe der auswärtigen Feinde der spanisch-habsburgischen Macht versichern müsse. Rastlos arbeitete der kühne Christian von Anhalt an einem Bündnis mit den Generalstaaten und mit Frankreich, und unterhielt dabei mit der protestantisch-ständischen Opposition in den österreichischen Erblanden, mit den Ungarn, mit dem Herrn von Zierotin in Mähren, mit dem alten Wok von Rosenberg in Böhmen, dem letzten Sprossen

Auswärtige Verbindungen der Korrespondierenden.

dieses mächtigen und berühmten Geschlechts, stete Verbindungen. König Heinrich IV. blickte auch nach dem Frieden, den er im Jahr 1598 zu Vervins mit Spanien geschlossen, mit Eifersucht und Mißtrauen auf die Übermacht des Hauses Habsburg, welches im Besitz Österreichs und des Kaisertums, Spaniens, der Niederlande und eines großen Teils von Italien eine weltbeherrschende Stellung einnahm. Da waren ihm die deutschen „Korrespondierenden“, deren Sache Anhalt und der Landgraf Moritz von Hessen in ununterbrochenem brieflichen und auch persönlichen Verkehr führten, willkommene Bundesgenossen. Lagen auch dem französischen König seit seinem Übertritt die religiösen Interessen wenig mehr am Herzen, so gab es doch in den politischen Zielen, die bei Heinrich IV. wie bei der protestantischen Aktionspartei in Deutschland, auf Schwächung des Hauses Habsburg und Übertragung der Kaiserwürde auf ein andres Geschlecht gerichtet waren, Übereinstimmung genug.

Christian von Anhalt geb. 1568.

Die Fäden der diplomatischen Verhandlungen der „korrespondierenden Fürsten hatte keiner fester in der Hand als **Christian von Anhalt**. Frühzeitig hatte diesen merkwürdigen Mann der Thatendrang der Seele aus den engen Verhältnissen seines kleinen Fürstentums in die Ferne getrieben. Auf großen Reisen nach Konstantinopel, nach Frankreich, Dänemark und Italien hatte er das Leben und die Menschen, Sprachen und Zustände verschiedener Nationen kennen gelernt und sich eine weltmännische Bildung und Feinheit des Benehmens angeeignet, die den meisten Fürsten seiner Zeit fremd war. Die körperlichen Vorzüge des kräftigen, in allen ritterlichen Fertigkeiten geübten Herrn erhöhten das Gewinnende seiner Persönlichkeit. Im Jahr 1591 übernahm er die Führung des Heeres, welches die deutschen Fürsten dem König Heinrich IV. zu Hilfe sandten, und erwarb sich hier den Ruf eines tüchtigen Kriegsmanns. Einige Jahre später ernannte ihn der Kurfürst von der Pfalz zum Statthalter der Oberpfalz, und seitdem blieb er der einflußreichste Ratgeber und eifrigste Diplomat des Kurfürsten, die eigentliche Seele jener politischen Richtung, welche Kurpfalz und die „Korrespondierenden“ vertraten. Allein unklar, wechselnd und widerspruchsvoll waren die Ziele dieser Partei, Unentschlossenheit, Selbstsucht und Scheu vor einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse traten einem kühnen und entschiedenen Handeln fortwährend entgegen. Die stolzen Pläne, welche die Fähigsten dieser Partei schmiedeten, führten in Wirklichkeit nur zu kleinlichen und unbefriedigenden Erfolgen. Darunter litt aber keiner mehr als der Schöpfer des ganzen Gedankens, Christian von Anhalt.

„Da sein Trieb nach Thätigkeit unüberwindlich war,“ sagt M. Ritter, „und ebenso unüberwindlich die Mutlosigkeit der Stände, die er zu großen Thaten anfeuern wollte, so wurde er in seinem Innern ungeduldig. Sah er heute einen kühnen Entwurf zurückgewiesen, so arbeitete er bald mit doppelter Hast einen noch kühneren aus. Und darüber sank er vom Rang eines Staatsmannes zu dem eines Projektenmachers herab. Schlimmer war es, daß er zugleich in der Wahl seiner Mittel den sittlichen

Maßstab verlor. Bei einem Mann, dessen Bestreben auf den Umsturz alter Ordnungen ging, darf man von vornherein eine besondere Scheu vor Herkommen und Gesetz, vor Treue und Glauben nicht voraussetzen. In Fürst Christian aber wurden diese Gefühle doppelt geschwächt durch das Beispiel der wenig gewissenhaften französischen und italienischen Staatskunst und vor allem durch die eigne Machtlosigkeit. Der rastlose Mann, dem man die Mittel zum offenen Angriff nicht bot, versuchte es nunmehr seine Gegner durch listige Unterhandlungen zu stürzen. Er erspähte in den wirren Verhältnissen seiner Zeit bald die Gelegenheit, um den Bruder gegen den Bruder, die Unterthanen gegen den Fürsten, einen räuberischen und treulosen Fürsten gegen seine Nachbarn zu hetzen. Natürlich durfte dabei Lüge und Heuchelei nicht gescheut werden, und je gieriger die Leidenschaften waren, welche der Fürst zu benutzen suchte, um so abenteuerlicher wurden die Pläne, um so grauenhafter der Umsturz, auf den man hinarbeitete."

Die Kurfürsten von der Pfalz. Friedrich III. 1559–1576.

Mit **Friedrich III.**, dem Begründer des Calvinismus in der Pfalz, in dem wir einen der trefflichsten Fürsten des Reformationszeitalters kennen gelernt, war die Kurwürde an die **Simmersche Linie** gekommen, die dem pfälzischen Land eine Reihe hervorragender Regenten gewährte und einen Platz in der großen europäischen Politik errang. Von seinem Sohn **Ludwig VI.** wissen wir bereits, daß er mit einer Härte, die sonst seinem milden Gemüt fern lag, die Restauration des Luthertums betrieb und sogar die Konkordienformel einführte. Aber mit seinem Tod ging diese Reaktionsperiode zu Ende und die Pfalz gewann wieder ihre Stellung an der Spitze der Calvinisten. Für den minderjährigen Sohn des verstorbenen Kurfürsten, Friedrich, führte sein Oheim **Johann Kasimir**, der seine calvinische Gesinnung sattsam bethätigt hatte, die Regentschaft. Zwar waren ihm in dem Testament des verstorbenen Kurfürsten, gleichsam als Hüter des Luthertums, der Herzog Ludwig von Württemberg, der Landgraf Ludwig von Hessen und der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg zur Seite gesetzt; allein das hinderte Johann Kasimir nicht, die Vormundschaft allein anzutreten; der Einspruch dieser Fürsten war ebenso unwirksam, als die reichsgerichtlichen Dekrete und kaiserlichen Erklärungen. Seine Übernahme der Regentschaft war für die Pfalz die Rückkehr zum reformierten Glaubensbekenntnis, ein bedeutsamer Wendepunkt in der pfälzischen nicht nur, sondern der deutschen Politik.

Ludwig VI. 1576–1583.

Johann Kasimir. 1583–1592.

„Kirchlich (sagt Häußer) stand die Pfalz beinahe isoliert in Deutschland; politisch war sie weit entfernt, so konservativ und habsburgisch gesinnt zu sein, wie beinahe alle lutherischen Fürsten es waren. Bei den Calvinisten in Frankreich oder im Ausland überhaupt fanden die Pfälzer mehr Berührungspunkte, als in dem immer schroffer sich abschließenden Hause Habsburg, und zu allem, was die alte katholische Kirche anging, standen sie in einer viel schärferen und thätigeren Opposition, als das nur abwehrende, defensive Luthertum. Dem Grundsatz der Revolution, wie ihn der Zwinglianismus aus der Kirche ins Leben übertrug, sich anzuschließen, hatten in Deutschland nur die pfälzischen Fürsten den Mut; sie traten in jene große Koalition ein, welche der englische, holländische und französische Protestantismus damals gegen die alten Monarchien und die alte Kirche zu bilden begann."

Friedrich IV. 1592—1610. Dieser Grundzug der pfälzischen Politik blieb auch unter den folgenden Regierungen erhalten. Friedrich IV. überwand bald die Eindrücke seiner ersten Kindheit, die unter der streng lutherischen Erziehung seines Vaters Ludwig VI. verfloß, und ging ganz in die Gedankenkreise und Grundsätze seines Oheims ein. Der Versuch des Pfalzgrafen Richard von Simmern, des Bruders Friedrichs III., die Vormundschaft an sich zu reißen und im lutherischen Interesse zu verwenden, mißlang und vermochte die calvinistische Oppositionspolitik von Kurpfalz nicht aufzuhalten. Unter Friedrich IV., dem Gründer der Stadt Mannheim, nahmen die Unionspläne mit Anschluß an das Ausland
März 1594. festere Gestalt an. Auf einem Fürstentag zu Heilbronn, an welchem neben dem Pfälzer die Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, Georg Friedrich und Joachim Ernst von Brandenburg, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, selbst der eifrig lutherische Friedrich von Württemberg in Person oder durch Gesandte teilnahmen, kam bereits ein protestantisches Bündnis mit Anlehnung an König Heinrich IV. von Frankreich zu stande. Wir werden sogleich sehen, wie vierzehn Jahre später daraus die Union hervorging. Aber kaum war dieselbe geschlossen,
9. Sept. 1610. so starb, mitten in schwierigen ungelösten Verwickelungen, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, ein ritterlicher und wohlmeinender Fürst, von höheren politischen Gesichtspunkten und von edlem Streben erfüllt, wenn ihm gleich die Klarheit und Konsequenz des Geistes gebrach und seine Thatkraft häufig durch die übermäßige Hingabe an Zechgelage, Jagden und die rohen Belustigungen des damaligen höfischen Lebens gelähmt wurde. Seine Gemahlin, die geistreiche, feingebildete Luise Juliane, die würdige Tochter des großen Wilhelm von Oranien, hatte ihm eine stattliche Zahl von Kindern geboren, von denen zwei Söhne, Friedrich und Ludwig Philipp, den Vater überlebten. Die Regentschaft für den vierzehnjährigen Kurprinzen übernahm nach des Vaters letztwilliger Verfügung der calvinistische Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken, trotz der Proteste des älteren lutherischen Agnaten, Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, der nach Reichs- und Hausgesetzen auf die Vormundschaft Anspruch
Friedrich V. 1610—1632. machen konnte. Im August 1614 hatte Friedrich V. sein achtzehntes Lebensjahr erreicht und die vormundschaftliche Regierung ging zu Ende. Mit sorglosem Jugendsinn begann die neue Herrschaft. Der Ernst der Zeit erforderte die volle Thatkraft und Umsicht eines gereiften Mannes, der junge Kurfürst aber sah die Aufgabe seines hohen Amtes in der Entfaltung des kostspieligen und eitlen Gepränges, wie es die überhandnehmende französische Hofsitte mit sich brachte. Höfischer Prunk und glänzende Feste verdrängten die alte patriarchalische Sitte, die früher an dem Kurfürstensitz zu Heidelberg geherrscht, erschöpften die Kräfte des Landes und zogen die Gedanken des Fürsten von ernsten Dingen ab. Friedrich V. war von nicht geringer Fähigkeit des Geistes. Mit gründlichen wissenschaftlichen, namentlich kirchlich-dogmatischen Kenntnissen vereinigte er eine feine weltmännische Bildung, die er am Hof des reformierten Herzogs

von Bouillon zu Sedan und bei Moritz von Oranien erworben; sein Hofmeister, Hans Meinhard von Schönberg, der Vater des berühmten französischen Feldherrn Schomberg, war ein vielseitig gebildeter und erfahrener Mann. In jungen Jahren vermählte sich Friedrich mit Elisabeth Stuart, der Tochter Jakobs I. von England. Fremde hatten aus politischen Berechnungen diesen Ehebund zwischen den beiden hervorragendsten reformierten Höfen geknüpft. Die politischen Pläne schlugen in der Folge gänzlich fehl, dafür aber verband unter allen Mißgeschicken herzliche Liebe den Kurfürsten mit seiner schönen und gebildeten Gattin. Als das junge Paar den Rhein herauffuhr und auf dem Schloß zu Heidelberg unter Jubel und Freude seinen Einzug hielt, ahnte es nicht, wie bald der schöne Traum eines sorglos heitern und glücklichen Lebens ausgeträumt sein würde.

Wie Kurpfalz die Führerschaft der protestantischen Aktionspartei übernahm, so der andre Zweig des Wittelsbachschen Hauses neben dem Habsburgschen Kaisertum die Leitung der katholischen Sache. Unter den Fürsten aus dem Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs ist eine der hervorragendsten Erscheinungen der Herzog Maximilian I. von Bayern, der Sohn Wilhelms V. (geb. 17. April 1573). Von Jugend auf in der strengsten katholischen Richtung erzogen, auf der Hochschule Ingolstadt in die Lehren der Jesuiten eingeführt, vom päpstlichen Hof, dem er als zwanzigjähriger Jüngling persönlich einen Besuch abstattete, stets mit besonderem Wohlwollen behandelt, war dieser Mann zum Vorkämpfer des Katholizismus in Deutschland ausersehen. Innere Überzeugung und politisches Interesse trieben ihn gleichmäßig an, sich zu dieser Stellung als Führer der katholischen Partei aufzuschwingen. Was Herzog Wilhelm begonnen, das Bayerland zum festesten Hort des Katholizismus in Deutschland nach der strengsten jesuitischen Auffassung zu machen, das führte Maximilian mit Erfolg durch. Frühe schon zeigte er sich als einen Mann von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, von Thatkraft und politischem Verstand. Als ihm der Vater im Jahr 1597 die Regierung abtrat, erfuhr das bayrische Land bald in allen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung eingreifende und wohlthätige Reformen. Sparsamkeit und gute Wirtschaft hoben die zerrütteten Finanzen, das „Landesdefensionswesen“ wurde durch Gründung einer einheimischen Miliz umgestaltet und alle militärischen Einrichtungen von Grund aus reformiert; eine großartige Arbeit war die Revision und Umänderung des gesamten Justizwesens, welche im Jahr 1616 als „Landrecht, Polizei-, Gerichts- und Malefiz-Ordnung“ erschien; alle Verhältnisse des bürgerlichen und gewerblichen Lebens wurden bis in die kleinsten Einzelheiten des Verkehrs, der Kleidung, der Mahlzeit, der Festlichkeiten, nach der Sitte der Zeit mit peinlicher Genauigkeit durch polizeiliche Vorschriften geregelt. Die Einrichtungen für öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit, für Armen- und Krankenpflege, die Schulen und gelehrten Anstalten wurden aus dem Verfall der früheren Zeit emporgehoben; auch an die

Maximilian I. von Bayern.

Reformation des Klerus und Klosterwesens, von deren sittlichen Zuständen die eingeforderten Berichte ein grauenhaftes Bild entwarfen, legte der energische Fürst Hand an. Bis in die kleinste Einzelheit der Verwaltung erstreckte sich die Fürsorge und das Interesse Maximilians. In seinen Rat zog er die gelehrtesten und tüchtigsten Männer von politischer Erfahrung und publizistischer Bildung, wie Wilhelm Jocher, Christoph Gewold, Alexander von Haslang, Johann Georg Herwart, der im Auftrag des Herzogs die beleidigte Ehre Kaiser Ludwigs des Bayern gegen den Dominikanermönch Bzovius und selbst gegen den päpstlichen Stuhl verteidigte. Und wie Maximilian I. in der Verwaltung seines bayrischen Landes nicht geringe Regententugenden entwickelte, so nahm er auch in den großen Fragen der Politik, welche damals Deutschland und Europa aufregten, eine herrschende Stellung ein. Je mehr dem Habsburgschen Kaisertum, im eignen Land bedrängt, die Leitung der deutschen Dinge entfiel, um so sicherer und fester erfaßte Herzog Maximilian seine Aufgabe als Haupt der katholischen Partei, an Geist und Willensstärke seinem pfälzischen Stammesvetter weit überlegen, den das Schicksal mehr als innere Neigung und Fähigkeit zum Führer der andern Konfession erhoben.

3. Gründung der Union und Liga. Der Jülichsche Erbfolgestreit.

Der Donauwörthsche Handel. Das tiefe Mißtrauen der Protestanten in den Bestand des Religionsfriedens wurde durch ein Ereignis erhöht, welches die ganze Unsicherheit des herrschenden Rechtszustandes zu Tage brachte und die Verbitterung der Gemüter auf einen Grad steigerte, der ein friedliches Nebeneinanderleben der Konfessionen als unmöglich erscheinen ließ. Die Stadt Donauwörth, einst als hohenstaufisches Vermächtnis eine bayrische Besitzung, seit Kaiser Albrecht I. reichsunmittelbar, hatte sich gleich den meisten Reichsstädten völlig der Reformation angeschlossen. In ihren Mauern befand sich das altberühmte Kloster zum heiligen Kreuz, welches sich unter dem Schutz des Bischofs von Augsburg von der städtischen Autorität frei zu erhalten wußte. In jener Zeit, da die katholische Reaktion ihr Haupt zu erheben begann, hielt es ein eifriger Abt für angemessen, die alten Wallfahrten und Prozessionen, die sein gemäßigter Vorgänger um des Friedens willen eingestellt hatte, wieder zu veranstalten; ein Mandat des Reichshofrats, welches der Stadt bei Strafe der Acht verbot, die religiösen Zeremonien zu stören, unterstützte dies Beginnen. Bei einem mit demonstrativem Pomp
April 1606. gefeierten Kreuzgang aber kam es zu Thätlichkeiten und einem ärgerlichen Tumult. Darin sah der Reichshofrat einen Landfriedensbruch, erließ eine Achtserklärung wider Donauwörth und übertrug die Vollstreckung dem Herzog Maximilian, der sich diese Gelegenheit nicht entgehen ließ, die Stadt, auf welche Bayern noch immer gewisse Ansprüche zu haben glaubte, seiner Macht zu unterwerfen. Die Zuversicht der Bürger, welche durch die Aussicht auf Unterstützung von seiten der schwäbischen Kreisstände genährt wurde, schwand bald

dahin. Ohne Widerstand wurde Donauwörth bezwungen, die katholische Reaktion begann ihr Werk, von einem Abzug der bayrischen Truppen war nicht mehr die Rede. Dez. 1607.

Unter dem Eindruck dieses Ereignisses, das wider alle Formen der Reichsjustiz verstieß und von protestantischer Seite als ein unerhörter Akt der Willkür und eine offene Kriegserklärung angesehen ward, trat damals wieder ein Reichstag in Regensburg zusammen. Reichstag von Regensburg. Jan. 1608. Es bezeichnete schon die herrschende Richtung, daß nicht mehr der milde Matthias, damals in schweren Zerwürfnissen mit dem Bruder, Reichskommissar war, sondern Erzherzog Ferdinand, der durch den Fanatismus der katholischen Reaktion in Steiermark und die blinde Hingebung an die Jesuiten sich bei den Protestanten ebenso gefürchtet als verhaßt gemacht hatte. Begreiflicherweise beschäftigten die Fragen der inneren Politik die Gemüter viel mehr, als die kaiserliche Proposition, womit die Sitzungen eröffnet wurden, die Aufstellung eines stehenden Heeres an der türkischen Grenze. Im Kurfürstenrat wurde von protestantischer Seite erklärt, „man könne sich auf keine Hilfeleistung einlassen, ehe nicht der Religionsfriede erneuert und durch eine neue Assekuration bestätigt sei, denn man höre und lese, daß seine Verbindlichkeit von den Jesuiten in Abrede gestellt werde, der evangelische Teil müsse wissen, wessen er sich zu versehen habe". Noch heftiger waren die Auseinandersetzungen im Fürstenrat, als auch hier die Forderung der Bestätigung des Religionsfriedens gestellt wurde. Die katholische Majorität wollte darauf eingehen, aber unter der Bedingung, daß alle Kirchengüter, welche seit dem Religionsfrieden eingezogen worden, zurückgegeben würden. So klar war eben das, was die Protestanten fürchteten, was jenen „vier Klostersachen" vor dem Forum des Kammergerichts eine so große prinzipielle Bedeutung gab und später in dem „Restitutionsedikt" wieder auflebte, noch niemals ausgesprochen worden. Die katholische Restauration, an ihrer Spitze der Herzog von Bayern, trat immer kühner mit ihren Ansprüchen und Absichten hervor. Über die Frage, ob diese Restitutionsklausel von der Rückerstattung der Kirchengüter in den Reichsabschied aufzunehmen sei, erhoben sich im Rat der Kurfürsten und der Fürsten die heftigsten Auseinandersetzungen. „Es war nicht etwa ein Streit um Worte oder einzelne transitorische Bestimmungen, sondern ein Gegensatz der allgemeinen Tendenzen, der großen Interessen beider Parteien. Die Protestanten wollten die Einziehungen geistlicher Güter, welche nach dem Passauer Vertrag geschehen waren, schlechterdings aufrecht halten, und der Mehrheit an dem Reichstag keinen Eingriff in das territoriale Recht, das in dem Religionsfrieden anerkannt sei, gestatten; die Katholischen hielten an dem Recht der Mehrheit, die durch sie selber konstituiert wurde, fest. Sie behaupteten das unveräußerliche Recht der Kirche an ihre Güter; daß sie den Religionsfrieden noch anerkannten, erschien nur als ein vorübergehendes Zugeständnis." Auch in einem vermittelnden Vorschlag des Erzherzogs Ferdinand, der sogenannten „Interpositionsschrift", sahen die Protestanten allerlei

Klauseln, welche sie bedenklich machten und zurückschreckten. War doch Ferdinand offenkundig im Einverständnis mit der extremen katholischen Partei und machte aus seiner Abneigung gegen die „Ketzer" kein Hehl. Die Protestanten fürchteten sogar für ihre Sicherheit. Konnte nicht das Beispiel von Donauwörth in Regensburg wiederholt werden? Bei dieser Stimmung war es unmöglich, den Reichstag fortzusetzen. Der lange drohende offene Bruch trat ein. Die protestantischen Gesandten faßten ihre Beschwerden in einer Denkschrift zusammen und verließen die Stadt. Daß nach der Sprengung dieses Reichstags ein andrer nicht so bald zustandekommen werde, war eine Voraussetzung des Kurfürsten von Sachsen, welche, wenn man von einem Versuch des Jahres 1613 absieht, durch mehr als dreißig Jahre hindurch sich bewahrheitete.

27. April 1608.

Gründung der Union. 1608.

Nach diesen Vorgängen war es begreiflich, daß beide Parteien den Schutz, den die Reichsverfassung nicht länger gewährte, durch ein einseitiges Verteidigungsbündnis zu erlangen suchten. Wir wissen ja, wie die Politik der „Korrespondierenden" lange Jahre auf dieses Ziel gerichtet war und wie der mangelnde Gemeinsinn und die Kurzsichtigkeit so vieler protestantischen Reichsstände stets dem Werk im Weg stand. Jetzt führte die Gefahr der Zeit rasch eine Anzahl Fürsten zur Abwehr der katholischen Pläne zusammen. Die Lage der Dinge in Böhmen, wo Kaiser Rudolf von seinem Bruder Matthias mit Heeresmacht bedrängt wurde, rief überdies in dem klugen Geist Anhalts den Gedanken wach, mit Hilfe der Union eine bewaffnete Intervention und eine Teilung der Habsburgischen Monarchie herbeizuführen. Auf sein Betreiben kam jetzt endlich das Bundeswerk im Kloster Auhausen im Ansbachschen zum Abschluß. Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, der vor wenigen Monaten dem alten bedächtigen Herzog Friedrich gefolgt war, Markgraf Joachim Ernst von Ansbach, der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der die Stelle seines Vaters Philipp Ludwig vertrat, waren neben der Pfalz die vornehmsten Genossen der Union, die einstweilen auf zehn Jahre abgeschlossen wurde. Der Kurfürst von der Pfalz wurde zum Bundesdirektor und Befehlshaber ernannt. Über die Art und Weise, wie die Bundessteuern aufzubringen und ein Bundesheer aufzustellen sei, wurden eingehende Bestimmungen getroffen. Es war freilich ein enger Kreis von Genossen, die sich zu Auhausen zusammengefunden, aber es wurde von vornherein in Aussicht genommen, auch die norddeutschen protestantischen Stände und in weiterer Folge den französischen König zum Beitritt zu bewegen. Noch in demselben Jahr traten Straßburg, Ulm und Nürnberg und bald noch andre Reichsstädte bei, im Januar 1610 auch der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg. Das Übergewicht der Fürsten, welches die Städte, die Grafen und die Ritterschaft zurückstieß, war von vornherein dem Zustandekommen eines allgemeinen protestantischen Bundes nicht günstig. Zu Auhausen nahm man gleichsam wieder auf, was im Jahr 1537 in Schmalkalden ge-

14. Mai 1608.

schehen war. Man wollte bei jedem Angriff, welcher geschehe, zunächst den Kreis aufrufen, dabei aber doch gemeinschaftliche Anstalten treffen, eine Direktion bestellen, eine Kasse errichten und sich fertig halten, um den mit Vergewaltigung Bedrohten auch ohne jene Form Hilfe leisten zu können.

Gleichzeitig mit dem Abschluß der protestantischen Union fanden auch unter den katholischen Ständen Besprechungen über eine feste Vereinigung statt, die im folgenden Jahr zu einem ähnlichen Bund, der katholischen Liga, führten. Dort bildete die pfälzische Linie des Hauses Wittelsbach den Mittelpunkt, hier die bayrische unter dem thatkräftigen und entschlossenen Herzog Maximilian, dem sich eine Reihe geistlicher Stände Süddeutschlands anschlossen: die Bischöfe von Augsburg, Würzburg (immer noch Julius Echter von Mespelbrunn), Konstanz, Passau, Regensburg, die Äbte von Kempten und Ellwangen. Auf einer Zusammenkunft in München wurde der Bundesvertrag geschlossen und die innere Organisation, die Führung, die Bundestage, die Steuern und Rüstungen festgesetzt. Bald traten auch die geistlichen Kurfürsten dem Bund bei, und die oberste Leitung sollte nunmehr gemeinschaftlich dem Herzog Maximilian und dem Erzbischof Schweikhardt von Mainz zustehen. Nach dem Plan des Herzogs sollte die Liga einen rein defensiven Charakter tragen, und darum wirkte er auch jedem Versuch entgegen, den Bund in ferne Händel und die Fragen der großen Politik, wie den Jülicher Fall und die österreichischen Wirren zu verwickeln. Das Haus Österreich wollte der Herzog gänzlich ausgeschlossen wissen, damit nicht die Liga den habsburgischen Interessen dienstbar würde. Da jedoch die Hilfe des spanischen Hofes nicht zu entbehren, aber auch ohne Entgegenkommen gegen die österreichischen Habsburger nicht zu erreichen war, so entschloß sich Maximilian in diesem Punkt zur Nachgiebigkeit. Erzherzog Ferdinand wurde in die Liga aufgenommen und Philipp III. verpflichtete sich durch einen auf drei Jahre lautenden Vertrag zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Dukaten und übernahm das Protektorat über den Bund. Auch jetzt blieb Herzog Maximilian der Leiter des Ganzen und die Liga war nicht veranlaßt, unmittelbar im österreichischen Interesse zu arbeiten. Immerhin aber war die Teilnahme des Hauses Habsburg ein dem ursprünglichen Zweck des Bundes und den Ansichten des Führers fremdes Ereignis, das bald zu innerem Zwiespalt führte.

Abschluß der Liga. — *10. Juli 1609.* — *30. Aug. 1609.* — *14. Aug. 1610.*

Neuen Zündstoff in die allgemeine Aufregung warf damals der Jülichsche Erbfall. Mit dem Tod des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm (25. März 1609) wurden dessen schöne Besitzungen, die Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg erledigt. Seit langen Jahren griff diese Angelegenheit in den Gang der deutschen Politik ein. Zugleich war die Sache von großem konfessionellem Interesse, da sich der Herzog seit 1570 wieder ganz in das katholische Lager hatte zurückdrängen lassen und dem päpstlichen Nuntius Gropper zur Durchführung der Gegenreformation

Der Jülichsche Erbfall. 1609.

behilflich war, während nicht bloß die Stände des Landes einer solchen Maßregel widerstrebten, sondern auch die herzoglichen Töchter evangelisch geblieben waren. Die Erbfolge in dem Land, wo der altersschwache Herzog Wilhelm und sein wahnsinniger Sohn Johann Wilhelm keine Aussicht boten, daß der fürstliche Mannsstamm sich fortpflanze, war längst in den beteiligten Fürstenkreisen erwogen und berechnet worden. Schon im Jahr 1546 hatte Kaiser Karl V. im Fall des Aussterbens des Mannsstammes den Töchtern des Herzogs Wilhelm und deren männlichen Nachkommen das Recht der Succession zugesprochen, ein Privileg, das von Ferdinand I. und Maximilian II. bestätigt wurde und die Unteilbarkeit der Jülichschen Lande festsetzte. Demgemäß sicherte Herzog
1572. Wilhelm in dem Heiratsvertrag seiner ältesten Tochter Marie Leonore mit dem Herzog Albrecht von Preußen, ihr und ihren Erben die alleinige Nachfolge zu. Die jüngeren Schwestern, Anna und Magdalene, und ihre Gatten, die Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und Johann von Zweibrücken, gaben ihre Zustimmung zu dieser Festsetzung, vielleicht im Glauben, daß das kaiserliche Privileg ohnehin die älteste Tochter zur ausschließlichen Herrschaft berufe, während nach dieser Urkunde auch die Töchter insgesamt das Erbe hätten übernehmen können. Diese Erbfolgeordnung führte zu endlosen Verwickelungen und Schwierigkeiten. Aus der Ehe Marie Leonorens gingen nur Töchter hervor. Während der preußische Heiratsvertrag, wohl absichtlich, das unbestimmte Wort „Erben" gebraucht hatte und so den Anspruch unterstützte, daß die Rechte der Herzogin Marie Leonore auch auf deren Töchter übergehen sollten, wollten die Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken das Successionsrecht auf etwaige männliche Nachkommen Marie Leonorens beschränkt wissen. Wenn der Wortlaut des kaiserlichen Privilegs diesen Anspruch unterstützte, so die Heiratsverträge die Ansicht Marie Leonorens und des Hauses Brandenburg, welches durch die Ehe Johann Siegmunds, des Sohnes des Administrators von Magdeburg, mit der ältesten Tochter der Herzogin ein lebhaftes Interesse an dieser Streitfrage gewann. Zudem erhob auch noch das sächsische Haus auf Grund älterer Anwartschaften Ansprüche auf das Erbe. Auch als dem Herzog Wilhelm sein
1592. Sohn Johann Wilhelm folgte, kam diese Frage nicht zur Entscheidung, so bitter auch das Land in dem Krieg der Spanier und der Generalstaaten von beiden Seiten mit Durchzügen, Besatzungen und Brandschatzung schwer gedrückt, diesen herren- und rechtlosen Zustand empfand. Lange Jahre wurde wegen einer vormundschaftlichen Regierung verhandelt, wobei die kaiserlich-spanischen Bestrebungen denen der erbberechtigten Fürsten, welche ihrerseits von den Generalstaaten unterstützt wurden, entgegenarbeiteten, ein endloses unerquickliches Schauspiel.

Vorläufiger Abschluß des Jülicher Erbstreits. Die Union u. die französ. Politik.

Als der Kaiser Anstalten traf, das Erbe vorläufig selbst in Besitz zu nehmen, schlossen Brandenburg und Neuburg einen Vergleich zu Dortmund (10. Juni 1609) und nahmen die Herzogtümer in gemeinsame Verwaltung. So lagen die

Dinge, als der junge Erzherzog Leopold, Ferdinands Bruder, der trotz seiner bischöflichen Würde nach Erwerbung einer weltlichen Herrschaft strebte und in kühnem Ehrgeiz sich als künftigen Nachfolger des Kaisers im Reich und in Böhmen träumte, Rudolf bewog, sich der Jülicher Händel anzunehmen und das Land bis zu einer definitiven Entscheidung mit Sequester zu belegen; die provisorische Verwaltung mochte dann leicht in eine dauernde übergehen. Verkleidet kam der abenteuerlustige Erzherzog in dem Land an und erwirkte von dem Kommandanten von Jülich die Übergabe dieser Festung. Von hier aus warb er dann bei den geistlichen Kurfürsten und dem spanischen Hof um Hilfe, und diese waren nicht abgeneigt, das Ihrige zu thun, um das für sie so überaus wichtige Land nicht in protestantische Hände kommen zu lassen. Die Besorgnis, daß das Haus Habsburg sich am Niederrhein festsetzen möge, zerstreute sowohl bei den Unierten als bei dem französischen König die Bedenklichkeiten, welche früher auf beiden Seiten gegen ein Bündnis gesprochen. Auf einem Unionstag zu Schwäbisch-Hall, dem ein französischer Gesandter beiwohnte, ward ein Vertrag 11. Febr. 1610.
zu gegenseitiger Unterstützung mit Heeresmacht geschlossen, und zugleich erweiterte sich die Union durch den Beitritt neuer Glieder, namentlich des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg, der seine Jülicher Ansprüche durch diese Verbindung zu fördern gedachte, des Landgrafen Moritz von Hessen, einer Anzahl von Reichsstädten, wie Straßburg, Ulm, Nürnberg u. a. Jetzt endlich schien sich der langgehegte Wunsch Heinrichs IV., eine große Koalition gegen das Haus Habsburg zustandezubringen, der Verwirklichung zu nähern. Eine Anzahl deutscher Reichsstände war gewonnen, der Herzog von Savoyen, die Holländer und selbst Jakob I. von England waren bereit, zur Unterstützung des Königs Truppen ins Feld zu schicken, und das Haus Habsburg war dieser drohenden Gefahr gegenüber damals fast wehrlos. Alsbald wurde nun auf verschiedenen Seiten der Krieg eröffnet, der Markgraf von Ansbach, der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden fielen in die Gebiete der benachbarten geistlichen Fürsten ein, während gleichzeitig französische Truppen in das Jülichsche einrückten. König Heinrich IV. selbst war im Begriff, an der Spitze eines großen Heeres an den Niederrhein zu ziehen; stolze Pläne zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse im Reich erfüllten seinen ehrsüchtigen Geist; da machte Ravaillacs Mörderhand 14. Mai.
allen Entwürfen und Unternehmungen ein jähes Ende. In Frankreich wurde die kühne und großartige Politik Heinrichs IV. verlassen; die Verhältnisse im Innern und die wiedererwachte katholische Rechtgläubigkeit bewogen den Pariser Hof, von einer ferneren Unterstützung der deutschen Union abzustehen. Mit Mühe erlangten es die Unierten, daß das bereits ausgezogene Hilfsheer unter dem Marschall de la Chastre nicht zurückgerufen wurde und bei der Eroberung der Festung Jülich mitwirkte. Die Weltstellung, welche die französische Bundes- 12. Sept.
genossenschaft der deutschen Union gegeben hätte, wurde durch Heinrichs Tod auf ein bescheidenes Maß herabgeführt. Das Bündnis mit Jakob I., welches in 28. März 1612.

der Folge geschlossen wurde und für den Kriegsfall englische Hilfe in Aussicht stellte, war bei dem zaghaften und unzuverlässigen Charakter des englischen Königs ein schlechter Ersatz für die Allianz mit dem entschlossenen und mächtigen
16. Mai 1613. König von Frankreich, und auch der Vertrag mit den Generalstaaten, der bald darauf für fünfzehn Jahre abgeschlossen wurde, konnte für die unthätige Haltung der französischen Regierung in der nächstfolgenden Zeit nicht entschädigen. Da um dieselbe Zeit auch das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich IV. von der
9. Sept. 1610. Pfalz starb, verzogen sich noch einmal die Kriegswolken, die sich bereits so
24. Okt. 1610. schwarz zusammengeballt hatten. Liga und Union schlossen einen Stillstand und versprachen Einstellung der Feindseligkeiten. Brandenburg und Neuburg blieben einstweilen im Besitz der Jülichschen Lande, trotzdem der Kurfürst von Sachsen
7. Juli 1610. vom Kaiser die förmliche Belehnung, jedoch unter dem Vorbehalt rechtlicher Entscheidung, erhalten hatte.

4. Die Vorgänge im Habsburgschen Reich und Haus.

Teilung der österreichischen Lande. Nach Ferdinands I. Tod wurde das gesamte Besitztum des österreichischen Hauses auf Grund testamentarischer Verfügung in drei Teile unter die Söhne des verstorbenen Kaisers geteilt, also daß Maximilian II. Ungarn, Böhmen und das Erzherzogtum Österreich, Ferdinand Tirol und die vorderösterreichischen Lande, Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erhielt*). Die Besitzungen Maximilians II. vererbten allein auf seinen ältesten Sohn, Kaiser Rudolf II., nicht kraft einer eignen Primogeniturordnung, sondern weil dieser Grundbestandteil der österreichischen Hausmacht für unteilbar betrachtet wurde. Die Brüder wurden in andrer Weise entschädigt: Matthias wurde nach dem Tod Ernsts Statthalter des Erzherzogtums Österreich, Maximilian erhielt die Verwaltung von Tirol und Vorderösterreich im Namen des gesamten deutsch-österreichischen Hauses, als Erzherzog Ferdinand ohne rechtmäßige männliche Nachkommen starb (sein Sohn Karl von der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser wurde nicht anerkannt) und mit ihm die Tirolische Linie erlosch (1594); den jüngsten Bruder Albrecht haben wir als Regenten der spanischen Niederlande kennen gelernt.

Die katholische Reaktion in den österreichischen Landen. Wir wissen (S. 702. 723), daß auch in den österreichischen Landen die religiöse Neuerung Eingang und weite Verbreitung gefunden hatte. In Ober- und Niederösterreich waren um die Zeit, da Rudolf II. die Regierung antrat, fast der gesamte Adel und die Städte protestantisch; ebenso bekannte sich in Böhmen und Mähren weitaus der größte Teil des Herrenstandes und der Bürgerschaften zum Luthertum, für welches der Utraquismus den Boden bereitet hatte; ähnlich war es in Schlesien und den

*) Ferdinand I. † 1564.

Maximilian II. † 1576.							Ferdinand von Tirol.	Karl v. Steiermark. Gem. Maria von Bayern.		
Rudolf II. † 1612.	Ernst † 1594.	Matthias † 1619.	Maximilian † 1618.	Albrecht † 1621.	Anna, verm. mit Philipp II. v. Spanien.	Isabella, verm. mit Karl IX. v. Frankreich.	Anna, verm. mit Kaiser Matthias.	Ferdinand II. † 1637.	Leopold † 1632.	Karl † 1624.

andern habsburgischen Landen, und auch in Ungarn hatte der Protestantismus, sei es in lutherischer oder calvinischer Form, tiefe Wurzeln geschlagen. Dem Herren- und Ritterstand Ober- und Unterösterreichs erteilte Maximilian im Jahr 1571 die ausdrückliche Versicherung der freien Religionsübung nach der Augsburgischen Konfession, ebenso den böhmischen Herren und Städten vom utraquistischen Bekenntnis und der „Brüderschaft". Eine ähnliche Zusicherung gab Erzherzog Karl in seinen Besitzungen. Allein seit den Tagen Kaiser Rudolfs II. empfand der Protestantismus, der unter ausdrücklicher oder stillschweigender Duldung so fröhlich aufgeblüht war, die schwere Hand der Reaktion. Und mit dem kirchlichen Absolutismus vereinigte sich der politische; auch gegen die ständischen Rechte und Freiheiten wurde der Kampf eröffnet.

Allenthalben wurden jetzt Katholiken, und zwar Männer der neuen jesuitischen Richtung, in die höheren Landesämter gebracht. In Böhmen stand das Geschlecht der Popel von Lobkowitz, vor allem der Kanzler Adalbert, an der Spitze der Regierung und betrieb aufs eifrigste die katholische Reaktion; nach einem im Jahr 1603 ergangenen Befehl sollten in den Städten nur katholische und altutraquistische Männer in den Rat aufgenommen und nur solche Geistliche geduldet werden; sogar ein altes Gesetz des Königs Wladislaus, welches die böhmischen Brüder mit dem Tod bedrohte, wurde aufs neue verkündigt und der Grundsatz der „Kompaktaten" wieder aufgestellt, daß nur das katholische und das allein durch den Laienkelch von jenem unterschiedene altutraquistische Bekenntnis geduldet werden sollten. Böhmen.

Noch ungescheuter trat die Reaktion in Mähren auf, wo der Bischof von Olmütz, Kardinal Franz von Dietrichstein, ein vornehmer, mit glänzenden Geistesgaben ausgerüsteter Eiferer, die Seele der katholischen Restauration war; in seinem Sinn handelten der Oberstkämmerer Ladislaus von Berka und die andern Häupter der Regierung. Auch hier wurde der Kampf zunächst gegen die Städte eröffnet; nur Katholiken sollten fortan zu Bürgern angenommen und als Ratsherren eingesetzt werden dürfen; protestantische Prediger sollten vertrieben werden. Sodann wurde das adlige „Landrecht", die höchste gerichtliche und verwaltende Behörde in Mähren, den Protestanten verschlossen. Der Vorkämpfer der Landesfreiheiten und der evangelischen Religion, Karl von Zierotin, ein der Brüderunität angehöriger Edelmann von großem Vermögen, von hoher Bildung und sittlicher Würde, mußte seinem gewandten Gegner, dem Bischof von Olmütz, weichen. Die geschlossene Macht der katholischen Partei, der Hader unter den Protestanten, die zwiespältigen Interessen der Stände ermöglichten diese Gewaltakte. Mähren.

Auch in den deutschen Erblanden schritt die katholische Restauration rüstig vor. Gegen die Städte im Erzherzogtum Österreich, welche ohne gesetzliche Ermächtigung den nur dem Herren- und Ritterstand gestatteten protestantischen Gottesdienst eingeführt, ergingen schon im Jahr 1578 zwei Edikte, wonach die evangelischen Prediger entfernt und hinfort nur noch Katholiken als Bürger aufgenommen werden sollten. Mit der Gewalt der Obrigkeit ging die rastlose Wirksamkeit der Priester Hand in Hand, um den neuen Glauben auszurotten. An der Spitze der katholischen Reaktion stand Melchior Klesel, aus einer lutherischen Bürgersfamilie in Wien entsprossen, frühzeitig aber von den Jesuiten zum alten Glauben bekehrt, ein Mann von glänzender theologischer Gelehrsamkeit und Redegabe, dessen hierarchische Grundsätze und kirchlicher Eifer in der Folge häufig hinter politischen Erwägungen und Rücksichten zurücktraten. Als Offizial des Bischofs von Passau, dessen Jurisdiktion über den größten Teil des Erzherzogtums sich erstreckte, entfaltete er eine emsige Thätigkeit. Die Pfarreien wurden mit Priestern der strengen Richtung besetzt, zahlreiche Kirchen, welche in protestantische weltliche Hände geraten waren, wurden den Katholiken wieder zugestellt, die Religions- Österreich.

edikte unnachsichtlich zur Anwendung gebracht. Als Matthias Statthalter von Österreich wurde, stieg die Macht Klesels, der seit 1602 Bischof von Wien war, in kirchlichen und politischen Dingen, und damit der Druck, der auf den Protestanten lastete,
1603. noch höher. In dieser Bedrängnis schlossen die protestantischen Stände Österreichs unter und ob der Enns eine Vereinigung zum Schutz ihrer religiösen und politischen Freiheiten; an der Spitze dieser ständisch-protestantischen Opposition stand der calvinische Freiherr Erasmus von Tschernembl, ein vielseitig gebildeter und gewandter Mann, der zur Erreichung seiner politischen und religiösen Ziele auch revolutionäre Bahnen nicht verschmähte, ihm zur Seite die Brüder Gotthard und Richard von
1605. Starhemberg. Auf der andern Seite traten auf Klesels Betreiben die katholischen Stände in einen Bund. Das Ziel Klesels, die Aufhebung der von Maximilian II. erteilten Konzession, die Vernichtung aller den Protestanten eingeräumten Rechte, wagte sich immer ungescheuter zu Tage.

Ferdinand (II.) geb. 9. Juli 1578. Und noch rücksichtsloser war Ferdinand, der Sohn des Erzherzogs Karl und der bayrischen Maria, in seinem innerösterreichischen Land, Steiermark, Kärnten und Krain vorgegangen, dessen Regierung er im Jahr 1596 im achtzehnten Lebensjahr übernahm. Von Jugend auf in den strengsten katholischen Grundsätzen erzogen, auf der hohen Schule zu Ingolstadt zugleich mit dem Herzog Maximilian von Bayern in die Lehren der Jesuiten eingeführt, war er im Innersten erfüllt von jenem fanatischen Glaubenseifer, der für Deutschland so verhängnisvoll werden sollte. Die Religionsurkunde, die einst Erzherzog Karl dem Ritter- und Herrenstand ausgestellt, wurde als eine nur für die Lebenszeit des Vaters gültige, persönliche Konzession aufgehoben, die protestantischen Prediger des Landes verwiesen. Binnen wenigen Jahren hatte Ferdinand den größten Teil seiner Unterthanen wieder katholisch gemacht, zur größten Bewunderung der römischen Kurie.

Die Vorgänge in Ungarn u. Siebenbürgen. Inzwischen traten in Ungarn Ereignisse ein, welche auf die Vorgänge in Österreich und Deutschland von dem tiefgreifendsten Einfluß waren und der ohnehin erschütterten Stellung des Kaisers die schwersten Schläge versetzten. Der Druck der kaiserlichen Herrschaft gab den Ungarn zu vielerlei Klagen Anlaß. Eifersüchtig auf ihre nationale Eigenart und Selbständigkeit, glaubten sie sich wie eine entlegene Provinz behandelt; nie kam ihr König zu ihnen, auch die nationale Würde des Palatins blieb erledigt; statt dessen regierte ein machtloser Statthaltereirat, meist aus Bischöfen und Katholiken bestehend; alle Ämter und militärischen Kommandos wurden mit Deutschen besetzt; das eigne Staats- und Volksleben Ungarns, so schien es, sollte gebrochen werden. Dazu kam der Druck des kaiserlichen Heeres, die endlosen Steuern und Lieferungen, die Mißhandlungen und Gewaltthaten der zuchtlosen Soldateska; die ausgeplünderten und gequälten Bauern thaten sich dann selbst in bewaffnete Banden als freie „Heiducken" zusammen und wurden, halb Soldaten, halb Räuber, eine arge Landplage. Die seit 1594 wieder ausgebrochenen Türkenkriege und das anarchische, ungesetzliche Treiben der Beamten und Magnaten führten trostlose Zustände herbei. Fürst von Siebenbürgen war, nachdem 1575 Stephan Bathori die polnische Königskrone angenommen hatte, sein Bruder Christoph und seit 1581 dessen Sohn Siegmund geworden. Letzterer, ein unzuverlässiger Jüngling, hat seiner Würde mehrfach zu gunsten andrer, zunächst 1598 des Kaisers Rudolf, entsagt, um sie dann nachträglich wieder zu beanspruchen. In der That huldigten die Stände dem deutschen Kaiser. Während dieser in Unthätigkeit verharrte, fiel der Woiwod Michael III., genannt der Tapfre, der seit
1599. 1593 die Geschicke der Walachei lenkte, in Siebenbürgen ein, angeblich um das Land für den Kaiser zu erobern. Da er es aber für sich behielt, erhoben sich die Sachsen und Szekler gegen ihn; aus Ungarn nahte der kaiserliche General Georg Basta und

brachte dem Woiwoden bei Mirißlo eine Niederlage bei; gleichzeitig verlor dieser auch 18. Sept. 1600.
die Moldau, welche er gleichfalls an sich gebracht hatte. Während nun aber Siegmund Bathori das Land wieder in seine Gewalt brachte, begab sich Michael nach Prag, wo ihn der Kaiser zum Statthalter von Siebenbürgen ernannte. In Gemeinschaft mit Basta besiegte er den Fürsten Siegmund bei Goroßlo, wurde aber bald darauf als unzuver- 3. Aug. 1601.
lässiger, mit den Türken konspirierender Bundesgenosse von Basta aus dem Wege geräumt. Erst im folgenden Jahr gelang es nach einem verheerenden Krieg dem kaiserlichen Feldherrn, den Fürsten Siegmund definitiv zu vertreiben. Jetzt war Siebenbürgen wieder zu Deutschland zurückgekehrt, aber nur um neuen Leiden entgegenzugehen. Das Haus Habsburg sah damals seine einzige Mission in Unterdrückung des Protestantismus. So warfen die religiösen Fragen neuen Zündstoff in die aufgeregte Stimmung. Auch in Ungarn sollte die katholische Reaktion durchgeführt und das protestantische Bekenntnis für rechtlos erklärt werden. Durch eine unerhörte Eigenmächtigkeit fügte der Kaiser den Reichstagsbeschlüssen aus selbstherrlichem Willen einen Febr. 1604.
Artikel hinzu, worin alle Gesetze erneuert wurden, welche seit des ersten Königs Stephan Zeiten zum Schutz der katholischen Religion erlassen worden. Dieser unzeitige Religionseifer hatte bedenkliche Folgen. Stephan Bocskay, der angesehenste Magnat Siebenbürgens und auch in Oberungarn begütert, benutzte die böse Stimmung im Land. Er hatte sich mit türkischer Hilfe der Herrschaft in Siebenbürgen bemächtigen wollen, ward aber, als diese Umtriebe entdeckt wurden, von dem kaiserlichen Feldherrn angegriffen und arg bedrängt. Nun entfaltete er in Ungarn die Fahne des Aufruhrs und trat als Vorkämpfer der religiösen und nationalen Freiheit auf; in kurzem schlossen sich ihm die Städte und fast der ganze Adel an. Als dann Basta mit einem Heer von 20,000 Mann gegen ihn heranzog, rief Bocskay abermals die Hilfe der Türken an und schloß ein Bündnis mit dem Großwesir, so daß der kaiserliche Heerführer es für geraten hielt, sich zurückzuziehen. Die ungarische Krone war damit dem Kaiser verloren, und bald ergossen sich die Heiduckenbanden Bocskays ohne Widerstand über die mährische und österreichische Grenze. Mochten die Landstände sehen, wie sie dies Unwesen abwehren konnten, der Kaiser und Landesherr schaute rat- und willenlos den Ereignissen zu, die er selbst in verderblicher Verblendung heraufbeschworen.

In dieser Not erwachten die Pläne und Bestrebungen, Rudolf II. vom Regiment Der Bund der Erzherzöge
zu verdrängen, mit neuer Stärke. Die Brüder des Kaisers, Matthias und Maxi- gegen den Kaiser.
milian und seine Vettern Ferdinand von Steiermark und Maximilian Ernst traten April 1605.
zusammen, um über die Not des Reichs und des Hauses Habsburg zu beraten. Man war einig, daß der Gefahr, Ungarn und die deutsche Kaiserkrone möchten dem Hause dauernd entrissen werden, nur durch Einsetzung eines Nachfolgers gesteuert werden könnte, und naturgemäß hatte der älteste der Erzherzöge, Matthias, auf diese Stelle den meisten Anspruch. Noch war durch vernünftige Nachgiebigkeit Ungarn zu retten. In Siebenbürgen und Oberungarn wurde Bocskay als Fürst anerkannt; im übrigen Land aber waren die Stände, die Magnaten unter dem reichen Stephan Illeshazy bereit, gegen Bewilligung ihrer nationalen, ständischen und religiösen Forderungen unter die habsburgische Herrschaft zurückzukehren. Widerstrebend und unwillig verstand sich endlich der Kaiser dazu, dem Erzherzog Matthias die Vollmacht zu erteilen, mit den Ungarn und den Türken eine Vereinbarung zu schließen. Den Bruder als König von Ungarn einzusetzen, wie die Stände verlangten, konnte der Starrsinn und Argwohn Rudolfs nicht über sich gewinnen. Die Ernennung zum Statthalter war das Höchste, was er sich abdringen ließ, und lief im Grund auch auf dasselbe hinaus. Nach langen Verhandlungen wurde alsdann der Wiener Friede geschlossen und darin 23. Juni 1606.
den Adligen und Städten Freiheit der Religion zugestanden, die Wahl eines Palatins

in Aussicht gestellt, hinsichtlich der Ämterbesetzungen, Güterkonfiskationen u. a. den Forderungen der Stände willfahrt. Stephan Bocskay erhielt das Fürstentum Siebenbürgen und sieben Gespanschaften in Ungarn, so daß er fast die Hälfte des gesamten ungarischen Bodens, weit mehr als der König, sein Eigentum nannte. Wenige Mo-
11. Nov. 1606. nate darauf kam auch mit den Türken in Zsitwa-Torok ein zwanzigjähriger Frieden zu stande, welcher diesen eine hohe Geldsumme und den Besitz der eroberten Festungen, namentlich Grans, gewährte.

Rudolf und Matthias. Über die Nachfolgefrage beobachtete der Kaiser hartnäckiges Stillschweigen. Je mehr Matthias ihm die Leitung der Geschäfte aus der Hand nahm und sich selbst in den Vordergrund stellte, desto höher stieg der Groll des kaiserlichen Bruders; aus Haß gegen Matthias trug er sich mit dem Gedanken, dem Erzherzog Leopold von der steiermärkischen Linie, der schon in Knabenjahren Bischof von Passau geworden, ohne darum seinen ritterlichen und militärischen Neigungen zu entsagen, die Nachfolge zuzuwenden. Die Sorge für das Wohl des Hauses hatte indessen die Erzherzöge veran-
25. April 1606. laßt mit ihren Absichten deutlicher hervorzutreten. Sie hatten eine förmliche Erklärung abgegeben, daß sie Matthias als den Ältesten des Hauses anerkennten, und sich verpflichtet, ihm beizustehen in allem, was er zum Wohl des gesamten Hauses vornehmen würde, sowie auch für seine Kaiserwahl sich zu verwenden. Der Vertrag der Erzherzöge kam einer Absetzung des Kaisers nahe, und Rudolf selbst sorgte in staunenswerter Verblendung dafür, daß die Dinge sich rasch bis zum offnen Krieg verschärften. Er weigerte sich, den türkischen und den ungarischen Frieden zu ratifizieren, während ihrerseits die ungarischen Stände die Konzessionen, namentlich in Religionssachen, nicht genügend fanden. Als in diesen Tagen Bocskay starb, wie man sagte an Gift, wählten die Stände seines Fürstentums, das doch vertragsmäßig an den Kaiser zurückfallen sollte, eigenmächtig den Siegmund Rakoczy zum Nachfolger und besiegelten dadurch die Trennung von Ungarn. Trotz der Erschöpfung aller Geldmittel beschloß der Kaiser, den Krieg gegen die Türken wieder aufzunehmen und damit zugleich die ungarische Rebellion niederzuschlagen. Der drohenden Gefahr kamen die Gegner zuvor; ehe ein kaiserliches
Dez. 1607. Heer ausgerüstet war, tobte der Aufruhr wieder im ganzen Land, die Türken und die „Heiducken" ergossen sich aufs neue nach Oberungarn unter dem Vorgeben, den gefährdeten Frieden aufrecht zu erhalten.

Das Preßburger Bündnis. Die unerträglichen Zustände, welche Rudolfs verderbliche und verblendete Politik über das Land brachte, reiften zuerst in Ungarn den Entschluß, seiner Herrschaft ein vollständiges Ende zu machen. Die Häupter des Adels, katholische wie protestantische, die Illeshazy, Hommonai, Thurzo u. a., waren in diesem Vorsatz einig, und mit ihnen im Einverständnis waren die Führer der Oppositionspartei in Mähren und
1. Febr. 1608. Österreich, Zierotin und Tschernembl. Auf einem Reichstag zu Preßburg vereinigten sich die ungarischen und die österreichischen Stände mit Matthias, den ungarischen und den türkischen Frieden aufrecht zu erhalten gegen jedermann und zu dem Zweck Kriegsrüstungen zu veranstalten. Da Rudolf das Gegenteil beschlossen hatte und die Preßburger Übereinkunft verwarf, so war damit bereits die gewaltsame Auflehnung gegen den Kaiser ausgesprochen. Bald schloß sich auch Mähren unter der Führung Zierotins und Karls von Liechtenstein der Erhebung an. Der letztere, der reichste Edelmann Mährens, gehörte ursprünglich der Brüderunität an, war dann aber zum katholischen Glauben übergetreten und im Dienste Rudolfs als Landeshauptmann von Mähren und kaiserlicher Oberhofmeister zu den höchsten Würden emporgestiegen; vor kurzem aber war er mit dem Kaiser zerfallen und betrieb seitdem neben Zierotin aufs eifrigste den Anschluß an Matthias. Auf einem eigenmächtig zusammengetretenen Landtag zu Eibenschitz wurde der Landeshauptmann Berka seines Amtes entsetzt, die Errichtung

einer provisorischen Regierung unter Karl von Liechtenstein beschlossen und dann der
Beitritt Mährens zu dem Preßburger Bündnis erklärt. War gleich die Erhebung aus- 19. April 1608.
schließlich das Werk des Adels, so fügten sich doch auch die Prälaten und Städte, die
anfangs widerstanden, der zwingenden Macht der Ereignisse. Der Kaiser, dessen Ge-
mütsverdüsterung zeitweilig in offene Geistesstörung ausartete, sah mit knirschendem
Unwillen aber ohnmächtig diesen Vorgängen zu. Der Gedanke, die Adelsverschwörung
mit gewaltsamer Hand zu Boden zu werfen, den der intrigante Sekretär Hannewaldt
dem verwirrten Geist Rudolfs vorhielt, war bei der Lage der Dinge ein unsinniger
Plan. Das Erscheinen kaiserlicher Truppen unter Tilly in Mähren schien jedoch anzu-
kündigen, daß ein solcher Anschlag in der That im Werke sei, und diente nur dazu,
die Erbitterung zu steigern. Es war für die kaiserliche Herrschaft ein Glück, daß sich
wenigstens Böhmen ruhig hielt und der Erhebung, welche zugleich auf eine Loslösung
der Nebenländer von der böhmischen Krone zu zielen schien, gleichgültig oder argwöhnisch
zusah.

Als nun Matthias mit Heeresmacht gegen Böhmen heranrückte und bald wenige Vertrag mit Matthias.
Stunden von Prag sein Lager aufschlug, geriet Rudolf in die äußerste Bedrängnis und Beschwichtigung der Bewegung.
mußte sich zu Verhandlungen mit dem verhaßten Bruder verstehen. Benutzten doch
jetzt auch die Böhmen die günstige Gelegenheit, um dem Kaiser ihre Forderungen vor- 24. Mai 1608.
zulegen, 25 Artikel, darunter in erster Linie die volle und allgemeine Religionsfreiheit.
In seiner verzweifelten Lage gewährte Rudolf nicht nur die böhmischen Forderungen,
indem er allein die Entscheidung über die Religionsfrage auf den nächsten Landtag
verschob, sondern willigte auch mit schwerem Herzen in die Ansprüche des Bruders:
Matthias erhielt in dem Vertrag von Lieben Ungarn, Österreich und Mähren, sowie 25. Juni.
die Zusicherung der Nachfolge in Böhmen, und der Türkenfrieden vom Jahr 1606
wurde endlich bestätigt. Allein wenn die Protestanten in Österreich und Mähren nun-
mehr von dem neuen Herrn volle Glaubensfreiheit und insbesondere die Ausdehnung
des dem Adel zustehenden Rechts freier Religionsübung auf die Städte beanspruchten,
so stießen sie bei Matthias auf entschiedenen Widerstand. Die Mähren begnügten sich
unter Zierotins friedenstiftendem Einfluß mit der allgemeinen Versicherung, daß nie-
mand um der Religion willen verfolgt werden solle, und leisteten die Huldigung; auch 30. Aug. 19. Nov. 1608.
in Ungarn fand die Krönung statt, nachdem Matthias in eine Reihe von Artikeln ge-
willigt, welche die früheren religiösen und politischen Freiheiten der Adelsoligarchie be-
stätigten und die Palatinswürde in Illeshazys Person wiederhergestellt hatte. In
Österreich aber fand die Forderung der Protestanten nach gesetzlicher Anerkennung voller
Religionsfreiheit und politischer Gleichberechtigung der Konfessionen bei Matthias solchen
Widerstand, daß bereits auf beiden Seiten Kriegsrüstungen gemacht wurden und die
Protestanten unter Tschernembls Führung ernstlich daran dachten, unter Rudolfs Herr-
schaft zurückzukehren. Christian von Anhalt, dessen vielgeschäftiger Geist in diesen
Wirren die reichste Nahrung zu neuen Projekten und Intrigen fand, ersah mit Freuden
die Gelegenheit, den Hader im Hause Habsburg zu erneuern, stellte die Hilfe der Union
in Aussicht und lockte den Kaiser durch die Hoffnung, die verlornen Länder wieder zu
erlangen. Erst nach monatelangem Streiten und Unterhandeln ließ sich Matthias
zu einigen Zugeständnissen an die Protestanten herbei. Die „Resolution" vom 19. März 19. März 1609.
sicherte allen Einwohnern Österreichs Freiheit des Gewissens und den adligen Ständen
freie Übung des Gottesdienstes. Den Städten wurde zwar die öffentliche Übung des
protestantischen Gottesdienstes nicht ausdrücklich zugestanden, doch versprach Matthias,
daß er ihnen keine Veranlassung zu Beschwerden geben werde. Erst nach diesen Ver-
sicherungen ließen sich die Stände Österreichs zur Huldigung herbei.

In seiner Bedrängnis durch Matthias hatte Kaiser Rudolf die böhmischen Stände

Die Erteilung des böhmischen Majestätsbriefs. mit ihrer Forderung freier Religionsübung auf einen demnächst einzuberufenden Landtag vertröstet. Als aber nun die Protestanten, d. h. die Utraquisten und die „Brüder" unter der Führung Wenzels von Budowec, welche sich im Jahr 1575 auf Grund der „böhmischen Konfession" im Dogma, wenn auch nicht in Kirchenverfassung und Kirchenregiment geeinigt hatten, ihre Forderungen erneuten, fanden sie Rudolf keineswegs geneigt, ihre Ansprüche zu befriedigen. Der päpstliche Nunzius, der Erzbischof von Prag, der Kanzler Lobkowitz, Wilhelm von Slawata, Jaroslaw von Martinitz, trugen die hauptsächlichste Schuld an der ablehnenden Haltung des Kaisers. Der Landtag, der die religiöse Frage entscheiden sollte, wurde nach monatelangen Verhandlungen unverrichteter Dinge aufgelöst. Allein die protestantischen Stände blieben dennoch beisammen, und ihr tumultuarisches Auftreten bestimmte den Kaiser, den Landtag wiederum einzuberufen. Der neue Landtag zeigte alsbald eine Entschlossenheit, welche die letzten Bedenken des Kaisers beseitigte. Die Stände entwarfen ein Privileg, welches die religiöse Freiheit sicherstellte, und beschlossen eine allgemeine Landesbewaffnung und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, bestehend aus 30 Direktoren, je zehn aus dem Herren-, dem Ritterstand und den Städten; der Graf **Thurn** und der Freiherr **Colonna von Fels** wurden mit dem Kommando des neu zu bildenden Heeres betraut. Diese Vorgänge brachen den letzten Widerstand Rudolfs und er gewährte die Forderungen der Protestanten im vollsten Umfang, indem er jenes Privileg, den „**Majestätsbrief**", unterzeichnete.

(Randnoten: 1. April 1609. — 25. Mai. — 9. Juli 1609.)

Inhalt des Majestätsbriefs und des Vergleichs. Durch den Majestätsbrief erlangten die Utraquisten und Brüder die Zusicherung, gleich den Katholiken ihre Religion frei bekennen und ausüben zu dürfen; niemand, weder aus den höheren Ständen, noch aus den Städten, Märkten und dem Landvolk solle von seiner Religion abgewendet und zu des Gegenteils Religion mit Gewalt gebracht werden. Dem Herren- und Ritterstand sowie den Städten solle es frei stehen, zu den bisherigen neue Kirchen und Schulen wo immer zu erbauen. Zugleich wurde das „untere Konsistorium" in Prag den Utraquisten als eigne kirchliche Behörde eingeräumt und der Autorität des Erzbischofs völlig entzogen. Ein Ausschuß aus ihrer Mitte, die **Defensoren**, je acht aus jedem der drei Stände, sollte die Leitung des Konsistoriums und der gleichfalls den Utraquisten eingeräumten Prager Universität übernehmen. Diese Defensoren wurden später mit noch weitergehenden Befugnissen zum Schutz des protestantischen Bekenntnisses betraut, in welche der Kaiser ebenfalls einwilligen mußte. Sie sollten im Fall der Not Truppen werben und Geld aufnehmen, und wenn es sich um dringende Anliegen ihrer Konfession handelte, Vertreter aller böhmischen Kreise zu einem protestantischen Separatlandtag einberufen dürfen. Die „Utraquisten" und die „Brüder" schlossen jetzt auch hinsichtlich der Kirchenverfassung und des Kirchenregiments, der Einrichtung des Konsistoriums, der Zeremonien und des Kultus eine Übereinkunft und legten die alten Parteinamen ab zu gunsten der allgemeinen Bezeichnung: „Christen unter beiderlei Gestalt". Der Majestätsbrief sollte als Reichsgrundgesetz gelten und alle vorher oder nachher im Widerspruch damit erlassenen Edikte und Mandate nichtig sein. Da jedoch eine einseitige Übereinkunft zwischen dem Landesherrn und den protestantischen Ständen die katholischen nicht binden zu können schien, wurde an demselben Tag ein „**Vergleich**" zwischen den Ständen beider Konfessionen geschlossen, welcher für beide Parteien den gegenwärtigen Besitzstand garantierte und für einige im Majestätsbrief nicht hinlänglich geordnete Punkte der gegenseitigen Duldung nähere Bestimmungen traf. Beide Urkunden ordneten jedoch, wie wir bald sehen werden, manche Fragen gar nicht oder in so unbestimmter und unklarer Weise, daß darüber binnen kurzem die bittersten Streitigkeiten ausbrachen. Auch den böhmischen Nebenländern wurde bald darauf durch einen Majestätsbrief Freiheit des Be-

kenntnisses gewährt, und ein allgemeines Amnestiedekret für die Vorgänge der jüngsten Zeit erlassen. Doch waren die katholischen Eiferer unter den Landesbeamten, der Kanzler Lobkowitz und die Herren von Martinitz und Slawata, nicht zu bewegen, ihre Unterschriften unter das Dekret zu setzen.

Auch nach dem Vertrag zwischen Rudolf und Matthias dauerte der Haß unter den feindlichen Brüdern fort. Rudolf trachtete auf alle Weise wieder in den Besitz der verlornen Lande zu kommen; er stand mit den Unzufriedenen in Mähren und Österreich in Verbindung, er erwog die Möglichkeiten und Aussichten eines neuen Kriegs, er rief die Hilfe der befreundeten deutschen Höfe an gegen das Unrecht, das ihm widerfahren. Die abenteuerlichen Pläne des Erzherzogs Leopold, der erst Jülich unterwerfen und dann mit spanischer Hilfe die unbotmäßigen Böhmen und die abgefallenen Länder zum unbedingten Gehorsam gegen den Kaiser und sich selbst zurückführen wollte (S. 783), hatten Rudolfs vollen Beifall. Schon wurden in dem dem Erzherzog Leopold zugehörigen Bistum Passau Rüstungen veranstaltet, zum Schein für den Jülicher Krieg, in Wahrheit aber, um dem Kaiser mit Waffengewalt das Verlorne wiederzubringen. Um sich des Einverständnisses der befreundeten deutschen Fürsten gegen seinen Bruder zu versichern, beschloß Rudolf, dieselben zu einem Konvent nach Prag zu laden, und auch Matthias und die Freunde eines aufrichtigen Friedens waren einem solchen Fürstentag nicht abgeneigt, in welchem sie ihrerseits das letzte Mittel sahen, eine dauernde Versöhnung im Hause Habsburg herbeizuführen, wenn sie gleich eine ausschließliche Versammlung der Erzherzöge lieber gesehen hätten. In den Einberufungsschreiben wurde als Zweck des Konvents die Beratung über eine Vereinbarung mit Matthias, die Wahl eines römischen Königs, die Restitution von Donauwörth und die Schlichtung der Jülicher Angelegenheit bezeichnet, in der That vier hochwichtige Punkte, deren Erledigung den Frieden im Hause Habsburg und im Reich hätte wiederherstellen können. Aber der Kaiser hatte den Fürstentag nicht in dem aufrichtigen Wunsch der Friedensstiftung berufen, sondern er hoffte mit dessen Hilfe das Verlorne wieder zu gewinnen und über den verhaßten Bruder zu triumphieren. Unter solchen Umständen war von der Thätigkeit des Konvents wenig Heil zu erwarten. Ende April fanden sich die geladenen Fürsten, die Kurfürsten von Mainz, Köln, Sachsen, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in Prag ein. Der vorsichtige und berechnende Maximilian von Bayern wies auch jetzt jeden Versuch, ihn in die österreichischen Wirren und andre fremde Händel zu verwickeln, von der Hand; er erkannte zu klar die Nutzlosigkeit solcher Konferenzen in einem Augenblick, wo alles bereits auf die Entscheidung des Schwerts gestellt war. Den ganzen Sommer über tagte der Konvent. Aber die langwierigen Beratungen über die Jülichsche Frage hatten auf das Schicksal dieses Landes ebensowenig Einfluß, als die Belehnung mit der Erbschaft, die in diesen Tagen dem Kurfürsten Christian II. von Sachsen zu teil ward. Und auch in andern Fragen war der Konvent nicht viel glücklicher. Was die Aussöhnung zwischen Rudolf und Matthias betraf, so war die anfängliche Forderung des Kaisers, die Restitution in die verlornen Länder, geradezu kindisch. Nach langen ermüdenden Verhandlungen wurde endlich eine Übereinkunft getroffen, wonach Matthias dem Kaiser Abbitte leisten, die Lehnsherrlichkeit desselben über Österreich anerkennen und nichts Feindseliges wider ihn unternehmen, auch mit den Türken ohne sein Vorwissen nicht in Unterhandlung treten sollte; auch sollten beide binnen Monatsfrist ihr Kriegsvolk entlassen. Allein das Vertrauen unter den Brüdern wurde auch durch diesen mühsam zu stande gebrachten Vertrag nicht hergestellt. In der Donauwörther Sache kam der Konvent über eine matte Erklärung nicht hinaus, und auch die Nachfolge im Reich wurde nur vorüber-

Der Prager Fürstenkonvent. 1610.

April 1610.

7. Juli.

10. Sept.

gehend berührt. Der Kaiser hatte damals seine volle Gunst dem Erzherzog Leopold zugewendet und gewann die geistlichen Kurfürsten und Sachsen für diese Kandidatur. Aber die Bewerbung des länderlosen Fürsten bot von vornherein die geringsten Aussichten unter den vielen, die zu jener Zeit auftauchten.

Der Passauer Einfall. 1611. Es zeigte sich bald, daß der Kaiser die Versöhnung mit Matthias nicht aufrichtig meinte, sondern mit dem ehrgeizigen Erzherzog Leopold im Einverständnis auf Kampf sann. Das Kriegsvolk, das zur Durchführung eines Gewaltstreichs gegen Matthias und die böhmischen Stände in Passau bereit stand, wurde auch jetzt nicht abgedankt, wie es die Übereinkunft verlangte. Als die bisherigen Quartiere völlig ausgesogen waren, zogen die zuchtlosen Banden unter dem Obersten Ramée, an 12,000 Mann stark, nach Oberösterreich. Der Kaiser war mit dieser offenbaren Friedensverletzung einverstanden; die nichtige Hoffnung, die österreichischen Stände würden sich auf seine Seite schlagen, und die trügerischen Vorspiegelungen der Astrologen hielten seinen kranken, verblendeten Sinn gefangen. Allein nachdem die meuterischen Banden einige Jan. Wochen lang in Österreich Raub, Zerstörung und Mißhandlungen begangen, sahen sie sich durch die Gegenwehr der Einwohner und die Rüstungen des Erzherzogs Matthias zum Abzug bewogen. Sie richteten nun ihren Marsch nach Böhmen, bemächtigten sich rasch der Stadt Krumau, überrumpelten Budweis und Tabor und standen in wenigen 13. Febr. Tagen vor Prag. Die böhmischen Stände blickten mit begreiflicher Erbitterung auf diese Vorgänge und rüsteten sich zur Gegenwehr, durch ein Landesaufgebot und Werbungen. Niemand im Land, außer dem verblendeten Kaiser und dem leichtsinnigen Abenteurer Leopold, billigte das frevelhafte Unternehmen, den bestehenden Rechtszustand, die geschlossenen Verträge mit Hilfe verwilderter Banden umzustürzen; der spanische Gesandte Don Zuñiga und der Nunzius ließen dringende Warnungen ergehen; auch die katholische Partei, mit Ausnahme einiger Eiferer wie Martinitz, Slawata, der ehemalige Landeshauptmann von Mähren, Berka, die geheimen Räte Hannewaldt und Hegenmüller, verdammte diese thörichten Anschläge. Während der Kaiser einen weder ernstlich gemeinten, noch befolgten Befehl zum Abzug an die Passauer erließ, 15. Febr. 1611. fand sich der Erzherzog selbst in ihrem Lager ein und führte sie zum Sturm gegen die Kleinseite heran. Unter greuelvollen Straßenkämpfen gelang die Eroberung dieses Stadtteils, während in den andern Quartieren die Wut des Volks sich in der Plünderung der Klöster und der Ermordung katholischer Priester und Mönche Luft machte, die man der Mitwirkung an dem Überfall beschuldigte. Das Unternehmen Leopolds hatte nach der Einnahme der Kleinseite keinen weiteren Erfolg. Die Alt- und die Neustadt verschlossen ihre Thore und verteidigten sich mit hartnäckiger Entschlossenheit; der Versuch, die ständischen Truppen auf des Kaisers Dienst zu verpflichten und mit den Passauern zu vereinigen, scheiterte. Die böhmischen Stände, unter welchen in diesem Augenblick der verschlagene und intrigante Wenzel von Kinsky das entscheidende Wort führte, richteten eine provisorische Regierung von dreißig Direktoren ein; schon stand bei ihnen der Entschluß fest, die Herrschaft an Matthias zu übertragen. Die Aufforderungen des Kaisers zur Kapitulation wurden zurückgewiesen, seine Zusicherungen, das Passauer Kriegsvolk entlassen zu wollen, fanden keinen Glauben. Die entschlossene Haltung der Prager, die bedrohlichen Rüstungen im Land und das Entsatzheer, welches von Matthias zu erwarten stand, überzeugten endlich das Passauer Volk und den Erzherzog Leopold selbst, daß ihr Unternehmen auf die Hauptstadt gescheitert sei. Unter ärgerlichen Auseinandersetzungen mit dem Kaiser über die Soldrückstände, 10. März. zogen die wilden Scharen nach einigen Wochen aus der Kleinseite wider ab, von aller Welt nicht als ehrliche Soldaten, sondern als Meuterer und Räuber angesehen, in der Mitte dieses zuchtlosen Haufens der Erzherzog Leopold, der Ehre und Glück in

einem frevelhaften Unternehmen aufs Spiel gesetzt und verloren hatte. Erst nach Kaiser Rudolfs Tod versöhnte sich der Erzherzog mit Matthias; den hervorragendsten Führer des Passauer Kriegsvolks, den Obersten Ramée, der auf dem ganzen Feldzug der schmutzigsten Habsucht gefrönt, ließ Leopold selbst im Jahr 1613 hinrichten.

Matthias' Krönung in Böhmen. 1611.

Unmittelbar nach dem Abzug der Passauer von Prag kamen die österreichischen und mährischen Hilfsscharen des Königs Matthias, und bald darauf er selbst in Prag an. Die Herrschaft Rudolfs, der von ständischen Truppen in der Burg wie ein Gefangener bewacht wurde, war bereits von allen aufgegeben. Ein Generallandtag der böhmischen Krone, zu dessen Einberufung sich der Kaiser gezwungen sah, sollte seinem „bösen und schädlichen Regiment" ein Ende machen. Die königliche Proposition, womit der Landtag eröffnet wurde, willigte zwar in die Krönung des „designierten" (12. April.) Königs Matthias, wollte aber noch immer die Regierung in Rudolfs Händen belassen. Aber da die Stände hiermit keineswegs einverstanden waren, sah sich Rudolf auch zu dem Entschluß einer völligen Abdankung unter gewissen Bedingungen genötigt. Die Streitigkeiten der Böhmen mit den Ständen der Nebenländer, Mähren, Schlesien, Lausitz, welche ihre alten Forderungen auf vollständige Autonomie hinsichtlich der Verwaltung, der Justiz und der Finanzen erhoben, verzögerten die Königskrönung, bis ein Ausgleich geschlossen war, welcher freilich die separatistischen Gelüste der letzteren mit dem böhmischen Anspruch auf die herrschende Stellung keineswegs auf die Dauer zu versöhnen geeignet war. In letzter Stunde stellten auch die böhmischen Stände ihrerseits eine Reihe weitgehender Forderungen an den neuen König. Sie beanspruchten die Freiheit Kreisversammlungen einberufen und Truppen ohne königliche Erlaubnis anwerben zu dürfen, und die Zustimmung des Königs zu den ständischen Bündnissen mit Schlesien, Ungarn und Österreich, Forderungen, welche die königlichen Rechte erheblich beeinträchtigten und den Ständen, die zu gegenseitigem Schutz in Bündnissen zusammentraten, die Möglichkeit gewährten, die wesentlichsten Befugnisse der Regierungsgewalt an sich zu reißen. Um die lange verzögerte Krönung nicht noch weiter hinauszuschieben, begnügten sich die böhmischen Stände mit der Zusicherung des Königs, ihre Forderungen auf dem nächsten Landtag verhandeln zu lassen, und die feierliche Krönung konnte endlich stattfinden. (23. Mai 1611.) Bis zur letzten Stunde hatte sich Kaiser Rudolf an die wesenlosen Reste seiner Herrschaft angeklammert; vor dem festlichen Lärm am Krönungstag flüchtete er sich in die entlegensten Räume des Schlosses. Erst drei Monate später kam ein Vergleich über die Entschädigung für seine Resignation (11. Aug.) zu stande. Eine Jahrespension und die nichtige Genugthuung, daß die Regierungshandlungen auch ferner in seinem Namen erlassen werden sollten, war es, was ihm von allen seinen Kronen übrig blieb. Aber auch die Häupter der ständischen Bewegung täuschten sich, wenn sie gehofft hatten, Matthias werde zum Dank für ihre Verdienste nunmehr die Regierung ganz in ihrem Sinn einrichten. Die obersten Landesämter blieben mit geringen Veränderungen in den Händen der bisherigen katholischen Besitzer, der Herren Adam von Sternberg, Adam von Waldstein, Zdenek von Lobkowitz u. a., nicht einmal die Herren Slawata und Martinitz, die sich durch ihren katholischen Eifer so tiefen Haß zugezogen, wurden entfernt; der einzige Graf Thurn von den Führern der Protestanten erlangte als Burggraf von Karlstein eines der untergeordneten Landesämter. Auf diese Weise waren es keine günstigen Auspizien, unter welchen das neue Regiment, das sich von vornherein auf die katholische Partei stützte, ins Leben trat.

Tod Kaiser Rudolfs. 1612.

Auch jetzt hatte Rudolf seinen Ansprüchen auf die Herrschaft und seinem

tödlichen Haß gegen den Bruder noch nicht entsagt. Sein kranker Geist sann unablässig, wie die verlornen Kronen wieder zu erlangen seien, und verfiel jetzt auf den abenteuerlichen Plan, bei der Union Hilfe und Rettung zu suchen. Der Oberst Gunderode, ein diplomatischer Intrigant von zweideutigem Ruf, unterhandelte mit dem Fürsten von Anhalt, doch fanden die thörichten Anträge des Kaisers bei den unierten Fürsten eine ziemlich kühle Aufnahme. Und während Rudolf mit abenteuerlichen Plänen und, dem Tod nahe, mit Heiratsgedanken
Okt. 1611. seinen Geist nährte, berieten sich die Kurfürsten in Nürnberg über die Nachfolge im Reich und setzten bereits einen Termin für die römische Königswahl fest; daß Matthias der Erwählte sein und den Bruder, den er aus allen seinen Besitzungen verdrängt, auch im Kaisertum beerben würde, stand bereits in sicherer Aussicht.
Dez. 1611. Gleichzeitig schlossen die Erzherzöge einen neuen Familienvertrag, worin sie sich verpflichteten, künftige Zwistigkeiten in Güte beizulegen, nach Kräften die Kaiserwahl Matthias' zu betreiben und in ihren Gebieten nichts vorzunehmen, was der katholischen Religion und dem Hause Abbruch thun könnte. Allein der Schmerz, den verhaßten Bruder auch mit der Krone des Deutschen Reichs ge-
20. Jan. 1612. schmückt zu sehen, blieb dem alten Kaiser erspart. Am 20. Januar starb Rudolf II., 59 Jahre alt. Er war nie vermählt gewesen; das lange Jahre erwogene Projekt einer Ehe mit Donna Isabella, der Tochter Philipps II., kam nicht zur Ausführung, und die Infantin reichte schließlich ihre Hand dem Erzherzog Albrecht. Des Kaisers zahlreiche uneheliche Nachkommenschaft verschwand im Dunkel; ein einziger, der „Marchese Julio“, erregte durch sein wüstes und tolles Leben und seinen unheimlichen Tod im Wahnsinn, noch bei des Vaters Lebzeiten, ein peinliches Aufsehen in Böhmen.

III. Kaiser Matthias und der böhmische Krieg.

1. Matthias' Kaiserwahl und Stellung im Reich.

Die Kaiserwahl. 1612. Schon bei Rudolfs Lebzeiten waren, wie wir gesehen haben, vielfache Verhandlungen und Erwägungen in den Kreisen der Kurfürsten über die Nachfolge gepflogen worden und die mannigfachsten Kombinationen aufgetaucht. Der Gedanke, endlich einmal das Haus Habsburg aus seiner fast erblich gewordenen Würde zu verdrängen, war unter den unierten Fürsten längst beraten worden, aber schließlich war doch kein andres deutsches Fürstenhaus vorhanden, das fähig und willig gewesen wäre, die Kaiserkrone zu tragen, und im Kurkollegium fand sich stets eine Majorität, die in vererbter Loyalität an der habsburgischen Kaisertradition festhielt. Auch als jetzt der Kaiserthron erledigt war, wurde ein ernstlicher Versuch, vom Hause Österreich abzugehen, nicht gemacht. Herzog Maximilian von Bayern zeigte sich sehr kühl, so oft die Anträge an ihn herantraten, sich um die Wahlstimmen zu bewerben. Im Hause Habsburg aber hatte keiner

mehr Anspruch, der Nachfolger Rudolfs zu werden, als derjenige, der ihn auch in den Stammlanden, noch bei Lebzeiten, beerbt hatte. Die alten Erzherzöge Maximilian und Albrecht, die öfter in das Bereich der Kombinationen gezogen wurden, trugen keine Lust, die schwere Bürde des Kaisertums auf ihre lebensmüden Schultern zu laden. So wurde denn Matthias einhellig zum Kaiser gewählt. 13. Juni 1612.

Noch einmal machte Kaiser Matthias einen Versuch, die Reichsangelegenheiten in die Hand zu nehmen und, womöglich, die schroffe Feindseligkeit der Gegensätze auszugleichen. Im Reich hatte man an die neue Regierung mancherlei Pläne und Hoffnungen geknüpft, welche in den der Wahl und der Aufstellung der Kapitulation vorangehenden Verhandlungen zum Ausdruck gelangten. Von seiten der Protestanten wurde vor allem eine Reform der Rechtspflege verlangt, insbesondere sollte der Reichshofrat paritätisch besetzt und durch regelmäßige Visitationen, an denen auch weltliche Kurfürsten teilzunehmen hätten, alle Übelstände, Bestechlichkeit und ungesetzliches Verfahren abgestellt werden. Auch der alte Vorschlag eines aus den Ständen zu ernennenden Reichsregiments, eines geheimen Rats, der dem Kaiser in allen Regierungsangelegenheiten zur Seite stehen sollte, natürlich ebenfalls paritätisch zusammengesetzt, tauchte wieder auf. Dazu kam die alte Frage der „Session" protestantischer Administratoren, welche endlich durch eine bindende Erklärung des Kaisers in ihren Rechten sichergestellt werden sollten. Die katholischen Kurfürsten setzten solchen Bestrebungen heftige Opposition entgegen, und Dank der Bedenklichkeit und Unentschlossenheit der kursächsischen Politik, an welcher jedes einmütige und thatkräftige Handeln der Protestanten scheiterte, erlangten sie es, daß die Wahlkapitulation, welche Matthias beschwor, den evangelischen Forderungen wenig Rechnung trug. Es kam somit alles auf die Gesinnung und den freien Willen der neuen Regierung an. Wohl war Matthias von streng katholischer Gläubigkeit, allein er wußte, wie wir mehrfach gesehen haben, den religiösen Eifer zurückzuhalten, wo ihm die Politik Milde und Nachgiebigkeit zu gebieten schien. Und auch sein allmächtiger Minister, der Kardinal Klesel, trat aus dem engen kirchlichen Gesichtskreis früherer Jahre heraus und sah die Aufgabe des Kaisertums in einer über den Parteien stehenden, auch gegenüber dem Papst unabhängigen Stellung, in der Aufrechthaltung der Reichsverfassung und der öffentlichen Ordnung allen zum Vorteil. Er mißbilligte sogar die Ausschließung protestantischer Administratoren von Sitz und Stimme im Reich, woraus er nur Störung der Reichstage, Hemmung der Reichsjustiz und Entfremdung der mächtigsten deutschen Fürstenhäuser entspringen sah. Aber mochte auch die kaiserliche Regierung den Willen haben, beiden Parteien gerecht zu werden, die Entscheidung stand längst nicht mehr bei ihr. Stellung und Charakter der neuen Regierung.

Im zweiten Jahr seiner Regierung berief Matthias noch einmal die Stände nach Regensburg, wie üblich, zunächst um die Hilfe des Reichs gegen Reichstag zu Regensburg. Aug. 1613.

die Türken in Anspruch zu nehmen, vielleicht auch gegen die protestantisch-ständische Auflehnung in seinen Erbstaaten. Aber die deutschen Reichsstände beschäftigten ganz andre Dinge. Schon im Frühjahr hatte sowohl die katholische Liga als die protestantische Union zu den brennenden Tagesfragen Stellung genommen, um in festgeschlossener Phalanx für ihre Forderungen einzutreten. Die Katholischen beschlossen auf ihrer Interpretation des Religionsfriedens, welche jede nachträgliche Säkularisation als ungültig verwarf, zu beharren und die protestantischen Administratoren vom Reichstag auszuschließen. Auf der andern Seite verlangten die Unierten nicht nur die Anerkennung der bestehenden Besitzverhältnisse, sie sprachen dem Reichstag nicht nur jede Befugnis zur Entscheidung von Religionssachen ab, sie wollten auch in Steuerangelegenheiten keinen Majoritätsbeschluß gelten lassen. Schon faßte man auf beiden Seiten die Möglichkeit des Kriegs ins Auge und schickte sich an, mit den Waffen den Ansprüchen Nachdruck zu geben. Bei dieser Schroffheit der Gegensätze war an einen Erfolg des Reichstags nicht zu denken. Die Protestanten beharrten bei ihrem Vorsatz, vor Abstellung ihrer Beschwerden in keinerlei Beratung einzutreten, am wenigsten eine Steuer zu bewilligen. Sie verlangten zunächst sofortige Einstellung der Reichshofratsprozesse und eine zuverlässige Erklärung über die Restitution der Stadt Donauwörth. Über die andern Beschwerden sollte ein aus beiden Konfessionen paritätisch zusammengesetzter Deputationstag, bei dem jedoch nur gütliche Vereinbarung, keine Majorität stattfinden dürfe, einen Ausgleich suchen. In dieser schwierigen Lage, zwischen unvereinbaren Gegensätzen, überkam den Kaiser das volle Gefühl von der Hoffnungslosigkeit weiterer Verhandlungen, und er eilte den Reichstag zu schließen. Nachdem die kaiserlich gesinnten Stände, wozu auch die lutherischen Fürsten von Sachsen und Hessen-Darmstadt gehörten, die geforderten „Römermonate“ bewilligt und selbst die „Korrespondierenden“ eine verklausulierte und später freilich nicht eingehaltene Zusage in dieser Hinsicht gege-
22. Okt. 1613. ben, wurde der Reichsabschied vollzogen, ohne daß die großen Fragen der deutschen Politik auch nur einen Schritt vorgerückt wären. Es war der letzte Reichstag, der jahrzehntelang gehalten wurde. Wenn bisher das Kaisertum versucht hatte zu vermitteln und über den Parteien seine Stellung zu behaupten, so übernahm es statt dieser undankbaren Rolle fortan die Führerschaft des einen der streitenden Teile. Am Tage nach dem Reichsabschied unterzeichneten die Mitglieder der Liga ein Abkommen, welches dem katholischen Bund eine sehr veränderte Richtung gab, indem es den kaiserlichen Einfluß an Stelle des bayrischen setzte. Die Liga wurde in drei Kreise, einen österreichischen, bayrischen und rheinischen geteilt, und mit der Direktion von zweien derselben österreichische Erzherzöge betraut. Maximilian ertrug es begreiflicherweise mit schwerem Verdruß, daß ihm die Führerschaft entwunden wurde; eine Entfremdung der bayrischen und der kaiserlichen Politik war die nächste Folge.

Inzwischen war auch in dem alten Jülicher Erbfolgestreit eine Wen-

dung eingetreten, die den Ausbruch eines allgemeinen Kriegs befürchten ließ. Streit um das Jülichsche Erbe.
Wir wissen, daß Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg und Pfalzgraf
Wolfgang Wilhelm von Neuburg die streitigen Lande gemeinsam in Besitz und
Verwaltung genommen hatten, ein Verhältnis, das begreiflicherweise zu vie-
lerlei Reibung und Mißstimmung zwischen den „possidierenden“ Fürsten Anlaß
gab. Am pfalzgräflichen Hof erwachte nun der Gedanke, durch eine Vermäh-
lung Wolfgang Wilhelms mit der Tochter des Kurfürsten die brandenburgischen
Ansprüche mit den pfälzischen zu vereinigen. Allein der Kurfürst war keineswegs
geneigt, eine solche Forderung zu bewilligen. Die darüber geführten Verhand-
lungen erhöhten die Mißstimmung und Gereiztheit. Bei einer persönlichen Zu-
sammenkunft in Düsseldorf soll es zu einer überaus heftigen Auseinandersetzung
gekommen sein, ja der Kurfürst dem Pfalzgrafen einen Schlag ins Gesicht ge-
geben haben. Jetzt griff der junge Pfalzgraf den früheren Plan wieder auf, die
Schwester Maximilians von Bayern, Magdalene, in die Ehe zu nehmen und
sich durch Anschluß an Bayern und die Liga zu stärken. Auch der alte eifrig
lutherische Pfalzgraf Philipp Ludwig billigte diese Verbindung und hoffte, die
bayrische Prinzessin werde zum lutherischen Glauben übertreten. Inzwischen
hatte aber bereits im tiefsten Geheimnis der Pfalzgraf Wolfgang das katholische
Bekenntnis abgelegt, und bald darauf wurde die Vermählung vollzogen. Als 19. Juli 1613.
jetzt der Pfalzgraf wieder nach Düsseldorf zurückkehrte, nahm die Spannung mit
Brandenburg begreiflicherweise einen unleidlichen Grad an, und beide „Possi-
dierenden“ sahen sich nach Bundesgenossen um, die ihnen in dem unvermeidlichen
Krieg ihre Ansprüche durchsetzen helfen sollten. Der Pfalzgraf hielt es jetzt auch
an der Zeit, seinen Übertritt zum katholischen Glauben öffentlich kund zu thun. 25. Mai 1614.
Die erschütternde Nachricht von diesem Vorfall brach dem alten strenggläubigen
Vater das Herz († 12. Aug. 1614) und erregte in der protestantischen Welt das
größte Ärgernis, zumal kurz vorher auch der Kurfürst von Brandenburg, neben
Sachsen die festeste Säule des Luthertums in Deutschland, den reformierten
Glauben angenommen hatte. Solche gewaltige Überraschungen steigerten das
Gefühl der Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse und die dumpfe Aufregung
der Gemüter. Am Niederrhein führte die Erbitterung der beiden „Possidieren-
den“ bald zum offnen Krieg. Spanische und holländische Truppen rückten gleich-
zeitig ins Land, jene für Pfalz, diese für Brandenburg. Der spanische Feld- Sommer 1614.
herr Spinola bemächtigte sich als kaiserlicher Kommissar der Städte Aachen,
Wesel und Xanten, während sich Moritz von Oranien im Kleveschen festsetzte.
In diesem entscheidenden Augenblick überwog noch einmal auf beiden Seiten
die Scheu vor einem allgemeinen Krieg, dessen Ausdehnung nicht vorauszusehen
gewesen wäre. Man verglich sich zu Xanten über eine geteilte Administration, 12. Nov. 1614.
so daß Brandenburg Kleve, Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg Jülich und
Berg übernahm. Die Spanier und Holländer blieben jedoch gegen den Vergleich
in den besetzten Städten. Der Pfalzgraf begann sofort in seinem Teil die katho-

lische Restauration ins Werk zu setzen, wie er es auch nach des Vaters Tod in Neuburg that.

Unterhandlungen über die Nachfolge im Reich und in den Erblanden.

Kaum hatte Matthias die langerstrebte Kaiserwürde erlangt, so erhob sich schon wieder die alte Frage, wie die Nachfolge im Reich und in den Erblanden zu ordnen sei. Matthias war bei der Kaiserwahl bereits 55 Jahre alt; erst im Jahr 1611 hatte er sich mit der Erzherzogin Anna von Tirol vermählt, und die Hoffnung auf einen Leibeserben war somit gering. Am spanischen Hof hatte das Hinsiechen der älteren Linie des österreichischen Hauses längst den Gedanken angeregt, die Erbschaft anzutreten. Zuerst hatte Philipp III. selbst an Erwerbung der deutschen Kaiserkrone gedacht, dann arbeitete der spanische Gesandte am kaiserlichen Hof, Don Zuñiga, an der Erhebung des zweiten Infanten Carlos. Philipp III. glaubte ferner, als Sohn einer Tochter Maximilians II., beim Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft dieses Kaisers ein näheres Erbrecht auf die Kronen von Ungarn und Böhmen zu besitzen, als die steiermärkische Linie. Die Urkunde, worin die Königin Anna auf ihre Erbrechte Verzicht geleistet, war in einer Form abgefaßt, welche die spanischen Ansprüche eher begünstigte. In diesen Bestrebungen aber trat dem spanischen König das gemeinsame Familieninteresse des deutsch-österreichischen Hauses entgegen. Immer mehr befestigte sich hier die Überzeugung, daß Erzherzog Ferdinand von Steiermark der einzige sei, der die Würde und Hoheit des deutschen Hauses Habsburg aufrecht erhalten könne. Der Widerstand, der sich gegen die spanischen Pläne erhob, bewog Philipp III., seine Ansprüche auf das Maß herabzuschrauben, welches wohl von vornherein das wirkliche Ziel seines Strebens war: gegen eine Landentschädigung, wozu er das österreichische Elsaß und Tirol als eine Verbindung zwischen den italienischen Besitzungen und den Niederlanden in Aussicht nahm, war er bereit, dem Erzherzog seine Unterstützung zu teil werden zu lassen. Allein er fand auch bei diesen Ansprüchen wenig Entgegenkommen. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen hin und ebenso lange blieb auch die Entscheidung der Nachfolgefrage in der Schwebe. Der spanische Gesandte nahm eine außerordentlich einflußreiche Stellung am kaiserlichen Hof und im Reich ein, in seiner Hand lag eigentlich der Verkehr der katholischen Reichsstände mit dem Kaiser. Matthias selbst bezog fortwährend spanische Subsidien; es ist daher begreiflich, daß der Madrider Hof in der deutschen Politik ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Und nicht allein die ungelöste Frage der spanischen Entschädigung verzögerte die Ordnung der Nachfolge: der Kaiser, der sich noch immer mit der eiteln Hoffnung auf Nachkommenschaft trug und jeden Angriff auf seine Würde mit Empfindlichkeit und Unwillen aufnahm, schob jede bestimmte Erklärung in dieser Angelegenheit hinaus, und sein allmächtiger Minister Klesel unterstützte diese dilatorische Politik; war es doch vorauszusehen, daß ihm die Aufstellung eines Nachfolgers die Macht aus den Händen reißen würde. Während der Erzherzog Maximilian, in eifriger Hingebung für das Wohl seines Hauses, unab-

lässig die Erhebung Ferdinands betrieb, spielte der Bischof, der um jene Zeit mit dem Kardinalspurpur geschmückt wurde, ein tiefverschlungenes diplomatisches Ränkespiel, um diese Erhebung zu hintertreiben oder doch zu verzögern. Zwischen dem Kardinal und den Erzherzögen entstand infolgedessen eine erbitterte Feindschaft. Bei den geistlichen Kurfürsten fand Erzherzog Maximilian mit seinen Werbungen für Ferdinand günstiges Gehör, auch Johann Georg von Sachsen war dem Hause Habsburg so ergeben, daß ein Einspruch von seiner Seite nicht zu erwarten stand. Sollten die beiden andern Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg nicht gewonnen werden können, schrieb Maximilian an Febr. 1616.
den kaiserlichen Bruder, so müsse man sich begnügen, die Wahl durch vier Kurfürsten vornehmen zu lassen, man müsse übrigens auf alles gefaßt sein und die nötigen Rüstungen nicht versäumen. Diese Denkschrift gelangte auf unbekanntem Weg in die Öffentlichkeit und erregte in den Kreisen der protestantischen Fürsten eine außerordentliche Bewegung. Die alten Reden von der Vergewaltigung der fürstlichen Freiheit, der Vernichtung der kurfürstlichen Wahlrechte, von bedrohlichen Kriegsrüstungen schienen nunmehr eine Bestätigung zu finden. Die Verbreitung dieses Schriftstücks, welche der Erzherzog Maximilian dem Kardinal Klesel zur Last legte, steigerte seine Erbitterung gegen den intriganten und herrschsüchtigen Priester. Fortan war es sein eifrigstes Anliegen, den ehrgeizigen Emporkömmling zu beseitigen. Mit aller seiner aufopfernden Anstrengung vermochte Maximilian, der unablässig zwischen Brüssel und Prag, zwischen Wien und dem Rhein ab- und zureiste, die Frage der Nachfolge nicht um einen Schritt weiter zu bringen. Erst die Ankunft eines neuen spanischen Gesandten, des Grafen Oñate, brachte diese Angelegenheit wieder in Fluß. Es gelang jetzt dem spanischen Diplomaten, den Erzherzog Ferdinand zu einem geheimen Ver- 31. Jan. 1617.
trag zu bewegen, worin dem König von Spanien für seine Unterstützung in der Successionsfrage jedes Reichslehen in Italien, das vakant würde, namentlich Finale und Piombino, zugesichert wurde; eine zweite geheime Urkunde räumte der männlichen Nachkommenschaft des Königs den Vorzug vor den weiblichen Sprossen Ferdinands im Erbrecht ein und versprach die Abtretung des Elsasses. Mit diesen Zusagen, die freilich unter den Wirren der folgenden Zeit nicht in Erfüllung gingen, war das Einverständnis Spaniens mit den Erzherzögen hergestellt, und der gemeinsame Druck auf den Kaiser und den Kardinal Klesel ward nun so stark, daß weitere Ausflüchte und Verzögerungen nicht mehr möglich waren. Eine gefährliche Erkrankung des Kaisers beschleunigte die Feststellung der Nachfolgefrage, die zunächst in Böhmen gelöst werden sollte. Von allen Seiten gedrängt und im Gefühl des nahen Todes berief der Kaiser den böhmischen Landtag auf den 5. Juni 1617. Zwar erholte sich Matthias noch einmal, aber die Ausschreibung des Landtags war nicht mehr rückgängig zu machen. Mit Zorn und Angst blickte der Kardinal Klesel auf diese Ereignisse, welche die Vorboten seines nahen Sturzes waren.

2. Die Bewegung in den Ländern der Habsburgschen Monarchie.

Matthias' Stellung in den Erblanden, namentlich in Böhmen.

Waren die Versuche, das kaiserliche Ansehen über den hadernden Parteien im Reich herzustellen, gescheitert, so war Matthias auch in seinen Stammlanden nicht viel glücklicher. Die protestantische und ständische Bewegung war durch die Zugeständnisse der vergangenen Jahre keineswegs beruhigt und wurde durch die kirchliche Restaurationspolitik, die der Kaiser von Anfang an betrieb, stets von neuem wachgerufen. Einheit der Monarchie und Einheit der Kirche sollten gleichzeitig betrieben werden: das war das Programm des Kaisers. So gedachte er auch jetzt, indem er gegen die Türken ein großes Heer aufstellte, zugleich den Widerstand im eignen Land niederzuhalten. Allein der Reichstag war, wie wir gesehen haben, nicht geneigt, ihm hierzu die Mittel zu gewähren, und auch seine Werbungen am spanischen und päpstlichen Hof hatten nicht den erwünschten Erfolg. In Ungarn bestand das kaiserliche Regiment nur noch dem Namen nach; der Palatin Thurzo arbeitete offen an der Abschüttelung der habsburgischen Herrschaft. Siebenbürgen bewahrte trotz der Bestimmungen des Wiener Friedens (S. 787 f.) seine Unabhängigkeit. Auf Bocskay folgte Siegmund Rakoczy und, als dieser im Jahr 1608 zurücktrat, Gabriel Bathori. Gegen den letzteren erhob sich dann ein ehrgeiziger Heerführer, Bethlen Gabor
1613. (Gabriel Bethlen), und bemächtigte sich mit türkischer Hilfe der Herrschaft von Siebenbürgen, ohne daß die kaiserlichen Rechte im geringsten beachtet worden wären. Und nicht anders sah es in den übrigen Ländern der habsburgischen Monarchie aus; allenthalben in Österreich, in Böhmen und Mähren dumpfe Gärung oder offene Unbotmäßigkeit. Noch einmal beschloß Matthias in dieser Bedrängnis die Landstände um sich zu versammeln. Aber welche Summe von Forderungen erhoben dieselben, ehe sie zu Leistungen bereit waren!

Forderungen der Böhmen.

Vor allen waren es die Böhmen, welche auf Grund der Versprechungen von 1611 mit weitgehenden Ansprüchen hervortraten. Sie verlangten eine Konföderation mit den Ständen der übrigen unter Matthias' Zepter vereinigten Lande zum gegenseitigen Schutz ihrer Rechte und Freiheiten, mit einer neuen „Defensionsordnung", welche die gemeinsamen Wehrkräfte umfassen sollte, ferner das Recht, sich auf Kreistagen zu versammeln und ihre Angelegenheiten zu beraten, und die Erneuerung der alten Erbeinigungen mit Sachsen, Brandenburg, Polen. Matthias hatte zur Beratung dieser Punkte einen Generallandtag in Aussicht gestellt, zu welchem auch die Stände von Österreich und Ungarn geladen werden sollten. Es war vorauszusehen, wie sehr dadurch das landesherrliche Ansehen vor den Ständen gedemütigt wurde, und darum zögerte Matthias zwei Jahre lang mit der Erfüllung seiner Versprechun-
29. Jan. 1614. gen. Endlich verstand er sich dazu, die böhmischen Stände nach Budweis zu berufen. Aber die Häupter der Opposition wollten weder in dieser Versammlung einen Ersatz für den versprochenen Generallandtag erkennen, noch wollten sie auf die königlichen Geldforderungen eingehen, ehe die „vier Punkte" verhandelt worden seien. Die gewaltthätigen Absichten des Hofes und der wahre Zweck der Kriegsrüstungen waren kein Geheimnis mehr und steigerten das Mißtrauen und den Unwillen der Stände. Nur mit Mühe und bittenden Worten vermochte Matthias noch einmal den Sturm zu be-

schwören. Gegen die schriftliche Versicherung, den Generallandtag zur Beratung der vier Punkte bis zum Januar 1615 einzuberufen, ließen sich die Stände noch einmal zur Bewilligung der gewöhnlichen Steuern herbei, weitergehende Forderungen, insbesondere die Ausrüstung eines Heeres aber wurden zurückgewiesen. Der Graf Thurn und der Freiherr Colonna von Fels überreichten dem Kaiser eine Denkschrift, worin die Besorgnisse der Stände hinsichtlich der kaiserlichen Politik, insbesondere der Aufstellung eines Kriegsheeres offen dargelegt waren. Zugleich aber traten auch die Häupter der Opposition offener und kühner mit ihren auf Abfall vom Hause Habsburg gerichteten Plänen hervor. Dem Kurfürsten von Sachsen wurde geradezu die böhmische Krone angetragen, freilich aber von dem bedächtigen und dem kaiserlichen Haus ergebenen Fürsten ausgeschlagen. Was Matthias von den Böhmen nicht erreichen konnte, die Aufstellung eines Heeres gegen die Türken, das erlangte er auch nicht, als er einen „Generalkonvent" nach Linz ausschrieb, wo die Stände aller habsburgischen Länder vertreten waren. Unter diesen Umständen entschloß sich der Kaiser, seine ungarischen Pläne aufzugeben, Bethlen Gabor als Fürsten von Siebenbürgen anzuerkennen und den Frieden mit den Türken zu erneuern. Aug. 1614.

Wenn es dem Kaiser nicht gelang, die Stände für seine Absichten zu gewinnen, so scheiterte auf der andern Seite auch das Bestreben der böhmischen Opposition, eine allgemeine Konföderation zum Schutz der Rechte und Freiheiten zustandezubringen. Im Jahr 1615 trat endlich der böhmische Generallandtag in Prag zusammen, um die „vier Punkte" in Beratung zu ziehen. Der Kardinal Klesel hatte in einem Gutachten den Gedanken einer Konföderation mit einer neuen Defensionsordnung nicht widerraten, nur erblickte er ihren Zweck nicht im Schutz der ständischen Rechte, sondern in der gemeinsamen Abwehr äußerer Feinde und der Unterdrückung innerer Rebellion, eine Auffassung, die von dem politischen Geist ihres Urhebers zeugte und geeignet gewesen wäre aus der österreichischen Ländermasse einen Staat zu machen, aber freilich den Ansichten der ständischen Opposition gerade zuwiderlief. Unter den versammelten Ständen auf dem Generallandtag gab sich nun von vornherein so viel Eifersucht, Zerfahrenheit und Hader kund, daß die Konföderationsverhandlungen ohne den geringsten Erfolg verliefen. Die Ungarn waren gar nicht erschienen, die Deputierten der übrigen Länder reisten mißmutig ab. Und wie die Konföderation, so scheiterten auch die andern Punkte, die freie Versammlung auf Kreistagen, worin die Opposition ein geeignetes Mittel erkannte, ihre Zwecke im Land auszubreiten und nötigenfalls eine allgemeine Bewaffnung zu organisieren, und die Erneuerung der Erbeinigungen, welche die Einmischung auswärtiger Fürsten in die Verfassungsstreitigkeiten begünstigen sollte. Es gelang der Regierung noch einmal eine Majorität auf dem Landtag zu gewinnen, auch die Steuerbewilligungen waren über Erwarten reichlich. Groll und Erbitterung im Herzen, verließen die Häupter der Opposition, an ihrer Spitze Thurn, den Landtag. Generallandtag in Prag. Juni 1615.

Unter den Wortführern der böhmischen Opposition ragte der Graf Heinrich Matthias von Thurn hervor. Die Familie, von dem Mailänder Dynastengeschlecht della Torre abstammend, gehörte nicht zu dem alten böhmischen Adel; in Aquileja, Kärnten, Krain und Görz war sie angesessen, erst der Vater des Grafen Heinrich Matthias hatte die böhmischen Besitzungen erworben. Trotz dieser fremden Abstammung und der mangelhaften Kenntnis der böhmischen Sprache war Graf Thurn seit lange ein Vorkämpfer der protestantischen Opposition im Lande; seinem entschiedenen Auftreten besonders war es Graf Thurn

zu danken, daß dem Kaiser Rudolf der Majestätsbrief abgerungen wurde; als „Defensor" verteidigte er mit größtem Eifer die protestantischen Ansprüche. Dann verhalf er nach Kräften dem Matthias zur Erlangung der böhmischen Krone, wofür er das Burggrafenamt von Karlstein erhielt, drang aber auch mit aller Entschiedenheit auf die Bewilligung der ständischen Forderungen, und blieb seitdem die Seele der Opposition und bald des Aufstands wider die Habsburgsche Herrschaft.

Beginn der religiösen Streitigkeiten in Böhmen.

Der Majestätsbrief und der ihn ergänzende „Vergleich zwischen den katholischen und protestantischen Ständen" war eine widerwillig gewährte Konzession, die einen dauernden und aufrichtigen Frieden unter den beiden Religionsparteien nicht herbeizuführen vermochte. Das Zugeständnis der Freiheit des Bekenntnisses ließ im einzelnen noch viele Fragen offen, die bei dem gegenseitig herrschenden Mißtrauen sich bald zu offener Feindseligkeit verschärfen mußten; die Bestimmungen über eine Reihe wichtiger Punkte waren so unklar und widerspruchsvoll gefaßt, daß beide Parteien für ihre entgegenstehenden Auffassungen sich auf diese Gesetze berufen zu können glaubten. So gewährte der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaus nur den drei höheren Ständen, den Herren, Rittern und königlichen Städten, und der „Vergleich" fügte außerdem noch die Bewohner der „königlichen Güter" hinzu. Über den Begriff der königlichen Güter aber waren die Ansichten geteilt. Die Protestanten verstanden darunter auch die geistlichen Besitzungen; denn der Klerus sei nicht der wahre Eigentümer geistlicher Güter, sondern nur der Nutznießer, das wahre Eigentumsrecht stehe dem König zu, welcher sie nach Gutdünken belasten, verkaufen oder verschenken könne, eine Befugnis, von der auch die Habsburgschen Landesherren selbst häufig genug Gebrauch gemacht hatten. Die Protestanten beriefen sich für ihre Auffassung mit gutem Grund auf mehrere Stellen der Landesordnung, während die Katholiken aus der Thatsache, daß die Religionsurkunden diese weitere Auffassung des Begriffs „königliche Güter" nicht ausdrücklich anerkannten, die Folgerung zogen, daß eine solche Ausdehnung nicht im Sinne der damaligen Vereinbarung gelegen, und nach der Landesordnung den König nur als Schutzherrn, nicht als Eigentümer der geistlichen Besitzungen gelten lassen wollten. An dieser unglückseligen Streitfrage entzündeten sich die Ereignisse, die als der unmittelbare Anlaß des greuelvollsten aller Kriege betrachtet zu werden pflegen. Als die Bürger der Stadt Braunau, die zu dem dortigen Benediktinerstift gehörte, den Bau einer
1611. protestantischen Kirche begannen, führte der Abt über dieses nach seiner Auffassung ungesetzliche Unternehmen Klage, und Matthias verbot den Bau. In dieser Entscheidung sahen die „Defensoren" ihrerseits eine Verletzung der Religionsgesetze. Eine evangelische Landesversammlung protestierte gegen die königliche Verfügung und forderte die Braunauer zur Fortführung des Baues auf, der dann auch im folgenden Jahr zustandekam. Bald darauf wiederholte sich derselbe Fall in der Stadt Klostergrab, die zum Stift Ossegg gehörte. Die

beiden Kirchen wurden endlich mit Gewalt geschlossen, und zugleich bethätigte 1614.
Matthias seinen katholischen Eifer, indem er auf den weiten Territorien des königlichen Besitzes auf das rücksichtsloseste restaurieren ließ. Der Kaiser konnte sich hierbei auf eine Bestimmung des „Vergleichs" stützen, deren Fassung eine bedenkliche Unklarheit an sich trug. Trotzdem nämlich das Jahr 1609 als Normaljahr für den konfessionellen Charakter der Kirchen und Pfarren festgesetzt war, hieß es an einer andern Stelle, daß es den katholischen und protestantischen Ständen sowie dem König unbenommen bleiben solle, auf alle Pfarren, über die ihnen das Patronatsrecht zustehe, auch solche utraquistische Priester einzusetzen, die vom Erzbischof die Weihe erhalten hätten. Nur die in den königlichen Städten befindlichen utraquistischen Pfarren und Kirchen sollten als protestantisches Eigentum gelten. Die Protestanten bezogen dies Recht katholischer Pfarrbesetzungen nur auf die Kirchen der Altutraquisten, d. h. derjenigen Religionspartei, welche sich der „böhmischen Konfession" nicht angeschlossen hatte und in der That den Protestanten ferner stand als den Katholiken, von denen sie sich nur durch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt unterschied. Der Erzbischof von Prag aber, dem Matthias seine Patronatsrechte abgetreten, ging in der Weise vor, daß er nach und nach sämtliche königliche Pfarren mit katholischen Priestern besetzte und in der Folge auch den protestantischen Bauern den Besuch fremder Kirchen geradezu verbot. Die Beschwerden der Protestanten über Verletzung der Religionsgesetze wurden nicht beachtet.

Ferdinand erlangt die böhmische und die ungarische Krone. 5. Juni 1617.

Die Aufregung in Böhmen, die Erbitterung der Protestanten, der Groll der ständischen Opposition war auf eine bedenkliche Höhe gestiegen, als der Landtag zur Festsetzung der böhmischen Nachfolge eröffnet wurde. Und doch gelang es dem Hause Habsburg, noch einmal einen vollkommenen Triumph zu erringen. Die obersten Landesbeamten und der Herrenstand gehörten in ihrer Mehrzahl der katholischen Partei an; die städtischen Deputierten wurden vom Stadtrat gewählt, der seinerseits vom König besetzt wurde, so daß die eigentliche Gesinnung der Bürgerschaft nicht zum Ausdruck kommen konnte. Überredung und Einschüchterung ließen auch bei der Opposition den Widerspruch verstummen. Graf Thurn war fast der Einzige, der fest blieb. Und nicht gewählt wurde Ferdinand, sondern einfach „angenommen". Der Versuch, das alte Wahlrecht der böhmischen Krone noch einmal geltend zu machen, konnte nicht durchgeführt werden. Kraft des Habsburgschen Erbrechts bestieg Ferdinand den böhmischen Thron. Der neue König verhehlte die Gesinnungen, mit denen er die Krone übernahm, keineswegs. Mit Mühe erlangten die Stände die hergebrachte Bestätigung ihrer Rechte und Privilegien; seine Abneigung gegen den Majestätsbrief äußerte Ferdinand unverhohlen. Die Führer der Opposition wurden ungnädig aufgenommen, und, wo es anging, ihrer Ämter entsetzt. Dem Grafen Thurn wurde das reich dotierte Burggrafenamt von Karlstein entzogen und die zwar dem Rang nach höhere, aber an Macht und Einkünften geringe Würde eines Obersthoflehnrichters über-

tragen, da die Amtsentsetzung eines der obersten Landesbeamten verfassungsmäßig nur bei einem Thronwechsel oder unter Beförderung zulässig war. Alle Kundgebungen der neuen Regierung bewiesen, daß eine schwere Zeit gewaltthätiger Reaktion im Anzug war. — Im folgenden Jahr erlangte Ferdinand auch die ungarische Krone, nachdem man sich wochenlang darüber gestritten, ob dieselbe auf Grund eines freien Wahlrechts der Stände oder eines Habsburgschen Erbrechts erworben werde. Man einigte sich schließlich über eine unbestimmte Formel, in welcher beide Teile ihre Ansprüche gewahrt sahen. Mit der Proklamation zum König von Ungarn besaß Ferdinand nunmehr den überwiegenden Teil der Habsburgschen Besitzungen.

16. Mai 1618.

Verzögerung der Kaiserwahl.

Noch aber fehlte die deutsche Kaiserkrone. Mehrmals schon war die Berufung des Kurfürstentags zum Zweck der Wahl in nahe Aussicht gestellt worden, und die Mehrzahl der Stimmen war für Ferdinand gewonnen. Die Werbungen des Pfalzgrafen, der bald den Herzog von Lothringen, bald Maximilian von Bayern als Gegenkandidaten aufstellen wollte, waren erfolglos. Allein von einem Termin zum andern wurde der Wahltag verschoben. Der Kardinal Klesel wußte immer neue Ausflüchte zu finden, um den willenlosen Kaiser von der Reise zum Kurfürstentag abzuhalten. Die ränkevolle Politik des intriganten und ehrgeizigen Mannes, der in der siegreichen Sache Ferdinands stets seinen eignen Sturz vor Augen sah, wird nie ganz enthüllt werden. Zeitgenossen, die mit den Verhältnissen vertraut waren, standen nicht an, ihn den grimmigsten Feind des Hauses Habsburg zu nennen und ihn verräterischer Verbindungen selbst mit den deutschen Calvinisten und der ungarischen Opposition zu bezichtigen. Mit Mißtrauen und Haß blickte die Hofpartei, welche sich um Ferdinand und den Erzherzog Maximilian, um den Nunzius und den spanischen Gesandten scharte, auf den Kardinal, der das unwandelbare Vertrauen des Kaisers besaß und ihre eignen Pläne so vielfach durchkreuzte. Die Frage der deutschen Kaiserwahl blieb in der That ungelöst, so lange Matthias lebte; denn die Ereignisse in Böhmen lenkten bald aller Aufmerksamkeit auf sich und nötigten Ferdinand, auf die Erhaltung seiner bereits erworbenen Kronen bedacht zu sein.

3. Der böhmische Aufstand.

Fortschritte der katholischen Reaktion in Böhmen.

In Böhmen hatte die Aufregung der Gemüter seit Ferdinands Thronbesteigung mit jedem Tag zugenommen; schon sprach man von dem Ausbruch des Kriegs als von etwas ganz Unvermeidlichem und nahe Bevorstehendem. Die neue Regierung schritt ohne Scheu auf der Bahn der Gegenreformation fort. Schon kam es vielfach vor, daß die Bewohner königlicher Güter, welche sich weigerten, den katholischen Glauben anzunehmen, zur Auswanderung gezwungen wurden, mit offener Verletzung des Majestätsbriefs. Von den königlichen Gütern ging dann der Angriff zu den Städten über. Hatten diese, die mit Ausnahme von Budweis und Pilsen fast völlig protestantisch waren, bisher die Katholiken

meist von der Erwerbung des Bürgerrechts ausgeschlossen, so wurden sie nunmehr zur Aufnahme derselben gewungen, und da die Besetzung der städtischen Ämter dem König zustand, so gelangte bald die ganze munizipale Verwaltung in katholische Hände, während anderseits in den zu den königlichen Gütern gehörigen Städten Protestanten grundsätzlich vom Bürgerrecht ausgeschlossen blieben. Bald waren die Gemeinderäte in vielen durchaus protestantischen Städten vorwiegend katholisch. Für Prag erließ man eine neue Gemeindeordnung, welche 4. Nov. 1617. das Regiment in die Hände der „Königsrichter" legte und die städtische Autonomie vernichtete; man veranstaltete zugleich eine Untersuchung, ob das kirchliche Vermögen im Sinne der ursprünglichen Stiftung verwaltet werde; damit war die Absicht ausgesprochen, den Protestanten das gesamte Kirchengut und schließlich die Kirchen selbst zu entziehen ohne Rücksicht auf das im Religionsvergleich festgesetzte Normaljahr 1609. Gelangen solche Pläne in der Hauptstadt, so stand ohne Zweifel auch den übrigen Städten dasselbe Schicksal bevor. Bald darauf wurde auf erzbischöflichen Befehl die vielgenannte Kirche in Klostergrab nieder- Dez. 1617. gerissen; die Braunauer wehrten den Versuch, ihre Kirche zu schließen, mit Gewalt ab. Die Reaktion glaubte nunmehr alle Mäßigung fahren lassen, die Religionsgesetze von 1609 offen verhöhnen zu dürfen. Aber „das Dröhnen der in Klostergrab stürzenden Kirchenmauern hallte in ganz Europa wider".

In dieser Bedrängnis beriefen die Defensoren die protestantischen Landes- Versammlung der Protestanten in Prag. März 1618. beamten und Deputierte aus den Kreisen zu einem Protestantentag nach Prag, um über die Wahrung der gefährdeten Glaubensinteressen zu beraten. Die Grafen Thurn und Andreas Schlick stellten den Versammelten die vielfachen Kränkungen und Benachteiligungen vor, die man in den letzten Jahren erlitten, und rieten zu einer Eingabe an die Statthalter mit der Bitte um Abstellung der Beschwerden. Kaiser Matthias weilte in Wien und hatte für die Dauer seiner Abwesenheit die Leitung der Geschäfte zehn Statthaltern übertragen, worunter der Oberstburggraf Adam von Sternberg, der Obersthofmeister Adam von Waldstein, der Oberstlandkämmerer Georg von Talmberg und die Herren Slawata und Martinitz die angesehensten waren. Als die Statthalter den Protestanten eine abweisende Antwort gaben, sandten diese eine zweite Eingabe an den Kaiser und beschlossen zugleich eine erneute Zusammenkunft auf den 21. Mai, zu welchem Termin die kaiserliche Antwort erwartet werden konnte. Der Bescheid des Kaisers war eine schroffe Abfertigung; mit heftigen Worten erklärte Matthias, er werde eine Wiederholung des Protestantentags nicht dulden, seine Langmut 21. März. sei erschöpft, er wolle dem drohenden Feuer dadurch begegnen, daß er die Urheber dieser Vorgänge vor Gericht stellen lasse. Diese Antwort erregte unter den Protestanten große Erbitterung; man glaubte, sie rühre von den Statthaltern, namentlich den Herren von Martinitz und Slawata her, während in Wirklichkeit der Kardinal Klesel der Urheber gewesen zu sein scheint. Trotz des kaiserlichen Verbots beharrten die Defensoren auf der Abhaltung der neuen Protestanten-

21. Mai 1618. versammlung, welche durch die Gesetze des Jahres 1609 gestattet war und an dem bestimmten Termin auch zusammentrat.

Der Fenstersturz. Die Häupter der Bewegung waren entschlossen, jetzt den Bruch mit dem Habsburgschen Regiment zu vollziehen und das Signal zum offnen Aufstand zu geben. In dem wilden Gemüt des Grafen Thurn entstand der Plan, die Statthalter, zur Zeit die Repräsentanten des kaiserlichen Regiments, zu ermorden. In geheimen Unterredungen wurden die übrigen Häupter der Opposition für die Verschwörung gewonnen: Colonna von Fels, Wenzel von Ruppa, Albrecht Smiricky, Wenzel Budowec, Paul von Ričan, Graf Schlick, Wilhelm von Lobkowitz u. a. Sie haben später teilweise die Schuld des Einverständnisses geleugnet, ohne mit ihren Rechtfertigungen viel Glauben zu finden und zu verdienen. Nicht in augenblicklich aufwallender Leidenschaft ist die That, welche so namenloses Wehe über Böhmen und Deutschland bringen sollte, vollzogen worden, sondern mit Vorbedacht und Überlegung; selbst die Todesart der Statt-
23. Mai 1618. halter scheint vorher beschlossen gewesen zu sein. Am frühen Morgen des 23. Mai zogen die versammelten Stände in das Prager Schloß, um die Antwort auf die kaiserliche Forderung der Auflösung der Versammlung zu überbringen. Sie trafen nur vier der Statthalter an, den Oberstburggrafen Adam von Sternberg, den Großprior des Malteserordens Diepold von Lobkowitz, den Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata und den Burggrafen von Karlstein, Jaroslaw von Martinitz. Die beiden ersten galten für gemäßigte und wohlwollende Männer, während man die beiden andern der Urheberschaft an den jüngsten feindseligen Schritten der Regierung beschuldigte. Mit drohenden und zornigen Worten verlangten die Stände eine Erklärung, ob die Statthalter an dem kaiserlichen Schreiben vom 21. März mitgewirkt hätten. Auch als Sternberg die Schuld von sich und seinen Amtsgenossen ablehnte, wurden die Wütenden nicht beruhigt. Den Herren von Martinitz und Slawata wurde nun eine ganze Reihe von Vorwürfen und Anklagen vorgehalten, wie sie die Rechte der Protestanten gekränkt, den Majestätsbrief verletzt hätten, an allem Hader der Stände und allem Unheil, das über Böhmen gekommen, die Schuld trügen. Den Anklagen folgten Rechtfertigungen, ein Wortwechsel von unerhörter Heftigkeit erhob sich. Allein das Urteil war schon vorher gesprochen. Slawata und Martinitz wurden für Feinde des Vaterlandes und des Gemeinwohls erklärt, während die beiden andern Statthalter aus dem Saal gedrängt wurden. Dann ergriffen die Verschwornen, voran Thurn und Lobkowitz, die beiden Angeklagten und stürzten sie zu den Fenstern achtundzwanzig Ellen tief in den Schloßgraben hinab, ihnen nach den Sekretär Philipp Fabricius, der einige schüchterne Ermahnungen wagte. Allein wunderbarerweise wurde keiner erheblich verletzt, trotzdem von den Wällen und aus den Fenstern der Kanzlei noch eine Menge Kugeln ihnen nachgesandt wurden. Martinitz und Fabricius, der später unter dem wohlverdienten Namen von „Hohenfall“ in den Adelstand erhoben wurde, bewerkstelligten glücklich ihre Flucht

außer Landes, und auch an Slawata, der krank zurückblieb, wagten die Stände nicht das Todesurteil, das durch so wunderbare Fügung abgewandt worden war, nachträglich zu vollstrecken.

Mit der Gewaltthat vom 23. Mai war der Bruch mit dem Habsburgschen Regiment unheilbar geworden, und doch hielten die in Prag versammelten Stände, die sich jetzt als ein regelmäßiger Landtag benahmen, den Schein der Loyalität gegen das Herrscherhaus noch immer aufrecht. Noch bezeichneten sie sich als des Kaisers getreue und gehorsame Unterthanen und suchten sich bei ihm zu rechtfertigen, gleichzeitig aber auch der Zustimmung des ganzen Landes und auswärtiger Fürsten zu versichern. Nicht gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, sondern nur gegen die Bedränger ihrer kirchlichen Freiheit sollte der Aufstand gerichtet sein. Auch in der Folge, als die Steuern für Rechnung der Stände erhoben wurden, bezog Matthias die Einkünfte aus den königlichen Gütern weiter. Die Rebellion trug auch nicht einen ausschließlich protestantischen Charakter; die Aufrechthaltung des Majestätsbriefs und der ständischen Freiheiten, welche die Empörer auf ihre Fahne schrieben, war eine Losung, welcher auch Katholiken von gemäßigter und duldsamer Gesinnung folgen konnten. In der That erklärten sich nicht nur fast alle königlichen Städte, die sich bisher von den adligen Häuptern der Bewegung einigermaßen fern gehalten, sondern auch viele Katholiken mit den folgenden Ereignissen einverstanden. Doch hatten auch wieder andre, welche sich als Förderer der katholischen Reaktion hervorgethan, der Abt von Braunau, der Erzbischof von Prag, der Sekretär Michna, in weiser Voraussicht ihr Heil in der Flucht gesucht. Am Tage nach der Gewaltthat im Prager Schlosse traten die Stände wieder zusammen, um eine provisorische Regierung einzusetzen. Man beschloß einen ständischen Ausschuß von dreißig „Direktoren" zu errichten, je zehn aus dem Herren- und Ritterstand und den Städten. Die hervorragendsten Häupter der Bewegung, Wilhelm von Lobkowitz, Graf Andreas Schlick, Budowec, Albrecht Smiricky und vor allen Wenzel von Ruppa, dem später das Präsidium übertragen wurde, waren unter den Direktoren.

Errichtung einer provisorischen Regierung. 1618.

24. Mai 1618.

Graf Thurn beschränkte sich als Generalleutnant auf die Leitung des Heerwesens, obschon er, die Seele des ganzen Aufstandes, berufen gewesen wäre, an die Spitze der neuen Regierung zu treten. Ihm zunächst im militärischen Kommando stand Colonna von Fels, und in der Folge wurde der Graf Hohenlohe als zweiter Generalleutnant mit gleichem Rang dem Grafen Thurn beigeordnet. Das vielköpfige Regiment, das an Männern von hervorragenden geistigen Eigenschaften keineswegs reich war, übernahm die Leitung der Geschäfte nicht unter günstigen Auspizien. Das wichtigste Anliegen, die Organisation der Streitkräfte, wurde in einer Weise vollführt, die eine siegreiche Abwehr feindlicher Angriffe sehr fraglich erscheinen ließ. Zwar wurde ein umfassendes Landesaufgebot beschlossen, man beschränkte sich aber am Ende auf Werbungen.

Militärische Anordnungen.

Mit den auf diese Weise zusammengebrachten Truppen, einigen Tausend Mann, rückte Thurn Mitte Juni der österreichischen Grenze zu. Allein schon vor Budweis, das die Thore verschloß, zeigte sich die Unzulänglichkeit der Streitkräfte. Zugleich erwiesen sich die finanziellen Hilfsmittel bald als ungenügend; die Städte verweigerten eine Anleihe und die Steuern, die der Landtag bewilligte, reichten nicht hin.

Haltung des Hofes und Sturz des Kardinals Klesel. Kaiser Matthias, geistig und leiblich bereits gebrochen, hätte gern seine alten Tage in Frieden beschlossen und war zu einem Vergleich bereit, wozu auch die Anhänger des Hauses Habsburg in Böhmen rieten. Er schickte Kommissäre und Manifeste an die Aufständischen ab und führte unfruchtbare Verhandlungen mit den Direktoren, während eine kriegslustige Partei am Hof, voran König Ferdinand und der Erzherzog Maximilian, dann der Kanzler Lobkowitz, der spanische Gesandte Oñate die Rebellion mit Waffengewalt niedergeschlagen sehen wollten. Zwei Monate lang siegte am kaiserlichen Hof die Friedenspolitik, und nutzlos verstrich eine kostbare Zeit mit diplomatischen Verhandlungen. Ferdinand, in Ungarn zurückgehalten, konnte die Rüstungen nicht so beschleunigen wie er wünschte. Das Mißtrauen, welches der Kaiser noch immer gegen ihn hegte, hinderte in dieser kritischen Stunde eine einmütige und entschlossene Haltung des Herrscherhauses. Als Ferdinand endlich vom ungarischen Reichstag in Wien angelangt war, beschloß er im Verein mit Maximilian den Mann, der so lange ihre Pläne durchkreuzt hatte und als der eigentliche Urheber der kaiserlichen Politik anzusehen war, den Kardinal Klesel, unschädlich zu machen, in der richtigen Voraussetzung, alsdann mit dem willenlosen Matthias freies Spiel zu
20. Juli 1618. haben. Ein Besuch bei dem Erzherzog Maximilian bot die Gelegenheit, den Kardinal festzuhalten und dann in eiliger Flucht nach Tirol zu entführen. Ohne ernstlichen Widerstand sah der altersschwache Kaiser den Sturz seines langjährigen allmächtigen Ratgebers und Günstlings mit an, und auch die päpstliche Kurie ließ sich die Gewaltthat an dem Kardinal gefallen. Der Papst ernannte eine Kommission zur Untersuchung der von Ferdinand erhobenen Anklagen auf Hochverrat und Schädigung der kirchlichen Interessen und entschied darauf, daß der Gefangene in lebenslänglicher Haft gehalten werden sollte. Man klagte ihn an, das kaiserliche Ansehen verkleinert, die Festsetzung der Erbfolge verhindert, den Hader im Herrscherhaus angefacht, dadurch den Protestanten und den Türken Vorschub geleistet, endlich der Simonie und Bestechlichkeit sich schuldig gemacht zu haben. Wir haben gesehen, daß diese Vorwürfe zum Teil nicht unbegründet waren, daß der Kardinal in der That sein eignes Interesse oft mehr im Auge gehabt, als das Wohl des kaiserlichen Hauses, dem zu dienen er vorgab, daß er an der Entfremdung des Kaisers von den Gliedern seiner Familie nicht unschuldig war; auch der Makel schnöder Habsucht und Bestechlichkeit war bei ihm, der allenthalben Benefizien, Pensionen und Besoldungen bezog und ein riesiges Vermögen zusammenbrachte, begründet genug. In der Folge ent-

ließ Ferdinand den Kardinal nach Rom und im Jahr 1627 gewährte er ihm sogar die Rückkehr nach Österreich und den Ersatz seines konfiszierten Vermögens. Am 18. September 1630 ist er in der Heimat als hochbetagter Greis gestorben. Wenige Monate nach dem Sturz Klesels ging auch der Erzherzog Maximilian aus der Welt, der unversöhnlichste Gegner des Kardinals, der jahre- 2. Nov. 1618. lang an seinem Untergang gearbeitet.

Es war leicht vorauszusehen, daß der böhmische Aufstand kein vereinzeltes Auswärtige Verbindungen. Ereignis bleiben werde. Entsprang er doch aus Ursachen, die allenthalben in ähnlicher Weise vorhanden waren, und hatten doch längst die religiösen Streitigkeiten zu den weitverzweigtesten internationalen Verbindungen geführt. Die Augen der Böhmen waren von Anfang an auf die Hilfe der deutschen Union, namentlich des Kurfürsten von der Pfalz, gerichtet, und in der That waren auch die Zusicherungen, die ihnen das Heidelberger Kabinett durch den Grafen Albrecht von Solms zukommen ließ, sehr vertrauenerweckend. Auf der andern Seite fanden auch die Bemühungen des Kaisers um auswärtige Bundesgenossen bereitwilliges Entgegenkommen. Von seiten der deutschen Reichsstände war zwar eine direkte Unterstützung nicht zu erwarten; man mußte, auch bei den katholischen Reichsfürsten, zufrieden sein, wenn nur die böhmische Truppenwerbung untersagt oder freundschaftliche Vermittelung angeboten wurde. Dagegen war von seiten Spaniens, des Königs Siegmund III. von Polen, des Schwagers Ferdinands und des Erzherzogs Albrecht in Brüssel auf bewaffnete Hilfe zu rechnen; auch Ludwig XIII. von Frankreich sah in dem böhmischen Aufstand einen Kampf gegen die katholische Kirche und das legitime Königtum und ließ von der alten französischen Politik ab, jedem auf Schwächung des Hauses Habsburg gerichteten Bestreben Förderung angedeihen zu lassen. Von der Gunst oder Abneigung der fremden Mächte bis zum offenen Eingreifen in den Kampf war allerdings noch ein weiter Schritt, und je weniger die auswärtigen Verhandlungen einen augenblicklichen Erfolg hatten, desto mehr kam es auf die Haltung der übrigen Länder des deutsch-habsburgischen Hauses an, die naturgemäß von den böhmischen Ereignissen viel unmittelbarer berührt wurden. Von beiden Seiten wurden denn auch große Anstrengungen gemacht, sich der Ergebenheit und Unterstützung in den andern Teilen der Monarchie zu versichern. In Ungarn fanden weder die Böhmen noch der Kaiser Bereitwilligkeit, sich der fernen Händel anzunehmen, der Reichstag riet beiden Teilen zu Frieden und Nachgiebigkeit, der Palatin Forgacz bethätigte überdies seine Anhänglichkeit an die kaiserliche Sache durch Verhaftung des böhmischen Gesandten 3. Juli 1618. Dr. Jessenius. Günstiger für die Aufständischen lagen die Dinge im Erzherzogtum Österreich, wo der religiöse Druck längst eine große Erbitterung gegen das Herrscherhaus aufgehäuft hatte und der calvinische Freiherr von Tschernembl eifrig die Aufregung schürte. Wenn die österreichischen Stände auch nicht gemeinsame Sache mit den Aufständischen machten, so gaben sie doch unverhohlen

die feindseligste Gesinnung gegen den Kaiser kund. Auch aus Schlesien, wo der brandenburgische Markgraf Johann Georg von Jägerndorf längst gefährliche Umtriebe gegen das Haus Habsburg gesponnen, kamen den Böhmen Versicherungen wärmster Sympathie zu, während sie wider alles Erwarten in dem stammverwandten Mähren eine ungünstige Stimmung vorfanden, was in erster Linie der Thätigkeit Karl von Zierotins zuzuschreiben ist. Wir haben den mährischen Edelmann, der einen allmächtigen Einfluß im Land ausübte, früher als den eifrigsten Vorkämpfer der protestantisch-ständischen Opposition kennen gelernt. Ohne je seiner religiösen Überzeugung untreu zu werden, bewahrte er doch stets dem Habsburgschen Herrscherhause eine loyale Gesinnung und trat in diesen kritischen Tagen entschieden für die kaiserliche Sache ein, mehr als es seine Vergangenheit und seine politischen Grundsätze voraussehen ließen und erklärlich machen. Indem Zierotin und der mährische Landtag dem Kaiser Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit anempfahlen, gestanden sie gleichzeitig seinen Truppen den Durchzug zu und stellten ihm bei beharrlicher Widersetzlichkeit der Böhmen bewaffnete Unterstützung in Aussicht. Im allgemeinen war sonach die Haltung der Habsburgschen Lande eine abwartende, nach keiner Seite verläßliche und entschiedene; die Besitzungen Ferdinands und Maximilians, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Vorderösterreich, waren dem Herrscherhause aufrichtig ergeben.

4. Ausbruch des böhmischen Kriegs.

Die Heere rücken ins Feld. 1618.

Mitte Aug.

Im August waren auf Ferdinands Betreiben die kaiserlichen Rüstungen so weit gefördert, daß man mit einem Heer von etwa 14,000 Mann ins Feld rücken konnte. Graf Dampierre und Khuen überschritten mit zwei Truppenabteilungen die böhmische Grenze; bald langte auch der Graf Buquoy, der das oberste Kommando übernommen hatte, aus Flandern an. Allein die Erwartungen der Kaiserlichen, daß sie im Land selbst kräftige Unterstützung finden und den Widerstand mit leichter Mühe niederschlagen würden, erwiesen sich als trügerisch. Wochenlang strebten sie vergeblich nach einem entscheidenden Zusammentreffen mit den Aufständischen und gerieten bei der feindseligen Gesinnung des Landvolks oft in bittere Not. Schon jetzt zeigten eingeäscherte Dörfer und verwüstete Fluren die barbarischen Sitten dieses Kriegs. Auf dem Landtag kam es bei der Kunde von dem Heranziehen der österreichischen Truppen noch einmal zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Häuptern der revolutionären Partei und denjenigen, die zur Unterwerfung unter den Kaiser rieten, an ihrer Spitze der Obersthofmeister Adam von Waldstein; aber die ersteren hatten weitaus das Übergewicht, und wiederum wurde ein umfassendes Landesaufgebot beschlossen, das sich freilich in der Folge als ein unbrauchbarer Haufen undisziplinierter und ungerüsteter Leute erwies und entlassen werden mußte. Der Mut der Aufständischen wurde durch die Kunde erhöht, daß ein kurpfälzisches Heer unter dem Grafen Ernst von Mansfeld zum Beistand heranziehe.

Sofort wurde der Feldherr als „General der Artillerie“ in böhmische Dienste genommen, damit die Union dem Kaiser gegenüber den Schein der Neutralität wahren könne. 20. Aug.

Mit Ernst von Mansfeld tritt eine jener romantischen Landsknechtgestalten auf, die halb Feldherren, halb abenteuernde Glücksritter in den Wirren des großen Kriegs sich zu Ruhm und Ehre emporschwangen, um dann ebenso rasch im Strudel wieder unterzugehen. Ernst von Mansfeld, geb. 1580. Der Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, Feldmarschalls der Krone Spanien und Gouverneurs der Provinz Luxemburg, damals ein Mann von achtunddreißig Jahren, hatte bereits ein wildbewegtes Soldatenleben hinter sich. In Ungarn, Belgien und dem Elsaß hatte er unter Habsburgschen Fahnen gedient; im Jülicher Feldzug hatte er aus Verdruß, daß man ihm das väterliche Erbteil in den Niederlanden vorenthalten, dem Erzherzog Leopold den Fahneneid gebrochen und war zur reformierten Kirche und zur Union übergegangen; endlich war er in die Dienste des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, der gegen Spanien Krieg führte, getreten. Noch stand er in savoyischem Sold, als der böhmische Aufstand ausbrach und dem Herzog die Aussicht eröffnete, seinen alten Haß an dem Habsburgschen Hause zu kühlen. Mit savoyischem Sold wurden die Truppen bezahlt, mit denen Mansfeld in Böhmen einrückte, und die kurpfälzischen Unterhändler waren unablässig thätig, um den Herzog und die Republik Venedig durch die Aussicht auf Demütigung des österreichischen Hauses zu Opfern und Anstrengungen zu bewegen.

Während sich bereits die Heere im Feld gegenüberstanden, wurden die Friedensverhandlungen zwischen Prag und Wien, hauptsächlich unter Zierotins Vermittelung, noch immer fortgesetzt, freilich bei der schroffen Haltung beider Teile ohne jeglichen Erfolg. Eroberung von Pilsen. Der Widerstandsmut der Aufständischen wurde um diese Zeit erhöht durch das Heranrücken des Markgrafen von Jägerndorf, der im Auftrag der schlesischen Stände den Böhmen zu Hilfe zog. Die kaiserlichen Truppen, denen der geldarme Wiener Hof statt mit Verstärkung, Sold und Kriegsbedarf, nur mit diplomatischen Missionen und papiernen Vertröstungen zu Hilfe kam, gerieten bald in dem feindlichen Land in bittere Not und begannen bereits Ende Oktober sich zurückzuziehen, von dem Grafen Thurn zu wiederholten Malen empfindlich geschlagen. Bald darauf gelang es dem Grafen Mansfeld, die Stadt Pilsen, die dem Kaiser die Treue gewahrt und jede Unterhandlung mit den Ständen ausgeschlagen hatte, mit stürmender Hand zu nehmen; 21. Nov. 1618. eine schwere Kontribution sollte eine Mahnung für andre sein, sich der gemeinsamen Sache anzuschließen, und zugleich die erschöpften Kassen der Stände füllen.

Durch diese Erfolge ermutigt, überschritt Graf Thurn die österreichische Grenze; Thurn in Österreich. bis wenige Meilen vor Wien streiften böhmische Heerabteilungen und verbreiteten Furcht und Schrecken. Im Erzherzogtum erwachte die feindselige Stimmung gegen die kaiserliche Herrschaft mit neuer Stärke; die Opposition, in

Niederösterreich von dem Freiherrn von Thonradel, in Oberösterreich von Gotthard von Starhemberg und dem Herrn von Tschernembl geführt, knüpfte bedenkliche Verbindungen mit den Böhmen an, auch eine ungarische Deputation unter dem Palatin Forgacz beteiligte sich an den Verhandlungen. Daß die allgemeine Gährung gegen den Kaiser nicht zum offnen Anschluß an die Böhmen führte, rührte vielleicht nur daher, daß man die Entscheidung der mährischen 15. Dez. 1618. Stände abwartete. Auch hier war die Neigung der Protestanten, sich dem Aufstand anzuschließen, durch die böhmischen Erfolge gestiegen. Der Landtag, der unter diesen Verhältnissen in Brünn zusammentrat, war von der höchsten Bedeutung für den gesamten Gang der Dinge, und von beiden Seiten wurden keine Anstrengungen gescheut, den Mann, der noch immer die Entscheidung in Mähren in Händen hatte, den Herrn von Zierotin, für sich zu gewinnen. Es war daher für die kaiserliche Sache von der höchsten Wichtigkeit, daß Zierotin, trotz des Mißtrauens, das seine protestantischen Glaubensgenossen nachgerade in seine Ehrlichkeit setzten, bei der kaisertreuen Fahne und der Friedenspolitik festhielt und den Anschluß an die Böhmen verhinderte. Die Rechnung, daß sich die mährischen und österreichischen Truppen mit den böhmischen vereinigen würden, schlug sonach fehl; Graf Thurn wurde in seinen kühnen Plänen gehemmt, und auch auf dem Kriegsschauplatz im südlichen Böhmen erlitt das Kriegsglück der Aufständischen einen Stoß. Das böhmische Heer, das den Grafen Buquoy in Febr. 1619. Budweis belagerte, wurde durch Krankheiten so mitgenommen, daß Ende Februar kaum ein Drittel mehr die Waffen trug. Seit den anfänglichen Erfolgen der Böhmen trat mehrere Monate hindurch ein Stillstand in dem Waffengange ein, während dessen die Diplomaten um so freieres Spiel zu Plänen und Unterhandlungen hatten.

Pfalz und Savoyen. Die Leiter der kurpfälzischen Politik, Christian von Anhalt, der Markgraf von Ansbach, der Graf Solms, Camerarius u. a., hatten mit der regsten Teilnahme die Fortschritte des böhmischen Aufstandes beobachtet und im Bewußtsein ihrer unzureichenden eignen Macht die Opferwilligkeit fremder Bundesgenossen, namentlich des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, anzufeuern gesucht. Die böhmische Königskrone, die dem Pfalzgrafen bereits um diese Zeit angetragen wurde, war ein zu lockendes Ziel, als daß sie nicht den Eifer der kurpfälzischen Staatsmänner und den Ehrgeiz des jungen Kurfürsten aufs höchste hätte entflammen sollen. Auch der Herzog von Savoyen, der seinem Haß wider das Habsburgsche Haus bereits durch die Aufstellung der Mansfeldschen Truppen Ausdruck gegeben, wiegte sich in den kühnsten und hochfahrendsten Entwürfen. Er gedachte die deutsche Union, England, Frankreich, Holland und Venedig zu einer großen Liga gegen Österreich zusammenzuführen und verteilte im Geist die eroberte Ländermasse; er sah schon die deutsche Kaiserkrone und die böhmische Krone auf seinem Haupt und bestimmte den Venetianern die welschen Teile und dem Pfalzgrafen den ganzen Rest der Monarchie. Der pfälzische Ge-

sandte Christoph von Dohna führte die Verhandlungen zwischen Turin und Heidelberg, später kam auch Mansfeld nach der Eroberung von Pilsen in die savoyische Hauptstadt. Allein mit den realen Machtverhältnissen standen solche schwindelhafte Entwürfe schlecht im Einklang. Die nüchternen Kaufherren Venedigs nahmen die Anträge sehr kühl auf, und auch Jakob I. von England, auf dessen Unterstützung sein pfälzischer Schwiegersohn bei seinen hochfliegenden Plänen in erster Linie gezählt, war keineswegs bereit, für ferne und unsichere Aussichten Opfer zu bringen, und zeigte sich einer Vermittelung im spanisch-österreichischen Interesse viel geneigter, als den Werbungen der pfälzischen Diplomaten.

Inzwischen waren auch die Ausgleichs- und Waffenstillstandsverhandlungen, die „Interposition" zwischen den Böhmen und dem kaiserlichen Hof wieder aufgenommen worden, aber freilich nur, um die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Ansprüche darzuthun. Nicht aufrichtige Friedensliebe, sondern nur Erschöpfung war das Motiv der diplomatischen Missionen, die zwischen Prag, Wien und den zur Vermittelung ausersehenen Höfen von München, Dresden, Heidelberg hin und her gingen und endlich zur Vereinbarung eines „Interpositionstages" nach Eger auf den 14. April führten. Erst nach langem Widerstreben verstand sich Maximilian von Bayern zu seiner friedenstiftenden Rolle; denn seinem streng katholischen Gewissen war jedes Zugeständnis an die Protestanten zuwider, und er erkannte klar, daß bei seinen und Ferdinands Grundsätzen ein Ausgleich mit den Böhmen nicht zu erreichen war. Auch der böhmische Landtag lieferte durch die Ausschreibung neuer Rüstungen und Steuern und durch den Beschluß, eine Reihe von hervorragenden Anhängern des Kaisers von allen Ämtern fernzuhalten und ihre Güter zu konfiszieren, andre, wie den Kanzler Lobkowitz und Jaroslaw von Martinitz aus dem Königreich zu verbannen, den Beweis, daß man in Prag ebenso überzeugt war von der Erfolglosigkeit weiterer Verhandlungen wie in Wien oder München. Wie hoch die Erbitterung gestiegen, zeigte der im Landtag gestellte und mit Mühe hintertriebene Antrag, die Stadt Pilsen dem Erdboden gleich zu machen und alle ihre Bürger aus dem Land zu jagen. In diesen Tagen voll ungeschlichteten Haders und dumpfer Gährung schied der alte Kaiser aus dem Leben. Schon lange hatte ihn geistiges und leibliches Siechtum ergriffen, in stumpfer willenloser Ergebung hatte er die schweren Schläge des Schicksals über sich ergehen lassen. Seine letzte Handlung war die Achtserklärung gegen Mansfeld wegen der Erstürmung Pilsens. Der Fluch des Bruders, dem er einst die Kronen entrissen, lastete auf seiner ganzen Herrschaft. Der offene Aufruhr und Krieg, der jetzt wütete, ließ das unfähige Regiment Rudolfs als eine Zeit vergangenen Glücks und Friedens erscheinen.

Ausgleichsverhandlungen und Tod des Kaisers. 1619.

20. März 1619.

Der Tod des Kaisers zerriß alle Friedensverhandlungen, denn bei dem tiefen Argwohn und Haß, welchen die Böhmen gegen Ferdinand hegten, war nun jede Aussicht auf Verständigung verschwunden. Seine begütigenden Zu-

Fortgang des Kriegs nach Matthias' Tod. Thurn vor Wien.

schriften fanden keine Beachtung mehr. Selbst die österreichischen Stände erhoben Einspruch gegen Ferdinands Thronfolge, verlangten Abstellung ihrer Beschwerden und wollten nur den alten Erzherzog Albrecht in den Niederlanden als ihren Herrn anerkennen. Alsbald nahmen auch die militärischen Operationen, die während des Winters geruht, wieder ihren Fortgang. Mit dem böhmischen Hauptheer, 16,000 Mann stark, rückte Thurn aufs neue ins Feld und brachte bald ganz Mähren in seine Gewalt. Jetzt endlich vereinigten sich auch die mährischen Stände mit den Insurgenten; der Landtag in Brünn trat dem „böhmischen Defensionswerk" bei. Mit Mühe rettete sich der Oberst Albrecht von Waldstein (Wallenstein), dessen Name bald in der Kriegsgeschichte so gewaltig hervorragen sollte, mit der Kriegskasse nach Österreich. In kurzem stand Thurn dicht vor den Mauern Wiens, wo Ferdinand fast wehrlos weilte. Es war ein Moment tiefster Erniedrigung für das Haus Österreich, als der Feind vor den Wällen hielt und zugleich die protestantischen Stände mit Thurn über den Anschluß an die „Defension" verhandelten und vom König drohend die Genehmigung der Konföderation mit den Böhmen verlangten. Vor dem Ungestüm der protestantischen Deputierten, welche in die Burg gedrungen waren, wurde Ferdinand nur durch die plötzliche Ankunft einer Schar Dampierrescher Reiter unter dem Obersten St.-Hilaire gerettet. Die standhafte Festigkeit in diesen Tagen, wo das ganze Schicksal des Hauses Habsburg auf dem Spiel stand, ist ein Beweis von dem persönlichen Mut jenes fürstlichen Hauptes und trug viel dazu bei, das wankende Glück Österreichs wiederherzustellen. Die katholische Kirchenlegende hat die damaligen Vorgänge mit wunderbaren Zuthaten ausgeschmückt und Gottes unmittelbare Einwirkung in diesem für die alte Religionsform so bedeutungsvollen Augenblick erkennen wollen.

Ende April 1619. — 8. Mai 1619. — 5. Juni.

Prag in Gefahr. Thurns Abzug von Wien.

Es war eine seltsame Fügung, daß zu gleicher Zeit Wien von dem böhmischen Heer und Prag von den Kaiserlichen bedroht wurde. Mansfeld war von seiner diplomatischen Mission nach Savoyen wieder in Böhmen eingetroffen. Auf die Kunde, daß er gen Budweis heranziehe, verließ der kaiserliche Feldherr Graf Buquoy diese Stadt und überfiel den Gegner bei dem Dorf Nettolitz unweit von Thein. Es entspann sich ein hitziges Treffen und die Mansfelder erlitten eine schwere Niederlage; 1200 Gefangene, das Gepäck, die Kriegskasse, die Mansfeldsche Kanzlei fielen in die Hände der Kaiserlichen. Die einzigen regulären Truppen, die im Augenblick in Böhmen standen, waren zersprengt; wäre Buquoy nicht allzu vorsichtig und bedachtsam gewesen: der Weg nach Prag hätte ihm offen gestanden. Die Direktoren gerieten in Schrecken und trafen in aller Eile Anstalten zur Verteidigung. Die festen Plätze im Südwesten fielen den Kaiserlichen ohne Mühe in die Hände, bald waren drei Kreise Böhmens von ihnen besetzt; bis drei Meilen von Prag streiften die ungarischen Reiter. In dieser gefährlichen Lage riefen die Direktoren ihren siegreichen Feldherrn Thurn von den Mauern Wiens zurück.

10. Juni.

Die Kaiserwahl Ferdinands II. 1619.

Kurz nachher traten Ereignisse ein, welche dem böhmischen Krieg eine weit über die Grenzen Österreichs sich erstreckende Bedeutung gaben und die Besorgnis, daß das Reich in den Habsburgschen Hausstreit unmittelbar verwickelt werden möchte, zur Wahrheit machten. Der Abzug Thurns von Wien ermöglichte Ferdinand die Reise in das Reich, wo gleich nach Matthias' Tod der Erzkanzler, Kurfürst Johann Schweickardt von Mainz, den Tag zur Kaiserwahl ausgeschrieben hatte. Mehrere Jahre schon waren in kurfürstlichen Kreisen Verhandlungen über die Nachfolge gepflogen worden. Die protestantischen Kurfürsten machten die Wahl von der Bewilligung ihrer Forderungen, von der Lösung der vielen Streitfragen im Reich abhängig; „Komposition" und „Succession" schien ihnen in notwendigem Zusammenhang zu stehen, und gegen Ferdinand insbesondere, der sich stets als der eifrigste Vorkämpfer der kirchlichen Reaktion erwiesen, hegten sie gerechtfertigte Abneigung. Eher hätten sie sich auf den Herzog Maximilian von Bayern geeinigt, nicht als ob er in religiösen Dingen milder und duldsamer gewesen wäre, aber die bereits vorhandene Entfremdung Bayerns von Österreich zu erweitern, lag begreiflicherweise sehr im Interesse der Protestanten; die Festsetzung des Habsburgschen Hauses in der Kaiserwürde, die schon fast einem Erbrecht gleich kam, wäre durch die Wahl Maximilians wieder einmal unterbrochen worden, und es stand alsdann nicht zu befürchten, daß das Reich in die böhmischen Wirren unmittelbar verwickelt würde. Der Kurfürst von der Pfalz wirkte eifrig für die bayrische Wahl; allein nach reiflicher Erwägung wies Maximilian das Anerbieten zurück; er war zu tief von den strengsten katholischen Anschauungen durchdrungen und erachtete die Macht des österreichisch-spanischen Hauses zu notwendig für das Wohl der Kirche, um die Kaiserkrone aus protestantischen Händen anzunehmen und sich auf Zugeständnisse zu verpflichten, die er nicht zu halten willens war. Die kirchliche Hingebung verdrängte alle territoriale und dynastische Eifersucht zwischen Bayern und Österreich und führte sie zum engsten Bund; bald überließ Ferdinand dem Herzog die alleinige militärische Führung der Liga und nicht lange darauf hielt er ihm als lockendes Ziel die pfälzische Kur vor. Die Kandidatur des alten Erzherzogs Albrecht oder des Herzogs von Savoyen wurde im Ernst nicht aufrecht erhalten. Die geistlichen Kurfürsten waren längst für Ferdinand gewonnen, und die weltlichen waren zu uneinig und unentschieden in ihren Zielen und Bestrebungen, um eine standhafte und wirksame Opposition machen zu können. Die Zulassung Ferdinands zur Ausübung der böhmischen Kurstimme und die Zurückweisung der Gesandten der Direktoren bezeichnete schon die vorherrschende Gesinnung unter den Wählern. Sachsen hielt sich einfach an den Wortlaut der Goldenen Bulle (VIII, 126 f.), und auch Pfalz und Brandenburg fügten sich hierauf der schon erreichten Majorität. Der Einzige, der damals mit voller Entschiedenheit die Notwendigkeit der Ausschließung des Habsburgschen Hauses und der Bildung eines allgemein protestantischen Bundes wider dasselbe betonte, war der

energische und staatskluge Landgraf Moritz von Hessen; allein sein Einfluß war nicht durchdringend. In einem Augenblick gewaltigster Entscheidung herrschte im protestantischen Lager Ratlosigkeit und Unentschlossenheit. So wurde König
28. Aug. 1619. Ferdinand zur Kaiserwürde erhoben, aber es lag ein dumpfes Gefühl von dem hereinbrechenden Unheil über der Versammlung. Im Himmel werde keine Freude sein über diese Wahl, äußerte der brandenburgische Gesandte, man werde weinen über das Elend von Deutschland.

Die böhmische Königswahl. 1619. Noch waren die Kurfürsten in Frankfurt versammelt, als die Kunde einlief, daß die Böhmen sich einen neuen König gewählt hätten. Im Juli waren die böhmischen Stände mit den Abgesandten der Nebenländer zusammengetreten, um eine Bundesverfassung zu beraten und sich ein neues Oberhaupt zu setzen. Über die Bundesartikel, welche in erster Linie Garantien für die Königswahl
31. Juli. aufstellten, einigte man sich bald; sie entkleideten von vornherein das künftige Königtum jeder Macht zu gunsten der herrschenden Aristokratie, sogar die Landesbewaffnung und die Landessteuern wurden den Ständen übertragen und die Freiheit der Königswahl im vollsten Umfange wiederhergestellt. Schwieriger war die Lösung der Successionsfrage. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, auf den sich schon früher die Augen der Insurgenten gerichtet, trug keine Lust zu einem so gefährlichen Anerbieten; der Herzog Karl Emanuel von Savoyen konnte trotz der Bemühungen Mansfelds, als fremder, katholischer Fürst von geringer Macht, nicht ernstlich in Betracht kommen, so wenig wie König Christian von Dänemark oder Bethlen Gabor von Siebenbürgen, deren Namen ebenfalls in der Liste der Kandidaten auftauchten. Um so wirksamer waren die Bewerbungen der kurpfälzischen Staatsmänner für ihren Herrn, der allein fähig und willig war, die Krone von Böhmen aus der Hand der Revolution anzunehmen und mit einiger Aussicht auf Erfolg zu verteidigen. So wurde denn Ferdinand, nachdem alle Anklagen wider ihn in einer Denkschrift zusammengestellt worden, des böhmischen Thrones verlustig erklärt und fast einstimmig Kurfürst
26. Aug. 1619. Friedrich V. von der Pfalz zum König der böhmischen Adelsrepublik ausgerufen.

Friedrich nimmt die böhmische Krone an. An die Leiter der Union und der kurpfälzischen Politik trat jetzt eine Entscheidung von höchster Bedeutung heran. Der Ernst des Augenblicks überraschte auch die, welche jahrelang daran gearbeitet, diese Ereignisse herbeizuführen. Schien noch die soeben vollzogene Kaiserwahl Ferdinands den Beweis zu liefern, daß in den hochfliegenden Entwürfen der Union ein Rückschritt eingetreten sei, daß man an offnen Bruch mit dem Hause Habsburg, an gewaltsamen Umsturz der Reichsverfassung nicht mehr denke: so sollte jetzt ein Wagnis unternommen werden, welches den böhmischen Krieg unmittelbar ins Reich ziehen und einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Parteien herbeiführen mußte. Die Kaiserkrone verlieh Ferdinand eine moralische Unterstützung von unschätzbarer Bedeutung. War die protestantische Opposition in der That willens, mit der Habsburgschen Macht zu brechen, so mußte sie alles aufbieten, dies Haus vom Kaisertum auszuschließen. Vor der Welt, vor allen monarchischen Mächten erschien jetzt der Versuch, den rechtmäßigen Kaiser eines seiner Erblande zu

berauben, mit dem Vorwurf der Felonie und Rebellion belastet. Hatte doch Ferdinand soeben mit allgemeiner Zustimmung die böhmische Kurstimme ausgeübt und selbst die Pfalz sich dem gefügt. Das freie Wahlrecht der Böhmen mochte formell feststehen und selbst von den Habsburgern, trotzdem einst Ferdinand I. die Krone für erblich erklärt, in gewissem Sinn beobachtet worden sein, thatsächlich gehörte doch Böhmen, so gut wie ein andres Land der österreichischen Monarchie, durch den langen Besitz zu den kaiserlichen Erblanden, und niemand konnte es dem Hause Habsburg verargen, wenn es einer zweifelhaften Formalität zu Liebe sich nicht die beste seiner Kronen entreißen lassen wollte. Zudem schloß die Freiheit der Königswahl noch nicht das Recht in sich, den gekrönten König seiner Würde zu entsetzen, ein revolutionärer Versuch, der das ganze monarchische Europa mit Besorgnis und Abscheu erfüllen mußte. Am kurpfälzischen Hof verkannte man den Ernst der Stunde nicht, freudige Zuversicht war keineswegs das Gefühl, mit dem man die böhmische Botschaft entgegennahm. Man hatte mit dem Feuer gespielt, und war jetzt überrascht und bestürzt, als der Brand ausbrach. Daß die Macht der Unierten eine sehr geringe, daß von außen auf rasche und thatkräftige Hilfe kein Verlaß war, daß das Haus Habsburg, wenn auch im Augenblick in Not und Bedrängnis, eine gewaltige Widerstandskraft in sich trug, das konnte sich niemand verhehlen. Die Staatsmänner am kurpfälzischen Hof überkam selbst das Gefühl, daß man einen schönen gesicherten Besitz aufs Spiel setze, um einem gefahrvollen schwindelhaften Ziel nachzujagen, und auch unter den Unierten, die in diesen Tagen zu Rotenburg zusammenkamen, herrschte Bedenklichkeit und 12. Sept. 1619.
Mutlosigkeit. Die Kurfürsten warnten eindringlich; Maximilian von Bayern machte einen letzten ernstlichen Versuch, dem Stammesvetter das Gefährliche der eingeschlagenen Bahn zum Bewußtsein zu bringen, bevor sich die beiden Linien des Wittelsbachschen Hauses in bittrer Feindschaft trennten. Auch der König von England, auf den die pfälzischen Politiker trotz vielfacher Enttäuschungen stets von neuem die Augen richteten, gab eine so nichtssagende Erklärung ab, daß man auf eine kräftige Unterstützung von seiner Seite nicht rechnen durfte. Mochte es seinem Stolz auch schmeicheln, seine Tochter mit der Königskrone geschmückt zu sehen, so widerstrebte doch auf der andern Seite seinem starr legitimistischen und monarchischen Sinn ein Bündnis mit der böhmischen Rebellion. Allein der junge Pfalzgraf faßte dennoch den verhängnisvollen Entschluß. Die pfälzischen Diplomaten, Christian von Anhalt, Dohna, Camerarius, Schönberg, die den schwachen Fürsten völlig beherrschten, gaben den Ausschlag; Prinz Moritz von Oranien und der Herzog von Bouillon unterstützten diese Einwirkungen nach Kräften; auch theologische Eiferer, wie der Hofprediger Abraham Scultetus, mochten einen Teil der Verantwortlichkeit tragen, und des Kurfürsten leichtsinniges, für eitle Pracht und nichtige Ehre empfängliches Gemüt sah nur den blendenden Glanz der gebrechlichen böhmischen Königskrone; die Schwierigkeiten und Gefahren im vollen Umfang zu erfassen, war er nicht fähig. Des Pfalzgrafen englische Gemahlin, die an harmloser Tändelei, an „Komödien, Balletten und Romanlesen“ allein Gefallen fand, ist wohl mit Unrecht beschuldigt worden, den Gatten in verderbliche Pläne hochfliegenden Ehrgeizes getrieben zu haben.

Anfang Oktober verließ Friedrich das Land seiner Väter, bange Gefühle Die Lage auf dem Kriegsschauplatz.
und stolze Hoffnung gleichzeitig in der Seele. Unter Jubel und Festgepränge wurde der glänzende Einzug in Prag und wenige Tage später die Königskrönung 31. Okt.
gefeiert. Auf dem Kriegsschauplatz lagen damals die Dinge für die Böhmen nicht 4. Nov. 1619.
ungünstig. Vor kurzem war Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, mit den Böhmen im Bund, in Oberungarn eingebrochen und hatte sich Kaschaus und

Preßburgs sowie der ungarischen Krone bemächtigt. Ermutigt durch den Anschluß des Palatins Sigismund Forgacz und der evangelischen Stände, dehnte er seinen Zug über die österreichische Grenze aus. Bald stand er vor den Mauern Wiens. Der Erzherzog Leopold, während Ferdinands Abwesenheit Statthalter in Österreich, rief schleunig den Grafen Buquoy, der im Herzen Böhmens dem Heer Thurns gegenüberstand, zum Schutz der Hauptstadt herbei. Ihm nach zog Graf
24. Okt. Thurn und langte nun abermals vor den Mauern Wiens an, wo er sich mit Bethlens Truppen vereinigte. Zur rechten Zeit traf damals Ferdinand wieder ein und betrieb mit Eifer und Erfolg die Verteidigung. Mangel an Geld und Kriegsbedürfnissen, Uneinigkeit der Führer, Hunger und Kälte, der Einfall der Polen in Ungarn, bewogen auch diesmal die Belagerer zum Abzug. Bethlen schloß bald darauf einen Waffenstillstand mit dem Kaiser, was den schlauen und treulosen Mann jedoch nicht hinderte, gleichzeitig ein neues Bündnis mit den Böhmen einzugehen und dann die förmliche Königswahl (25. Aug. 1620) durch den ungarischen Landtag vornehmen zu lassen. Inzwischen war auch Mansfeld nicht säumig gewesen, sondern hatte die kaiserlichen Besatzungen aus einer Reihe fester Plätze vertrieben. Allein auf die Unternehmungen der böhmischen Heerführer übte die Ankunft Friedrichs keineswegs einen günstigen Einfluß. Die Ernennung Christians von Anhalt zum obersten Feldherrn, die Besetzung vieler militärischen Kommandos durch pfälzische Edelleute verletzte die alten Generale und erzeugte Neid und Eifersucht. Dazu kam der Geldmangel, die Winterkälte und die Hungersnot in dem verwüsteten Land, um die Bande der Disziplin zu lockern. Schon damals zeigte der Krieg alle die Greuel und Schrecken, welche ihm in der Leidensgeschichte der Menschheit einen so hervorragenden Platz einräumen. Wenn die zuchtlosen Soldatenbanden mit Raub und Brand über die Dörfer, mit Mord und Mißhandlung über das unglückliche Landvolk herfielen, so rotteten sich dann wieder die verzweifelten Bauern zusammen und kühlten ihre grausame Rachsucht an den Versprengten, die in ihre Hände gerieten, mochten sie kaiserlich sein oder Mansfeldisch. Wenn die Gegenden, in welchen sie lagerten, ausgeraubt waren, verpfändeten die böhmischen Werbetruppen, weil man ihnen ihren Sold nicht bezahlen konnte, ihre Pistolen, Reiterstiefel, Speere u. s. w. den Marketendern, um nur leben zu können. Das Landesaufgebot aber lief schon im Sommer 1619 auseinander.

Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Eine merkwürdige Persönlichkeit, jener vielgenannte Fürst Bethlen Gabor, und eine eigentümliche Stellung, die er „auf den Konfinien der Barbarei und der Kulturwelt" einnahm! „Daß er," heißt es bei Ranke „eine große Position hatte, die den Westen bedrohte, und ihrer doch nicht ganz mächtig, zugleich auf die Politik der Osmanen angewiesen blieb, gab seinem Thun und Lassen eine Färbung von Unzuverlässigkeit. Sein Gesichtspunkt war, in dem Kampf der Religionen und Völkerstämme eine selbständige, gleichsam internationale Dynastie zu gründen. Daß er eine Zeitlang die Krone des heiligen Stephan in seinem Besitz hatte, ohne sie doch behaupten zu können, ließ ihn nicht schlafen: in dem Verfolg der allgemeinen Irrungen hoffte er sie

wiederzuerwerben. Mit ganzer Seele gehörte er dem evangelischen Bekenntnis an. Er hat selbst ein Kirchenlied gedichtet; sechsundzwanzigmal hat er die Bibel durchgelesen, er versäumte nie die Predigt, von dem Grund seines Glaubens wußte er treffend Rede und Antwort zu geben. Bei den Ungarn erscheint er als ihr großer Fürst, voll von heroischem Mut, dem sie enthusiastische Bewunderung zollen."

Das pfälzische Regiment in Böhmen stand von vornherein auf einem unsichern Boden. Der beschränkte calvinistische Eifer, der in der Umgebung des neuen Königs herrschte und sich gleich anfangs in der gewaltsamen Beseitigung aller Bilder, Kruzifixe, Reliquien aus den Kirchen äußerte, die zelotischen Predigten eines Scultetus wider den in Böhmen herrschenden „Götzendienst" erregten unter dem utraquistischen Volk, das an vielen Äußerlichkeiten des katholischen Glaubens festgehalten, schweres Ärgernis. Die fremden Sitten, der leichtfertige Ton, die Prunkliebe und Verschwendungssucht, das freie und lustige Leben am Hofe gaben den an das ernste, feierliche Wesen und die strenge Etikette der habsburgischen Herrscher gewöhnten Böhmen vielfachen Anstoß. Pfälzische Staatsmänner und Heerführer nahmen im Dienst des Königs die ersten Stellen ein, welche der böhmischen Aristokratie, ihrer Meinung nach, zukamen. Zu der persönlichen Mißstimmung über den pfälzischen König, dem lutherischen Argwohn gegen das unduldsame, bilderstürmende calvinistische Regiment gesellte sich die Unlust der Stände zu neuen Opfern und Anstrengungen, der drückende Geldmangel, der Hader der Heerführer, die Zuchtlosigkeit und Anarchie in den Söldnertruppen, um die Lage des neuen Königtums von vornherein als eine verzweifelte erscheinen zu lassen. Während man mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen und mit den Türken unterhandelte, erwies sich der Rückhalt, den die pfälzischen Diplomaten an der deutschen Union zu haben glaubten, als trügerisch. Über matte Erklärungen und nichtssagende Versicherungen, über Verhandlungen und Schreibereien kam die Union nicht hinaus, und indessen handelte die katholische Partei im Reiche rasch, entschlossen und einmütig. Der Kaiser, dem die Finanznot gleichfalls bis an den Hals ging, schloß mit Herzog Maximilian einen Vertrag, worin er diesem die Erblande verpfändete und die pfälzische Kur und andre Eroberungen im Reich versprach. Gleichzeitig wurde Spanien bearbeitet, um von den Niederlanden aus einen Angriff gegen die Pfalz zu machen. Auch die fast schon entschlafene Liga wurde zu neuem Leben erweckt. Auf einer Versammlung in Würzburg wurde die unverzügliche Ausrüstung eines Heeres von 25,000 Mann beschlossen und der Oberbefehl dem Herzog Maximilian anvertraut; die Glieder des Habsburgschen Hauses in Spanien, Italien, den Niederlanden und der Papst erkannten die gemeinsame Gefahr der Dynastie und des Glaubens und schickten sich zum thätigen Eingreifen an, ein weit zuverlässigerer Rückhalt als die auswärtigen pfälzischen Verbindungen. Die lutherischen Fürsten Deutschlands standen dem calvinistischen Königtum in Böhmen fremd, wenn nicht feindselig gegenüber. Der Kurfürst Johann Georg, von dem zelotischen Hof-

Die Stellung Friedrichs als König von Böhmen.

8. Okt. 1619.

Dez.

prediger Hoe von Hohenegg mit dem ganzen Fanatismus lutherischer Recht-gläubigkeit erfüllt, ließ sich unter dem Vorwand der Aufrechthaltung der kaiserlichen Autorität und der Reichsverfassung völlig von der katholischen Partei
März 1620. gewinnen. Auf einer Zusammenkunft zu Mühlhausen in Thüringen, wo sich neben dem sächsischen Kurfürsten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, der Landgraf Ludwig von Hessen, Bevollmächtigte des Kaisers und des Herzogs Maximilian einfanden, spann die kaiserlich-ligistische Partei die Fäden zum Untergang des Pfalzgrafen. Vergebens warnte der Landgraf Moritz von Hessen den Kurfürsten vor dem Verrat der gemeinsamen protestantischen Sache. Dieser schloß sich eng an die katholische Partei an und sicherte dem Kaiser seine Mitwirkung zur Wiedererlangung seines Erblandes zu. Die traditionelle Ergebenheit der kursächsischen Politik an die Reichsverfassung und das österreichische Kaisertum, und die lutherische Abneigung des Kurfürsten Johann Georg gegen das calvinistische Wesen wurde noch verstärkt durch die Zusicherung des Fürstentums Anhalt und einige verklausulierte Versprechungen hinsichtlich der Beobachtung des böhmischen Majestätsbriefes. Dagegen ließen sich die katholischen Stände den Vorbehalt, den Erwerb geistlicher Fürstentümer und Güter seitens protestantischer Reichsstände wieder rückgängig zu machen, nicht entreißen. Gleichzeitig wurde auch die Achtserklärung gegen den Pfalzgrafen und die Übertragung der Kur an Bayern erwogen. Der Kampf um die böhmische Krone war ein Streit zweier Prätendenten und keine Rechtsfrage des Deutschen Reichs; wenn die Böhmen ihr altes Wahlrecht ausübten, so hatte dies unzweifelhaft mit der Reichsverfassung nichts zu thun. Allein bei diesem Entscheidungskampf, wo auf beiden Seiten die Grenze des Rechts und der Loyalität nicht innegehalten wurde, mußte auch die kaiserliche Autorität in den Parteistreit gezogen werden. Und während die kaiserlich-katholische Partei den Pfalzgrafen diplomatisch und militärisch isolierte und von allen Seiten umgarnte, sah die Union mit unbegreiflicher Verblendung, Rat- und Mutlosigkeit die Wolken sich über dem Haupt ihres Führers zusammenziehen. Auf einem Unionstag zu Ulm kam unter Vermittelung Frankreichs, welches in dem Gleichgewicht der Parteien in Deutschland damals sein Interesse am besten
3. Juli 1620. gewahrt glaubte, ein Vertrag zu stande, wonach Liga und Union Frieden zu halten versprachen, dieser Friede aber nicht auf Böhmen ausgedehnt sein sollte. Die Union gab damit die Sache des Pfalzgrafen preis und erklärte sich selbst für tot, und der getäuschte Fürst empfand es bald zu seinem Schrecken, auf wie morschen Stützen er seinen kühnen Bau aufzurichten unternommen hatte. Das Benehmen der Bundesfürsten, welche dem bayrisch-ligistischen Heer die volle Freiheit zum Zug nach Österreich und Böhmen gewährten, war den Zeitgenossen so unbegreiflich, daß man in spanischem Golde die Erklärung suchen wollte.

Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz. In Böhmen hatte inzwischen der kleine Krieg seinen Fortgang, allein auch auf dem militärischen Schauplatz, wie auf dem politischen wurden die Aussichten

Friedrichs und der Böhmen von Tag zu Tag trüber. Während bayrische, spanische, sächsische Truppen dem Kaiser zu Hilfe zogen, waren die böhmischen Feldherren kaum mehr im stande, ihre Heerhaufen zusammenzuhalten; in Prag selbst kam es damals zu einem Straßenkampf zwischen den Offizieren und Soldaten eines Mansfeldschen Regiments. Frühjahr und Sommer verfloß unter 1620.
kleinen militärischen Operationen in Böhmen und Niederösterreich, ohne daß es zu einem entscheidenden Schlag gekommen wäre. In einem Reitergefecht fiel 12. April.
damals der Feldmarschall Colonna von Fels. Allein während die Böhmen und die Kaiserlichen sich unthätig gegenüberstanden oder in kleinen Scharmützeln, Märschen und Belagerungen ihre Zeit und Kraft vergeudeten, nahte von außen die Entscheidung: Herzog Maximilian rückte mit dem ligistischen Kriegsvolk in Mitte Juli.
Österreich ein. Die evangelischen Stände, die solange trotzigen Widerstand geleistet, beeilten sich nun, dem Kaiser zu huldigen. Die Widerstrebenden wurden als Rebellen des Leibes und Gutes verlustig erklärt. Von allen Seiten zog sich jetzt das Unheil gegen den Böhmenkönig zusammen. Während der Herzog von Bayern und sein Feldherr Tilly im südlichen Böhmen eindrangen, besetzte der Sept.
Kurfürst von Sachsen die Lausitz und aus den Niederlanden zog der Marquis Spinola mit einem großen spanischen Heer gegen die Kurpfalz. Die Hoffnungen aber, die Friedrich auf auswärtige Hilfe gesetzt, auf die Union, auf Holland, England, Schweden, erwiesen sich als nichtig. Das Einzige, was König Jakob für seinen bedrängten Schwiegersohn that, war die Erlaubnis, daß der Oberst Andreas Grey auf britischem Boden ein Söldnerheer warb. Das englische Kriegsvolk zog auch durch Niedersachsen und Brandenburg der böhmischen Grenze zu, wurde jedoch unterwegs durch Krankheit großenteils aufgerieben. Die geringen Unterstützungen an Geld oder Kriegsbedarf, die der Böhmenkönig heimlich von den protestantischen Mächten erhielt, kamen gegen den einmütigen und thatkräftigen Eifer auf katholischer Seite nicht in Betracht.

Johann Tserklaes von Tilly stammte aus einem niederländischen, unweit Brüssel Tilly, geb. 1559.
angesessenen Geschlecht und hatte unter Alexander von Parma seine militärische Schule durchgemacht. Dann war er in lothringische, in österreichische Dienste gegen die Türken getreten und hatte seit dem Jahr 1610 die Führung des bayrischen Heeres übernommen. Bei dieser Fahne blieb er dann mit einer Treue, welche den Landsknechten der Zeit sonst nicht eigen zu sein pflegte. Schon stand er fast im Greisenalter, als sich ihm, dem General der Liga, eine größere militärische Laufbahn eröffnete. Ein merkwürdiger Mann, dieser „Mönch im Gewand des Feldherrn“ mit der streng katholischen Gesinnung und den asketischen Lebensgewohnheiten, der Wein und Weiber mit stoischer Enthaltsamkeit mied und neben den militärischen Pflichten nur die religiösen des Betens und Messelesens kannte, der auch nichts weiter erstrebte, als ein guter Kriegsmann zu sein, und von den Lockungen politischen Ehrgeizes, wie sie seinen größeren Nebenbuhler Wallenstein zu dessen Verderben beherrschten, frei blieb.

5. Die Schlacht am Weißen Berg und die Unterwerfung Böhmens.

Die Schlacht am Weißen Berg. 1620. Unmittelbar nach dem Ulmer Vertrag war Herzog Maximilian in Österreich eingerückt und hatte sich mit dem Grafen Buquoy vereinigt, und nun zogen sie nordwärts über die böhmische Grenze; der Eifer der bayrischen Heerführer riß den bedächtigen kaiserlichen General mit sich fort. Eine Reihe fester Plätze fiel ohne Schwertstreich in ihre Hände. Zu einer Belagerung Pilsens, das Mansfeld als seinen eigentlichen Sitz betrachtete und aufs stärkste befestigt hatte, fühlten sie sich nicht fähig; doch unterhandelten sie mit dem Söldnerführer wegen freiwilliger Übergabe. Vieles spricht dafür, daß er damals daran dachte, die Partei zu wechseln, ja vielleicht dem Kaiser sich schon verkauft hatte. Von dem Söldner, der aus dem Krieg ein Gewerbe machte und bei fortgesetztem Ausbleiben der Löhnung sich aller Verpflichtungen ledig glaubte, dürfen wir Hingebung an die Sache, Begeisterung für die Fahne, der er augenblicklich diente, nicht erwarten. Mansfeld schloß sich auch in der entscheidenden Stunde nicht dem böhmischen Heer an; nur ein Teil seiner Truppen unter dem Grafen Styrum fand sich bald darauf in Prag ein und nahm am Kampf teil. Vor dem Heranrücken der kaiserlich-ligistischen Truppen zog sich das böhmische Heer, das inzwischen bei Rakonitz gelagert, auf die Hauptstadt zurück. Aber der Geist und das Aussehen der Truppen ließ Schlimmes befürchten. Vergebens hatte der Böhmenkönig alles aufgeboten, um die Kriegszucht im Feldlager zu heben, für Vorräte, Waffen und Sold zu sorgen; die selbstsüchtige, schlaffe, Opfer und Mühe scheuende böhmische Aristokratie, in deren Händen das Regiment lag, war nicht mehr willig noch fähig, die verlorne Sache ihres Königs zu retten. Durch einen beschwerlichen Nachtmarsch ermüdet, ohne Mut und Disziplin, vom Geist der Meuterei und Desertion angesteckt: so war das böhmische Heer beschaffen, als es sich jetzt, etwa 20,000 Mann stark, unter Christian von Anhalt, den Grafen Hohenlohe, Thurn, Solms, dem Herzog Johann Ernst von Weimar u. a. vor der Stadt auf dem Weißen Berg lagerte. Ihm auf dem Fuß war das bayrisch-kaiserliche Kriegsvolk nachgezogen, an 30,000 Mann; auch hier hatte Mangel, Krankheit und Kälte die Reihen gelichtet und die Zucht gelockert, doch aber wußten im entscheidenden Moment die Generale, unter denen neben Maximilian und Tilly die in der späteren Kriegsgeschichte so berühmt gewordenen Namen Maradas, Tiefenbach, Colalto hervorragten, den Mut zu entflammen

8. Nov. 1620. und die Disziplin herzustellen. Um Mittag eröffneten die Tillyschen und Tiefenbachschen Regimenter den Kampf durch den Sturm auf die Höhe, und schon eine Stunde darauf war die Schlacht entschieden. Ein Thurnsches Regiment begann zu fliehen und seinem Beispiel folgten andre. Vergeblich suchten Christian von Anhalt und sein gleichnamiger Sohn die wankenden Scharen zum Stehen zu bringen; der letztere, wie der junge Graf Schlick wurden gefangen genommen. Als auch die von Bethlen Gabor zu Hilfe gesandten ungarischen Reiter, die in

der hintersten Schlachtreihe aufgestellt waren, ihr Heil in der Flucht suchten, löste sich das ganze böhmische Heer auf und drängte sich in wildem Durcheinander in die Thore der Stadt. Vom Wall aus sah der unglückliche Pfalzgraf dem traurigen Schauspiel zu, das in einer einzigen Stunde sein Schicksal entschied.

Friedrich V. hatte in den letzten Tagen vor der Schlacht sich redlich angestrengt, um das drohende Verderben abzuwenden, die Disziplin im Heer wiederherzustellen, die Verteidigung der Stadt ins Werk zu setzen. Allein bei der gänzlichen Auflösung aller Bande der Ordnung und Zucht, die jetzt in der Hauptstadt eintrat, hätte auch eine stärkere Hand nicht vermocht, die Zügel des Regiments festzuhalten. Aus dem zersprengten Heer war es kaum mehr möglich einige Fähnlein zusammenzubringen, die andern weigerten sich geradezu den Kampf wieder aufzunehmen und warfen die Waffen weg. Die Bürgerschaft war in der kleinmütigsten und verzagtesten Stimmung und begann bereits mit dem Feind wegen der Übergabe zu unterhandeln. An eine Gegenwehr war nicht zu denken. Selbst Christian von Anhalt riet dem König, sich durch die Flucht zu retten. So entschloß sich denn Friedrich schon am Tage nach der Schlacht seiner Hauptstadt den Rücken zu kehren. Unmittelbar nachher zog Maximilian in Prag ein, ohne daß jemand Widerstand versucht hätte. Reuevoll und demütig huldigten die drei Prager Städte, unterwarfen sich die einst so trotzigen Stände; von einer Bestätigung der Privilegien war nicht die Rede. Der Kaiser soll mit höhnischen Worten eigenhändig die alten Urkunden zerrissen haben. Auch die hervorragendsten Anhänger des Königs, Hohenlohe, Thurn, Ruppa u. a. hatten sich aus der Stadt geflüchtet, Christian von Anhalt sogar mit solcher Eile, daß er seine Papiere zurückließ: die Gegner ließen diese vielfach kompromittierenden Aktenstücke des intriganten Diplomaten als „Fürstlich anhaltische geheime Kanzlei“ drucken, um vor der Welt die gefährlichen Pläne der Union darzulegen. Von Breslau aus sandte Friedrich noch einmal ein bewegliches Manifest an die Union. Aber der Nachweis, daß seine Sache die aller Protestanten sei, war bei diesen kleinlichen und bedächtigen Seelen ohne Wirkung, und ebenso eitel war die Hoffnung, die Schlesier würden sich zur Gegenwehr ermannen. Die Warnungen des Kurfürsten von Sachsen waren wirksamer als die Bitten des verlassenen Königs, der sich bald auch in Breslau nicht mehr sicher fühlte. Im Januar zog der heimatlose Fürst weiter in die Mark Brandenburg, während Schlesien und die Lausitzen ihre Unterwerfung darbrachten. Auch in Brandenburg war des Bleibens für das unglückliche Fürstenpaar nicht lange; kaum daß man ihm den nötigsten Unterhalt gewährte; so sehr hielt die Furcht, durch Aufnahme des Verfemten den Kaiser zu reizen, die Gemüter gefangen. In Küstrin genas die Königin Elisabeth eines Sohnes, Moritz, auf dem das tragische Schicksal des pfälzisch-stuartschen Hauses zeitlebens lastete. Mit seinem ältern Bruder, dem wilden Pfalzgrafen Ruprecht, dem wir späterhin noch begegnen

Friedrichs Flucht und Einzug der Sieger in Prag.

1621.

werden, kämpfte er in den englischen Bürgerkriegen; dann führten die beiden Brüder ein abenteuerliches Seeräuberleben gegen die Schiffe der englischen Republik und die spanischen Flotten; an der afrikanischen Küste, sei es im Schiffbruch, sei es als Sklave in Algier, endete der pfälzische Fürstensohn auf unbekannte Weise. Der Vater aber fand erst im Haag, bei dem Prinzen Moritz von Oranien, ein Asyl, verfolgt vom Spott der Gegner über den „Winterkönig". Legte man ihm doch ein großes Sündenbekenntnis von 34 Strophen in den Mund, beginnend mit den Worten:

Ich armer, ganz elender Sünder
bin König gewest vergangnen Winter
und jetzt verjagt mit Weib und Kinder.

Mansfeld setzt den Krieg in Böhmen fort. Winter 1620. 1621.

Während nach der Prager Schlacht alles die Waffen niederlegte und sich in Demut vor dem Sieger beugte, leistete allein Graf Mansfeld in Pilsen Widerstand. Nicht als ob der fremde glaubenslose Mann einen heroischen Kampf für eine verlorne Sache auf sich genommen, als ob dies Urbild des abenteuernden Söldnertums aus Hingebung an ein Prinzip das Schwert gezogen hätte! Allein er durfte hoffen, durch fortgesetzten Kampf den Preis der endlichen Waffenstreckung zu steigern; im Besitz mehrerer festen Plätze und einer bedeutenden Truppenmacht nahm er noch immer eine achtunggebietende Stellung ein und konnte abwarten, wie sich auf dem politischen und militärischen Schauplatz die Dinge weiter entwickelten. Wozu hätte er sich der allgemeinen Flucht anschließen sollen, wo eine längere Gegenwehr Gold und Ehre in Aussicht stellte, im Fall des Mißlingens aber seine Sache auch nicht schlimmer stand als zuvor! Da auch die kaiserliche und bayrische Armee stark gelitten hatte und den Kampf nach den Erfolgen der Prager Schlacht nicht ernstlich weiterführte, konnte sich Mansfeld noch mehrere Monate in Böhmen halten. Er schloß mit Tilly einen Waffenstillstand auf etliche Wochen, währenddessen Verhandlungen wegen der Übergabe der von ihm besetzten festen Plätze, namentlich Pilsens und Tabors angeknüpft wurden. Allein der Versuch, Mansfeld in Güte zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, scheiterte an der Höhe seiner Ansprüche; um so besser gingen die Verhandlungen von statten, als der Feldherr in seiner Ungeduld des langen Wartens in Pilsen überdrüssig wurde und die Festung seinem Obersten Hermann Fränck überlassend, einen Streifzug ins Reich unternahm. Dem Verrat der Pilsener Hauptleute hätte er vielleicht durch schleunige Rückkehr nach der Festung begegnen können, aber er scheute sich vor den meuternden Truppen zu erscheinen, ohne deren Soldforderungen befriedigen zu können. Mit einigen Fähnlein und dem schottischen Regiment des Obersten Grey zog Mansfeld im nordwestlichen Winkel Böhmens um Eger und Elbogen umher, unter kleinen Scharmützeln mit den bayrischen Truppen, machte vergebliche Anstrengungen, von der in den letzten Zügen liegenden Union Hilfe zu erlangen, und veranstaltete in der Oberpfalz neue umfassende Rüstungen und Werbungen, von König

Friedrich flehentlich zum Ausharren ermahnt und mit der nichtigen Würde eines Generalfeldmarschalls des Königreichs Böhmen bekleidet. In kurzem hatte er wieder ein Heer von gegen 20,000 Mann beisammen. Sein Name lockte viele der abgedankten, brotlosen Söldner unter seine Fahnen und in der Oberpfalz sammelten seine Werber neue Scharen. „Hatte er auch kein Geld ihnen Sold zu zahlen, so hatte er doch, lange vor Wallenstein, den Grundsatz erfaßt und praktisch durchgeführt, daß eine Armee desto weniger koste, je größer sie sei, und daß der Krieg den Krieg ernähren müsse.“ Währenddessen aber waren die verräterischen Unterhandlungen der Mansfeldschen Hauptleute in Pilsen mit den Kaiserlichen zum Ziel gekommen, die „Pilsener Traktation“ wurde unterzeichnet, 26. März 1621.
die Festung den Feinden um Geld übergeben. Der Oberst Fränck suchte vergeblich durch eine „Apologie“ den schnöden Verrat zu rechtfertigen. Mit sächsischen Truppen vereint zogen jetzt die Bayern gegen die noch übrigen Mansfeldschen Besatzungen im Nordwesten Böhmens. Falkenau und Elbogen kapitulierten April. Mai.
nach hartnäckiger Gegenwehr, ebenso Tabor und die andern kleinen Festungen im Innern, welche noch Widerstand geleistet hatten. Mansfeld selbst war es nicht mehr darum zu thun, sich in Böhmen zu behaupten, schon hatte er sein Auge auf einen andern Kriegsschauplatz, am Rhein, gerichtet, wo mehr Ruhm und Beute zu gewinnen war.

Das Königreich Böhmen, zu dessen Statthalter der Fürst **Karl von Liechtenstein** eingesetzt wurde, empfand alsbald nach der Schlacht am Weißen Berg die strafende Hand des siegreichen Kaisertums. *Strafgericht und katholische Reaktion.* Plünderungen und Konfiskationen, Einquartierungen und Kontributionen lasteten schwer auf dem Land; abgedankte Soldatenhaufen durchzogen das Reich und raubten, was die obrigkeitliche Erpressung übrig ließ. Und nicht nur an Hab und Gut wurden alle Schuldigen oder Verdächtigen schwer gestraft, über die Häupter des Aufstandes, die Direktoren und Defensoren, deren man habhaft werden konnte, erging ein furchtbares Blutgericht. Viele hatten sich durch die Versicherung der kaiserlichen Gnade im Fall der Unterwerfung von dem Gedanken abbringen lassen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Allein den „Ketzern“ Wort zu halten waren die übermütigen Sieger nicht gesonnen. An einem Tag wurden etwa fünfzig 20. Febr. 1621.
protestantische Parteiführer, die meisten durch Alter, Würde und Adel hervorragend, überfallen und nach monatelanger Kerkerhaft wegen Hochverrats zum Tod, zu lebenslänglicher Haft oder zur Verbannung verurteilt. Der Kaiser selbst soll zur Milde geneigt gewesen sein, aber die katholischen Parteihäupter in Böhmen und die jesuitische Kamarilla in Wien, namentlich der Beichtvater Pater Lamormain (Lämmermann), trieben ihn zur unnachsichtigen Strenge. Siebenundzwanzig der ersten Männer des Königreichs bestiegen das Schafott, unter 21. Juni.
ihnen Graf Andreas Schlick, Wenzel von Budowa, der religiöse Führer des Aufstandes, der Gelehrte Jessenius; ihre Leichname wurden greulich verstümmelt, ihre Köpfe zum warnenden Beispiel an verschiedenen Plätzen der Stadt aufge-

steckt. Mit den Gütern der Hingerichteten oder sonst Verurteilten bereicherte sich die Kasse des Kaisers und seiner Anhänger; alles evangelische Vermögen war verwirkt; es begann ein schamloser Handel mit „Rebellengütern", der in wenigen Monaten den ganzen Besitzstand in Böhmen veränderte, unter Formen, die ein Hohn auf jeden gerichtlichen Prozeß waren. Zugleich wurden auch dem alten landständischen Adel neue ergebene Männer aufgedrängt. Und als die Rache an Leben und Habe der Besiegten gestillt war, begann das Werk der „Gegenreformation", der gewaltsamen Unterdrückung des Protestantismus. Mit den kaiserlichen Soldaten waren auch die Jesuiten wieder eingezogen und betrieben die katholische Restauration mit allen Mitteln der Verführung, der List und Gewalt. Die Kirchen der Protestanten wurden geschlossen oder den Katholiken eingeräumt, ihre Geistlichen und Schullehrer vertrieben, gepeinigt, ermordet; ihre Bücher und heiligen Gegenstände verbrannt und zerstört; Kommissare der Regierung, unter denen sich Georg von Michna und Don Martin de Huerda durch gewaltthätigen Eifer auszeichneten, durchzogen mit Soldaten das Land und wüteten gegen die Bekenner des Evangeliums; die altberühmte Prager Universität ward den Jesuiten ausgeliefert und hörte auf, eine Leuchte der Wissenschaft zu sein. Wenn das protestantische Volk den Verführungskünsten katholischer Priester widerstand, so begannen die Liechtensteiner Dragoner ihr Bekehrungswerk; Tausende trieben diese gespornten „Seligmacher" unter den entsetzlichsten Mißhandlungen zur Messe und Beichte. Verfolgung und Glaubensdruck wuchsen mit den Jahren, je geringer der Widerstand des gedemütigten Volks war. Einzelne Versuche bewaffneter Gegenwehr, namentlich unter dem Landvolk, wurden leicht niedergeschlagen. Die Gesetze gegen die „Ketzer" wurden immer schärfer, bis endlich ein
31. Juli 1621. „Reformationspatent" alle Andersgläubigen unbarmherzig aus dem Königreich verbannte; und diese kaiserlichen Befehle wurden mit grausamster Härte ausgeführt. Viele beugten sich dem Zwang, viele aber, man rechnete an 36,000 Familien, trugen ihren evangelischen Glauben ins Ausland, unter ihnen war auch Karl von Zierotin und der berühmte Schulmann und Historiker Johann Amos Comenius, der uns ein ergreifendes Bild von diesen Tagen der Drangsal entworfen. Nach Verlauf eines Jahrzehnts war das Königreich in ein durchweg katholisches Land umgewandelt; in größter Heimlichkeit nur rettete sich ein Überrest des böhmischen Protestantismus in bessere Zeiten hinüber. Und ebenso verfuhr man in Mähren und Schlesien; in allen Teilen der österreichischen Monarchie riß der kirchliche Absolutismus die letzten Schutzwehren der Duldung nieder.

IV. Der pfälzische Krieg.

Die Spanier ziehen in die Pfalz ein. Aug. 1620.

Während der „Winterkönig" in Böhmen um die Königskrone kämpfte, war der feindliche Schlag bereits auch gegen seine Erblande geführt worden. Im Herbst 1620 zog der Marchese Spinola mit einem großen spanischen Heer

den Rhein herauf. Auch jetzt noch, wo die Kriegsgefahr sie unmittelbar bedrohte, glaubten die Unierten mit Protesten und Beschwerden etwas auszurichten. Mit der höhnischen Versicherung, die spanischen Kriegsmannschaften seien burgundische Kreistruppen und würden nur gegen die Friedensstörer feindlich auftreten, beantwortete der Kaiser die gerechte Anklage, daß er durch das Hereinziehen fremder Armeen ins Reich Verfassung und Verträge rücksichtslos verletze. Unthätig sah das Unionsheer zu, wie Spinola Mainz, Kreuznach, Alzei, Oppenheim, Gelnhausen, Wetzlar und andre rheinische und wetterauische Städte besetzte. Ein holländisches Hilfsheer, welches unter dem Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien den Unierten zu Hilfe zog, kehrte nach wenigen Wochen wieder um, verdrießlich über die lahme Kriegführung der Bundesfürsten. Die Kunde von dem Ausgang der Prager Schlacht schlug die letzten kriegerischen Anwandlungen nieder und zugleich trat der Kaiser offen mit seinem Ziel hervor, den Kurfürsten von der Pfalz zu vernichten und damit auch die protestantische Sache im Reich auf den Tod zu treffen.

Mit Verachtung aller Rechtsformen, ohne irgend welches gerichtliche Verfahren, ohne Verteidigung und Vorladung wurde der Kurfürst von der Pfalz wegen Majestätsbeleidigung und Friedensbruchs in die Acht erklärt, zugleich mit ihm Christian von Anhalt, der Markgraf von Jägerndorf und der Graf Hohenlohe. *(Achtserklärung des Pfalzgrafen u. Auflösung der Union. 29. Jan. 1621.)* Die Exekution wurde dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen; ihn für die Kosten des böhmischen Feldzugs durch die Pfalz zu entschädigen, das verpfändete Oberösterreich damit loszukaufen und durch seine Einführung in das Kurkollegium diesem wichtigsten Bestandteil der Reichsverfassung das katholische Übergewicht zu sichern, war ja das Ziel des Vernichtungskriegs, welchen der Kaiser gegen den unglücklichen Pfalzgrafen beschlossen. Die Union, welche berufen gewesen wäre, diese schnöde Gewaltthat an ihrem Haupt abzuwehren oder zu rächen, lag damals bereits in den letzten Zügen. Die Habsburgsche Politik brachte es durch Drohungen und Versprechungen leicht dahin, die durch die Mißgeschicke der letzten Zeit eingeschüchterten Bundesfürsten zur Unterwerfung zu bewegen. Der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der öfters als diplomatischer Agent des Kaisers auftrat, unternahm auch diesmal die Mission, den protestantischen Bund zu sprengen, und es gelang ihm über Erwarten leicht. Zuerst sagten sich die Städte von der Union los; ihnen folgten der Landgraf Moritz von Hessen, der Markgraf von Brandenburg-Ansbach und der Herzog von Württemberg. Schritt für Schritt wichen sie von ihren Ansprüchen zurück, bis sie endlich in den Mainzer Vertrag fast bedingungslos dem pfälzischen Bündnis entsagten und das Versprechen abgaben, ihre Truppen nicht gegen Spinola *(12. April 1621.)* zu verwenden, die Pfalz zu räumen, den Kurfürsten fernerhin nicht zu unterstützen. Es war kein Wunder, wenn man die Wirkung „spanischer Dublonen“ bei ihnen erkennen wollte. Noch einmal versammelten sich nachher die Unionsgenossen *(24. April 1621.)* zu Heilbronn, um unter gegenseitigen Vorwürfen den Bund förmlich

aufzulösen. Der Hohn der Welt, der sich in einer Flut von Satiren und Pasquillen äußerte, geleitete die Union, die sich vermessen hatte, den Kampf wider die gewaltige Macht des Hauses Habsburg auf ihre schwachen Schultern zu nehmen, ins Grab. Ein beißendes Pamphlet der Zeit betitelt sich: „Ordentliches Verzeichniß deß, was die Evangelische Union letzterzeit Löbliches verrichtet hat.“ Es ist ein Rechnungsbuch, über jeder Seite steht die Jahreszahl und darunter das Fazit: Nichts, wiederum nichts, gar nichts, erst recht nichts, und schließlich als Summa Summarum eine große Null. Die schüchternen Verwendungen der unierten Fürsten für Friedrich vermochten den harten Sinn des Kaisers ebensowenig zu beugen, wie die Vorstellungen Christians IV. von Dänemark und die Friedensgesuche des flüchtigen Kurfürsten selbst. Die bayrische Staatskunst, begierig nach dem Erbe des Pfalzgrafen, that das Ihrige, jeden Gedanken an Versöhnung und Nachgiebigkeit zu verscheuchen, und die päpstliche Kurie schürte mit fanatischem Eifer den Brand, von dem sie den Sieg der alten Kirche im Reich erhoffte. Das namenlose Weh, welchem das deutsche Volk und Land entgegenging, kam in Rom nicht in Betracht, wo ein kirchlicher Gewinn in Aussicht stand. Der Einzige, der Hilfe hätte leisten können und durch die im Parlament laut gewordene Volksstimme dazu getrieben ward, der König von England, hoffte auf Wiederherstellung seines geächteten Schwiegersohnes auf gütlichem Weg, kam daher über diplomatische Verhandlungen nicht hinaus und ließ sich von den überlegenen spanischen und österreichischen Staatsmännern geradezu narren; der spanische Heiratsplan, der damals den englischen Hof beschäftigte, hielt den König Jakob vollends von thätiger Unterstützung seines Schwiegersohnes ab. Selbst der grimmigste Feind Habsburgs, der Fürst Bethlen Gabor, der stets durch Wort und That die Gegner in Deutschland angefeuert hatte, schloß um
Dez. 1621. jene Zeit, an dem Erfolg des Kriegs im Reich verzweifelnd, seinen Frieden mit Ferdinand und entsagte dem ungarischen Königstitel gegen die Abtretung von sieben ungarischen Gespanschaften. Auch der eigentliche Urheber der Union und der pfälzischen Erhebung, Christian von Anhalt, bestürmte seit der Prager Schlacht den Kaiser mit Bittgesuchen und fand endlich nach demütigem Fußfall Begnadigung. Im Jahr 1630 ist er gestorben.

Mansfeld u. Tilly in der Rheinpfalz. 1621. Inzwischen hatte der Krieg seinen Fortgang. Graf Mansfeld war aus Böhmen nach der Oberpfalz gezogen und stand dort unter kleinen Scharmützeln den ganzen Sommer und Herbst hindurch den bayrischen Truppen Tillys gegenüber. Unter dem „Reichsbanditen“ kämpften auch Friedrich und Wilhelm von Sachsen-Weimar, gleich dem ältesten der ernestinischen Brüder, Johann Ernst, streitbare Gegner des Hauses Habsburg. Die Verhandlungen, die damals zwischen dem katholischen Lager und dem mächtigen Söldnerhäuptling angesponnen wurden und bereits dem Abschluß nahe waren, zerschlugen sich in der letzten Stunde und Mansfeld setzte den Kampf fort. Doch hielt er es für geraten, seine Truppen nach dem rheinpfälzischen Kriegsschauplatz zu führen, als Maxi-

milian selbst mit frischen Streitkräften anrückte und der größte Teil des Landes sich ohne Widerstand unterwarf. Die Oberpfalz leistete alsbald dem neuen Herrn einen förmlichen Huldigungseid und die katholische Restauration begann ohne Scheu und Rücksicht ihr erfolgreiches Werk. Als Mansfeld am Rhein anlangte, war das durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochene Kriegsgetümmel wieder in vollem Gang. An die Stelle Spinolas, der in die Niederlande zurückkehrte, war Ferdinand Gonsalvo de Cordova getreten. Das wilde kriegerische Treiben, das sich jetzt in den gesegneten Thälern des Rheins erhob, war arm an großen und entscheidenden Waffenthaten, um so reicher aber an allen Greueln der Verwüstung, Plünderung und Peinigung. An roher Zerstörungswut und Grausamkeit gab kein Teil dem andern etwas nach. Wir wollen die einzelnen Züge dieses entsetzlichen Treibens, das in wenigen Monaten die blühende Pfalz, die Bergstraße, das Bistum Speier in eine Wüstenei und Einöde verwandelte, nicht verzeichnen. Als die Spanier vor Frankenthal lagen und vergeblich den tapfern Widerstand der Bürger zu brechen suchten, langte Mansfeld bei Mannheim an und vereinigte sich mit dem Kriegsvolk des wackeren pfälzischen Obersten Obentraut und dem Soldheer des Engländers Horace de Veer, eine Macht von gegen 20,000 Mann. welche die Spanier zum schleunigen Abzug von Frankenthal bewog. Inzwischen rückte auch Tilly die Bergstraße herauf, drang unter den gewöhnlichen Verwüstungen und Plünderungen in das Neckarthal und den Odenwald ein und bedrohte bereits Heidelberg, den Sitz der kurfürstlichen Regierung. Okt. 1621.

Und als ob das Rheinland der zuchtlosen Soldatenbanden noch nicht genug hätte, zog auch aus Norddeutschland ein Heer von wüsten Freibeutern „zum Schutz des Königs Friedrich von Böhmen" heran. Der wilde Herzog Christian von Braunschweig, ein junger abenteuerlicher Kriegsheld, hatte diese Banden zusammengerafft. Er gelangte bis in die Wetterau: hätte Landgraf Moritz von Hessen den Mut gefunden, sich ihm anzuschließen, so hätte das Erscheinen des Braunschweigers dem pfälzischen Krieg eine entscheidende Wendung geben können. Einige Scharmützel mit dem bayrischen Obersten von Anholt und die Ankunft würzburgischer Heerhaufen überzeugten jedoch Christian, daß ein weiteres Vordringen bei der Übermacht der Feinde nicht ratsam sei. Er kehrte nach Westfalen zurück. Trotz aller Wildheit seines Treibens hat die Gestalt Christians von Braunschweig etwas Ritterliches und Romantisches. Es war nicht eitel Prahlerei, wenn er behauptete, allein für die schöne unglückliche Böhmenkönigin, der er in Holland begegnet war, ins Feld zu rücken, und ihren Handschuh als galanter Kavalier am Hute trug. Aus den Greueln der Verwüstung, die er hintrug, wohin er den Fuß setzte, aus dem Ruin des Bestehenden glaubte er eine neue Weltordnung erblühen zu sehen und sich selbst zum rächenden Werkzeug Gottes auserkoren. Seine Freigebigkeit, seine Leutseligkeit, seine Nachsicht gegen die Soldaten gewannen ihm die Herzen des Kriegsvolks

Christian von Braunschweig (geb. 20. Sept. 1599).

Mitte Dez 1621.

ebenso sehr wie seine unerschrockene Tapferkeit und Todesverachtung im dichtesten Kampfgewühl. Der unbeugsame Trotz und hochfahrende Ehrgeiz, wie er in vielen und nicht den schlechtesten Gliedern des Welfenhauses zum Vorschein kam, verband sich bei ihm mit krankhaften bizarren Ideen.

Christian, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der dritte Sohn jenes Herzogs Heinrich Julius, der in den Irrungen im österreichischen Kaiserhaus unter Rudolf und Matthias eine einflußreiche diplomatische Rolle spielte (S. 791), und der Schwester des Dänenkönigs Christian IV., Elisabeth, einer Frau von trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, war als siebzehnjähriger Jüngling zum Bischof (Administrator) von Halberstadt gewählt worden, eine Würde, die bereits mehrere Glieder seines Hauses besessen. Aber eine allzu zärtliche Erziehung unter den Augen der Mutter und der Einfluß einer rohen sittenlosen Umgebung hatten es verschuldet, wenn früh schon die Sprossen edler Kraft von wilden Leidenschaften überwuchert waren, obgleich er an Begabung, an wissenschaftlicher und weltmännischer Bildung unter seinen Standesgenossen hervorragte. Die militärischen Neigungen des „tollen Bischofs", der nahe daran war, in böhmische Kriegsdienste zu treten, der dann mit dem holländischen Hilfsheer des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien (S. 675) am Krieg gegen Spinola teilnahm, erregten Mißfallen und Besorgnisse in dem Domkapitel. Das Streben Christians, in die großen politischen und militärischen Ereignisse einzugreifen, stand mit den Pflichten und Aufgaben eines kleinen Landesherrn in starkem Widerspruch und bedrängte schon frühzeitig das Land mit Truppendurchzügen, Einquartierungen, Unsicherheit der Straßen und Kriegsleiden aller Art. Sein Kanzler, Anton von Wietersheim, ein ebenso unfähiger wie habsüchtiger Mann, führte während des Bischofs ewiger Abwesenheit eine Mißregierung, mit welcher sich nur die schamlose Weise vergleichen ließ, wie unter seinem unfähigen Bruder Friedrich Ulrich im Herzogtum Wolfenbüttel der Statthalter Anton von der Streithorst wirtschaftete. Wietersheim und sein Sekretär Andreas Kippe benutzten seit 1619 die herrschende Münzverwirrung, das „Kipper- und Wipperwesen", zur Füllung der landesherrlichen und der eignen Kassen in einer so empörenden Weise, daß darüber ernste Unruhen entstanden und der ganze Handel und Verkehr einen tödlichen Schlag erlitt. Ein organisiertes Plünderungs- und Erpressungssystem unter dem Schein gesetzlicher Formen machte das Stift weithin wie eine Räuberhöhle verrufen. Was kümmerten den bischöflichen Kriegsmann die Leiden seines Landes! Seit Beginn des pfälzischen Kriegs sehnte sich sein thatendurstiger ritterlicher Sinn, eine Rolle auf dem großen militärischen Schauplatz zu spielen, eine Heldenlaufbahn zu beginnen, von der er sich Kriegsruhm, Reichtum und Macht versprach. Die Fürsten des niedersächsischen Kreises, seine eignen Verwandten rieten von dem abenteuerlichen Unternehmen ab; selbst der Pfalzgraf Friedrich und die Generalstaaten versagten anfangs ihre Billigung, erst nach langem Bedenken unterstützten die letzteren den kühnen Freibeuter mit Geld.

Ankunft des Kurfürsten Friedrich. Den ganzen Winter hindurch dauerte das schauerliche Einerlei der Streifzüge, der Plünderungen, der Brandschatzungen und kleinen Scharmützel im Elsaß, im Speierschen, im Neckarthal, im Breisgau, zur Verzweiflung des mißhandelten Landvolks, ohne eine nennenswerte kriegerische That. Im Frühjahr aber fand ein Ereignis statt, welches die militärische und politische Sachlage
April 1622. wesentlich umgestaltete: Friedrich V. verließ plötzlich den Haag, eilte über Paris und Lothringen nach seiner Pfalz und traf unerwartet im Mansfeldschen Lager

ein. Der mit mehrfacher kaiserlicher Acht beladene Söldnerführer hatte die Rheinpfalz den Spaniern und Bayern überlassen und war nach dem Elsaß gezogen, um sich hier wo möglich aus österreichischen Besitzungen ein selbständiges Fürstentum mit Hagenau als Hauptstadt zu gründen. Als aber Straßburg sich neutral verhielt, England und Holland kein Geld schickten, trat er wieder in Unterhandlungen mit den Spaniern; bereits schien es, als ob die überaus reichen Anerbieten ihre Wirkung auf den ehr- und habgierigen Feldherrn diesmal nicht verfehlten. Da zerriß das Erscheinen des Pfalzgrafen derartige Pläne. Jubelnd vernahm das treue pfälzische Volk die Ankunft seines Fürsten und trug sich mit der eiteln Hoffnung, nach so langer Trübsal werde jetzt Frieden und Glück zurückkehren.

Als Mansfeld nun den Rhein überschritt, um sich gegen Tilly zu wenden, fand er einen willkommenen Bundesgenossen an dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der schon früher seine schärfste Mißbilligung über das mut- und kraftlose Verhalten der Union ausgesprochen, jetzt aber zudem befürchtete, der Markgrafschaft Baden-Baden beraubt zu werden, die sein Vorgänger in Besitz genommen hatte. Um aber nicht obendrein auch sein eignes Land aufs Spiel zu setzen und im Fall des Mißlingens der Rache des Kaisers preiszugeben, trat er die Regierung an seinen Sohn Friedrich ab und zog nicht als deutscher Reichsfürst, sondern als Söldnerführer auf eigne Hand ins Feld. Vereinigt rückten nun Mansfeld und der Markgraf gegen Tilly, der zwischen Mingolsheim und Wiesloch ein stark verschanztes Lager aufgeschlagen hatte, und brachten dem bayrischen Feldherrn eine empfindliche Niederlage bei. Es war ein unkluger und verderblicher Schritt, daß sich der Markgraf und Mansfeld nach diesem Erfolg trennten. Der erstere zog den Neckar hinauf und lagerte sich zwischen Wimpfen und Heilbronn. Hier wurde er aber von Tilly, der sich inzwischen mit den spanischen Truppen Cordovas vereinigt hatte, überrascht, und es entspann sich ein hitziger und blutiger Kampf. Auf beiden Seiten rissen die Geschütze ganze Reihen nieder; von Sonnenaufgang bis Untergang dauerte die Schlacht; gegen Abend flogen im markgräflichen Lager fünf Pulverwagen in die Luft und richteten eine entsetzliche Verheerung an. In Schreck und Verwirrung löste sich das badische Heer auf; der Markgraf selbst mit seinen beiden Söhnen entging mit Mühe der Gefangenschaft. Der Kern seines Heeres aber lag auf der Walstatt, alles Geschütz und Gepäck fiel dem Feind in die Hände. Eine spätere Familientradition erzählt, in der allgemeinen Verwirrung habe nur die Leibwache des Markgrafen, vierhundert Bürger von Pforzheim, unter dem Bürgermeister Berthold Deimling, Stand gehalten, bis sich der Fürst in Sicherheit befand, und sämtliche seien den Heldentod gestorben. Die gleichzeitigen Berichte rühmen die Tapferkeit des badischen „weißen Regiments“ unter dem Obersten Helmstädt; die Sage von dem Heldentod der vierhundert Pforzheimer entstand erst im achtzehnten Jahrhundert und widerspricht in vielen Punkten den beglau-

Die Schlachten bei Wiesloch und Wimpfen. 1622.

27. April 1622.

6. Mai.

digten Thatsachen. Inzwischen war Mansfeld in Hessen eingefallen, um dem von Norden heranrückenden Christian von Braunschweig die Hand zu reichen. Darmstadt öffnete ohne Widerstand die Thore; der flüchtige Landgraf Ludwig selbst, der kaiserliche Parteigänger, welcher einen wesentlichen Teil der Schuld an dem Zerfall der Union trug, wurde ergriffen und mitgeführt, bald aber gegen nichtige Versprechungen wieder entlassen, da seine Gefangennahme dem Pfalzgrafen von den protestantischen Ständen sehr verübelt wurde.

Christian von Braunschweig in Westfalen. Schlacht bei Höchst. 1622. Herzog Christian von Braunschweig hatte sich von seinem mißglückten Streifzug in die Wetterau rasch erholt; seine wilde, zuchtlose Kriegsweise, welche reiche Beute und tollen Genuß in Aussicht stellte, lockte Scharen von brotlosen Söldnern, von Abenteurern, Müßiggängern und verkommenen Leuten unter seine Fahnen. Schon äußerte der Krieg seine verderbliche Wirkung in dem immer größeren Andrang zum Waffenhandwerk, in der Auflösung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Wer mochte noch ernster Arbeit sich hingeben, ein ehrsames Gewerbe treiben, den Studien obliegen, das Feld bebauen, wo der Krieg allein Ehre, Genuß und Reichtum in Aussicht stellte, wo ein einziger Durchmarsch oder Überfall die Früchte jahrelangen Fleißes vernichten konnte! Massenhaft strömte die waffentüchtige Jugend zusammen, wenn die Werbetrommel gerührt wurde. Kein Feldherr der Zeit aber führte den Krieg mit solcher Raub- und Zerstörungssucht und weidete sich so an der Vernichtung der bestehenden Ordnung, namentlich alles Kirchlichen, wie der tolle Braunschweiger, der jetzt mit dem Wahlspruch „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" über die westfälischen Stifter herfiel, und kein andres Kriegsheer bestand aus so zuchtlosen zusammengelaufenen Scharen wie das seinige. Als er jetzt in den letzten Tagen des Jahres in Westfalen einfiel, erlitt das unglückliche Land, insbesondere die Stifter Paderborn und Münster mehrere Monate hindurch die entsetzlichsten Kriegsgreuel. Das Land, wo erst seit kurzem die katholische Restauration eingezogen, war fast wehrlos, obwohl eine ganze Reihe rheinischer und westfälischer Bistümer, Köln, Münster, Paderborn, Lüttich, Hildesheim in der Hand des bayrischen Prinzen Ferdinand vereinigt waren. Binnen Monatsfrist fielen Lippstadt, Soest, Paderborn in Christians Hände, bald war ganz Westfalen erobert und seufzte, zu einem großen Werbeplatz für alle möglichen Herren umgewandelt, unter der schweren Last unerschwinglicher Kontributionen, unter Raub, Erpressung und Mißhandlung aller Art. Als es nichts mehr zu plündern und Mai 1622. zu brennen gab, verließ der Herzog endlich das verzweifelnde Land und zog die Weser hinauf gegen die Wetterau, an 20,000 Mann stark, um sich mit dem pfälzischen Heer zu vereinigen. Hier aber, bei Höchst, in der Nähe von Frankfurt, erreichten ihn die überlegenen Streitkräfte, die Tilly und Cordova heran- 20. Juni. führten. Vor der Übermacht der feindlichen Artillerie vermochten die Braunschweigischen nicht standzuhalten. In wilder Flucht löste sich das Heer auf, fast die Hälfte fiel in der Schlacht und bei der Verfolgung oder ertrank im

Main. Mit dem Rest seiner Truppen stieß Christian an der Bergstraße zu Mansfeld.

Vereint zogen nun die beiden Heerführer von der Bergstraße nach dem Elsaß und waren gerade mit der Belagerung von Zabern beschäftigt, als ein Dekret des Pfalzgrafen eintraf, das sie aus seinem Dienst entließ. Eine unerwartete Botschaft, denn das pfälzische Kriegsheer war dem bayrisch-spanischen noch immer gewachsen und die mehrfachen Niederlagen hatten keineswegs eine entscheidende Bedeutung. Aber was die Waffen nicht vermocht, hatte inzwischen die Diplomatie erreicht. Die Friedensanerbieten, die der Pfalzgraf selbst, die Könige von England und Dänemark ununterbrochen an den kaiserlichen Hof gelangen ließen, schienen damals ihren Zweck erreichen zu wollen. Wenigstens fanden in Brüssel Unterhandlungen zwischen kaiserlichen und englischen Bevollmächtigten statt, und König Jakob ließ sich, wie so oft, von der habsburgischen Staatskunst überlisten, hielt gleisnerische Verheißungen und nichtige Beteuerungen für aufrichtige Friedensliebe. Der englische König bestürmte nun seinen Schwiegersohn, durch Niederlegung der Waffen das letzte Hindernis des ersehnten Friedens aus dem Weg zu räumen, und der arglose gutmütige Pfalzgraf glaubte an die Ehrlichkeit der kaiserlichen Politik, verabschiedete sein Heer und zog selbst nach Sedan zu dem Herzog von Bouillon. In unglaublicher Verblendung legte Friedrich freiwillig die Waffen aus der Hand, mit denen er sein Recht und seinen Besitz hätte verteidigen können. Die ränkevolle kaiserliche Staatskunst hatte einen wunderbaren Triumph errungen. Die Friedensverhandlungen wurden unter nichtigen Vorwänden abgebrochen. Mochten der König von England und der Pfalzgraf, als sie den Betrug inne wurden, Vorstellungen, Klagen und Proteste von sich geben, die Pfalz, welche die spanischen und bayrischen Truppen vergebens durch Waffengewalt zu erobern gesucht, hatten die Diplomaten mit einem Schlag der besten Widerstandskraft beraubt.

Der Pfalzgraf legt die Waffen nieder. 1622.

13. Juli.

Mai, Juni 1622.

Die Söldnerheere, die bisher die Pfalz geschützt, verließen alsbald nach der Verabschiedung das Land und durchzogen Lothringen. Während der Herzog von Bouillon mit ihrer Hilfe die Sache der französischen Hugenotten ausfechten wollte, unterhandelte gleichzeitig auch der französische Hof mit ihnen, wie es scheint mehr in der Absicht, ihren Anschluß an die Calvinisten zu hintertreiben, als wirklich die deutschen Söldner in französische Dienste zu ziehen. Selbst mit der Infantin in Brüssel stand Mansfeld gleichzeitig in Verhandlung. Ein seltsames Schauspiel, wie dieser verschlagene Condottiere, damals ein unabhängiger Heerführer im fremden Land, gleich einem Souverän mit den Mächten unterhandelte! Fast wäre damals Christian für Mansfeld gegen die Hugenotten ins Feld gezogen. Schließlich traten beide Feldherren in die Dienste der Generalstaaten. Allein sie mußten sich, als sie in Hennegau einrückten, den Weg mit den Waffen bahnen. Bei **Fleurus** stießen sie auf Cordova und es entspann sich ein erbitterter Kampf. Unter schweren Verlusten gelang den deutschen Söld-

Abzug der Söldnerführer.

29. Aug.

nerführern der Durchbruch. Herzog Friedrich von Sachsen-Weimar fiel, Christian von Braunschweig selbst büßte den einen Arm ein. Ein Volkslied schildert ihn, wie er das Schwert in der einen Hand, die Pistole in der andern, in den Streit ritt; kam ihm doch an Todesverachtung und tollkühnem Mut kaum ein andrer gleich.

Unterwerfung der Pfalz. 1622. Nach dem Abzug Christians und Mansfelds war die Pfalz allein auf die den kriegsgeübten Söldnerheeren gegenüber gänzlich unzureichenden einheimischen Streitkräfte und schwachen Garnisonen angewiesen. Schon vorher hatte auch der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden die Waffen niedergelegt. Mit leichter Mühe bemächtigte sich der Erzherzog Leopold des links vom Rhein gelegenen pfälzischen Gebiets. Der einzige Widerstand ging noch von den Besatzungen der drei Städte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal aus, zu deren Bewältigung Tilly nunmehr unverzüglich schritt. Seit Anfang Juli wurde Heidelberg, das durch starke Vorwerke und Redouten geschützt war, durch die bayrischen Truppen von den umliegenden Höhen aus beschossen und berannt; der Gouverneur, van der Merven, leistete mehrere Wochen hindurch entschlossenen Widerstand, bis er
19. Sept. endlich kapitulierte. Unter Mord und Brand drangen die Tillyschen in die pfälzische Residenz ein. Der altberühmten Universität versetzten die kriegerischen Vorgänge der letzten Zeit für lange Jahre einen unheilbaren Schlag; nicht bloß die Heidelberger Hochschule, die ganze deutsche Wissenschaft erlitt durch die Wegführung der weltbekannten Bibliotheca Palatina, die seit Jahrhunderten mit sorgsamer Liebe gesammelt worden, einen schweren Verlust. In Rom hatte man die litterarischen Schätze längst mit begehrlichen Augen betrachtet, und Herzog Maximilian war froh, mit diesem Rüstzeug der protestantischen Wissenschaft den Papst für seine Opfer und Leistungen auf billige Weise entschädigen zu können. In einhundertvierundachtzig Kisten wurde der litterarische Raub, die kostbarsten Handschriften und Druckwerke, über die Alpen geschleppt, um in den Büchersälen des Vatikans ungelesen zu vermodern. Erst zwei Jahrhunderte später brachte Napoleon I. einen kleinen Teil der Schätze nach der französischen Hauptstadt, von wo sie dann durch den Pariser Frieden ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zurückgestellt wurden; das meiste befindet sich noch heute im Vatikan. — Von Heidelberg zog Tilly gegen Mannheim, und auch diese Stadt konnte sich trotz der entschlossenen Verteidigung des Engländers Horace de Veer
3. Nov. nicht lange halten; unter ehrenvollen Bedingungen wurde kapituliert. Nur Frankenthal leistete so energischen Widerstand, daß Tilly bei der winterlichen Jahreszeit eine ernstliche Belagerung nicht für ratsam hielt. Erst im nächsten
März 1623. Jahr gelangte auch diese Festung durch diplomatische Künste, womit der Kaiser in dem ganzen Krieg so viel erreichte, vertragsweise in die Hände der Spanier.

Übertragung der Kurwürde an Bayern. So wurde die rheinische Pfalz, das Bollwerk des reformierten Glaubens, unterworfen und alsbald begann auch die katholische Reaktion. Mit den Soldaten zogen Jesuiten und Mönche ein; die protestantischen Geistlichen wurden ver-

trieben; in der alten Kirche zum Heiligen Geist in Heidelberg wurde wieder katholische Messe und Jesuitenpredigt gehalten. Wenige Jahre gewaltsamen Druckes genügten, um das protestantische Land als ein katholisches erscheinen zu lassen; Tausende, die ihr reformiertes Bekenntnis nicht aufgeben mochten, mußten in der Fremde Zuflucht vor dem Gewissenszwang suchen. Mit erschreckender Klarheit trat es hier, wie vorher in Böhmen, zu Tage, daß jeder Sieg der katholischen Waffen die Unterdrückung des evangelischen Glaubens bedeute. Und doch kamen auch jetzt die protestantischen Reichsstände, anstatt in der Sache des Pfälzers ihre eigne zu erkennen, über Vorstellungen und Beschwerden oder über seltsame Luftgebilde von einer großen europäischen Allianz wider das Haus Habsburg nicht hinaus. Die kaiserliche Politik dagegen schritt fest und entschlossen auf ihr Ziel los. Der längst gefaßte Beschluß, die pfälzische Kurwürde an Bayern zu übertragen und damit die Parität in dem höchsten Reichskollegium zu gunsten der Katholischen aufzuheben, sollte jetzt zur Ausführung kommen. Zu diesem Zweck wurden die Kurfürsten und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, deren Fügsamkeit oder Ergebenheit an die habsburgische Sache bekannt war, zu einem Fürstentag nach Regensburg berufen. Man scheute die Opposition, Dez. 1622 bis Febr. 1623.
die auf einem vollständigen Reichstag laut geworden wäre. Die Versammlung, bei der außer dem Landgrafen Ludwig von Hessen kein protestantischer Fürst persönlich zugegen und nur Sachsen und Brandenburg durch Gesandte vertreten waren, trug ganz den Charakter eines kaiserlichen geheimen Rats, ein höhnisches Zerrbild einer allgemeinen Reichsvertretung, und doch war diese Versammlung berufen, die Reichsverfassung in einem der wesentlichsten Punkte umzustoßen. Ein letztes Friedensanerbieten, das Jakob von England stellte und selbst der spanische Gesandte Don Oñate eifrig befürwortete, wurde mit allerlei Einwänden und Bedenken abgewiesen. Dagegen trat nunmehr der Kaiser offen mit seinem Vorschlag hervor, die Kur an Bayern zu übertragen. Sechs Wochen lang wurde darüber verhandelt. Allein trotz des Widerspruchs der sächsischen und brandenburgischen Vertreter, welche die Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens gegen den Pfalzgrafen hervorhoben und auf jeden Fall die Rechte der Agnaten gewahrt wissen wollten, erteilte ein Machtspruch des Kaisers und seiner Diener dem Herzog Maximilian die Kurwürde; die Regelung der An- 23. Febr.
sprüche der pfälzischen Agnaten wurde auf einen späteren Tag verschoben. Damit war der Gewaltstreich vollzogen und die Rachsucht des Kaisers befriedigt; aber nirgends außer in Rom und München herrschte Freude über den Regensburger Spruch, welcher die Herstellung des Friedens im Reich in unabsehbare Ferne schob.

V. Der europäische Norden und Nordosten und der niederdeutsch-dänische Krieg.

1. Der europäische Norden und Nordosten.

Litteratur. Die in den früheren Bänden angeführte geschichtliche Litteratur, nämlich für die skandinavischen Reiche VIII, 414 f. und X, 531, für Polen VIII, 526 f., für Rußland VIII, 583 liegt großenteils auch dem folgenden Abschnitt zu Grunde. Andres findet man bei den Schriften zum Dreißigjährigen Krieg angeführt. Hier ist noch besonders zu erwähnen: Ol. Celsius, Geschichte König Erichs. Deutsch von Möller. Greifswald 1776. Cl. Arch. Oernhjelm vita Fonti de la Gardie. Lips. 1690. — J. Caro, Das Interregnum Polens im Jahr 1587. Gotha 1861. — O. v. Rutenberg, Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland. Leipz. 1859, 1860, 2 Bde.

a. Zur Orientierung.

Ausbreitung und Grenzen der reformat. Bewegung.

Von der Zeit, die wir in den letzten Blättern behandelt, nimmt der deutsche Krieg so großartige Dimensionen an, daß fast alle europäischen Staaten in denselben verflochten werden. Es erscheint daher notwendig, auch auf diejenigen Länder und Völker einen Blick zu werfen, die in der bisherigen Darstellung der Gegenreformation und Religionskriege noch keine Stelle gefunden haben, zumal da sie durch ihre Wechselbeziehungen, teils auch durch unmittelbares Eingreifen auf den Gang des Kriegs einen Einfluß übten. — Während in Deutschland die Reformation, durch innere Spaltungen und äußere Angriffe in ihrem siegreichen Gang gehemmt, nicht im stande war, das gesamte nationale Leben zu durchdringen und auf neuen kirchlichen und politischen Grundlagen in frischer Kraft aufzubauen, ist dieses hohe Glück dem Norden zu teil geworden. Von dem Ostsaum des Baltischen Meers bis zu den Küsten und Inseln, die von den Fluten der Nordsee bespült werden, in Schweden und Dänemark, in den Niederlanden, in den Königreichen England und Schottland hat die Neugestaltung der religiösen Doktrinen zugleich die ganze Staats- und Lebensordnung der Völker umgeschaffen und sie mit verjüngten Kräften erfüllt; und während daher das zerrissene deutsche Mutterland von seiner Höhe herabgestoßen ward, stiegen diese bisher wenig beachteten Glieder der germanischen Völkerfamilie zu Macht und Herrschaft empor. Die Geistesklarheit, die Willenskraft und Energie, der standhafte Mut waren von den großen Herrschernaturen, welche diese Reformation des nationalen Organismus begründet, einem Gustav Wasa, einem Christian III., einem Oranien und einer Elisabeth, auf ihre Völker übergegangen und hatten ihnen die Stärke und Ausdauer zum siegreichen Kampf und Widerstand gegen alle reaktionären Gewalten und hinterlistigen Künste verliehen, die auch an sie herangetreten, aber überwältigt worden sind. Dem germanischen Völkerstamm scheint der Krieg gegen Rom vom Schicksal zur Lebensaufgabe gestellt zu sein: wie einst das Cäsarenreich von germanischen Lanzen und Schwertern zerschlagen

worden ist, so hat auch der germanische Geist und Sinn fort und fort gegen die pontifikale Macht und Autorität mit Thaten und Worten protestiert. Wo sich die Reformation in andern Völkerstämmen ansetzte, wurde sie zurückgewiesen oder über kurz oder lang abgestoßen, keineswegs zum Heil ihres politischen und geschichtlichen Lebens. Beweise sind die romanischen Völker, die keltischen Irländer und die slawischen Polen. Nur in der französischen Schweiz waren die burgundischen Volkselemente und die republikanischen Verfassungsformen stark genug, den Calvinismus mit seinen das gesamte soziale Leben durchdringenden und verjüngenden Organismen dauernd in sich aufzunehmen. Daß aber in Deutschland selbst das Reformationswerk unvollständig bleiben mußte, war eine Versündigung gegen die germanische Volksnatur, die Wirkung fremder Gewalt und Arglist und eines die Gesamtinteressen verdunkelnden partikularistischen Sondergeistes.

Die folgenden Blätter werden darthun, wie mit der Fortentwickelung der reformatorischen Prinzipien in Staat und Kirche das kleine Königreich Schweden durch Entfaltung und Stärkung seiner verborgenen und zerstreuten Kräfte zu einem Großstaat emporgestiegen ist, Polen dagegen, damals auf dem Höhepunkt seiner Macht und Größe, durch Unterdrückung der reformatorischen Regungen und Ansätze seinem Verfall entgegengeführt wurde. Die drei nördlichen Staaten, Dänemark, Schweden, Polen litten um diese Zeit an dem gemeinsamen Grundübel einer übermächtigen, selbstsüchtigen Aristokratie. Wir haben die Entstehung derselben in den früheren Blättern kennen gelernt (X, 566 ff.). In Dänemark benutzte der hohe Adel jeden Thronwechsel zur Vermehrung seiner Privilegien und zur Beschränkung der königlichen Gewalt durch umfassende Kapitulationen, die man den neugewählten König vor der Krönung beschwören ließ. So sollte Friedrich II., den wir oben als Nachfolger seines Vaters Christian III. kennen gelernt ohne Einwilligung des Reichsrats „niemand in den Adelstand erheben und weder für sich noch für seine Gemahlin adlige Güter pfandweise besitzen; die Ritterhöfe sollten auch zehntfrei sein“. Und um die Aristokratie zu vollenden, die Adelsgemeinde kastenartig abzuschließen, wurde gesetzlich bestimmt, daß die Kinder, die ein Edelmann in einer Mischehe mit einer Bürgerlichen erzeuge, weder des adligen Standes noch der väterlichen Erbgüter teilhaftig werden sollten. Die achtjährige vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit Christians IV. durch vier Reichsräte mußte diese Machtstellung des Adels noch erhöhen, und als der junge König zur Volljährigkeit gelangte, sah auch er sich genötigt, eine Kapitulation zu beschwören, durch welche er mehr der Vollstrecker der Gesetze und Anordnungen des Reichsrats als der selbständige Regent eines freien Königreichs war. Die Bestrebungen der meistens kräftigen und einsichtsvollen Dänenkönige waren daher hauptsächlich darauf gerichtet, der Krone auf andern Gebieten mehr Ansehen und Hifsmittel zu verschaffen. Es wurde erwähnt, wie unter Friedrich II., dem der verständige, Dänemark u. Schweden

umsichtige Reichsrat Peter Oxe zur Seite stand, der Staatshaushalt und der gesamte Nationalwohlstand gehoben wurde durch Abschaffung der Handelsmonopole der Hanseaten und durch den Sundzoll bei Helsingör, über welcher Stadt die Feste Kronborg angelegt ward. Die energische Regierungsweise Christians IV., des Gründers der dänischen Marine, werden wir bei Gelegenheit des deutschen Kriegs kennen lernen. Es war eine natürliche, durch den eignen Vorteil wie durch nationale Eifersucht erzeugte Politik, daß die Könige von Dänemark das benachbarte Schweden zu verhindern suchten, die durch Gustav Wasa vorgezeichnete Bahn zur Selbständigkeit und zum Ausbau des unabhängigen Erbkönigtums zu verfolgen. Im Besitz des ganzen südlichen Teils, Schonen, Halland, Blekingen waren die dänischen Könige, welche die Auflösung der kalmarischen Union nicht verschmerzen konnten und die darauf beruhenden Hoheitsrechte nicht aufgeben wollten, stets in der Lage, das schwedische Reich mit bewaffneter Hand zu überfallen, dasselbe von der Ostsee abzuschneiden und zu einem Kampf ums Dasein zu nötigen. Und oft genug haben sie versucht, die Dynastie der Wasa zu erschüttern. Innere Zerrüttungen im Herrscherhaus unter Gustavs I. Söhnen und die Unzufriedenheit der Magnaten mit dem Erbvertrag leisteten dem feindlichen Nachbarn Vorschub: unter Erich und Johann war das schwedische Erbkönigtum nicht im stande, eine namhafte Seemacht zu gründen oder die Bestrebungen der Großen, die monarchische Ordnung zu untergraben und eine Anzahl landschaftlich abgegrenzter Territorien unter unabhängigen Adelshäuptern oder „Gaukönigen" zu gründen, erfolgreich zu unterdrücken. Erst als der jüngste Sohn Gustavs, der scharfe, energische Karl von Südermanland die unbotmäßigen Magnaten mit eiserner Hand niedergeworfen und die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen des Vaters gegen die katholischen Pläne seines Neffen Siegmund von Polen mit Kraft und Glück abgewiesen, gelang es seinem Erstgebornen Gustav Adolf, welcher Verstand und Unternehmungsgeist mit gewinnendem Wesen und ritterlicher Gesinnung verband, den widerspenstigen Sinn des Adels zu brechen und ihn mit dem erblichen Königtum zu versöhnen. Nun erst konnte Schweden daran denken, sich der Herrschaft über die Ostsee zu bemächtigen. Dänemark aus den südlichen Landesteilen zu verdrängen, dazu war die junge schwedische Marine noch nicht stark genug; dagegen gelang es dem großen König, zunächst auf der östlichen, dann auch auf der südlichen Küste des Baltischen Meeres eine „Bastion für die Krone Schweden" zu gründen.

Livland, Polen, Rußland.

Der livländische Ordensstaat war dem Zeitgeist zum Opfer gefallen: den größeren Teil mit Riga hatte Polen an sich gebracht; den südlichen hatte der letzte Hochmeister, Gotthard Kettler, als Herzogtum unter polnischer Oberhoheit gewonnen; im nördlichen Teil, Esthland mit Reval, hatte sich die schwedische Herrschaft unter vielen Kämpfen mit Rußland und Polen festgesetzt. Auf dieses günstig gelegene Gebiet mit den reichen Handelsstädten war zunächst der Blick des großen Enkels Gustav Wasas gerichtet: dort erkannte sein scharfes Auge

ein würdiges Ziel künftiger Waffenthaten, einen Schauplatz für materielle und moralische Eroberungen. Die Zerwürfnisse mit Polen, als nach dem Tod des tapfern Bathori die aller Macht entkleidete Krone von dem turbulenten, parteisüchtigen Adel dem Vetter des Schwedenkönigs, dem vom Stamm der Wasa und Jagellonen entsprossenen Siegmund III., übertragen ward, und die Wirren in Rußland, als mit Feodor, dem Sohn des Eroberers und Tyrannen Iwan II. Wasiljewitsch die Rurikſche Dynastie ausstarb und bald darauf eine mehrjährige Anarchie mit den Dimitrischen Usurpationen eintrat, waren dem frisch aufblühenden Schwedenreich im Osten förderlich, wenn auch schließlich der Thron in Moskau weder einem polnischen noch einem schwedischen Wasa zu teil ward, sondern unter dem Hause Romanow eine neue Ära in Rußlands Geschichte anbrach. Die Weigerung des Polenkönigs Siegmund, seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron zu entsagen und seinen Vetter Gustav Adolf als König anzuerkennen, führte zu Anfang der zwanziger Jahre die Erneuerung des polnisch-schwedischen Kriegs herbei, der dem jungen Wasa die ersten Kriegslorbeeren eintrug und die Ostseeprovinzen, die bisher unter polnischer Herrschaft oder Oberhoheit gestanden, unter die schwedische Krone brachte. Um die Zeit, da der Habsburgsche Feldherr sich der Ostsee näherte, mußte Siegmund III. in einem Waffenstillstandsvertrag ganz Livland mit Riga und einen großen Teil von Polnisch- Sept. 1629.
Preußen an Gustav Adolf abtreten.

b. Schweden und die Ostseeprovinzen zu König Erichs Zeiten.

Gustav Wasa hatte sein Vaterland Schweden aus den Banden der kalmarischen Erich u. seine Brüder.
Union befreit und in ein selbständiges lutherisches Erbkönigreich umgewandelt. Wir haben gesehen, mit welchen Anstrengungen dieses Ziel erreicht ward (X, 537 ff.). Als er sein Leben, das eitel Müh und Arbeit gewesen, im September 1560 beschloß, bestieg nach seiner letztwilligen Anordnung sein Erstgeborner **Erich** den väterlichen Thron, indes die jüngeren Söhne große Territorien als Lehnsfürstentümer unter des Bruders Oberhoheit erhielten, **Johann** das Großfürstentum Finnland, **Magnus** Ostgotland und **Karl** Südermanland, mit so ausgedehnten Rechten, daß in diesen Landschaften die königliche Gewalt fast als erloschen gelten konnte. Wenn der Stifter der Monarchie glaubte, durch diese Teilung von Macht und Besitz die junge Dynastie zu stärken und gegen Neid und Anfechtung von seiten der Magnaten zu schützen, so war er in großem Irrtum befangen. Die jüngeren Brüder, für Unterthanen zu mächtig, wurden dem königlichen Familienhaupt gefährliche Nebenbuhler, und ihr unbotmäßiger Sinn gab diesem selbst Anlaß genug zu Mißtrauen. Sein argwöhnischer, finsterer Geist wurde fortwährend beunruhigt durch den Verdacht, von Nachstellungen und Komplotten umgeben zu sein. Denn die brüderliche Eintracht, welche der Wasa seinen Söhnen so dringend ans Herz legte und bei seiner Verfügung vorausgesetzt haben mochte, fand bei Erich und seinen von einer andern Mutter gebornen Brüdern keine Stätte. Vielmehr strebten die jüngeren in demselben Grad nach Selbständigkeit und Vergrößerung ihrer Besitzungen und Machtbefugnisse, als ersterer seine Suprematsrechte eifersüchtig zu bewahren beflissen war. Als er bei seiner Krönung, die mit unerhörter Prachtentfaltung und Verschwendung zu Upsala gefeiert ward, viele Edelleute zu Grafen und Freiherren 29. Juni 1561.

mit hohen erblichen Rechten erhob, in der Absicht, sich dadurch eine ihm ergebene Partei unter den Fürsten zu schaffen, mußte ein Herold verkündigen: „Einer ist der Schweden, Goten und Wenden König, und ob auch der Kronen mehrere vor euren Augen glänzen, mag keiner es so nehmen, als wäre mehr denn eine Königskrone." Auf dem Reichstag von Arboga wurden die Hoheitsrechte der Krone genau festgesetzt und die Stellung der „Herzöge" in bestimmte Schranken gewiesen.

Erichs Regierung und Charakter. Niemand konnte übrigens in den ersten Regierungsjahren Erichs den schlimmen Ausgang dieser Herrschaft vorhersehen: ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, wohlgestaltet, von körperlicher Gewandtheit und angenehmen Manieren im Umgang, dabei geschickt in der Rede, mehrerer Sprachen kundig und in Musik, Dichtkunst und Malerei, erfahren, mochte er die besten Erwartungen erregen; Adel und Volk kamen ihm mit Wohlwollen entgegen; das Land war in Frieden, die Schatzkammern gefüllt; eine seiner ersten Handlungen war die Aufstellung eines königlichen Obergerichts, das in Städten und Marktorten abwechselnd seinen Aufenthalt nehmen und jedermann zu seinem Rechte verhelfen sollte, eine heilsame Einrichtung, um der richterlichen Gewalt und Willkür des Adels Schranken zu setzen, die aber nur mangelhaft zur Ausführung kam und keine Dauer hatte. Auch erließ er zweckmäßige Verordnungen für die öffentliche Sicherheit und bot allen verfolgten Protestanten, lutherischen wie calvinischen Bekenntnisses, eine Freistätte in seinem Land. Dabei zeigte er aber auch schon frühe extravagante Geistesrichtungen, die das Maß der Besonnenheit überschreitend ins Überspannte und Leidenschaftliche ausarteten. Seine Verschwendung kannte keine Grenzen. Welche Summen verschlang die fruchtlose Werbung um die Hand der Königin Elisabeth! Als er die Absicht hatte, nach London zu reisen, ließ er über hundert der köstlichsten Kleider anfertigen; nichts war ihm zu teuer wo es galt, seine maßlose Prachtliebe und seine Neigung für Kostbarkeiten, Luxusgegenstände oder seltene Tiere zu befriedigen. Darüber schwand der reiche väterliche Schatz dahin, den die Brüder als Erbgut der Familie betrachtet und auf dessen Verteilung sie gedrungen hatten. Auch in den Staatsangelegenheiten zeigte Erich eine Vielgeschäftigkeit und rastlose Thätigkeit, welche von einer krankhaften Richtung seiner Seele, von einer fieberhaften Hast und Aufregung, von der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Natur Zeugnis gaben. Bei ihm und in noch höherem Grad bei seinem Bruder Magnus trat schon jener Hang zu unberechenbaren, von momentanen Aufwallungen und Impulsen ausgehenden Handlungen, jene überspannte Gereiztheit und jene Anlage zu Geistesstörungen zu Tage, die wie ein dunkles Verhängnis durch die Familie Wasa ging und sich bei mehreren Gliedern bis zum Irrsinn steigerte. Magnus starb nach wenigen Jahren in Tobsucht; und Erich wandelte eine Bahn, die früher oder später zu demselben Ende führen mußte. Der Argwohn gegen seine Brüder, insbesondere gegen den wegen seines anmutigen leutseligen Wesens bei dem Volk beliebten Johann, wuchs mit jedem Tag; die Geistesstörung des Herzogs Magnus kam dadurch zum Ausbruch, daß ihm Erich zumutete, sich mit ihm zum Verderben des Bruders zu vereinigen. Die Verdächtigungen und Zuträgereien falscher und boshafter Menschen, mit denen der König sich umgab, denen er sein Vertrauen zuwandte, gossen Öl in die Flamme. Bald traten äußere Umstände hinzu, welche das feindliche Verhältnis noch mehr verbitterten.

Die Reformation im livländischen Ordensstaat. Jene Küstenländer an der Ostsee, Kurland, Livland und Esthland, wo noch immer der Heermeister des Schwertordens im Namen des Kaisers und des Papstes mit dem Beirat seiner Gebietiger das Regiment führte (VII, 267 ff.), wo deutsche Kaufmannsstädte, im Bund mit der Hansa, gewinnreichen Handel mit Rußland und Polen-Litauen trieben und zu Reichtum, Bildung und freiem Gemeindeleben sich emporarbeiteten, wo deutsche Ritter feste Burgen und weite Ländereien besaßen, deutsche

Geistliche den erzbischöflichen Stuhl von Riga, die bischöflichen Sitze von Dorpat, Ösel, Reval und so manche Abteien innehatten, konnten sowenig wie das benachbarte Ordensland Preußen die mittelalterlichen Einrichtungen und Schöpfungen gegen die Angriffe und Schläge der neuen Zeit verteidigen. In Riga verkündigte Andreas Knöpken, der einst aus der Schule von Treptow eine Anzahl livländischer Zöglinge in ihre Heimat geleitete, in Verbindung mit Jakob Tegetmeier aus Hamburg und Briesmann aus Königsberg die evangelische Lehre im Sinne Luthers, und dank der vereinigten Thätigkeit der Ritterschaft und der Stadtbürger verbreitete sich die Reformation in kurzem über die baltischen Küstenländer. Mit den Heiligenbildern verschwand auch zugleich der Kultus der heidnischen Buschgötter, dem das eingeborne Landvolk noch großenteils ergeben war. Der Heermeister, Walter von Plettenberg, in Hader mit dem erzbischöflichen Stuhl von Riga, begünstigte insgeheim die Verbreitung der neuen Lehre, wenn er auch aus Rücksicht gegen den Kaiser, seinen Oberlehnsherrn, den entscheidenden Schritt des preußischen Hochmeisters Albrecht von Brandenburg nicht nachahmte. Luther selbst förderte durch Briefe die Arbeiten der neuen Prediger. Die Bischöfe von Ösel und Samland traten ebenfalls dem evangelischen Glauben bei, der Erzbischof Blankenfeld, welcher Livland an Polen verraten wollte, wurde in Haft gebracht; zwischen Plettenberg und der Stadtgemeinde Riga kam ein Bündnis zum Schutz religiöser Freiheit zu stande, dem dann der Eintritt in den Bund von Schmalkalden folgte (1531). Vier Jahre später schied der würdige Heermeister Walter von Plettenberg aus dem Leben, geehrt von Mit- und Nachwelt. Unter seinen drei nächsten Nachfolgern erlangte die evangelische Lehre auf Grund der Augsburgischen Konfession immer mehr Verbreitung und kirchliche Ordnung. Aber gleichzeitig lösten sich mehr und mehr die staatlichen und gesellschaftlichen Bande der einzelnen Stände; die Sonderbestrebungen erstickten das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Interessen, so daß das mittelalterliche Staatsgebilde mit seiner partikularistischen Zerbröckelung sich der Angriffe der benachbarten Monarchien auf die Dauer nicht zu erwehren vermochte. *18. Febr. 1535.*

Der Orden, welcher längst den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach (X, 8), wurde durch die Reformation noch rascher seinem Verfall und seiner Auflösung entgegengetrieben: Ritter und Gebietiger, meistens Fremde, traten aus, machten ihre Güter zu Geld und zogen aus dem Land, die Bischöfe ahmten das Beispiel nach; die Lockerung des Hansabundes stellte die baltischen Handelsstädte auf ihre eignen Füße, und die Beschränkungen, die sie aus engherzigem Sonderinteresse dem freien Verkehr nach und aus Rußland auflegten, reizten die deutschen Rivalen und zogen jenen die Feindschaft des mächtigen Zaren Iwan Wasiljewitsch II. zu, der im Jahr 1534 seinem Vater Wasili III. (VIII, 608 f.) auf dem Thron in Moskau gefolgt war, anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Helene und des Bojarenrats, dann nach einer verwahrlosten Erziehung unter einer blutbefleckten, an Grausamkeiten und Ränken reichen Regentschaft im eignen Namen. Bald richtete dieser furchtbare Selbstherrscher, der wie ein zermalmender Orkan über die Erde hinschritt, seine gierigen Blicke auf die günstig gelegenen Ostseelande, und auch Polen und Schweden trugen Verlangen danach. In dieser schwierigen Zeitlage, da drei große Einheitsstaaten nach dem Erwerb der gelockerten geistlichen und weltlichen Herrschaften trachteten, trat ein Mann an die Spitze der öffentlichen Dinge, der wenigstens über die letzten Tage der alten politischen Freiheit und Unabhängigkeit noch einigen Glanz ausgoß — Gotthard Ketteler, einem ritterlichen Geschlecht Westfalens entstammt. Als er zum Heermeister gewählt ward, war der livländische Ordensstaat nur noch eine zerbrechliche Form ohne Lebenskraft und Wahrheit. Der Landtag, wo noch immer Klerus, Ordensleute, Adel und

Verfall und Bedrängnis des Ordenslandes.

Iwan Wasiljewitsch II. 1534—1584.

Bürger unter dem Vorsitz des Landesmeisters Beratung pflogen und Beschlüsse faßten, war ohne Gemeinsinn und Vaterlandsliebe; eine katholische Hierarchie in einem evangelischen Land; eine Ritterschaft, die, wie ein alter Landsknecht singt, die Schwerter an die Wand hängte, und statt die Russen zu bekriegen, mit Klappkannen tapfer focht; eine Kaufmannschaft, die aus Gewinnsucht die deutschen Städte von dem russischen Markt fern hielt und sie dadurch zu Verbündeten des Zaren machte; dabei Mangel an Geld, an Kriegsbedarf, an waffengeübten Truppen. Schon war Narwa von dem Beherrscher aller Reußen erobert worden und diente den Hanseaten als Markt und Stapelplatz für den direkten Verkehr nach Rußland, mit Umgehung der eigennützigen livländischen Kaufherren; und nun rückte ein russisches Heer unter Peter Schuiski vor Dorpat, Schrecken und Verwüstung vor sich hertragend. Ein alter Tribut, „der Glaubenszins" benannt, den die Dorpater an den Großfürsten zu Moskau schulden und seit vielen Jahren nicht entrichtet haben sollten, mußte als Vorwand zum Eroberungskrieg dienen. Nach tapferer Verteidigung sah sich die Stadt zur vertragsweisen Un-
Herbst 1558. terwerfung gezwungen; der Bischof wurde gegen die Kapitulation als Gefangener nach Moskau geführt, wo er seine Tage in Trauer und Elend beschloß, die Domherren entflohen, das Bistum Dorpat mit den umliegenden Schlössern blieb seitdem in russischen Händen. Nachdem das feindliche Heer eine Woche lang Riga bedrängt, durchzog es raubend und verwüstend das Ordensland bis an die Grenze von Litauen, und kehrte beutebeladen in die Heimat zurück, Trümmer und Leichen hinter sich lassend. Der Hilferuf des Landesmeisters an den Kaiser, an den Herzog von Preußen, an die deutschen Hansestädte blieb ohne Wirkung; seine eigne Kriegsmacht war ungenügend; Prälaten, Ritter und Städte suchten durch Verträge mit auswärtigen Fürsten noch einiges aus dem drohenden Schiffbruch zu retten: die Bischöfe von Kurland und Ösel wandten sich an Dänemark, die Stadtgemeinde Reval an Schweden. Das „Verlaufen und Verkaufen" wurde zur ansteckenden Krankheit der Zeit. In ergreifenden Zügen beschreibt Salomon Henning aus Weimar, Kettelers Geheimrat und Freund, in seiner liv- und kurländischen Chronik das Elend des Landes. „Wer den Jammer mit angesehen, kann ohne Thränen nicht daran denken. Große Haufen von greulich verstümmelten Frauen- und Kinderleichen bezeichneten die Straßen, über welche die Russen gezogen waren. Türken und Heiden haben Ähnliches nicht gethan. Die Deutschen aber, die in faulen Tagen sitzen, kümmern sich wenig um das Elend in Livland." Noch einmal bestürmte der Orden Kaiser und Reich mit Bitten um Hilfe; Ferdinand vertröstete die Gesandten mit Zusagen, die nie erfüllt wurden, und mit Empfehlungsschreiben an die nördlichen Höfe und Stadträte, die keinen Eindruck machten. Sie mußten von einigen Reichsständen auch wohl die lieblose Bemerkung hinnehmen: früher hätten sie sich um das Reich wenig bekümmert, hätten fast immer nur Westfalen zu den hohen Ämtern berufen, so möchten sie auch jetzt dort Hilfe suchen.

Auflösung u. Teilung des livländischen Ordensstaats. 1560. 1561. In dieser Not handelte der Heermeister Ketteler wie einst Albrecht von Preußen: er reiste nach Krakau zu König Siegmund II. August, dem Sohn jenes Siegmund I., des „Alten", den wir früher als dritten Sohn Kasimirs II. kennen gelernt haben (VIII, 582), um über ein Schutzbündnis mit Polen zu beraten und zu beschließen.
Aug. 1559. Nach langen Unterhandlungen kam es zu dem Vertrag von Wilna, kraft dessen sich der Orden und das Ordensland unter die Schutzherrschaft der polnischen Krone stellte,
5. April 1560. jedoch unbeschadet der Oberhoheit des Reichs. Im nächsten Frühjahr wurde auf einem Ordenstag in Riga der Beschluß gefaßt: falls keine Hilfe vom Reich käme, sollte es dem Heermeister frei stehen, in den weltlichen Stand zu treten, sich zu vermählen und Livland als weltlicher Erbfürst zu beherrschen. Gleichzeitig erwarb König Friedrich II. von Dänemark durch Kaufverträge die Bistümer Pilten, Ösel und Reval von den

geistlichen Inhabern und verwandelte die Güter in ein weltliches Fürstentum für seinen Bruder Magnus, einen liebenswürdigen leutseligen Prinzen von neunzehn Jahren. Aber der Zar kümmerte sich um diese Abmachungen so wenig, wie um die Mahnschreiben und Fürbitten, die von seiten des Kaisers und andrer gekrönten Häupter an ihn gerichtet wurden. Noch in demselben Jahr überschritt ein großes russisches Heer abermals die Grenzen Livlands. Marienburg, inmitten eines Sees gelegen, das festeste Schloß, die eigentliche Hut des Landes, wurde von dem feigen Befehlshaber beim ersten Angriff übergeben: erschrocken flüchteten die Bauern in Wälder und Einöden, wo sie aufgesucht und herdenweise auf den Sklavenmarkt geführt wurden. Bei Ermes kam es zu einer Schlacht: da die fremden Kriegsknechte, erzürnt über die 2. Aug. 1560.
saumselige Löhnung, großenteils abgezogen waren, so konnte der Landmarschall Philipp Schall von Bell dem übermächtigen Feind nur einige Ritterfähnlein aus dem einheimischen Adel entgegenstellen. Sie kämpften mit todesmutiger Tapferkeit, bis sie von den Russen umringt teils getötet, teils gefangen wurden. Der Landmarschall selbst, sein Bruder Werner, mehrere Hauptleute aus altberühmten Häusern und hundertundzwanzig Ordensritter wurden nach Moskau geführt und dort „ganz tyrannischer und grausamer Weise gemartert und umgebracht". Der Altmeister Wilhelm von Fürstenberg, der sich mit seinen Schätzen in dem festen Schloß Fellin geborgen, wurde von den treulosen und habgierigen Soldknechten verraten und nach Übergabe des Schlosses als Gefangener nach der Zarenstadt geschickt, wo er wie der Bischof von Dorpat nach einigen Jahren „in Gott selig entschlafen ist". Bis an die Thore von Pernau streiften russische Reiterscharen. Dort war gerade der Landtag zur Beratung versammelt. Entsetzt stoben die Abgesandten auseinander. Es war die letzte Ständeversammlung des Ordensstaats. In drei Heerhaufen geteilt durchstreiften die Russen das baltische Küstenland weit und breit, alles mit Raub und Mord erfüllend. Nur das feste Schloß Weißenstein wurde durch den Heldenmut Kaspars von Alten-Bockum und seiner Kriegsschar erfolgreich verteidigt. Zugleich waren die esthnischen Bauern gegen den hartherzigen Herrenstand in Aufruhr. Allenthalben Anarchie, Unsicherheit des Lebens und Eigentums, Käuflichkeit und Verrat. Die Polen beeilten sich keineswegs, dem bedrängten Land Kriegshilfe zu leisten: je größer die Not, dachten sie, desto vollständiger die Unterwerfung. Und in der That kam nach längeren Unterhandlungen zwischen dem polnischen Bevollmächtigten, dem litauischen Hetman Radziwill und der livländischen Landschaft eine Vereinbarung zu stande, welche dem Ordensstaat ein Ende machte. Ketteler sollte dem geistlichen Stand entsagen und das Land südlich von der Düna als erbliches Herzogtum von der Krone Polen zu Lehn erhalten, alles übrige Land mit der Stadt Riga dagegen in ein unmittelbares Unterthanenverhältnis zum König von Polen und Litauen treten. Dafür wurde dem livländischen Adel und Volk freie Religionsübung und die Aufrechterhaltung seiner Verfassung und Gesetze, seiner bisherigen Gerichte und Rechtsgebräuche durch eine eigne Urkunde, „Pivilegium des Königs Siegmund" zugesichert. Nachdem der bisherige Heermeister Gotthard Ketteler als „Herzog von Kurland und Samgallen" in Wilna dem König seinen Huldigungseid geleistet und auch die Abgeordneten von Riga und der Landschaft Nov. 1561.
dem neuen Oberherrn Treue und Gehorsam gelobt, hielt Radziwill an der Spitze eines buntgemischten kriegerischen Gefolges seinen Einzug in die Dwinastadt und nahm sie für Polen in Besitz. Mit diesem Akt fand eine weltgeschichtliche Epoche ihren Abschluß. 5. März 1562.
Auf dem blutgetränkten Boden, wo die letzten Ausläufer der mittelalterlichen Ordnungen und der Kreuzzüge ihr Ende nahmen, begann jetzt ein neues vielfarbiges, ruheloses Leben voll wilder Kämpfe und Eroberungsbegierden. Denn während von Osten her die Russen sich anschickten, den Polen die leichterworbene Beute zu entreißen und das

Zarenreich bis an das Meer auszudehnen, setzten sich die Schweden, nachdem sie mit der Stadt Reval und dem gutsherrlichen Adel eine Vereinbarung getroffen, in Esthland fest und der Dänenfürst Magnus behauptete sich in den Bistümern Ösel und Pilten, stets bemüht, sein erkauftes schmales Ländergebiet zu erweitern, bald nach Moskau, bald nach Krakau seine Blicke wendend. Die Polen, die einen heftigen Krieg mit Rußland voraussahen, legten diesen fremden Herrschaften für jetzt keine Hindernisse in den Weg: ja Siegmund August schloß sogar mit dem Schwedenkönig auf Grund des Bestehenden einen Friedensvertrag und gab dem Herzog Johann von Finnland seine Schwester Katharina mit großer Mitgift in die Ehe. Auch übersahen sie es, daß Riga nur einen bedingten Huldigungseid leistete und noch beinahe zwanzig Jahre sich mit dem Schein einer freien Reichsstadt brüstete.

Ketteler, Herzog von Kurland. Der ehemalige Ordensmeister Ketteler verwaltete sein Herzogtum Kurland fünfundzwanzig Jahre lang mit Umsicht und Gerechtigkeit, unterstützt von seinem geheimen Rat Henning. Er gewöhnte den unfügsamen Adel an Recht und Gesetz, sorgte für Volksbildung durch Gründung von evangelischen Kirchen und Schulen und suchte durch Klugheit und friedliches Regiment die Wunden, welche Krieg und Anarchie dem Land geschlagen, nach Kräften zu heilen. Im Jahr 1566 vermählte er sich mit Anna von Mecklenburg, die ihm zwei Söhne schenkte, welche bei des Vaters Tod (17. Mai 1587) die Regierung gemeinschaftlich übernahmen. Dadurch kamen neue Unruhen über das Land.

c. Erichs Ausgang und König Johann.

Johann in Haft. Herzog Johann von Finnland war wenig erfreut, daß der Adel von Esthland samt der Stadt Reval sich unter den Schutz und die Hoheit des Schwedenkönigs stellte, daß Erich sich „Herr der livländischen Marken" nannte. Er selbst hatte gehofft, die günstig gelegene Landschaft mit seinen eignen Territorien zu vereinigen, und deshalb mancherlei Verbindungen unterhalten. Und auch nach der Huldigung gab er seine Hoffnungen nicht auf, namentlich seitdem er mit dem Polenkönig Siegmund II. August in verwandtschaftliche Verbindung getreten. Sollte ihm nicht der Schwager, den nun der größte Teil des Ordenslandes als seinen Oberherrn anerkannte, doch noch zu dem Besitz verhelfen können? Es war deutlich, daß Johann mehr und mehr zu Polen hinneigte. Er besuchte den König in Krakau, er streckte ihm Geld vor, er gestattete seiner polnischen Gattin sehr großen Einfluß auf seine Handlungen und Unternehmungen. Schon sprach man davon, er habe sich durch sie zur katholischen Religion bekehren lassen und gedenke den Papismus wieder aufzurichten. In der Seele des Königs faßte ein tiefes Mißtrauen Wurzel, das durch böse Zungen in seiner Umgebung, insbesondere durch den ränkesüchtigen Göran Persson, Erichs Vertrauten, genährt und gesteigert ward. Zu dem Mißtrauen gesellte sich der Neid über die erlauchte Heirat des Bruders. Während im Schlosse zu Stockholm Karina (Katharina) Mans, eine Tochter des Landes von geringer Herkunft, wenngleich hervorragend durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und geistige Vorzüge als Königin herrschte und das Gemüt des erregbaren Monarchen wie mit Zauberbanden gefesselt hielt, hatte der Hof zu Abo durch die fürstliche Gemahlin Johanns einen königlichen Glanz. Erichs finstrer Argwohn, daß Johann im Bund mit Polen auf Verrat und Verschwörung sinne, gewann immer festere Gestalt. Er sandte dem Bruder eine Ladung zur Rechtfertigung vor den Reichsständen; als sich der Herzog weigerte, weil man ihm sicheres Geleit versagte, gab Erich Befehl
12. Aug. 1563. zu gewaltsamem Vorgehen. Demgemäß wurde das Schloß zu Abo von Bewaffneten umzingelt und Johann nebst seiner Gemahlin nach Stockholm geführt und in einem festen Turm zu Gripsholm in Haft gebracht. Während der Fahrt erblickten sie auf den Anhöhen Galgen mit den Leichen mehrerer ihrer Diener und Anhänger.

Vier Jahre wurden die Gefangenen in Gewahrsam gehalten. Persson riet dem König, den Herzog wegen Hochverrats und Felonie hinrichten zu lassen; vor einem solchen Gewaltschritt schrak jedoch Erich zurück. Aber sein finstrer Argwohn nahm mit den Jahren zu; im ganzen Adel sah er Feinde und Verschwörer; über allen schwebten Hochverratsklagen und Gerichtsverfolgungen; eine allgemeine Angst und Verbitterung bemächtigte sich der edlen Geschlechter und drohte sich in einem Aufruhr Luft zu machen. Längere Zeit hielt der König mit Dänemark die Gemüter beschäftigt. Friedrich II. führte noch immer die drei nordischen Kronen in seinem Wappen wie zur Zeit der kalmarischen Union. Erich wollte das nicht gestatten, und als seine Einsprache in Kopenhagen kein Gehör fand, nahm auch er die dänische und norwegische Krone auf. Zugleich legte er dem Prinzen Magnus von Holstein in seinen neuen Besitzungen auf Ösel und an der esthnischen Küste alle möglichen Hindernisse in den Weg. Daraus entstand zwischen den beiden rivalisierenden Nachbarstaaten ein mehrjähriger Seekrieg. Lübeck, erzürnt, daß die Schweden den deutsch-russischen Handelsverkehr in Narwa zu stören suchten, hatte sich auf die Seite Dänemarks gestellt. Dank der Sorgfalt, welche Gustav Wasa auf die Marine gewendet, bestand die schwedische Flotte nicht mit Unehren in dem Kampf; der Admiral Jakob Bagge erlangte manchen Sieg über die Feinde, und als er bei Öland in Gefangenschaft geriet, hatte er in Clas Christersson einen würdigen Nachfolger. Aber welches Interesse konnte die schwedische Nation an einem durch dynastische Rivalität hervorgerufenen Krieg haben? Die inneren Gebrechen des Staats, die unberechenbare Tyrannei des Königs und seiner Geschöpfe und Werkzeuge wurden durch den äußeren Waffengang nicht verdeckt, zumal da einige unfruchtbare Lorbeeren, die zur See gewonnen wurden, durch die Unfälle zu Land sich ausglichen, und die Besitznahme von Drontheim und einigen Landschaften in Norwegen nicht von Dauer war. Da Erich keinem Anführer traute, so herrschte im Oberkommando ein ewiger Wechsel; mitunter stellte er auch Fremde an, welche durch Unthaten den schwedischen Namen schändeten. So der Franzose Claude Collart, welcher als Befehlshaber von Drontheim einem norwegischen Mann sein schönes Weib raubte und zu seiner eignen Buhlerin machte und sich durch Schwelgerei wie durch verheerende Kriegsweise Verachtung und Haß zuzog in einem Land, das die Schweden gewinnen wollten. In Blekingen, wohin Erich selbst zu Felde gezogen, geschah bei Rottneby „ein gewaltiges Morden, so daß das Wasser im Strom rot wie Blut ward". Bis Sölfwittsborg gebot der König alles zu verwüsten und die Einwohner nach Stockholm zu schaffen, da es besser sei ödes als feindliches Land zu haben. Nach solchen Thaten kehre er im Triumph nach Stockholm zurück.

Erich und der dänische Krieg. *Sept. 1564.* *1566.*

Erich fand unter dem Adel eine Stimmung von Groll und Verbitterung, die stürmische Auftritte ankündigte. Die gerichtlichen Verfolgungen, welche Göran Persson, „der königlichen Majestät Prokurator", auf Grund geheimer Denunziationen geschäftiger Späher und Kundschafter fort und fort anstellte, hatten die Aufregung gesteigert; Gerüchte von peinlichen Verhören und nächtlichen Exekutionen verbreiteten Schrecken; die mit jedem Jahr sich mehrende Zahl von Hinrichtungen erfüllte alles mit der Furcht vor einem ähnlichen Schicksal. Eine allgemeine Gärung herrschte unter dem Adel, der dem Königtum der Wasa noch immer mit Neid und Mißgunst gegenüberstand. Mit 1567 „ging Erichs unglücklichstes Jahr an", wie er selbst in seinem Tagebuch bemerkte. Mehr als je trat jetzt das Gespenst der Verschwörungen und Komplotte, das ihn so lange geängstigt, vor seine krankhaft aufgeregte Seele und steigerte seine heftige Natur zum Wahnsinn. Ein tödlicher Argwohn trieb ihn ruhelos umher; bald suchte er sich durch tyrannische Handlungen von seinen vermeintlichen Feinden und Nachstellern zu befreien und wurde dann wieder vom bösen Gewissen wie von Furien

Erichs Geistesstörung und Tyrannei.

verfolgt. So stieß er den Nils Sture, einen tapfern Edelmann aus einem der ersten
21. Mai 1567. Häuser, auf den er einen finstern Verdacht geworfen, eigenhändig im Gefängnis zu Upsala mit dem Dolch nieder und ließ seine Mitgefangenen und Geschlechtsverwandten Svante Sture und dessen Sohn Erich, sowie Abraham Stenbock und Iwar Iwarsson ermorden. Dann treibt ihn eine wahnsinnige Seelenangst hinaus ins Freie; in Bauerntracht durchirrt er Feld und Wald, tötet seinen alten Lehrer, den französischen Calvinisten Beureus, der ihm zuspricht; endlich durch seine Geliebte Karina zur Besinnung gebracht und durch die milden Vorstellungen des bejahrten Bischofs Laurentius Petri beruhigt, geht er in sich und überliefert seine Günstlinge den Gerichten. Nach solchen Vorgängen war an der Geistesstörung Erichs nicht mehr zu zweifeln und die Ermordung der Sturen und der andern Großen zeigte deutlich, „daß er ein höchst gefährlicher Narr sei".

Verschwörung gegen Erich. So trat denn die Katastrophe, vor der er so lange gezittert, durch sein eignes Thun ins Leben. Herzog Johann und seine Gemahlin waren aus der Haft entlassen worden und eine äußerliche Versöhnung hatte zwischen den Brüdern stattgefunden. Aber um dieselbe Zeit verlautete, daß der Reichskanzler Nils Gyllenstierna im Namen seines Herrn sich in Moskau verbindlich gemacht, die polnische Königstochter, die einst die Werbung Iwans mit Abscheu zurückgewiesen, an den russischen Autokraten auszu-
April 1568. liefern, wofür dieser die schwedische Herrschaft in Esthland zu fördern versprach. Wie konnte man zu einem Fürsten von so treuloser und unberechenbarer Gemütsart Ver-
4. Juli. trauen fassen? Bald nachher feierte Erich seine Hochzeit mit Katharina Mans und ließ die Geliebte, die ihm kurz zuvor einen Sohn geboren, krönen und als rechtmäßige Königin begrüßen. Dieser Feierlichkeit wohnte Herzog Johann nicht bei, vielmehr hatte er mit seinem Bruder Karl, dem der König bisher sein Erbe vorenthalten, in Wermland unter der „Königseiche" eine Beratung, wie sie das Reich schützen möchten, „gegen Erichs und Göran Perssons tyrannisches Regiment". Bald zogen von allen Seiten Edelleute und Kriegsmannen, Eichenlaub als Feldzeichen auf ihren Hüten, zu den jüngeren Söhnen Wasas. Erich geriet in die heftigste Aufwallung: bald wollte er sich die Adern öffnen, bald sandte er eine Herausforderung zum Zweikampf an Herzog Karl. Zuletzt beschloß er an der Spitze seiner Getreuen tapfer um seine Krone zu fechten. Aber der Boden wankte unter seinen Füßen; als die Brüder auf der Nörstrandswiese vor Stockholm ihr Lager aufschlugen, sah sich Erich allenthalben von Verrat und Abfall umgeben. Göran Persson hielt seinem Herrn vor, wie übel er einst gethan, daß er seinem Rat nicht gefolgt. Da entbrannte der Zorn des gereizten Monarchen; er überlieferte den verhaßten Ratgeber in die Hände der Schloßwächter, die ihn eines martervollen Todes sterben ließen. Seine Mutter stürzte sich rücklings vom Pferd und wurde halbentseelt durchbohrt.

Erichs Gefangenschaft und Ende. Nicht lange nachher geriet die Hauptstadt durch heimliches Einverständnis der Bürger in die Gewalt der Herzöge, und Erich sah sich zur Ergebung gezwungen. Er
Ende Sept. 1568. wurde in dasselbe Schloß zu Gripsholm gebracht, wo Herzog Johann und seine Gemahlin vier Jahre in Haft gesessen. Im Anfang des folgenden Jahres wurde von den Ständen die Thronentsetzung ausgesprochen, Erich selbst zu immerwährender Gefangenschaft verurteilt, seine Kinder wegen illegitimer Geburt von der Erbfolge ausgeschlossen. Als ihm Johann in der Gerichtssitzung zurief, er sei wahnsinnig, antwortete Erich: „Nur einmal war ich von Sinnen, da ich dich aus dem Gefängnis entließ." Vergebens verwendeten sich Mutter und Schwestern für den Unglücklichen, daß man ihn wenigstens seinem Rang gemäß in fürstlichem Gewahrsam halte; Johann, der den Bruder als „seinen bittersten Feind" haßte, sorgte dafür, daß er alle Schrecknisse einer harten Gefangenschaft zu leiden bekam; persönliche Feinde wurden ihm als Wächter gegeben,

die durch Mißhandlungen und Quälereien aller Art sein Elend mehrten. Umsonst bat er, man möge ihn mit Verbannung strafen, „die Welt sei groß genug, daß auch Bruderhaß durch Ferne von Ort und Land könne gestillt werden“; er schien ein zu gefährlich Haupt, als daß man ihn in Freiheit zu setzen gewagt hätte. Seine Drohungen, seine Wutausbrüche, die wiederholten Versuche zu seiner Befreiung dienten dazu, die harte Behandlung zu rechtfertigen, ja zu schärfen. Man schleppte ihn von Kerker zu Kerker, damit sich kein Komplott zu seiner Entführung bilden könne; dadurch mehrten sich natürlich seine Anfälle von Wahnsinn. „In ruhigeren Augenblicken beschäftigte er sich mit Lesen, Musik, Schreiben, wenn es ihm erlaubt ward. Er hat lange Abhandlungen zu seiner eignen Verteidigung auf den Rand der Bücher mit Kohlenwasser statt Tinte geschrieben. Anfangs durfte er seine Frau und Kinder sehen. Die letzten Jahre aber entzog man ihm auch diesen Trost.“ So verbrachte der Unglückliche über acht schreckliche Jahre im Kerker, während Johann mit Zustimmung der Stände und unter dem Beirat des Herzogs Karl des Reichs waltete. Allein Johann hatte keine Ruhe, solange Erich am Leben war. Mehrere Verschörungen zur Befreiung des Gefangenen ängstigten ihn. Darum ging er mit Karl zu Rat, wie man sich des Bruders entledigen möge. Sie erwirkten einen Beschluß der Bischöfe und Reichsräte des Inhalts: wenn der König fortfahre den Staat zu bedrohen und Anlaß zu Aufruhr und Unsicherheit gebe, so sei es die Pflicht seiner Wächter, ihn auf jede Weise aus der Welt zu schaffen, denn es sei besser, daß einer leide, als daß viele ins Verderben kämen. Auf Grund dieses Bescheids wurde Erich durch Johanns Geheimschreiber Heinrichsson und den Feldscher und Kammerdiener Kern mittels einer Erbsensuppe vergiftet und wie ein geringer Mann begraben. In der Folge ließ Karl den Leichnam in der Domkirche zu Westerås beisetzen, mit der Inschrift: „Das Reich ist gewandt und meines Bruders geworden: vom Herrn ist es sein geworden.“ Erichs Gattin Karina, der er stets mit großer Liebe und Treue zugethan war, erhielt eine standesmäßige Versorgung; ihre Tochter Sigrid wurde durch ihre erste Ehe die Stammmutter der Grafen Tott; ihr Sohn Gustav entging durch die Flucht den Nachstellungen des Oheims und führte ein Abenteuererleben bald in Elend und Gefahr, bald unter dem Schutz der Herrscher von Polen, Rußland und Österreich, bis er im Jahr 1607 in dem russischen Städtchen Kaschin seinen Tod fand und ein einsames Grab in einem Birkenhain.

März 1575.

26. Febr. 1577.

Johann und Karl.

Durch ein schweres Verbrechen hatte Johann den Thron von Schweden erlangt; um sich in dem Besitz zu behaupten, mußte er die Dienste, die ihm dabei der Adel geleistet, durch Vermehrung der Rechte und Privilegien lohnen. Zunächst erhielt der Bruder Karl von Südermanland die ihm von dem Vater bestimmten, dem Unmündigen von Erich vorenthaltenen Territorien zu eigner Verwaltung in solchem Umfang und mit solcher Selbständigkeit, daß es das Ansehen hatte, als ob die Monarchie Gustav Wasas in ein Doppelreich verwandelt worden. Und auch die Eigenschaften des Vaters schienen sich verteilt zu haben. Denn während die liebenswürdigen Formen und das leutselige populäre Wesen, wodurch der erste Wasa Adel und Volk an sich zu fesseln gewußt, auf Johann übergegangen waren, hatte Karl, ein junger Mann von achtzehn Jahren, die Entschlossenheit, den starken Willen und den hellen politischen Verstand geerbt, die Eigenschaften, durch welche dem Vater das große Werk der Reichsstiftung gelungen war. Wenn daher Johann, ein gebildeter Herr, der des Griechischen und Lateinischen kundig war und fünf neue Sprachen verstand, aber oberflächlich in Grundsätzen, Charakter und staatsmännischer Einsicht, sich zu Zugeständnissen an den schwedischen Adel herbeiließ, durch welche die königlichen Machtbefugnisse geschwächt, die Kroneinkünfte gemindert, die Heerverpflichtung zum Roßdienst gelockert wurde und die Vorrechte des Herrenstandes auf Kosten der Bürger- und Bauernschaften sich mehrten,

so war es ein Glück für das Land, daß ein Mann da war, der die Klugheit, die eiserne Kraft und den klaren Sinn des Vaters besaß und den standhaften Mut und Ehrgeiz, der Dynastie die errungene Stellung zu erhalten und nicht einer Adelsherrschaft Vorschub zu leisten, welche die andern Stände und das gesamte Gemeinwesen geschädigt hätte.

Stellung der Brüder zur Reformation. Vor allem war es für die schwedische Nation von hoher Bedeutung, daß Herzog Karl die Wichtigkeit der kirchlichen Reformation für den gesamten monarchischen Staatsorganismus erkannte und bei den durch die Augsburgische Konfession festgestellten Glaubenslehren und Einrichtungen zu beharren entschlossen war, während Johann, durch äußere Einflüsse bestimmt, an der bestehenden Kirchenordnung zu rütteln begann und im eiteln Bemühen, eine Versöhnung der Religionsparteien durch Ausgleichung und Abschwächung der Unterscheidungsformen herbeizuführen, den lutherischen Charakter der schwedischen Landeskirche bedrohte. Obwohl König Johann nicht ohne mannigfache Kenntnisse war und sich während seiner Gefangenschaft viel mit theologischen Schriften beschäftigt hatte, so besaß er doch zu wenig religiöse Tiefe und Einsicht und war zu weit von Fanatismus und Glaubenseifer entfernt, als daß er zu einer durchgreifenden Gegenreformation, wie sie in andern Ländern versucht oder ausgeführt ward, hätte die Hand bieten sollen; vielmehr schwankte er fort und fort zwischen katholischen und protestantischen Anschauungen hin und her und befaßte sich mit dem erfolglosen Plan, das Getrennte und feindlich Geschiedene auf einer mittleren Basis zu vereinigen. „Er hatte nicht Mut genug, etwas Entscheidendes zu wollen, und vielleicht auch nicht Verstand genug, um recht zu wissen, was er wolle. Oft schien es mehr nur unglückliche, theologische Spielerei als Plan zu sein, und oft stand sein Sinn mehr nach der griechischen als nach der römischen Kirche." Den Haupteinfluß übte, wie erwähnt, seine polnische Gemahlin Katharina Jagellonica. Ihre Bemühungen wurden unterstützt durch einige Jesuiten, die vor der Welt als Lutheraner galten und den täglichen Umgang des Königs bildeten. Es wurde schon früher erwähnt (S. 17), welche Erfolge die Väter der Gesellschaft Jesu erzielten, namentlich seitdem der gewandte Antonio Possevino unter der Hülle eines kaiserlichen Gesandten im Interesse des Papsttums wirkte. Aber wenn auch, wie es heißt, der wankelmütige König in der That von dem päpstlichen Emissär zum heimlichen Übertritt in die römisch-katholische Kirche sich bereden ließ und für Messe und Klosterwesen Interesse zeigte, zu einer Wiederbelebung der papistischen Hierarchie konnte Schweden nicht mehr zurückgedrängt werden. Die Änderungen in den äußerlichen Kirchenformen, die in der Neigung des halbgelehrten theologischen Königs für priesterlichen Pomp, zeremonienreichen Kultus, kirchliches Gepränge ihre Hauptquelle hatten, schwanden bald dahin, als die streng katholische Königin aus dem Leben ging und die lutherisch gesinnte Gunnila Bielke, Tochter eines schwedischen Reichsrats, nach einer glänzenden Hochzeitsfeier das königliche Ehebett bestieg. (21. Febr. 1585.) Doch waren die Umtriebe der Jesuiten wirksam genug, auf viele Jahre Zwietracht und Unruhe in den Gemütern des schwedischen Volks zu erzeugen.

Johanns Stellung zu den Nachbarstaaten. 1. Zu Dänemark. Das nächste Anliegen des Königs war die Beendigung des dänischen Kriegs. Nach langen Unterhandlungen kam es zum Frieden von Stettin (Dezbr. 1570), in welchem Schweden sich alles Rechtes an Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, Jemtland und Hermedalen begab und die erbeuteten Kriegsschiffe auslieferte, Dänemark dagegen alle Ansprüche auf Schweden fahren ließ; doch blieb der Streit über die drei Kronen unausgetragen. Auch Lübeck nahm teil an dem Friedensvertrag und erlangte freie Schiffahrt nach Narwa. — 2. Zu Rußland und Polen. Aber bald drohten neue Verwickelungen mit Rußland. Wir wissen, daß Iwan mit Erich in gutem Einvernehmen gestanden und die schwedischen Erwerbungen in Esthland und Livland nicht angefochten hatte. Mit

dem Thronwechsel änderte sich dieses Verhältnis; zu Johann, der ihm einst die polnische Braut weggenommen, fühlte der russische Zar keine Zuneigung; und warum sollte er den Eidam des Polenkönigs mehr schonen als den Schwiegervater? Diesem aber gönnte Iwan nicht die leicht erworbenen livländischen Ordenslande. Vielmehr dauerte seit dem Einzug Radziwills in Riga der polnisch-russische Krieg fort, wenn auch hier und da durch Waffenstillstände unterbrochen und mehr in der Weise von feindlichen Einfällen und Streifzügen geführt. Im Jahr 1563 eroberten die Russen die litauische Stadt Polozk, wodurch ihnen der Weg nach Dünaburg und Riga offen stand. Die Sieger bemächtigten sich aller Schätze, schickten den Bischof, die Woiwoden und andre Beamte, Edelleute und Bürger nach Moskau, zerstörten die lateinischen Kirchen und ließen alle Juden taufen, die widerspenstigen in der Dwina ertränken. Der livländische Krieg.

Die gemeinsame Gefahr durch den mächtigen Nachbar im Osten führte zur vollständigen Vereinigung von Polen-Litauen. Es ist uns bekannt, daß das Großfürstentum Litauen, auch nachdem Jagello den Thron in Krakau bestiegen, mit Polen nur in der Person des Königs vereinigt war (VIII, 566). Jetzt brachte Siegmund August eine vollkommene Union zu stande. Polen und Litauen sollten gemeinschaftlich das Oberhaupt wählen und dieses den Titel König von Polen und Großfürst von Litauen führen. Die bisher getrennten Nationalversammlungen sollten zu einem einzigen Konvent verschmolzen werden, also daß sowohl die Senatoren als die Delegierten des Adels oder Landboten (VIII, 581) aus beiden Völkerschaften gemischt und gleichberechtigt sein sollten. Seit dieser Zeit waren Großpolen, Kleinpolen und Litauen die drei Integralteile des polnischen Reichs. Polen und Litauen vereinigt. 1569.

Als diese Union geschlossen wurde, war der Jagellonische Mannsstamm seinem Erlöschen nahe. Siegmund August war ohne Kinder, das Erbrecht beruhte somit auf zwei Augen. Es war natürlich, daß gar manche Fürsten offen oder im stillen die Krone an sich zu bringen gedachten. Auch der Zar Iwan schmeichelte sich mit der Hoffnung, das nunmehr vereinigte Reich könnte auf seinen Sohn gleichen Namens übertragen werden. Er nahm den dänischen Herzog Magnus von Ösel unter seinen Schutz, vermählte ihm seine Nichte und erteilte ihm den Titel „König von Livland", um sich seiner gegen Schweden und Polen zu bedienen. — Niemand aber hatte gegründetere Ansprüche geltend zu machen als König Johann von Schweden, der Schwager Siegmunds. Da stand ihm jedoch der lutherische Glaube im Weg. Wenn es ihm gelang, die religiösen Gegensätze auszugleichen, die schwedische Kirche der katholischen zu nähern, so konnte wohl die Krone beider Länder für das Haus Wasa gewonnen werden. Darum fing Johann schon im Jahr 1571 an in die lutherische Kirchenordnung einige katholische Elemente einzufügen. Bei dem altersschwachen Erzbischof Laurentius Petri und bei dessen Eidam und Nachfolger Lorenz Peterson Gothus stieß der König auf keinen erheblichen Widerstand. Der letztere, ein Mann von nachgiebiger Gemütsart, gab seine Zustimmung, daß die gottesdienstlichen Formen in katholischem Sinne verändert, die Liturgie mehr mit dem neuen Meßbuch des Tridentiner Konzils in Übereinstimmung gesetzt wurde, und ließ die bischöfliche Weihung mit altem hierarchischen Prunk an sich selbst vollziehen. Die heimlichen Jesuiten wurden an dem neuen Kollegium, welches der König in Stockholm errichtete, angestellt und suchten durch Vorträge und Disputationen unvermerkt die Gemüter für die katholischen Lehrsatzungen zu gewinnen. Aber je mehr die rückläufige kirchliche Strömung von dem König und seiner ultramontanen und jesuitischen Umgebung begünstigt ward, und je weniger die einheimische Geistlichkeit teils aus Unwissenheit, teils aus Servilität den Neuerungen festen Widerstand entgegensetzte, desto mehr erwachte das religiöse Bewußtsein in dem schwedischen Volk. Man wollte sich die Lehren und Formen, an die sich das Land seit

Die polnische Krone u. das schwedische Königshaus.

Liturgische Neuerungen.

1575.

einem Menschenalter und darüber gewöhnt hatte, nicht wieder entreißen lassen; das „Rote Buch", wie man die Agende mit den neuen liturgischen Zusätzen bezeichnete, erregte Anstoß und Widerstand. Manche unfügsame Geistliche und Professoren, welche mit ihrer Opposition zu scharf hervortraten, wurden ihrer Stellen entsetzt, ihrer Einkünfte beraubt, zur Flucht gezwungen. Sie fanden Schutz und gastfreundliche Aufnahme in dem Gebiet des Herzogs Karl, der die kirchlichen Neuerungen des Bruders offen mißbilligte, die neuen Anordnungen und die katholisierenden Priester von seinen Besitzungen fern hielt und die flüchtigen oder vertriebenen Theologen, Bischöfe und Prediger auf alle Weise unterstützte. Seine Vermählung mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, die er nach einem glänzenden Hochzeitsfest in Heidelberg heimführte, zog ihn noch mehr auf die protestantische Seite. Auch in andern Dingen war Karl mit seinem Bruder in Zwiespalt: während Johann die Erbgüter, welche Gustav Wasa der Krone erworben, zum Teil an Edelleute ausgab und diesen gestattete, die Gerichtsstellen zu besetzen, die Strafgelder ihrer Unterthanen einzuthun, Beamte zu ernennen, überhaupt wie unabhängige Herren in ihren Herrschaften und Gütern sich zu verhalten, betrachtete Karl alle von dem Vater erworbenen und eingebrachten Besitzungen als Gemeingut des Hauses, woran ihm nach der väterlichen Bestimmung gleicher Anteil und gleiches Recht zustände, und verdammte die leichtfertige Vergeudung des Vermögens und der Regalien, auf denen das Königtum und die Autorität der Krone beruhe. Nur durch ein strammes Festhalten der königlichen Güter und Rechte könne das monarchische Prinzip gegenüber dem gierigen selbstsüchtigen Adel und Reichsrat erhalten werden. Mehrmals drohte der Zwiespalt in Bürgerkrieg auszuarten. Die zweite Ehe, die der König mit einer ehemaligen Hofdame seiner ersten Gemahlin gegen den Rat seiner ganzen Familie eingegangen, trug nicht zur Versöhnung bei, wenn sie gleich den katholisierenden Tendenzen Johanns Schranken setzte. Diese sollten jedoch bald an einer andern Seite aufs neue und mit größerer Gefahr für die religiöse und politische Freiheit und Unabhängigkeit des schwedischen Reichs hervortreten, als der Thronfolger Siegmund zum König von Polen gewählt ward.

Zwiespalt zwischen Johann und Karl. — *Mai 1579.* — *1587.*

d. Polen unter Siegmund August und die reformatorischen Bewegungen.

Reformationsversuche in Polen. Siegmund II. August 1548–1572.

König Johann konnte um so mehr hoffen, durch Ausgleichung der konfessionellen Gegensätze und Verbindung der gemeinsamen Bestandteile eine zwischen Papsttum und Protestantismus sich bewegende Kirchenform zu begründen, als um dieselbe Zeit auch in Polen sich ein ähnliches Streben kund gab und von König Siegmund II. und einigen der höchsten Würdenträger begünstigt wurde. Der ultramontane Fanatismus, durch den sich die Völker an der Weichsel und an den Karpaten in der Folge so sehr hervorthaten, ist ihnen erst durch die jesuitische Gegenreformation seit dem Tridentiner Konzil eingeprägt worden; ja es gab Zeiten, da auch in Polen die reformatorischen Sympathien sich stark regten und man glauben durfte, daß dieses Königreich in den Kreis der von Rom abgewandten Nationen treten werde. Wir haben auf früheren Blättern dieses Werks erfahren, welche Teilnahme die hussitische Bewegung bei dem Nachbarvolk gefunden; bis ins sechzehnte Jahrhundert hat die böhmische Glaubensform in Polen Bekenner und Gemeinden gehabt. Auch Luther und Melanchthon, auch Zwingli und Calvin zählten manche begeisterte Jünger slawischen Blutes, welche in die Heimat zurückgekehrt in Groß- und Kleinpolen wie in Litauen für das Evangelium wirkten. In den Städten des polnischen Preußens, in Danzig, Elbing, Thorn war die Augsburgische Konfession die herrschende Glaubensnorm. Und nicht bloß der Wittenberger Lehrbegriff, der allenthalben im Norden die Oberhand erlangte, auch die

Auffassungen der Züricher und Genfer Reformatoren fanden Zugang, ohne daß dadurch die religiöse Eintracht Schaden genommen hätte. Der König selbst stand mit Calvin in Verkehr und las dessen Institution mit großem Eifer, und wie erfolgreich Johann Lasky, einem der angesehensten und reichsten Adelsgeschlechter angehörend und in Wittenberg wie in den Schweizer Reformationsstädten herangebildet, sein lebenlang in Ostfriesland, in England, an so vielen andern Orten für die Idee eines weitherzigen Christentums auf Grund kirchlicher Selbstbestimmung der Gemeinde gewirkt, über den Bedrängnissen durch intolerante Religionsverwandte nie den Glauben an Freiheit und Humanität verlierend, haben wir früher gesehen. Mit geheimer Erlaubnis Siegmunds in die Heimat zurückkehrend (1556), hat er standhaft bis zum Tod für dieselben Grundsätze gewirkt. In demselben Jahr, da er die ihm so lange verschlossene Heimat wieder betrat, wurde auf einem Reichstag in Warschau der Beschluß durchgesetzt, daß es jedem Edelmann überlassen bleiben sollte, welcher Religionsform er folgen wolle. Bald fanden die reformatorischen Doktrinen da und dort Eingang unter den Senatoren und dem Adel. Fürst Nikolaus Radziwill ließ im Jahre 1563 eine polnische Bibelübersetzung drucken und widmete sie dem König. Die Landstände drangen auf ein Nationalkonzil zur Abstellung der kirchlichen Mißbräuche, und Siegmund selbst befürwortete das Verlangen bei dem Papst und begehrte zugleich die Feier der Messe in der Landessprache, das Abendmahl in beider Gestalt und Gestattung der Priesterehe. Selbst der Erzbischof-Primas Uchanski schien geneigt, sich von Rom loszusagen. Verfolgungen von seiten der Altkirchlichen nach den bestehenden Gesetzen stießen auf Schwierigkeiten, weil die Woiwoden auf ihren Gütern fast unumschränkt regierten. So kam es, daß allmählich die Hälfte der Adelsgeschlechter den neuen Ideen zugethan war, daß außer dem Glaubensbekenntnis der böhmischen Brüdergemeinden auch die Augsburgische und die helvetische Konfession Anhänger erhielt und daß neben dem katholischen Kultus protestantischer Gottesdienst in verschiedener Form abgehalten wurde. Noch unter Siegmund August vereinigten sich nach vielen inneren Kämpfen und Streitigkeiten auf einer Synode zu Sandomir die drei nichtkatholischen Religionsteile durch den überwiegenden Einfluß der Laien und einiger patriotischen Magnaten zu einem Glaubensbekenntnis, „in dessen unbestimmten Formeln die geringe Verschiedenheit ihrer Lehren Raum hatte“, ein seltenes Beispiel religiöser Toleranz.

Johann Lasky (A. Lasco). 1499—1560.

1570.

Durch diese Union, welche trotz einiger Verschiedenheit in Gebräuchen die Gemeinsamkeit in der Lehre und in den Sakramenten festhielt, erlangten die protestantischen Konfessionsverwandten eine achtungsvolle Stellung gegenüber den Katholiken. Als nun Siegmund August, ein wohlmeinender Fürst von liebenswürdigen Eigenschaften, nur allzu abhängig von Frauen und Günstlingen, aus dem Leben schied und mit ihm der Mannsstamm der Jagellonen erlosch, glaubte der Adel, welcher allein die Nation vorstellte, den gesetzlichen Staatsorganismus, wie er sich im Laufe der Jahre entwickelt (VIII, 581), auf Grund der veränderten Verhältnisse durch neue Bestimmungen über nationale Rechte und Freiheiten vervollständigen und gegen Eingriffe von seiten der Krone sicherstellen zu sollen. Zu dem Zweck wurden während des Interregnums durch den „Konvokationsreichstag“ die Verfassungsbestimmungen vereinbart, welche jeder künftige König vor seinem Regierungsantritt beschwören sollte. Diese »Pacta conventa« oder Grundrechte des polnischen Reichs waren staatsrechtlicher und kirchenrechtlicher Natur. Jene besagten, daß nach dem Ableben eines Königs der Erzbischof-Primas einen Reichstag behufs einer neuen Königswahl einberufen solle, dem nicht nur die gewöhnlichen Mitglieder, Senatoren und Landboten, sondern jeder polnische Edelmann, kraft der vollkommenen Gleichheit des Adelstandes, beizuwohnen berechtigt sei. Erst auf diesem Konvokationsreichstag sollte Tag, Form und Ordnung für die neue

Pacta conventa und Pax Dissidentium. 1573.

1572.

1573.

Königswahl festgestellt werden und niemals bei Lebzeiten eines Königs die Wahl des Nachfolgers stattfinden. Nur so glaubte man die volle Gleichheit der gesamten Adelsgemeinde wahren und jeden Eingriff in die Wahlfreiheit hindern zu können. Und damit diese Gleichheit durch die konfessionelle Verschiedenheit keinen Abbruch erleide, wurde auch eine religiöse Übereinkunft und Friedensbürgschaft geschaffen und als »Pax Dissidentium« in die Reichsgrundgesetze aufgenommen. Kraft dieser Übereinkunft sollten Alt- und Neugläubige einen ewigen Frieden und gleiche bürgerliche Rechte haben. Zugleich sollte der König geloben, ohne Einwilligung des Reichstags keine neuen Steuern zu erheben, nicht über Krieg oder Frieden zu beschließen, sich mit einem Rat von Senatoren und Landboten zu umgeben u. a. m. Sollte der König diesen Kapitulationsartikeln zuwider handeln, so sei die Nation ihrer Treue und ihres Gehorsams entbunden. Damit war die polnische Adelsrepublik mit einer gewählten monarchischen Spitze zum Abschluß geführt.

Heinrich von Anjou. 1573–1574. Auch Heinrich von Anjou, der Haupturheber der Bartholomäusnacht, den die Nation mit Umgehung des andern Bewerbers, des Erzherzogs Ernst, zu ihrem König wählte, mußte vor seinem Regierungsantritt beschwören, daß er den Grundvertrag samt dem Religionsfrieden halten wolle. Kardinal Hosius, Bischof zu Ermeland, den wir schon am Wiener Hof als ultramontanen Wühler kennen gelernt haben, versuchte den Valois zu einer hinterlistigen Umgehung zu bereden; als aber der Großmarschall Johann Firley, Woiwod von Krakau, mit kurzen Worten erklärte, wenn Heinrich nicht schwöre, werde er nicht regieren, wagte dieser nicht zu widerstehen. Wir wissen übrigens aus der französischen Geschichte, wie wenig der Sohn Katharinas von Medici vor einem Wortbruch zurückschreckte, wenn dadurch Parteizwecke zu erreichen waren; aber in dem polnischen Magnatenstaat waren ihm die Hände zu sehr gebunden, als daß er für machiavellistische Staatskünste Raum und Mittel gefunden hätte; auch ist es uns bekannt, daß er schon im nächsten Jahr, vier Monate nach seiner Krönung, Juni 1574. sich wie ein Flüchtling aus dem ihm so wenig sympathischen Reich wegstahl. Als er an dem von der Nation ihm bestimmten Termin nicht zurückkam, wurde er der Mai 1575. Regierung in Krakau entsetzt.

Stephan Bathori. 1575–1586. Kurz vor der Krönung des Valois hatte Samuel Zborowski, ein lebhafter und talentvoller junger Mann aus einem alten Adelsgeschlecht, erzogen in der Calvinischen Lehre, einem andern Edelmann, Andreas Wapowski, im Schloßhof zu Krakau, fast unter den Augen des Königs und des Senats, mehr aus Versehen als aus Absicht eine tödliche Wunde beigebracht und sich dann dem gerichtlichen Urteil durch die Flucht nach Siebenbürgen entzogen. Stephan Bathori, der Fürst dieses Landes, nahm den flüchtigen Edelmann wohlwollend bei sich auf. Aus Dankbarkeit und um sich den Weg zur Heimkehr und zu Hofgunst und Ämtern zu bahnen, betrieb Zborowski durch seine mächtige und einflußreiche Sippschaft, daß die Krone nicht, wie der Erzbischof Uchanski und die Senatspartei wollte, dem deutschen Kaiser Maximilian oder einem seiner Söhne zu teil ward, sondern der Prinzessin Anna aus dem Hause der Jagellonen und dem ihr zum Gemahl bestimmten Stephan Bathori. Dieser beeilte sich von der Krone Besitz zu ergreifen und vereitelte durch rasches Zuvorkommen die Pläne der Gegenpartei. Der neue König war beseelt von dem Wunsch, die Wohlfahrt und Größe des Reichs zu gründen, zu dessen Beherrscher er gewählt worden. Er suchte den mangelhaften Rechts- und Gerichtsgang zu verbessern, indem er drei höchste Gerichtshöfe stiftete, für Litauen in Wilna, für Großpolen in Petrikau, für Kleinpolen in Lublin und machte sie unabhängig von der öffentlichen Gewalt, indem er der Krone nur das Begnadigungsrecht und in einigen bestimmten Fällen die höchste Entscheidung vorbehielt. Auch in religiösen Dingen folgte Bathori, der schon in Sie-

benbürgen den reformatorischen Ansichten huldigte, dem Beispiel des zweiten Siegmund. Die Aufforderung zur Unterdrückung der Ketzerei wies er mit den Worten zurück: „Ich bin König der Völker, nicht der Gewissen und darf über die Gewissen nicht herrschen, was Gott allein zusteht."

Und doch griff während seiner Regierung die katholische Reaktion um sich, die allmählich die römische Kirche wieder zur alleinherrschenden in Polen machte. Der Grund dieser Wandlung lag teils in der Verbreitung des Jesuitenordens über das ganze Königreich, teils in der Spaltung der akatholischen Bekenntnisse durch die Sekte der Socinianer. Es wurde schon früher erwähnt (S. 17), wie rasch die Gesellschaft Jesu in allen Ländern des polnischen Reichs Boden faßte. In ihren Lehranstalten zu Wilna und andern Orten wurde die adlige Jugend erzogen und für das papistische Religionswesen gewonnen. Mit „leisetreterischer Schlauheit" wußte Kardinal Bolognetto die Großen des Reichs in seine Netze zu ziehen; und der uns bereits bekannte Possevino trug sich sogar mit der kühnen Hoffnung, nicht bloß die evangelischen Glaubensgenossen in den nördlichen Staaten, sondern selbst den griechisch-katholischen Zar von Moskau zum römischen Papsttum zu bekehren. Als Nikolaus von Radziwill 1567 starb, trugen ihn vier Söhne zu Grabe; alle vier wendeten sich wieder der alten Kirche zu, der eine wurde Kardinal, der andre kaufte die Exemplare der Bibel seines Vaters auf und verbrannte sie. König Bathori selbst entsagte dem Glauben seiner Jugend und erließ die Bestimmung, daß die Bistümer in Zukunft nur an Katholiken vergeben würden. Es fiel den Jesuitenvätern nicht gar schwer, die adligen Familien und die ihnen angehörende Geistlichkeit zu überzeugen, daß ihre Macht und bevorrechtete Stellung mit den alten hierarchischen Ordnungen aufs innigste verbunden seien, daß sich ein Adelsregiment mit einem kirchlichen Gemeindeleben auf Grund brüderlicher Gleichheit aller Gläubigen nicht vertrüge.

Katholische Reaktion in Polen.

Die Bemühungen der Jesuiten wurden nicht wenig gefördert durch die wachsende Verbreitung der antitrinitarischen Lehren, die, in Genf und Wittenberg verdammt, in Siebenbürgen, Polen, Ungarn zu kirchlichen Gemeinschaften sich ausbildeten. Schon Lelio Sozini, ein Rechtsgelehrter aus einer angesehenen wohlhabenden Familie Sienas, hatte wegen seiner reformatorischen Ansichten, wie Peter Martyr, Ochino und so viele andre Italiener (S. 68), sein Vaterland verlassen und in der Schweiz und in Deutschland ein Asyl gesucht, um über die Fragen der Religion in Sicherheit nachzudenken. Auch in Krakau hatte er sich einige Zeit aufgehalten und für seine Ansichten Freunde gewonnen. Bei seinem frühen Tod in Zürich wurde sein Brudersohn Fausto Sozini, der längere Zeit in florentinischen Staatsdiensten gestanden, der Erbe seiner Schriften und der Gründer eines Lehrsystems, das bald viele Anhänger fand. Sie wurden nach den Stiftern als Socinianer oder nach dem Hauptkriterium ihrer Lehre als Unitarier bezeichnet. Nach einem wechselvollen Wanderleben in verschiedenen Ländern und Städten ließ sich Faustus Socinus in Krakau nieder, wo er durch eine Reihe von Schriften einzelne von den Wiedertäufern und ältern Antitrinitariern aufgestellte Lehrmeinungen zu einem neuen Glaubensbekenntnis verarbeitete und die Gesinnungsgenossen durch eine kirchliche Organisation vereinigte. Von den Lutheranern und Reformierten ausgestoßen, von den Jesuiten verfolgt, bildeten die Unitarier eine eigne Sekte, die in Rakow ihren Mittelpunkt und ihre Schule hatte und manche hohe Gönner unter dem Adel zählte. Bald erlangte ihr Lehrbegriff Bekenner in allen Ländern, besonders in Siebenbürgen, wo der Leibarzt des Fürsten, der Piemontese Blandrata für Verbreitung der socinianischen Grundsätze thätig war. Das System der beiden Sozini, niedergelegt in dem 1605 erschienenen, Rakower Katechismus, enthält die Keime des späteren Supernaturalismus und Rationalismus zugleich. Die Unitarier verehren

Die Socinianer.

Lelio Sozini. 1525—1562.

Fausto Sozini. 1539—1604.

Jesum als Menschen, der infolge übernatürlicher Erzeugung und zeitweiliger Entrückung in den Himmel befähigt wurde, den Menschen durch Lehre und Leben den Weg zu Gott zu zeigen. So von Gott reich begabt, mit wunderbaren Gnaden ausgerüstet, hat er die Wahrheit seiner Lehre als Blutzeuge bestätigt und ist zum Lohn dafür zur Weltherrschaft erhoben und berufen worden, „als Mittler der von Gott abgefallenen Menschheit Erkenntnis wie Gnade Gottes zu bringen und als König die Seinen allezeit zu regieren". Die göttliche Offenbarung ist in der Heil. Schrift niedergelegt und wird durch die richtige Auslegung derselben nach Vernunft und Denkgesetzen den Menschen zugeführt. Dieser Auslegung zufolge wurden die Lehren von der Trinität, Prädestination und Erbsünde aus dem Zusammenhang der Dogmatik entfernt, und auch die „Zeremonialgebote", Abendmahl und Taufe, galten nur als altehrwürdige Gebräuche ohne sakramentalische Weihe. Die Rechtfertigung wird als Erlösung durch eigne Willenskraft mit göttlicher Unterstützung aufgefaßt, die Sittenlehre mehr bürgerlich als religiös ausgebildet. In bezug auf die kirchliche Organisation blieb man bei Calvins Grundsätzen stehen. Wie in Deutschland, so haben auch in Polen die Spaltungen innerhalb der akatholischen Konfessionen den Bemühungen der Jesuiten in die Hände gearbeitet. Insbesondere war der Socinianismus, als der schärfste Gegensatz zum Papsttum, ihrem Haß und ihrer Verfolgungssucht ausgesetzt. Und wie lebenskräftig immer im Anfang diese Lehre sich erwies, so machte sie doch bald genug, wie Spittler bemerkt, „das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast bloß Philosophie werden, in eben dem Verhältnis an großer Wirksamkeit zur Nationalkultur verlieren". Unter dem „Jesuitenkönig" Siegmund III. wurde die Gemeinde zu Lublin, unter seinem Nachfolger die von Rakow durch fanatische Gewaltakte infolge jesuitischer Aufwiegelung zerstört.

e. Stephan Bathori und die polnische Adelsrepublik.

Bathori mehrt die Streitkraft Polens.

Auch nach außen behauptete Polen unter dem kraftvollen und umsichtigen König Bathori die angesehene Stellung, welche das Reich unter den beiden Siegmunden erlangt hatte. Iwan, erzürnt, daß ihm die polnische Krone nicht angeboten worden, beschloß aufs neue die baltischen Küstenländer mit Krieg heimzusuchen. Zu dem Zweck sammelte er aus allen Teilen seines Landes, insbesondere aus den Tatarenstämmen an der Wolga Fußvolk und Reiter. Auf die Kunde von diesem Vorhaben schloß Bathori, nachdem er Danzig zur Unterwerfung und Anerkennung seiner Königswürde gebracht, mit seinem Schwager, König Johann von Schweden, ein Bündnis. Denn obgleich auch der Wasa in seinen Hoffnungen auf den Thron von Krakau getäuscht worden war, der gemeinsame Feind machte gemeinsame Gegenwehr ratsam. So wiederholten sich denn in den siebziger Jahren in den Landschaften von der Dwina bis zum Peipussee und zum Finnischen Meerbusen die Feldzüge und Belagerungen, die Landverwüstung und das ganze Kriegselend, das wir in den früheren Blättern zur Genüge kennen gelernt haben. Auch Herzog Magnus wandte sich trotz seiner Verwandtschaft von dem Zaren ab und verständigte sich mit Polen und Schweden. Und noch einen andern Verbündeten wußte Bathori zu gewinnen, der ihm im Feld besonders dienlich war, die Kosaken, jenen Stamm des kriegerischen Reitervolks, der im Süden von Polen, an den Wasserfällen des Dnjepr hauste. Bathori vereinigte die einzelnen Horden, die in wilder Unabhängigkeit ein Raub- und Waffenleben führten, durch eine gemeinsame Disziplin, verlieh ihnen das Recht, ihr Oberhaupt, Hetman oder Attaman genannt, zu wählen, verschaffte ihnen bessere Waffen und versicherte sich ihrer Dienste und Treue durch Jahrgelder. Rasche Reiter, fast immer zu Pferde, waren die Kosaken

eine treffliche Streitmacht gegen die Tataren im russischen Heer. Zugleich weckte Bathori den kriegerischen Geist des polnischen Adels und brachte die Besteuerung und die Wehrkräfte des Landes in besseren Gang.

Die Wirkungen dieser Maßregeln gaben sich bald kund. Während in früheren Jahren die Russen meistens die Oberhand behielten, mußten sie jetzt nicht nur auf weitere Eroberungen verzichten, sondern büßten auch die meisten Errungenschaften der ältern Waffengänge wieder ein. Als das russische Heer die livländische Stadt Wenden belagert hielt, zogen Schweden und Polen vereinigt wider dasselbe ins Feld. Nachdem die Verbündeten im Angesicht des Feindes kniend das Lied gesungen: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält", griffen sie die Russen mutig an und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. „Nach dieser Schlacht," sagt ein Chronist der Zeit, „hat sich des Moskowiters Glück ganz gewendet." Denn während die Schweden unter Ponti de la Gardie, einem französischen Edelmann, der in schwedische Dienste getreten und mit Johanns natürlicher Tochter Sophie Gyllenhjelm vermählt war, und unter Classon Horn nicht nur das bedrängte Reval befreiten, sondern auch ganz Esthland nebst Ingermanland wieder eroberten und sogar Narwa in ihre Gewalt brachten, zogen der Zar und der König, jeder mit 40,000 Mann zu Roß und zu Fuß, an der Dwina widereinander ins Feld. Bathori führte seine Streiter, unter denen auch Deutsche und Ungarn waren, in das Gebiet von Polozk, das seit sechzehn Jahren in den Händen der Russen sich befunden, welche die ganze Umgegend zum Schutz der Grenze in eine Wildnis verwandelt hatten. Um den Feind zu schrecken, ließ die Besatzung im Angesicht des königlichen Heeres alle gefangenen Polen und Litauer auf Balken gebunden in die Dwina werfen. Die Russen vertrauten auf die Stärke der Festung; als es aber einer mit brennenden Fackeln tollkühn vordringenden ungarischen Kriegsschar gelang, die von Holz gebaute Stadt in Flammen zu setzen, sahen sie sich zur vertragsweisen Übergabe genötigt. Auch Ssokol und andre feste Orte fielen in die Gewalt Bathoris. Sie wurden mit Litauen verbunden und in Polozk ein Jesuitenkollegium errichtet, um die Einwohner vor griechischem und protestantischem Unglauben zu bewahren. „Wo sind nun Deine Siege?" schrieb damals Kurbski, der sich durch Selbstverbannung der Tyrannei Iwans entzogen, an den Zar. „In dem Grab der Helden, der wahren Woiwoden des heiligen Rußlands, die Du vertilgt hast." Aber wie schwer immer die Niederlage war, der stolze Großfürst wollte nichts von der Abtretung Livlands hören. So hatte der Krieg seinen Fortgang. Es wurde dem König Bathori nicht leicht, den Adel und Landtag zu neuen Anstrengungen zu bringen. Er mußte fremdes Kriegsvolk anwerben, die Untersassen der königlichen Domänen ausheben, Geld auf Pfandschaft aufnehmen. Es galt vor allem, Mannschaften für den Fußdienst zu schaffen, da der polnische Edelmann nur zu Pferde dienen wollte.

Siege über die Russen.

Okt. 1578.

Polozk erobert.

Als man sich gehörig gerüstet hatte, zog der König selbst an die obere Dwina, gen Witebsk und Ssurash, während der Kronfeldherr Zamoiski vor Welisch rückte. Es erforderte ungeheure Anstrengungen, um die von Sumpfwildnissen und dichten Waldungen bedeckten Landschaften zu durchziehen und durch haushohe Hügel von gefällten und kreuzweise aufgeschichteten Holzstämmen einen Weg zu brechen. Dennoch gelang es dem heldenmütigen Zamoiski, die Festung Welisch zur Kapitulation zu zwingen und mit dem König vereinigt bis nach Weliki-Luki vorzudringen. Im Herbst fiel auch dieser „Schlüssel von Rußland" sowie Toropetz und andre feste Plätze in die Hände des polnischen Heldenkönigs. Abermals wollte Iwan Frieden schließen, aber die Forderungen Bathoris schienen ihm unannehmbar. Dieser verlangte die Abtretung von Livland mit Einschluß von Dorpat und Narwa.

Fortschritte im Gebiet der obern Dwina. 1580.

Sept. 1580.

Im nächsten Frühjahr zog der König mit einem Heer von 100,000 Mann vor

Das polnische Heer vor Pskow.

Pskow, die stärkste Festung des Landes. Der Zar hatte die Verteidigung seinen zuverlässigsten Woiwoden anvertraut und sie und alle Einwohner einen feierlichen Eid schwören lassen, die Stadt bis auf den Tod zu halten. Und in der That brach sich der
Aug. 1581. Siegeslauf des Königs an den Mauern und Sümpfen dieser alten Handelsrepublik. Schon begannen die russischen Soldaten vor dem ungestümen Andrang der Polen zu weichen, als Knäs Schuiski die Reliquien und das geheiligte Bild der Mutter Gottes vor ihnen hertragen ließ und sie zu neuem erfolgreichen Kampf anfeuerte. Nach einem Verlust von 5000 Mann stand Bathori von dem Sturm ab und schritt zur Blockade. Aber Kälte und Hunger richteten furchtbare Verheerungen im Lager an: die Krieger erfroren auf der Schildwache und erstarrten in den Zelten. Nun zeigte sich auch König Stephan nachgiebiger. Und so gelang es dem Jesuiten Possevino, dem päpstlichen und
6. Jan. 1582. kaiserlichen Unterhändler, eine Übereinkunft zu vermitteln, die dem langen Krieg durch einen zehnjährigen Waffenstillstand ein Ende machte und die Krone Polen im Besitz von Livland ließ. — Dagegen wurden Weliki-Luki, Nevel, Ssebesh und alle zu Pskow
1583. gehörigen Orte geräumt. — Im nächsten Jahr wurde ein ähnliches Abkommen mit Schweden abgeschlossen, wodurch die vier esthländischen Kreise Harrien, Wirland, Jerwen und Wiek, die Stadt Narwa und die Festung Kexholm auf die Dauer von drei Jahren in schwedischem Besitz blieben.

Friede von Teusin.

Nach Ablauf dieser Frist, während welcher Iwan starb, entbrannte der Krieg von neuem zwischen König Johann und dem Zar Fedor. Doch änderte der **Friede von Teusin**, den
Mai 1595. Karl nach seines Bruders Tod mit dem moskowitischen Herrscher abschloß, nichts an dem Besitzstand. Nur sollte Kexholm mit seinen Lehen den Russen zurückgegeben werden, sobald eine ordentliche Grenzscheidung zwischen beiden Reichen gemacht sei.

König Stephan und die Adelsfaktionen.

Diese Erfolge gegenüber dem mächtigen Selbstherrscher, dem die Polen früher so oft erlegen waren, erhöhten das Selbstgefühl des Königs Stephan Bathori. Er ertrug mit Widerwillen die Beschränkungen, welche die Reichsverfassung der königlichen Gewalt auferlegte, und machte von der Befugnis, über Ämter, Ehrenstellen und Staatsgüter unumschränkt zu verfügen, freien Gebrauch. Er übertrug dem erwähnten **Johann Zamoiski**, einem jungen Edelmann von gutem Hause, der in Padua und Straßburg mit Erfolg den juristischen Studien obgelegen, so viele Würden, wie sie noch niemals einem Staatsbürger zu teil geworden: als Kastellan und Starost von Krakau stand er an der Spitze des Senats und des Gerichtswesens; als Kronhetman war er Oberbefehlshaber über die Armee: als Reichskanzler und Siegelbewahrer leitete er die Staatsgeschäfte und führte die Gesetze aus. Obwohl Zamoiski allen diesen Ämtern mit großem Geschick vorstand, so erregte eine solche Auszeichnung doch den Neid der andern. Besonders fühlte sich die Familie **Zborowski**, die Stephans Königswahl so eifrig betrieben hatte, durch die Bevorzugung Zamoiskis tief verletzt. Trotzig verachtete Samuel Zborowski den auf ihm lastenden Blutbann und zog gegen die Warnung des Kanzlers mit bewaffnetem Gefolge im Lande umher, den Adel gegen die Regierung aufwiegelnd, indes sein Bruder Christoph am Wiener Hof Ränke gegen Bathori schmiedete und selbst mit dem Zar von Moskau verräterische Verbindungen unterhielt. Sie und zwei andre Brüder, Andreas, Hofmarschall, und Johann, Kastellan in Gnesen, waren die Seele einer malkontenten Opposition, die unter dem gesamten Adel Gesinnungsgenossen zählte. Denn es trat immer deutlicher zu Tage, daß Stephan Bathori und Zamoiski nach einer Verfassungsreform strebten, wodurch ein starkes nationales Königtum geschaffen und die Gewalt des Adels gebrochen werden sollte. Man hatte den stolzen Mann äußern hören, „er wolle kein König im Bildnis sein"; man sagte ihm nach, er gehe mit dem Gedanken um, bei seinen Lebzeiten seinen

Nachfolger zu ernennen und den Thron erblich zu machen. Die Heirat Zamoiskis mit einer Nichte des Königs mehrte den Neid und die Verdächtigungen. Denn da die sechzigjährige Königstochter Anna, die man dem siebenbürgischen Fürsten als Gemahlin aufgezwungen, keine Hoffnung auf Nachkommenschaft erwecken konnte, so sollte, wie es hieß, diese Ehe dazu dienen, der Nation eine neue Dynastie zu schaffen. Verteidigung der volkstümlichen Freiheiten gegen die Übergriffe der königlichen Gewalt wurde daher das Losungswort der Unzufriedenen. Briefe der Zborowskischen Brüder voll Schmähungen und Verleumdungen, die durch einen treulosen Diener in die Hände Zamoiskis geliefert wurden; Gerüchte von Attentaten gegen den König, Versuche die Kosaken zum Aufruhr zu bringen, steigerten die Aufregung; die in ihrem Vermögen herabgekommenen Zborowski schienen auf einen Umsturz hinzuarbeiten. In diesem Augenblick wagte Samuel Zborowski mit seinem bewaffneten Gefolge sich der Hauptstadt Krakau zu nähern, in frechem Übermut Gesetz, Gericht und Obrigkeit herausfordernd. Da ließ Zamoiski mit des Königs Zustimmung den Schuldigen verhaften und trotz aller Verwendungen, Fürbitten und Vorstellungen von seiten seiner Freunde und Parteigenossen auf Grund des früheren Todesurteils hinrichten. Dieses Vorgehen 26. Mai 1584. gegen das Leben eines Edelmanns erzeugte eine große Bewegung. „Das ist Tyrannei!" lautete der Ruf, der wie mächtiger Posaunenschall durch das Land drang und Tausende unter die Fahne der Zborowskischen Partei führte. Zwiespalt und Faktionsgeist flammte durch das ganze Reich. Auch religiöse Leidenschaften kamen ins Spiel; denn Samuel Zborowski war ja Calvinist gewesen, sein Tod war „ein Labsal für die heilige Kirche". Die Versammlungen der Provinzen gestalteten sich zu Schlachtfeldern. Als bei Gelegenheit eines Reichstags Christoph Zborowski vor dem Senat auf Hochverrat angeklagt 15. Jan. 1585. ward, erhob sich ein solcher Sturm, daß die ganze Sitzungszeit von sechs Wochen durch den Prozeß in Anspruch genommen ward. Auch die Landboten wohnten den Verhandlungen bei; so heftig tobten die Leidenschaften, daß alle Beteiligten von bewaffneten Anhängern umgeben waren. Christoph wurde des Landes verwiesen und zum Verlust seiner Ehre und Güter verurteilt; aber er war schon vor dem Spruch nach Mähren entflohen. Verletzt über die unerbittliche Strenge des Königs, legten mehrere der angesehensten Edelleute und Senatoren wie Zbigniew, Ossolinski u. a. öffentlich Verwahrung gegen das Urteil ein.

Bathoris Ausgang.

Gern hätte Bathori dem gereizten Nationalgefühl eine Ableitung gegeben durch einen neuen Krieg gegen das Moskowiterreich, das, wie wir später erfahren werden, nach dem Tod Iwans des Schrecklichen bösen Zeiten entgegen ging; aber die feudal-konservative Partei der Zborowski fürchtete, daß der tapfere König und sein kluger Kanzler die zu erwartenden Erfolge im Feld benutzen würden, um, getragen von dem patriotischen Hochgefühl der Nation, der Krone größere Gewalt und einen erblichen Charakter zu verleihen, die Rechte und Freiheiten des Adels aber zu vermindern, und hintertrieb daher die Kriegspläne des thatkräftigen unternehmenden Fürsten. Unter den Vorbereitungen zu einem neuen Landtag, der voraussichtlich auch neue Stürme gebracht haben würde, drang die Kunde durch das Land, daß König Stephan Bathori plötzlich in Grodno gestorben sei in einem Alter von dreiundfünfzig Jahren. Wie ein 12. Dez. 1586. „tragischer Held" wurde er dem Kampf des Lebens durch ein tückisches Geschick oder durch Gift entrissen; mit ihm schloß „die Jahresreihe des Glücks und des Wohlergehens" für das polnische Land.

Die Parteikämpfe der Zborowski u. Zamoiski.

Bathoris Tod regte die Parteileidenschaften mächtig auf und führte zu dem wilden Faktionswesen, durch welches aller Sinn für das Gemeinwohl erstickt und die „Republik" Polen ihrem Untergang entgegengeführt ward. Denn so wie jetzt die Zborowskische Partei unter der Leitung des Kastellan von Gnesen, des reichen, freigebigen

und leutseligen Grafen Gorka und des verbitterten heftigen Stanislaus Czarnkowski, dem Kanzler und Kronfeldherrn Zamoiski und seinen mächtigen Anhängern, dem Reichsmarschall Andreas Opalinski, dem Vizekanzler Albert Baranowski, dem Palatin Zolkiewski u. a. entgegentrat, um bei der neuen Königswahl ihre Prinzipien zur Geltung zu bringen, so entstanden in der Folge bald aus Ehrgeiz, bald aus Familienhaß, bald aus andern persönlichen Motiven und Zufälligkeiten immer neue und neue Faktionen. Während des Interregnums bis zur neuen Königswahl herrschten die Leidenschaften ungezügelt: „Kleine Schlachten wurden geliefert, man lauerte sich gegenseitig auf, man mordete ungestraft, die Rechtlosigkeit hatte die Oberhand."

Parteitendenzen bei der neuen Königswahl. Die Zborowskische Partei hatte in dem Konvokationsreichstag die Oberhand: das Strafurteil gegen Christoph Zborowski wurde aufgehoben und Zamoiski aufgefordert, den Oberbefehl über das Heer niederzulegen und wegen der Hinrichtung Samuel Zborowskis Rechenschaft zu geben. Sie beschuldigten ihn, er wolle einem Piasten, d. h. einem Eingebornen, ja vielleicht sich selbst die Krone verschaffen mit Hilfe der Geistlichkeit, der Beamten, der wissenschaftlich gebildeten Klasse, die alle auf seiner Seite standen, und der Armee, die er früher zu Ruhm und Sieg geführt. Dem entgegen gedachten die Zborowski den Erzherzog Maximilian oder ein andres Glied aus dem Habsburger Hause zum König zu wählen und ihn bei der Krönung die Handfeste samt dem Religionsfrieden beschwören zu lassen, wie einst bei Heinrich von Valois. Dadurch trieben sie aber den Erzbischof-Primas und alle Bischöfe in das Heerlager der Zamoiskischen Partei. Seit der Anwesenheit Possevinos und Bolognettos wollte man von dem Religionsfrieden nichts mehr wissen. Selbst die Habsburger, die damals noch reformatorische Sympathien und kirchliche Duldsamkeit kund gaben, waren den ultramontanen Eiferern nicht nach dem Sinn. Wir wissen, daß auch der Herzog von Ferrara unter den Bewerbern war (S. 318). Aber nur einige habgierige Seelen, denen der eigne Vorteil in erster Linie stand, waren bereit, ihm ihre Stimmen zu verkaufen.

Zwei Gegenkönige. 1587. Wäre Zamoiski bei dem Vorsatz beharrt, die Krone für sich oder für den Neffen des verstorbenen Königs, Andreas Bathori zu erlangen, so würde die Gegenpartei leichtes Spiel gehabt haben; allein der kluge Kanzler gab den Plan eines Piasten-Kandidaten auf und brachte einen Bewerber in Vorschlag, der in Polen allgemeine Zustimmung fand, den schwedischen Königssohn Siegmund, den seine Mutter in der katholischen Religion erzogen hatte, einen Abkömmling des Hauses der Jagellonen, dem jedes patriotische Polenherz in Liebe entgegenschlug. Politische, religiöse und materielle Motive wirkten zusammen, um diese Kandidatur zu empfehlen. Wenn die Kronen von Schweden und Polen auf einem Haupt vereinigt wären, wenn das schwedische Esthland mit dem polnischen Livland unter gleiche Herrschaft käme, wie die Reichsräte Sparre und Brahe im Namen des Königs Johann in Aussicht stellten, wenn die schwedische Marine und die polnische Landmacht zu gleichen Zwecken in Bewegung gesetzt würden, welche Vorteile würden dann der Republik Polen zufließen! Ein nicht geringes Gewicht fiel auch dadurch in die Wagschale, daß die verwitwete Königin Anna, die eigentliche Regentin, für ihren Neffen hohe Geldsummen einsetzte, und daß die Pforte, die sowohl der Habsburger Bewerbung als dem von den Litauern begünstigten Zar von Moskau entgegen war, den schwedischen Prinzen empfahl. So begann denn in Juni 1587. Polen eine Wahlagitation, bei welcher alle Leidenschaften gärten. Als der Reichstag zusammentrat, standen die Parteihäupter in zwei Heerlager geteilt mit Tausenden von Bewaffneten wie zur Schlacht gerüstet auf dem Wahlfeld bei Warschau einander gegenüber. Blutige Gewaltthaten gingen neben den Intrigen, Wühlereien und Verführungskünsten der fremden Gesandten und Agenten einher. Nach

wochenlangen erregten Verhandlungen wurde von der Zamoiskischen Faktion Siegmund von Schweden gewählt und von dem Erzbischof-Primas Karnkowski als König von Polen ausgerufen. In Schweden war der nationale Widerstand auf einem Reichstag zu Wadstena durch den Beschluß gebrochen worden, daß die Verbindung beider Reiche unter einem Oberhaupt die bestehenden Gesetze und Freiheiten und die Verfassung nicht antasten, die Reichsämter nur Eingebornen übertragen werden sollten. Drei Tage nachher wählte die Zborowskische Partei den Erzherzog Maximilian von Österreich. So hatte Polen zwei Könige; ein Bürgerkrieg mußte entscheiden, wem die Krone bleiben solle. Dank der Thätigkeit, Umsicht und Entschlossenheit des Kanzlers Zamoiski blieb der schwedische Jagellone Sieger. Als Maximilian, der seine Wahl mit Gewalt behaupten wollte, sich mit seinen Verbündeten und einigem Kriegsvolk den Mauern Krakaus näherte, wurde er zurückgeschlagen. Bald nachher zog Siegmund, der in Danzig die Pacta conventa unterzeichnet und dann über Rawa und Petrokow sich seinen Weg gesucht hatte, unter großen Feierlichkeiten in die Hauptstadt ein und wurde von dem Erzbischof Karnkowski gekrönt, obwohl er sich weigerte, die von den schwedischen Bevollmächtigten versprochene Abtretung Esthlands zu bestätigen. Damit war die Macht der Gegenpartei gebrochen; die Häupter eilten mit dem neuen König ihren Frieden zu machen; aber die endgültige Entscheidung wurde erst getroffen, als der Kanzler den mit deutschen und ungarischen Truppen an der Grenze von Schlesien weilenden Erzherzog bei Pitschen überwand und als Kriegsgefangenen nach dem festen Schloß Kranystaw bringen ließ. Zwei Jahre später erhielt er seine Freiheit zurück unter der Bedingung, daß er allen Ansprüchen auf den polnischen Thron entsagte.

19. Aug.
23. Nov.
28. Dez. 1587.
24. Jan. 1588.

Zamoiski hatte bald Ursache seinen Eifer für die Wahl des schwedischen Abkömmlings der Jagellonen zu bereuen: er erhielt nicht den Einfluß, den er erwartet hatte, sondern wurde geschmeidigeren Höflingen nachgestellt. Und bald sah man den neuen Herrscher mit denselben Habsburgern, die ihn von dem Thron hatten fern halten wollen, im freundschaftlichsten Verkehr: er führte sogar die Erzherzogin Anna, Schwester des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., als Gemahlin heim. Der polnische Adel fürchtete, daß die österreichischen Intrigen den König zu einer den Interessen und Rechten der polnischen Republik nachteiligen Politik, insbesondere gegenüber der Türkei, verleiten möchten, und überwachte alle Schritte desselben mit argwöhnischem Blick. Es verlautete sogar, Siegmund wolle sich aus dem Königreich entfernen. Und so erlebte man denn eine neue Demütigung des Oberhaupts, die den Beweis lieferte, daß die eigentliche Staatsgewalt bei dem Adel stand, der König nur der Vollstrecker der Gesetze und Beschlüsse des Reichstags war. Infolge einer von Johann Zamoiski eingereichten Beschwerde wurde Siegmund III. von einem Untersuchungsreichstag zur Rede gestellt und mußte die Erklärung abgeben, daß er weder das Königreich verlassen, noch die Privilegien der Nation beeinträchtigen, noch einen Nachfolger ernennen wolle. In dem livländischen Krieg gegen Schweden, von dem wir sogleich hören werden, erneuerte Zamoiski seinen Kriegsruhm und seine strategische Kunst, wenngleich das Gebiet der Republik nicht ausgedehnt ward. Dies erhöhte sein Ansehen und gab ihm den Mut, als Siegmund eine zweite Ehe mit einer Erzherzogin, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, einzugehen im Begriff stand, in einer Rede vor dem Reichstag die bisherige Regierungsweise einer so scharfen Rüge zu unterziehen, die Mißgriffe und Rechtsverletzungen, die schädliche Politik und unpatriotische Gesinnung des Königs in so drastischen Zügen zu schildern, daß der gereizte Fürst im Zorn an sein Schwert griff und unter den Senatoren und Landboten ein stürmischer Tumult sich erhob. Man rief dem König zu, er habe die Pacta conventa verletzt, seinen Eid gebrochen, die Rechte und Ehre der Nation gefährdet, nicht wie ein König, sondern wie ein Despot regiert; man er=

Siegmund III. 1587–1632.
Sept. 1592.

innerte ihn daran, daß er einst geschworen, im Fall er wider die Gesetze handle, sei die Nation aller Treue und alles Gehorsams entbunden.

Adelskonföderation und Rokosz. 1607. 1608. Bald darauf starb Zamoiski (3. Juni 1605), und noch in demselben Jahr zog die Erzherzogin als Königin von Polen in Krakau ein, ohne daß, wie das Gesetz es verlangte, der Senat um seine Zustimmung angegangen worden wäre. In dieser Mißachtung des höchsten Reichskörpers erblickte die unzufriedene Adelspartei eine höhnende Herausforderung von seiten des Königs und benutzte sie als Vorwand zu einer bewaffneten Erhebung. Nikolaus Zebrzidowski, Palatin und Starost von Krakau und Vormund des einzigen Sohnes von Zamoiski, der aus persönlichen Gründen einen Haß auf Siegmund geworfen hatte, bildete eine Konföderation, welcher fast der ganze Adel der Palatinate Krakau und Sandomir beitrat; auch in Großpolen, wo Zebrzidowskis Schwiegersohn Matthias Smogolecki, und in Litauen, wo Johann Radziwill in demselben Sinn wirkten, erhielt der Bund viele Teilnehmer. Auf einer Versammlung bei Sandomir wurde eine Anklageakte, Rokosz, entworfen, auf Grund deren man die Absetzung des Königs mittels einer bewaffneten Insurrektion durchführen wollte. Unter vielem andern beschwerten sie sich, daß der König den Jesuiten zu große Macht in geistlichen und weltlichen Dingen einräume, bei der Regierung und im Heer zu viele Fremde verwende. In kurzem war die Konföderationsurkunde mit 60,000 Namen aus dem Adel und der Ritterschaft bedeckt. Der König suchte durch beruhigende Zusagen die Unzufriedenheit zu beschwichtigen und durch neutrale und gemäßigte Vermittler eine Verständigung und Versöhnung zu bewirken; zugleich mehrte er aber auch seine Militärmacht durch Miettruppen. So dauerte die Bewegung fast zwei Jahre; das ganze Land war im Kriegszustand; täglich konnte man handgemein werden. Fast unter den Mauern der Hauptstadt wurde dem König der Gehorsam gekündigt und der Thron für erledigt erklärt. Aber mit der Zeit minderte sich die Kampflust der Rokosz-Männer; die Führer, an deren Spitze kein Zamoiski mehr stand, verloren mehr und mehr das Vertrauen der Konföderierten, die selbstsüchtigen Motive so vieler Häupter traten allzu deutlich zu Tage. Und so geschah es, daß ein kleines Treffen bei Guzow unweit Radom, wo die Rokosz-Männer von einem panischen Schrecken erfaßt vor den königlichen Truppen die Flucht ergriffen, den drohenden Bürgerkrieg verhinderte und den wankenden Thron des Wasa-Jagellonen aufs neue befestigte. Zebrzidowski und andre Führer gaben den vermittelnden Stimmen der Gemäßigten Gehör und machten ihren Frieden mit dem König; und dieser erleichterte ihnen die Rückkehr, die ja doch ein Triumph für ihn war, durch beruhigende Versprechungen und verbarg oder unterdrückte alle Gedanken von Groll und Rache.

Die Republik Polen unter König Siegmund III. Zu einer Reaktion oder Verfassungsreform fehlte dem König die Energie und die Macht; er war zufrieden, wenn die Magnaten in seinem Namen nach der herkömmlichen Weise die Gesetze ausführten und die Staatsgeschäfte besorgten und der Landadel sich unter seine Fahne stellte, so oft auswärtige Kriege zu führen waren, oder ruhig auf seinen Gütern saß. Für zeitentsprechende Umgestaltung der veralteten und unzweckmäßigen Verfassungsformen, für Hebung des Volks aus geistiger und materieller Versunkenheit, für Belebung des Handels, der Industrie, der Land- und Volkswirtschaft, für Milderung der Ketten der Leibeigenschaft trug niemand Sorge. Die Magnaten prunkten auf ihren großen Schlössern inmitten ihrer ausgedehnten Besitzungen mit verschwenderischem Luxus und roher Pracht; der Ritter und Edelmann tummelte sein schnelles Roß und nahm Kriegs- und Hofdienste bei dem König und den Großen; den Bürgerstand aus dem Todesschlummer zu wecken, dem Bauer zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, wem sollte das einfallen? Die Reformation, die in so manchen Ländern ein neues Staats- und Gesellschaftsleben schuf, konnte unter dem

fanatischen Siegmund, der Ämter und Würden nur katholischen Männern verlieh, die Lehranstalten den Jesuiten zuteilte, die Dissidenten, die durch innere Entzweiung und Trennung den Gegnern in die Hände arbeiteten, ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Ehren beraubte, zu keiner nationalen Wiedergeburt, zu keiner Erfrischung des geistigen Lebens einen kräftigen Impuls geben. So steuerte Polen unrettbar der Anarchie und dem politischen und geistigen Verfall entgegen. Und dazu wurden die Keime gerade in den Tagen eingesenkt, als die Republik nach außen die höchste Macht und die größte Ausdehnung hatte.

f. Der Kampf um die schwedische Krone.

Der Verdacht der polnischen Großen, daß König Siegmund aus dem Reich sich entfernen wolle, war nicht aus der Luft gegriffen. Die beschränkte Gewalt, die man ihm in Krakau zugestand, mußte in ihm die Sehnsucht nach der Heimat erwecken. Auch sein Vater, welcher die Berufung auf den Thron von Polen nie gern gesehen hatte, wünschte seinen Sohn um sich zu haben. Auf einer persönlichen Zusammenkunft in Reval wurde der Plan beraten, ob nicht Johann die Krone zu gunsten des Sohnes niederlegen und dieser behufs der Krönung nach Stockholm reisen und dann dort seinen bleibenden Aufenthalt nehmen sollte. König Johann gewahrte, daß mit den Jahren seine frühere Popularität verschwunden sei. Man klagte viel über seine leichtsinnige Wirtschaft, über seine kostspielige Liebhaberei am Bauen, über seine verschwenderische Hofhaltung, über Münzverfälschung, über seine Hingebung an Günstlinge, Glücksritter und „Schreiber", über die eigensinnige Fortführung des russischen Kriegs in Esthland und Ingermanland. Wie ganz anders benahm sich während der Zeit sein Bruder Karl von Südermanland! Er bevölkerte die Einöden Wermlands mit Ansiedlern: er gründete Karlstadt am Nordrand des Wenernsees, um für die Landeserzeugnisse als Markt und Stapelplatz zu dienen; er lichtete die Waldungen und legte Bergwerke an. Noch lange lebte bei den Hirten und Bauern jener Gegend die Erinnerung an den „großen Karl". Als seine Gemahlin Maria starb mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Katharina, der Stammmutter des pfälzischen Geschlechts auf dem schwedischen Thron, schloß Karl eine zweite Ehe mit Christina von Holstein-Gottorf, einer Großtochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Bald nach der Hochzeit mußte er in das Schloß von Stockholm reisen, wo König Johann im fünfundfünfzigsten Jahr seines Alters aus dem Leben geschieden war, ein Fürst von mancherlei Gaben, von Liebe für Künste und Wissenschaften, von einem beweglichen vorwärts strebenden Geist. Und dennoch hat seine Regierung dem schwedischen Land keinen Segen gebracht. Seine Liturgie, durch die er so großes Ärgernis geschaffen, verschwand spurlos; die königliche Autorität, auf die er so eifersüchtig war, hatte ihr früheres Ansehen verloren; noch kurz vor seinem Tod lag er mit den Häuptern des hohen Adels in Streit, denen er den schweren Vorwurf machte, sie strebten nach einer föderativen Aristokratenherrschaft, wie sie zur Zeit der kalmarischen Union bestanden, ein Vorwurf, der nicht ohne Begründung war. Bei Gelegenheit der polnischen Königswahl hatten sie die „Konstitution von Wadstena" durchgesetzt, kraft deren in Abwesenheit des Königs sieben Reichsräte aus den vornehmen Geschlechtern das Regiment führen sollten. Deshalb suchten sie die Rückkehr Siegmunds zu hintertreiben, auf daß diese Bestimmung ins Leben treten möchte. Damit wäre das von Gustav Wasa gegründete Königtum zu einem Schatten und Namen herabgesunken und in Schweden ein ähnliches Adelsregiment geschaffen worden wie in Polen. Durch diese Übereinkunft von Wadstena gedachten die Geschlechtshäupter, wie sich Gustav Adolf charakteristisch ausdrückt, mit einem Speer den König und den Herzog Karl zu durchbohren und beider ledig zu werden.

Randnotizen: König Johanns letzte Regierungsjahre. — 1589. — Aug. 1592. — 17. Nov. 1592.

Herzog Karl und der Reichsrat. In Rom vernahm man die Kunde, daß der „Jesuitenkönig" Siegmund nun auch in Schweden zur Herrschaft gelangt sei, mit großem Jubel: man hoffte, jetzt würde die Gegenreformation, die unter Johann auf halbem Weg stehen geblieben, zu Ende geführt werden und das Papsttum auf beiden Seiten der Ostsee in alter Herrlichkeit thronen; Siegmund, den die Jagellonische Königstochter ihrem Gemahl am 20. Juni 1566 in dem Turm zu Gripsholm geboren, den die ultramontane Partei auf den Thron in Krakau gehoben, sei von der Vorsehung zu außerordentlichen Dingen berufen. Diese siegesfrohen Erwartungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gleich nach dem Hingang des Königs versammelte Herzog Karl die Adelshäupter, welche kraft der erwähnten Übereinkunft in Abwesenheit des Nachfolgers die Reichsregentschaft übernehmen sollten, und führte ihnen zu Gemüt, daß er durch seine Geburt berechtigt sei, bis zur Ankunft Siegmunds die Staatsgeschäfte zu besorgen; indessen sei er bereit, mit ihnen vereint unter gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit zu handeln, „einer für alle, und alle für einen". Zunächst müßten Schritte gethan werden, daß die hohen Güter der Freiheit und Religion, die Gustav Wasa der Nation verliehen, dem Vaterland erhalten blieben. Denn unter einem König, welcher dem Papst gehorchen müsse, könnten diese Güter leicht gefährdet werden.

Reichsversammlung zu Upsala. 1593. Die Reichsräte wagten nicht zu widerstehen; denn schon war von der Geistlichkeit und vom Volk die dringende Aufforderung an den Herzog ergangen, er möge eine Kirchenversammlung zur Beilegung der religiösen Zerwürfnisse einberufen. Wie schwer es ihnen auch ankam, sie mußten einwilligen, daß die politische und kirchliche Lage vor die Öffentlichkeit gebracht, daß die geistlichen und weltlichen Stände zu einem Febr. 1593. Reichstag samt Reichssynode einberufen wurden. Diese wichtige Versammlung, zu der sich Abgeordnete aus allen Landesteilen einfanden, wurde in Gegenwart des Herzogs und der Räte zu Upsala abgehalten. Eine so zahlreiche Vertretung aller Stände hatte man lange nicht gesehen; vier Bischöfe und über dreihundert Geistliche tagten vereint mit den Abgeordneten des Adels, der Bürger- und Bauernschaft. War schon die Wahl des Versammlungsortes ein Zeichen der Anerkennung für die standhafte Haltung der Universität in dem liturgischen Streit, so trat diese Stimmung noch mehr hervor bei der Wahl des Sprechers. Sie fiel auf einen Professor der Theologie, der seiner Opposition wegen im Gefängnis gesessen. Man kam rasch zu dem Beschluß, daß die Heil. Schrift und die Augsburgische Konfession einzig Grund und Regel der evangelischen Kirche in Schweden sei. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob die Versammlung dieser Ansicht zustimme und entschlossen sei, dabei zu beharren, wenn es auch Gott gefiele, daß sie dafür leiden müßten, da erklärten alle: „Wir wollen für diesen Glauben alles einsetzen, was wir in der Welt haben, sei's Gut oder Leben." Darauf rief der Wortführer aus: „Nun ist Schweden ein Mann geworden und alle haben wir einen Gott!" Das Ergebnis der Reichsversammlung war die feierliche Wiederaufrichtung des kirchlichen Zustandes, wie er unter Gustav Wasa geschaffen worden, die Beseitigung aller katholisierenden liturgischen Neuerungen und papistischen Gebräuche, die Wiedereinführung des lutherischen Katechismus. Angermann, der heftigste Bekämpfer des „Roten Buchs", wurde zum Erzbischof ernannt. Noch lange feierte das schwedische Volk die Reichssynode von Upsala als die Vollendung seiner Reformation.

Siegmund König von Schweden. Aber Siegmund weigerte die Bestätigung der Beschlüsse und gab, als er im September mit Erlaubnis des polnischen Reichstags über Danzig nach Stockholm fuhr, um von dem väterlichen Erbe Besitz zu nehmen, seine katholische Gesinnung so offen zu erkennen, daß das ganze Land in Aufregung geriet. Mit Unwillen sah man in seinem Gefolge den Legaten des Papstes, der wohl bei der Krönung mitwirken sollte, und mehrere Jesuiten: dafür erhielt Angermann den Auftrag, den König beim Landen zu

empfangen. Der Herzog hatte die Reichsstände wieder nach der Universitätsstadt entboten; vor diesen sollte Siegmund die Beschlüsse von Upsala beschwören, ehe die Krönung und die Übernahme der Regierung vor sich ginge. Der König wollte Anfangs nichts von Bedingungen hören, die einer Kapitulation ähnlich sahen; denn seine jesuitischen Ratgeber hatten ihn belehrt, daß zwischen einem Erbreich und Wahlreich ein großer Unterschied sei. Aber die Stände, deren ganzes Vertrauen der Herzog gewonnen hatte, beharrten so fest auf ihrer Forderung, daß Siegmund nachgab und die Urkunde unterzeichnete. Darauf wurde er in der Domkirche zu Upsala von dem Bischof von Westerås gekrönt und empfing die Huldigung Karls. 19. Febr. 1594.

Voll Ärger und Mißtrauen kehrte Siegmund noch in demselben Jahr nach Krakau zurück, nachdem er die Privilegien und Ehrenrechte des Adels mit freigebiger Hand vermehrt und einige Magnaten zu Landvögten in den Provinzen eingesetzt und mit großer Gewalt ausgerüstet hatte. Die Reichsregentschaft. Juli 1594. Auf diese Weise glaubte er die Machtstellung seines Oheims, der mit dem Reichsrat vereinigt die Regierung während seiner Abwesenheit zu führen hatte, zu untergraben und demselben in den trotzigen und herrschsüchtigen Edelleuten, die, wie die Fleming, Brahe, Sparre, Stenbok, zu den ersten Geschlechtern gehörten, eine unbezwingliche Opposition zu schaffen. Denn wenn Schweden in Anarchie wäre, meinten seine polnischen Ratgeber, sei es leichter zu bezwingen. Diese treulose Politik schuf in dem Königreich große Verwirrung. Die Landvögte und die Reichsräte handelten auf eigne Hand; das monarchische Regiment sank zu einem Schatten herab; in den Adelskreisen sprach man offen, man müsse die seit Gustav Wasa bestehende Erbvereinigung wieder auflösen, die alte Reichsfreiheit herstellen, ein Wahlkönigtum errichten. In Finnland schaltete Clas Fleming eigenmächtig als Herr und Gebieter; seine Reiter führten mit den Bauern den „Knüttelkrieg"; die öffentliche Ordnung schwand dahin, die Sitten verwilderten, das Volk wurde an seinem Glauben irre, da die Einheit des Gottesdienstes durch heimliche oder offene Katholiken gestört ward.

Da erkannte der Herzog, daß bei so widerstrebenden Elementen die Schöpfungen seines Vaters zerfallen, das schwedische Reich seiner Auflösung entgegen gehen würde; verlautete doch schon die Rede: „Solange Gustavs Brut regiere, sei für Schweden kein Heil." Herzog Karl u. der Reichstag zu Söderköping. 1595. Er wendete sich daher an den Teil des Volks, der einst seinem Vater zur Herrschaft verholfen, an die Bürger und Bauern, an die starken Thalmänner im Norden. Nachdem er die unfügsamen Magnaten im Reichstag durch scharfe Drohreden von jedem Widerstand gegen sein Vorgehen abgeschreckt, berief er einen allgemeinen Reichstag nach **Söderköping**. Okt. 1595. Hier schilderte er mit eindringlicher Beredsamkeit im Geist seines Vaters, welche Schädigung das Reich erführe durch die unbotmäßigen „Gaukönige", durch die ungetreuen Beamten und Ratgeber des Monarchen, durch die Umtriebe der katholischen Parteigänger, durch die Umgehung der Religionsbeschlüsse von Upsala, und forderte die Versammlung auf, vereint mit ihm für des Vaterlandes Wohlfahrt und Nutzen zu wirken. Da erhoben die Bürger und Bauern die Hände zum Schwur: „Mit Sr. fürstlichen Gnaden zu halten alle für einen und einer für alle." Die vom Adel und der Geistlichkeit wagten gegenüber dieser Kundgebung des Volkswillens keine Einsprache. Es wurde ein Beschluß gefaßt, daß die evangelisch-lutherische Religion die allein herrschende und geduldete Landesreligion sein sollte. Zugleich wurde Herzog Karl als Reichsverweser anerkannt, da der König abwesend, sein Sohn und Bruder unmündig seien. Infolge dieses Beschlusses wurde eine Kirchenvisitation angeordnet und der letzte Rest papistischer Gebräuche samt Messe und Klosterwesen unterdrückt.

König Siegmund stand jedoch von seiner schlauen Politik nicht ab. Er kannte den eigensüchtigen Geist des Herrenstandes, der in Schweden nicht anders war als in Die Beschlüsse von Arboga. 1597.

Polen, und unterließ kein Mittel, Zwietracht zu säen. Den herrschgierigen Seelen der Magnaten wurde das Bild eines polnischen Senats als Lockspeise dargeboten. Siegmund hielt mit seiner Bestätigung der Beschlüsse von Söderköping zurück. Aber auch Karl beharrte auf dem eingeschlagenen Weg; Gustav Wasas Schöpfung sollte nicht zu Grunde gehen. Nachdem er mit der Niederlegung seines Reichsverweseramts gedroht und dadurch unter seinen Anhängern Aufregung und Bestürzung erzeugt, berief er die
Febr. 1597. Stände eigenmächtig zu einer neuen Versammlung nach Arboga. Der Reichsrat hielt sich fern; vom Adel erschienen nur wenige; desto zahlreicher war der Bürger- und Bauernstand vertreten. Die Dalekarlen schrieen: „Wir wollen dich verteidigen, so lange unser Blut noch warm ist", und hoben Axt und Kolben in die Höhe. Die Beschlüsse von Söderköping wurden von neuem angenommen; wer sich widersetze, solle als Reichsfeind gelten; die Geistlichen, die sich bei der Unterdrückung der katholischen Gebräuche und Institutionen säumig gezeigt, verloren ihre Stellen oder wanderten ins Gefängnis. Unzufrieden über die zunehmende Macht der demokratischen Partei, verließen einige Magnaten, wie Erich Sparre, das schwedische Land, um sich zum König zu begeben.

Siegmund des Thrones verlustig erklärt. 1598. Damit hatte der Herzog den Weg der Revolution gegen die gesetzmäßige Thronfolge eingeschlagen, der notwendig zum Bürgerkrieg führen mußte. Nur durch die Waffen konnte entschieden werden, ob die Krone Schwedens in der älteren oder jüngeren
Sept. 1598. Linie der Dynastie forterben sollte. Im Herbst landete Siegmund mit einer bemannten Flotte in der Nähe der Hauptstadt, die sich sofort für ihn erklärte. Bald standen Oheim und Neffe an der Spitze bewaffneter Heerhaufen einander gegenüber.
28. Sept. 1598. Nach einigen vergeblichen Vermittelungsversuchen kam es bei Stångebro (Stångebrücke) unweit Linköping zur Schlacht, aus welcher der Herzog als Sieger hervorging. Siegmund mußte zufrieden sein, durch einen Waffenstillstand vor der Gefangennahme sichergestellt zu werden. Darauf verpflichtete er sich durch den Vertrag von Linköping, die Waffen niederzulegen, die fremde Kriegsmannschaft zu entlassen und die Entscheidung eines neuen Reichstags, der innerhalb vier Monaten einberufen werden sollte, anzunehmen. Würde er diese Bedingungen nicht einhalten, so seien die Stände nicht länger zu Gehorsam und Treue verpflichtet. Und in der That schiffte sich der König sofort ein, um, wie es den Anschein hatte, neue Kriegsrüstungen zu machen, und ließ bei seiner fluchtähnlichen Abfahrt in Kalmar eine polnische Besatzung zurück. Dies wurde als Vertragsbruch erklärt und gab den gewünschten Vorwand zur endgültigen
Febr. u. Juli 1599. Entscheidung. Auf den Reichstagen von Jönköping und Stockholm wurde dem König der Gehorsam aufgesagt mit dem Zusatz: „Wenn Siegmund nicht innerhalb sechs Monaten seinen Sohn Wladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König des Landes erzogen zu werden, so solle sein Stamm auf ewige Zeiten seines Erbrechts auf die schwedische Krone verlustig gehen." Zugleich wurde Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten des Reichs erklärt.

g. Schweden unter den Königen Karl IX. und Gustav Adolf.

Blutgerichte. 1599. 1600. Aber es sollten noch schwere Tage über Schweden hereinbrechen, ehe die gestörte Ordnung wiederkehrte, die Gemüter beruhigt wurden. Karl besaß den strengen Geist seines Vaters; er dürstete nach Rache an den Widersachern und Unruhstiftern. Als Kalmar erobert ward, wobei man ihn selbst zu oberst auf der Sturmleiter sah, ließ er den Befehlshaber Johann Sparre, Bruder des entflohenen Reichskanzlers Erich, nebst mehreren andern Gefangenen als Verräter an Vaterland und Religion enthaupten und ihre Köpfe über dem Stadtthor aufpflanzen. Darauf setzte er nach Finnland
Sommer 1599. über; die Städte Wiborg und Abo wurden erstürmt; achtundzwanzig Edelleute, unter

ihnen der junge ritterliche Sohn des kurz zuvor gestorbenen Reichsmarschalls Clas Fleming, dem Henkerschwert überliefert. Zugleich erneuerten die Thalleute ihren alten Bund mit den Westmanländern und andern nördlichen Nachbarn und fielen raubend und mordend über die Anhänger Siegmunds her. Und bald sollte das Land noch ein weiteres blutiges Schauspiel erleben. In der Schlacht von Stångebro waren die flüchtigen Reichsräte, die sich unter Siegmunds Fahne gestellt hatten, in Gefangenschaft geraten und in dem Vertrag von Linköping von dem König feig im Stich gelassen worden. Diese und eine große Anzahl ihrer Gesinnungsgenossen wurden im März des folgenden Jahres vor einem aus den drei weltlichen Ständen zusammengesetzten Gerichtshof des Verrats gegen Staat und Kirche angeklagt und vier derselben, Gustav und Sten Baner, Erich Sparre und Thure Bjelke, auf dem Marktplatz zu Linköping enthauptet. An der ehernen Brust des strengen Wasa prallten alle Fürbitten und Gnadengesuche ihrer Angehörigen und Freunde ab. In den nächsten Jahren fiel noch manches Haupt und von den alten Geschlechtern mußten viele Glieder das Vaterland meiden und ins Elend ziehen. Die Idee eines Wahlreichs und Adelsregiments sollte mit Blut ausgelöscht werden. 20. März 1600.

Schon jetzt wäre es dem Herzog ein leichtes gewesen, von dem Reichstag als König ausgerufen zu werden; denn Siegmund war ja bereits der Herrschaft entkleidet und sein Sohn Wladislaus nicht nach Schweden zur lutherischen Erziehung gebracht worden. Auch trug die Königin von England so wenig als Heinrich IV. von Frankreich Bedenken, ihn wie ihresgleichen zu behandeln. Dennoch zögerte Karl den entscheidenden Schritt zu thun. Es genügte ihm vorerst, daß die Stände ihm die Krone antrugen und ihn ersuchten, die Regierung weiter zu führen. Auch mochte es ihm nicht ratsam dünken, die Dinge auf die Spitze zu treiben, ehe der Krieg, der bereits in den Ostseeprovinzen zwischen Polen und Schweden ausgebrochen war, zu einer Entscheidung gekommen wäre. Denn Siegmund wollte wenigstens, wie den Polen versprochen worden, das schwedische Esthland mit dem polnischen Livland vereinigen. Der König selbst zog ins Feld; da er aber, wie Zamoiski sarkastisch bemerkte, „kein Kriegsmann war und Mühe und Beschwerde nicht ertragen konnte", übergab er bald den Oberbefehl an den Kronfeldherrn; dagegen war er unedel genug, den natürlichen Sohn des Herzogs, Karl Karlsson Gyllenhjelm, der nach der Einnahme von Wolmar in polnische Gefangenschaft geriet, zwölf Jahre lang in Ketten und Kerker zu halten, jede Auswechselung von der Hand weisend. Während des Kriegs zeigte Karl unermüdliche Thatkraft und Umsicht. In Finnland, wo er den Huldigungseid des Adels empfing, traf er Anordnungen zum Schutz der Bauern gegen die Mißhandlungen der Gutsherren; dabei ging er stets Hand in Hand mit den Reichsständen; Königtum und Nation sollten im innigsten Bund stehen. Bei der Wahl seiner Räte holte er das Gutachten der Landesvertreter ein. Er wollte nicht als absoluter Monarch herrschen, sich aber auch nicht durch eine Kapitulation binden lassen. Nur die Geistlichkeit hegte fortwährend einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte seit seiner Verheiratung mit der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz einige Vorliebe für den Calvinismus gefaßt; das verziehen ihm die lutherischen Prediger, die sich doch nicht so gar arg gegen die papistischen Neuerungen Johanns gesträubt hatten, so wenig als es ihm ihre sächsischen Glaubensbrüder verziehen hätten. Aber auch in diesen Dingen zeigte Karl Verstand, Einsicht und Gerechtigkeitssinn: die Fürsorge, die er der Universität Upsala, der Kirche und den Schulen widmete, hielt die Geistlichkeit in Schranken. Die Reformation bekam durch Karl in Schweden ihren Abschluß.

Karl als Regent. 1600—1604.

Krieg in den Ostseeprovinzen.

1601.

Die Geistlichkeit.

Endlich erfolgte auf dem Reichstag zu Norköping die neue Erbvereinigung. Karl ward als König von Schweden anerkannt und dabei das Gesetz aufgestellt, daß

Karl als König anerkannt.

22. März 1604. die Krone seinen männlichen Nachkommen, und in Ermangelung solcher der ältesten unverheirateten Prinzessin im Erbrecht zustehen sollte. Auch die Rechte des Herzogs Johann von Ostgotland, eines Sohnes von König Johann aus zweiter Ehe, wurden gesetzlich geordnet. Hinsichtlich der Belehnungen mit liegenden Gründen wurde festgesetzt, daß jede Vergebung nur für die Regierungszeit des Königs, von dem sie gemacht wird, gültig sein und daß, im Fall der Belehnte ohne männliche Erben sterbe, das verliehene Gut an die Krone zurückfallen solle.

Karls IX. Regierung. 1604—1611. Sieben Jahre regierte noch Karl IX. über Schweden, eifrig bemüht, das erschütterte und verwirrte Reich wieder in gesetzliche und geordnete Zustände zurückzuführen. Er verbesserte die Rechtspflege und Verwaltung, er erließ Verordnungen über Kriegsdienst und Heerwesen, er siedelte ausgewanderte Niederländer in Gotenburg an und traf zweckmäßige Einrichtungen für Handel, Marktverkehr und Münzwesen; er widmete dem Bergbau und den Kupfer- und Eisenwerken große Sorgfalt, und ließ Landvermessungen anstellen. Dabei nahm der Krieg ihn fortdauernd in Anspruch. Die Polen wollten ihre livländischen Besitzungen nordwärts ausdehnen und Esthland gewinnen. Treffen wurden geliefert und Städte belagert, bald unter des Königs eigner Führung, bald unter seinen Feldherren, ohne daß auf einer oder der andern Seite ein entscheidender Ausschlag erfolgt wäre. Als in Rußland die Zerrüttungen eintraten, von denen bald die Rede sein wird, nahm der Krieg eine andre Wendung. Schweden schloß mit Rußland ein Bündnis gegen die Polen und erhielt dafür Kexholm mit seinen Lehen zurück. Ja wir werden sehen, daß in dem von Schweden besetzten Nowgorod der Plan auftauchte, einen schwedischen Prinzen auf den Zarenthron zu erheben.

Dänenkrieg. 1610. 1611. Noch war der Krieg in den östlichen Landschaften im vollen Gange, als neue Streitigkeiten mit Dänemark ausbrachen. Wir werden an einem andern Ort den jungen thatkräftigen König Christian IV. kennen lernen, welcher nach dem Tod seines Vaters Friedrich II. zuerst unter vormundschaftlicher Leitung, dann im eignen Namen die Regierung in Dänemark führte. Beweglich und unternehmend fühlte er sich im eignen Land gehemmt durch die Übermacht des dänischen Adels, der die monarchische Gewalt durch eingreifende Kapitulationen auf enge Grenzen beschränkt hatte, und suchte auswärts einen Schauplatz für seinen Thatendrang. Noch war der Streit über die drei Kronen nicht ausgeglichen, ein allzeit bereiter Vorwand zu neuer Schilderhebung: dazu kamen noch allerlei Klagen über unberechtigte Eingriffe des Schwedenkönigs in dänische Gerechtsame, Erschwerung des Handels nach Riga, Besteuerung der Lappen, die nach dänischer Auffassung noch zu Norwegen gehörten, Aufreizungen malkontenter schwedischer Edelleute, welche die Abneigung und den Widerstand gegen die durchgreifende Königsmacht des Wasa nicht aufgegeben hatten. Der Zeitpunkt schien günstig, das aufstrebende Nachbarreich zu schwächen und seinen Flug zu lähmen: Karl IX. ein durch das Feuer der eignen Seele vor der Zeit aufgezehrter und durch einen Schlaganfall gebrochener Mann, die Söhne jung und unmündig, der Herrenstand unzufrieden und nur durch Furcht in Gehorsam gehalten: mußten nicht solche Verhältnisse einen kriegslustigen Fürsten reizen, der alten nationalen Eifersucht die Zügel schießen zu lassen? Dänische Manifeste und Aufforderungen zu Aufruhr, die das Land durchliefen, waren die Vorboten des Kriegssturmes. Vergebens mahnten niederländische und englische Gesandte die beiden protestantischen Fürsten von feindseligen Schritten ab, in einem Augenblick, wo die Welt in Gärung, wo Heinrich IV. von Frankreich das Opfer des neuentflammten Fanatismus geworden sei. Der brennende
Nov. 1610. Ehrgeiz trieb den Dänenkönig vorwärts. Noch einmal versammelte Karl die Stände in Örebro und ließ ihnen, da er selbst nicht mehr sprechen konnte, seine Forderungen

durch den Thronerben Gustav Adolf vortragen; er hatte die Genugthuung, daß der Reichstag alles bewilligte. Einige Monate nachher erklärte König Christian IV. an Schweden den Krieg und rückte sofort mit Heeresmacht aus Schonen auf Kalmar los. Im August übergab der Befehlshaber Christer Some die Stadt und trat in dänische Dienste. 16. Aug. 1611. Unter dem erschütternden Eindruck dieses Ereignisses starb Karl IX., Gustav Wasas größter Sohn, zu Nyköping, sechzig Jahre alt, seinem siebzehnjährigen Sohn Gustav Adolf ein Reich hinterlassend, das nach außen von einem dreifachen Krieg bedrängt, im Innern von mächtigen Feinden beunruhigt war, in welchem das Thronrecht bestritten, die einheitliche Königsgewalt angefeindet ward. Karls IX. Tod. 30. Okt. 1611.

Wir werden diesen jungen Heldenkönig in der deutschen Geschichte näher kennen lernen. Gustav Adolf, geb. 19. Dez. 1594. 1611—1632. In einer eisernen kampferfüllten Zeit zum Jüngling gereift, von dem verständigen kraftvollen Vater frühe zu allen Geschäften des Kriegs und der Staatsregierung angehalten und unterwiesen, zeigte er sich trotz seiner Jugend als geschickter Steuermann in sturmbewegten Zeiten, als würdiger Nachfolger seines Vaters und Großvaters, als Erben und Vollender ihrer Schöpfungen und Pläne. Kaum hat je ein Fürst unter ungünstigeren Verhältnissen die Regierung angetreten, er mußte jeden Fußbreit von Macht und Herrschaft mühsam erkämpfen. Selbst seine Thronbesteigung wurde ihm streitig gemacht von seiner stolzen herrschsüchtigen Mutter, welche auf Grund einer Bestimmung des verstorbenen Königs die vormundschaftliche Regierung ansprach, und von seinem Vetter, Herzog Johann von Ostgotland, der nähere Rechte an die Krone geltend machen konnte. Nur der Umsicht und dem Edelmut des jungen Fürsten war es zu danken, daß beide ihre Ansprüche aufgaben. Auf dem Reichstag zu Nyköping übernahm Gustav Adolf als „Auserwählter König und Erbfürst der Schweden, Goten und Wenden" die selbständige Regierung. Dez. 1611. Und bald konnte man gewahren, daß eine starke Hand die Zügel lenkte und ein klarer Blick und fester Wille die innere und äußere Politik bestimmte, die Ziele und Aufgaben der Nation nach höheren Gesichtspunkten auffaßte. In einer Zeit, da sich der selbstsüchtige Adel allen Staatspflichten entzog, viele Magnaten die oberherrliche Gewalt des einheimischen Königshauses abzuwerfen trachteten, und ein neidischer feindlicher Nachbar, der die ganze Südküste der Halbinsel im Besitz hatte, das alte Unionsreich unter dänischer Obmacht wieder aufzurichten strebte, faßte Gustav Adolf den hohen Gedanken, seinem Volk die Herrschaft über die Ostsee zu erwerben und im Innern eine Staatsordnung zu schaffen, in welcher die Rechte des Thrones mit der Freiheit des Landes harmonisch verbunden wären. „Er übernahm das Reich mit zwei leeren Händen," rühmte in der Folge die an seinem Grab gehaltene Leichenrede, „nahm aber keinem das Seine mit Gewalt, sondern was die Notdurft des Reichs heischte, das ließ er sein Volk auf seinen freien Versammlungen wissen, auf daß es die Sache bedenken möchte und nach dem Bedarf der Krone steuere."

Der junge König sollte drei Kriege führen und hatte weder Geld noch zuverlässige Heeresmacht. Schlimme Lage. Denn der Adel mit seinem reichen Besitz an Land und Leuten, seinen fürstlichen Privilegien in Rechtspflege und Verwaltung, seinen Ämtern und Ehrenstellen war thatsächlich so gut wie steuerfrei und wenn auch in Waffen geübt und zum Kriegsdienst verpflichtet, doch der Heeresfolge unter königlichem Banner fast vollkommen entwöhnt und säumig beim Aufgebot. Statt daß der Edelmann nach altem Brauch in voller Rüstung „so an Leib als Bein" auf seinem Streitroß dem Ruf des Königs zum Heerbann folgte, kam er seiner Verpflichtung „nach Willen und Bequemen" nach. Die ganze Last des Staates lag auf dem Bürger- und Bauernstand. Während die reichen Adelshäupter übermäßigen Aufwand machten und gleich „Gaukönigen" mit einem Dienstgefolge von mehreren Hundert Berittenen auf den Herren-

tagen erschienen, mußten Städte und Landvolk sich den schwersten Anstrengungen unterziehen. Der dänische Krieg stellte diesen Übelstand in ein grelles Licht; aus Mangel an Geld und Mannschaft konnte derselbe nicht mit dem nötigen Nachdruck geführt
Jan. 1613. werden; man mußte froh sein, im Frieden von Knäröd um den Preis von einer Million Reichsthaler die verlornen Punkte Kalmar, Öland, Elfsborg zurückzuerhalten.

Krone und Adel versöhnt. Das mußte anders werden, sollte Schweden eine würdige Stellung unter den Staaten einnehmen. Und da kam es dem jungen Fürsten zu statten, daß er durch seine königlichen Eigenschaften, durch seine Großmut, Gerechtigkeit, ritterliche Manieren sich die Gunst und das Wohlwollen der Magnaten und Edlen zu erwerben wußte, daß, während sie durch die herbe Natur und das rauhe, scharfe Wesen des Vaters oft verletzt und gekränkt wurden, das freundliche, entgegenkommende Benehmen des Sohnes manche Wunde heilte, manches bittere Gefühl versöhnte. Er vermied den Weg der Gewalt und betrat den der Übereinkunft und des Vertrags. Seine Thronbesteigung, sagt Geijer, war eine Sühne langer bürgerlicher Zwietracht in Schweden. Dafür, daß er den Großen manches gewährte, verlangte er auch ihrerseits Dienste und Opfer. Da der dänische Krieg durch die Pflichtversäumnis der Edlen einen ungünstigen Verlauf genommen, ließ er durch seinen Lehrer Johann Skytte eine Erklärung über das rechte Verständnis der Adelsprivilegien anfertigen und verbreiten. Darin wurde der Adel erinnert, daß ihm seine Privilegien, insonderheit Steuerfreiheit der Güter nur erteilt worden seien gegen die Leistung des „Roßdienstes"; wer nun, statt seiner Pflicht im Feld nachzukommen, es vorziehe, zu Hause „das Kehricht zu hüten", der gehe dadurch nach schwedischem Recht seiner Privilegien und Lehen verlustig. Es dauerte lange, bis der Herrenstand von der alten Unsitte der Unbotmäßigkeit abstand und seine Ehre nicht in trotziger Eigenmächtigkeit und Selbstgenügsamkeit suchte, sondern in patriotischer Hingebung an König und Vaterland; bis er als echter Waffenadel seine Kriegsknechte unter des Königs Banner führte, statt mit Hunderten von Bewaffneten auf den Reichstagen zu prunken; bis er seine Einwilligung gab, daß für die Bedürfnisse des Staats und des Heeres eine „Kriegssteuer" nach dem Vermögensstand auch von den Adelshöfen erhoben werden sollte; aber es gelang endlich doch dem König, ein rechtlich geordnetes Verhältnis herzustellen, den Herrenstand dahin zu bringen, daß er nicht nur die Heeresfolge regelmäßig leistete, sondern auch in seinen Geldbewilligungen hinter den andern Ständen nicht zurückblieb. Dadurch konnte der Krieg gegen Rußland unter des Königs eignem Oberbefehl durch de la Gardie und Horn zu einem erfolgreichen Ende geführt werden.

Die Reichsstände und die Ritterhausordnung. Freilich mußte der König dafür auch manche Zugeständnisse machen. Wenn er in demselben Jahr, da er Kexholm und Ingermanland für Schweden gewann und die
1617. Russen von der Ostsee abschnitt, durch eine neue Reichsordnung dem schwedischen Staat eine schärfere konstitutionell-monarchische Prägung gab, indem er die Mitwirkung der Stände bei dem gesamten öffentlichen Leben ausdehnte und genau bestimmte, zugleich aber der Krone die Initiative bei allen Beratungen mittels eines „Landmarschall" sicherte, so verlieh er durch die „Ritterhausordnung" vom Jahr 1626 den hohen Reichsrats- und Adelsgeschlechtern mehr Macht und Ansehen, indem er die gesamte „Ritterschaft", nach drei Ordnungen geteilt, als ersten Stand dem kleineren Adel sowie der bürgerlichen und bäuerlichen Standschaft überordnete, gleichsam ein Ober- und Unterhaus bildete. Auch das Heer sollte bei dem „Ritterhaus" durch Bevollmächtigte vertreten sein. „Ein König seines großen Geistes konnte den Großen und Ständen seines Reichs sehr leicht in manchem nachgeben," bemerkt Spittler, „weil er — König blieb, wenn er noch so viel nachgab; denn er verstand die Kunst trefflich, unter dem

Schein von Ordnung neue Gewalt zu erhalten.“ Darin liegt in der That das Geheimnis der merkwürdigen Erscheinung, daß der hohe Reichsadel, der bisher im trotzigen Widerspruch mit der Krone seinen Ehrgeiz gesucht hatte, jetzt, obwohl in seiner Machtstellung gehoben und durch neue Privilegien ausgezeichnet, stolz und freudig sich an den ritterlichen König anschließt, als Führer des nationalen Aufgebots zur Landesverteidigung wie zu auswärtigen Kriegen willig auszieht und mit dem Monarchen um die Wette für die Größe und Macht des Vaterlandes seine Kräfte einsetzt.

Auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens gab sich die organisatorische Thätigkeit eines fruchtbaren Geistes kund. In der königlichen Kanzlei liefen alle Fäden der Verwaltung zusammen, von den Vögten, welche kleinen Landbezirken vorstanden, durch den Landeshauptmann oder Kreisstatthalter, der ein größeres Verwaltungsgebiet unter sich hatte. Die Rechtspflege, deren Mängel schon Erich und Karl zu heben gesucht, wurde jetzt erst durch eine neue Gerichtsorganisation und Prozeßordnung von den früheren Übelständen befreit. Ein neues Stadtrecht trat als Ergänzung zu dem Landrecht Karls IX. hinzu; die beiden Hofgerichte zu Stockholm für das eigentliche Schweden, zu Abo für Finnland, wozu noch in der Folge ein drittes für den Süden oder das sogenannte Gotenreich kam, dienten als Berufungsinstanzen gegen die Aussprüche der Bezirksgerichte und Patrimonialrichter. Und nichts lag dem König mehr am Herzen, als daß Gerechtigkeit gegen jedermann geübt werde, ohne Ansehen der Person; er schärfte bei jeder Gelegenheit den Richtern ein, nur dem Gesetz und ihrem Gewissen zu folgen. Verwaltung und Rechtspflege.

Keine Seite des Staats- und Volkslebens blieb unbeachtet. Wie sehr auch die auswärtigen Kriege und die militärischen Angelegenheiten die ganze Fürsorge des Königs in Anspruch nahmen, dennoch fand er noch die Zeit, um für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, für Hebung der wirtschaftlichen und kommerziellen Interessen, für Ausbildung und Erweiterung des Städtewesens zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Für die Landesgeistlichkeit wurden Bestimmungen erlassen, welche die Hoheitsrechte der Staatsregierung und der Bischöfe mit der Bethätigung und Mitwirkung der Gemeinden am kirchlichen Leben in ein billiges Verhältnis setzten; die Universität Upsala kam in Blüte; zertrümmerte Städte, wie das wichtige Gotenburg, wurden hergestellt, andre neu gegründet und mit einer zweckmäßigen Städteordnung versehen; Handel und Schiffahrt wurden in Aufschwung gebracht, die Ausfuhr der wichtigsten Landeserzeugnisse, wie Bauholz, Kupfer, Eisen, Pech, Theer befördert und durch Handelsverträge mit Holland und andern Staaten der kommerzielle Verkehr geregelt und belebt. Geschickte Ausländer, besonders Bergleute und Waffenschmiede, fanden Aufnahme und Unterstützung, und bald war der Bergbau und die Verarbeitung der Erze eine ergiebige Quelle des nationalen Wohlstandes. Ein französischer Reisender, der während des Dreißigjährigen Kriegs Schweden besuchte, drückte seine Verwunderung aus über das gute Aussehen und die Lebensfreudigkeit der Einwohner; und doch waren es Leute, die nicht selten ihr Brot mit Baumrinde mischten. „Sie fühlten sich nicht unglücklich; eine große Gegenwart, eine große Zukunft belebte aller Mut.“ Schwedens Aufschwung.

h. Rußland unter Iwan Wasiljewitsch II. genannt der Schreckliche.

Fünfzig Jahre lang hat Iwan II. Wasiljewitsch das Moskowiterreich beherrscht, mit ehernem Fuß die fremden Nationen wie das eigne Volk und die gewaltthätigen Bojaren niedertretend. Herangewachsen unter den verderblichen Einflüssen einer verbrecherischen Regentschaft voll wilder Frevelthaten und leidenschaftlicher Faktionswut, voll Verwandtenmord und blutiger Kabalen zwischen den Schuiskis und Glinskis und andern Magnatenhäuptern, hat er an roher, grausamer Gemütsart wie an kriege- Iwan der Schreckliche. 1534–1584.

rischem Ungestüm alle Tyrannen überboten, deren Namen in den Annalen der Weltgeschichte mit blutigen Zügen verzeichnet sind. Als Eroberer schritt er über Leichenfelder und Brandstätten dahin. Wie oft waren die Landschaften im östlichen Litauen der Schauplatz verheerender Kriege zwischen Polen und Russen! Die Städte, meistens nur mit hölzernen Umzäunungen und aufgeworfenen Erdwällen geschützt, fielen bald dem einen, bald dem andern Kriegsheer in die Hände, von dem Feind jedesmal mit Brand und Zerstörung heimgesucht. Von den kriegerischen Vorgängen in Livland, wo auf die anfänglichen Siege empfindliche Niederlagen durch die Polen folgten, ist früher die Rede gewesen. Größere Erfolge erlangte Zar Iwan im Osten, an der Wolga und an den Grenzländern Asiens.

Eroberung von Kasan. 1549—1552. An der Wolga bestanden seit der Zertrümmerung des Mongolenreichs der goldenen Horde die Tatarenreiche von Kasan und Astrachan mit eignen Fürsten, aber in Abhängigkeit von Moskau (VIII, 607), bald im Bund, bald in Feindschaft mit dem stammverwandten Chanat der Krim und fortwährend bedroht von den räuberischen Nomadenhorden der Nogaier im Stromgebiet des Ural. Während der vormundschaftlichen Regierung hatte der „Zar von Kasan" sich der Hoheit des Moskowiters zu entziehen gesucht, dadurch aber Parteiung, Thronwechsel und Umwälzungen über das Reich gebracht. Kaum hatte nun der junge Großfürst Iwan II. nach seiner feier-
Jan. 1547. lichen Krönung in Moskau die Zügel der Herrschaft in die eigne Hand genommen, so zog er mit Heeresmacht über Nishnij Nowgorod vor die Mauern der Wolgastadt.
März 1549. Gerade um diese Zeit starb Sapha-Girai, der Fürst von Kasan, im Säuferwahnsinn. Seine Lieblingsfrau Sumbeka und ihr zweijähriger Knabe hatten wenig Autorität in der von Parteien zerrissenen Stadt. Dennoch widerstanden die Kasaner mit Hilfe des Chans von der Krim mehrere Jahre den Russen. Als aber die innere Parteiung sich zur Anarchie steigerte und die zinspflichtigen Völkerschaften auf der Bergseite, die Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren, Moshanen u. a. sich dem Zar von Moskau unterwarfen, vermochten die Tataren die Wolgastadt nicht länger zu halten. Die von Iwan einige Meilen nordwestlich auf einem „runden Berg" angelegte neue Stadt Swiäschsk diente allen Feinden der Kasaner zum Zufluchtsort. Als die altberühmte Tatarenstadt den Russen übergeben ward, brach die schöne Fürstin Sumbeka, Tochter des Nogaierfürsten Jussuf, welche mit ihrem kleinen Sohn in moskowitische Gefangenschaft geführt ward, in die Klageworte aus: „Trauer über dich, bluttriefende und verzagte Stadt. Dein Haupt ist der Krone beraubt und verwaist bist du, Herrscherin, zur Sklavin gemacht, dein Ruhm ist gesunken und entkräftet fällst du wie ein enthauptetes Tier." Mit dem Jahr 1552 ging das Reich Kasan, nachdem noch siebzig Edle teils durch innere Faktionswut, teils durch feindliche Mörderhände ums Leben gekommen, seinem Ende entgegen. Nach einer Reihe von Stürmen unter
1. Okt. 1552. Iwans Augen wurde die Tatarenstadt unter entsetzlichem Morden erobert. Über Leichenhaufen bis zur Höhe der Stadtmauer bahnten sich die Russen den Weg in die Straßen. Die Bevölkerung wurde in Gefangenschaft weggeführt und über das ganze Reich als Sklaven verteilt. Die unermeßliche Beute überließ Iwan den Woiwoden und Kriegern. Nachdem der Zar die Stätte zu einer christlichen Kirche bestimmt hatte, kehrte er nach Moskau zurück, wo er als Sieger mit Triumphgepränge empfangen ward. Während seiner Abwesenheit hatte ihm seine Gemahlin Anastasia Romanowna einen Sohn geboren, der den Namen Demetrius (Dimitri) erhielt. Kasan, mit Festungswerken und Kriegsbesatzung versehen, diente fortan als Stützpunkt für weitere Eroberungen im Osten. Denn die wilden heidnischen Nomadenstämme, die den Russen im Kampf wider die Tataren Hilfe geleistet, warfen rasch wieder die neue Herrschaft ab und suchten ihre Unabhängigkeit zu wahren bald mit eigner Kraft, geschützt

durch die Natur ihrer Heimat, bald mit Hilfe der Krimtataren oder der Türken. Erst nach vielen Jahrzehnten vermochten die Moskowiter die Nomadenstämme zu unterwerfen, die in der unendlichen Ebene jenseit des Ural und im Norden des Kaspischen Meeres ihr einförmiges Leben mit Jagd, Fischfang und der Wartung ärmlicher Herden verbrachten ohne alle politische, gesellschaftliche und sittliche Ausbildung, gegen das rauhe Klima in Hütten von Baumzweigen oder in Erdhöhlen notdürftig Schutz suchend.

Die Eroberung von Kasan zog mit Notwendigkeit den Fall des astrachanischen Zartums nach sich. Zuerst legte Iwan dem Fürsten Zins und Schoß auf. Als dieser sich mit Hilfe des Nogaierfürsten Jussuf der Verpflichtung entziehen wollte, rückte ein moskowitisches Heer abermals an die südliche Wolga, nötigte den schwachen Beherrscher zur Flucht und fügte die letzten Reste des einst so großen und mächtigen Mongolenreichs der russischen Ländermasse bei. Die tscherkessischen, shashenischen und kabardinischen Bergvölker stellten sich nunmehr freiwillig unter die Oberherrlichkeit Iwans; einige ihrer Fürsten ließen sich in Moskau taufen und traten in seine Dienste. Auch der an den Ufern des Tobel herrschende Häuptling Ediger unterwarf sich einem Tribut von Zobel- und andern Tierfellen. „So wurde der russische Name weit und breit gefürchtet. Die neuen Grenzen reichten bis an den Don und den Kaukasus; die ganze Bergseite des Wolgastroms, das ganze rechte Ufer gehörte dem Zar; ein Binnenmeer verband Rußland mit Persien und dem fernen Orient. Der Völkermarkt zu Astrachan war russisch." Selbst gegen die gefährlichen Eroberungsversuche, welche die Türken an der Nordküste des Kaspischen Meeres machten, behauptete sich Iwan siegreich. Schon wurden Handelsverträge mit England abgeschlossen. Und bald traten auch die Holländer vom Norden her mit den Russen in Verkehr (S. 659).

Astrachan und das Wolgagebiet unterworfen. — *1557.* — *1567. 1569.*

Die Unterwerfung des Fürsten Ediger, der in der Stadt Sibir oder Isker am Irtisch seine Residenz hatte, bahnte den Weg zu weiteren Entdeckungen und Eroberungen in der unbekannten Ostwelt, die einst von den Mongolen beherrscht worden und jetzt von der erwähnten Hauptstadt Edigers den Namen **Sibirien** erhielt. Iwan schickte zwei Kosakenhetmane aus, welche, alle Mühseligkeiten und Gefahren durch Steppen, Gebirge und nomadische Barbaren überwindend, das Land bis nach China erforschten und dem Moskowitenherrscher eine große Zukunft eröffneten. Bald siedelten sich, angelockt durch das kostbare Pelzwerk, da und dort russische Kaufleute an, denen der Zar große Vorrechte erteilte. Zwei Brüder, **Jakob** und **Gregor Stroganow**, stiegen zu fürstlicher Macht empor. Von ihren Söhnen wurden einige Hetmane Donscher Kosaken, an ihrer Spitze der verwegene **Jermak**, bewogen, ihr bisheriges Räuberleben aufzugeben, mit ihren Horden in die Dienste des „weißen Zar" zu treten und zur Unterwerfung der heidnischen Nomadenstämme, die ihre Zinspflicht bald wieder abgeschüttelt hatten, und zur Eroberung Sibiriens Hilfe zu leisten. Sie hatten durch räuberische Überfälle oft den Zorn des Großfürsten gereizt, jetzt bot sich ihnen Gelegenheit, durch tapfere Thaten die Ungnade von sich abzuwälzen. Verstärkt mit Landesflüchtigen und Räubern verschiedener Nation, auch Litauern und Deutschen, zog Jermak Timophejew, den eine Chronik einen Mann „von unbekanntem Geschlecht, aber vornehmem Gemüt" nennt, mit seinen Gefährten durch die Schluchten des Uralschen Gürtelgebirgs, wie einst die Cortez und Pizarro in die Länder der neuen Welt. Noch jetzt tragen Felsen, Höhlen, Reste von Befestigungen den Namen des kühnen Führers. Nach mehreren blutigen Treffen mit den Eingebornen am Tobel und Irtisch, zog Jermak in Sibir ein. Die reiche Beute an Gold, Edelgestein und Pelzwerk teilte er mit seinen Kriegsgefährten. Erschrocken boten die Ostjäken ihre Unterwerfung an und entrichteten Tribut in Zobelfellen. In den nächsten Jahren dehnten die Kosaken die Er-

Entdeckungen und Eroberungen in Sibirien. — *1568–1570.* — *1579.* — *Okt. 1581.*

oberungen aus bis zu den kalten Wüsteneien des Obi, „wo auch im Sommer die Moosrinde der Sümpfe von den glühenden Strahlen der Sonne kaum erwärmt wird und wo sich inmitten eisiger mit Mammutsknochen übersäeter Moräste das Bild eines furchtbaren Totenhofes der Natur den Augen darstellt". Die Nachrichten von diesen Erfolgen wurden in Moskau mit Glockengeläute und Freudenfesten begrüßt, und Jermak und seine Genossen hoch gefeiert. Allein der unternehmende Führer sollte sich seiner Triumphe nicht lange erfreuen. Als er einst mit fünfzig seiner Kosaken ermüdet vom Kampf am Ufer des Irtisch eingeschlafen war, wurden sie in einer stürmischen Nacht von dem Tatarenhäuptling verräterisch überfallen. Jermak wollte sich über den
Aug. 1584. Strom retten, ertrank aber in den Fluten, seine Gefährten wurden erschlagen. Noch bis zur Stunde lebt der Name des kühnen Kosakenhetmans im Munde der sibirischen Völker und sein Bildnis prangt in Tempeln und Hütten. Die Stadt Sibir blieb jedoch in den Händen der Russen und diente als Stützpunkt für neue Unternehmungen. Zwei Jahrhunderte lang wurden die Entdeckungen und Eroberungen fortgesetzt, bis endlich alles Land von den Steppen, wo die räuberischen Kirgisenhorden mit ihren Herden und Zelten umherziehen, bis zum nördlichen Eismeer, an dessen Küsten die Samojeden ihr ärmliches Dasein fristen, dem russischen Zepter unterworfen war.

Zwei Perioden in Iwans Regentenleben. Man unterscheidet in Iwan zwei Lebensperioden seines menschlichen Verhaltens und sucht die Quelle in zwei äußeren Veranlassungen. Bald nach seinem Regierungsantritt richtete eine Feuersbrunst in Moskau furchtbare Verheerungen an; dies Ereignis soll so erschütternd auf das Gemüt des Zaren gewirkt haben, daß er jahrelang die argen Triebe seiner Seele beherrschte. Bald nach seiner Rückkehr von Kasan fiel er in eine schwere Krankheit, so daß man an seiner Wiedergenesung zweifelte. Da wollte er die Knäsen, die Nachkommen der alten ehemals unabhängigen Fürstengeschlechter, die Woiwoden und hohen Staatsbeamten eidlich verpflichten, seinen unmündigen Sohn Dimitri als Herrscher anzuerkennen und ihm in Treue zu dienen. Bei dieser Gelegenheit erneuerte sich vor seinen Augen das alte Schauspiel des trotzigen, unbändigen Bojarentums aus den Jahren seiner Kindheit; viele mächtige Magnaten, darunter selbst Angehörige des kaiserlichen Hauses, verweigerten den Eid; sie gedachten den Vetter des Zaren, Wladimir Andrejewitsch, auf den Thron zu heben. Iwan aber gedachte nach seiner Genesung durch blutige Strenge künftigen Empörungen und Gewaltthaten zuvorzukommen. Wie es sich damit immer verhalten mag, jedenfalls waren die späteren Jahre seiner Regierung die Ursache und Veranlassung, daß er in den Annalen der Geschichte als der „Schreckliche" bezeichnet wird.

Gesetzgeberische Arbeiten. In die Jahre der östlichen Eroberungen fielen auch die gesetzgeberischen Arbeiten Iwans, welche das Werk seines Großvaters, den Ssudebnik, ergänzten und vermehrten. In dem neuen Rechtsbuch, das von seinen hundert Kapiteln den Namen „Stoglaw" erhalten hat, wurden über Recht und Gericht neue Bestimmungen getroffen, welche die Privilegien und Pflichten des Adels und der Geistlichkeit feststellten, die Verleihungen von Gütern für die im Krieg, am Hofe und in der Verwaltung geleisteten Dienste regelten, die Bestechlichkeit der Richter und Amtleute abzustellen oder zu mindern suchten, der Rechtspflege durch Beiziehung von Geschwornen, wie in Nowgorod und Pskow, mehr Gleichmäßigkeit und Sicherheit gaben, die Leitung und Beaufsichtigung der kirchlichen Angelegenheiten und der Geistlichkeit ordneten. Auch in der Begünstigung fremder Einwanderungen, insbesondere deutscher Handwerker, Lehrer, Ärzte, Bauverständiger, geübter und erfahrner Gewerbleute aller Art, folgte der Zar dem Beispiel seines Großvaters.

Iwan der Wüterich. Dagegen weisen die letzten zwölf bis fünfzehn Jahre von Iwans Regierung ein Gemälde von Schandthaten, Grausamkeiten und leidenschaftlichen Willkürhandlungen

auf, wie sie von keinem andern Despoten je rücksichtsloser geübt worden. Selbst die abergläubische Religiosität, die in Gebeten, Stiftungen, frommen Gelübden und werkheiligem Kirchendienst für die Ausgeburten eines argen Herzens ein Gegengewicht, eine trügerische Genugthuung suchte, war nur eine häßliche Sumpfpflanze. Doch darf man die Quelle dieser Laster- und Frevelthaten nicht bloß im Gefallen am Bösen suchen, es lag zugleich ein despotischer Staatszweck, ein tyrannisches System zu Grunde. Iwan hatte dabei den deutlichen Willen, jede durch selbständiges Vermögen und eignen Grundbesitz im Staate vom Zar unabhängige Macht völlig zu brechen, vornehmlich die der großen Geschlechter und der Geistlichkeit, um die ganze Existenz dieser vornehmsten Stände des Reichs einzig auf die Gnadenverleihung des Herrschers zu begründen. Indem er seinen eignen Willen mit dem höchsten Staatszweck als Eins betrachtete, galt ihm jeder Widerstand, jede Abweichung von seiner persönlichen Meinung als ein todeswürdiges Verbrechen. Die geistlichen Chronisten sahen in ihm eine Zuchtrute des Herrn für die sündhafte Welt: „Für die Last der Sünden der ganzen rechtgläubigen Christenheit erfüllte sich der Herrscher, Zar und Großfürst Iwan Wasilji, mit Zorn und Wut. Er fing an seine ihm unterworfenen Sklaven (Unterthanen) boshaft und unerbittlich zu verfolgen und ihr Blut zu vergießen, und die ihm von Gott gegebenen Woiwoden ohne Schuld zu erschlagen, die Häuser zu plündern, die schönsten Städte zu zerstören und die rechtgläubigen Christen darin boshaft und unbarmherzig umzubringen, bis auf die Säuglinge. Und nicht einmal vor der bischöflichen Würde sich scheuend, tötete er einige, andre aber überlieferte er dem Kerker.“ Bis zum Tod der Großfürstin Anastasia übten zwei rechtschaffene und weise Ratgeber, Silvester und Adaschew, wohlthätigen Einfluß auf die Regierung und das Gerichtswesen. Darum waren sie den ränkesüchtigen und egoistischen Höflingen, die sich durch sie in ihrem bösen Thun gehemmt sahen, ein Dorn im Auge. Sie wurden angeklagt, den Tod der Zarin durch Zauberkünste bewirkt zu haben, und von Iwan in das Elend getrieben. In ihren Sturz wurden alle Verwandte, Freunde, Bekannte verflochten, mit Tod, Verbannung, Vermögenseinziehung gestraft. Damit begann „die Feuersbrunst der Grausamkeit“, deren Opfer der landesflüchtige, im Krieg wie in Staatsgeschäften gleich ausgezeichnete Knäs Kurbski in seinen Denkwürdigkeiten nach Rang und Stand geordnet aufführt. Ganz Rußland erstarrte in Furcht und Schrecken. Die Bojarengeschlechter wurden wie Getreidefelder zur Erntezeit abgemäht; neben den Blutthaten und Konfiskationen wurden im Zarenpalast die schändlichsten Orgien gefeiert; ein Schwarm vornehmer Wüstlinge leistete dem Fürsten Gesellschaft bei den wilden Trinkgelagen, bei den Unthaten roher Sinnenlust.

7. Aug. 1560.

Die Tyrannei auf ihrer Höhe.

Daß aber unter der tyrannischen Hülle staatskluge Pläne verborgen lagen, zeigte sich im Jahr 1565. Mitten im Winter verließ Iwan mit seinen Vertrauten, Dworänen und Kriegsleuten plötzlich die Hauptstadt. In einem Dorf, anderthalb Meilen entfernt, machte er Halt und schrieb an den Metropoliten, er wolle das Reich verlassen, weil die Geistlichkeit die widerspenstigen und verräterischen Bojaren und Woiwoden unter ihren Schutz nehme und sie seiner Bestrafung entziehe. Bestürzt über ein solches Vorhaben, welches das ganze Reich in Anarchie zu bringen drohte, schickten die Moskauer eine aus geistlichen und weltlichen Würdenträgern bestehende Gesandtschaft an ihn ab, um den gefährlichen Plan zu hintertreiben. Lange flehten sie umsonst; endlich erklärte der Zar sich willig, zu bleiben, wenn die Schranke absoluter Willkür niedergerissen werde, nämlich wenn er ohne alle Einsprache von seiten der Geistlichkeit Todesstrafen, Achtserklärungen und Gütereinziehungen nach freiem Ermessen vornehmen möge. Die Zustimmung der Abgesandten diente ihm als Einleitung zu Maßregeln, durch welche das absolute Zarentum begründet ward. Zunächst trennte er durch eine neue Eintei-

lung eine Anzahl Städte und Landschaften als „abgesondertes Land“ (Opritschnina) von dem übrigen Reichsland (Semschtschina), mit der Bestimmung, daß sie ganz für den Bedarf des Zaren und seines Hauses dienen sollten. Die in diesem abgesonderten Gebiet seßhaften Erbgutsbesitzer und Dienstgutsbesitzer mußten neuen Ansiedlern weichen, welche für des Großfürsten eigne Dienste als Hofleute, Kammerbeamten, Trabanten, Leibwächter u. s. w. ausersehen waren. Dazu gehörte auch ein eignes Korps Schützen (Strelzi, Strelitzen), die als Garde des Zaren den Kern der Kriegsmacht bilden sollte, die Ansätze zu einem stehenden Heer. Durch diese Einrichtung der Opritschnina, welcher alle Güter der mit dem Tod oder mit der Acht Bestraften zufallen sollten, gedachte Iwan das russische Reich in noch schwerere Ketten zu schmieden. Von der Zeit an erreichte die Tyrannei den höchsten Gipfel: kein Rang, kein Verdienst schützte gegen die Wut des Despoten; die angesehensten und reichsten Knäse und Bojaren, die Gorbaty, Schuiski, Golowin, Gorenski, Repnin und so viele andre wurden in Ketten gelegt, ermordet, verbannt, an den Bettelstab gebracht. Die grundbesitzenden Geschlechter der alten Knäse und Magnaten sollten vertilgt oder in den Staub getreten werden, damit der Zar und der von ihm geschaffene und abhängige Dienstadel der Opritschniks um so rücksichtsloser schalten und walten könnten. In einem von Waldungen umgebenen klosterartigen Gebäude verbrachte Iwan mit seinen Genossen einen großen Teil des Jahres, die Orgien der Sinnenlust und der Grausamkeit mit scheinheiligem Kirchendienst, mit priesterlichen Handlungen und mönchischem Formelwesen unterbrechend. Die übrige Zeit widmete er den Staatsgeschäften, dem Empfang der fremden Gesandten im Kreml, den Jagden auf Bären und andre wilden Tiere in Wäldern und Wüsteneien. Es wäre ermüdend, die an Wahnsinn grenzenden Unthaten, die mit Hohn, Übermut und Frevelsinn vollzogenen Todesstrafen, die unmenschlichen Scheußlichkeiten, deren sich der Wüterich schuldig gemacht, nur in den allgemeinsten Zügen aufzuführen. Selbst der von dem Volk als Heiliger verehrte Metropolit Philipp wurde seiner Würde beraubt und im Kerker erdrosselt. Die alte Hansestadt Nowgorod, die beschuldigt ward, mit dem Polenkönig verräterische Unterhandlungen
Febr. 1570. gepflogen zu haben, wurde fünf Wochen lang den Würgern und Plünderern überlassen, so daß die Zahl der Erschlagenen auf 60,000 angegeben wird. Man ersann neue Martern und Todesarten. Mit Recht wurde dem Zar Iwan II. des Name des Schrecklichen beigelegt. „Vor seinem Geist und Willen zitterte das ganze Volk; schüchterne Frauen sollen vor seinem zornigen und flammenden Blick in Ohnmacht gesunken sein; selten oder nie wagte ein Bittsteller sich seinem Thron zu nahen und keiner der Großen an der fürstlichen Tafel würde sich erkühnt haben, ein Wort dem andern zuzuflüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn zufällig der Herrscher, überladen von Speise und Trank, in Schlaf verfiel und ganze Stunden lang schlummerte.“ — Gegen das Ende seiner Regierung wurde das Gebiet von Moskau von den krimschen Tataren heimgesucht, die Hauptstadt selbst angezündet: die Hungersnot stieg auf solche Höhe, daß Menschenfleisch verzehrt ward.

i. Zerrüttung des Moskowiterreichs und der falsche Demetrius.

Iwans Nachkommenschaft. Am 17. März des Jahres 1584 starb Iwan. Er zählte erst vierundfünfzig
17. März 1584. Jahre, war von starker Leibesbeschaffenheit und hoffte auf ein langes Leben. Aber Leidenschaften und sinnliche Ausschweifungen hatten das Maß seiner Kräfte erschöpft. Iwan war viermal rechtmäßig verheiratet, der Nebenfrauen nicht zu gedenken; dennoch hatte er keine zahlreiche Nachkommenschaft. Der Erstgeborne, Dimitri, war in jungen Jahren gestorben; den Großfürsten-Thronfolger Iwan, lange sein Liebling,
Nov. 1581. hatte er in einem Anfall von Zorn oder Mißtrauen mit seiner eignen Lanze tödlich

verwundet, und wie tief auch seine Reue und sein Schmerz war, keine Wehklage vermochte den Tod abzuwenden. Nun war **Feodor** der nächste Erbe des Reichs. Dieser war vermählt mit einer Schwester Boris Godunows, eines eben so gewandten und staatsklugen als ehrsüchtigen Edelmanns, der bald den größten Einfluß im Bojarenrat erlangte und sich über alle Knäse und Woiwoden emporzuschwingen wußte.

Godunows Machtstellung wurde noch bedeutender, als nach Iwans Tod sein Feodor I. 1584—1598.
Schwager Feodor, ein Fürst ohne Thatkraft und Verstand, den Zarensitz einnahm. Boris brachte die ansehnlichsten Würden an sich und seine Freunde und Verwandten, erwarb unermeßliche Reichtümer und leitete alle Staatsgeschäfte und kriegerischen Unternehmungen. Seinen Fähigkeiten, seiner Geschicklichkeit, Umsicht und Thätigkeit war es zuzuschreiben, daß Rußland im Westen gegen Polen und Schweden sich in seiner Stellung behauptete und nach Osten seine Eroberungen ausdehnte. In Sibirien wurde **Tobolsk** gegründet in einer baumreichen fruchtbaren Gegend und das Land mit 1587.
frischen Ansiedlern bevölkert. Bald wuchs die neue Anlage zur Hauptstadt heran, während das alte Sibir seiner Verödung entgegenging. „Die damalige Zeit war die blühendste Periode für die donschen und wolgaschen Kosakenabenteurer. Von Assow bis nach Isker ertönte der Ruhm ihrer Thaten. Sie trotzten dem Sultan, bedrohten den Chan, bändigten die Nogaier und befestigten die Herrschaft der moskowitischen Zare über den Norden von Asien." Auch mit Grusien oder Georgien wurden Verbindungen angeknüpft. Einer der eingebornen Fürsten stellte sich unter Rußlands Schutzherrschaft, was Veranlassung zu vielen künftigen Feindseligkeiten mit den Türken gab. Durch diese Erfolge nach außen wie durch die kräftige Verwaltung im Innern erwarb sich Boris Godunow Ruhm und Ansehen. Die mächtigen Fürstenhäupter, die ihn zu stürzen suchten, fielen unter seiner strafenden Hand. Er war der Richelieu Rußlands. Da der schwachsinnige Zar Feodor, der seine Tage im Innern seines Palastes mit Beten und religiösen Übungen verbrachte, keine Kinder hatte, so gedachte der ehrgeizige Mann, seine Herrschaft über dessen Lebenszeit hinaus zu sichern. Auf seine Veranstaltung wurde der junge Sohn Iwans II., Dimitri, der mit seiner Mutter in der Abgeschlossenheit zu Uglitsch lebte, von einem bestochenen Wächter ermordet, seine Mai 1591.
Mutter in ein Kloster gebracht. Das Volk gewann Boris durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit, besonders bei Gelegenheit eines neuen großen Brandes; die Großen hielt er durch Furcht in Gehorsam; den äußern Feinden, insbesondere dem Chan der Krim, widerstand er mit Glück und Erfolg, die Grenzen schützte er mit Festungen. Er besserte die bäuerlichen Verhältnisse und bewirkte, daß durch Beschluß der griechischen Kirchenversammlung der bisherige Metropolit zum **Patriarchen** ernannt und somit der russischen Kirche ein eignes Oberhaupt gegeben ward.

Durch diese und andre Denkmäler seiner Einsicht und Wirksamkeit hatte sich Boris Boris Godunow.
Godunow im ganzen Reich solches Ansehen und solche Macht erworben, daß, als mit 1598—1605.
Zar Feodor der Rurikſche Mannesstamm ausstarb und dessen Gemahlin Irina, die 7. Jan. 1598.
der Verstorbene durch letztwillige Verfügung zur Herrscherin eingesetzt, das Klosterleben vorzog, der gewaltige Emporkömmlung zum Reichsverweser und dann durch eine große Versammlung der Geistlichkeit, der Woiwoden und Bojaren und durch die laute Volksstimme zum Zar gewählt wurde. Er ließ sich feierlich krönen, empfing Huldigung und 17. Febr. 1598.
Treueid und verdoppelte seine Thätigkeit und seine Sorgfalt für die Wohlfahrt des Volks und des ganzen Reichs. Aber wie sehr er sich bemühte, durch innere Reformen die Barbarei des Landes zu mindern, die Mißstände im Militär, bei der Geistlichkeit, in der Bauernschaft durch Verordnungen zu beseitigen oder zu bessern, den Handel zu beleben und die Gewerbthätigkeit durch fremde Ansiedelungeu zu fördern: die Großen verziehen ihm nie den Mangel der fürstlichen Geburt. Was half es ihm, daß er das

Haus Romanow-Jurjew, die nächsten Verwandten des verstorbenen Zaren von Mutterseite, in die Verbannung trieb; die Pietät für das Rurikſche Herrschergeschlecht, das sieben Jahrhunderte dem Reich vorgestanden und mit der ganzen Geschichte der Nation verflochten war, erlosch nicht in den Herzen. Man hatte freilich vernommen, daß der junge Bruder des Zaren in Uglitsch umgekommen sei, wie man sich in die Ohren zischelte auf Veranstaltung des Reichsverwesers. Aber wer bürgte denn für die Wahrheit? Die Thäter und Mitwisser waren tot, seit der That selbst viele Jahre verflossen. Zum
1601—1604. Unglück für Godunow wurde Rußland drei Jahre lang von Mißernten und Hungersnot heimgesucht, so daß allein in Moskau fünfhunderttausend Arme im Elend verkamen. Selbst die großartigen Anstrengungen des Zaren zur Milderung der Not waren unzureichend und wurden von bösen Zungen noch zu Nachreden und Verdächtigungen benutzt. Vertriebene oder verlaufene Bauern zogen herrenlos im Land umher und sammelten sich zu Räuberbanden.

Der falsche Demetrius. Diese Gärungselemente wurden durch einen Abenteurer zu einer revolutionären Bewegung gesteigert. Jurii Otrepjew, ein dem Kloster entflohener griechischer Mönch, der dem Patriarchen eine Zeitlang als Schreiber gedient, trat mit der Behauptung auf, er sei der dem Mordbefehl des Boris entgangene Zarewitsch Dimitri („der falsche Demetrius"). Unter dem Schutz einiger unzufriedenen Großen entkam er nach Krakau, wo er sich durch den Übertritt zur römisch-katholischen Kirche und durch das Versprechen, Rußland mit dem Papsttum auszusöhnen, die Gunst der Jesuiten, des Nunzius und des Königs Siegmund erwarb. Der letztere versprach ihm jährlich die Summe von 40,000 Gulden und gab ihm die Erlaubnis, Freiwillige zu werben. Mnischek, der Woiwod von Sandomir, mit dessen Tochter Marina Demetrius sich verlobte, leistete seinem Unternehmen gleichfalls Vorschub. Donsche Kosaken, zu jedem Handstreich bereit, und zahllose Landstreicher sammelten sich um den Abenteurer, den angeblichen Sprößling des Rurikschen Herrscherhauses. Boris unterschätzte die Gefahr, aber bald konnte er wahrnehmen, welche Macht in der wenn auch trügerischen Legitimität ihm entgegentrat. Sobald Demetrius in Rußland einrückte und das Volk aufrief, den Kronräuber zu verlassen, fand er allenthalben großen Anhang. Man öffnete ihm die Städte, man trug ihm Brot und Salz entgegen, man überlieferte ihm die Woiwoden, die ihn nicht anerkennen wollten. Das ganze südliche Rußland geriet in Gä-
20. Dez. 1604. rung. Bei einem Zusammentreffen mit dem Heer des Zaren an der Desna trugen die Aufständischen den Sieg davon.

Der falsche Demetrius auf dem Moskowiterthron. 1605—1606. Monatelang zog sich nun der Bürgerkrieg mit abwechselndem Erfolg hin; da starb Boris Godunow plötzlich nach einer Mahlzeit, wohl an einer vergifteten Speise (13. April 1605). Das Volk erblickte in diesem tragischen Ereignis ein Zeugnis des Himmels für die rechtmäßigen Ansprüche Dimitris; der junge Sohn des Verstorbenen, Feodor II., vermochte sich nicht zu behaupten; von Abfall und Verrat umgeben, floh er mit seiner Mutter aus dem Zarenpalast in ihr eignes väterliches Haus, wo beide
10. Juni 1605. auf Befehl des frechen Betrügers ermordet wurden. Einige Tage nachher hielt der falsche Demetrius seinen Einzug in die Hauptstadt, feierlich empfangen mit reichen Geschenken und Segenswünschen. Dann wurde er gekrönt und als rechtmäßiger Herrscher geehrt. So war denn der ehemalige Mönch und Schreiber Herr des Moskowiterreichs. Und er spielte seine Rolle nicht ungeschickt: im Rat wie zu Roß und auf der Bärenjagd wußte er sich hervorzuthun. Bald erhoben sich jedoch Zweifel über die Echtheit: er zeigte sich selten dem Volk und den Großen; es erregte Ärgernis, daß er in seine Leibwache meistens Polen und Deutsche aufnahm, daß er eine polnische römisch-katholische Braut, die geliebte Marina, als Zarin krönen ließ, durch Jesuiten mit dem Papst verkehrte, die altrussischen Gewohnheiten außer acht ließ. Die reichen und mäch-

tigen Schuiski benutzten die zunehmende Unzufriedenheit zu einer Verschwörung, an welcher viele vom Adel und der Moskauer Bürgerschaft teilnahmen. An einem Maimorgen drangen Bewaffnete in die Zarenburg und stießen die Wächter nieder. In *17. Mai 1606* der Todesangst wagte Dimitri einen Sprung aus dem Fenster, wurde aber unten von einem rohen Volkshaufen mit Knitteln erschlagen. Mit rasender Wut stürzte sich darauf die ergrimmte Masse über die Polen und Fremden her und richtete ein greuelvolles Blutbad an.

Wassileji Schuiski und die neuen Betrüger. 1. Juni 1606.

Als die Leidenschaften ein wenig beschwichtigt waren, wurde von den Bojaren und Bürgern Moskaus das Haupt der Verschwornen, der Knäs **Wassileji Schuiski** zum Zar ausgerufen und gekrönt. Um die Großen für sich zu gewinnen, gewährte er ihnen wichtige Vorrechte, wodurch die monarchische Gewalt der moskowitischen Großfürsten sehr eingeschränkt ward. Dennoch vermochte er nicht ihre Anhänglichkeit zu erwerben. Die übrigen Bojaren und Städte waren eifersüchtig auf das Übergewicht Moskaus bei der neuen Zarenwahl. Als nun der Knäs Schachowski und einige andre Magnaten den im Land zerstreuten Anhängern Dimitris vorspiegelten, derselbe sei bei dem Aufstand nicht getötet worden und werde aus seiner Verborgenheit bald wieder zurückkehren, traten im südlichen Rußland viele Unzufriedene auf ihre Seite. Bürger, Strelitzen, Kosaken, Adlige und Bauern strömten unter die Fahne des Aufruhrs; ein neuer Bürgerkrieg wütete von der Grenze Litauens bis an die Wolga. Lange wollte der verheißene Demetrius nicht erscheinen; endlich fand sich ein neuer Abenteurer, der die Rolle des Betrügers wieder aufnahm. Er zog mit seinen verwilderten Heerhaufen wider Moskau, wurde aber zurückgeschlagen und warf sich nach Tula. Schuiski eroberte nach schwerer Belagerung die Stadt und ließ den Betrüger, obwohl er demselben Schonung des Lebens bei der Ergebung zugesagt, zuerst der Augen berauben, dann ertränken. Nun bewirkten aber Schachowski und seine Ge- *Okt. 1607.* nossen, daß König Siegmund III. von Polen im Einverständnis mit den Freunden des Woiwoden von Sandomir einen Schulmeister Iwan als den echten Demetrius anerkannte und ihm seine Unterstützung zusagte. Von vielen polnischen Edlen begleitet zogen die Aufständischen wieder gen Moskau. Um die Gegenpartei zu schwächen, ließ Iwan-Demetrius verkündigen, daß die Knechte der zu Schuiski haltenden Knäse und Bojaren, sobald sie zu Zar Dimitri übergehen und ihm Treue geloben würden, die Güter ihrer Herren besitzen sollten und sich mit ihren Töchtern verheiraten dürften. „Also wurden viele arme Knechte zu Edelleuten, auch reich und gewaltig gemacht, und ihre Herren mußten in Moskau am Hungertuch nähen.“ Nicht weit von Moskau schlug „Dimitri II.“ sein Lager auf, wohin Polen unter dem Starosten Sapieha, Kosaken und Russen in Menge einzogen. Marina, von Schuiski in Freiheit gesetzt und mit ihrem Vater in ihre litauische Heimat entlassen, wurde von den Leuten Dimitris aufgefangen und verband sich mit dem Betrüger, wodurch im Volk der Glaube an seine Echtheit wuchs. Über ganz Rußland verbreitete sich der Krieg, fremde Söldner mehrten die Reihen beider Teile, viele kleine Treffen wurden geliefert, die das Elend des Reichs vergrößerten, ohne jedoch eine Entscheidung zu bringen.

Einmischung der Schweden und Polen. Febr. 1609.

Nun schloß der Zar Wassileji Schuiski, aufs äußerste bedrängt, ein Bündnis mit den Schweden. Die Russen traten Kexholm und ihre Ansprüche auf Livland an Schweden ab, wofür Karl IX. Reiter und Fußvolk zu dem Heer Skopin Schuiskis, eines Neffen von Wassileji stoßen ließ. Damit nahm der Krieg einen neuen Charakter an. Die Polen gedachten die Verwirrung des Nachbarreichs zu ihrer eignen Vergrößerung zu benutzen; und da die polnischen Freiwilligen, die unter Sapieha und Lissowski monatelang vergebens das feste Dreifaltigkeitskloster zu Troizk bedrängten, der russisch-schwedischen Kriegsmacht unter Skopin und de la Gardie nicht gewachsen

waren, der Usurpator Dimitri II. aber immer mehr in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit hervortrat, so fanden König Siegmund III. und der polnische Reichstag bald einen Grund, an den Zar Wassileji den Krieg zu erklären. So kehrten denn die beiden Linien der Wasa auch in Rußland die Waffen gegeneinander. Siegmund rückte selbst ins Feld, um die Krone von Rußland mit der von Polen zu vereinigen. Smolensk wurde nach langer Belagerung erobert. Jetzt war der unfähige Dimitri dem König ein Hindernis, er suchte ihn in seine Gewalt zu bringen; allein dieser merkte
Jan. 1610. die Absicht, floh verkleidet nach Kaluga und trat dort von neuem als Zar auf, die Polen und die Moskowiter zugleich bekämpfend. Durch Raub und Plünderung verschaffte er sich die Mittel, Kriegsvolk zu werben und zu erhalten. Bald fand sich auch Marina, in polnische Männertracht gekleidet, in Kaluga ein. Das Reich war in völliger Auflösung begriffen. Die russischen Truppen, eifersüchtig auf die fremden Hilfsmannschaften, verloren alle Kriegslust, zumal als ihr fähiger Feldherr Skopin Schuiski,
23. April 1610. zweiundzwanzig Jahre alt, plötzlich starb, wie man glaubte als ein Opfer des Mißtrauens und Neides seines Oheims. Trotz der überlegenen Streitmacht wurde das russisch-schwedische Heer von dem polnischen Kronhetman Stanislaus Zolkiewski bei
24. Juni. dem Dorf Kluschino, sechs Meilen von Moschaisk, aufs Haupt geschlagen und zersprengt.

Die Polen in Moskau. 1610—1613. Während nun de la Gardie sich nach Nowgorod zurückzog, lagerten sich die Sieger in der Nähe der Hauptstadt. Da erhoben sich die Moskowiter wider den wenig befähigten Zar Wassileji Schuiski und zwangen ihn, den Thron mit dem Kloster zu
17. Juli 1610. vertauschen. Darauf schloß der Bojarenrat einen Vertrag mit Zolkiewski, infolgedessen die Polen Moskau samt dem Kreml besetzten. Nun lagerten sich während eines fast dreijährigen herrenlosen „Zwischenreichs" alle Schrecken der Anarchie, des Bürgerkriegs und einer brutalen Fremdherrschaft über das unglückliche Land. Es half nicht viel,
17. Dez. 1610. daß bald darauf der zweite falsche Dimitri von einem beleidigten Tatarenfürsten auf der Jagd ermordet ward; denn es war niemand da, der bei dem verwirrten Parteitreiben und der allgemeinen Ratlosigkeit eine überwiegende Autorität hätte geltend machen können. Anfangs hatte es den Anschein, als ob der polnische Kronprinz Wladislaw den Zarenthron erlangen sollte; wenigstens kam der Reichsrat in Moskau mit dem polnischen Oberbefehlshaber überein, daß der Königssohn unter Gewährleistung der griechischen Religion, der Bojarenrechte und der Nationalität anerkannt werden sollte. Allein Siegmund, der selbst die Krone erlangen und Rußland mit Polen vereinigen wollte, hielt die russischen Gesandten unter allerlei Vorwänden zurück und setzte den Krieg an der litauischen Grenze fort. Unterdessen bildete sich eine nationalrussische Opposition unter der Führung des Patriarchen Hermogenes. Manifeste durchflogen das Land, welche in grellen Farben die Gefahren schilderten, denen die orthodoxe Kirche und die vaterländischen Einrichtungen unter einem fremden Fürsten entgegengingen. In allen Städten und Provinzen erhob der Aufstand sein Haupt; in Moskau selbst reizte die fremde polnische und deutsche Besatzung durch Übermut, Hohn und Raubgier den Zorn der Bevölkerung bis zum Aufruhr und Straßenkampf; und als die Soldaten zu ihrer Verteidigung einige Häuser anzündeten, wodurch in
März 1611. kurzem die ganze Stadt in Brand geriet, verlor die polnische Partei bald allen Boden. Und wie sollte Rettung kommen? Die Besatzungsmannschaft im Kreml trotzte inmitten der Brandstätte allen Angriffen; der Führer erwartete mit jedem Tag die Ankunft des Polenkönigs, um die Festung und damit den Thron in seine Hände zu liefern; der Patriarch starb in dumpfem Kerker; die Heere vor Moskau und in den Provinzen waren uneinig und gespalten; einige erklärten sich für den kleinen Demetrius, den Marina geboren, andre hielten zu einem neuen Betrüger. Nirgends Plan, Ordnung,

Autorität. In Nowgorod tauchte der Gedanke auf, den schwedischen Prinzen Karl Philipp, den jüngeren Bruder Gustav Adolfs, zum Zaren zu erheben; und falls das nicht zu stande käme, wollten doch die Schweden selbst bei dem allgemeinen Schiffbruch einige Vorteile für ihre baltischen Besitzungen erlangen.

In dieser Not, da die Einheit und Existenz der russischen Nation auf dem Spiel stand, ließ ein Mann von geringer Herkunft, aber von scharfem Geist und großer Seele, **Kosma Minin**, in Nishnij Nowgorod einen Aufruf ergehen, daß alle russischen Männer aufstehen sollten für die Rettung des Vaterlandes und des wahren Glaubens und Leben und Gut einsetzen, um die höchsten Güter der Nation zu gewinnen. Der Aufruf hatte einen unglaublichen Erfolg. Die Einwohner von Nishnij Nowgorod und der Umgegend eilten herbei, um ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und ihre Arme anzubieten. Der Knäs **Dimitri Michailowitsch Posharski** wurde als Feldherr aufgestellt, ihm zur Seite stand Minin, „der erwählte Mann des ganzen moskowitischen Reichs". Das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien und denjenigen auf den Thron zu setzen, den Gott geben und das ganze russische Land erwählen werde, war seine Losung. Jaroslaw wurde zum Sammelplatz bestimmt; dorthin strömten die Mannschaften aus dem Gebiet der Wolga, aus den Städten der Ukraine. Durch Unterhandlungen wurde der Knäs Trubetzkoi, welcher mit Kriegshaufen vor den Mauern von Moskau stand, dahin gebracht, daß er die Fahne des falschen Dimitri verließ und sich an Posharski anschloß; die Nowgoroder gaben den schwedischen Thronbewerber auf. So hatte man es nur noch mit den Polen zu thun. Als aber das vereinigte russische Heer unter Posharski vor Moskau erschien, die Zufuhren abschnitt und den Kreml eng einschloß, geriet die polnische Besatzung in Not. Der tapfere Befehlshaber verteidigte die Festung mit Mut und Entschlossenheit, in der Hoffnung auf baldigen Entsatz. Als aber der König und der Kronprinz Wladislaw, die wohl im Felde standen, aber nicht bis zur Hauptstadt vorzudringen vermochten, immer nicht erschienen und der Hunger im Kreml so zu wüten begann, daß die eingeschlossene Mannschaft Menschenfleisch verzehrte, übergab der polnische Anführer die Festung und zog mit den Besatzungstruppen in die Heimat zurück. Am Ende des Jahres 1612 feierte Moskau und das ganze mittlere Rußland seine Rettung.

Patriotische Erhebung der Russen. 1612. — *Aug. 1612.* — *Okt. 1612.*

Aber sollte das Reich zu neuem Leben auferstehen, so mußte noch ein schwieriges Werk vollendet werden — die Zarenwahl. Zu dem Zweck ließen die in Moskau anwesenden Bojaren und Heerführer Ausschreiben an alle Städte und Landschaften ausgehen, daß Abgeordnete aller Stände, „die besten und verständigsten Leute" in der Hauptstadt sich einfinden sollten, um einen neuen Zar zu wählen. Als eine beträchtliche Zahl angesehener Geistlichen, Edelleute und bürgerlicher Bevollmächtigten eingetroffen war, schritt man zur Wahl. Da geschah es unter Gottes besonderem Beistand, wie es in einer russischen Denkschrift heißt, daß durch einen einmütigen unumstößlichen Ratschluß der siebzehnjährige **Michael Feodorowitsch Romanow-Jurjew**, der mit seiner Mutter in einem Kloster zu Kostroma lebte und ein Verwandter des alten Herrschergeschlechts war, zum Zaren und Großfürsten aller Reußen gewählt ward. Er war der Sohn des allgemein verehrten Philaret, Metropolit von Rostow und Jaroslaw, der von den Polen nach Litauen in Gefangenschaft geführt worden war.

Die neue Zarenwahl. 1613. — *21. Febr. 1613.*

Der Erwählte konnte nur mühsam, durch ernste Bitten und Vorstellungen zur Annahme der Krone bewogen werden. Als er endlich einwilligte und die Meldung davon in Moskau eintraf, traten auf Anregung der geistlichen Würdenträger die Häupter der Nation in der Kathedrale zu einer Ratsversammlung zusammen und setzten eine Urkunde auf, worin sie mit feierlichen Eiden gelobten, dem erwählten Herrscher Michael

Die Wahlurkunde.

Feodorowitsch und allen seinen Nachkommen treu und gehorsam zu sein, keinen andern Oberherrn anzuerkennen und ihm gegen alle äußern und innern Feinde Beistand zu leisten. Zugleich machten sie sich verbindlich, daß sie keine höheren Rechte und Ehrenstufen nachsuchen oder sich zueignen wollten, als die sie vom Vater ererbt oder durch den Dienst erworben; daß sie dem Willen des Zaren in allen Dingen pünktlich und ohne Widerrede nachkommen und die Machtbefugnisse, wie sie nach Gesetz und Herkommen der Krone innewohnten, in keiner Weise beschränken wollten. Dieses alte Recht und Herkommen verpflichtete den Herrscher, die orthodoxe Nationalreligion zu bekennen und zu erhalten, bei der Gesetzgebung und in allen wichtigen Angelegenheiten, insonderheit bei Kriegsfällen und Friedensschlüssen den Bojarenrat zu hören, hohe Prozesse durch Gesetz und Gericht entscheiden zu lassen. Nicht durch eine förmliche Kapitulation wollten die Vertreter der Nation die Zarenmacht beschränken, sondern nur durch die moralische Verpflichtung, die Fundamentalsätze des moskowitischen Staats heilig zu halten. Die Großen wollten sich keine besonderen neuen Rechte bedingen, die Geistlichkeit wollte mit ihrem alten Einfluß zufrieden sein und keine neuen Vorzüge suchen, denn Schuiskis Zeiten hatten gelehrt, daß die neuen aristokratischen Prätensionen ein Keim der wildesten Anarchie seien. So wurde also der russische Thron ohne Machtbeschränkung durch den Gesamtwillen der in allen Ständen vertretenen Nation an das Haus Romanow übertragen mit der urkundlichen Bedingung und Voraussetzung, daß Michael und seine Nachkommen die überlieferten Grundrechte heilig halten und befolgen würden.

Michael Feodorowitsch Romanow. 1613—1645. In schwieriger Lage trat der junge Zar die Regierung an: an der Wolga standen noch immer die Dimitrischen Scharen, zu denen sich Marina mit ihrem kleinen Sohn geflüchtet, unter den Waffen, angeführt von dem Kosakenhäuptling Iwan Saruzki, dem Marina ihre Hand gereicht; im Westen trachteten die Schweden und die Polen nach Erweiterung ihrer Gebiete auf Kosten Rußlands und konnten erst nach mehrjährigen Kriegen um den Preis bedeutender Abtretungen von seiten der Moskowiter zum Frieden gebracht werden. Dabei war die Schatzkammer erschöpft, das Land ausgeplündert, das Volk verarmt. Aber dank dem festen Willen der Nation, der Anarchie ein Ende zu machen, und der verständigen und kraftvollen Regierung des Monarchen, dem sein Vater, der Patriarch, dreizehn Jahre lang wie ein Mitregent zur Seite stand,
April 1614. wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Die Dimitrischen Scharen wurden geschlagen und zersprengt; Marina starb im Gefängnis, ihr dritter Gatte Saruzki und ihr Söhnchen am Galgen. Der verwegene Oberst Lissowski, der mit polnischen, litauischen und deutschen Heerhaufen zwei Jahre lang das mittlere Rußland von Pskow bis an die Moskwa raubend und verheerend durchstreifte, fand durch den Sturz seines Pferdes
Okt. 1616. den Tod, worauf es dem tapfern und umsichtigen Posharski gelang, die abgefallenen Städte allmählich zur Unterwerfung und zur Anerkennung der Romanowschen Dynastie zu bringen. Auch als die Republik Polen die Thronansprüche des Erbprinzen Wladislaw aufrecht zu erhalten beschloß und neue Heere unter Chodkiewicz und Sapieha ins Feld zogen, konnten die Moskowiter nicht vermocht werden, der neuen Ordnung zu gunsten einer Union mit Polen zu entsagen. Die Bojaren erklärten, als sie an ihren dem Prinzen Wladislaw geleisteten Eid erinnert wurden, die Polen selbst hätten durch ihre Saumseligkeit und Brutalität jenes Band gelöst. Und da um dieselbe Zeit in dem Dorf Stolbowa im Süden des Ladogasees zwischen Schweden und Rußland
17. Febr. 1617. der „Ewige Friede" abgeschlossen ward, kraft dessen Nowgorod dem Zar zurückgegeben, Kexholm, Karelen und Ingermanland dagegen dem König Gustav Adolf belassen wurden, konnten jetzt die Moskowiter ihre gesamten Streitkräfte wider die Polen kehren. Aber das erschöpfte Reich bedurfte durchaus einiger Ruhe; daher wurde in dem Dorf

Dewulina, sieben Werst vom troizkischen Kloster, ein vierzehnjähriger Waffenstillstand vereinbart, so hart auch die Bedingungen für Rußland waren. Der Zar gab seine Ansprüche auf Livland und alle übrigen Teile des ehemaligen Ordenslandes auf und leistete Verzicht auf Smolensk, Tschernigow und Severien. Dafür entsagte Wladislaw dem Zarentitel, den er bisher geführt.

Diese Verluste konnten die Russen nicht vergessen. Als kurz vor dem Ablauf des Waffenstillstandes König Siegmund III. aus der Welt ging, benutzte der moskowitische Großfürst Michael, der um dieselbe Zeit seines weisen Vaters und bisherigen Mitregenten durch den Tod beraubt ward, die Zwischenzeit bis zur Wahl und Krönung des neuen Polenkönigs Wladislaw zu einem Kriegszug wider Litauen, um Smolensk und die übrigen abgetretenen Städte wieder an sein Reich zu bringen. Aber das Unternehmen schlug fehl. Wie sehr auch die beiden Feldherren Michael Schein und Artemii Ismailow die Festung durch harte Blockade und Sturmangriffe zehn Monate lang bedrängten, als König Wladislaw und der litauische Großfeldherr Christoph Radziwill mit starker Kriegsmacht heranzogen, gelang es ihnen, die belagerte Stadt zu entsetzen und die russischen Heerführer zu einer schimpflichen Kapitulation zu zwingen, in welcher sie den freien Abzug durch Überlassung aller Geschütze und Kriegsvorräte erkauften. Bald darauf erblickten die Moskauer aufs neue polnische Heere und Feldzeichen in der Nähe ihrer Mauern. Diese Unfälle wirkten so entmutigend auf den Zar, daß er eilte, durch den Frieden von Polänowka die im Waffenstillstand von Dewulina geschaffene Lage der Dinge wiederherzustellen. Nicht nur, daß die erwähnten Städte und Landschaften vollständig und definitiv der Republik abgetreten wurden, Zar Michael mußte auch versprechen, Polen nie mehr mit Krieg zu überziehen. Die beiden Feldherren Schein und Ismailow büßten für die Unfälle mit dem Leben. Beide wurden auf dem Richtplatz zu Moskau enthauptet.

(Randnotizen: Neuer Polenkrieg. 1632–1634. — 1. Okt. 1632. — Wladislaw IV. 1632–1648. — 1633. — 5. Juni 1634.)

2. Der niederdeutsch-dänische Krieg.

a. Die Vorgänge in Niedersachsen. Europäische Allianzen.

Auf den beiden großen Kriegsschauplätzen, in Böhmen und der rheinischen Pfalz, hatten die kaiserlichen Waffen den vollsten Sieg davongetragen und mit schonungsloser Härte bis zur Vernichtung des Gegners ausgebeutet. Der Süden des Reichs lag wehrlos zu den Füßen Habsburgs, und schon schickten sich die kaiserlich-ligistischen Armeen an, ihr Schwert auch nach dem Norden zu tragen. Es gab dermalen im Deutschen Reich außer den abenteuernden Söldnerhäuptlingen, die den Krieg auf eigne Hand führten, keine bewaffnete Macht, welche der kaiserlichen Kraftentfaltung Gegenwehr hätte leisten können. Die nächstfolgenden Kriegsjahre, bevor sich die auswärtigen Mächte zum thätigen Eingreifen entschlossen, dienten nur dazu, aller Welt zum Bewußtsein zu bringen, daß in dem gespaltenen und zerrissenen protestantischen Deutschland die Widerstandskraft gegen die waffengewaltige katholische Reaktion verschwunden war. Die Vorgänge in dem zunächst bedrohten niedersächsischen Kreise lieferten den Beweis, wie sehr die Furcht vor der feindlichen Waffenmacht die Gemüter gefangen hielt.

(Randnotiz: Übergewicht der kaiserlichen Waffen.)

Auch der niedersächsische Kreis hatte endlich die Notwendigkeit eingesehen, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Standen doch am Ende des Jahres 1622

(Randnotiz: Haltung des niedersächsischen Kreises.)

ringsum die katholischen Armeen in bedrohlicher Nähe, und zugleich rückten Mansfeld und Christian von Braunschweig über die Weser, um in Niedersachsen Quartiere zu finden. Auf einem Kreistag wurde die Ausrüstung eines Heeres beschlossen und Herzog Georg von Lüneburg zum obersten Kommandierenden bestellt. Doch dachten die Stände des niedersächsischen Kreises, indem sie die Verteidigung ins Werk setzten, damit noch keineswegs aus ihrer neutralen Haltung herauszutreten. Nur Christian von Braunschweig wurde gegen das Versprechen, sich mit dem Kaiser versöhnen zu wollen, von seinem Bruder Friedrich
Febr. 1623. Ulrich in Dienst genommen und erlangte auf diese Weise Aufnahme in den niedersächsischen Kreis. Kaum aber war er hier eingelagert, so verstärkte er sein Heer. „Alles für Gott und für sie" schrieb er auf seine Fahnen. Zu ihm stießen dann auch die Banden der beiden kriegslustigen Herzöge Wilhelm von Weimar und Friedrich von Altenburg. Die Einlagerung so bedeutender Truppenmassen, über deren eigentlichen Zweck niemand im klaren war, erregte im ganzen Kreise Beunruhigung. Man sah voraus, daß Norddeutschland nunmehr zum Kriegstheater werde, aber man besaß nicht die Mittel, die ungebetenen Gäste, die sich als Beschützer des niedersächsischen Kreises ausgaben, zu entfernen. Als sich jetzt auch, um den Kriegsplänen der drei Herzöge zu wehren, Tilly den Grenzen näherte, geriet der Kreis in große Verlegenheit. Ohne nennenswerte eigne Streitkräfte sah er sich vor die Wahl zwischen zwei Heerführern gestellt, deren einer mit der kaiserlichen Autorität auftrat, der andre mit dem Anspruch, als Verteidiger der evangelischen Sache gegen den habsburgischen Absolutismus angesehen zu werden. In dieser schwierigen Lage überwog bei den kleinmütigen und verzagten niedersächsischen Ständen noch einmal die Rücksicht auf die Autorität des Kaisers, die Furcht, durch den braunschweigischen Kriegshelden in abenteuerliche und gefährliche Unternehmungen verwickelt zu werden und über die bisher neutralen norddeutschen Lande die ganze katholische Kriegsmacht herbeizuziehen.
Juli 1623. Der Kreistag verlangte von Christian, er solle unverzüglich sein Heer abdanken oder den Kreis verlassen. Der Herzog entschloß sich zu letzterem, wohl in der Erwägung, einer bewaffneten Verbindung der Kreisstände mit dem ligistischen Heer nicht gewachsen zu sein und auf einem andern Kriegsschauplatz das Schicksal der Lande seines Bruders nicht so unmittelbar aufs Spiel zu setzen.

Schlacht bei Stadtlohn. Christian wandte sich nach Westfalen, um sich mit Mansfeld zu vereinigen oder auf das Gebiet der Generalstaaten überzutreten. Aber in der Nähe von Stadtlohn ereilte ihn Tilly, der sich mit den im Münsterschen lagernden Grafen von Anholt verbunden und so eine überlegene Heeresmacht zustande gebracht hatte. Auch zwei lutherische Fürsten, Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg und Adolf von Holstein, standen auf ligistischer Seite. In einer
5., 6. Aug. 1623. Reihe von Scharmützeln wurde das braunschweigische Kriegsvolk zersprengt und geschlagen. Mit 2000 Mann entkam Christian nach Holland, das ganze übrige Heer, 10,000 Mann, war tot oder gefangen. Die Herzöge Friedrich von Alten-

burg und Wilhelm von Weimar und viele höhere Offiziere gerieten in die Hände der Feinde und wurden von dem Oberstleutnant Illo nach Wien abgeführt. Christian schlug auch jetzt, als heimatloser Flüchtling ohne Heer und Geld, jeden Versuch aus, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen; sein trotziger Mut ließ sich durch die Bitten und Vorstellungen seines Bruders und seiner treuen Mutter nicht erweichen, mochte darüber auch sein und seines Hauses Glück zu Grunde gehen. Kurz zuvor hatte er seinem Bistum Halberstadt, das er doch nicht zu behaupten hoffen konnte, zu gunsten des dänischen Königssohnes entsagt, und wartete nun im Haag eine neue Gelegenheit ab, sein kriegerisches Treiben wieder aufzunehmen.

Die einzige Armee, mit welcher der niedersächsische Kreis sich gegen die kaiserlich-ligistischen Waffen hätte verteidigen können, war vernichtet; und es zeigte sich bald, daß der katholische Heerführer keineswegs gesonnen war, die Neutralität des Kreises zu achten. Tilly hielt nicht nur Westfalen besetzt, sondern belegte auch Niedersachsen mit Besatzungen, Einquartierungen und Durchzügen; er forderte sogar, die Kreistruppen sollten im Verein mit seiner eignen Armee den Grafen Mansfeld aus Ostfriesland vertreiben helfen. Zu den militärischen Drangsalen kam die Furcht, der Kaiser werde nunmehr in Niedersachsen, zunächst in Halberstadt, die gewaltsame Restitution der protestantisch gewordenen Bistümer ins Werk setzen und damit die ganzen Besitzverhältnisse des Kreises von Grund aus umstürzen. Die Klagen und Vorstellungen der Stände im ligistischen Heerlager und am kaiserlichen Hof wurden mit ungnädigen oder ausweichenden Antworten erwidert. Weder hinsichtlich der Abführung der Truppen, noch des Besitzes der geistlichen Stifter konnten die Kreisstände eine beruhigende Erklärung vom Kaiser erlangen. Die erneuten Kriegsrüstungen, welche die Stände zum Schutz der Grenzen beschlossen, dienten nur dazu, die Unfähigkeit des ganzen Instituts der Kreisverfassung darzuthun; weder Geld noch Truppen waren aufzubringen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg waren mehr wie je unter dem Bann der kaiserlichen Autorität und befolgten die alte Politik der feigsten Friedensliebe. Die niedersächsischen Kreisstände hielten es endlich für das beste, die Rüstungen ganz einzustellen und das geringe bereits gesammelte Kriegsvolk zu entlassen, um nicht zum Anschluß an Tilly gezwungen zu werden; der Kreisoberste Christian von Celle legte sein Amt nieder. Das ligistische Heer aber setzte sich in einem großen Teil des westfälischen und niedersächsischen Kreises fest.

Niedersachsen von den ligistischen Truppen besetzt.

Während Christian von Braunschweig in dem niedersächsischen Kreise Quartier nahm, hatte sich sein Waffengefährte, Mansfeld, nachdem ihn die Generalstaaten abgedankt, im Einverständnis mit ihnen nach Ostfriesland begeben, wo Graf Enno im Widerspruch mit der Gesinnung der Stände Verbindungen mit dem Hause Habsburg angeknüpft hatte. Mansfeld hoffte das Land, wo schon seit Jahren Spanier sowohl als Holländer eine feste maritime Position einzu-

Mansfeld in Ostfriesland.

Nov. 1622.

nehmen trachteten, in ein Bundesverhältnis zu den Generalstaaten zu bringen, vielleicht für sich selbst die Statthalterwürde zu gewinnen; allein sein zuchtloses Kriegsvolk hauste so entsetzlich, daß sich der ganze Haß und Zorn des ostfriesischen Volks gegen ihn und seine holländischen Beschützer erhob. Sechs Monate Mansfeldscher Einlagerung genügten, um das Land bis auf ein Fünftel der vorigen Einwohnerzahl zu entvölkern; scharenweise wanderten die Bürger und Bauern aus; Hunger und Pest raffte das unglückliche Volk und seine Peiniger gleichmäßig weg. Auch die 20,000 Mann, mit denen der General ins Land gekommen, waren bald auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Der kluge und energische Graf Anton Günther von Oldenburg hielt mit Mühe den wilden Schwarm von einem Einfall in sein Gebiet ab.

Pariser Tripelallianz. 1623. Bald schien sich für Mansfeld ein neues Feld der Thätigkeit zu eröffnen. Ludwig XIII. von Frankreich schloß um jene Zeit Frieden mit den Hugenotten und wandte seine Teilnahme mehr als früher den großen Weltereignissen zu. Die Festsetzung der Spanier in dem graubündnerischen Veltlin hatte die norditalienischen Mächte, Venedig und Savoyen, mit lebhaften Besorgnissen erfüllt, und als nun auch Frankreich die alte antispanische Politik wieder aufnahm, (17. Febr. 1623.) einigten sich die drei Mächte zu einem Bündnis und zur gemeinsamen Aufstellung eines Heeres. Zum General wurde Mansfeld ausersehen, der die gewaltsame Befreiung Graubündens von Südfrankreich aus unternehmen sollte. Mansfeld stand gerade mit der Infantin in Brüssel wieder einmal in Unterhandlung, als der Antrag der Alliierten an ihn gelangte. Er säumte nicht, dem letzteren Folge zu geben, und verließ endlich Ostfriesland, indem er die besetzt gehaltenen Plätze den Niederländern übergab. Allein diplomatische Verhandlungen und die lässige Erfüllung der Vertragsbedingungen von seiten Frankreichs verzögerten den Aufbruch des Generals noch bis tief in den Sommer (Juli.) hinein. Als sich das Heer endlich in Bewegung setzte, war viel kostbare Zeit verloren worden. Der Plan der französischen Staatsmänner, den Herzog Maximilian und die Liga von Habsburg zu trennen, mißlang; gegenteils erreichte Maximilian bei Frankreich, daß Mansfeld fallen gelassen wurde; gleichzeitig erlitt die protestantische Sache in Deutschland durch die Niederlage Christians von Braunschweig einen schweren Schlag. Gegen Ende des Jahres 1623 schien auch Norddeutschland wehrlos zu den Füßen des Kaisers zu liegen. Die protestantischen Mächte innerhalb des Reichs hatten nicht mehr die Fähigkeit der Gegenwehr. Schrankenlos konnte der kaiserliche Absolutismus und in seinem Gefolge die katholische Restauration schalten, wenn nicht das Ausland die Wahrung der religiösen, rechtlichen und territorialen Verhältnisse in die Hand nahm.

Die europäische Lage. Der Vernichtungskrieg gegen den Pfalzgrafen, die Übertragung der Kurwürde an Bayern, die gewaltsame katholische Restauration in so vielen Gegenden und die Besorgnis vor den weitausgreifenden Tendenzen der vereinigten

kaiserlich-spanischen Macht, die eine Umgestaltung des Reichs nicht nur, sondern der gesamten europäischen Besitz- und Machtverhältnisse anzustreben schienen, dies alles gab endlich den fremden Höfen Veranlassung, aus der bisherigen teilnahmlosen Zuschauerrolle herauszutreten und den politischen und religiösen Bestrebungen des vereinigten Hauses Habsburg eine große europäische Opposition zur Abwehr der Übergriffe und zum Schutz des protestantischen Bekenntnisses entgegenzustellen. Die Fäden dieser Koalition waren außerordentlich weit gesponnen. Im Osten war der Fürst Bethlen Gabor stets bereit, die Waffen zu ergreifen. Zwar hatte er trotz der siegreichen Schlacht von Neuhäusel, in welcher Buquoy fiel, im Nikolsburger Frieden der ungarischen Krone gegen den Besitz Dez. 1621.
von sieben Komitaten entsagt, trug sich aber nach wie vor mit hochfliegenden Entwürfen. Mit türkischer Hilfe, die Graf Thurn im Namen der österreichischen Protestanten in Konstantinopel anrief, eröffnete Bethlen bald aufs neue den Krieg; die Hoffnung auf Unterstützung von seiten des Pfalzgrafen und der pro- 1623
testantischen Mächte erwies sich freilich damals als eitel, und der siebenbürgische Fürst schloß wiederum einen Waffenstillstand. Doch spielte er in der politischen Kombination andauernd eine der ersten Rollen und beteuerte stets, den Krieg erneuern zu wollen, sobald er Unterstützung von außen habe. Die böhmischen Emigranten, die pfälzischen Agenten betrieben unablässig an den europäischen Höfen den Bund gegen das Haus Habsburg. Der Schwerpunkt einer europäischen Koalition lag naturgemäß in den protestantischen Reichen des Nordens. Welch eine Menge von Plänen, Unterhandlungen, Kombinationen waren doch seit einer Reihe von Jahren gesponnen worden, um die Teilnahme der nordischen Mächte am Kampf gegen das spanisch-österreichische Haus herbeizuführen, die Festsetzung dieser Macht an den nördlichen Meeren zu hindern! Seit dem Sege- März 1621.
berger Kongreß, wo die Vertreter Dänemarks, Englands, der Generalstaaten und einer Anzahl deutscher Fürsten eine Allianz der evangelischen Mächte des Nordens besprachen, waren diese Entwürfe stets von neuem aufgetaucht. Es schien eine Zeitlang, als sollte die nordische Koalition unter der Führung Schwedens zustandekommen. Gustav Adolf faßte den Plan, mit englischer und holländischer Unterstützung durch Polen gegen Schlesien und die kaiserlichen Erblande vorzudringen. Die bezüglichen Verhandlungen waren schon nahe am Ziel gewesen; zuletzt aber drängte sich Dänemark, von Frankreich zum Kampf gegen den Kaiser ermutigt, überdies stets rivalisierend mit Schweden und eifersüchtig auf die benachbarte aufstrebende Macht, vor und übernahm die Führung. Gustav Adolf wurde dadurch auf Jahre hinaus von einem Eingriff in die deutschen Verwickelungen abgehalten, und nahm seinen polnischen Krieg wieder auf, der freilich auch als ein mittelbarer Angriff gegen die katholisch-habsburgischen Interessen gelten konnte. Frankreich war durch die Besetzung Graubündens und mehr noch der Rheinpfalz seitens spanischer Truppen beunruhigt. Im Jahr 1624 nahm Richelieu die alte, auf Zurückdrängung der österreichisch-spanischen Mai 1624.

Macht gerichtete Politik wieder auf und schickte deshalb den Grafen Mansfeld nach London. In der That war jetzt endlich der Bann gebrochen, der solange die englische Politik eine verderbliche Vermittlerrolle hatte spielen lassen. Das Scheitern des spanischen Eheprojekts und der Tod des verzagten und kurzsichtigen Königs Jakob änderten die ganze Sachlage. Der englische Hof entschloß sich jetzt, der Stimme des Volks und des Parlaments Folge zu geben und für den verwandten Pfalzgrafen und die gefährdeten protestantischen Interessen einzustehen und zugleich den maritimen Plänen Spaniens entgegenzutreten. Zu South-
7. Sept. 1625. ampton wurde eine Offensiv- und Defensivallianz zwischen England und den Generalstaaten geschlossen, worauf die englische Flotte gen Spanien segelte. Zu-
9. Dez. 1625. gleich wurde im Haag ein Bündnis zwischen England, Holland und Dänemark zur Verteidigung des niedersächsischen Kreises und zur Abwehr der kaiserlichen Übermacht in Norddeutschland vereinbart. Schon vorher war König Christian
März 1625. von Dänemark zum niedersächsischen Kreisobersten erwählt und die Rüstung der Kreisstände wieder lebhafter betrieben worden, um sich endlich der drückenden Einlagerung der Tillyschen Kriegsmacht zu erledigen. Dies waren die Grundlagen eines europäischen Bundes, der sich gegen das Übergewicht der spanisch-österreichischen Dynastie und ihre katholischen Restaurationspläne richtete, aber freilich in der Folge den Erwartungen nicht entsprach, die man davon hegen durfte. Die gemeinsamen Interessen wurden doch schließlich immer wieder von den Sonderbestrebungen der einzelnen Mächte zu sehr überwogen, um ein umfassendes und dauerndes Bundeswerk zu ermöglichen, und die evangelischen Stände Deutschlands insonderheit wiesen die französisch-englischen Vorschläge aus Furcht vor dem übermächtigen Kaiser zurück. Das Ausland sollte den ersten Stoß gegen den habsburgischen Koloß führen.

Brüsseler Konferenzen. Mai bis Okt. 1626. Aber auch die Konferenzen, welche bald darauf die katholischen Mächte, Spanien, Österreich, Bayern in Brüssel abhielten, dienten nur dazu, den Zwiespalt darzulegen, der auch in diesem Lager herrschte. Mit dem Bestreben der spanischen Staatskunst, die ligistisch-kaiserlichen Waffen im Krieg gegen die Generalstaaten zu verwerten, den holländischen Handel im Reich zu sperren, einen Hafen an der Ostsee zu besetzen, die niederländischen Provinzen mit der Reichsacht zu belegen, war Bayern keineswegs einverstanden, zumal noch die weitere Zumutung hinzukam, die besetzten Plätze in der Pfalz den Spaniern einzuräumen und dem Kaiser die Oberleitung der Dinge zu überlassen, und die Erklärungen der Spanier über die Weise und das Maß der bewaffneten Hilfeleistung ausweichend und unbefriedigend lauteten. Das Streben Spaniens, den katholischen Bund durch Vernichtung der bayrischen Hegemonie zu beherrschen und den eignen Interessen dienstbar zu machen, trat zu deutlich hervor, als daß die mißtrauische Liga dazu hätte die Hand bieten können. Eine gesteigerte Spannung zwischen den habsburgischen und den ligistischen Tendenzen war die Frucht der Brüsseler Besprechungen.

Christian IV. von Dänemark, geb. 15. April 1577.

Unter den protestantischen Mächten nahm König Christian IV. von Dänemark eine der ersten Stellen ein. Ein Mann von hervorragenden geistigen Eigenschaften und von hochstrebendem Ehrgeiz, war er, als er in jungen Jahren zur Regierung gelangte mit Erfolg bestrebt, die Kräfte und den Wohlstand seines Landes zu heben. Kriegswesen und Marine vor allem erfreuten sich seiner Pflege und Sorgfalt, aber auch Handel und Industrie, Wissenschaft und Kunst blühten unter seinem Schutz auf; alle Zweige der Staatsverwaltung erfuhren wohlthätige Reformen; seine Schatzkammer, in welche die reichen Erträge des Sundzolles flossen, war stets gefüllt. Bei solchen Mitteln mußte der dänische König, der staatsmännischen Scharfblick mit durchgreifender Energie verband, eine hervorragende Rolle auf der politischen Schaubühne spielen. Ein Mann von so nüchterner Berechnung und praktischem Ehrgeiz, wie Christian, war weit entfernt, die damaligen Welthändel vom religiösen Standpunkt anzuschauen, zum Schutz des Glaubens zu den Waffen zu greifen. Mit den protestantischen Mächten des Nordens, den Generalstaaten, England, den Hansestädten, war er schon durch das Bestreben, den dänischen Handel auf eine ebenbürtige Höhe zu bringen, in stetem Konflikt; gegen die ersteren unterhielt er selbst mit Spanien zeitweise enge Verbindungen. Und ebenso hatte sein Eingreifen in die deutschen Verhältnisse lediglich territoriale Vergrößerung und materielle Vorteile zum Ziel. Die Erwerbung der benachbarten Hochstifter Bremen, Verden, Osnabrück, selbst Paderborn, der beherrschende Einfluß im ganzen niedersächsischen Kreis, das maritime Übergewicht, welches die Festsetzung an der Elbe- und Wesermündung in Aussicht stellte, das waren die Ziele, welche die dänische Politik damals im Auge hatte. Es konnte nicht fehlen, daß sich in Norddeutschland vielfach Opposition und Mißtrauen gegen die Absichten Christians regte, und zwar vorzugsweise unter den von dem dynastischen Ehrgeiz des Königs bedrohten Städten. Eine Reihe derselben trat mit den Generalstaaten in ein Schutzbündnis, dem auch (Dez. 1615.) Herzog Christian von Braunschweig-Celle beitrat, während sein Vetter Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel sich aufs engste an Dänemark anschloß und mit dessen Hilfe die Stadt Braunschweig zu unterwerfen hoffte. Der Streit um Grubenhagen und alte Eifersucht entzweite die beiden Linien des welfischen Hauses. Die hanseatisch-holländische Koalition hielt den Einfluß des Königs Christian im niedersächsischen Kreise in Schranken, und auch seine Absichten auf die Bistümer Bremen, Verden und Osnabrück stießen auf starken Widerstand. Wohl gelang es ihm, seinem zweiten Sohn Friedrich einige Pfründen in den Stiftern zu verschaffen, aber die Wahl zum Koadjutor konnte er damals nicht durchsetzen. Jedermann wußte ja, daß es ihm „mehr um Weser und Elbe und die daran gelegenen Städte als um Pfafferei und Stift“ zu thun sei. Schon rüstete sich der König, seine Absichten zunächst im Stift Bremen mit Gewalt durchzusetzen, und die Hansestädte gerieten in nicht geringe Besorgnis. Die Vermittelung Englands und der Generalstaaten, welche den König in den Kampf gegen Spanien zu ziehen und der Union zuzuführen strebten, verhinderte damals einen für die protestantische Sache verderblichen Krieg in Norddeutschland. Christian verzichtete einstweilen darauf seine Pläne mit den Waffen durchzusetzen, doch dauerte das gespannte Verhältnis zu den Hansestädten fort. Der König sah den Wirren des böhmischen Kriegs teilnahmlos zu und spann während derselben seine dynastischen und territorialen Pläne weiter. Erst gegen Ende des Jahres 1621 gingen seine Absichten auf die norddeutschen Stifter ihrer Verwirklichung entgegen, indem sein Sohn zum Koadjutor von Bremen und bald auch zum Bischof von Verden gewählt wurde; später verzichtete auch Christian von Braunschweig zu gunsten des Prinzen Friedrich auf sein Bistum Halberstadt; doch erlangte der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg beim Domkapitel den Vorzug, und der dänische Königssohn mußte sich einstweilen

mit dem Koadjutorat begnügen. Die Bedrängnis des niedersächsischen Kreises eröffnete jetzt für Dänemark die Aussicht, die alte Vergrößerungs- und Einmischungspolitik mit günstigem Erfolg aufzunehmen. Aber auch jetzt traten nur Herzog Johann Ernst von Weimar und der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg sofort unter seine Fahnen; die übrigen evangelischen Stände sannen darauf, sich durch Neutralität oder Unterwerfung zu retten.

b. Wallenstein und König Christian von Dänemark.

Wallenstein als kaiserlicher Feldhauptmann.

Bisher hatten spanische und ligistische Truppen die kaiserliche Sache fast allein durchgefochten; als das militärische Haupt des katholischen Deutschlands stand nicht der Kaiser, sondern Maximilian von Bayern da, eine Stellung, die bei dem fürstlichen Selbstgefühl und Ehrgeiz dieses Mannes am Wiener Hofe schon lange Bedenken hervorgerufen hatte. Zumal jetzt, wo eine umfassende protestantische Koalition sich bildete, wo die Spanier durch den erneuten niederländischen Krieg beschäftigt waren und die ligistischen Truppen allein den Gegnern nicht mehr gewachsen schienen, war die Aufstellung eines eignen kaiserlichen Heeres zur Notwendigkeit geworden. In diesem Augenblick trat Albrecht von Wallenstein, ein schon damals durch militärische Fähigkeiten und durch Reichtum hervorragender und angesehener böhmischer Edelmann, mit dem Antrag vor den Kaiser, auf seine eignen Kosten ein Heer von 20,000 Mann zu werben und sie zu führen, wohin man befehle, nach Ungarn, Italien oder ins Deutsche Reich. Nach einer bekannten Erzählung habe sogar der Feldherr auf die Frage, ob er den Unterhalt für 20,000 Mann im Felde schaffen zu können glaube, geantwortet: nicht für 20,000, wohl aber für 50,000. Schon Mansfeld hatte ja gezeigt, wie der Krieg den Krieg ernähren müsse. Man verhehlte sich am kaiserlichen Hofe nicht das Gefährliche, dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mann eine solche Macht in die Hand zu geben. Allein die Unmöglichkeit, auf eine andre Weise dem Kaisertum jene militärische Stellung zu erwerben, deren es zu bedürfen glaubte, überwog alle Bedenken. Das Anerbieten des kühnen Abenteurers ward angenommen. Er wurde zum Generaloberstfeldhauptmann ernannt und ihm die Errichtung von Werbeplätzen in drei Kreisen Böhmens gestattet. Kaum vier Wochen hatte Wallenstein nötig, um ein Heer von 20,000 Mann zusammenzubringen. Scharenweise, oft in ganzen Kompanien und Regimentern lief ihm das Kriegsvolk aus aller Herren Ländern zu; auf Religion wurde so wenig gesehen als auf Nationalität. Brotloser und kriegslustiger Gesellen gab es genug in einer Zeit, wo das bürgerliche Gewerbe und der Landbau allenthalben daniederlag, und dem Friedländer ging der Ruf voraus, daß er den Krieg verstehe und für den Soldaten ein Herz habe.

Juli 1625.

Albrecht von Wallenstein, geb. 24. Sept. 1583.

Die Waldstein oder Wallenstein, wie der Name seit dem berühmtesten Träger desselben meist lautete, gehörten zu den alten Herrschergeschlechtern Böhmens, doch waren sie von deutschem Ursprung und bekannten sich zum protestantischen Glauben. Aus einem gering begüterten, im Königgrätzer Kreise angesessenen Zweig der Familie

stammte Albrecht von Wallenstein. Der früh verwaiste Knabe wurde zuerst in einer Brüderschule, dann in einem Jesuitenkonvikt zu Olmütz erzogen und dort dem katholischen Bekenntnis gewonnen. Seinen Aufenthalt auf der lutherischen Universität Altdorf, von dem die Sage manch tollen Studentenstreich zu erzählen wußte, hat die neuere Forschung bezweifelt. Die strenge Lehre und Zucht der böhmischen Brüder sagte dem Jüngling, der frühzeitig eine strebsame und ehrgeizige Sinnesart bewies, wenig zu. Mehr sprachen ihn die katholischen Anschauungen und die feine italienische Bildung an, die er auf einer Reise in den Ländern des Südens und durch Studien auf den Universitäten Padua und Venedig kennen lernte. Schon in den Spielen des Knaben und den Studien des Jünglings zeigte sich eine ungewöhnliche Liebe zu allem, was sich auf den Krieg bezieht. Daneben fesselten seinen Geist frühzeitig die Mysterien der Astrologie und andrer geheimer Wissenschaften, mit deren Hilfe die Denker und Forscher jener Zeit den Einfluß der Naturkräfte auf das Schicksal des Menschen zu ergründen wähnten. Der düstere fatalistische Glaube hat häufig lähmend und unheilvoll in sein thatkräftiges Wesen eingegriffen. In Augenblicken, wo die vollste Energie, die nüchternste Überlegung, das schärfste Urteil eines erfahrenen Mannes erfordert wurde, holte er sich Rat am gestirnten Himmel. — Frühzeitiger, als es sonst der Fall zu sein pflegt, wurde der junge Edelmann in das bewegte politische und kriegerische Leben hineingerissen. Schon unter dem kaiserlichen General Georg Basta that er in Ungarn Kriegsdienste und kehrte nach mehrjährigem Aufenthalt mit dem Ruf eines tüchtigen und tapfern 1606.
Offiziers zurück. Noch mehr lenkte er in dem Krieg Ferdinands mit den Venetianern 1617.
die Aufmerksamkeit auf sich; mit einem selbstgeworbenen Fähnlein erschien er im Lager Dampierres und zeichnete sich in Rat und That aus. Die Entsetzung der von den Venetianern belagerten Festung Gradisca war ihm in erster Linie zu danken. Dabei vernachlässigte der junge Kriegsmann auch nicht den höfischen Dienst, namentlich seitdem er durch die Vermählung mit der alternden Lucretia Nekyssowa von Landeck in den Besitz reicher Güter in Mähren gekommen war und mit freigebigem Glanz auftreten konnte. Durch seine zweite Ehe mit der Gräfin Harrach kam Wallenstein in enge verwandtschaftliche Beziehungen zu den leitenden Ratgebern des Königs Ferdinand, seinem Schwiegervater Karl von Harrach und zu dem späteren Minister Hans Ulrich von Eggenberg. So war Wallenstein schon tief in die Gedankenkreise und Interessen des Ferdinandschen Hofes hineingezogen und dem Standesbewußtsein der tschechischen Magnaten weit entfremdet, als die böhmischen Unruhen zur offenen Empörung ausbrachen. Er zögerte nicht mit seiner Parteinahme für den Kaiser hervorzutreten, von der ständischen Sache, der die Mehrheit des Adels in Böhmen und Mähren zugethan war, sich für immer loszusagen. Als im Sommer 1619 Thurn in Mähren erschien und das Land zum Anschluß brachte (S. 812), entwich Wallenstein, der eine Anzahl ständischer Truppen befehligte, samt der Kriegskasse zu Ferdinand, eine That, die ihm dieser ebenso hoch anrechnete, als sie ihm seine Landsleute zum Vorwurf machten. In dem weiteren Krieg gegen die Böhmen, namentlich dem Treffen bei Thein, leistete das flandrische Kürassierregiment Wallensteins hervorragende Dienste; in den Kämpfen mit Bethlen Gabor und Thurn vor den Mauern Wiens wird sein Name mit Auszeichnung Okt. 1619.
genannt; auch in der Schlacht am Weißen Berg kämpfte sein Regiment unter dem Oberstleutnant de Lamotte, während er selbst eine anderweitige Mission auszurichten hatte. In den folgenden Jahren erwarb er sich neue kriegerische Lorbeeren in Ungarn und Schlesien gegen Bethlen Gabor und den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf. Die Zeit der böhmischen Strafgerichte benutzte dann Wallenstein so erfolgreich, daß er in kurzem der erste Grundbesitzer im Lande wurde. Unter den reichen Gütern, die damals in seinen Besitz kamen, waren die Herrschaften **Friedland** und Reichen-

berg die bedeutendsten. Von der ersteren Besitzung erhielt er im Jahr 1625 den Herzogstitel mit einer nahezu souveränen Stellung. Durch gute Wirtschaft und rastlose Erwerbsucht war Wallenstein am Ende des böhmischen Aufstands zu einem wahrhaft fürstlichen Besitz, zu einer unabhängigen gebietenden Stellung gekommen und konnte so in den folgenden politischen und militärischen Begebenheiten die Rolle spielen, die er anstrebte.

Der Aufbruch Wallensteins. Schlacht an der Dessauer Brücke. 1625. 1626. In diesen Tagen, da die große Kombination von England, Dänemark, Holland zum Schutz der Reichsverfassung und des deutschen Protestantismus gegen die drohende Habsburgsche Übermacht unter die Waffen trat, lag die Entscheidung an der unteren Elbe und Weser. Dahin wandte sich nun Wallenstein. Sept. 1625. Durch Franken und Hessen vorrückend, besetzte er ohne Widerstand die Stifter Halberstadt und Magdeburg. Noch trat er nicht als Feind auf; noch einmal wurden auf einem Kreistag zu Braunschweig im letzten Monat des Jahres 1625 und den ersten Monaten des folgenden ernstliche Unterhandlungen geführt. Aber die Forderungen des Generals, Entwaffnung des Kreises, Entfernung des fremden Kriegsvolks, Ersatz der Kriegskosten, schienen den Ständen wider Recht und Billigkeit, zumal hinsichtlich der geistlichen Güter und der Bestätigung des Religionsfriedens die Erklärungen keineswegs beruhigend lauteten. So mußten denn aufs neue die Waffen entscheiden. Auf beiden Seiten war eine sehr ansehnliche Kriegsmacht. Den Heeren Tillys und Wallensteins gegenüber hatte der König von Dänemark nicht nur über seine eigne Armee und die niedersächsischen Kreistruppen, sondern auch über das Kriegsvolk Mansfelds, Braunschweigs und Johann Ernsts von Sachsen-Weimar zu verfügen. Allein der Anfang des Kriegs brachte den kaiserlichen Waffen einen neuen Sieg. Wallenstein hatte den Elbpaß an der **Dessauer Brücke** besetzt, einen strategisch ungemein wichtigen Punkt, aus welchem ihn Mansfeld zu verdrängen suchte. Hier kam es zu einem 25. April 1626. hitzigen Zusammentreffen, wobei die Mansfeldschen zersprengt und furchtbar gelichtet wurden. Mansfeld ergänzte rasch die Lücken seines Heeres durch neue Werbungen und wandte sich nach Schlesien, wohin ihm Wallenstein seine Obersten Pechmann und Isolani mit dem Vortrab nachschickte und dann selbst mit dem Tod Christians von Braunschweig. 6. Mai 1626. Hauptheer folgte. Wenige Tage nach Mansfelds Niederlage schied sein alter Waffengefährte, Christian von Braunschweig, aus der Welt. Ein hitziges Fieber stürzte den tapfern Kriegsmann, dessen Leibeskraft die Aufregung eines wilden Lebens vor der Zeit gebrochen, in ein frühes Grab. Argwöhnische sprachen ohne Grund von Vergiftung, wie häufig bei solchen plötzlichen Todesfällen. Der König von Dänemark wollte den Abzug Wallensteins benutzen, um südwärts durch Thüringen nach den fränkischen Bistümern vorzudringen, aber bei Lutter 27. Aug. 1626. am **Barenberg** im Braunschweigischen wurde er von Tilly, bei dem einige Wallensteinsche Regimenter zurückgeblieben waren, aufs Haupt geschlagen und mußte sich schleunig zurückziehen.

Vorgänge in den österreichischen Erblanden. Die Unfälle auf dem deutschen Kriegsschauplatz sollten durch die gleichzeitige Schilderhebung des Fürsten Bethlen Gabor ausgeglichen werden, auf

dessen Eingreifen die antihabsburgische Koalition von vornherein gerechnet hatte. Im Haag wurde ein Subsidienvertrag mit dem siebenbürgischen Fürsten vereinbart und zugleich wurde beschlossen, ihm mit Kriegsvolk zu Hilfe zu ziehen. April 1626. Mansfeld und Johann Ernst von Weimar sollten ihm die Truppen zuführen. Sie setzten sich zunächst in Schlesien fest. Hier, in Mähren, in Böhmen richteten die gedrückten Protestanten auf sie ihre sehnsüchtigen Blicke wie auf Befreier. In den Ländern der österreichischen Monarchie regte sich noch einmal der alte Geist des Widerstandes gegen die politische und religiöse Vergewaltigung. Am gefährlichsten waren die Bauernaufstände in Österreich, dem Land unter und ober der Enns, welches letztere an Maximilian von Bayern für die böhmischen Kriegskosten verpfändet war. In beiden Ländern, namentlich dem bayrischen Teil, wo der Graf Herberstorf als Statthalter waltete, hatte die katholische Reaktion in der rücksichtslosesten und gewaltthätigsten Weise um sich gegriffen. Die Zusicherungen früherer Tage wurden nicht geachtet, die Geistlichen, dann auch das Volk, wenn es vom evangelischen Glauben nicht lassen wollte, des Landes verwiesen. Als es darüber zu Unruhen kam, ließ Graf Herberstorf einmal die Ratsmänner und Gemeindevorsteher, achtunddreißig an der Zahl, versammeln und zwei und zwei um ihr Leben würfeln; die Verlierenden wurden sämtlich aufgeknüpft. Dazu kamen die Ausschweifungen des zuchtlosen Soldatenvolks, um die Leute zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Mai 1625 brach in Oberösterreich ein großer Aufstand der Bauern unter Stephan Fadinger aus. Die Empörer belagerten Linz und führten mehr als ein Jahr lang einen erbitterten Krieg gegen ihre Peiniger; die Hoffnung auf Unterstützung von seiten der protestantischen Heere in Norddeutschland gab dem Aufstand neue Kraft. Große Truppenmassen, die der Kaiser unter den Obersten Löbel und Preuner und Maximilian unter Heinrich Gottfried von Pappenheim gegen die Rebellen ins Feld schickten, schlugen endlich im Spätherbst 1626 die Empörung blutig nieder. Doch gaben auch noch später gewaltige Zuckungen kund, wie schwer das Volk den Verlust seiner Freiheit, seiner Rechte und seines Glaubens ertrug.

Die gefährdete Lage der österreichischen Erblande, die zugleich von inneren Bewegungen und von den Heeren Mansfelds und Bethlen Gabors bedroht wurden, bewog, wie wir erwähnten, Wallenstein zum Abzug aus Niedersachsen. Wallenstein in Ungarn. Tod Mansfelds. Mansfeld war bereits nach Ungarn gezogen und hatte sich mit Bethlen vereinigt. Wallenstein folgte dem Gegner; am Granfluß standen sich die beiden Sept. 1626. Armeen schlagfertig gegenüber; aber zu einer Schlacht kam es nicht. Das kaiserliche Heer war durch Mangel und Krankheit erschöpft und Wallenstein wünschte ohnedies eine Beilegung des ungarischen Kriegs, um dem deutschen seine Kräfte ungeteilt zuwenden zu können. Die beiden Kriege zugleich zu führen, schien die Macht des Kaisers nicht auszureichen. Auch Bethlen verstand sich zum Frieden auf Grund der früheren Besitzverhältnisse, ohne freilich sich dadurch verhindert zu glauben, für das nächste Jahr mit den Feinden des Kaisers einen

neuen Angriff auf das österreichische Gebiet zu verabreden. Von dem deutschen Kriegsvolk, das nach Ungarn gezogen war, kamen nur wenige zurück. Die Führer selbst beschlossen ihr Leben in der Fremde. Auf dem Weg nach Venedig, 29. Nov. 1626. zwischen Sarajo und Spalatro, auf türkischem Gebiet, starb der Graf von Mansfeld, nachdem er, um nicht in die Hölle zu fahren, zum katholischen Glauben seiner Jugend, gegen den er doch zeitlebens in Waffen gestanden, zurückgekehrt war. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich Harnisch und Schwert umgürten und starb aufrecht stehend zwischen zweien seiner Offiziere. In Spalatro 4. Dez. liegt die Leiche des tapfern Kriegsmanns begraben. Wenige Tage später erlag auch Herzog Johann Ernst von Weimar einem Fieber, das er sich in den sumpfigen Niederungen Ungarns zugezogen, gleich seinem ganzen Hause ein standhafter und ritterlicher Vorkämpfer der protestantischen Sache und der deutschen Fürstenhoheit, die er beide schon im böhmischen Krieg durch die aufstrebende Macht des katholischen Kaisertums bedroht sah.

Beginnender Zwiespalt zwischen Wallenstein und der Liga. Wenn die kaiserliche Autorität bisher nur auf den Waffen der Liga und Spaniens beruhte, so war jetzt Wallenstein ihr eigentlicher Träger. Aus eignen Mitteln hatte er die Macht Habsburgs zu einer ungeahnten Höhe geführt, den Namen des Kaisers im deutschen Norden, wo er fast vergessen war, wieder zu Ehren gebracht. Aber dadurch, daß das Kaisertum seine eignen Wege ging, über den Mächten, auf die es sich bisher gestützt, eine herrschende Stellung wieder einzunehmen strebte, wurde frühzeitig der Keim des Mißtrauens und Haders in der katholischen Partei selbst gelegt. Das rücksichtslose und hochfahrende Wesen des Generals verletzte die ligistischen Fürsten, die sich ihrer Verdienste um die katholische Sache wohl bewußt waren. Die Durchzüge, Quartiere, Erpressungen der Wallensteinschen Regimenter lasteten ebenso schwer auf den katholischen Ständen als auf den protestantischen. Und nicht allein als das Haupt des kaiserlichen Kriegswesens schaltete der kühne Emporkömmling eigenmächtig und willkürlich, schon griff er auch in die politischen und territorialen Verhältnisse ein. So sagte er das Fürstentum Christians von Braunschweig dem nächsten Stammesvetter, dem Herzog Georg von Lüneburg, zu, während auch der Kurfürst Schweickardt von Mainz, der sich um Ferdinand unbestreitbare Verdienste erworben, einen Teil des Landes, die Städte Göttingen, Nordheim, Münden beanspruchte und hierin von Maximilian von Bayern unterstützt wurde. Die ligistischen Fürsten bestürmten den kaiserlichen Hof mit ihren Beschwerden und Vorwürfen gegen Wallenstein, dessen militärische Verdienste und Fähigkeiten sie überdies geflissentlich verkleinerten. Mißmutig sprach der General schon von seiner Abdankung. Noch aber war der Kaiser und sein erster Minister, der Reichs- Hans Ulrich von Eggenberg. 1568–1634. fürst von Eggenberg, mit den Zielen und Plänen des Feldherrn völlig einverstanden. Ein ernstlicher Bruch wurde damals noch vermieden. Allein schon war zu bemerken, daß die Herstellung der kaiserlichen Macht, wie sie Wallenstein ver-

stand, in schroffem Gegensatz war zu den Tendenzen des Reichsfürstentums, des katholischen wie des protestantischen.

Ein Glück für den Kaiser war es, daß damals Frankreich teils durch den Aufstand der Hugenotten und andre innere Kämpfe, teils aber auch durch die Nachgiebigkeit Spaniens in der Graubündner Frage veranlaßt war, die Zuschauerrolle zu übernehmen. Richelieu begnügte sich, den dänischen König, so oft derselbe Miene machte, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, durch Geld und Versprechungen zur Fortsetzung des Kriegs zu bewegen. In der That eröffnete Christian IV. schon im Frühjahr 1627 den Krieg aufs neue; ein englisches Hilfsheer unter Sir Charles Morgan erschien an der Weser; der Markgraf von Baden-Durlach, Herzog Bernhard von Weimar, der alte Graf Thurn, seit einigen Jahren in venetianischen Diensten, traten unter die Fahnen des Dänenkönigs. Noch war ein großer Teil Niedersachsens in seiner Hand, in Schlesien, in Kosel und Troppau standen seine Besatzungen. Allein wenn man auf die Mitwirkung Bethlen Gabors in dem großen Kriegsdrama gehofft hatte, so erfuhr man eine Täuschung. Aufstände und Unruhen in Asien bewogen die Pforte, zu einer Beilegung der europäischen Streitigkeiten die Hand zu bieten, und da auch die kaiserliche Politik eine Fortsetzung des Türkenkriegs nicht wünschen konnte, kam bald ein Vertrag auf Grund des alten Friedens von Zsitwa-Torok (S. 788) zu stande. Dadurch war auch der unruhige Fürst von Siebenbürgen zur Unthätigkeit gezwungen, und Wallenstein konnte sich wieder dem deutschen Kriegsschauplatz ausschließlich widmen. Der General wandte sich zunächst gegen die dänische Kriegsmacht in Schlesien. Herzog Georg von Lüneburg, der in Brandenburg eindrang und die Havelpässe besetzte, hinderte die Vereinigung dieser Truppen mit dem dänischen Hauptheer, so daß sie gezwungen waren, der starken Übermacht Wallensteins standzuhalten. Bei Kosel erlitten die Dänen eine empfindliche Niederlage, und Schlesien geriet in wenigen Wochen vollständig in die Gewalt des kaiserlichen Feldherrn. Die dänischen und Mansfeldschen Truppen traten zum Teil zu Wallenstein über, zum Teil wurden sie zersprengt und vernichtet. Der Rückzug durch Brandenburg war ihnen abgeschnitten. Der märkische Oberst von Arnim, der bei Wallenstein Dienst genommen, ein tüchtiger Soldat und verschlagener Parteigänger, hielt die wichtigsten brandenburgischen Plätze besetzt. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm behauptete zwar, neutral zu sein, in der That aber war die brandenburgische Politik unter den Händen des Grafen Schwarzenberg dem Kaiser unbedingt ergeben, und die „Neutralität, zu deren Aufrechterhaltung nicht die geringsten Streitkräfte vorhanden waren, hinderte nicht, daß das Land rücksichtslos von Dänen und Mansfeldern wie von Kaiserlichen durchzogen wurde und alle Schrecken und Leiden des Kriegs kosten mußte.

Feldzug von 1627.

Sept. 1627.

Juli 1627.

Nachdem Wallenstein Schlesien vom Feind gesäubert und sich vom Kaiser das Herzogtum Sagan hatte verkaufen lassen, wandte er sich nordwärts, um

Das kaiserl. Heer in Mecklenburg, Dänemark u. Pommern.

den Feind im eignen Land anzugreifen. Acht Tage genügten ihm, um von Schlesien nach Dömitz auf mecklenburgischem Gebiet zu kommen. Die Einziehung dieses Landes tauchte in den politischen Kombinationen Wallensteins frühzeitig auf, obwohl die Herzöge Adolf Friedrich und Hans Albrecht den notgedrungenen Anschluß an den Dänenkönig mit nicht größerem Eifer als andre vollzogen hatten und die einrückenden kaiserlichen Truppen bereitwillig aufnahmen. Unter der Versicherung, als Freund und Befreier zu kommen, besetzte Wallenstein alle festen Plätze und zog immer mehr Kriegsvolk heran. Auch gegen den König von Dänemark wurden nun die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Mit Tilly vereinigt rückte das kaiserliche Heer in Holstein ein. Bei Aal-
27. Sept. 1627. borg schlug Graf Schlick, ein Wallensteinscher Oberst, den Markgrafen von Baden, der eine dänische Heerabteilung führte, in einem hitzigen Treffen. Rendsburg und Flensburg kapitulierten, der König mußte sein Heer auf die Inseln zurückziehen, nur der Mangel an Schiffen hinderte Wallenstein an weiterer Verfolgung. Am Ende des Jahres war der ganze cimbrische Chersones in der Hand des kaiserlichen Feldherrn; das dänische Heer leistete nirgends mehr Widerstand, sondern streckte die Waffen und lief in hellen Haufen zum Feind über. Schon glaubte man über die dänische Krone nach Belieben verfügen zu können und stellte Erwägungen an, wessen Haupt man damit schmücken solle. Gleichzeitig waren Wallensteinsche Regimenter unter Arnim in Pommern eingerückt und hatten das ganze Land, selbst die Insel Rügen, besetzt; nur Stralsund verschloß die Thore. Die Ausrüstung einer Kriegsflotte, ohne welche der nordische Krieg nicht zu Ende geführt werden konnte, nahm damals Wallensteins ganze Fürsorge in Anspruch. Der Titel eines „Generals des Baltischen und Ozeanischen Meeres", den er um jene Zeit erhielt, war ein Ausdruck der großen maritimen Pläne, mit denen man sich damals in Wien und im kaiserlichen Feldlager trug.

c. Die kaiserliche Macht an der Ostsee. Lübecker Frieden.

Die maritimen Pläne des Hauses Habsburg.

Es war ein alter Gedanke der spanischen Politik, die Holländer aus dem Besitz des Ostseehandels, auf dem ihre Macht zum großen Teil beruhte, zu verdrängen. Man dachte sich hierzu der Hansa zu bedienen, die mit Erbitterung und Eifersucht betrachtete, wie sehr sie durch die nordischen Nebenbuhler, Holland, England, Dänemark, überflügelt worden, und darum den spanischen Projekten nicht abgeneigt war. Als die kaiserlichen Heere Norddeutschland bezwungen hatten und bereits an der Meeresküste standen, mußten die maritimen Pläne mit erhöhter Lebhaftigkeit erwachen. Sie konnten jetzt sogar mit einem gewissen nationalen Schein auftreten. „Auf der breiten Basis der habsburgischen Macht schien der deutsche Handel, gedrückt und gesunken, einen neuen Aufschwung nehmen zu können; einer kleinen Anzahl deutscher Seestädte sollte der Gesamtgewinn des spanischen Verkehrs gesichert werden." Auf mehreren Hansatagen

wurde der Vorschlag eines Handelsvertrags zwischen Spanien und dem deutschen Städtebund, demzufolge der Handel zwischen den beiden Mächten nur direkt geführt werden sollte, erwogen und besprochen. Während die spanische Politik die Vernichtung des holländischen Handels im Auge hatte, hoffte Österreich, sich der hanseatischen Seemacht zum Angriff gegen Dänemark und, wenn nötig, gegen Schweden bedienen zu können. Auf einem großen Hansatag in Lübeck wurden noch einmal ernstliche und eingehende Unterhandlungen in dieser Richtung gepflogen. Allein der Bund der Hansa war längst zu sehr durch innere Streitigkeiten, durch Eifersucht und Eigennutz geschwächt und zerrissen, als daß er sich zu einem gemeinsamen Vorgehen hätte entschließen können. Am Ende überwogen doch die mannigfaltigsten Bedenken und Besorgnisse vor den habsburgischen Plänen. Wurden ja gerade damals drei Glieder des Bundes, Stralsund, Wismar, Rostock, von den Kaiserlichen aufs heftigste bedrängt. Das Streben der habsburgischen Politik, durch die Hansa in den Besitz einer Flotte zu kommen, scheiterte schließlich. Man suchte nun bald die feindlichen Schiffe, dänische und schwedische, zu vernichten und zu verbrennen, wo man ihrer habhaft werden konnte, bald selbst eine Kriegsflotte zu bauen. Allein beides hatte keinen rechten Fortgang. Man mußte sich begnügen, die Küsten zu besetzen. Das Meer blieb die Schranke der kaiserlichen Macht.

Febr., März 1628.

Hochfliegende Pläne.

Es war eine großartige ungeahnte Machtstellung, die das Kaisertum damals einnahm. Kein Wunder, daß in dem Haupt Wallensteins und der österreichisch-spanischen Staatsmänner kühne Pläne, stolze Entwürfe erwachten. Schon sah man sich im dauernden Besitz der nördlichen Seeküste und neue direkte Handelswege mit Spanien eröffnet; die Republik der Generalstaaten sollte auch vom Norden her angegriffen werden; Dänemark sollte aus der Reihe der Mächte verschwinden, seine Erbschaft sollte der König von Schweden antreten und dadurch auf ewig an die kaiserliche Politik gefesselt werden. Und dann wieder tauchte der abenteuerliche Plan auf, die im Abendland siegreichen kaiserlichen Waffen nach dem Orient zu tragen, Konstantinopel zu erobern, das Kaisertum in der umfassenden Idee früherer Zeiten wiederherzustellen. Mit vollem Ernst wurden solche Dinge im Rat der Feldherren und Staatsmänner erwogen. In jenen Zeiten, wo man die großartigsten Schicksalswechsel sich vollziehen sah, schien es in Augenblicken des Glücks keine Grenzen für den hochfliegenden Ehrgeiz zu geben.

Übertragung Mecklenburgs an Wallenstein. 1628.

Während sich Wallensteins Geist an kühnen Phantasien und Kombinationen weidete, vergaß er doch nicht, auf näher liegendem Gebiet für sich selbst zu sorgen. Nicht zufrieden mit dem Fürstentum Sagan, das er als Entschädigung und Belohnung für den schlesischen Feldzug erworben, trachtete der ehrsüchtige Mann nach einem großen Reichsfürstentum und ersah hierzu Mecklenburg. Am kaiserlichen Hof trug man kein Bedenken, die Verdienste des Feldherrn, da man anders nicht konnte, auf diese Weise zu belohnen. Über die Formen des

Rechts hatte man sich längst hinweggesetzt. Wie man in den eroberten Ländern mit größter Willkür Güter konfiszierte, um die Soldaten bezahlt zu machen, so glaubte man auch mit Reichsfürstentümern schalten zu können, wenn das Verbrechen der Majestätsbeleidigung vorzuliegen schien. Wie man mit der Kurpfalz verfahren, so auch jetzt mit Mecklenburg. Was ein Prozeß vor dem Reichshofrat besagen wollte, darüber hatte man ja seit Jahrzehnten laute Klagen in ganz Deutschland gehört. Die beiden mecklenburgischen Herzöge, Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow, hatten allerdings dem Dänenkönig standhaft angehangen und seine Unternehmungen nach Kräften gefördert; aber auf Grund dieser Anklage hätte man halb Norddeutschland als verwirktes Reichslehen einziehen können. In jener Zeit rücksichtsloser Gewalt galten keine rechtlichen Bedenken. Die Herzöge wurden aus dem Lande gewiesen und fanden
1 Febr. 1628. bei Gustav Adolf von Schweden eine Zuflucht. Wallenstein erhielt das Herzog-
16. Juni 1629. tum, zunächst als Unterpfand für die Kriegskosten, im nächsten Jahr aber in aller Form als Reichslehen für sich und seine Agnaten. Ohne Widerstand leistete das Land die Huldigung und der Feldherr traf Anstalten, die Seehäfen und festen Plätze gegen feindliche Angriffe in Bereitschaft zu setzen. „Wenn man den Schritt in Erinnerung an das Herkommen im Reich überlegt, so schloß er eine unermeßliche Tragweite in sich. Wem verdankte der Kaiser seine Krone, als den der alten Verfassung gemäß mit der Wahl beauftragten vornehmsten Fürsten? Die Prätension der deutschen Fürsten war, daß das Reich in ihnen beruhe. Der Kaiser, den sie mit der höchsten Macht bekleidet, verlor jetzt nicht allein die Gesetze, die seine Kapitulation ihm vorschrieb, aus den Augen: er durchbrach selbst bei der Ersetzung der Verurteilten den Kreis des erblichen Fürstentums und griff weit über denselben hinaus. Einen Edelmann seiner Erblande belehnte er mit den Spolien eines alten reichsfürstlichen Hauses, einem großen Herzogtum, und erhob ihn zu einer Territorialmacht, die ihm eine überwiegende Stellung im Reich verhieß."

Die Belagerung von Stralsund. 1628. Das Streben des kaiserlichen Feldherrn, die deutsche Küste durch Besetzung und Befestigung der mecklenburgischen und pommerschen Seeplätze zu sichern, stieß allein in Stralsund auf energischen Widerstand. Die Stadt, wenn auch dem Herzog von Pommern unterthan, doch im Besitz einer fast reichsfreien Stellung, hatte sich durch eine Geldsumme von der Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung losgekauft. Dennoch aber besetzten die kaiserlichen Obersten Arnim und Sparre das kleine Eiland Dänholm zwischen der Stadt und der Insel Rügen, welches die Reede beherrschte, und schickten sich an, Stralsund, dessen Besitz für die maritime Stellung des kaiserlichen Feldherrn von der höchsten Wichtigkeit war, mit Gewalt zu unterwerfen und zur Aufnahme einer kaiserlichen oder doch wenigstens pommerschen Garnison zu zwingen. Allein die Bürgerschaft, in welcher der trotzige Geist der alten Hansa noch einmal auflebte, setzte dem siegreichen kaiserlichen Heer den mannhaftesten Widerstand entgegen, an ihrer

Spitze der Bürgermeister Steinwig. Die kaiserliche Besatzung auf dem Dänholm wurde zur Kapitulation gezwungen. Die Friedensmahnungen Wallensteins und 5. April 1628. des Herzogs Bogislaw von Pommern prallten an dem entschlossenen Mut der Bürger ab, die sich eidlich verpflichteten, für die wahre Religion und der Stadt Freiheit und Recht bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten. Wallenstein setzte alle Kräfte ein, die Stadt zu bezwingen; man will von ihm das Wort gehört haben, er müsse sie in drei Tagen haben, und wäre sie mit Ketten an den Himmel geschlossen. Sein Feldmarschall Arnim schlug ein festes Lager vor der Mai. Stadt auf und unternahm vergeblich Sturm auf Sturm. Dänische und schwedische Truppen und Schiffe unterstützten die tapfere Bürgerschaft. Auch als Wallenstein selbst vor der Stadt anlangte, von nah und fern alle verfügbaren Streit- 7. Juli. kräfte und das schwere Belagerungsgeschütz an sich zog, wurde Stralsund nicht zu Fall gebracht. Die Kapitulation, welche der Rat aufsetzte, wurde von der Bürgerschaft nicht angenommen, dagegen ein Vertrag mit Schweden geschlossen, worin mit Vorbehalt der Reichsangehörigkeit eine beständige Verbindung mit dieser Krone festgesetzt wurde. Hunger und Nässe, Krankheiten und die fortgesetzten Stürme lichteten die kaiserlichen Reihen furchtbar; ganze Regimenter, wie das Tiefenbachsche, wurden aufgerieben. Durch neue dänische und schwedische Hilfstruppen verstärkt, gingen die Belagerten sogar zum erfolgreichen Angriff über; gleichzeitig erschien eine dänische Flotte von 200 Schiffen in den Gewässern von Rügen und bedrohte die mecklenburgische und pommersche Küste, und Gustav Adolf schiffte frische Truppen für den deutschen Kriegsschauplatz ein. Den beiden nordischen Königen war Wallenstein ohne Flotte nicht gewachsen. Mit Zorn und Unwillen kam er zur Einsicht, daß vor den Mauern Stralsunds sein Glück den ersten Stoß erlitten. Nach sechsmonatlicher Belagerung zogen die kaiserlichen Truppen unter Spott und Schimpf ab. Die dänische Flotte landete 1. Aug. zur selben Zeit an der pommerschen Küste und nahm Wolgast. Die ganzen bisherigen Erfolge wurden in Frage gestellt, wenn es dem König gelang, sich an der deutschen Küste festzusetzen, den Geist des Widerstands in Pommern und Mecklenburg wachzurufen. Eilig brach Wallenstein gegen Christians Heer, meist Schotten und Franzosen, auf. In dem sumpfigen Moorland um Wolgast kam es zu einem heftigen Kampf, der mit der Zersprengung des dänischen Heeres und der Wiedereinnahme von Wolgast endete. Pommern und Mecklenburg waren nun aufs neue zum Gehorsam gebracht. König Christian flüchtete sich mit dem Rest seiner Truppen auf die Schiffe und segelte gen Holstein.

Auch nach Holstein folgte Wallenstein dem dänischen Heer; die Festung Der Friede von Lübeck. Krempe mußte kapitulieren; aber Glückstadt, wo Marquard von Rantzau mit 1629. englischen Hilfstruppen die Verteidigung leitete, vermochten die kaiserlichen Waffen nicht zu unterwerfen. Wallenstein erkannte immer klarer, daß ohne eine Seemacht gegen die dänische Krone nichts Entscheidendes auszurichten, daß kaum die deutsche Küste zu verteidigen sei, viel weniger der König in seinem Inselreich

zu bezwingen. Kriegerische Pläne gegen die Schweden und die Türken beschäftigten den Geist des Feldherrn ohnedies damals weit mehr als eine längere Fortsetzung des dänischen Kriegs, bei welcher nicht viel zu gewinnen war. So beschloß man denn im kaiserlichen Lager, die Hand zum Frieden zu reichen. Auf einem
Jan. 1629. Kongreß zu Lübeck wurden Besprechungen gepflogen, die nach längeren Unter-
12. Mai. handlungen zum Abschluß des Friedens führten. Das Vorhaben Gustav Adolfs, gemeinsam mit Dänemark Friedensbedingungen aufzustellen, scheiterte an der Eifersucht des Dänenkönigs, der die schwedische Einmischung in die deutschen Dinge zu hintertreiben suchte; die schwedischen Gesandten wurden zu dem Kongreß nicht zugelassen. Und auch was Dänemark zu gunsten seiner Verbündeten und Glaubensgenossen im Reich in den Friedensvertrag bringen wollte — Sicherung der Religionsfreiheit und der Reichsverfassung, Restitution der Herzöge von Mecklenburg u. a. — blieb nur ein schüchterner Versuch. König Christian erhielt die eroberten Länder Holstein, Schleswig, Jütland unentgeltlich zurück und verzichtete seinerseits auf die fernere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, auch auf die niedersächsischen Stifter. Während Dänemark auf diese Weise vom deutschen Kriegsschauplatz schied, suchte Wallenstein gleichzeitig den König Gustav Adolf von der Ostseeküste zu entfernen. Er schickte seinen Feldmarschall Arnim mit einigen Regimentern den Polen zu Hilfe, um den Abschluß eines Friedens zwischen den beiden Mächten zu hintertreiben. In der That wurde der polnisch-schwedische Krieg mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Arnim legte jedoch bald seine Befehlshaberwürde in die Hände des Herzogs Julius von Sachsen nieder; der bevorzugte Günstling Wallensteins trat später in kursächsische Dienste.

VI. Das Restitutionsedikt und Wallensteins Absetzung.

Das Restitutionsedikt. 1629. Das Kaisertum, welches durch die Waffen eines siegreichen Feldherrn zu einer niegeahnten Höhe der Macht emporgestiegen, welchem Recht und Verfassung des Reichs längst ein Spiel geworden war, glaubte nunmehr den Zeitpunkt gekommen, seine großartige Stellung durch eine hochbedeutsame Handlung zu gunsten der katholischen Kirche, zur Niederhaltung des protestantischen Fürstentums, zur Sicherung des katholischen Übergewichts im Reich verwerten zu können. Wir kennen die alte Frage um die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Besitzungen, die schon seit Jahrzehnten den vornehmsten Inhalt der Zwistigkeiten zwischen den beiden Religionsparteien bildete (S. 710). Es hieß geradezu die gesamten territorialen Zustände, namentlich in Norddeutschland umstoßen, der katholischen Restauration in völlig protestantischen Gegenden Thür und Thor öffnen, wenn man die geistlichen Stifter, die seit langen Jahren in den Händen protestantischer Administratoren waren, zurück-

forderte. Man hatte es bisher im Gefühl der gewaltigen Folgen eines solchen Schrittes vermieden, die Frage zum Austrag zu bringen. Jetzt aber, wo fast ganz Norddeutschland wehrlos zu den Füßen des Kaisers lag, schwanden die früheren Bedenken. Seit Jahren drängten die katholischen Kurfürsten und Maximilian von Bayern den Kaiser zu einer authentischen Erklärung über den Sinn des Religionsfriedens hinsichtlich der von protestantischen Ständen eingezogenen geistlichen Stifter. Daß eine Entscheidung dieser Art in der oberstrichterlichen Befugnis des Kaisers liege, stand den katholischen Ständen ebenso fest, als die Protestanten die Ansicht verfochten, daß hierzu weder der Kaiser, noch die Reichsgerichte, sondern allein die Gesamtheit der Stände, der Reichstag, kompetent sei. Allein reichsrechtliche Bedenken gaben schon lange nicht mehr den Ausschlag. Eine Deputation von geheimen und Reichshofräten entschied, daß der geistliche Vorbehalt im katholischen Sinn auszulegen, die Ferdinandeische Deklaration nichtig, die Klagen der Protestanten über die Ausschließung der Administratoren vom Reichstag unbegründet, daß sämtliche reichsunmittelbare Stifter und alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken zurückzugeben seien. Schon erwog man, ob man nicht auch auf die vor dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter denselben Grundsatz anwenden solle. Auf Grund dieser Entscheidung erließ der Kaiser das verhängnisvolle Restitutionsedikt, welches den Krieg nunmehr unzweideutig zum Religionskrieg stempelte und ins Unabsehbare verlängerte. Denn daß ohne allgemeinen Umsturz ein solches Dekret, welches den deutschen Protestantismus zu vernichten drohte, nicht auszuführen war, konnte sich keiner verhehlen. 6. März 1629.

Das Edikt besagte: 1) daß die Katholischen die mittelbaren Klöster und geistlichen Güter, welche zur Zeit des Passauer Vertrags oder später noch in ihrem Besitz gewesen, mit Fug und Recht zurückzufordern hätten; 2) daß die Augsburgischen Konfessionsverwandten, welche geistliche Stifter, Bistümer und unmittelbare Reichsprälaturen inne hätten, nicht für Bischöfe und Prälaten zu halten seien, denselben keine Session und Stimme auf dem Reichstag gebühre, auch die Regalien und Lehen ihnen nicht verliehen werden könnten; 3) daß auch den katholischen Ständen nicht verweigert werden könne, in ihren Gebieten ihre Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten.

Das Restitutionsedikt war ein Sieg des katholischen Fürstentums, nicht einmal der kaiserlichen Macht. Die militärisch-politische Autorität, die Wallensteins siegreiche Regimenter dem Kaisertum verliehen, wurde durch diesen Machtstreich in die Ideenkreise der ligistischen Partei gezogen, und die letztere war keineswegs einverstanden mit einer kaiserlichen Macht, wie sie, durch die Wallensteinschen Heere getragen, in monarchischem Absolutismus über die Formen der alten Reichsverfassung sich hinwegsetzte und Reichsfürsten wie Unterthanen behandelte. Die beiden Tendenzen, die sich seit lange feindselig durchkreuzten, die absolutistisch-militärische und die reichsständisch-katholische, trafen hier schroffer als je aufeinander. Seit lange nahmen die ligistischen Fürsten schweres Ärgernis an dem Bedeutung des Edikts.

eigenmächtigen Schalten des Generals, der mit Truppenwerbungen, Durchzügen, Einquartierungen und Kontributionen Freund und Feind gleichmäßig belästigte, der sich in hochfahrendster Weise über die allumfassende Berechtigung des Kaisers gegenüber den Fürsten ausließ, dessen Pläne man auf Errichtung eines absoluten Dominats und „Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung“ gerichtet glaubte. „Widersprach nicht die Aufstellung eines Heeres mit der absoluten Autorität, wie sie Wallenstein ausübte, der Reichsverfassung selbst? Eben darauf war diese berechnet gewesen, die höchste Gewalt in enge Schranken einzuschließen, die nun nach allen Seiten durchbrochen wurden. Die Aufstellung einer kaiserlichen Armee, in dem Umfang wie sie geschah, unter einem Führer mit den ausgedehntesten Rechten, welcher sich vom Hofe her nicht viel gebieten ließ, mit dem System der Kontributionen, von welchen die Landschaften, und der Konfiskationen, von welchen die Fürsten und Herren heimgesucht wurden, bildete den größten Eingriff in die Reichsverfassung, den man seit Jahrhunderten erlebt hatte.“ Längst hatten die katholischen Kurfürsten am Wiener Hof die Abberufung des hochfahrenden und anmaßenden Feldherrn verlangt; längst waren die Gegensätze persönlicher und prinzipieller Natur offenkundig und hatten oft sogar störend in die militärische Aktion eingegriffen. Das Restitutionsedikt war ein Zeichen, daß die dem General feindlichen Strömungen die Oberhand gewonnen hatten und die kaiserliche Politik zu beherrschen begannen.

Belagerung von Magdeburg. 1629. Ungesäumt wurden Anstalten getroffen, das Restitutionsedikt durchzuführen, zunächst in Niedersachsen. Eine kaiserliche Kommission wurde zu diesem Zweck ernannt, Tilly stellte seine Waffen zur Verfügung. In Halberstadt gingen die Dinge nach Wunsch, indem das Domkapitel den zweiten Sohn des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, zum Bischof wählte und die Restitution der geistlichen Güter, die Herstellung der säkularisierten Klöster, die Vertreibung der evangelischen Kapitularen ohne großen Widerstand durchgeführt wurde. Nicht so in Magdeburg. Wohl hatte das Kapitel den brandenburgischen Administrator Christian Wilhelm entsetzt, weil er das Stift eigenmächtig in Krieg verwickelt habe, erhob aber keineswegs einen katholischen Fürsten an seine Stelle, sondern „postulierte“ den sächsischen Prinzen August erst zum Koadjutor, dann (Jan. 1628) zum Erzbischof. Der Kaiser verweigerte die Bestätigung, befahl eine neue Wahl und drängte schließlich kraft „apostolischer Provision“ dem Kapitel seinen Sohn Leopold Wilhelm als Erzbischof auf. Gleichzeitig begann die katholische Restitution im Erzstift. Ohne Scheu wagte der Katholizismus an das erste norddeutsche Stift die Hand zu legen, trotzdem man damit zugleich den mächtigsten evangelischen Fürsten tief beleidigte. Allein die Bürgerschaft setzte diesen Bestrebungen, welche den evangelischen Glauben und die reichsstädtische Freiheit gleichmäßig bedrohten, thatkräftigen Widerstand entgegen. Das Beispiel von Stralsund feuerte allerwärts den Mut der protestantischen Bürgerschaften an, und Magdeburg war entschlossen, zum zweitenmal, wie in den Tagen Karls V.,

das Bollwerk des evangelischen Glaubens zu sein. Hatte die Stadt schon vorher dem Obersten Aldringen die Aufnahme von kaiserlichen Truppen abgeschlagen, so erkannte Wallenstein in dem entschiedeneren Widerstand, der sich ihm jetzt entgegenstellte, zu seinem Verdruß die Wirkung des Restitutionsedikts. Vor den Mauern der Stadt kam es zu mehreren Gefechten zwischen der Bürgermiliz und den Kaiserlichen. Auch als Pappenheim, einer der kühnsten und thatkräftigsten Hauptleute Wallensteins, vor das „Ketzernest" rückte und der Feldherr selbst im Lager erschien, wurde der trotzige Mut der Bürgerschaft nicht gebeugt. Wallenstein hielt es schließlich für ratsam, die Belagerung, welche ein volles halbes Jahr gedauert, aufzuheben und das Kriegsvolk abzuführen. Schon zog sich über dem 29. Sept. 1629. Haupt des Feldherrn selbst das Unheil zusammen, welches durch das Restitutionsedikt und den zur Herrschaft gelangten ligistisch-kurfürstlichen Einfluß am kaiserlichen Hof angekündigt worden war.

Inmitten einer schweren entscheidungsvollen Zeit, da eben, wie wir gleich Kurfürstentag von Regensburg und Wallensteins Absetzung. Juni bis Nov. 1630. sehen werden, ein neuer Kriegssturm aus dem skandinavischen Norden gegen Deutschland heranzog, war wieder ein Kurfürstentag nach Regensburg berufen worden. Der Kaiser wollte sich der Unterstützung der katholischen Majorität des Kurkollegiums zu seinen Unternehmungen versichern, zu der Durchführung der Restitutionen, zum Krieg gegen Schweden und Frankreich, damals mit Habsburg wegen der mantuanischen Erbfolge im Streit, zu der Kaiserwahl seines Sohnes Ferdinand. Ein vollständiger Reichstag, auf dem die oppositionellen Elemente leicht die Überhand gewinnen konnten, wurde schon lange nicht mehr beliebt. Und auch die beiden protestantischen Kurfürsten erschienen nicht persönlich in einer Versammlung, auf der ihnen einfache Überstimmung sicher war, zu der sie nur berufen worden, „um der Sache eine Farbe zu geben". Es war somit keineswegs eine Reichsvertretung, die sich um den Kaiser sammelte, sondern nur ein Konvent der katholischen Kurfürsten. Aber auch von diesen erhob sich eine lebhafte Opposition. Mit den kirchlichen Maßnahmen des Kaisers waren sie wohl einverstanden, allein gegen dessen auswärtige Politik hatten sie die schwersten Bedenken; der Krieg gegen Frankreich und Holland, die Einmischung in die italienischen Wirren war durchaus nicht nach ihrem Sinn. Während der Kaiser die Hilfe der Stände in seinen Kriegen verlangte, forderten diese Änderung und Verringerung des kaiserlichen Heerwesens, und besonders die Entfernung des obersten Feldhauptmanns, der auf das rücksichtsloseste in die Rechte der deutschen Fürsten eingriff, dessen verwüstende und aussaugende Kriegsweise alle Lande empfunden hatten. Von seiner längeren Thätigkeit fürchtete man den Umsturz der ganzen Reichsverfassung, die Errichtung eines unumschränkten erblichen Kaisertums, die Vernichtung aller fürstlichen Rechte. Man erzählte sich besorgniserregende Äußerungen des Generals, wie: man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten mehr, sondern wie in Frankreich und Spanien ein König allein, also solle auch in Deutschland ein Herr allein sein. Zahlreiche Klagschriften

über die entsetzlichen Verwüstungen, Erpressungen und Peinigungen der Wallensteinschen Heere aus den vom Krieg verheerten Landen unterstützten die Worte der Kurfürsten. Am lautesten erhob Maximilian von Bayern seine Stimme wider den mächtigen Nebenbuhler. Schon im Frühjahr hatten die vornehmsten ligistischen Fürsten einen Konvent in Mergentheim abgehalten und eine gründliche Reform des kaiserlichen Kriegswesens gefordert, insbesondere Absetzung Wallensteins und Entfernung seiner protestantischen Obersten, von denen bei den Restitutionsbestrebungen kein unbedingter Gehorsam zu erwarten war. Nur unter der Bedingung, daß dieser „schädliche Mensch" entfernt werde, versprachen die Kurfürsten, dem Kaiser zur Wahl seines Sohnes und zur Bekämpfung der Schweden behilflich zu sein. Der Kaiser vermochte diesem Druck, an welchem sich auch der päpstliche Nunzius Rocci beteiligte, nicht zu widerstehen; er glaubte ohne die Unterstützung der Liga der vordringenden schwedischen Macht, der von halb Europa drohenden Kriegsgefahr nicht gewachsen zu sein; er fürchtete zudem, in der kirchlichen Politik durch den Bruch mit dem katholischen Bund in Bahnen gedrängt zu werden, die seinem innersten Wesen widerstrebten. Er erklärte, die „Kriegsdirektion bei seiner Armada ändern zu wollen".

13. Aug. 1630.

Bedeutung des Regensburger Kurfürstentags.

Ferdinand leistete damit Verzicht auf die Idee eines in monarchischer Machtfülle gebietenden Kaisertums, wie es Wallenstein im Sinn gehabt; er gab die militärische und politische Herrschaft aus der Hand und stellte sie dem katholischen Fürstenbund anheim; er übertrug den Oberbefehl über seine Armee dem alten ligistischen Feldherrn und entsetzte den Einzigen, der dem großen Schwedenkönig im Felde gewachsen war. Ein verhängnisvoller Entschluß und eine entscheidende Krisis in der Stellung des Habsburgschen Kaisertums, das in kurzer Frist auf den Schultern eines waffengewaltigen Feldherrn zum absoluten Dominat aufgestrebt hatte. Nicht einmal die Königswahl konnte durchgesetzt werden; die Kurfürsten waren sämtlich der Meinung, die Verhältnisse im Reich seien nicht danach angethan, das letzte kurfürstliche Recht aus der Hand zu geben. Und wenn Ferdinand gehofft hatte, das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer nunmehr zu seiner unbedingten Verfügung zu haben, so nahmen die Dinge einen geradezu entgegengesetzten Verlauf. Nach langen Verhandlungen über die Befugnisse und die Person des obersten Feldherrn und das Verhältnis der beiden Armeen zu einander, sah sich der Kaiser genötigt, der Meinung der Kurfürsten sich zu fügen. Es fehlte nicht viel, so hätte Maximilian von Bayern die gesamte militärische Leitung, noch unumschränkter als Wallenstein, erlangt und damit eine allmächtige Stellung über Kaiser und Reich, wie sie nie ein deutscher Fürst besessen. Und wenn schließlich Tilly, der die ligistische Armada recht eigentlich repräsentierte, zum Generalleutnant auch der kaiserlichen Truppen ernannt wurde, wenn Ferdinand versprach keinen neuen Krieg ohne den Beirat der Kurfürsten zu beginnen, die Mittel zur Erhaltung der Armee durch Kreistage beschaffen zu lassen, so lag es auf der Hand, wie sehr der Kaiser

wiederum in Abhängigkeit von dem katholischen Bund geraten, die militärische Herrschaft an die Liga zurückgekehrt war. Die Resultate des Regensburger Tages stellen sich demnach folgendermaßen dar: Ferdinand ließ den Feldherrn fallen, vor dem das Reich zitterte; er reduzierte auf das bedeutendste die Armee; mit Frankreich schloß er einen Frieden, der seine Politik von der der andern Linie des Habsburgschen Hauses trennte, durch den er die Eroberungen aus der Hand gab, die sein siegreiches Heer in Italien gemacht hatte: alle kriegerischen Absichten gegen Holland gab er auf; die Königswahl konnte er nicht durchsetzen. Und für alles das erreichte er nichts als Hilfe gegen Schweden. In der ganzen auswärtigen Politik hatte die ligistische Partei gesiegt. Und im Reich hatte der Friede zwischen Liga und Kaiser das engere Zusammenschließen der Evangelischen zur Folge und ihren Anschluß an Schweden.

In den mildesten Formen, mit Versicherung der kaiserlichen Gnade wurde die Abdankung Wallensteins vollzogen; zwei seiner ergebensten Freunde, die Herren von Werdenberg und Questenberg, überbrachten sie nach Memmingen, wo der Feldherr damals weilte. Ruhig und gelassen empfing er die Botschaft, die ihn nicht überraschen konnte. „In den Gestirnen könnt ihr es selbst sehen," soll er den Gesandten gesagt haben, „daß des Kurfürsten von Bayern Geist des Kaisers seinen dominiert, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben." Gleichmütig und gefaßt, doch aber innerlich tief verletzt durch das Unrecht, das ihm widerfahren, begab sich Wallenstein nach Gitschin, der Hauptstadt seines friedländischen Herzogtums, und wartete in der Fürsorge für seine Paläste, Gärten und Güter ruhig der Zeit, da man seines starken Armes wieder bedürfen werde.

Wallensteins Haltung.

VII. Gustav Adolfs deutscher Feldzug.

1. Gustav Adolfs Landung und der mantuanische Erbfolgekrieg.

Als die Widerstandskraft des deutschen Protestantismus gebrochen war, als die kaiserliche Herrschaft mit unumschränkter Machtfülle im Reich schaltete und die kirchliche Restauration nach altevangelischem Besitztum die Hand ausstreckte, erhob sich im Norden ein Retter, welcher der Übermacht der katholischen Waffen eine Schranke setzte. Es war der König von Schweden, Gustav Adolf, der mit der ganzen reichen Begabung der Wasa ausgerüstete Sohn König Karls IX. In allen Wissenschaften der Zeit unterrichtet, namentlich den theologischen und historischen (wie er denn als Geschichtschreiber seiner Dynastie selbst die Feder ergriffen), mit einer für einen damaligen Fürsten ungewöhnlich hohen Bildung ausgestattet, acht verschiedener Sprachen mächtig, hatte er sich doch schon als Knabe mit besonderer Vorliebe militärischen Dingen gewidmet, in welchen der französische Graf de la Gardie sein Lehrmeister war. Stundenlang

Gustav II. Adolf von Schweden.

konnte er lauschen, wenn man ihm die tapferen Kriegsthaten der Helden der Vorzeit erzählte oder wenn etwa oranische Offiziere am Hofe anlangten und von des mutigen Prinzen wunderbaren Feldzügen berichteten, bis der junge Fürst in dem
1611. 1612. schwedisch-dänischen Krieg zuerst Gelegenheit erhielt, selbst die Waffen zu tragen. Man schildert uns den „arktischen Löwen" als an Länge den Längsten seiner Landsleute überragend, mit dem hellblonden Haar und der weißen Gesichtsfarbe des Nordgermanen, mit breiten Schultern und schlankem Wuchs, ehe ihn das reifere Alter allzu beleibt und schwerfällig machte. Es gemahnt uns an einen altnordischen Wikingerkönig, wenn wir lesen, wie der rauhe Kriegsmann sich wiederum an sanften Weisen ergötzen konnte, statt des Schwertes die Laute in der Hand. Und wenn es für ihn nicht schon eine politische Lebensfrage gewesen wäre, den polnischen Ansprüchen auf die schwedische Krone gegenüber mit aller Kraft als Vorkämpfer des protestantischen Glaubens und Königtums aufzutreten, so wurzelte doch auch sein innerstes Wesen in diesem Glauben, der ihn wie keinen andern Fürsten der Zeit sittlich und geistig durchdrungen und mit edler Humanität erfüllt hatte. Ein würdiger Nachfolger Gustav Wasas hatte er das arme, wenig bevölkerte Land durch zweckmäßige Heeresorganisation zu einer Militärmacht umgeschaffen und durch rühmliche Waffenthaten in Polen und Preußen dem tapferen Volk Gelegenheit gegeben, sich allmählich rings in den Küstenländern der Ostsee festzusetzen. Da mußten nun dem König die baltischen Pläne des Hauses Habsburg von Anfang an als eine unmittelbare Bedrohung der schwedischen Krone erscheinen und der Ostseeherrschaft, die er für Schweden in Anspruch nahm. „Der Kaiser und die Papisten," sagt er einmal, „haben sich der Ostsee so weit genähert, sich aller an der See gelegenen Fürstentümer mit Gewalt und List so weit bemächtigt und sich mit Schiffen so weit gestärkt, daß jetzt Gefahr ist, sie möchten sich des Dominium maris bemächtigen und Herren der Ostsee spielen, die doch seit der Heidenzeit unter die Krone Schweden gehört." In der That sahen wir schon im Stralsunder Krieg schwedische Schiffe und Truppen kämpfen. Und auch Wallenstein hatte sich nie verhehlt, daß über kurz oder lang ein Krieg mit Schweden bevorstehe; die Ausschließung der schwedischen Gesandten vom Lübecker Kongreß bewies, daß man auch auf kaiserlicher Seite von Friedensverhandlungen mit jenem Königreich keinen Erfolg erwartete.

Beilegung des polnischen Kriegs.

Nur der Krieg mit Polen hinderte Gustav Adolf lange am Aufbruch. Denn zwei Kriege angriffsweise zu führen, überstieg die Kräfte Schwedens. Um diesen Krieg, der die schwedische Macht gebunden hielt, aufs neue zu entflammen, schickte Wallenstein dem König Siegmund ein Heer von 15,000 Mann unter Arnim zu Hilfe (S. 898), eine Feindseligkeit, welche die letzte
1629. Aussicht auf einen friedlichen Vergleich vernichtete. Im Juni brach der Krieg in Preußen, um Stuhm und Marienburg, mit erneuter Heftigkeit aus, allein trotz der kaiserlichen Unterstützung machte sich das Übergewicht der schwedischen Waffen so fühlbar, daß König Siegmund von Polen es für ratsam hielt, die Hand

zum friedlichen Ausgleich zu bieten. Zu Altmark bei Stuhm kam unter französischer Vermittelung ein Stillstand auf sechs Jahre zu stande, welcher Schweden im Besitz aller Eroberungen in Livland und des größten Teils der preußischen Seeküste beließ. 26. Sept. 1629.

Aufruf an die schwedischen Reichsstände.

Sofort nachdem ihm in Polen die Hände frei geworden, schritt Gustav Adolf zur Ausführung seines lang gehegten Planes, auf deutschem Boden den Krieg gegen die habsburgische Macht zu unternehmen. Ein Aufruf an die schwedischen Reichsstände schilderte in glühenden Worten die Gefahren, die dem Reich Schweden durch die Übermacht der kaiserlichen Waffen drohten. Das religiöse Moment, die Unterdrückung des Evangeliums, die gewaltsame Herstellung des katholischen Glaubens allerwärts, wo die siegreiche Macht des Kaisers auftrat, wurde ebenso sehr hervorgehoben, als das bedrohliche Streben nach der Ostseeherrschaft und der Vernichtung des schwedischen Handels, und die alte Feindschaft, die der Kaiser gegen Schweden hege. Der warme Aufruf des Königs zur Verteidigung des Vaterlandes wurde von den Ständen begeistert aufgenommen; ohne der vielen in den letzten Jahren erduldeten Kriegsleiden zu gedenken, wurden Steuern und Truppenaushebungen bewilligt, die Mittel zur großartigen Verstärkung der Flotte aufgebracht. Auch die feindselige Haltung Dänemarks, welches die schwedische Machtentfaltung an der Ostsee längst mit Mißtrauen betrachtete und jederzeit über das truppenentblößte Nachbarreich herzufallen drohte, vermochte nicht, die kühne Heerfahrt zu hintertreiben.

Das schwedische Heer.

Gustav Adolf hatte sich seit dem Beginn seiner Regierung die Ausbildung eines zahlreichen und kriegstüchtigen Heeres vor allem angelegen sein lassen und viele treffliche Neuerungen in allen Zweigen des Militärwesens getroffen. Er war der eigentliche Gründer eines auf der Konskription beruhenden stehenden Heeres, von dessen Dienst nur die privilegierten Stände entbunden waren. Freilich wurden daneben, da das kleine Land, damals vielleicht anderthalb Millionen Einwohner zählend, eine für den deutschen Feldzug ausreichende Mannschaft nicht zu stellen vermochte, ansehnliche Werbungen fremder Soldtruppen veranstaltet. Es mochte eine Heeresmacht von 76,000 Mann sein, die Schweden zur Zeit des Aufbruchs nach Deutschland unterhielt, darunter 43,000 Mann einheimische Truppen. Mit 13,000 Mann schiffte sich der König ein und bald nach der Landung vergrößerte sich sein Heer durch stattliche Zuzüge auf etwa 40,000 Mann; das übrige blieb als Besatzung in Schweden und den eroberten Provinzen zurück. Das schwedische Heer verdankte dem König Gustav Adolf vor allem größere Beweglichkeit und Leichtigkeit. Die Abteilungen, Regimenter, Kompanien, Kornets, wurden kleiner als früher, die Bewaffnung leichter. Das alte gewichtige Luntengewehr, das einer Gabel zur Stütze bedurfte, wich einer handlicheren Büchse mit Feuerschloß; das schwerfällige Fußvolk der Pikeniere trat mehr und mehr hinter den Musketieren zurück. Dann sorgte der König für eine Uniformierung der Truppen, die bisher in ihren gewöhnlichen Bauernkitteln

ins Feld gezogen waren, sowie für warme Wollenzeuge, feste Stiefel und Pelze, so daß das schwedische Heer die Strapazen eines Winterfeldzugs wohl ertragen konnte, während sonst bei Eintritt der kalten Jahreszeit die Waffen zu ruhen pflegten. Die schwedische Reiterei war der deutschen kaum gewachsen; berühmt und gefürchtet aber war Gustav Adolfs Artillerie. Das alte schwere Geschütz mit den zwölf Fuß langen Röhren, zu dessen Fortschaffung zwanzig und mehr Pferde erforderlich, war für ferne Feldzüge unbrauchbar; anstatt dessen ließ Gustav Adolf kürzere Röhre gießen und führte eine bis dahin nicht gesehene, in der Folge von allen Armeen nachgeahmte Art leichter eiserner Feldkanonen ein, die ein einziges Pferd fortschaffen konnte und sämtliche Regimenter mit sich führten. Eine andre Art Geschütze, die sogenannten ledernen Kanonen, ein Kupferrohr mit Eisenschienen und einem Lederüberzug bekleidet, erregten wegen ihrer Leichtigkeit großes Aufsehen, bewährten sich jedoch nicht sehr. Wie die Artillerie, so wurde das militärische Geniewesen von Gustav Adolf auf eine vorher unbekannte Höhe gebracht. Im Brückenschlagen, im Schanzenbauen, im Fortifikationswesen, in der Minier- und Feuerwerkskunst waren die Schweden Meister. Auch dem Verpflegungs-, dem Lazarett- und Medizinalwesen widmete der große König seine eifrige Fürsorge. Und um die moralischen Vorzüge seines Heeres nicht zu vergessen: nirgends wurde die Kriegszucht sorgsamer gehandhabt und Ausschreitungen strenger bestraft; Feldprediger begleiteten die Regimenter, und die frommen Andachten im schwedischen Lager machten auf die verwilderten deutschen Landsknechte einen befremdlichen Eindruck. Auch in der Taktik vollzog sich durch Gustav Adolf eine wesentliche Umgestaltung. An die Stelle der schwerfälligen vollen Vierecke von mehreren tausend Mann traten die aus kleineren und beweglicheren Haufen bestehenden Brigaden; die Tiefe der Linie wurde gegen die spanische Aufstellungsweise um mehrere Glieder verringert. Zur Erhöhung der Leichtigkeit und Schlagfertigkeit wurde auch der bei den kaiserlichen und ligistischen Heeren ungemein große Train an Packwagen und Pferden, Troßknechten und Weibern verkleinert.

Die französische Politik und der mantuanische Erbfolgestreit. 1627—1630.

Nicht allein Schweden erhob sich damals gegen die kaiserlich-spanische Übermacht, zu gleicher Zeit trat auch Frankreich in die Koalition gegen das Haus Habsburg ein. Der Kardinal Richelieu machte, nachdem er die Opposition im Innern niedergeworfen, das Reich, das seit Heinrichs IV. Tod in der auswärtigen Politik die Entscheidung aus der Hand gegeben, zum Mittelpunkt aller gegen die spanische und österreichische Macht gerichteten Bestrebungen. Die erwünschte Gelegenheit, thätig in die Welthändel einzugreifen, bot sich durch die mantuanische Erbfolge.

26. Dez. 1627.

Mit dem Tod des Herzogs Vincent II. von Mantua und Montferrat erlosch die ältere, spanisch gesinnte Linie des Hauses Gonzaga. Die nächsten Erbansprüche hatte das Haupt der jüngeren Linie, der Herzog Karl von Nevers, ein Kronvasall Frankreichs, von Geburt und Gesinnung Franzose. Spanien und der Kaiser suchten die Erneuerung des französischen Einflusses in

Italien auf alle Weise zu hintertreiben, während Papst Urban VIII. auf der entgegengesetzten Seite stand. Als Oberlehnsherr belegte der Kaiser mit Rücksicht auf anderweit erhobene Erbansprüche bis zur Entscheidung der Erbfolge die Lande mit Sequester, wogegen Nevers die Hilfe Frankreichs anrief. Ein französisches Heer überschritt die Alpen und unterwarf das Land ohne sonderliche Mühe. Febr. 1629. Bald darauf aber zog auch ein kaiserliches Heer vom Bodensee durch Graubünden nach Italien und erstürmte unter entsetzlichen Greueln Mantua, während Juli 1630. die Spanier unter Spinola das von den Franzosen besetzte Casale belagerten. Bis zum Herbst 1630 dauerte dieser mantuanische Erbfolgestreit. In der Bedrängnis des schwedischen Kriegs sah sich endlich der Kaiser auf dem Regensburger Kurfürstentag zu einem den französischen Interessen günstigen Frieden 13. Okt. 1630. genötigt.

Der Herzog von Nevers wurde mit Mantua und Montferrat belehnt, wogegen er das nichtige Versprechen gab, den Feinden des Kaisers nicht beistehen zu wollen. Wegen der letztern Bedingung verwarf der Kardinal Richelieu den von seinem intriganten Unterhändler, dem Kapuziner Pater Joseph, geschlossenen Frieden, der dann im folgenden 6. April 1631. Jahr ohne diese Klausel zu Chierasco zustandekam. Frankreich blieb im Besitz der wichtigen Grenzfestung Pignerolo.

Und auch am Rhein drohten die französischen und die habsburgischen Bestrebungen aufeinander zu stoßen. *Französisch-schwedische Allianz.* Mit Verdruß und Mißtrauen bemerkte der Kaiser und der spanische König, wie Frankreich mehr und mehr gegen den Rhein vordrängte, sich im Bistum Verdun festsetzte, die Schutzherrlichkeit über die lothringischen Stifter durch Gewalt und List zur wirklichen Herrschaft zu erweitern trachtete, wie die Niederländer im Vertrauen auf französische Unterstützung den Krieg gegen Spanien mit vermehrter Energie fortsetzten, Wesel und Herzogenbusch eroberten, tief ins Klevesche eindrangen, wie die französischen Diploma- Herbst 1629. ten an den deutschen Höfen gegen den Kaiser wirkten, die geistlichen Kurfürsten, Bayern und die Liga zu gewinnen suchten. Schon seit dem Jahr 1627 fanden am Oberrhein kaiserliche Truppenzusammenziehungen statt, bei Hagenau wurde ein festes Lager errichtet; die Pässe gegen Frankreich wurden stark besetzt. Man sprach von dem Ausbruch des französisch-österreichischen Kriegs als von einem nahe bevorstehenden unvermeidlichen Ereignis. Ein Angriff auf die habsburgische Macht von Norden mußte dem leitenden französischen Staatsmann sehr erwünscht sein; die Vermittelung zwischen Schweden und Polen hatte die französische Diplomatie sich sehr angelegen sein lassen, und vor dem Aufbruch Gustav Adolfs wurden wegen einer französisch-schwedischen Allianz eifrige Verhandlungen geführt. Noch gediehen sie zwar nicht zum Abschluß eines förmlichen Bundesvertrags; noch marktete man um die Höhe der Subsidien, die Zahl der Truppen; noch herrschten mancherlei Bedenken über die Modalitäten einer gemeinsamen militärischen und politischen Operation. Allein daß die Interessen beider Mächte im Großen dieselben waren, daß die habsburgische Macht von

einer gefährlichen Koalition von allen Seiten, wie nie zuvor, bedroht war, durfte man sich in dem Augenblick, da Gustav Adolf der deutschen Küste zusegelte, nicht verhehlen.

Erst nach dem glänzenden Anfang des schwedischen Feldzugs wurde auf fünf
23. Jan. 1631. Jahre die Allianz zwischen den beiden Mächten zu Bärwalde in der Mark Brandenburg geschlossen. Frankreich verpflichtete sich zu einer jährlichen Subsidienzahlung
Tod Bethlen Gabors. von 400,000 Reichsthalern. Es war ein Glück für die kaiserliche Sache, daß um
5. Nov. 1629. dieselbe Zeit der alte Gegner im Osten, Bethlen Gabor von Siebenbürgen, starb. Schon schickte er sich an, im Einvernehmen mit dem Schwedenkönig, aufs neue die österreichischen Erblande zu überfallen. Die Kämpfe, welche um die Herrschaft des verstorbenen Fürsten entbrannten, sicherten Österreich wenigstens von dieser Seite vor Feindseligkeiten.

Die Landung der Schweden in Pommern. 1630. Während in Danzig noch einmal ein auf beiden Seiten nicht aufrichtig gemeinter Versuch gemacht wurde, eine „Interposition" zwischen Schweden und dem Kaiser zustandezubringen, wurden bereits die Feindseligkeiten eröffnet. Besorgt, die Dänen möchten sich auf der Insel Rügen festsetzen, um deren Ankauf sie mit dem Herzog von Pommern unterhandelten, brach die schwedische
März, April. Garnison plötzlich aus Stralsund auf und bemächtigte sich, nachdem sie die Kaiserlichen aus ihren Verschanzungen vertrieben, in kurzer Zeit der wichtigen
4. Juli. Insel. Nicht lange darauf landete auch die schwedische Flotte an der deutschen Küste, an der Spitze der Insel Usedom. Ohne Widerstand betraten die Truppen das Land und bemächtigten sich der Odermündungen, der Inseln Usedom und
Erfolge in Pommern. Wollin. Es galt nun zunächst, Stettin, die Hauptstadt Pommerns, zu gewinnen, welche die Kaiserlichen vergeblich gestrebt hatten, in ihre Gewalt zu bringen. Dem Gesuch des schwachen Herzogs Bogislaw, seine Neutralität zu achten, konnte nicht entsprochen werden. Gustav Adolf wollte und mußte wissen, wer Freund oder Feind sei. In seiner Bedrängnis ging der Herzog einen Vertrag mit Schweden ein, worin jenem der Besitz seines ganzen Gebietes, die Rückgabe aller Eroberungen zugesichert wurde, mit der Verpflichtung, kein Stück seines Landes in fremde Gewalt kommen zu lassen und mit keiner andern Macht ohne Schwedens Zustimmung einen Vertrag zu schließen. Erst später einigte man sich über Subsidienzahlung und Truppenstellung. So gelangte Gustav Adolf
11. Juli 1630. ohne Schwertstreich in den Besitz Stettins; die pommerschen Truppen unter dem Obersten Damitz traten in schwedische Dienste; durch Schanzen und Befestigungen wurde das eroberte Gebiet gesichert. Der schwache und furchtsame Herzog aber entschuldigte sich in demütigen Worten bei dem Kaiser, daß er in seiner Not und Bedrängnis nicht anders habe handeln können. Auch in andern festen Orten, in Stargard, Anklam, Stolp, Wolgast fanden die Schweden keinen nennenswerten Widerstand; an der ganzen vorpommerschen Küste war bald nur noch Greifswald im Besitz der habsburgischen Truppen. In Pasewalk erlitten die Schweden zum erstenmal eine kleine Niederlage durch einen Überfall von

seiten der Kaiserlichen. Der Straßenkampf, die Niedermetzelung von Soldaten und Bürgern, die Feuersbrunst, welche die ganze kleine Stadt in Asche legte, erregte selbst in dieser Zeit der Kriegsgreuel weithin Aufsehen. Von Wolgast aus erzwang sich Gustav Adolf den Paß ins Mecklenburgische, kehrte dann aber wieder nach Pommern zurück, um den Kaiserlichen, die in Greifenhagen und Gartz feste Lager besaßen, aber durch Mangel und grimmige Kälte arg mitgenommen waren, eine entscheidende Schlacht zu bieten. Greifenhagen wurde erstürmt, Gartz in schleuniger Flucht geräumt; bis Pyritz, Landsberg und Schwedt wurden die kaiserlichen Truppen, die nirgends standhielten, von der schwedischen Reiterei verfolgt. Staunend vernahm man in Deutschland, wie rasch und vollständig die stolze, unbesiegte kaiserliche Armada vor dem nordischen Helden zu schanden geworden. Die gedrückten Gemüter des protestantischen Volks allerorten richteten sich auf an den wunderbaren Thaten des schwedischen Heeres.

Die im Jahr 1630 so glücklich geführten Operationen wurden zu Beginn des neuen Jahres mit gleichem Erfolg wieder aufgenommen, während Tilly, dessen frühere Energie einer übergroßen Bedächtigkeit und Vorsicht gewichen war, langsam von der Weser gegen die Mark Brandenburg heranzog. Schlag auf Schlag gewannen die schwedischen Waffen neue Siege. Demmin, der feste Paß zwischen Pommern und Mecklenburg, mußte kapitulieren, dann auch Kolberg, der beste Platz in Pommern. Als Tilly endlich heranrückte, gelang ihm zwar unter entsetzlichen Greueln die Erstürmung von Neubrandenburg, wo der tapfere Oberst Kniphausen kommandierte, aber doch wagte der ligistische Feldherr nicht standzuhalten und es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen. Während er sich an die Elbe wandte, um dem von Pappenheim belagerten Magdeburg näher zu sein, machte Gustav Adolf einen Angriff auf die feste Stellung der Kaiserlichen bei Frankfurt an der Oder. Die Stadt wurde erstürmt, Landsberg ergab sich. Schlesien und Böhmen waren in Angst und Sorgen vor einem Einfall der Schweden.

Weitere Siege der Schweden. 1631. — Februar. — März. — April.

Im protestantischen Volk hatte man wohl ein Verständnis für die religiöse Bedeutung des schwedischen Feldzugs und jubelte dem König Gustav Adolf als Befreier von Glaubensdruck und Tyrannei entgegen, die deutschen Fürsten aber waren überaus zurückhaltend und ängstlich. Die Versuche Gustav Adolfs, im Reiche Bundesgenossen zu werben, waren von geringem Erfolg. Insbesondere hielt auch jetzt das Haupt der Evangelischen, Kurfürst Johann Georg von Sachsen, an seiner traditionellen Ergebenheit gegen den Kaiser fest und wies die Zumutungen, im Verein mit Schweden die evangelische Sache und die fürstliche „Libertät" gegen die Vergewaltigung durch die kaiserlichen Waffen zu verteidigen, als ein gefährliches und unsicheres Beginnen zurück. Auch das Restitutionsedikt, das ihn in seinem eignen Besitz bedrohte, hatte den trägen und stumpfsinnigen Fürsten höchstens zu einigen scharfen Schreiben veranlaßt; vor der Idee eines

Sachsen und Brandenburg.

gewaltsamen Widerstands schauderte er noch zurück. Und ebensowenig war der schwache und ängstliche Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zum Anschluß an die Politik und die Waffen des Schwedenkönigs zu bringen, welcher doch durch seine Vermählung mit der brandenburgischen Marie Eleonore mit dem kurfürstlichen Haus verschwägert war. Während Gustav Adolf eine offene Erklärung forderte, ob Brandenburg Freund oder Feind sein wolle, suchte der Kurfürst seine Neutralität aufrecht zu halten, einer Entscheidung aus dem Weg zu gehen. Er blickte ratlos auf das mächtigere Sachsen und verstattete Kaiserlichen und Schweden den Paß durch sein Land.

Konvent zu Leipzig. Als endlich die ligistische Partei auf dem Regensburger Kurfürstentag ihren vollen Frieden mit dem Kaiser schloß und eine Milderung der kirchlichen Politik, eine Widerrufung des Restitutionsedikts nicht mehr zu erwarten war, versammelten sich die protestantischen Stände auf des Kurfürsten von Sachsen Einladung in Leipzig, um der geschlossenen Macht der katholischen Partei gegenüber eine gemeinsame Haltung der Evangelischen zu vereinbaren. (Febr. bis April 1631.) Allein über eine Zusammenstellung der „Gravamina" und den schüchternen Versuch einer „Defensionsverfassung" kam dieser „neue Schmalkaldische Bund" nicht hinaus. Noch immer hofften sie mit dem Kaiser und der Liga eine friedliche „Komposition" durch unterthänigste Bitten und Vorstellungen erlangen und dem Schwedenkönig gegenüber, der bereits an der Grenze ihrer Länder stand, ihre Neutralität aufrecht halten zu können. „Eben jetzt," sagt G. Droysen, „wo die streitenden Mächte ihre Kraft auf das höchste anspannten und es den blutigen Austrag eines gewaltigen Gegensatzes galt, mißkannten sie ihre Ohnmacht so durchaus, daß sie sich zusammenthaten, um mitten zwischen den Kämpfenden eine, wie sie meinten, selbständige Partei zu bilden: eine Partei der devoten Mißvergnügten dem Kaiser gegenüber, eine Partei der glaubenstreuen Reichspatrioten Gustav Adolf gegenüber; nur daß sie auf das strengste gegen jenen eine schüchterne Defensive, gegen diesen eine faule Neutralität zu beobachten gedachten, mochte kommen, was da wollte. Sie waren geflissentlich blind, getrösteten sich der frommen und fürsichtigen Phrasen und suchten nach immer neuen rettenden Redewendungen in einem Moment, wo nur noch Thaten retten konnten." Der Kurfürst von Brandenburg, vollständig in der militärischen Gewalt der Schweden, sah sich endlich mit schwerem Herzen zum Abschluß eines Vertrags genötigt. Kursachsen aber weigerte sich hartnäckig, dem König den Paß durch Wittenberg zu gestatten und ihm dadurch den Entsatz von Magdeburg zu ermöglichen. Gustav Adolf konnte und mochte die zweideutigen Kurfürsten nicht im Rücken lassen, um der bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen. Es war Kursachsens Schuld, wie Gustav Adolf in feierlicher Verwahrung versicherte, wenn Magdeburg fiel und damit dem ganzen evangelischen Wesen ein schwerer Schlag beigebracht wurde.

2. Magdeburg und Breitenfeld.

Während Gustav Adolf sich der Ostseegegenden bemächtigte, war er zugleich bedacht gewesen, den Widerstand gegen die Kaiserlichen im innern Deutschland zu beleben, und hierzu bot sich ihm durch die Lage der Dinge in Magdeburg eine günstige Gelegenheit. Diese Stadt sollte zum Mittelpunkt einer großen Bewegung gegen die kaiserliche Macht werden, zu einem „Diversionswerk", welches den Feind an der Elbe zurückhalte und den schwedischen Operationen freie Entfaltung lasse. Wir wissen (S. 901), daß Wallenstein im vorigen Jahr sich genötigt gesehen hatte, die Belagerung aufzuheben; seitdem lagen die Kaiserlichen allenthalben im Erzstift zerstreut. Mit Gustav Adolfs Einwilligung und der sicheren Aussicht auf schwedische Unterstützung war dann der vertriebene Administrator Christian Wilhelm verkleidet in die Stadt gekommen und hatte durch die Ankündigung von dem Heranzug der Schweden den Widerstandsmut der Bürgerschaft aufs neue belebt. Mit dem König war ein förmliches Bündnis geschlossen, Truppen waren geworben und der Kampf gegen die im Erzstift zerstreuten kaiserlichen Besatzungen eröffnet worden. Um die Verteidigung zu organisieren, war der schwedische Oberst Falkenberg, ein energischer Mann von militärischer Strenge, verkleidet in die Stadt gekommen, hatte sich des Kommandos bemächtigt und die Befestigungen durch angestrengte Schanzarbeiten verstärken lassen. Die Hoffnung auf den baldigen Heranzug des Schwedenkönigs erhöhte den Mut des Widerstands; wir sahen jedoch, wie Gustav Adolf durch die Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg zurückgehalten wurde. Der Feldmarschall Pappenheim, der die Belagerung leitete, brannte vor Begierde, die trotzige Stadt zu Fall zu bringen; allein seine Streitkräfte waren zu gering, und der bedächtige Tilly wagte weder dem Schwedenkönig mit Aufbietung aller Macht zu einem entscheidenden Schlag sich in den Weg zu stellen, noch die Dinge vor Magdeburg zu Ende zu führen. Statt eines kühnen Sturmes, wonach sein ungestümer Sinn stand, sah sich Pappenheim zu einer langwierigen Blockade gezwungen. Erst im Frühjahr, nachdem man dem schwedischen Kommandanten monatelang Zeit gelassen die Befestigungen zu verstärken, rückte Tilly gegen die Stadt heran. Die Truppenmacht, die sich jetzt um Magdeburg lagerte, betrug mehr als 25,000 Mann, während die Besatzung nicht viel über 2000 zählte. Alsbald begann auch Pappenheim den Sturm auf die vorgeschobenen Schanzen; in ein paar Tagen waren die detachierten Außenwerke in seiner Hand.

Magdeburgs Belagerung. 1631. — Okt. 1630. — März 1631. — April.

Zwar zog Tilly noch einmal ab, als er von Gustav Adolfs Marsch gegen Frankfurt hörte; auf die Kunde jedoch, daß der Platz bereits gefallen, kehrte er wieder um und nun begann der Angriff auf die Stadt mit aller Macht. Ein Werk, eine Schanze um die andre, mußte die tapfere Besatzung nach mutigstem Widerstand aufgeben; die Vorstädte wurden in Brand gesteckt, die Einwohner

Fall der Stadt.

und die Besatzung in die Stadt aufgenommen. Immer näher wurden die Laufgräben und Trancheen gezogen, ein immer furchtbareres Geschützfeuer gegen die Mauern und Wälle eröffnet, und in der Stadt begann das Pulver auszugehen. Von der Bedrängnis der Belagerten hatte man draußen genaue Kunde; es gab noch viele kaiserlich und katholisch gesinnte Mißvergnügte in der Stadt. Tilly hatte ein Ultimatum gestellt, aber ehe die Antwort eintraf, begann Pappenheim
20. Mai. den Sturm. Der unerwartete Angriff brachte die Besatzung aus der Fassung. Auf zwei Seiten drangen die Kaiserlichen ohne großen Widerstand in die Stadt ein. In den Straßen kam es zu einem furchtbaren erbitterten Kampf. Falkenberg und die besten seiner Offiziere und Soldaten fielen; der Administrator wurde verwundet und gefangen; man führte ihn nach Wien, wo er in der Folge zur katholischen Kirche übertrat. Und wie der Feind Meister der Stadt war, begann das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden. Die entfesselte Soldateska, von niemand in Schranken gehalten, kühlte in Blut und Zerstörung ihre Wut und Rachsucht. Selbst jene Zeit, die an Kriegsgreuel aller Art überreich gewöhnt war und in der Verwüstung eroberter Städte, im Plündern und Morden das Recht des Siegers sah, schauderte vor dem entsetzlichen Schicksal, das über die alte blühende Reichsstadt verhängt wurde. Eine furchtbare Feuersbrunst, die von allen Seiten unaufhaltsam sich fortwälzte, machte Magdeburg schließlich zu einem Aschenhaufen. Wie der verheerende Brand entstanden, ob er vielleicht von den Belagerten selbst für den äußersten Fall vorbereitet war, ist mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln. Die Domkirche, wo der Sieger ein Tedeum singen ließ, das Liebfrauenkloster und einige ärmliche Häuser und Fischerhütten war alles, was übrig blieb. Die Geschichte hat Tillys Andenken vielleicht mehr als gebührend mit den entsetzlichen Thaten in Magdeburg beladen. Wir finden freilich nicht, daß er sich bemüht hätte, der Wut seiner Soldaten Einhalt zu thun; doch aber wird ein gerechter Richter nicht alle Greuel, welche der verwildernde Krieg in immer steigendem Maß zur Folge hatte, dem einzelnen Führer zur Last legen dürfen.

Folgen der Magdeburger Katastrophe. Vertrag mit Brandenburg.

Der Fall der jungfräulichen Stadt, die so manchen Angriff siegreich von ihren Mauern zurückgeschlagen, regte die Gemüter in Deutschland mächtig auf. Die Hoffnungen, welche die Protestanten auf den nordischen Retter gesetzt, wichen mit einemmal der tiefsten Verzagtheit, während die Katholischen aller Orten in maßlosen Jubel ausbrachen. Bald würden nun die Evangelischen ihr Felleisen packen müssen, meinte der Kurfürst von Trier, denn im Reich werde man sie nicht mehr dulden. Es wurden bereits Proskriptionslisten der Schuldigen und Mißliebigen aufgestellt. In der Erwartung, daß sich das kaiserliche Heer nunmehr mit aller Macht gegen die Schweden wenden werde, suchte sich Gustav Adolf zunächst des unzuverlässigen Kurfürsten von Brandenburg zu versichern. Als
Juni 1631. das schwedische Heer vor Berlin lag und ein Bombardement zu befürchten stand, ließ sich Georg Wilhelm endlich zu einem Vertrag mit Gustav Adolf herbei,

worin er den Schweden das Besatzungsrecht von Spandau und Küstrin gegen das Versprechen späterer unentgeltlicher Wiedergabe einräumte. In der Besorgnis, von Schweden und Kaiserlichen gleichmäßig als Feind behandelt zu werden, gewann der Kurfürst den schweren Entschluß über sich, mit Gustav Adolf sich zu verbinden, nicht ohne gleichzeitig beim Kaiser und bei Sachsen diesen Schritt mit seiner verzweifelten Lage zu entschuldigen. Da Tilly sich keineswegs beeiferte, den Magdeburger Sieg auszunutzen, und die Schweden in ihren festen Positionen in Brandenburg, Pommern, Schlesien aufzusuchen, so gewann Gustav Adolf Zeit, seine Stellung in den ausgedehnten Quartieren an der Ostsee zu erweitern und zu befestigen. Während in Schlesien der General Horn die kaiserlichen Truppen in Schach hielt und seine Aufstellungen bis Krossen vorschob, nahm der General Johann Baner Havelberg mit stürmender Hand und versicherte sich der wichtigsten Plätze im Brandenburgischen, und Pommern geriet vollständig in die Gewalt der Schweden, als Ake Tott den letzten Ort, den die Kaiserlichen besetzt gehalten, Greifswald, zur Übergabe brachte; der tapfere Kommandant der Juni. Festung, Perusi, fiel im Kampf. Von Pommern zogen die Schweden nach Mecklenburg und unterwarfen mit geringer Mühe das ganze Land bis auf Rostock und Wismar; unter dem Schutz der schwedischen Waffen kehrten die vertriebenen Herzöge zurück.

Zögernde Kriegführung Tillys.

Der Kriegführung des alternden Tilly gebrach je länger je mehr jede Thatkraft und Unternehmungslust. Die neuen kaiserlichen Regimenter abwartend, die aus Italien und den Niederlanden auf den deutschen Kriegsschauplatz befehligt wurden, wagte er nicht, die schwedischen Heere in ihren festen Stellungen in Brandenburg, Schlesien, Pommern, Mecklenburg anzugreifen. Er ließ Gustav Adolf Zeit, sich zu erholen, zu verstärken, mit Kursachsen zu verständigen und trug seine Waffen gegen Thüringen und Hessen. Der junge Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, ein feuriger und thatkräftiger Mann, wie sie in der schlaffen deutschen Fürstengeneration der Zeit selten waren, hatte sich von Anfang an offen und entschieden an den Schwedenkönig angeschlossen. Er und der gleichgesinnte Herzog Bernhard von Weimar waren unwillig von dem Leipziger Konvent weggeritten. Unter dem Vorwand der dort beschlossenen „Defensionsverfassung“ hatten sie begonnen zu rüsten und Bundesgenossen zu einer großen evangelischen Konföderation im Gegensatz zur Liga zu werben. Diese Fürsten gedachte nun Tilly zu züchtigen. Aber der Landgraf wies die Aufforderung, sein Kriegsvolk abzudanken, kaiserliche Besatzungen aufzunehmen, Kontribution zu zahlen, entschieden ab, und als nun Gustav Adolf an die Elbe vordrang und in dem festen Lager bei Werben eine drohende Haltung annahm, sah sich Tilly genötigt, von Hessen abzulassen und dem in Magdeburg lagernden Pappenheim zu Hilfe zu ziehen. Bei Burgstall kam es zu einem hitzigen Treffen, Juli 1631. in welchem mehrere kaiserliche Regimenter, das Montecuculische, Bernsteinsche, Holksche fast ganz aufgerieben wurden, auf schwedischer Seite aber der junge

Pfalzgraf Johann Kasimir fiel. In den nächsten Tagen gerieten die beiden Armeen noch mehrfach hart aneinander, und die Schweden behaupteten durchgängig das Feld. Tilly sah ein, daß aus jenen Gegenden der Feind nicht mehr zu vertreiben sei. „Von den Wällen des Lagers zu Werben sah die erstaunte Welt zum ersten Mal Tilly, den Unbesiegbaren, ohne gesiegt zu haben, abziehen.“ Zugleich kamen auch hier im Lager die Verhandlungen mit dem Landgrafen von Hessen zum Abschluß, die erste wirkliche Allianz, die Gustav Adolf mit einem deutschen Fürsten einging.

Schwedisch-sächsische Allianz. Nunmehr begannen auch die deutschen Bundesgenossen des Schwedenkönigs, Bernhard von Weimar und der Landgraf Wilhelm, den Krieg. Die kaiserlichen Heerhaufen, die unter den Grafen Fugger und Egon von Fürstenberg aus Italien kamen, hatten die evangelischen Fürsten in Süddeutschland, welche dem Leipziger Bund angehörten, bewältigt und schickten sich an, den Widerstand in Hessen niederzuschlagen, als sie Tilly an die sächsische Grenze berief. Denn der kaiserlich-ligistische Feldherr gedachte nun, Kursachsen auf alle Weise, wenn es sein mußte, mit Waffengewalt, zum Anschluß zu bringen. Aller Augen waren jetzt auf den sächsischen Kurfürsten gerichtet, der noch in letzter Stunde von Gustav Adolf und dem Kaiser zu gleicher Zeit umworben und bestürmt wurde. War es doch eine Frage von entscheidender Bedeutung, auf welche Seite sich Kursachsen stellen werde, jetzt, da der „schwindsüchtige Leipziger Schluß“, wie eine Flugschrift der Zeit sagt, nicht mehr aufrecht zu halten war, Kursachsen mit seinem Versuch, eine neutrale „deutsche“ Partei zu bilden, zwischen zwei gewaltigen feindseligen Mächten vollständig vereinzelt dastand. Die beiderseitigen Armeen zogen sich drohend an der sächsischen Grenze zusammen. Die Entscheidung in dieser kritischen Lage der kursächsischen Politik gab Tilly, welcher, noch ehe der Kurfürst sein letztes Wort gesprochen, in dessen Land einfiel und mit Plündern und Brandschatzen die Stifter Merseburg, Naumburg und
11. Sept. Zeitz heimsuchte. Da schloß Johann Georg die Allianz mit Gustav Adolf und vereinigte sein Heer mit dem schwedischen. Mit Recht konnte der Kurfürst, welcher durch seine Hingebung an den Kaiser der evangelischen Sache und der reichsständischen Freiheit soviel geschadet, in seinem Absagebrief an Tilly schreiben, er glaube für seinen Gehorsam besseren Dank verdient zu haben, als daß man sein Land mit Rauben, Plündern und Brennen bedränge.

Schlacht bei Breitenfeld. 17. Sept. 1631. Nachdem die Allianz abgeschlossen und die sächsischen und schwedischen Heere, zusammen etwa 47,000 Mann, sich vereinigt, galt es zunächst, die Kaiserlichen aus dem Kurfürstentum hinauszuschlagen. Tilly hatte nach einem heftigen Bombardement Leipzig zur Übergabe genötigt, als die Meldung kam, daß der Vortrab der sächsischen Armee im Anzuge sei. Um den Feinden den Weg nach Leipzig zu verlegen, zog Tilly ihnen in nördlicher Richtung entgegen. Unweit Leipzig, bei Breitenfeld, stießen die beiden Armeen aufeinander und es kam zu einer großen und entscheidenden Schlacht, wie die Schweden noch

keine auf deutschem Boden geschlagen hatten. Die alte spanische Taktik, wie sie Tilly repräsentierte, mit ihrer zermalmenden Wucht und schwerbeweglichen Aufstellung, trat zum erstenmal in einer entscheidenden Aktion der neuen schwedischen Kriegsweise gegenüber, die in Formation, Manövrierkunst und Bewaffnung an Stelle des Wuchtigen und Massenhaften das Prinzip der Leichtigkeit und Beweglichkeit gesetzt hatte. Die sächsischen Regimenter vermochten vor dem furchtbaren Anstoß der Kaiserlichen nicht standzuhalten; sie flohen in wilder Auflösung und rissen auch schwedische Truppenabteilungen mit sich. Allein der linke Flügel der schwedischen Aufstellung unter dem Feldmarschall Horn, unterstützt von andern schwedischen Regimentern, die Gustav Adolf selbst herbeiführte, hielt den Stoß der kaiserlichen Infanteriemassen auf. Es entbrannte nun ein furchtbarer mehrstündiger Kampf, Mann an Mann. Als der Abend herankam, waren die kaiserlichen Bataillone zersprengt und durchbrochen, ganze Regimenter aufgelöst oder niedergehauen. Tilly selbst war verwundet, viele seiner besten Offiziere gefallen; die ganze Artillerie war verloren; auf viele Tausende belief sich die Zahl der Toten und Gefangenen. Weit geringer war der Verlust der Schweden; von namhaften Männern fiel unter andern der tapfere Oberst Teuffel.

„Recht eigentlich," sagt G. Droysen, „die größere Kriegskunst, die militärischen Reformen Gustav Adolfs waren es, die diesen entscheidenden Sieg errungen hatten. Ohne sie würde Horn mit seinem linken Flügel der gewaltigen Übermacht des feindlichen Zentrums und rechten Flügels nicht zu widerstehen vermocht haben. So aber geschah das Unglaubliche, daß nur die schwedische Kavallerie, und von den sieben Infanteriebrigaden nur zwei an der Schlacht kämpfend teilnahmen, und daß sie allein den Sieg entschieden. Daß es im Gefecht noch auf etwas andres ankommt, als auf die Kopfzahl, daß die vorzüglichere Waffenübung, die Lebhaftigkeit der Bewegung und die umsichtigere Leitung eher zum Sieg führen, das zeigte diese Schlacht. Sie zeigte, daß die Reformen des schwedischen Heeres jene althergebrachte kaiserliche und ligistische Kampfesweise weit überholt hatten, und daß die österreichisch-bayrische Armee trotz ihres Rufs der Unbesiegbarkeit nicht unbesiegbar war."

Mit dem Sieg bei Breitenfeld hatte Gustav Adolf die Magdeburger Scharte ausgewetzt. Das evangelische Deutschland atmete wieder auf; der Name des nordischen Helden wurde gefeiert, wie kein andrer; in zahllosen schriftlichen und bildlichen Verherrlichungen des wunderbaren Sieges spricht sich die gehobene Stimmung der Protestanten aus, während im katholischen Lager kleinmütige Klagen erschollen, daß „Gott lutherisch geworden". Von dem Besiegten aber sang man: „Der alte Tille zeucht jetzt gar stille."

3. Wallenstein und Gustav Adolf.

Wallenstein übernimmt das Kommando wieder.

Unter dem furchtbaren Eindruck der Breitenfelder Schlacht richteten sich die Blicke des Kaisers wiederum auf seinen alten Feldhauptmann, den Einzigen, zu dem das Heer noch Vertrauen hatte und der dem König Gustav Adolf gewachsen

schien. Der Feldherr lebte in stolzer Muße auf seinen böhmischen Herrschaften, ohne je die militärischen und politischen Vorgänge aus dem Auge zu verlieren. Der Kaiser selbst holte von Zeit zu Zeit bei seinem „besonders lieben Oheim" Rat ein, und seit den ersten schwedischen Erfolgen sprach man davon, ihm aufs neue das Kommando zu übertragen. Wallenstein kam derartigen Anträgen keineswegs entgegen. Ganz andre Pläne und Gedanken erfüllten damals seinen ehrgeizigen und unruhigen Sinn. Er hatte sich dem König Gustav Adolf, seit er auf deutschem Boden stand, genähert; Arnim, Graf Thurn, Wallensteins Schwager Terzka waren die Zwischenträger von Verhandlungen, die bereits dem Abschluß nahe gekommen waren, als man in Wien den Vorsatz faßte, dem Herzog den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres aufs neue zu übertragen. Wallenstein hatte sich anheischig gemacht, mit einem schwedischen Hilfskorps die habsburgischen Erblande zu unterwerfen und den Kaiser nach Italien zu jagen. Als Vizekönig von Böhmen wollte er Krieg gegen Kaiser und Liga auf eigne Hand führen bis zum völligen Ruin der Gegner. So tief hatten sich diese Gedanken bei Wallenstein bereits festgesetzt, daß er die erste Aufforderung des Kaisers, das Kommando zu übernehmen, rund von der Hand wies. Als aber Gustav Adolf, der gegen diesen unergründlichen Charakter stets ein tiefes Mißtrauen hegte, zögerte, auf die doch immer abenteuerlichen Pläne des Herzogs einzugehen, sprang Wallenstein plötzlich zu andern Entschlüssen über, wie es in der Art dieses erregbaren Geistes lag, in welchem ein Ziel das entgegengesetzte, ein Entwurf den andern drängte. Als Fürst von Eggenberg, der stets zu den Freunden Wallen-
Dez. 1631. steins am Hof gehörte, in Znaim mit dem Feldherrn zusammentraf und ihn aufs neue um Übernahme des Oberbefehls ersuchte, willigte dieser ein, zunächst auf drei Monate, bis die kaiserliche Armee neu formiert wäre. Dem General, der nicht wie ein abgedienter Offizier, sondern als Reichsfürst mit dem Kaiser zu unterhandeln in der Lage war, wurden die bündigsten Versicherungen erteilt, daß nicht wieder geistliche und höfische Einflüsse seine Wege durchkreuzen würden. Ohne Zweifel wurde ihm auch die Zurücknahme des Restitutionsedikts zugesagt und ihm so die Aussicht eröffnet, zunächst mit Sachsen Frieden zu schließen und dann das Werk der Pazifikation im Reich, wie er sie verstand, zu Ende zu brin-
April 1632. gen. Nach Ablauf der ausbedungenen Frist übernahm Wallenstein den Oberbefehl dauernd als „Generalcapo der kaiserlichen Armaden" unter Bedingungen, die ihm eine vollständig unabhängige Stellung und reichen Lohn für seine Mühen und Kosten sicherten. Nicht nur, daß ihm für den Fall des Verlustes von Mecklenburg ein andres Reichsfürstentum mit gleichem Einkommen zugesagt und einstweilen das Fürstentum Glogau übergeben wurde, er sollte keinen unabhängigen Heerführer im Reich neben sich zu dulden brauchen; die eroberten Lande sollte er nach seinem Gutdünken behandeln, die höchsten kaiserlichen Prärogativen, Konfiskation und Begnadigung, nach seinem Ermessen üben dürfen

— eine Fülle militärischer und politischer Gewalt, wie sie niemals im Reich in der Hand eines Emporkömmlings vereinigt gewesen.

Wenige Tage nach dem Breitenfelder Sieg war das Sachsenland vom Feind gesäubert, Leipzig, Halle nahmen schwedische oder sächsische Garnisonen auf. In einer persönlichen Zusammenkunft Gustav Adolfs mit dem Kurfürsten wurden dann die weiteren Kriegsoperationen besprochen. Während der König durch Thüringen nach den Maingegenden und der fränkischen „Pfaffengasse“ zu ziehen und die ligistische Macht in ihren eigentlichen Sitzen anzugreifen beschloß, sollte die sächsische Armee den Krieg in Schlesien und Böhmen führen. Auf diese Weise sollte das letzte Band zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten, in dessen Herzen die alte habsburgische Neigung noch immer nicht ganz erloschen war, zerschnitten werden. Noch dachte damals Gustav Adolf, die Verhandlungen mit Wallenstein würden zum Abschluß eines Bündnisses führen, an der Spitze des sächsischen Heeres und eines schwedischen Hilfskorps würde der General den Geist des Aufruhrs in Böhmen und den österreichischen Erblanden beleben, und so gleichzeitig an zwei Punkten ein entscheidender Schlag gegen die Feinde geführt werden. Demgemäß rückten die Sachsen unter Arnim in Böhmen ein und bemächtigten sich ohne Widerstand der Hauptstadt Prag durch Kapitulation. In ihrem Gefolge zogen die alten Insurgentenhäupter Thurn und Wenzel Ruppa wieder in die Heimat ein. Zum Hauptquartier des schwedischen Heeres für den Winter war Erfurt bestimmt. Ohne Gegenwehr besetzte Herzog Wilhelm von Weimar, der in diesen Tagen gleich den Fürsten von Anhalt eine förmliche Allianz mit Gustav Adolf schloß und als schwedischer General in Thüringen kommandierte, die Stadt. Von Erfurt aus zog der König ohne Aufenthalt über den Thüringer Wald gen Franken. In den Stiftern Würzburg und Bamberg geriet man in großen Schrecken; die geistlichen Herren suchten Rettung in schleuniger Flucht. Die Festungen Königshofen und Schweinfurt ergaben sich ohne Widerstand; ebenso die Stadt Würzburg; das Schloß Marienberg, der festeste Punkt im Bistum, wurde durch Sturm genommen und lieferte reiche Beute an Vorräten, Kostbarkeiten, Waffen und litterarischen Schätzen. In ganz Süddeutschland und am Rhein gerieten die Katholischen in Angst bei den Nachrichten von Gustav Adolfs siegreichem Vordringen. Der Frankfurter Kompositionstag, der noch einmal den matten Versuch gemacht hatte zwischen den beiden Konfessionen zu vermitteln, stob in eiliger Flucht auseinander. Jedem wars, als ob ihm der Schwede schon auf dem Nacken säße. Die evangelischen Stände und Fürsten des fränkischen Kreises schlossen Verträge mit dem König und verpflichteten sich zu Kontributionen und zur Truppenstellung; auch das reiche Nürnberg, Ansbach und Baireuth, der Herzog von Württemberg gingen Allianzen mit dem König ein. In den eroberten fränkischen Gebieten, welche durch die Flucht der geistlichen Herren ihrer ordentlichen Regierung beraubt waren, ließ sich Gustav Adolf huldigen und setzte eine neue Landesverwaltung ein; die

Zug der Schweden nach Franken.

15. Nov. 1631.

18. Okt.

reichen Klöster wurden eingezogen und ergebene Anhänger im Lande oder verdiente Offiziere damit belohnt; Konfiskationen in eroberten Ländern waren ja längst das Recht des Siegers geworden.

Schwedischer Siegeszug am Main und Rhein. Inzwischen hatte sich auch das Heer Tillys, welches von der Breitenfelder Walstatt in wirrer Auflösung und Zerrüttung gegen die Weser geflohen war, einigermaßen gesammelt und hergestellt, hatte sich im Hessischen mit den Truppen Aldringens, Fuggers und des Herzogs Karl von Lothringen vereinigt und schickte sich, freilich noch immer in der kläglichsten Verfassung, an, dem Feind in Franken entgegenzugehen. Sie gelangten auch brennend und sengend bis vor Würzburg und Nürnberg; allein weder zu einer offenen Feldschlacht, noch zu einer regelmäßigen Belagerung war dies Kriegsvolk mehr fähig. Gustav Adolf konnte die stark besetzten fränkischen Städte ohne Bedenken im Rücken lassen und zu weiteren Eroberungen ausziehen. Den Main abwärts trug er seine Waffen, ohne daß sich ihm irgendwo erheblicher Widerstand entgegengesetzt hätte; Hanau und Frankfurt öffneten die Thore; der Landgraf Georg von Darmstadt schloß seinen Frieden mit dem König. Bald standen die Schweden vor Mainz. Der Kurfürst hatte die Stadt verlassen und einer spanischen Truppenabteilung die Verteidigung übertragen. Es war dem König nicht lieb, daß er mit den Spaniern zusammentraf; er hatte stets daran festgehalten, daß er allein gegen den Kaiser, nicht gegen das Gesamthaus Habsburg, Krieg führe. Allein er konnte nicht vermeiden, daß es, nachdem das Heer den Rhein überschritten, bei Oppenheim zu einem Gefecht mit spanischen Truppen kam. Noch heute liegen in der dortigen St. Michaelskapelle Hunderte von spanischen Schädeln aufgeschichtet, viele mit den Spuren eines furchtbaren Hiebes oder einer Flintenkugel. Freilich hatte dieser faktische Kriegszustand noch nicht die förmliche Kriegserklärung zwischen den beiden Mächten zur Folge. Die spanische Besatzung in Mainz leistete geringen Widerstand, als Gustav Adolf ernstliche Anstalten zur Belagerung traf. Mit der Übergabe von Mainz, welches der König nunmehr zum Hauptquartier und Mittelpunkt der militärischen und politischen Operationen bestimmte, fanden die glänzenden Kriegsthaten dieses Jahres ihren würdigen Abschluß. In unglaublich raschem Zug hatten die schwedischen Heere halb Deutschland durchschritten, im Laufe weniger Monate ihre Quartiere aus dem märkischen Sand nach den gesegneten Landen am Rhein und Main verlegt. Ihrem siegreichen Vordringen einen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen, war gar nicht mehr versucht worden. Ungehindert schalteten schwedische Beamte und Offiziere in den eroberten Ländern der ligistischen Fürsten, und die gotischen und finnischen Bauern, denen der Krieg bisher eine einzige Kette unerhörter Strapazen und Entbehrungen gewesen, labten sich an den Gaben des fruchtbaren Maingaus, dem unbekannten Genuß des feurigen Frankenweins. Auch die Pfalz, Frankenthal, Speier, Mannheim, fielen fast ohne Schwertstreich in die Hände Bernhards von Weimar.

Nov. 1631.

23. Dez.

In Mainz, wo der König während des Winters Hoflager hielt, entfaltete sich alsbald ein ungemein reges diplomatisches Treiben; denn das Hauptquartier des Königs von Schweden war jetzt der Mittelpunkt der europäischen Politik. Auch der flüchtige Kurfürst und Böhmenkönig Friedrich hatte sich im schwedischen Hoflager eingefunden. Es waren merkwürdige und bedeutsame Unterhandlungen, welche damals die Diplomatie beschäftigten. Es galt Schweden und die Liga zu einem Vergleich zu bringen, die letztere von dem Kaiser zu trennen, ihre Neutralität herbeizuführen. Dies war das Ziel Richelieus, der mit Bedauern bemerkte, wie die schwedischen Waffen viel mehr dem katholischen Reichsfürstentum als dem Hause Habsburg gefährlich waren. Im französischen Interesse aber lag es, alle den Tendenzen des Gesamthauses Habsburg feindlichen Mächte, und dazu gehörte die katholische Fürstenschaft in gewisser Hinsicht nicht minder als die Schweden, zu vereinigen und zu unterstützen, nicht sie in gegenseitigem Kampf sich schwächen und aufreiben zu lassen. Herstellung des Reichs auf der alten Grundlage der ständischen Verfassung, mit Ausschluß der monarchischen Gelüste des Kaisers, war das Ziel der deutschen Politik des Kardinals; hierzu aber konnte es nicht förderlich sein, wenn man der kurfürstlichen Macht so schwere Schläge versetzte, wie es durch die jüngsten Thaten der schwedischen Armee geschehen war. „Komposition" zwischen Gustav Adolf, mit welchem Frankreich in Allianz stand, und der Liga, mit welcher die französischen Verbindungen nie abgebrochen worden, war daher seit geraumer Zeit das Ziel der Staatskunst Richelieus. Die französischen Werbungen setzten zunächst bei Maximilian von Bayern und den geistlichen Kurfürsten an. Der Gedanke der „Neutralität" fand bei diesen Fürsten günstige Aufnahme; wußte man doch bei der jämmerlichen Verfassung des ligistischen Kriegswesens kein andres Mittel, dem Siegeszug der Schweden Einhalt zu thun, die eroberten katholischen Länder wieder zu gewinnen, dem Verlust der noch nicht eroberten vorzubeugen. Man schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, aus einem solchen Vergleich einen „Generalfrieden" hervorgehen zu sehen. Es fragte sich nur, ob Schweden geneigt sei, auf Grund der Restitution aller den Katholischen genommenen Gebiete die Neutralität der Liga anzuerkennen. Gustav Adolf aber war keineswegs gewillt, ohne Garantien für deren redliche Absichten so zweifelhafte Freunde in bewaffneter Neutralität hinter sich zu lassen. Er verlangte Abdankung des ligistischen Kriegsvolks, Räumung aller während des Kriegs okkupierten evangelischen Gebiete, Preisgebung des Kaisers und jedes sonstigen Feindes von Schweden u. a., wogegen er nur die Einstellung weiterer Feindseligkeiten und die Anerkennung der Neutralität, nicht aber Zurückgabe des Eroberten zugestehen wollte. Die französischen Diplomaten, welche die Schweden unter allen Umständen zum Angriff auf die kaiserlichen Erblande und zum Abzug aus den rheinischen Gegenden zu bewegen suchten, rieten auch auf diese Bedingungen einzugehen, allein der Kurfürst von Bayern, der es mit seinen Friedenserbietungen ohnehin nicht aufrichtig meinte, der den Waffenstillstand durch kriegerische Rüstungen und Anordnungen brach, der in seinem tiefsten Innern verletzt war durch die Kunde, daß man ihn in Rom verräterischer Absichten zeihe — der Kurfürst von Bayern entschied sich für Fortsetzung des Kriegs. Da aber die geistlichen Kurfürsten weder willig noch fähig waren, sich der kriegerischen Politik Bayerns anzuschließen, so war die Liga faktisch aufgelöst und zersprengt. Für den Kaiser war es ein Glück, daß sich der einzige katholische Reichsfürst, der überhaupt noch eine Macht darstellte, entschieden von diesen französisch-schwedischen Friedensplänen lossagte. Zugleich wurde auch ein neues österreichisch-spanisches Bündnis abgeschlossen.

Französische Politik und Stellung der Liga.

14. Febr. 1632.

Der Feldmarschall Gustav Horn, der als „Direktor des würzburgischen

Gustav Adolf gegen Franken und Bayern. Tillys Tod. Fürstentums" in Franken stand, hatte inzwischen die schwedischen Besitzungen durch die Einnahme von Bamberg erweitert und die nahezu offene Stadt in der Eile einigermaßen befestigen lassen. Allein auch Tilly nahm die Operationen nunmehr wieder auf und es gelang ihm unter steten kleinen Gefechten mit den März 1632. Schweden, Bamberg aufs neue zu besetzen. Auf die Kunde, daß in Franken der Krieg wieder begonnen, beschloß Gustav Adolf die Rheinlande, wo er inzwischen die Spanier aus mehreren festen Plätzen vertrieben, zu verlassen und seinem bedrängten Feldmarschall Horn zu Hilfe zu ziehen. Mit ihm vereinigt wollte er sich auf Tilly werfen, die Donau überschreiten, in das Land seines hartnäckigsten Feindes, des Kurfürsten von Bayern, eindringen. Bei Schweinfurt fand demgemäß die Vereinigung der „Royalarmee" mit dem Hornschen Korps statt und gleich darauf hielt Gustav Adolf, begleitet von dem pfälzischen März. „König von Böhmen", seinen prunkvollen Einzug in Nürnberg, mit Jubel und Freude von dem evangelischen Volk empfangen. Dann ging es in Eilmärschen südwärts gegen die Donau. Die alte Reichsstadt Donauwörth wurde nach heftigem Bombardement von der bayrischen Besatzung geräumt und damit den Schweden der Paß über den Strom geöffnet. Ohne Widerstand wurden die Plätze an der Donau von Wörth bis Ulm besetzt. Am Lech versuchte Tilly noch einmal, den schwedischen Siegeszug aufzuhalten. Bei der Festung Rain auf dem rechten Lechufer hatte er eine stark verschanzte Stellung eingenommen, um dem Feind den Eintritt in Bayern zu verwehren. Allein Gustav Adolf überschritt auf einer Schiffbrücke den Fluß. Die Bayern hatten sich in einem Gehölz festgesetzt und wurden hier durch eine furchtbare Kanonade bedrängt. Nach schweren Verlusten wurde der Rückzug gegen Ingolstadt angeordnet. Tilly selbst war von einer Kugel ins Bein getroffen worden und wurde auf den Tod ver-
20. April 1632. wundet nach der Donaustadt geschafft. Dort starb der alte Kriegsheld, der seit mehr als einem Jahrzehnt an der Spitze der ligistischen Armee gestanden, noch im Augenblick des Todes mit kriegerischen Gedanken beschäftigt.

Die schwedischen Eroberungen in Bayern. Nun war der Schlüssel ins Bayerland gewonnen, wenige Tage nach dem Sieg bei Rain öffnete die Stadt **Augsburg**, wo das protestantische Kirchenwesen sich der katholischen Reaktion kaum mehr erwehrte, die Thore, fügte sich in die Wiedereinsetzung des früheren evangelischen Rats, nahm eine schwedische Garnison auf, verpflichtete sich zu einer Kontribution und leistete dem König den Huldigungseid, nachdem er sie versichert, daß er damit der Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht zu nahe treten wolle und nicht daran denke, sie schwedisch zu machen. Die Einnahme Augsburgs, der Geburtsstätte der lutherischen Konfession, die Befreiung dieser alten evangelischen Stadt von dem „papistischen Joch" trug wie kein andres Ereignis dazu bei, den Namen des siegreichen Schwedenkönigs als des Glaubensretters im ganzen protestantischen Deutschland gefeiert zu machen. Nun galt es, Ingolstadt, den festesten Platz in Bayern, zu nehmen. Vor der Stadt kam es zu neuen Gefechten; dem König selbst wurde bei einer

Rekognoszierung das Pferd unter dem Leib erschossen. Allein die Bayern wagten nirgends mehr standzuhalten; sie beschlossen noch weiter die Donau hinab, nach Regensburg zu gehen, um dem sehnlich erwarteten Wallensteinschen Zuzug näher zu sein und sich mit den Kaiserlichen vereinigen zu können. Gustav Adolf hielt sich damals mit der Belagerung des festen Ingolstadt nicht auf; er drang in das innere Bayern vor, um die Macht des Kurfürsten im Herzen zu treffen. Landshut, Freising, Gegenden, die vom Krieg noch wenig gelitten hatten und Mai. gute Quartiere boten, ergaben sich, dann auch die Landeshauptstadt München, wo Gustav Adolf eine wertvolle Beute an mehr als hundert vergrabenen bayrischen Geschützen machte. Mit welchen Gefühlen mag damals Friedrich von der Pfalz die Residenz seines feindlichen Blutsverwandten betreten haben! Aber der Schwedenkönig war ein schonungsvoller Sieger. Es wurde keine Vergeltung geübt für die Verwüstung der Pfalz. Von München zog Gustav Adolf nach Schwaben, wo eine gefährliche Bewegung unter den Bauern, unterstützt von kaiserlichem Kriegsvolk aus dem Elsaß und Breisgau, ausgebrochen war. Die aufständischen Bauern in Schwaben wurden zur Ruhe gebracht, der kaiserliche Oberst von Ossa zurückgeschlagen. An einer völligen Unterwerfung Schwabens wurde der König nur durch die Nachrichten aus Sachsen gehindert, welche ihn auf einen andern Kriegsschauplatz riefen.

Die sächsische Kriegführung hatte von Anfang an einen Mangel an Entschlossenheit und Energie gezeigt, der gegen den kühnen Siegeszug des schwedischen Heeres merklich abstach. Unsichere Haltung Sachsens. Gustav Adolf hatte sich nie der Täuschung hingegeben, in Sachsen einen aufrichtigen und zuverlässigen Bundesgenossen gefunden zu haben; er wußte wohl, daß der Kurfürst nur durch die Not gezwungen die schwedische Allianz eingegangen war, daß er unablässig darauf sann, wie er, im Verein mit Brandenburg, einen Separatfrieden mit dem Kaiser zustandebringen und die Schweden auf möglichst glimpfliche Art aus dem Reich entfernen könne. Statt nach Österreich selbst vorzudringen und die kaiserliche Macht in ihrem Kern zu treffen, blieben die Sachsen ruhig in ihren böhmischen Winterquartieren liegen, und ihr Führer, der Feldmarschall Arnim, unterhandelte unter des Kurfürsten Mitwissenschaft und Billigung mit Wallenstein über die Bedingungen des Friedens, bevor und nachdem dieser den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernommen. Arnim war die Seele dieser Friedenspolitik, die mit der Feindseligkeit gegen Schweden und dem Bruch des Vertrags gleichbedeutend war, und des Kurfürsten Herzensneigung zog ihn auf dieselbe Bahn. Wallenstein und Gustav Adolf bestürmten den Dresdener Hof gleichzeitig, jener, den Vertrag abzuschließen, dieser, an dem Bund festzuhalten und die sächsischen Truppen mit den schwedischen zu vereinigen. Unentschlossen und doppelzüngig wie immer wagte Johann Georg nach keiner Seite eine Entscheidung. Auf einer persönlichen Konferenz Wallensteins und Arnims wurden die Friedensbedingungen festgesetzt und bereitwillig die Aufhebung des vornehmsten sächsischen Klage- 21. Mai 1632.

punkts, des Restitutionsedikts, zugesichert. Binnen wenigen Tagen sollte sich der Kurfürst entscheiden. Gleichzeitig eröffnete Wallenstein, um einen Druck auf diese Entscheidung auszuüben, auch den Krieg wieder, nahm Prag und trieb die
22. Mai. Sachsen vom böhmischen Boden weg bis Pirna. Der kaiserliche Generalissimus wurde immer dringender in seinen Werbungen; er erbot sich sogar zur Ausfertigung eines Blanketts, auf welchem der Kurfürst selbst die Friedensbedingungen verzeichnen sollte. Allein in letzter Stunde trat Johann Georg dennoch von diesen lockenden Anerbietungen zurück. Die Furcht vor der schwedischen Macht und Mißtrauen in Wallensteins Aufrichtigkeit, vielleicht auch ein Rest von Schamgefühl, mögen den kleinmütigen, schwachen und ränkevollen Fürsten schließlich vom Verrat an dem Bundesgenossen und der evangelischen Sache abgehalten haben. Freilich war er damit noch weit entfernt, sich die Ideen anzueignen, in denen sich damals Gustav Adolfs Friedenspolitik bewegte.

Gustav Adolfs politische Ziele. Die Grundlagen, auf welchen Schweden einen dauernden Frieden aufzurichten geneigt war, bestanden zunächst in der Sicherung seiner Ostseeherrschaft, in der Abtretung des Küstenlandes Pommern, das dabei Reichsland bleiben könne, wie Holstein unter dänischer Herrschaft; zur „Stabilierung des gemeinen evangelischen Wesens“, meinte der König ferner, sei die Bildung eines umfassenden evangelischen Bundes, eines »corpus Evangelicorum« notwendig, auf welchem „das Fundament des Friedens und der Sicherheit zu ruhen vermöchte“. Das Direktorium dieses Bundes würde am besten dem König von Schweden übertragen. Den Gedanken, die deutsche Kaiserkrone zu erwerben, den man ihm oft zugeschrieben, mag Gustav Adolf kaum je im Ernst gehegt haben. „Aber innerhalb des deutschen Kaiserreichs sollte das evangelische Deutschland sich einigen, verfassungsmäßig ordnen, um so, geeint und geordnet, mit Haupt und Gliedern ferneren Übergriffen der katholisch-habsburgischen Partei entgegenzutreten. Gustav Adolf wünschte mit Pommern ein deutscher Reichsstand zu werden, um fernerhin zum Eintritt in dieses corpus Evangelicorum berechtigt, verpflichtet zu sein, und durch rechtmäßige Wahl seiner evangelischen Mitstände in Deutschland das Haupt ihres corpus zu werden, wie er sich jetzt, ohne von ihnen gerufen zu sein, zu ihrem Haupt aufgeworfen hatte und an ihrer Spitze auch für ihre Interessen kämpfte.“ In diesen Gedankenkreisen bewegte sich damals die schwedische Politik. Allein bei Kursachsen fanden so weitgehende Pläne kein Entgegenkommen. Die Idee eines großen evangelischen Bundes unter schwedischem Protektorat war ein so scharfer Bruch mit der alten Reichsverfassung, daß sich am allerwenigsten die sächsische Politik mit ihrer traditionellen konservativen Richtung damit befreunden konnte. Man mußte für den Augenblick froh sein, den Kurfürsten nur vom offnen Anschluß an die kaiserliche Sache abgehalten zu haben.

Die Kunde von den verdächtigen Unterhandlungen zwischen Kursachsen und

Wallenstein, dann die Nachricht, daß der kaiserliche Feldherr Prag genommen und gegen Sachsen vordringe, traf Gustav Adolf auf seinem Feldzug in Schwaben und überzeugte ihn, daß seine Anwesenheit auf jenem Kriegstheater notwendiger sei. Den General Baner in Bayern und den Herzog Bernhard von Weimar in Schwaben zurücklassend, zog der König nordwärts, um dem Kurfürsten von Sachsen gegen Wallenstein beizustehen. Allein die strategischen Pläne Gustav Adolfs wurden durch die Vereinigung des bayrischen Heeres mit Wallenstein, welche der König vergeblich zu hindern gesucht, vereitelt. Bei Weiden, auf der Straße von Regensburg nach Eger, stießen die Spitzen der beiden Armeen zusammen und schickten sich an, vereinigt mit gewaltiger Übermacht gegen Gustav Adolf zu ziehen, dessen Heeresteile weit zerstreut waren. Der König, welcher bereits bis Hersbruck und Vilseck vorgerückt war, beschloß jetzt, Nürnberg zum Sammelpunkt seiner Truppen zu machen und dort abzuwarten, wohin der Feind sich wenden werde. Die Stadt wurde mit Lebensmitteln auf das reichste proviantiert, die Befestigungen verstärkt und erweitert; die Bürgerwehr trat unter Waffen. Eine weite Schanzlinie machte Stadt und Umgegend zu einem befestigten Lager, dergleichen man noch keins in Deutschland gesehen. Zugleich wurden die in andern Gegenden stehenden Befehlshaber angewiesen, so rasch als möglich die verfügbaren Streitkräfte in das Hauptquartier nach Nürnberg zu senden. Denn schon rückte Wallenstein heran, rieb die Heeresabteilung des Obersten Taupadel auf, vollzog zu Neumarkt die vollständige Vereinigung mit den Bayern, und näherte sich, 60- bis 80,000 Mann stark, Nürnberg. Unweit der Stadt schlug auch der kaiserliche Feldherr ein verschanztes Lager auf, das sich in einem Umfang von mehr als zwei Meilen zwischen Stein und Fürth ausdehnte. Es begann nun ein merkwürdiger Belagerungskrieg, wie er mit solchen Heeresmassen noch nicht geführt worden war. Wallenstein wich jedem größeren Zusammenstoß aus, Scharmützel und Vorpostengefechte, ein gelegentlicher Handstreich auf ein Festungswerk oder die Abfassung eines Provianttransports waren Wochen hindurch die einzigen Kriegsthaten im freien Feld. Der kaiserliche Feldherr rechnete auf die Wirkung des Hungers in der eingeschlossenen, von Menschen überfüllten Stadt, und in der That begannen sehr bald die reichen Vorräte zu schwinden, Mangel und Seuchen entsetzlich um sich zu greifen. Den Weisungen des Königs entsprechend, zogen auch von den andern Kriegsschauplätzen gewaltige Truppenmassen auf Nürnberg. In Windsheim sammelte der schwedische Reichskanzler Oxenstierna diese Heeresabteilungen und vereinigte sich mit der Royalarmee, ohne daß Wallenstein auch nur versucht hätte diese Vereinigung zu hindern.

Der Krieg um Nürnberg — *Juni 1632.* — *Aug. 1632.*

Nachdem das ausgehungerte schwedische Lager nunmehr noch durch das zahlreiche „Sukkursvolk" vermehrt worden, mußte auf alle Weise eine rasche Entscheidung erzwungen werden. Da Wallenstein nach wie vor ruhig in seinen Verschanzungen liegen blieb, beschloß Gustav Adolf den Sturm auf die feind-

Niederlage u. Abzug der Schweden.

24. Aug. lichen Positionen. Mit todesmutiger Kampflust gingen die Schweden, grüne Zweige an den Hüten, gegen das kaiserliche Lager vor, nicht achtend der furchtbaren Verheerungen, welche die feindlichen Geschütze in ihren Reihen anrichteten. Zurückgewiesen drangen sie stets von neuem an, und es entspann sich ein Kampf, wie er wütender und blutiger kaum in diesem Krieg stattgefunden. Dem Ungestüm der Schweden hielt Wallenstein dieselbe unerschütterliche Ruhe entgegen, die er von Anfang an zu Gustav Adolfs Verwunderung und Ärger in diesem Nürnberger Belagerungskrieg bewahrt. Am hitzigsten entbrannte der Kampf um die „alte Feste" oder den „Burgstall", eine Ruine im Walde, welche die Kaiserlichen mit Palissaden und Gräben umgeben, mit Kanonen stark besetzt und zu einer der festesten Positionen gemacht hatten. Dreimal stürmten die Schweden den „Burgstall" und dreimal warf Aldringen sie wieder hinaus. Am folgenden Tag wurde der Sturm erneuert. Allein trotz aller Anstrengung vermochten die Schweden den Feind nicht aus seinen festen Stellungen zu drängen. Nach den schwersten Verlusten mußte Gustav Adolf von seinem Versuch, das Wallensteinsche Lager zu stürmen, abstehen. Das erste Zusammentreffen mit dem Friedländer war eine Niederlage, und der Kriegsruhm des kaiserlichen Generalissimus strahlte in neuem Glanz. Bald nach dem mißlungenen Sturm
8. Sept. brach Gustav Adolf sein Lager ab und führte sein Heer von Nürnberg weg, wo es fast drei Monate gelegen; doch ließ er eine ansehnliche Besatzung in der Stadt, damit sie sich auch ohne ihn zu halten vermöchte. Als Wallenstein sich überzeugt hatte, daß die Schweden in der That die Stadt verlassen und nicht etwa eine Kriegslist angewandt hätten, um ihn aus dem Lager zu locken, brach auch er auf.

Kriegerische Vorgänge am Rhein. 1632. Inzwischen hatten auch am Rhein die kriegerischen Operationen ihren Fortgang gehabt. Es herrschte hier, wo kaiserliche, spanische, schwedische und französische Truppen kämpften, ein grauenhaftes Getümmel. Kaum verlohnt es der Mühe, die einzelnen Züge dieses ebenso verwüstenden, als an großen Entscheidungen armen Treibens zu verzeichnen. Die Franzosen hatten sich vom Herzog von Lothringen Aufnahme in dessen Festungen und freien Paß gegen den Rhein erzwungen. Auch der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, in seiner Furcht vor Schweden und Spaniern, hatte sich in den Schutz der Franzosen begeben, und ihnen die Besatzung seiner Festungen, vor allen Koblenz und Ehrenbreitstein, zugesagt. Mit Mißtrauen blickte Gustav Adolf auf diese Übergriffe der französischen Politik und der französischen Waffen, auf diesen offnen Versuch, sich am Rhein festzusetzen. Die Verschiedenartigkeit der Interessen und Bestrebungen hinsichtlich der deutschen Politik trat mehrfach so scharf hervor, daß ein Bruch zwischen den beiden Kronen ernstlich in Aussicht stand. Die Furcht vor dem gemeinsamen Gegner, der spanischen und kaiserlichen Heeresmacht, hielt jedoch schließlich das wankende Bündnis immer wieder aufrecht, und der Abzug Gustav Adolfs auf den fränkischen und bayrischen Kriegsschauplatz lenkte seine Aufmerksamkeit von den Vorgängen am Rhein ab. Die Besetzung der trierischen Festungen stieß übrigens auf ein unerwartetes Hindernis. Das Domkapitel, unzufrieden mit dem Abschluß des französischen Schutzvertrags, rief die Spanier aus Luxemburg herbei, die denn auch Koblenz besetzten, noch ehe dies den Franzosen möglich war. Von da zogen
April. die Spanier unter dem Grafen von Embden südwärts, während gleichzeitig der Herzog

von Lothringen, mit dem Kaiser und Bayern im Einvernehmen, von neuem zu den Waffen griff und die kaiserlichen Generale Ossa und Montecuculi vom Elsaß aus sich auf dem rechten Rheinufer ausdehnten. Der schwedische Oberst Horneck in Speier schloß mit den Spaniern eine schimpfliche Kapitulation. Auf dem rheinischen Kriegsschauplatz gerieten die Schweden nachgerade in arge Bedrängnis und mußten jetzt froh sein, daß die Franzosen die militärischen Operationen energisch fortführten. Die Marschälle de la Force und d'Effiat rückten in Lothringen ein, belagerten Nancy, nötigten den Herzog aufs neue zum Frieden und zur Abtretung eines Teils seines Landes. Zugleich versuchte man die Spanier aus dem Erzstift Trier zu vertreiben. Der trierische Kommandant in Ehrenbreitstein öffnete den Franzosen die Thore. Bald darauf schloß auch der spanische General Merode in Koblenz mit dem schwedischen Feldmarschall Horn eine Kapitulation. Der niederländische Krieg, der nur in Zwischenräumen Streifzüge an den oberen Rhein gestattete, hinderte die Spanier an der vollen Machtentfaltung in jenen Gegenden, und Horn konnte in den folgenden Monaten am Rhein, an der Mosel, im Elsaß mit Erfolg weiter operieren, während ein andrer Teil der rheinischen Armee dem schwedischen König nach Nürnberg zu Hilfe zog.

Juni.

Juli.

4. Gustav Adolfs Tod.

Schwankende Entschlüsse Gustav Adolfs.

Nach seinem Abzug von Nürnberg schwankte Gustav Adolf, wohin er zunächst die Waffen tragen solle. Wohl erfuhr er, daß auch Wallenstein aufgebrochen sei, und konnte nicht in Zweifel sein, daß dessen Marsch gegen Sachsen gerichtet war. Allein er glaubte den Kurfürsten stark genug, um dem Feind zu widerstehen, und ein Einfall in die österreichischen Erblande, so rechnete er weiter, würde den General überdies bald zum Abzug veranlassen. Der alte Plan, die Donau abwärts zu ziehen und Österreich zu besetzen, tauchte wieder in seiner Seele auf. Die Gelegenheit schien günstiger als je. In Österreich ob der Enns hatte die gewaltthätige kirchliche Reaktion das Landvolk seit langer Zeit in Aufregung und Gärung erhalten. Im Vertrauen auf schwedische Hilfe brach ein Bauernaufstand in Österreich aus. Der König hatte die Rebellen ermuntert und seiner Unterstützung versichert. Wie nahe lag es jetzt, dem Aufstand mit Waffengewalt zu Hilfe zu kommen und dem Kaiser „ein Feuer anzuzünden, daß er genug daran zu löschen hätte". Einen Teil seines Heeres dem Herzog Bernhard von Weimar übergebend, gedachte Gustav Adolf mit dem andern nach Österreich zu ziehen. Dann aber gab er diesen Plan wieder auf und wollte sich nach dem Bodensee wenden, um Schwaben und den Oberrhein völlig zu unterwerfen. Die frühere Sicherheit und Entschlossenheit wohnte ihm Wallenstein gegenüber nicht mehr inne. Ängstlich betrachtete er die Bewegungen dieses Gegners und änderte danach seine Pläne.

Die Heere gen Sachsen.

Der kaiserliche General setzte inzwischen seinen Marsch gen Sachsen fort. Schon vorher hatte eine kaiserliche Heerabteilung unter Holke einen Einfall in das Kurfürstentum gemacht, war bis Meißen, Chemnitz und Dresden gestreift und hatte durch greuliche Verheerungen Furcht und Entsetzen verbreitet. Ihnen nach folgte der Feldzeugmeister Gallas, nahm Freiberg und Meißen und hauste

nicht viel glimpflicher als Holke. Und bald darauf vereinigte sich Wallenstein
Okt. 1632. in Altenburg mit den Kriegshaufen dieser beiden Generale. Leipzig öffnete nach einem heftigen Bombardement den Kaiserlichen die Thore. Zugleich näherte sich auch Pappenheim den kursächsischen Grenzen. Er hatte in der Zwischenzeit in Niedersachsen und Westfalen gegen die schwedischen Korps von Kagg, Tott und Baudissin und den Landgrafen Wilhelm von Hessen meisterhaft operiert, war dann zum Entsatz des von dem Prinzen von Oranien belagerten Maastricht gezogen, nach dem Fall der Festung an die Weser zurückgekehrt, und vereinigte sich jetzt bei Leipzig mit Wallenstein. So zog sich von allen Seiten eine gewaltige Heeresmacht gegen Sachsen zusammen. Es war dringende Gefahr, daß der Kurfürst jetzt durch Waffengewalt zum Abfall von Schweden gezwungen würde; ganz Niederdeutschland und die Ostseeküste, die Errungenschaft so vieler Anstrengungen, war bedroht; der schwedischen Armee selbst konnte der Rückzug verlegt werden. Schon machte sich in Deutschland und bei den auswärtigen Mächten das Gefühl und die Ahnung geltend, daß der Stern des Königs im Erbleichen sei. Da gab Gustav Adolf alle andern Kriegspläne auf und beschloß mit gesamter Macht dem Feinde in Sachsen entgegenzutreten. An den Landgrafen Wilhelm, an Baudissin, an Herzog Bernhard erging der Befehl, sich bei Erfurt mit der Royalarmee zu vereinigen, während Pfalzgraf Christian von Birkenfeld die eingenommenen Plätze in Schwaben und an der Donau besetzt halten und das bayrische Heer, das sich von Wallenstein bei seinem sächsischen Zug getrennt hatte, beschäftigen, und der Reichskanzler Oxenstierna als „bevollmächtigter Legat in Oberdeutschland“ die Verwaltung der eroberten südwestdeutschen Gebiete führen sollte. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, brach Gustav Adolf auf und zog über den Thüringer Wald. Bei Naumburg wurde Halt gemacht und ein verschanztes Lager geschlagen, um die Zusammenziehung der Truppen abzuwarten.

Schlacht bei Lützen. Der Kurfürst von Sachsen zeigte auch in dieser entscheidenden Lage die
6. Nov. 1632. Unschlüssigkeit und Unzuverlässigkeit, die ihm von Anfang an eigen gewesen. Während sein Heer unter Arnim in Schlesien stand und durch allerlei Bedenken und Ausflüchte die Vereinigung mit den Schweden verzögerte, focht Gustav Adolf allein den Kampf aus. Noch ehe seine Truppen sich vollständig gesammelt hatten, brach der König von Naumburg auf, als er erfuhr, daß die Wallensteinsche Armee im Anmarsch nach der Gegend von Merseburg und Lützen sei. Hier, bei Lützen, „auf der großen Walstatt der Völkerschlachten alter und neuer Zeit“, kam es an einem nebeligen Novembermorgen zum entscheidenden Zusammentreffen, zu einem von der Frühe bis zum Abenddunkel währenden gewaltigen Ringen, wie es die Kriegsgeschichte selten zu verzeichnen hat. Am heißesten entbrannte der Kampf auf dem schwedischen rechten Flügel, wo der König selbst befehligte. Der tapfere Pappenheim, der mit der Kavallerie soeben von Halle kommend die schwedischen Regimenter zu durchbrechen suchte, wurde tödlich ver-

wundet vom Schlachtfeld getragen; auch Octavio Piccolomini, der an diesem Tag Ausgezeichnetes leistete, wurde mehrfach verwundet. Als Gustav Adolf selbst ein neues Regiment ins Treffen führte, erhob sich ein entsetzliches Handgemenge, und der König sank, zum Tode getroffen, vom Pferde. Der Fall des Führers entflammte den Kampfesmut der Schweden von neuem, unter Herzog Bernhard und dem General Kniphausen setzten sie die Schlacht fort bis das nächtliche Dunkel hereinbrach. Herzog Bernhard, der Held des Tages von Lützen, hatte sich der Positionen der Kaiserlichen bemächtigt; die Truppen Wallensteins waren erschöpft oder nicht mehr zusammenzuhalten; der Feldherr beschloß den Rückzug anzutreten; das Pappenheimsche Fußvolk, das am Abend ankam, wies er an, die Schlacht nicht mehr zu erneuern. Die Kaiserlichen zogen sich nach Leipzig zurück, die Schweden gegen Weißenfels, nachdem sie die Nacht über auf dem Schlachtfeld gelagert. Ein eigentlicher Sieg war auf keiner Seite, doch war der Tod ihres Königs für die Schweden und für das evangelische Deutschland ein härterer Schlag als eine verlorne Feldschlacht.

Die Kunde von Gustav Adolfs Tod erzeugte im Heerlager der Ultramontanen Freude und Zuversicht, aber Ferdinand konnte sich bei dem Anblick des blutigen Kollers, der nach Wien gebracht wurde, einer tiefen Gemütsbewegung nicht enthalten. Auf den Pfalzgrafen Friedrich, dessen letzte Hoffnung auf den schwedischen Waffen beruhte, wirkte die Katastrophe so erschütternd, daß er in ein heftiges Fieber verfiel und wenige Tage nach dem König starb, erst 36 Jahre alt. Die Kurfürstin Elisabeth lebte noch drei Jahrzehnte in stiller Zurückgezogenheit im Haag, bis sie von ihrem Neffen Karl II. nach England zurückberufen, im Lande ihrer Geburt ihr wechselvolles, schicksalschweres Dasein beschloß (13. Febr. 1662). 29. Nov. 1632.

Das Mißtrauen der Zeitgenossen, namentlich der Schweden, hat, wie so oft bei plötzlichen Todesfällen hervorragender Männer, den Untergang Gustav Adolfs meuchelmörderischer Hand zugeschrieben. Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, ein wankelmütiger unzuverlässiger Mann, der bei Lützen an des Königs Seite focht, vorher und nachher aber in kaiserlichen Diensten stand, wurde vielfach beschuldigt, Gustav Adolf selbst erschossen oder doch geflissentlich an den gefährlichsten Punkt geführt zu haben. Allein die schwere Anklage konnte niemals begründet werden, und auch auf andre, selbst Bernhard von Weimar, richtete sich der grundlose Argwohn, der in dem ruhmvollen Soldatentod des großen Königs Verbrechen und Verschwörung erblicken wollte. Gustav Adolfs Tod.

„Er begibt sich," so schildert Geijers schwedische Geschichte den Tod des Königs, „an die Spitze der Smaländischen Reiterei, der weichenden Infanterie zu Hilfe zu eilen, — allzu heftig, denn er trennt sich von der Truppe, und gerät, da der Nebel in denselben Momenten sich wieder ausbreitet, selbst zwischen die feindlichen Kürassiere. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals; ein zweiter zerschmettert ihm selbst sein linkes Armbein. Nun ersucht er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Kampf zu bringen, erhält aber in demselben Augenblick neuerdings einen Schuß durch den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppt. Der Kammerherr Truchseß sah einen kaiserlichen Offizier diesen Schuß auf den König

richten; der Offizier selbst, ein Oberst von Falkenberg, wurde darauf von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, durch einen Säbelhieb getötet. Der Herzog floh. Von allen Begleitern des Königs war einzig ein deutscher Page, August von Leubelfing, bei ihm zurückgeblieben. Dieser achtzehnjährige Jüngling, der einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb, erklärte in seinen letzten Stunden, was aufgeschrieben und bewahrt wurde, daß er, als der König vom Pferde gefallen, abgestiegen sei und ihm sein Pferd angeboten habe; daß der König seine beiden Hände nach ihm ausgestreckt, er aber nicht im stande gewesen, allein ihn vom Boden aufzuheben; daß feindliche Kürassiere dazu gekommen und gefragt, wer der Verwundete sei, der König selbst sich zu erkennen gegeben, die Reiter aber ihn durch den Kopf geschossen. Der Bericht des Herzogs Bernhard fügte noch bei, daß diese Kürassiere den König mit mehreren Säbelstichen durchbohrt und bis auf den bloßen Leib ausgeplündert."

Gustav Adolfs historische Stellung. Gustav Adolf, wie fast alle hervorragenden Männer des Dreißigjährigen Kriegs, hat bei neueren Geschichtschreibern die verschiedenartigste Beurteilung erfahren. Die herkömmliche Anschauung faßte den großen deutschen Krieg überhaupt und insbesondere die Gestalt des schwedischen Königs allzu einseitig vom religiösen Gesichtspunkt auf, und Gustav Adolf erschien in der protestantischen Tradition als der fromme Held und Retter des Glaubens, der allein für die bedrohte Kirche und die unterdrückte Geistesfreiheit zum Schwert gegriffen. Eine solche legendenhafte Auffassung konnte vor der nüchternen historischen Kritik nicht standhalten. Man begann auch bei der Beurteilung Gustav Adolfs das politische und nationale Moment hervorzukehren; man sah in ihm den widerrechtlichen Eindringling, den gewaltthätigen Eroberer, der mit der Maske der Religion seine eigennützigen Pläne verdeckt, den lediglich das Streben nach dem Erwerb deutschen Bodens über das Meer geführt habe, eine Auffassung, die ebenso einseitig nach der andern Richtung ist, wie die vorige. Was ihm zunächst am Herzen lag, die Ostseeherrschaft, hatte Gustav Adolf in den ersten Monaten seiner Heerfahrt erreicht, und der Wiener Hof, nachdem er einmal die luftigen maritimen Pläne aufgegeben, hätte den Frieden mit dem siegreichen König gern durch Anerkennung seines Besitzrechts auf diese entlegenen, dem Reich ohnehin längst entfremdeten Lande erkauft. In Franken und an der Donau gab es keine schwedischen Interessen; ein Eroberer von kahlem Eigennutz wäre umgekehrt, sobald er die Seeplätze in seine Gewalt gebracht. Daß Augsburg oder Nürnberg auf die Dauer eine schwedische Stadt werden sollte, konnte doch im Ernst nicht das Ziel eines verständigen Mannes sein. Sicherlich waren es andre Pläne und Gedanken, die ihn bei der Landung an der pommerschen Küste beschäftigten, als da er siegreich am Rhein und an den Thoren des Kaiserstaats stand. Vielleicht wider Wissen und Wollen erweiterte sich der Gesichtspunkt, unter welchem der Zug unternommen worden, und der königliche Feldherr, der sich die Herrschaft der Ostsee nicht wollte entreißen lassen, wurde in den Strudel der deutschen Wirren hineingezogen, wurde aus einem Kämpfer gegen gefahrdrohende maritime Pläne ein Vorfechter des evangelischen Wesens und der fürstlichen Selbst-

herrlichkeit gegen katholische und kaiserliche Vergewaltigung. Die Verpflichtung gegen die deutschen Bundesgenossen und die dauernde Sicherung des Errungenen gleichmäßig bewogen ihn, die Waffen weiter zu führen, bis die großen politischen und religiösen Fragen im Reich zu einer befriedigenden Lösung gekommen, bis Kaisertum und Reichsfürstentum, katholisches und evangelisches Wesen auf einer festen Grundlage sich verglichen hatten, bis eine sichere Schranke aufgerichtet war gegen das Überfluten kaiserlicher und katholischer Tendenzen. Mag auch die Kritik den sittlichen Gehalt seines Charakters zu schmälern suchen, die reine Hingebung an den evangelischen Glauben, die edle Aufopferung für die Geistesfreiheit bezweifeln: jedenfalls — und das ist die Hauptsache für die Geschichtschreibung, die auf die Erfolge mehr achten muß als auf die Ziele — bewirkte die Heerfahrt Gustav Adolfs die Rettung des Evangeliums in Deutschland, und um dessentwillen ist sein Name von der dankbaren Mit- und Nachwelt verherrlicht worden. Die protestantische Sache, die nach dem ersten Jahrzehnt des Kriegs vollständig zu Boden lag, über welche im Restitutionsedikt das Todesurteil gesprochen war, lebte durch den schwedischen Feldzug wieder auf und erlangte schließlich, wenn nicht den Sieg, doch das Anerkenntnis gleicher Berechtigung. In dieser Voraussicht begrüßte das damalige protestantische Deutschland den schwedischen König als gottgesandten Retter; das nationale Gefühl, das uns heute bei Beurteilung solcher unberufenen Rettung zu bestimmen sucht, lag dem deutschen Volk jener Zeit, dem unter der politischen Ohnmacht und Zerrissenheit jedes Gesamtbewußtsein abhanden gekommen war, sehr fern. Man fühlte allerwärts, daß die schwedischen Siege die Rettung des evangelischen Glaubens bedeuteten, und so hat sich in dem Gedächtnis der Mit- und Nachwelt Wirkung und Ziel, Erfolg und Absicht verschmolzen und dem Schwedenkönig ist ein Ruhmeskranz um die Heldenstirn gewunden worden, den die nüchterne Geschichtsforschung unsrer Tage vergeblich seiner besten Zier zu entkleiden suchte.

VIII. Fortgang des Kriegs bis zum Prager Frieden.

1. Der Krieg des Jahres 1633. Der Heilbronner Bund.

Während die Kaiserlichen nach der Lützener Schlacht gen Böhmen abzogen, säuberte Herzog Bernhard von Weimar, nach des Königs Tod an Rang und Fähigkeiten der hervorragendste unter den schwedischen Heerführern, Kursachsen von den zurückgelassenen Besatzungen. Chemnitz, Leipzig mit der Pleißenburg, Zwickau u. a. sächsische Städte schlossen im Lauf der nächsten Wochen Kapitulationen mit den Schweden ab. Zu Beginn des neuen Jahres zog dann der Herzog nach Franken. Es war jetzt, nachdem in Gustav Adolf das Haupt des protestantischen Deutschland gefallen war, die Frage, wem in Zukunft die

Bernhard von Weimar und Oxenstierna.

Jan. 1633.

Leitung des Bundes zufallen sollte. Die alte Eifersucht zwischen Schweden und den großen protestantischen Reichsfürsten, namentlich Kursachsen, erhob sich aufs neue und stärker als zuvor. Aber während der Kurfürst Johann Georg, bedächtig und unentschieden, wie immer, die Gelegenheit entrinnen ließ, die Leipziger Schlußverwandten in einen kräftigen protestantischen Bund zu vereinigen, handelte der Reichskanzler Axel Oxenstierna, welchen der schwedische Reichsrat nach des Königs Tod zum „Legaten der Krone im römischen Reich und bei allen Heeren" ernannt, rasch und entschlossen. Oxenstierna war ein Staatsmann von hoher politischer Begabung und Gewandtheit und einer nicht zu ermüdenden Arbeitskraft und Umsicht, überdies vertraut mit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft, die er auf der Hochschule zu Wittenberg kennen gelernt. Seit dem Regierungsantritt Gustav Adolfs bekleidete er die Würde des Reichskanzlers, und jetzt, bei der Minderjährigkeit der Königin Christine, fiel ihm die gesamte Leitung der schwedischen Politik zu.

Herzog Bernhard von Weimar, geb. 1604. Es war ein ritterliches Geschlecht, die zahlreiche Nachkommenschaft des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Aus ihrem kleinen Fürstentum trieb es die Weimarschen Brüder hinaus, sich auf fernen Schlachtfeldern Ruhm und Ehre zu erwerben. Den ältesten, Johann Ernst, haben wir im böhmischen Krieg kennen gelernt und seinen Tod im fernen Ungarland erwähnt (S. 892); sein Bruder Wilhelm focht mit Auszeichnung unter Mansfeld und dem Markgrafen von Baden; in der Schlacht von Wimpfen befehligte er ein Regiment; in demselben diente auch der jüngste der Brüder, Herzog Bernhard, in der Folge „der Große" genannt, der schon als Knabe die militärischen Tugenden und Neigungen erkennen ließ, die ihn später zu einem gewaltigen Kriegsmann machen sollten. Dann nahmen die beiden Brüder Dienste bei dem wilden Christian von Braunschweig und kämpften wacker mit in der unglücklichen Schlacht von Stadtlohn. Als Christian von Dänemark in den deutschen Krieg eingriff, nahm Bernhard als Oberst eines Reiterregiments an dem Feldzug teil. Allein in diesem dänisch-niedersächsischen Krieg war wenig Ruhm zu erwerben; eine größere militärische Laufbahn eröffnete sich dem thatendurstigen Herzog erst, als Gustav Adolf auf deutschem Boden erschien.

Der Heilbronner Bund. Je unzuverlässiger sich die Allianz mit Sachsen und Brandenburg erwies, um so mehr sah der Kanzler seine Aufgabe darin, die beherrschende Stellung der Schweden im südlichen und westlichen Deutschland zu sichern. Er versammelte
März 1633. auf einem Konvent zu Heilbronn die Stände der vier oberdeutschen Kreise, des fränkischen, schwäbischen und der beiden rheinischen, und bewog sie zum Ab-
23. April. schluß eines Bündnisses mit der Krone Schweden und zur Verpflichtung, „so lange für einen Mann zu stehen, bis die deutsche Libertät und die Observanz der Reichssatzungen und Verfassungen wiederum befestigt, die Restitution der evangelischen Stände erlangt, in Religions- und Profansachen ein richtiger und sicherer Friede geschlossen, auch der Krone Schweden gebührende Satisfaktion geschehen sein werde". Die Direktion des Kriegswesens übernahm der Reichskanzler, zur Seite stand ihm ein Rat aus ständischen Deputierten. Kein Ver-

bündeter sollte ohne Wissen der Gesamtheit mit dem Feind unterhandeln oder in Neutralität verharren.

Wenige Tage vorher war auch die schwedisch-französische Allianz bis zur definitiven Beendigung der deutschen Unruhen erneuert worden. Die Bedingungen des Bärwalder Vertrags wurden im wesentlichen wiederholt und der Krone Schweden eine Million Livres Subsidien gezahlt, doch mußte sich dieselbe verpflichten, die katholische Religion in allen eroberten Orten aufrecht zu halten und aus Rücksicht für den König von Frankreich dem Kurfürsten von Bayern und der Liga die Neutralität unter billigen Bedingungen offen zu lassen. Das Streben Frankreichs, die deutschen Bundesglieder selbst in den Vertrag aufzunehmen, überhaupt Sachsen anstatt Schwedens in den Vordergrund zu schieben, scheiterte zwar an der Festigkeit Oxenstiernas, der sich die ausschließliche Leitung der deutschen Protestanten nicht entwinden lassen wollte; jener ständische Beirat, das »consilium formatum«, welches dem Kanzler zur Seite stehen sollte, ein Erfolg des gewandten französischen Diplomaten Marquis de Feuquières, war jedoch immerhin ein Gegengewicht gegen den überwiegenden Einfluß der schwedischen Krone, die zudem stets in pekuniärer Abhängigkeit von Frankreich blieb. Wenn sich Oxenstierna damals an dem Gedanken weidete, das reiche Kurfürstentum Mainz für sich zu erwerben, ein Plan, der auch in der Mitte der protestantischen Stände zu Heilbronn lebhafte Unterstützung fand, so scheiterte auch dies hauptsächlich durch die Gegenzüge der eifersüchtigen französischen Diplomatie. Noch immer verfolgte die französische Staatskunst das Streben, ohne offene und thatkräftige Teilnahme nur durch Geld und diplomatische Künste den Krieg zu schüren, und in dem allgemeinen Ruin das alte Ziel der französischen Eroberungslust, das linke Rheinufer, zu gewinnen.

Erneuerung des schwedisch-französischen Bundes. 19. April.

In ihrem Streben, die Landesgrenzen nach Osten auszudehnen, hatte die französische Politik seit lange das Herzogtum **Lothringen**, den verwitterten Zwischenstaat, der Frankreich vom Deutschen Reich trennte, als nächstes Ziel der Erwerbung ins Auge gefaßt und mit arglistiger Staatskunst seinen Fall vorbereitet. Dort herrschte, noch immer als Lehnsträger des römischen Reichs und zugleich für das Herzogtum Bar als französischer Vasall, seit Herzog Heinrichs Tod (1624) sein Neffe Karl (IV.) von Vaudemont, der Gemahl Nicolettens, der Tochter Heinrichs, ein unbesonnener, unbeständiger und ränkesüchtiger Mann. Wir werden an anderm Ort zu erzählen haben, wie tief der Herzog in die französischen Hofintrigen und den Parteihader als Anhänger Gastons von Orleans verflochten war und wie sehr er dadurch den Groll des Kardinals Richelieu auf sich zog. Je mehr dieser ihn zu verderben trachtete, um so inniger schloß sich der Herzog seitdem an die spanisch-österreichische Politik an. Allein während seine Heerhaufen mit wenig Ruhm und Erfolg sich in den deutschen Krieg mischten, brachen französische Heere in sein eignes Land ein und zwangen ihn zu der schimpflichen Verpflichtung, alle Verbindungen mit den Feinden Frankreichs, insbesondere mit Österreich aufzugeben, den Durchzug eines französischen Heeres nach Deutschland zu gestatten und mit einer Truppenabteilung auf eigne Kosten zu unterstützen, ein Vertrag, der dann zu Liverdun erneuert und durch die Abtretung mehrerer lothringischen Festungen erweitert wurde. Von da an mühte sich Herzog Karl erfolglos ab, den

Lothringen. 6. Jan. 1632. 26. Juni 1632.

festen Netzen, mit denen ihn Frankreich umgarnt, sich wieder zu entziehen, ein Bestreben, das nur seinen vollständigen Fall beschleunigte. Auf alle Weise leistete er den spanisch-österreichischen Truppen im Elsaß und am Mittelrhein Vorschub, und seine Zuversicht stieg, als im Frühjahr 1633 die Kunde erscholl, der Kardinal-Infant Ferdinand ziehe mit einem starken Heer aus Italien das Rheinthal hinab nach Flandern. Die kaiserlichen Heerabteilungen wurden jetzt aufs neue mit lothringischem Volk verstärkt. Aug. 1633. Bei dem Städtchen Pfaffenhofen kam es zu einem heißen Zusammentreffen mit dem schwedischen Heer des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld. Anfangs durch den gewaltigen Stoß der schweren Reiterei im Vorteil, wurden die Lothringer durch die Festigkeit des feindlichen Fußvolks unter den Obersten Vitzthum und Rantzau, dem späteren französischen Marschall, am Ende doch geschlagen und völlig zerstreut. Nun rückten auch die Franzosen in das wehrlose lothringische Land ein. Der Herzog mußte 6. Sept. 1633. sich in dem Vertrag von Neufville zur Erneuerung der früheren Bedingungen verstehen und überdies die Hauptstadt Nancy den Franzosen einräumen. Im Besitz Lothringens, des Erzstifts Trier, der Grafschaft Mömpelgard, welche der Herzog von Württemberg in französische Schutzherrlichkeit gegeben, hatte bereits jetzt die französische Staatskunst ohne eigne Waffenthaten das Ziel der territorialen Ausbreitung bis an den Rhein erreicht; auch die Erwerbung des Elsaß war so weit vorbereitet, daß sie über kurz oder lang in sicherer Aussicht stand.

Kriegstreiben an der Donau. Joh. v. Werth. Zu Beginn des Jahres 1633 waren Franken, Schwaben und die Donaugegenden die vorzüglichsten Schauplätze des Kriegs. Bernhard von Weimar, der aus Thüringen herangezogen war, und **Gustav Horn**, der begabteste Schüler Gustav Adolfs, der im Herbst und Winter des vergangenen Jahres fast das ganze Elsaß erobert, standen hier dem bayrischen Heer unter Johann Aldringen gegenüber, und es entwickelte sich ein greuelvolles Kriegstreiben ohne hervorragende Waffenthaten. Trotz der kühnen Unternehmungen des in bayrischen Diensten stehenden Reiterführers **Johann von Werth** gelang es Bernhard von 8. April 1633. Weimar, sich bei Donauwörth mit Horn zu vereinigen, wodurch das Bayerland aufs neue in eine äußerst bedrohliche Lage geriet. Ein echter Emporkömmling des Kriegs, dieser Johann von Werth, und ein Liebling der Volkssage, die seine Gestalt mit vielen märchenhaften Zügen und Anekdoten ausgeschmückt hat. Von geringer Herkunft (die landläufige Erzählung machte ihn zum Bauernknecht), aus jener niederrheinisch-wallonischen Gegend, welche seit lange als der beste Werbeplatz für schwere Kavallerie galt, hatte er sich vom gemeinen Reitersmann zum gefeierten General aufgeschwungen; in der hohen Schule der Kriegskunst, den Niederlanden, gebildet, hatte er an vielen Feldzügen der zwanziger Jahre teilgenommen und war als kühner und rascher Reiteroberst zu hervorragendem Namen und Ansehen gelangt; seine Person wurde fast sprichwörtlich, wollte man von den Ehren und Würden reden, die der Soldatenstand auch dem Geringsten bot.

Zuchtlosigkeit des schwed. Heeres. Den Erfolgen der schwedischen Waffen stand der meuterische und zuchtlose Geist der Soldaten entgegen. Je mehr das schwedische Heer in dem langen Krieg an nationaler Zusammengehörigkeit eingebüßt hatte und gleich den andern Armeen aus herbeigelaufenen Söldnern sich rekrutierte, denen häufig genug die

Löhnung ausblieb, in demselben Maß nahm auch hier die alte Zucht und kriegerische Strenge ab, und Meuterei, Ungehorsam und Disziplinlosigkeit waren alltägliche Erscheinungen. Auch an greuelvoller Kriegführung, Verwüstung der Länder und Mißhandlung der Bewohner standen die schwedischen Horden den schlimmsten Plagegeistern eines Tilly oder Christian von Braunschweig nicht mehr nach. Unmenschliche Grausamkeiten und Ausschweifungen, wie sie der lange Krieg zur schauerlichen Gewohnheit gemacht, hefteten sich seit Gustav Adolfs Tod an das Gedächtnis der Schweden, fast noch mehr als an das andrer Kriegsheere; der „Schwedentrunk", jene furchtbare Peinigung der Menschen durch übermäßiges Eingießen ekelhaften Wassers, blieb beim Volk lange in entsetzlicher Erinnerung. Die Roheit, Genußsucht, Habgier dieser durch keine Idee und keine Hingebung mehr in Schranken gehaltenen Banden führte jene namenlosen Greuel herbei, welche den Dreißigjährigen Krieg zu der unerreichten Leidensgeschichte der Menschheit machen. Auch militärisch waren diese zuchtlosen Horden oft kaum mehr brauchbar.

So kam es damals im Lager zu Neuburg an der Donau im schwedischen Heer auf Anstiften zweier ränkevoller Männer, der Obersten Mitzlav und Pfuel, zu einer gefährlichen Empörung der meisten Offiziere aus Bernhards und Horns Armee, zur offnen Meuterei und Gehorsamsverweigerung der Truppen. Man wollte wissen, wem zu Nutzen die Eroberungen gemacht würden, wem man diene und wie man des verheißenen Lohnes teilhaftig werden solle. Die beiden Heerführer sahen sich genötigt, die Beschwerden der „konföderierten Obersten" dem Reichskanzler zu überreichen. Um den Geist des Trotzes und Widerstands zu bannen, willigte Oxenstierna in eine umfangreiche Verteilung der eroberten Güter und Herrschaften. Dieselben wurden als Reichslehen an die hohen Offiziere vergeben, mit der Verpflichtung, dafür die Bezahlung der Soldaten zu übernehmen und gleich den übrigen Kreiseingesessenen zu den Kriegslasten beizusteuern. Auf nahezu fünf Millionen Thaler schätzte man den Wert der zur Verteilung gelangten Güter, welche in Verbindung mit beträchtlichen Barzahlungen das Heer zu neuen Anstrengungen willfährig machten. Herzog Bernhard selbst hatte diese Tage der Meuterei benutzt, um sich für seine Kriegsthaten bezahlt zu machen. Er erhielt die Bistümer Bamberg und Würzburg als Herzogtum Franken, ein schwedisches Lehen im Herzen von Deutschland, wogegen er sich zur Tragung der Kriegskosten als Glied des Heilbronner Bundes, zur unbedingten Abhängigkeit von der Krone Schweden in diesem Krieg, selbst zum Waffendienst außerhalb des Reichs verpflichtete. In Heidelberg, das wenige Tage zuvor in die Hand des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld gefallen war, wurde die Belehnungsurkunde ausgefertigt, von einem schwedischen Edelmann an einen deutschen Fürsten.

Soldatenaufstand. 30. April 1633. *20. Juni 1633.*

Der kaiserliche Generalissimus hatte seit der Lützener Schlacht seinem Kriegsruhm wenig neue Lorbeeren hinzugefügt. Während die schwedischen Heere

Wallenstein in Böhmen.

rastlos und unermüdlich ihre Waffen nach Franken und an die Donau trugen, war er in Böhmen und Schlesien mit geringfügigen militärischen Unternehmungen oder mit verdächtigen Friedensprojekten beschäftigt. Er hatte die Winterzeit nach der Lützener Schlacht zunächst benutzt, um in Böhmen seine Armee herzu-
Jan. 1633. stellen und wieder kriegstüchtig zu machen. Ein strenges Kriegsgericht, infolgedessen elf höhere Offiziere wegen ihres Verhaltens bei der Schlacht enthauptet, eine Anzahl andrer ihrer Ehre und ihres Ranges entkleidet wurden, sollte die Disziplin und das militärische Ehrgefühl zurückführen. Man erwartete am kaiserlichen und an den ligistischen Höfen, daß der Generalissimus sobald als möglich dem siegreich vordringenden schwedischen Heer in Franken und Bayern ent-
Mai 1633. gegentreten werde; allein Wallenstein zog im Frühjahr aus Böhmen nach Schlesien, ohne auch hier ernstlich gegen die Feinde vorzugehen.

Verhandlungen mit Sachsen. Juni 1633. Wallenstein war nie so einseitig Soldat gewesen, wie Tilly oder Pappenheim. An die Möglichkeit, daß die eine oder die andre der blind ringenden Parteien zuletzt das Feld allein behaupten würde, glaubte er nicht mehr. Sein Streben war auf Bildung einer Mittelpartei gerichtet, welche, aus katholischen und protestantischen Elementen bestehend, mächtig genug sein würde, auf Grund eines billigen Kompromisses den religiösen Hader zu stillen und die eingedrungenen fremden Einflüsse und Waffen aus Deutschland auszuweisen. In diesem Bestreben rechnete er zunächst auf den Beistand der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Johann Georg von Sachsen hätte den Frieden ebenfalls gern gesehen, doch erhob er Forderungen, welche am kaiserlichen Hof die schwersten Bedenken hervorriefen. Es waren im wesentlichen die alten Punkte, die früher von der protestantischen Opposition aufgestellt worden und hauptsächlich an der kursächsischen Abneigung gescheitert waren: Zurücknahme des Restitutionsedikts, Erneuerung der Ferdinandeischen Deklaration, paritätische Besetzung der Reichsgerichte, dann aber Herstellung von Pfalz und Mecklenburg, Abschaffung der Kontributionen und Konfiskationen, Befriedigung der Schweden u. a. Es fanden hierüber Besprechungen mit dem kaiserlichen Hof statt, die freilich noch weit von einem Einverständnis waren, doch aber die Möglichkeit einer Übereinkunft nicht ausschlossen. Aber Wallenstein ließ sich die politische Führerschaft ebensowenig entwinden als die militärische. Angesichts der beiden zur Schlacht gerüsteten Heere hielt er mit dem sächsischen Generalleutnant Arnim, seinem früheren Untergebenen, eine Zusammenkunft. Während der letztere eine Restitution der Reichsverfassung und der territorialen Verhältnisse auf das Jahr 1618 verlangte, wollte Wallenstein das Normaljahr 1622, das den Bestand der in Böhmen nach der Eroberung getroffenen Veränderungen sicherte, aufgestellt wissen. Im Reich war auch er für Freiheit der Religion, Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten und Abfindung der Schweden, etwa mit einigen befestigten Plätzen an der See. Allein diese Friedensverhandlungen, welche die Herstellung der Stimmengleichheit im Kurkollegium, den Widerruf des Restitutionsedikts,

den Verzicht auf die katholische Restauration im Reich in sich schlossen, stießen bei der geistlichen Kamarilla am kaiserlichen Hof, den Vertretern des Papstes und der Liga, auf heftigen Widerstand. Wenn Wallenstein entschlossen war, der geistlichen Gesellschaft, die so oft seine Pläne durchkreuzte, diesmal zu trotzen, den Frieden im Reich auf den Grundlagen, welche ihm angemessen schienen, herzustellen, so lag in dieser eigenmächtigen Politik des Generals der Keim zu schweren Zerwürfnissen mit dem kaiserlichen Hof.

Spanische Politik.

Die Stellung Wallensteins wurde noch schwieriger durch die Politik des spanischen Hofes, welche seinen Zielen und Interessen zuwiderlief. In der aristokratischen Bewegung in Frankreich, die sich unter der Führung der Königin-Mutter Maria von Medici und ihres zweiten Sohnes Gaston von Orleans gegen den Kardinal Richelieu erhob, sah der König von Spanien einen willkommenen Bundesgenossen. Er war entschlossen, den Herzog mit Waffengewalt zu unterstützen und wollte auch Wallenstein zur Teilnahme hieran bestimmen. Dann sollten auch die niederländischen Angelegenheiten wieder mit größerer Energie in die Hand genommen werden. Philipp IV. hatte beschlossen, seinem Bruder, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, die Verwaltung der Niederlande zu übertragen. Derselbe stand bereits in Italien, um über die Alpen und den Rhein entlang nach Flandern zu ziehen. Unter dem Gouverneur von Mailand, Herzog von Feria, sollte ein starkes Heer im Elsaß aufgestellt werden, welches dem Infanten den Weg bahnen, überhaupt die Verbindung zwischen den oberitalienischen und den niederländischen Besitzungen der Krone sicherstellen und gelegentlich auch zu weiteren Unternehmungen gegen Frankreich oder Holland bereit stehen sollte. Mit diesen Plänen war Wallenstein keineswegs einverstanden. Die Aufstellung einer unabhängigen spanischen Heeresmacht im Reich war eine Verletzung der Zusicherungen, unter denen er das Kommando übernommen. Auch wollte der General im jetzigen Augenblick einen offnen Bruch mit Frankreich vermeiden; denn bei der engen Verbindung dieser Macht mit den Schweden und den deutschen Protestanten würden seine pazifikatorischen Bestrebungen in unabsehbare Ferne gerückt worden sein. Die Festsetzung der Spanier am Rhein durchkreuzte zudem die Ziele persönlichen Ehrgeizes des Generals. Er trug sich damals mit dem Gedanken, für Mecklenburg, dessen Behauptung er aufgegeben, eine Entschädigung in der rheinischen Pfalz zu suchen, vielleicht auch nach dem Tod Maximilians von Bayern die Kurwürde zu erwerben, das unterpfälzische Land mit Baden-Durlach und Württemberg zu einem großen rheinischen Reichsfürstentum zu vereinigen. Diese hochfliegenden Entwürfe standen nun in vielfachem Gegensatz zu der Politik des spanischen Hofes, der in Wallenstein stets nur den kaiserlichen General und Unterthan sah und in Wien den Argwohn und Mißmut über die Abhängigkeit der kaiserlichen Regierung von einem emporgekommenen Condottiere schürte. Die herrschende Verstimmung gedieh damals noch nicht zur Entzweiung. Die Spanier gaben die Aufstellung einer selbständigen Armee im Elsaß auf und begnügten sich mit dem Durchzug nach den Niederlanden.

Wallensteins Stellung zu Frankreich u. Schweden.

Inzwischen aber schloß sich die Koalition der Franzosen, Schweden und deutschen Protestanten immer fester zusammen und benutzte jetzt die Mißstimmung Wallensteins zu dem Versuche, ihn zu gewinnen. In Dresden besprach der französische Gesandte Feuquières mit dem Grafen Kinsky, der mit Thurn als das Haupt der böhmischen Emigration gelten konnte, diesen Plan. Die böhmische Königskrone war der Preis, um welchen man Wallenstein den

Anschluß an den Heilbronner Bund anbot. Der General nahm diese Anträge mit großer Zurückhaltung auf. Wenn er gleich schon im Mai 1633 Oxenstierna gegenüber den Vorsatz ausgesprochen, die Emigranten zurückzuführen und die Freiheiten Böhmens herzustellen, so war ihm die böhmische Krone doch ein zu luftiges Ziel. Wenn das Wahlrecht der Stände erneuert wurde, wer verbürgte ihm den Besitz? War er nicht selbst auf Kosten jener Emigranten, auf deren Schultern er sich jetzt stützen sollte, emporgekommen? Ohne diese Pläne, die unter andern Verhältnissen wieder aufgenommen werden konnten, entschieden von der Hand zu weisen, ging Wallenstein doch im gegenwärtigen Augenblick nicht darauf ein. Wenn er seine Friedensunterhandlungen mit Sachsen fortsetzen und auch Schweden für seine pazifikatorischen Ideen zu gewinnen suchte, wenn er auf Rache an seinen Gegnern am kaiserlichen Hof und im ligistischen Heerlager sann, so glaubte er einen Bruch mit dem Kaiser dadurch nicht hervorzurufen. Sein Ziel war Aussöhnung der Protestanten, Herstellung der alten Reichsverfassung, Erwerbung eines Reichsfürstentums für sich selbst, Entfernung der Schweden, Franzosen und Spanier vom deutschen Boden. Die Unentschiedenheit der Wallensteinschen Politik, die den Abfall vom Kaiser nicht zu denken oder gar auszusprechen wagte und doch den Tendenzen des Habsburgschen Hauses entgegenarbeitete, ließ aus allen diesen Entwürfen und Verhandlungen greifbare Resultate nicht hervorgehen. Kühl und mißtrauisch, wie immer, hörte der schwedische Kanzler Oxenstierna die Projekte Wallensteins an, und versprach Beistand, wenn der Herzog den Bruch mit dem Kaiser offen vollziehe. Unter der gleichen Bedingung versprach Richelieu Zahlung einer Million Livres; aber noch bevor Feuquières dazu kam, den Entwurf des Vertrags dem Herzog von Friedland vorzulegen, war die Katastrophe von Eger eingetreten.

Feria am Rhein. Kämpfe in der Schweiz und dem Elsaß. Aug. 1633. Die militärischen Vorgänge wurden im Sommer dieses Jahres durch den erwähnten Heranzug des Herzogs von Feria mit italienischen und spanischen Truppen bestimmt. Derselbe, der zum Verdruß Wallensteins durch kaiserliches Patent unabhängig von jedem andern Befehlshaber gestellt wurde, stand bereits im Veltlin und Engadin, ohne daß der Herzog von Rohan, dem Richelieu die Sicherung der Alpenpässe aufgetragen, sein Vorrücken hätte hindern können, welches freilich doch nicht rasch genug war, um den Lothringer Herzog zu retten. Die Reichsstadt Konstanz war zum Sammelplatz und Stützpunkt der Spanier ausersehen. Aus dem Lager bei Donauwörth zog Horn an den Bodensee, um mit Rohan vereinigt den feindlichen Heereszug aufzuhalten. Ohne die Neutralität der Eidgenossen zu achten, brach der Feldmarschall in den Thur-
Sept. gau ein, um sich der Stadt Konstanz von der Südseite zu bemächtigen. In der Schweiz, namentlich den katholischen Kantonen, gab sich eine heftige Aufregung über diesen Friedbruch kund, der auch das bisher verschonte helvetische Land in den Strudel des Kriegs zu ziehen drohte. Das hinderte aber die Schweden nicht, die Belagerung und Beschießung von Konstanz mit aller Kraft fortzusetzen. Allein Horn hielt es nach mehrwöchigem erfolglosen Angriff endlich doch für geraten, die Belagerung aufzuheben, als sich Feria zwischen Ravensburg und Lindau mit Aldringen, der ihm von Wallenstein zu Hilfe gesandt worden war und soeben die schwäbische Reichsstadt Biberach bezwungen
29. Sept. hatte, vereinigte und den Schweden den Rückzug abzuschneiden drohte. Zu rechter Zeit

gelang auch den schwedischen Heerführern, Horn, Bernhard und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld die Vereinigung. Es kam jedoch nicht, wie man allgemein erwartete, zu einem entscheidenden Zusammenstoß in Oberschwaben. Feria und Aldringen, begierig nach dem Elsaß zu gelangen, wandten sich an den Rhein zurück, erstürmten Rheinfelden, zogen an Basel vorüber in den Sundgau und entsetzten das von dem Rheingrafen heftig bedrängte feste Breisach. Okt. Schon schöpfte der Herzog von Lothringen neue Hoffnung auf Rettung. Allein der rasche Horn war den Spaniern auch nach dem Elsaß gefolgt und stellte sich mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld vereinigt dem Feinde abermals schlachtbereit gegenüber. Auch hier kam es nicht zur Entscheidung; denn Aldringen verweigerte seine Mitwirkung auf Weisurg des eifersüchtigen und argwöhnischen Herzogs von Friedland. Während Feria mit seinem durch den strengen Winter geschwächten Heer im Elsaß blieb, um weiteren Zuzug abzuwarten und dann seinen Weg in die Niederlande fortzusetzen, zog Aldringen, verfolgt von Horn, nach dem Schwarzwald und Württemberg zurück. Bald mußte ihm auch Feria mit seinen gelichteten Scharen, die den kalten deutschen Himmel nicht ertragen konnten, nachfolgen. Bis in das südliche Bayern wurden die Reste des stolzen spanischen Heeres gedrängt; Feria selbst überlebte die Mühseligkeiten des Feldzugs nicht lange, er wurde krank nach München gebracht und starb dort. 11. Jan. 1634.

Bernhard erobert Regensburg.

In die durch den Abzug Aldringens nach dem Süden entstandene Lücke hatte sich unerwarteterweise Bernhard von Weimar geworfen, indem er von Franken aus seinen Eroberungskrieg an der Donau und in Bayern mit günstigstem Erfolg wieder aufnahm. Denn was ihm an Streitkräften unter dem tapfern Johann von Werth gegenüber stand, war an Zahl weit unterlegen. Ohne Widerstand gelangte Bernhard im raschen Zug bis vor Regensburg. Die feste Stadt, eine außerordentlich wichtige strategische Position, mußte nach heißem Sturm kapitulieren; die katholischen Geistlichen wurden vertrieben, der Dom dem protestantischen Gottesdienst zurückgegeben. 14. Nov. 1633. Auch Straubing und Deggendorf fielen in die Hände Bernhards; schon stand er vor Passau und bedrohte die österreichischen Erbländer. Der Kaiser, dessen Phantasie bereits den Anzug der Schweden gegen Wien bevorstehen sah, und der Kurfürst Maximilian, dessen Hauptstadt noch unmittelbarer bedroht schien, richteten dringende Hilfegesuche an Wallenstein und Aldringen, und der erstere sandte denn auch eine Anzahl Fähnlein unter dem General Strozzi. Die drohendste Gefahr ging noch einmal vorüber. Der harte Winter und die Besorgnis, in der vorgeschobenen Stellung abgeschnitten zu werden, bewogen Bernhard, den Rückzug anzutreten und den Angriff auf die kaiserlichen Staaten aufzugeben.

Krieg in Niedersachsen. Sommer 1633.

Gleichzeitig hatte auch auf einem andern Schauplatz, in Niedersachsen und an der Weser, der Krieg seinen Fortgang gehabt. Dort stand Herzog Georg von Lüneburg mit einer schwedischen Heerabteilung unter dem Feldmarschall Kniphausen und landgräflich hessischen Truppen unter Peter Holzappel (Melander), einem aus niedrigem Stand aufgestiegenen Emporkömmling des Kriegs, spanisch-kaiserlichen Truppenabteilungen unter dem Grafen Gronsfeld und General Merode gegenüber, die sich damals noch in den festen Plätzen Minden, Hameln, Wolfenbüttel, Hildesheim u. a. behaupteten. Bei Oldendorf kam es zu einem blutigen Treffen, worin die Kaiserlichen eine empfindliche Niederlage erlitten; 28. Juni 1633. hierauf mußte Hameln kapitulieren. Allein

die Abberufung der schwedischen Regimenter, die nach andern Kriegsschauplätzen zogen, ließ es in jenen niedersächsischen Gegenden zu keiner Entscheidung kommen, trotz der Anstrengungen des unternehmenden Welfenherzogs und des Landgrafen von Hessen.

Wallensteins siegreicher Feldzug in Schlesien. Herbst 1633. Als der Ruf an Wallenstein erging, zur Rettung des gehaßten Bayernherzogs auszuziehen, hatte er gerade glänzende Erfolge auf dem nordischen Kriegsschauplatz erfochten. Die Verhandlungen mit Sachsen waren durch die Wachsamkeit des schwedischen Gesandten zu Dresden und durch die Unfähigkeit der Unterhändler Wallensteins ins Stocken geraten. Wenn seine politischen Kombinationen nicht so rasch und glücklich von statten gingen, wie er wünschte, so pflegte er wieder zum Schwert zu greifen, um das Gewicht militärischer Siege in die Wagschale legen zu können. Er spiele mit den Gegnern, wie die Katze mit der Maus, sagte er wohl im Übermut. Unvermutet wandte er sich gegen
13. Okt. eine starke schwedische Heerabteilung, die bei Steinau den Oderpaß besetzt und ein festes Lager bezogen hatte. Der Erfolg, welchen der Wallensteinsche Reitergeneral Schaffgotsch errang, wurde zum vollständigen Sieg, als der Feldherr selbst mit dem Fußvolk und dem Geschütz anlangte. Die ganze Armee unter Thurn und Düval mußte die Waffen strecken; Liegnitz, Glogau kapitulierten. Graf Thurn, an dessen Namen sich die Entstehung des Dreißigjährigen Kriegs knüpft, wird seitdem in der Geschichte nicht mehr genannt. Aufs neue durchstreiften die Kroaten Brandenburg und Pommern. Die Lausitz fiel in die Hände der Kaiserlichen, nachdem Görlitz erstürmt worden. Mit einem Schlag hatte Wallenstein das unbestrittene Übergewicht auf jenem Kriegstheater; die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg waren voll Sorge und Schreck. Mitten in diesem Siegeslauf trafen den Feldherrn die Hilferufe des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern. Er leistete auch, wenngleich mißmutig, Gehorsam, sandte eine Heerabteilung voraus und zog in der kurzen Frist von 10 Tagen
Nov. 1633. aus dem nördlichen Böhmen über Pilsen nach Fürth in Niederbayern. Aber einen Winterfeldzug an die Donau und die Wiedereroberung von Regensburg erklärte er dermalen für unthunlich, auch unnötig. Nachdem er gegen weiteres Vordringen Bernhards Passau als Donauriegel stärker besetzt und mit Vorräten
Dez. versehen hatte, führte er bei Eintritt der strengeren Kälte sein Heer nach Böhmen zurück. Hier war der Zentralsitz der kaiserlichen Macht; diesen gegen den drohenden Angriff Baners und Arnims zu decken, schien ihm wichtiger, als die Bewegungen Bernhards zu verfolgen, was er dem eben vom Entsatz Breisachs zurückkehrenden Aldringen überlassen konnte.

2. Wallensteins Ausgang.

Wallenstein und der Wiener Hof. Der Brief vom 3. Dezember, in welchem Wallenstein dem Kaiser seinen bevorstehenden Abzug in die böhmischen Winterquartiere meldete, war zugleich sein eigenhändig geschriebenes Todesurteil. Die dem General feindselige Hof-

partei, an ihrer Spitze Graf Schlick, der Hofkriegsratspräsident, den das eigenmächtige Schalten des Feldherrn von jeher verdrossen, dann die Grafen Meggau, Trautmannsdorff, Slavata u. a., säumten nicht, diese Vorgänge zu neuen Anklagen zu benutzen. Wenn der Hofkriegsrat verlangte, daß Wallenstein Böhmen verlasse und den Herzog Bernhard angreife, so hielt der General diesen Weisungen die Gutachten seiner Obersten entgegen, und es entwickelte sich aus einer rein strategischen Frage eine, die höchste militärische Autorität betreffende Ehren- und Machtfrage. Noch galt im Heer der Befehl Wallensteins. Der Oberst Suys, an den gleichzeitig widersprechende Weisungen des Kaisers und des Generals kamen, gehorchte den letzteren. Noch vor dem Jahreswechsel stand es in Wien fest, daß man das militärische Kommando dem eigenmächtigen Mann entwinden müsse. Zu den militärischen Gegnern Wallensteins am Wiener Hof gesellten sich die diplomatischen unter der Führung des spanischen Gesandten und der Agenten Maximilians von Bayern, und die geistlichen, der päpstliche Nunzius Rocci und der Beichtvater Lamormain. Die Männer am Hof, welche dem General bisher das Wort geredet, Fürst von Eggenberg, die Grafen Werdenberg und Harrach, der Freiherr von Questenberg, waren den Gegnern nicht mehr gewachsen. Wallenstein hatte allerdings die vom strengeren Begriff der Loyalität vorgezeichnete Linie durch Äußerungen und Negotiationen, aber noch nicht durch Handlungen und Traktate überschritten: noch hatte er sein Verhältnis als Unterthan und General nicht aufgegeben. Jetzt sah er, genau unterrichtet, wie immer, von den Vorgängen am kaiserlichen Hof, sich vor die Eventualität einer zweiten Entlassung ohne Lohn und Dank gestellt.

Der Zwiespalt zwischen dem Lager und dem Kaiserhof wurde durch die niederländischen Pläne der Spanier aufs neue verschärft. Als die Infantin Isabella starb, *Nov. 1633.* hielt es der Kardinal-Infant Fernando für geboten, seinen Marsch nach den Niederlanden unverzüglich anzutreten und hierzu die Hilfe des kaiserlichen Heeres in Anspruch zu nehmen. Der Kapuzinerpater Quiroga, einer der vielen kuttentragenden Diplomaten, die damals an den katholischen Höfen neben den zünftigen Staatsmännern ihr Wesen trieben, unterhandelte darüber mit Wallenstein in Pilsen. Man verlangte von *Jan. 1634.* dem General, er solle mit 6000 Mann leichter Reiterei den Kardinal geleiten. Wallenstein aber glaubte, die Jahreszeit und die feindlichen Streitkräfte ließen das Vorhaben im jetzigen Augenblick nicht ratsam erscheinen, und hegte den Argwohn, man wolle nur sein Heer zersplittern und auflösen.

Die Kunde, daß der Generalissimus mit dem Hof sich überworfen habe, *„Erster Pilsener Schluß."* erzeugte im Lager Besorgnis und Aufregung. Waren doch die Obersten durch ihr persönliches Interesse an den Feldherrn, der ihnen für ihre Vorschüsse bürgte, gefesselt. Immer fühlbarer trat es hervor, daß die Armee eine Wallensteinsche war, nicht eine kaiserliche. Als der Feldherr in seinem Hauptquartier Pilsen den versammelten Generalen und Obersten erklärte, daß ihn die Umtriebe seiner Feinde nötigten, das Kommando niederzulegen, und die Lösung von seinen Verpflichtungen begehrte, gab sich eine gewaltige Bewegung kund. Auf das An-

drängen der Obersten zeigte sich Wallenstein bereit, seine Abdankung zu verschieben, stellte aber seinerseits auch an jene die Forderung, bei ihm standhaft auszuhalten und sich in keinerlei Weise von ihm trennen zu lassen. Er wollte sich des Gehorsams der Armee versichern, auch für den Fall, daß ihn der Kaiser seines Dienstes entlasse. Bei einem Bankett, das der Vertraute des Herzogs,
12. Jan. 1634. der Feldmarschall Ilow gab, unterzeichneten 49 Obersten, auch der zweideutigste von allen, Octavio Piccolomini, der schon unbedingt von der Hofpartei gewonnen war, einen Revers, der sie zum Ausharren bei dem Generalissimus verpflichtete; einige Bedenklichere bewog der Herzog am folgenden Tag durch eine beruhigende Erklärung zur Unterschrift. Es war ein Schritt, dessen Bedeutung die meisten sich wohl selbst nicht klar gemacht hatten. Wenn auch die Verpflichtung nicht ausdrücklich gegen den Kaiser lautete, so war sie doch auch nicht beschränkt auf die Zeit, da Wallenstein das Amt eines kaiserlichen Generalissimus bekleidete. Eine bekannte, aber nicht verbürgte Erzählung meldet, bei jenem berühmten Bankett sei vor der Tafel die Schrift mit einer Klausel, welche den Gehorsam gegen den Kaiser enthielt, vorgelegt, dann aber, nachdem der Wein seine Wirkung gethan, ein Exemplar ohne jene Klausel zur Unterschrift gereicht worden. Glaubwürdiger wird berichtet, daß die Klausel, in welcher der Dienst des Kaisers vorbehalten worden, zwar ursprünglich in dem Revers gestanden, aber von dem Herzog selbst gestrichen worden, bevor die Obersten zur Unterschrift eingeladen wurden. Noch war die Empörung gegen Ferdinand durch die Pilsener Vorgänge nicht ausgesprochen; der Feldherr verwahrte sich aufs feierlichste, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinn habe, aber der Entschluß, den Oberbefehl beizubehalten, auch wenn man in Wien die Absetzung verfügen würde, war doch durch einen bedeutsamen Akt kundgegeben, und es schien, als ob das Heer dem General unbedingt zu folgen willens sei.

Die Unterhandlungen mit Sachsen. 1634. Mit den Versuchen Wallensteins, sich des Gehorsams der Armee für alle Fälle zu versichern, gingen seine Friedenstraktationen Hand in Hand, auch diese noch nicht in feindlichem Gegensatz zum Kaiser, aber doch unabhängig von ihm und mit dem Entschluß, sie nötigenfalls auch gegen den kaiserlichen Willen durchzusetzen. Der Grundgedanke der Wallensteinschen Friedenspolitik war noch immer die Lostrennung der norddeutschen Protestanten von der Verbindung mit den Schweden und die Widerrufung des Restitutionsedikts. Seit Gustav Adolfs Tod hatte das rücksichtslose Auftreten des schwedischen Reichskanzlers, seine zahlreichen Eingriffe in die Reichsverfassung und die reichsständischen Rechte auch unter den Protestanten vielfach Verstimmung und Mißtrauen erregt, namentlich am sächsischen Hof, während die brandenburgische Politik sich nur schwer dem schwedischen Bann zu entziehen vermochte. Die Unterhandlungen, die im Januar und Februar zwischen dem Lager und dem sächsischen Hof durch Arnim geführt wurden, zeigten, daß man über alle prinzipiellen Fragen einverstanden war; und

auch falls der Kaiser die Abkunft zwischen dem Kurfürsten und Wallenstein nicht ratifizieren wollte, sagte Johann Georg seine Unterstützung zur Durchführung des Friedenswerkes zu. Beide Heere sollten nach Abschluß der Übereinkunft gemeinsam operieren, doch ohne daß das sächsische Heer dem Oberbefehl des Herzogs vollständig untergeordnet würde. Der Kurfürst verlangte für sich selbst den erblichen Besitz der Lausitzen und außerdem Magdeburg und Halberstadt, wenn nicht als erbliches Eigentum, so doch die dauernde Besetzung der Stifter. Über den „Recompens" an Wallenstein kam man noch nicht zu einer bestimmten Entscheidung.

Auch der kaiserliche Hof, von Spanien und Bayern fortwährend aufgestachelt, war inzwischen nicht säumig gewesen, dem Herzog die Armee zu entfremden, und bei einer Reihe hervorragender Führer, die auch vorher dem Generalissimus mit großer Zurückhaltung entgegengekommen, waren diese Bemühungen erfolgreich. Dahin gehörte vornehmlich Piccolomini, welcher von Wallenstein nach Schlesien geschickt wurde, um Gallas in seine Pläne einzuweihen. Statt dessen berichtete der verschlagene Italiener alles nach Wien. Die Kunde von den Verhandlungen Wallensteins mit Frankreich und seinem Streben nach der böhmischen Krone, Dinge, die gleichzeitig auch von dem spanischen Gesandten mit absichtlicher Übertreibung wichtiger und gefährlicher dargestellt wurden, als sie waren, steigerten die zwischen dem Feldherrn und seinem Monarchen bestehende Verbitterung. Vollen Ernst machte man aber zuerst nicht etwa im Kriegslager, sondern am kaiserlichen Hof. Ein kaiserliches Patent, das jedoch noch nicht veröffentlicht wurde, entließ alle hohen und niederen Befehlshaber zu Roß und zu Fuß von jeder Verpflichtung gegen den bisherigen Generalissimus und wies sie an, einstweilen bis zur Wiederbesetzung der Oberfeldherrnwürde dem Grafen Gallas Gehorsam zu leisten. Da der Kaiser auch in Erfahrung gebracht habe, daß etliche Obersten bei der Pilsener Versammlung etwas zu weit gegangen und mehr als gebührlich sich eingelassen, so sei er bereit, alles derartige zu vergeben und zu vergessen; nur sollten von diesem Pardon neben dem General noch zwei andre Personen ausgenommen sein, die sich zu diesem Werk als Rädelsführer hätten gebrauchen lassen (man meinte Ilow und Terzka). Gleichzeitig faßte man den Plan, den Herzog durch einen Handstreich in Pilsen gefangen zu nehmen und ihn in Wien zur Rechenschaft zu ziehen. Piccolomini und Francesco Altieri wollten diese Aufgabe ausführen, standen jedoch davon ab, da der General inmitten der ergebenen Pilsener Garnison unnahbar schien.

Feindselige Schritte des Kaisers.

24. Jan. 1634.

Die Wahrnehmung, daß er auf die Ergebenheit der Armee doch nicht unbedingt rechnen könne, bewog Wallenstein, nochmals die Obersten in Pilsen um sich zu versammeln. Er wiederholte seine Bürgschaft für ihre Vorschüsse; dann stellte er ihnen vor, man sprenge das Gerücht aus, er denke etwas gegen den Kaiser oder die katholische Religion zu beginnen, allein er wolle nur den Frieden zustandebringen, den eine feindselige Partei am Hofe nicht wünsche; er werde

„Zweiter Pilsener Schluß." 19. Febr.

die Friedensbedingungen den Obersten vorlegen lassen. Aber er müsse auch wissen, wessen er sich zu ihnen versehen dürfe: er befürchte, daß man ihm einen Schimpf anthun wolle; würden ihm die Obersten ihren Beistand dagegen versagen, so wäre es besser, sie hätten bei der früheren Versammlung in seine Abdankung gewilligt; er würde dann nicht in die jetzige Gefahr geraten sein. Darauf wurde auf Ilows und Terzkas Betreiben ein neuer Revers entworfen
20. Febr. und von den meisten Anwesenden unterzeichnet. Darin wurden die Obersten ausdrücklich von ihrer Verpflichtung gegen Wallenstein freigesprochen, wenn er, was ihm jedoch nie in den Sinn gekommen sei, wirklich etwas wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers oder die Religion unternehmen sollte; unter diesem Vorbehalt aber erklärten die Befehlshaber, bis auf den letzten Blutstropfen bei dem Generalissimus auszuhalten. In dem neuen Revers war der kaiserliche Dienst ausdrücklich vorbehalten; schon das war ein Beweis, wie sehr die kaiserliche Gesinnung in den letzten Wochen in der Armee gewachsen war. Während der Herzog auf unbedingten Gehorsam nur bei wenigen Vertrauten rechnen konnte, war der Wiener Hof mit Erfolg bestrebt gewesen, die hervorragendsten Führer an sich zu ziehen. Aldringen war dem Generalissimus bereits verdächtig geworden; Piccolomini und Gallas entfernten sich noch beizeiten aus Pilsen; aber auch Maradas, Colloredo, Götz, Diodati, Hatzfeld waren vollständig für die
18. Febr. kaiserliche Sache gewonnen. Es erging ein zweites Patent, in welchem die Offiziere jeder Verpflichtung gegen den Generalissimus entbunden wurden, der sich in eine Konspiration eingelassen, um Ferdinand seiner Erblande und seiner Krone zu berauben. Es fragte sich nun, ob das Ansehen des Feldherrn oder des Kaisers in der Armee überrage. Wo das Gefühl der Loyalität nicht ausreichte, hatte man längst auch materielle Vorteile, spanisches Gold, Konfiskationen und Beförderungen dargeboten. Es zeigte sich bald, daß die Herrschaft Wallensteins über die Armee nicht so weit reichte, wie er gerechnet hatte, daß nur wenige gesonnen waren, ihm unbedingt auf seinen gefährlichen Bahnen zu folgen. Der General dachte bei Prag sein Lager aufzuschlagen und sich der Hauptstadt zu versichern. Aber die dortige Garnison unter dem Obersten Beck weigerte sich, nachdem Gallas das kaiserliche Patent bekannt gemacht, weitere Befehle von dem Herzog anzunehmen und traf Anstalten, seine Truppen von der Stadt abzuwehren. Mit bangen Ahnungen vernahm Wallenstein, daß Prag abgefallen sei.

Der Zug nach Eger. Noch immer glaubte Wallenstein, der Armee in ihrer Mehrzahl sicher zu sein. Die Vereinigung der Truppen auf dem Weißen Berge aufgebend, bestimmte er nunmehr Laun zum Sammelplatz der Regimenter. Er selbst wollte nach Eger ziehen, wo sich ihm die Obersten vorstellen sollten. Gleichzeitig ergingen dringende Mahnungen an die Sachsen und Schweden, sich mit dem Herzog, der nunmehr zur Trennung vom Kaiser gezwungen worden, zu vereinigen. Bernhard von Weimar fürchtete zwar noch immer, „es stecke ein Schelmstück dahinter“,

setzte sich aber doch langsam von Regensburg gen Eger in Bewegung. Einstweilen rückten Piccolomini und ihm nach Gallas, Aldringen, Colloredo gegen Pilsen vor! In Begleitung Ilows, Terzkas, Kinskys und etlicher Reiterkompanien verließ Wallenstein diese Stadt, gichtleidend und in einer Sänfte getragen. Auf dem Weg stieß zufällig der Oberst Walter Butler, aus einem vornehmen irischen Geschlecht, mit acht Kompanien Dragoner zu ihm und schloß sich auf Wallensteins Befehl dem Zug an. Unter kleinen Gefechten mit den nachrückenden Kaiserlichen gelangte man nach Eger. Die dortige Garnison, an deren Spitze zwei protestantische Schotten, der Oberstleutnant Gordon und der Oberstwachtmeister Leslie standen, hielt Wallenstein für unbedingt sicher; dem ersteren hatte er vor kurzem ein erledigtes Regiment verliehen. Die Butlerschen Dragoner ließ der Herzog vor den Thoren; er durfte seinem eignen Gefolge nicht trauen. Der Oberst selbst wurde in die Stadt aufgenommen. Ein eigentümliches Verhängnis, daß Wallenstein selbst den Mann mitführte, der entschlossen war, ihn zu verderben! Ein tapferer Reiterführer, hatte doch Butler nie die Zuneigung des Generals erwerben können. Ob er sich zurückgesetzt und nicht nach Verdienst gewürdigt glaubte, ob er, wie uns versichert wird, von einer tiefen Hingebung an die Hoheit des kaiserlichen Namens erfüllt war: als er damals den Feldherrn geleitete, glaubte er sich von Gott ausersehen, eine „heroische That" zu thun. Schon unterwegs hat er an Gallas und Piccolomini die Versicherung gelangen lassen, daß es seine Absicht sei, den Generalissimus lebend oder tot in des Kaisers Gewalt zu liefern. Das waren Worte, die längst am Hof verlautet waren. Von einem bestimmten Befehl des Kaisers, den Herzog ums Leben zu bringen, kann nicht die Rede sein; aber die Männer, die das blutige Werk vollzogen, wußten, daß sie des kaiserlichen Dankes sicher, daß sie nur die Vollstrecker eines Spruches waren, der in manchen vertraulichen Unterredungen am Hof über den Herzog gefällt worden, ohne daß sich Widerstand dagegen erhoben hätte.

24. Febr. 1634.

Es galt jetzt, die Befehlshaber in Eger für einen Anschlag auf den General zu gewinnen. Wallenstein hielt die beiden Schotten für so zuverlässig, daß er mit ihnen ohne Rückhalt davon sprach, die Truppen Bernhards in Eger aufzunehmen. Bei einer Zusammenkunft erneuerten Ilow und Terzka diese Zumutung; die Herren sollten von niemand als von dem Generalissimus Befehle annehmen, der sie reichlich zu belohnen im stande sei. Allein die beiden Schotten vermochten in ihrem Gewissen nicht sich über den militärischen Eid hinwegzusetzen, der sie an den Dienst des Kaisers knüpfte; sie mochten auch die Sache des Herzogs nicht als eine hoffnungsvolle ansehen. In dieser schweren Stunde der Entscheidung reifte bei den Befehlshabern der Entschluß, sich der gefährlichen Zumutungen durch das gewaltsamste Mittel zu erwehren. Man dachte erst den Herzog gefangen zu nehmen; allein man fürchtete einen Tumult, der den General wiederum befreien und die Befehlshaber selbst verderben könnte. In einer Unterredung, welche die beiden Schotten mit Butler hielten, brach endlich Leslie

Die Bluthat in Eger.

in die zornigen Worte aus: „Laßt uns sie töten, die Verräter"; Butler, der ja längst diesen Gedanken bei sich trug, stimmte lebhaft bei, und auch Gordon wußte keinen bessern Rat. Ilow und Terzka hatten sich auf den Abend zu dem letzteren geladen; hier, an der gastlichen Tafel, sollte das blutige Werk an den Anhängern des Herzogs vollzogen werden. Am Abend wurden die irländischen Dragoner Butlers in die Stadt gelassen und besetzten die Wachen. Sorglos saßen die Gäste, Ilow, Terzka, Kinsky und der Rittmeister Neumann, der die geheime Korrespondenz des Herzogs führte, beim Mahl; sie mochten hoffen, die Befehlshaber beim Becher für ihre Pläne zu gewinnen. Allein während sie das Wohl des Herzogs tranken, ließ Leslie die Zugbrücke der Burg aufziehen. Dann brachen die Irländer Butlers unter Anführung der Hauptleute Geraldino und Deveroux mit dem Geschrei: »Viva la casa d'Austria«, und: „Wer ist gut kaiserlich?" durch die Thüren des Speisesaals und stießen die ahnungslosen Gäste nieder. Kinsky und Ilow fielen, ehe sie Zeit fanden sich zu wehren. Terzka zog sich in eine Ecke des Saales zurück, forderte die beiden Schotten zum ehrlichen Zweikampf heraus, hieb zwei Dragoner nieder und wehrte sich wie ein Verzweifelter, bis auch er fiel. Der Rittmeister Neumann entkam verwundet aus dem Saal und wurde draußen von den Wachen niedergestoßen.

25. Febr. 1634.

„In ein paar gräßlichen Minuten war alles geschehen. Der Führer der böhmischen Emigranten, Wilhelm Kinsky, der noch die Meinung hegte, einen König von Böhmen aus ständischer Wahl hervorgehen zu sehen; der Mann der erfolgreichen Werbungen, Adam Erdmann Terzka, der damals fünf Kürassierregimenter, zwei zu Fuß und ein Dragonerregiment zusammengebracht hatte und kommandierte, Sohn einer Mutter, die in ihrem Herzen nie mit dem Kaiser Frieden gemacht hatte; Feldmarschall Ilow, der in dem Gedanken lebte und webte, daß in kurzem noch ein dreimal so starkes friedländisches Heer im Felde stehen würde, als je ein früheres; und der Rittmeister, der eine geschickte militärisch-politische Geschäftsführung mit dem tiefsten Haß gegen das Haus Österreich verband: sie waren mit einemmal, wie man sagte, vom Leben zum Tod hingerichtet, und schwammen in ihrem Blut."

Nun galt es auch an dem Herzog das gräßliche Werk zu vollführen. Es war gegen Mitternacht. Wallenstein wollte zu Bett gehen; sein Astrolog Zenno (Seni), so wird erzählt, hatte sich soeben verabschiedet mit der Warnung, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei. Da schreckte der Lärm auf der Straße den Feldherrn auf. Er wollte nach dem Fenster gehen, um die Wache zu rufen, allein schon drang Deveroux mit seinen Leuten ein, stieß den Ruhe gebietenden Kammerdiener nieder und erbrach mit Gewalt die Thür. Mit ausgebreiteten Armen, an einen Tisch gelehnt, empfing Wallenstein den tödlichen Partisanenstoß des irischen Hauptmanns. In ein rotes Tuch gehüllt, wurde die Leiche zu den andern Opfern nach der Burg gebracht.

Haltung des kaiserlichen Hofes.

„Eine große Gnade, die Gott dem Hause Österreich erwiesen hat", rief der spanische Gesandte, der längst dies blutige Mittel empfohlen, aus, als er die Kunde von dem Ereignis in Eger empfing. Dies Wort bezeichnet die herrschende

Empfindung am kaiserlichen Hof. Man hatte die That nicht befohlen, aber man nahm sie als Fügung Gottes dankbar hin; man belohnte die Frevler mit Gütern Würden und Ehren, und bestrafte die Anhänger und Getreuen des Gefallenen mit Kerker und Hinrichtung.

Diejenigen, welche sich ein Verdienst an dem Mord beilegen konnten, beeilten sich den Lohn für die blutige That zu fordern, und die Aufnahme, welche sie am kaiserlichen Hofe fanden, bewies, wie befriedigt man dort von dem Vorgang in Eger war. Es begann alsbald ein widerliches Betteln um Regimenter, Titel, Erhöhungen, um Geld, Güter und Ehren, und die kaiserliche Gnade floß reichlich auf die Frevler herab. Butler mit seinen Gehilfen Leslie und Gordon, Gallas, Piccolomini, Aldringen, der Oberst Carretto, der Marchese di Grana, der seit Jahr und Tag gegen den Herzog intrigiert und gehetzt, und alle, welche glaubten, sich einer besonderen Ergebenheit rühmen zu können, drängten sich heran, um an der großen Beute teilzunehmen. Die Güter der „Rebellen", die reichen Friedländischen, Terzkaschen, Kinskyschen Besitzungen wurden konfisziert und unter die Mörder oder Anstifter verteilt. Die Herrschaft Friedland kam an Gallas, Nachod an Piccolomini, Teplitz an Aldringen u. s. f.; den größten Teil der Güter, auch die Herzogtümer Sagan und Glogau behielt der Kaiser für sich. Die Witwe des Herzogs erhielt allein die Herrschaft Neuschloß als Witwensitz; sein einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz. Nicht zufrieden mit dem Fall der Häupter, bemühte man sich, noch Mitschuldige zu entdecken; allein es war nicht viel herauszubringen, so eifrige Angeberdienste der Marchese di Grana auch leistete. Eine Anzahl Offiziere, wie der Generalfeldzeugmeister Sparre, der Herzog Heinrich Julius von Lauenburg, der Oberst Scharfenberg u. a., wurden zwar verhaftet, aber die meisten bald wieder freigelassen. Nur ein Einziger fiel noch nachträglich als Opfer der kaiserlichen Rache. Mehr als ein volles Jahr später noch mußte der tapfere schlesische Graf Schaffgotsch seine Ergebenheit an den Herzog Schaffgotsch. mit grausamer Folter und endlich mit dem Tod büßen. Er hatte einst zu den treuesten Anhängern des Pfalzgrafen Friedrich gehört. Auf die Kunde von seiner Verhaftung rief sein Oberstleutnant Albrecht von Freiberg in Troppau die nächstgelegenen Regimenter und Bürgerschaften zum Abfall vom Kaiser auf und versuchte sich Schlesiens und Mährens zu bemächtigen; allein als der kaiserliche Oberst Götz heranrückte, wurde der verwegene Plan unterdrückt und diente nur dazu, die Sache des gefangenen Grafen zu verschlimmern. Der kühne Reiterführer wurde zu Regensburg in ein dunkles Kerkerloch geworfen und dann auf dem Marktplatz enthauptet. „Auf der Heiden" hieß 23. Juli 1635. der Platz, wo das Schafott errichtet war, und Schaffgotsch äußerte mit ruhiger Fassung: „Er habe freilich gedacht, daß er auf grüner Heiden sterben werde, doch sterbe sich's allenthalben wohl, wenn man darauf bereitet sei." Den Beistand der Jesuiten wies er als eifriger Protestant zurück; seine Kinder wurden im katholischen Glauben erzogen.

„Dieser Mann," so berichtete am 4. März der Nunzius Rocci an den päpst- Beurteilung Wallensteins lichen Staatssekretär Barberini, „hat sich vor einem Jahr in den Kopf gesetzt, als König zu sterben und das Haus Österreich zu vernichten." In den Papieren Wallensteins, soweit man ihrer in Prag und anderswo habhaft werden konnte, fanden die kaiserlichen Diener nicht ein einziges Aktenstück, womit eine solche Anklage, auf welche hin doch die Acht ausgesprochen worden war, zu rechtfertigen gewesen wäre. Allerdings aber wurde Wallensteins hochfahrender Ehrgeiz und

verwegene Unternehmungslust durch alles, was er erreicht, nicht befriedigt, sondern nur zu Größerem angespornt. Ihm schien es keine Grenze des Möglichen und Erreichbaren zu geben. „Niemand als Gott selbst kann die Intentionen dieses Gemüts penetrieren", sagt ein Zeitgenosse. In wunderbarer Weise verschmolzen sich in ihm die Ziele persönlichen Eigennutzes mit der Hingebung an eine große Sache, selbstsüchtige Motive mit allgemeinen Ideen. Wir haben die Pläne, die oft geradezu abenteuerlichen Entwürfe, die sich in des Herzogs verschlossener Seele drängten, des öftern erwähnt. Er dachte zeitweilig die pfälzische Kur, die dänische, die böhmische Krone zu erwerben, das türkische Reich zu stürzen, Rom wieder einmal, wie in alter Zeit, mit deutschen Truppen heimzusuchen. Dann wiederum maßte er, der kaiserliche General, sich an, die politische Ordnung im Reich, ja in Europa herzustellen, wie er sie verstand, die kurfürstliche Macht und das hierarchische System zu brechen, Frieden und Gesetz nach seinem Gutdünken zu geben. Wie er darüber mit der vorwaltenden katholischen Partei im Reich, der Liga, zerfiel, haben wir in den obigen Blättern erzählt. Indem er sich zuletzt anschickte, sogar ohne und gegen den Kaiser seine Stellung zu behaupten, verlor er den Boden, auf dem allein seine Macht beruhte: den Gehorsam der Armee. Wenn wir sehen, wie der General beflissen war, das Heer dem Kaiser zu entfremden, es unbedingt an seine eigne Person zu knüpfen, und selbst in das Lager des Feindes und in den Kampf gegen den bisherigen Kriegsherrn zu führen, so dürfen wir bei gerechter Beurteilung eines solchen Unterfangens nicht die heutigen Begriffe von militärischer Treue und Ehre zum Maßstab nehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Wallenstein selbst dies Heer geschaffen und unterhalten hatte, daß die Feldherren der Zeit den Krieg als Handwerk auffaßten und unbedenklich die Fahne wechselten, wenn sich anderswo mehr Gewinn und Ruhm bot, daß in den Offizieren und Soldaten, die aus aller Welt zusammengelaufen waren, nur selten Ergebenheit an die Sache und loyales Pflichtgefühl herrschte, sondern höchstens ein gewisser Korpsgeist. Wir sahen, wie unbefangen Mansfeld und gleich ihm viele andre mit den Gegnern um den Preis des Fahnenwechsels handelten. Wenn sich in der Stunde der Entscheidung der kaiserliche Name als eine Macht erwies, die Wallenstein zu gering geschätzt, so mochte die Ergebenheit der Generale an die österreichische Fahne doch auch wesentlich befestigt und gestärkt worden sein durch die Erkenntnis oder Ahnung, daß der Stern des Herzogs im Sinken begriffen war. — Es blieb ihm erspart, ein Dasein fortzuführen, dessen Kraft gebrochen, dessen Streben geknickt, dessen Ehre befleckt gewesen wäre; er fiel in dem Augenblick, da er seine Ziele und Werke scheitern sah, ein Ereignis von erschütternder Tragik.

Wallenstein als Feldherr.

Es war ein eigenartiges System, auf dem die meisten Soldheere des Dreißigjährigen Kriegs, insbesondere das Wallensteinsche, beruhten. Auf eigne Kosten brachten die Obersten ihre Regimenter, die Kapitäne ihre Kompanien auf. „Für ihre Schadloshaltung bürgte ihnen der allgemeine Heerführer. Die Obersten

bildeten zugleich eine Korporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, welcher die größten Auslagen gemacht hatte und als der Unternehmer des Kriegs erschien. Mit finanziellen und militärischen Talenten verband Wallenstein besondere Begabung für die Administration. Er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Er verstand es, das Kontributionswesen auf eine Weise einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten. Wo die Stände die Zahlungen in der Hand behielten, hatten doch die Obersten den Befehl, die säumigen Glieder mit Strenge dazu anzuhalten: ohne Rücksicht auf fürstlichen Rang und bevorzugte Stellung." Die Armee war nach Wallensteins Ansicht eine für sich bestehende, von allen nationalen und religiösen Rücksichten losgelöste Macht, die lediglich nach militärischen Gesichtspunkten handelte und unter solchen zusammengesetzt war. Während das ligistische Heer einen durchaus katholischen, das schwedische einen protestantischen Charakter trug, war die Wallensteinsche Armee aus beiden Bekenntnissen gemischt, wie sie auch aus sämtlichen europäischen Nationen, Deutschen und Italienern, Briten und Ungarn, Wallonen und Kroaten, zusammengesetzt war. In einem einzigen Regiment zählte man zehn verschiedene Nationalitäten. Auch auf vornehme Herkunft gab der Feldherr nicht viel, wenn sie nicht mit militärischen Fähigkeiten verbunden war. Lediglich nach Verdienst und Würdigkeit nahm er Anstellungen und Beförderungen vor. Es war ein wirksamer Sporn, sich hervorzuthun, daß man wußte, der Feldherr beachte jede brave That, erkenne sie an und belohne sie. Nichts war ihm verhaßter, als wenn sich die eleganten Kavaliere vom Hofe mit hohen Empfehlungsschreiben im Feldlager einfanden; dann warnte er sie wohl spöttisch, die feinen gepuderten Gesichter vor dem Pulverdampf in acht zu nehmen und die gekräuselten Locken nicht durch den schweren Helm in Unordnung zu bringen. Eine Armee wie diese, die von Anfang an die zuchtlosesten Elemente aller Völker in sich aufgenommen hatte und durch den langen Krieg noch mehr verwildert war, konnte nur durch eiserne Disziplin einigermaßen in Ordnung gehalten werden. In dem Wallensteinschen „Reiterrecht" sind die ersten Kriegsartikel enthalten, welche für die militärische Zucht bestimmte gesetzliche Vorschriften aufstellten. Unehrenhafte, feige, eigenmächtige Handlungen wurden mit rücksichtsloser Strenge bestraft; die Obersten waren angewiesen, jede Ausschreitung unnachsichtlich zu ahnden. Zum warnenden Exempel wurden Plündernde, Marodeure, Ausreißer auf der Stelle aufgeknüpft oder aus dem Heer gestoßen. Daß dennoch Gewaltthaten wider Leib, Leben und Habe der Bevölkerung in reichlicher Menge begangen wurden, darf bei den barbarischen Begriffen vom Rechte des Kriegs und bei der allgemeinen Verwilderung der Zeit nicht Wunder nehmen. Wenn eine Landschaft zum Kriegsschauplatz ausersehen war, so hörte eben Gesetz und bürgerliche Ordnung auf; »Sedes belli« war der Inbegriff aller Schrecken, die über die leidende Menschheit kommen können. — Dem Feldherrn selbst brachte der Soldat das unbedingteste

Zutrauen und eine fast abgöttische Verehrung entgegen. Die hohe kräftige Gestalt mit dem bleichen Gesicht und dem finstern Ernst im Ausdruck übte einen dämonischen Zauber auf das niedere Kriegsvolk aus. Wenn er durch das Lager schritt, im Scharlachmantel, mit der roten Feder auf dem grauen Hut, mit dem Goldenen Vlies Spaniens geschmückt, ergriff die Soldaten ein wunderliches Grauen. Sein abgeschlossenes, schweigsames, mürrisches Wesen ließ Vertraulichkeit nicht aufkommen, nur Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Die Eigenheiten und Launen des Generals, der keinen Lärm, kein Wagengerassel, kein Sporengeklirr ertragen konnte, wenn er sich in sein Quartier zurückgezogen, wurden mit peinlichster Sorgfalt beobachtet. Die Ausbrüche seines Zorns konnten fürchterlich sein.

Häusliches Leben u. landesherrliche Fürsorge. Wenn der Herzog im Feldlager die militärische Einfachheit liebte, mit wenig Schlaf, mit geringer Tafel sich begnügte, so verschmähte er doch auch wieder nicht, durch eine fürstliche Prachtentfaltung und verschwenderische Freigebigkeit zu wirken. Seine Dienerschaft, seine Leibgarde waren prächtiger als an irgend einem Hof. Seine Gärten, seine Paläste, seine Marställe zeigten einen bis dahin kaum gesehenen Glanz und Reichtum. Seine Schlösser in Prag, in Sagan, in seiner Lieblingsresidenz Gitschin, von italienischen Künstlern aufgeführt und ausgeschmückt, waren vielbewunderte Prachtwerke. Die Fürsorge für seine Besitzungen und Herrschaften verließ ihn nie. Es ist wunderbar, wie dieser große Geist mitten in der Aufregung des Feldlagers und Kriegsgetümmels, mitten in den kühnsten Plänen und Entwürfen Zeit fand, sich um das Wohl und Gedeihen seiner Herzogtümer in den kleinsten Einzelheiten zu bekümmern, Friedland vor allem lag ihm am Herzen. An seinen dortigen Landeshauptmann und Regenten, Gerhard von Taxis, besitzen wir, oft gerade aus den Tagen militärischer Entscheidungen, eine unglaubliche Menge eigenhändiger Briefe, die sich auf Anlegung von Pflanzungen, Eisenhämmern, Brauereien, bis herab zur Heuernte und Straßenreinigung beziehen. Mit landesväterlicher Fürsorge suchte er die Industrie seiner Unterthanen zur Beschaffung der Kriegsbedürfnisse heranzuziehen und veranlaßte die Errichtung von Pulvermühlen und Waffenschmieden auf seinem eignen Gebiet. Aber auch eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege, die Einrichtung einer ständischen Verfassung, den Bau von Kirchen und Schulen ließ er sich angelegen sein. Er hat als Landesfürst wesentlich im Geist jenes aufgeklärten Despotismus gewirkt, welcher dann die Signatur einer späteren Zeit bilden sollte.

Religiöse Ansichten. Wenn Wallenstein zu Zwecken des Unterrichts und der Seelsorge zahlreiche Jesuiten und andre Mönchsorden heranzog, so wachte er doch streng darüber, daß sie die ihnen gesetzten Schranken nicht überschritten. Denn nichts war ihm verhaßter als die weltliche Macht und das weltliche Treiben der geistlichen Herren. Wir wissen, daß sein Zwiespalt mit der Liga vornehmlich aus seiner Abneigung gegen das Übergewicht der geistlichen Kurfürsten in der Reichsverfassung ent-

sprang. Ihm waren überhaupt die religiösen Fragen von untergeordnetem Wert gegenüber den politischen und militärischen, in einer Weise, wie sie die befangene Zeit noch nicht zu fassen vermochte. In seinem letzten Lebensjahr hatte er keine Messe mehr besucht, wie der päpstliche Gesandte nach der Bluthat von Eger nach Rom berichten konnte. Seltsam, wie dann doch wieder dieser freie Geist, diese starke Natur vor eingebildeten Schicksalsmächten bangte und aus den Sternen die irdischen Dinge zu deuten vermeinte, wie dieser praktische kluge Mann sich vor den geheimen Künsten der Astrologen beugen konnte!

3. Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Frieden.

Mit dem Frühjahr begann wieder das wüste Kriegstreiben an verschiede- Krieg in Bayern,
nen Schauplätzen zugleich. In Bayern und der Oberpfalz focht Bernhard von Schlesien, Niedersachsen
Weimar gegen Aldringen und Johann von Werth, und mußte es, in vielfachem 1634.
Hader mit Horn, geschehen lassen, daß das feste Straubing den Bayern wieder
in die Hände fiel. In Schlesien gewann das sächsische Heer unter Arnim durch 1. April.
den Sieg bei Liegnitz und die Einnahme Glogaus und andrer festen Plätze 13. Mai.
noch einmal das volle Übergewicht; das Land richtete eine ergreifende Darstellung aller Leiden und Bedrückungen, die es in den letzten Jahren erduldet, an den Kaiser und stellte sich unter sächsischen Schutz. In Hessen und Westfalen führten die zerstreuten kaiserlichen Heerhaufen und Besatzungen den kleinen Krieg gegen den „Generalfeldobersten des niedersächsischen Kreisheeres", Herzog Georg
von Lüneburg, und den hessischen General Holzappel fort. Höxter wurde unter 20. April.
entsetzlichen Greueln von den Kaiserlichen erstürmt, wofür der braunschweigische
General Uslar Hildesheim zu Falle brachte. Aber noch immer blieben Wolfen- 27. Juli.
büttel, Minden, Nienburg u. a. O. die festen Stützpunkte der Kaiserlichen in Niedersachsen.

Auch im Elsaß und am Oberrhein hatte der Krieg seinen Fortgang. Im Beginn Elsaß und Lothringen.
des Jahres räumte die kaiserliche Besatzung die vielumstrittene Feste Philippsburg an Januar.
den schwedischen General, den Rheingrafen Otto; Hagenau und Zabern mußten sich unter die Schutzherrschaft des Königs von Frankreich stellen und eine französische Besatzung aufnehmen. Herzog Karl von Lothringen, welcher der unwürdigen Lage in der tödlichen Umstrickung Frankeichs überdrüssig war, vereinigte den letzten Rest seiner Streitkräfte mit den Kaiserlichen und entsagte seinem Land zu gunsten seines Bruders, des Kardinals Franz, wurde aber gleich darauf mit seinem bunt zusammengesetzten
Heerhaufen von dem Rheingrafen bei Wattweiler geschlagen; der ganze Sundgau und 12. März.
mit der Erstürmung Freiburgs auch der Breisgau fiel in die Hände des tapfern Rheingrafen; nur Breisach hielt sich noch, das unbezwungene Bollwerk der kaiserlichen Partei in jenen oberrheinischen Gegenden. Der französischen Politik schien jetzt der Augenblick gekommen, das preisgegebene Herzogtum Lothringen vollends in Besitz zu nehmen. Wir werden an einem andern Ort das schmähliche Spiel näher kennen lernen, durch welches das alte Herzogtum, das als Mauer zwischen Deutschland und Frankreich von jeher eine hervorragende Bedeutung hatte, der Krone Frankreich unterworfen wurde. Das Nachfolgerecht des Kardinals Franz, der sich ohne päpstliche

Genehmigung mit Claudia, der Tochter des verstorbenen Herzogs Heinrich, vermählte, wurde nicht anerkannt, der neue Herzog in haftähnlicher Überwachung gehalten, bis er gleich dem Bruder flüchtig das Land verließ. Ohne Mühe brachte darauf der Marschall de la Force die letzten lothringischen Festungen in seine Gewalt, und ein Urteil des Pariser Parlaments sprach das Land der Krone Frankreich zu, die ohne sonderliche eigne Anstrengungen aus dem großen Krieg im Deutschen Reich die besten Früchte zu gewinnen wußte.

Zwiespalt im antikaiserlichen Lager. Das Heilbronner Bündnis unter dem schwedischen Direktorium zeigte keineswegs die Festigkeit und Eintracht, welche zu einer kräftigen Fortsetzung des Kriegs wünschenswert gewesen wäre. Während Oxenstierna sich bemühte, auch die norddeutschen Kreise in den Bund zu ziehen, waren die süddeutschen Glieder mißmutig über das hochfahrende Wesen des Reichskanzlers, seine drückenden Forderungen, seine Mißachtung des reichsverfassungsmäßigen Herkommens, und der französische Diplomat Feuquières war rastlos und erfolgreich bemüht, dem beherrschenden Einfluß der Schweden in dem deutschen Bund entgegenzuwirken. Einzelne der Heilbronner Bundesverwandten in den unmittelbaren Dienst der französischen Krone zu ziehen und fremde Eroberungen für Frankreich nutzbar zu April bis Sept. 1634. machen. Der Bundestag von Frankfurt, wo die verschiedenen Interessen sich in einem höchst unerquicklichen diplomatischen Spiel durchkreuzten, konnte als eine politische Niederlage der schwedischen Partei gelten. Die kursächsische Politik hatte von Anfang an mit Mißtrauen und Unwillen das Heilbronner Bündnis betrachtet und suchte der Krone Schweden die Leitung der deutschen Dinge zu entwinden, ihren Zusammenhalt mit den Reichsständen zu lockern, und auch der Kurfürst von Brandenburg gewahrte mit Besorgnis die Absicht des Kanzlers, als „Satisfaktion" für Schweden Pommern zu gewinnen; hatte doch Brandenburg nach dem bevorstehenden Ableben des letzten Herzogs auf Grund alter Erbverträge gerechte Ansprüche auf dieses Land. So waren die Gegner des Kaisers unter sich gespalten und verfolgten entgegengesetzte Ziele und Pläne, was auch auf den weiteren Gang der Kriegsereignisse von schädlichem Einfluß war.

Übergewicht der Kaiserlichen. An die Spitze der kaiserlichen Armee war nach der Katastrophe von Eger des Kaisers Sohn Ferdinand, der König von Ungarn und Böhmen, getreten, der jedoch den Weisungen des kriegskundigen Gallas folgte. Eine gewaltige Truppenmacht, der die mannigfach zerstreuten schwedischen Heere keineswegs gewachsen waren, rückte jetzt gegen die Donau heran. Auch als Horn und Herzog Bernhard bei Augsburg ihre Vereinigung vollzogen hatten, vermochten sie nicht den Fall Regensburgs zu hindern. Der tapfere schwedische Kommandant, Lars Kagg, mußte die Stadt nach harter Be-26. Juli 1634. lagerung übergeben. Mit kaiserlichem und bayrischem Kriegsvolk waren inzwischen Aldringen und Johann von Werth in das innere Bayern gezogen, wo die zuchtlosen und aufgelösten schwedischen Heerhaufen sich aufgestellt hatten und furchtbar hausten. 22. Juli. Trotz des Heranzugs der Kaiserlichen wurde Landshut in grausenhaftem Sturm genommen. Beim Übergang über die Isar, um der bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen, fiel Aldringen auf dunkle Weise, auch einer der vielen Emporkömmlinge des Kriegs. In Diedenhofen geboren, hatte er sich vom armen Schreiber zum ruhmgekrönten Feld-

herrn und zum Grafen aufgeschwungen. Das Übergewicht der kaiserlichen Armee an der Donau wurde noch verstärkt, als der Kardinal-Infant Ferdinand mit einem stattlichen Heer aus Italien herankam, um seinen längst vorbereiteten Zug nach Flandern endlich zu bewerkstelligen. Gegen die süddeutschen und rheinischen Gegenden, wo die schwedische Macht ihre festesten Stützen hatte, wälzte sich jetzt eine furchtbare Gefahr heran. Schon streiften die Reiter Johanns von Werth, die Kroaten Isolanis bis Franken und Schwaben, und hausten auf das Unmenschlichste in dem unglücklichen Land, das der Kriegsdrangsale schon so unendlich viel erlitten. Im Heilbronner Bund steigerte sich die Unzufriedenheit und Uneinigkeit; viele Stände dachten bereits daran, sich der Macht des herrschenden Reichskanzlers zu entziehen und die kaiserliche Gnade zu suchen. Um sich der thätigen Hilfe Frankreichs zu versichern, willigte Oxenstierna jetzt in die früher verweigerte Einräumung der Festung Philippsburg an eine französische Besatzung, wogegen Feuquières im Namen seines Herrn die Verpflichtung übernahm, ein Hilfsheer an den Rhein zu senden.

Die kaiserlich-bayrische Streitmacht, vereinigt mit dem spanischen Heer des Schlacht bei Nördlingen.
Infanten, hatte sich inzwischen um die alte feste Reichsstadt **Nördlingen** gelagert; es mochten 30,000 Mann sein, geführt von den trefflichsten Feldherren, Gallas, Piccolomini, Göz, Johann von Werth; auch der flüchtige Herzog Karl von Lothringen focht wacker mit im kaiserlichen Heer. Hier, bei Nördlingen, 5., 6. Sept. 1634.
kam es zu dem entscheidenden Kampf mit den Schweden, die etwa 24,000 Mann stark sein mochten. Der Eifer Bernhards riß den vorsichtigen Horn, der eine Vereinigung sämtlicher schwedischen Heerabteilungen abwarten wollte, mit sich fort. Die Schweden wurden in einer der entscheidendsten Schlachten des ganzen Kriegs vollständig aufs Haupt geschlagen, nach einem Kampf von seltener Erbitterung. Bernhard selbst wurde verwundet; Horn geriet in Gefangenschaft und mußte lange Jahre in bayrischer Haft zubringen. Auf zwölftausend wurde der Verlust der Schweden an Toten, auf die Hälfte der an Gefangenen geschätzt. Der General Kratz, der einst als kaiserlicher Befehlshaber in Ingolstadt verräterische Verbindungen mit dem Feind angeknüpft hatte und dann in schwedische Dienste getreten war, wurde ebenfalls gefangen und in Wien enthauptet. Mit Zurücklassung des Gepäcks und Geschützes zerstreuten sich die Trümmer des schwedischen Heeres bis an den Neckar und Main, während die Kaiserlichen Franken und Schwaben unter entsetzlichen Verheerungen überschwemmten. In Württemberg, dessen Herzog Eberhard III. zu den ergebensten Anhängern Schwedens gehörte und sein Heil in der Flucht gesucht hatte, wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt. Bei der Eroberung von Kalw durch Johann von Werth verübten die Kroaten entsetzliche Greuel, die der Superintendent und Dichter Andreä in seinen Threnis Calvensibus ergreifend schildert. Bis Weihnachten war fast ganz Franken, Schwaben, Württemberg, Baden in den Händen der Kaiserlichen. Als Ende September der Kardinal-Infant mit seinen Spaniern vor Frankfurt erschien und sich den Weg nach Luxemburg und den Niederlanden bahnte, entwich der Bundesrat voll Schrecken nach Mainz. Die ganze Vereinigung der Heilbronner war in voller Auflösung begriffen.

Zugeständnisse an Frankreich. Elsaß verraten. Die einzige Rettung vor der kaiserlichen Übermacht mußte bei dem Umsturz aller Ordnung, bei der militärischen Wehrlosigkeit, der geschwundenen Zuversicht und Opferwilligkeit der deutschen Stände in einem festeren Anschluß und Rückhalt an Frankreich bestehen. Es galt jetzt, die französische Krone, die bisher sich fast nur mit Subsidien am Krieg beteiligt und noch immer den Anschein des Friedens mit dem Kaiser aufrecht erhalten hatte, endlich zum offenen Bruch mit Österreich und Spanien zu bringen. Frankreich war jetzt, nach der schweren Niederlage der schwedischen Heere, die beherrschende Macht, welche die politische und militärische Entscheidung in Händen hatte, und die deutschen Reichsstände, welche auf die Gnade des Kaisers nicht glaubten hoffen zu dürfen, beeilten sich, unter jeder Bedingung des französischen Schutzes sich zu versichern. Es war der Augenblick, den die französische Politik lange erstrebt hatte. Auch der Reichskanzler Oxenstierna war jetzt zu gewichtigen Zugeständnissen an Frankreich bereit. Allein noch ehe man sich über seine Anerbietungen in Paris erklärt hatte, wurde den Franzosen in unbegreiflicher Übereilung und Kopflosigkeit mehr als der ihnen zugedachte Preis zum voraus in die Hände gespielt. Nicht nur das feste Philippsburg, wonach die Franzosen so lange getrachtet, wurde
7. Okt. 1634. ihnen in diesen Tagen übergeben, der Rheingraf Otto Ludwig ließ sich, um end-
6. Okt. lich französische Hilfe zu erlangen, zur Unterzeichnung eines Vertrags bewegen, wodurch dem Marschall de la Force das gesamte Oberelsaß mit Kolmar, Schlettstadt u. a. O., mit einziger Ausnahme von Straßburg, eingeräumt wurde, unter dem nichtigen Vorbehalt der Glaubensfreiheit, aller Vorrechte und der Wiedererstattung im Frieden. Der schwedische Resident in Benfeld, Reinhard Mockel, hatte in der allgemeinen Kopflosigkeit, vielleicht auch bestochen, seine Zustimmung zu dem schmählichen Vertrag gegeben, ohne Wissen und Willen des Reichskanzlers. „So ist der Rest des alten alemannischen Elsaß mit seinen fruchtbaren Ebenen, weinreichen Geländen, prangenden Städten und festen Burgen von Deutschland abgekommen, ohne daß Frankreich den betrogenen Bundesgenossen auch nur einen Mann zur Hilfe in der Todesnot gesendet, und obenein behielt es das kärgliche Blutgeld jahrelang vor.“ Der Rheingraf Otto
16. Okt. Ludwig starb wenige Tage nach der unbedachten Preisgebung des oberen Elsasses.

Allianzvertrag mit Frankreich. 1. Nov. 1634. Bald darauf kam endlich zu Paris durch den schwedischen Gesandten Löffler, einen Württemberger von intrigantem zweideutigen Charakter und bescholtener Rechtlichkeit, der definitive Allianzvertrag mit Frankreich zu stande. Die französische Krone machte sich anheischig, 12,000 Mann Hilfstruppen unter dem Befehl eines deutschen Bundesfürsten, dem ein französischer General mit gleichem Rang zur Seite stehe, bei dem Bundesheer jenseits des Rheines zu unterhalten und eine einmalige Summe von 500,000 Livres zu zahlen. Dafür erhielt Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrat und die Abtretung des ganzen Elsaß mit den festen Plätzen Benfeld, Breisach, Kolmar, bis der künftige Frieden eine Vereinbarung über die Rückgabe treffen würde. Der Kanzler Oxenstierna war zwar unzufrieden mit diesem Vertrag, der ihm allzu-

große Zugeständnisse im Vergleich mit den Leistungen zu enthalten schien; er verweigerte lange die Ratifikation und entließ Löffler aus seinen Diensten; aber weder sein neuer Gesandter, der berühmte holländische Staatsrechtslehrer Hugo Grotius, noch er selbst, als er persönlich nach Paris reiste, vermochte die Bedingungen wesentlich abzuändern.

Das Kriegsgetümmel in den rheinischen und fränkischen Gegenden hatte inzwischen seinen Fortgang; nicht nach einem großen einheitlichen Plan wurden die militärischen Operationen geführt, sie löſten sich auf in kleine Streifzüge, Belagerungen und Überfälle, die um so verheerender wurden, je mehr alle kriegerische Zucht geschwunden und ein allgemein anerkannter Oberbefehl abhanden gekommen war. Wir können die einzelnen Züge dieses wüsten fruchtlosen Kriegstreibens nicht verzeichnen. Das wichtigste Ereignis war, daß jetzt endlich die Franzosen offen eingriffen. Als Karl von Lothringen und Johann von Werth vor Heidelberg erschienen, die Stadt besetzten und das Schloß beschossen, zog Bernhard von Weimar, vorläufig zum Oberbefehlshaber des französischen Hilfsheeres ernannt, mit französischen Truppen heran und zwang die Bayern zur schleunigen Aufhebung der Belagerung. Allein am Rhein, damals dem vorzüglichsten Schauplatz des Kriegs, hatten die französisch-schwedischen Waffen einen schweren Stand gegen den mächtigen Andrang der kaiserlichen und bayrischen Heere. Das vielumstrittene Philippsburg, durch die sorglose französische Besatzung schlecht verwahrt, wurde von Gallas durch einen glücklichen Handstreich erobert, ein arger Schimpf für die französischen Waffen. Zugleich überschritt Johann von Werth den Rhein und bemächtigte sich Speiers und andrer Städte in der Rheinpfalz. Weiter südlich drang Karl von Lothringen, begierig sein Stammland wieder zu erobern und voll leidenschaftlichen Hasses gegen Frankreich, über den Strom in Elsaß ein, bedrohte Kolmar, Schlettstadt und Mömpelgard und verhängte grauenvolle Verwüstungen über das erschöpfte Land, bis ihn der Hunger mehr als die französischen Waffen zum Rückzug bewog. Auch Augsburg fiel in diesen Tagen nach den gräßlichsten Hungerleiden den Kaiserlichen in die Hände. Die Wiedereroberung Speiers war der einzige Erfolg der französischen Waffen. Die Marschälle de la Force und Brezé, Bernhard von Weimar und Feuquières, Diplomat und Kriegsmann zugleich, waren in gegenseitigem Unfrieden und Mißtrauen befangen, die Truppen zuchtlos und unlustig zum Krieg, des deutschen Winters nicht gewöhnt und den abgehärteten Veteranen der gegnerischen Heere nicht gewachsen. Und überdies wurde auch jetzt noch der offene Bruch mit dem Kaiser ängstlich vermieden. Während Richelieu den Krieg lässig und matt betrieb, entfaltete er eine um so rührigere diplomatische Thätigkeit. Man suchte Sachsen und Brandenburg zu bestimmen, die Verhandlungen mit dem Kaiser abzubrechen, man betrieb die Erneuerung des Friedens zwischen Polen und Schweden und suchte die schwedischen Reichsräte zu erhöhten Anstrengungen zu bewegen; man versprach dem Reichskanzler Oxenstierna, dem Herzog Bernhard, der zum Oberfeldherrn der Bundestruppen ernannt wurde, den mutlosen und verzagten deutschen Reichsständen reichen Lohn und kräftige Unterstützung, um sie zur energischen Wiederaufnahme des Kriegs zu bestimmen; auch war zwischen den Generalstaaten und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Spanien geschlossen und die Verteilung der spanischen Niederlande verabredet worden.

Teilnahme Frankreichs am Krieg. Vorgänge am Rhein. Richelieus diplomat. Thätigkeit.

Dez. 1634. — 24. Jan. 1635. — 13. März. — 22. März. — 8. Febr.

Bald darauf trat ein Ereignis ein, welches die offene Kriegserklärung zwischen Frankreich und Spanien und einen Kampf zur Folge hatte, den selbst der Westfälische Frieden nicht zu beendigen vermochte. Der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, hatte sich schon vor Jahren in Frankreichs Schutz

Kriegserklärung zwischen Frankreich u. Spanien. Der Vorgang in Trier.

begeben und französische Besatzungen in seine Städte und Festungen aufgenommen (S. 924). Die Spanier in den Niederlanden, seit der Ankunft des Kardinal-Infanten mit neuer Unternehmungslust erfüllt, ersahen die günstige Gelegenheit, da die französischen und schwedischen Heere von allen Seiten bedrängt wurden, um sich der Lande des abtrünnigen Reichsfürsten zu versichern. Mittels eines kühnen und listigen Handstreichs bemächtigten sie sich von dem nahen
26. März 1635. Luxemburg aus der Hauptstadt Trier und führten den Erzbischof gefangen nach Brüssel, dann nach Wien, wo er in zehnjähriger Haft gehalten wurde. Diese Gewaltthat an einem Schützling der Krone Frankreich und einem geistlichen Fürsten brachte den lange verzögerten Entschluß eines offnen Bruchs mit Spanien zur Reife. Auf dem Marktplatz von Brüssel sagte ein französischer Herold
19. Mai. mit feierlicher Würde die Fehde an, und gleichzeitig rückten die französischen Marschälle Brezé und Chatillon in das Luxemburgische ein und schickten sich an, mit dem Prinzen von Oranien sich zu vereinigen.

Prager Frieden. 1635. Um dieselbe Zeit, da die französische Krone sich entschloß, thätig am Krieg teilzunehmen, kam der längst vorbereitete Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen zum Abschluß. Schon vor der Nördlinger Schlacht waren die Unterhandlungen in Pirna wieder aufgenommen worden, ohne daß dadurch das sächsische Heer abgehalten worden wäre, in Verbindung mit einer schwedischen Truppenabteilung unter dem General Baner aufs neue einen Einfall in Böhmen zu machen und bis vor Prag zu ziehen. Nach der Nördlinger Niederlage war der Kurfürst noch weniger als früher zu einer energischen Fortsetzung des Kriegs geneigt. Wir wissen, wie sehr er im Herzen stets die Ergebenheit an die kaiserliche Autorität bewahrt hatte, wie ihn nur das Übergewicht der schwedischen Waffen und die drohende Ausführung des Restitutionsedikts zum Anschluß an die Schweden gebracht, die er stets als fremde Eindringlinge und lästige Bundesgenossen betrachtete. Jeder Friedensantrag des Kaisers fand bei dem Kurfürsten bereitwilliges Entgegenkommen, und als sich jetzt Ferdinand in der That geneigt zeigte, der Freundschaft mit Sachsen einige Opfer zu bringen und einen Separatfrieden abzuschließen, dem dann die andern Reichsstände beitreten mochten, trug der Kurfürst nicht das mindeste Bedenken, sich von der Sache seiner Glaubens- und Bundesgenossen loszusagen. Die kaiserliche Politik durfte auf diese Weise hoffen, das Werk der Friedensstiftung selbst in die Hand zu bekommen und nach ihren Absichten zu leiten und damit den Fremden die Entscheidung zu entwinden. Die Ermahnungen des schwedischen Kanzlers und der Heilbronner Bundesverwandten, die gemeinsame Sache nicht durch ein einseitiges Abkommen aufs Spiel zu setzen, machten auf den engherzigen und eigen-
24. Nov. 1634. nützigen Kurfürsten keinen Eindruck. Zu Pirna wurde das Friedensinstrument
30. Mai 1635. entworfen, welches dann im folgenden Jahr zu Prag mit geringen Änderungen endgültig angenommen wurde. Hinsichtlich des Restitutionsedikts, der vorzüglichsten Quelle der Entfremdung, kam die kaiserliche Politik ein großes Stück

entgegen, indem man die Ausführung auf eine so ferne Zeit verschob, daß sie fast als aufgegeben betrachtet werden konnte.

Es wurde nämlich festgesetzt, daß die protestantischen Stände alle mittelbaren Stifter und geistlichen Güter, welche sie vor dem Passauer Vertrag eingezogen, für immer behalten sollten; die nach dem Passauer Vertrag eingezogenen mittelbaren, sowie sämtliche reichsunmittelbare geistliche Besitzungen, gleichviel wann sie eingezogen waren, sollten den protestantischen Ständen in demjenigen Zustand, in welchem sie dieselben am 12. November 1627 innegehabt, noch vierzig Jahre vom Friedensschluß an verbleiben. War schon vor dem bezeichneten Tag über solche geistliche Güter und Stifter ein rechtskräftiger Spruch erfolgt, so sollte derselbe ausgeführt werden. Sitz und Stimme der in protestantischen Händen befindlichen unmittelbaren Stifter auf dem Reichstag sollte während jenes vierzigjährigen Zeitraums ruhen. Vor Ablauf desselben verpflichtete man sich ferner beiderseits, mit äußerster Anstrengung an einem endgültigen Vergleich zu arbeiten. Würde ein Vergleich nicht zustandekommen, so sollte auch nach Ablauf der vierzig Jahre jeder Teil in seinem Besitzstand verbleiben, dem Kaiser aber sei es vorbehalten, die streitigen Fälle durch die paritätisch zu besetzenden Reichsgerichte entscheiden zu lassen. Dem Sohn des Kurfürsten, August, sollte ferner das Erzstift Magdeburg verbleiben, mit der Verpflichtung einer Geldentschädigung an den vormaligen brandenburgischen Administrator Christian Wilhelm. Das Bistum Halberstadt sollte dem Sohn des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, zufallen. Den protestantischen Fürsten und Ständen, welche den Frieden binnen zehn Tagen annehmen würden, sollten, wie auch dem Kaiser und seinen Bundesgenossen, alle eroberten Besitzungen zurückerstattet werden. Auch die auswärtigen Mächte sollten in den Vergleich mit eingeschlossen, und diejenigen, welche sich zum Frieden nicht verstehen wollten, mit gemeinsamer Anstrengung dazu gezwungen werden. Eine allgemeine Amnestie sollte erlassen werden, jedoch mit Ausnahme der böhmischen und pfälzischen Händel und einer Reihe namentlich aufgeführter Männer, des Herzogs von Württemberg, des Markgrafen von Baden-Durlach, einer Anzahl rheinischer und fränkischer Grafen, und der österreichischen Erbunterthanen, welche gegen ihren Herrn in Waffen standen. Über die Restitution des pfälzischen Kurhauses und die Religionsfreiheit in Böhmen und den andern kaiserlichen Erblanden bemühte sich Kursachsen vergebens dem Kaiser eine befriedigende Erklärung abzugewinnen. In einem besonderen Nebenrezeß wurden endlich dem Kurfürsten die schon seit Jahren ihm verpfändeten Lausitzen als erbliches Lehen der böhmischen Krone übertragen, mit der Verpflichtung, die katholischen Stifter und Einwohner bei ihrer Religion und ihren Rechten zu belassen. — Alsbald zogen auch die sächsischen Besatzungen aus den schlesischen Städten ab, und die kaiserliche Herrschaft mit der katholischen Restauration im Bund konnte sich in dem entfremdeten Land wieder festsetzen. Arnim, der Schlesien schon als sächsischen Besitz betrachtet hatte und den Prager Frieden der evangelischen Sache nachteilig erachtete, verließ unwillig den sächsischen Kriegsdienst und zog sich nach seinem märkischen Gut Boitzenburg zurück. Im folgenden Jahr wurde er von den Schweden aufgegriffen, entkam jedoch der Gefangenschaft und starb dann, im Begriff wieder in kaiserliche oder kursächsische Dienste zu treten, am 28. April 1641 in Dresden.

Der Prager Frieden bildet einen Wendepunkt in dem großen Krieg, wenn er auch nicht dessen Ende herbeiführte, wie die verzweifelnden Völker hofften. Auch diejenigen, welche den Frieden geschlossen, der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen, mochten sich dieser Hoffnung hingegeben haben und die Erwartung

Bedeutung des Prager Friedens.

hegen, das geeinte Reich werde nunmehr mit leichter Mühe die Fremden aus dem Land treiben. Allein Frankreich, das sich soeben zum offnen Krieg entschlossen, und Schweden, das die Frucht aller seiner Siege zu verlieren fürchtete, setzten den Waffengang mit einer Energie fort, welche noch über ein Jahrzehnt Deutschland mit Blut und Streit erfüllte. Und auch jetzt konnte der Krieg noch keineswegs als ein Kampf des gesamten Deutschen Reichs gegen die eingedrungenen Fremdlinge angesehen werden. Wenn auch die meisten Reichsstände, der niedersächsische Kreis, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg, Wilhelm von Weimar, viele Reichsstädte noch in demselben Jahr ihren Beitritt zu dem Frieden erklärten, so blieben doch andre, wie die Fürsten von Baden und Württemberg, welche die Prager Vereinbarung von der Amnestie ausschloß, wie der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, der Herzog von Lüneburg im Bund mit Schweden. Daß die habsburgische Übermacht im Reich auch durch diesen Krieg nicht gebrochen wurde, daß die Früchte des langen Ringens so unbedeutend und nichtig waren, ist wesentlich die Schuld des Kurfürsten von Sachsen. Es war nicht loyal und ehrenhaft, durch ein einseitiges Abkommen mit dem Kaiser sich selbst den Lohn des Fahnenwechsels zu sichern und die Bundesgenossen ihrem Schicksal zu überlassen. Auf der andern Seite hatten sich freilich die Dinge so gestaltet, daß diejenigen, welche einst als Retter erschienen, die Schweden und noch mehr die Franzosen, eine ärgere Geißel und eine bedrohlichere Gefahr für das ganze Reich geworden waren, als es je die Habsburger gewesen. Die alten Schlagworte von der „deutschen Freiheit" und dem Schutze des Glaubens, unter welchen sich immer ein gutes Teil Selbstsucht und roher Eroberungslust verborgen, klangen jetzt fast nur noch wie Hohn. Wer noch von deutschen Reichsständen auf seiten der Fremden stand, der that es gezwungen, oder es waren die Abenteurer und verwilderten Söldlinge, welche die kaiserliche Gnade verwirkt hatten und Rettung nur in der Fortsetzung des Kriegs erblickten.

IX. Die letzten Kriegsjahre.

1. Vom Prager Frieden bis zum Tode Kaiser Ferdinands II.

Verluste der Franzosen u. Bernhards von Weimar. Gallas auf dem linken Rheinufer. 1635.

Während im Innern des Reichs durch den Friedensschluß mit Sachsen die Dinge sich für die kaiserliche Sache günstiger als je gestalteten, waren auch an den Grenzen und gegen die auswärtigen Feinde die Waffen Habsburgs im Vorteil. Im Juni zog Gallas zwischen Philippsburg und Speier über den Rhein; gleichzeitig durchstreiften Johann von Werth und Herzog Karl den Elsaß weit über die lothringische und burgundische Grenze, von dem alten Marschall de la Force wenig gehindert, und ein kaiserliches Hilfsheer unter Piccolomini zog zur Verstärkung des Kardinal-Infanten gegen den Prinzen von Oranien und die Franzosen nach den Niederlanden und erzwang die Aufhebung der Belagerung von Löwen. Bernhard von Weimar, der sich in den

Saargegenden in großer Gefahr und Bedrängnis umhertrieb, ließ die dringendsten Hilferufe nach Paris gehen. Richelieu entschloß sich auch endlich, eine bedeutendere Truppenmacht ins Feld zu schicken. Mit einem Heer von 15,000 Mann brach der Kardinal de la Valette zur Unterstützung Bernhards auf; unter ihm dienten berühmte Kriegsmänner der folgenden Zeit, der Vikomte von Turenne, der Graf von Guiche, der Graf Guébriant. Allein die französischen Truppen waren damals den kriegsgeübten und abgehärteten deutschen Söldnerheeren noch keineswegs gewachsen; die Feldzüge dieser Zeit waren erst die Schule, worin sich das französische Militärwesen für die Tage Ludwigs XIV. bildete. Während sich der „infulierte Feldherr Frankreichs" langsam gegen den Rhein in Bewegung setzte, wurde Kaiserslautern von Gallas erstürmt, 17. Juli 1635.
Mainz, Zweibrücken u. a. Städte belagert. Auch als sich der Kardinal endlich mit Bernhard vereinigte und den Übergang auf das rechte Rheinufer wagte, war ihr Heer, 26,000 Mann stark, nicht vermögend, gegen die Kaiserlichen etwas Namhaftes auszuführen. Die Franzosen, durch Hunger und Krankheit in dem verwüsteten Land geschwächt, waren des beschwerlichen deutschen Kriegs bald überdrüssig und traten den Rückzug an, zumal auch die Hilfe von seiten des unzuverlässigen Landgrafen Wilhelm von Hessen ausblieb, der es vorzog, sich mit Baner im Eichsfelde zu vereinigen und seine westfälischen Eroberungen zu schützen. Unter fortwährenden Kämpfen mit den verfolgenden kaiserlichen Reitern, des Geschützes und Gepäcks und unzähliger Soldaten in dem unwegsamen verheerten Land beraubt, zogen der Kardinal und Bernhard über den Rhein zurück, das Nahe- und Saarthal hinauf, bis das stolze Heer in entsetzlicher Sept.
Auflösung in der Gegend von Metz und Pont-a-Mousson anlangte, ein Rückzug voll furchtbarer Anstrengungen, Gefahren und blutiger Kämpfe, den die Franzosen trotz der schweren Verluste unter ihre ruhmvollsten Kriegsthaten zählen. Der König Ludwig zog jetzt selbst mit einem neuen Heer nach Lothringen, welches durch die vereinigten Armeen des Herzogs Karl und Gallas aufs höchste bedroht war. In dem festen Lager bei Dieuze standen die Kaiserlichen und die Lothringer, ohne daß die Franzosen sie zu vertreiben vermochten. Die französischen Heere, durch Meuterei und Fahnenflucht geschwächt, ohne Kriegszucht und Mut, hätten dem kaiserlichen Feldherrn keinen ernstlichen Widerstand entgegengestellt, wenn er, wie er drohte, seinen Marsch in das Herz von Frankreich gerichtet hätte. Allein da auch seine Truppen durch Seuchen, Hunger und die beginnende Winterkälte aufgerieben wurden, beschloß er sein Lager vor Ende Nov.
Dieuze aufzugeben und den Rückzug an den Rhein anzutreten.

Bedrohte Lage der Schweden.

Im offnen Feld überall von den Kaiserlichen zurückgedrängt, von den deutschen Bundesgenossen zum größten Teil verlassen, war die Lage der Fremden auf deutschem Boden nach dem Prager Frieden eine überaus schwierige, und man mochte den Zeitpunkt nahe glauben, wo sie schimpflich das Land zu räumen gezwungen sein würden. Der Heilbronner Bund war in völliger Auflösung; die Bundesräte hatten sich aus Frankfurt geflüchtet und suchten umherirrend Zuflucht vor der kaiserlichen Rache. Der Reichskanzler Oxenstierna hatte sich, den südwestlichen Stützpunkt der schwedischen Herrschaft in Deutschland aufgebend, nach dem Norden aufgemacht, um da zu retten, was zu retten war. Noch hielt der Feldmarschall Baner im Erzbistum Magdeburg ein schwedisches Heer beisammen; eine Anzahl andrer Regimenter, die bisher der Herzog Georg von Lüneburg befehligt, ungewiß ob in schwedischem, oder im Dienst des niedersächsischen Kreises, wurden von dem Generalmajor Speerreuter dem Herzog abwendig gemacht, worauf derselbe voll Erbitterung seine schwedische Generalwürde niederlegte und den Prager Frieden annahm. Das waren die einzigen Streitkräfte, auf denen die schwedische Macht noch beruhte, und diese waren unzuverlässig genug. Bestanden sie doch zum geringsten Teil aus eingebornen Schweden, und die strengen

kaiserlichen Abberufungspatente an die Deutschen im Heer der Reichsfeinde erfüllten diejenigen Obersten, welche durch die kaiserliche Ungnade noch etwas zu verlieren hatten, mit Besorgnis, so daß sie in gefährliche Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen sich einließen. In dieser drangvollen Lage machte auch Oxenstierna sowohl an Sachsen als an den Kaiser Friedensanerbietungen, die freilich wenig Entgegenkommen fanden. Schon faßten die kaiserlichen Heerhaufen wieder festen Fuß in Pommern und besetzten Garz und Stargard; der alte Herzog Bogislaw gab sich der Zuversicht hin, er könne wieder Herr seines Landes werden. Um schwedische Hilfe aus Preußen heranzuziehen, eilte der Reichskanzler nach Wismar, während Baner die unzuverlässigen deutschen Obersten wieder an den schwedischen Dienst fesselte, die verdächtigen Regimenter in entferntere Quartiere verlegte und sich bereit hielt den Kampf mit dem kursächsischen Heer aufzunehmen. Der erste Feldzug gegen die Sachsen war den schwe-
Schlacht bei Dömitz. dischen Waffen noch einmal günstig. Bei Dömitz an der Elbe schlug Baners General-
1. Nov. 1635. leutnant Ruthven den sächsischen Feldherrn Baudissin, ein Sieg, der dem erschütterten Ansehen der Schweden sehr zu statten kam. Durch französisches Geld gelang es auch in Westfalen wieder ein schwedisches Heer aufzustellen unter dem Feldmarschall Dodo von Kniphausen, einem tapfern Kriegsgefährten Gustav Adolfs, der sich seit längerer Zeit, zurückgesetzt und mißmutig, dem Krieg entzogen hatte, und als dieser bald darauf fiel, unter dem Generalmajor Kratzenstein; die schwankenden Regimentsführer an der Weser ließen sich durch einen förmlichen Vergleich wieder in den Dienst der schwedischen Krone verpflichten.

Erneuerung des schwedisch-polnischen Waffenstillstands. Trotzdem würde es für das arme und entkräftete Schweden unmöglich gewesen sein, den deutschen Krieg fortzusetzen, wäre es der französischen Diplomatie nicht gelungen, eine Erneuerung des mit Beginn des Juli 1635 ablaufenden schwedisch-polnischen Waffenstillstands herbeizuführen. Die Vermittelung des Friedens zwischen den beiden Kronen trotz der gegenseitigen Feindschaft und Eifersucht und der kaiserlichen und päpstlichen Einwirkung auf Polen war ein Meisterstück des Kardinals Richelieu und seines vornehmen, gewandten Unterhändlers, Claude de Mesmes, Graf von Avaux, der sich ein volles Jahr in diesem Geschäft in Schweden und Polen und an dem unwirtlichen preußischen Gestade umhertrieb. Durch peinliches Zeremoniell und kleinliche Rangstreitigkeiten, durch religiöse Bedenken und territoriale Ansprüche verzögerten sich die schwierigen Unterhandlungen; mehrmals griffen die gegenüberstehenden Heere bereits zu den Waffen, und doch gelang es der Zähigkeit des französischen Diplomaten, dort an der Weichsel das Friedenswerk zustandezubringen, welches die Fort-
9. Sept. 1635. setzung des deutschen Kriegs bedingte. Der Vertrag von Stuhmsdorf setzte einen sechsundzwanzigjährigen Waffenstillstand fest, sprach den Polen das Herzogtum Preußen, den Schweden Livland zu mit der Bedingung, den Katholiken daselbst freie Religionsübung zu gestatten, und legte dem König von Polen die Verpflichtung auf, dem schwedischen Königstitel zu entsagen. Durch den polnischen Friedensschluß wurde es den Schweden möglich, das starke Heer, das sie bisher in Preußen und Livland gehalten, unter Hermann Wrangel und Linnard Torstensson auf den deutschen Kriegsschauplatz zu ziehen und mit Baner zu vereinigen, der seit dieser Verstärkung den Krieg
17. Dez. gegen die kursächsischen Truppen mit neuem Glück und Erfolg führte. Bei Kyritz in der Prignitz erlitten die Sachsen wiederum eine empfindliche Niederlage; die Schweden eroberten Havelberg, drangen bis Berlin vor und setzten sich aufs neue in der Mark Brandenburg fest. So erhob sich, hauptsächlich durch Frankreichs Gold und diplomatische Künste, die schwedische Sache aufs neue aus tiefster Niedergeschlagenheit, wie ja so oft in diesem wechselvollen Krieg die gewaltigsten Veränderungen im Laufe weniger Wochen sich vollzogen.

Die Erfolge der schwedischen Waffen in Deutschland sowohl als Mangel und Krankheiten riefen den kaiserlichen Oberfeldherrn zu Beginn der Winterszeit aus Lothringen zurück. Die kaiserlichen Regimenter bezogen zu beiden Seiten längs des Rheins die Winterquartiere, bereit, im nächsten Jahr den deutschen Krieg mit neuer Kraft aufzunehmen. Damals fiel auch Mainz, welches vier Jahre lang von den Schweden besetzt gewesen, und der vertriebene Kurfürst konnte in seine Stadt zurückkehren. Den Franzosen war der erste Feldzug gegen den Kaiser gründlich mißraten, und Richelieu war ernstlich bedacht, für das kommende Jahr ein kriegstüchtigeres Heer auszusenden. Es gelang ihm, den berühmtesten Feldherrn der Zeit, den Herzog Bernhard von Weimar, mit seinen bewährten altgedienten Truppen in die Dienste der französischen Krone zu ziehen. Trotzdem daß er eben noch durch den Unionsvertrag von Worms zum Feldherrn der vier oberen Kreise ernannt worden war, verpflichtete sich jetzt Bernhard durch den Vertrag von St.-Germain gegen eine jährliche Summe von vier Millionen Livres ein Heer von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern in französischem Dienst zu halten und „dasselbe auf Befehl des Königs gegen und wider jedermann zu führen, unbeanstandet durch Befehle, die ihm von andrer Seite zukommen würden". Der Armee selbst wurde diese Bestimmung geheim gehalten, ebenso die weitern Artikel, wodurch ihm die Landgrafschaft Elsaß überlassen wurde oder an Stelle dieses Besitzes im künftigen Frieden eine angemessene Entschädigung. Als französischer Söldner führte jetzt der stolze deutsche Reichsfürst den Krieg fort; seine Trophäen sandte er nach Paris.

Bernhard von Weimar französischer Söldling. — *Dez. 1635.* — *2. März 1635.* — *27. Okt. 1635.*

Noch vor Beginn des Frühjahrs erhob sich am ganzen Rheinstrom, von der Schweizer Grenze bis in die Niederlande, von neuem das wilde Kriegstreiben. Im Elsaß schlugen sich der Kardinal de la Valette und der Marschall Rantzau, ein in französische Dienste getretener holsteinischer Edelmann, mit den Kaiserlichen herum. Es erhob sich in diesen ausgesogenen Gegenden ein Notstand und ein Elend, dergleichen die Geschichte nicht viel zu verzeichnen hat. Die Schriftsteller der Zeit erzählen grauenhafte Szenen von Menschen, die in wahnsinnigem Hunger die Leichen anfielen, von Müttern, die sich am Fleisch ihrer gemordeten Kinder sättigten; die Totengräber mußten selbst die Grüfte der Pestopfer vor greulichen Nachstellungen hüten. Der unbarmherzige Krieg erzeugte immer entsetzlichere Zustände. Im Elsaß behielten die Franzosen die Überhand, namentlich als auch Bernhard von Weimar seine Truppen in diese Gegenden, seine Landgrafschaft führte und nach einem langen vielbewunderten Belagerungskrieg das feste Elsaß-Zabern zur Übergabe zwang. Gleichzeitig herrschte auch auf andern Schauplätzen ein lebhaftes kriegerisches Treiben. Auf die Franche Comté, wo der Herzog von Lothringen stets einen Rückhalt fand und eine gefährliche Ergebenheit gegen das Haus Habsburg herrschte, hatte der Kardinal Richelieu längst sein Auge gerichtet. Ende Mai betrat ein französisches Heer unter dem Prinzen Condé die Freigrafschaft und begann die feste Stadt Dôle heftig zu bestürmen. Allein der heldenmütige Widerstand der Einwohner und die Ankunft lothringischen und kaiserlichen Kriegsvolks bewogen Condé die Belagerung aufzuheben, zumal Frankreich, wie wir gleich sehen werden, auf einer andern Seite im eignen Land bedrängt, seiner Streitkräfte bedurfte. Auch am Mittel- und Niederrhein hatten inzwischen die Waffen nicht geruht. Die Stadt Lüttich, die bei verschiedenen Gelegenheiten ihre französische Gesinnung unzweideutig an den Tag gelegt hatte, wurde von Johann von Werth und Karl von Lothringen belagert und furchtbar bedrängt, widerstand aber doch, trotz innern Aufruhrs, durch die Thatkraft des Bürgermeisters La Ruelle allen Angriffen. Besseren Erfolg hatten die Kaiserlichen am Mittelrhein und in Westfalen. Seit mehreren Jahren hatten sich die Franzosen in Koblenz und am Ausfluß der Lahn festgesetzt;

Kriegsstürme am Rhein. 1636. — *15. Juli.* — *Juni.* — *August.* — *April.*

hier entfalteten bayrische Kriegsvölker unter Göz seit Beginn des Frühjahrs eine er-
März, April. folgreiche Thätigkeit. Unterlahnstein fiel in ihre Hände, im folgenden Monat auch Oberlahnstein und Koblenz. In Westfalen trieb der Marchese di Carretto den schwedischen General Kratzenstein über die Weser bis Bremen.

Krieg in Sachsen. 1636. Aber auch Baner griff noch im Januar wieder zu den Waffen und fiel unter wilden Verheerungen in das sächsische Gebiet ein; unter ihm diente damals als Oberstleutnant Georg Derfflinger, der später so berühmt gewordene brandenburgische Feldmarschall. Um Magdeburg und Halle, in den Elbe- und Saalgegenden erhob sich in den nächsten Monaten ein entsetzliches Kriegsgetümmel. Das feste Magdeburg, das schon so unsäglich viel in diesem Krieg erlitten, wurde aufs neue von den Sachsen
15. Juli. belagert und mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Die Festung Minden fiel
6. Mai. durch Verrat in die Hände des schwedischen Feldmarschalls Alexander Leslie, was den noch immer schwankenden Herzog Georg von Lüneburg dermaßen erbitterte, daß er jetzt entschieden zur kaiserlichen Partei übertrat. Gleichzeitig erklärte sich der Landgraf Wilhelm von Hessen der bisher ängstlich und unsicher die Aussichten auf beiden Seiten
12. Juni. erwogen, offen für die Gegner des Kaisers und verpflichtete sich, gegen französische Subsidiengelder ein Heer zu unterhalten und als Generalleutnant der Krone Frankreich zu befehligen. Der Entsatz des hartbedrängten Hanau war die erste Waffenthat des Landgrafen nach seinem Anschluß an die Fremden. Aber die Strafe sollte nicht ausbleiben. Während der Landgraf in Westfalen umherzog, bemächtigten sich die Kaiserlichen des ganzen Hessenlandes und rückten dann ebenfalls in Westfalen ein. Paderborn, die alte Bischofsstadt, Soest, Dortmund, Hamm u. a. O. mußten sich
Aug. bis Okt. nach tapferer Gegenwehr dem Feldmarschall Göz ergeben; der Landgraf selbst wurde landflüchtig auf holländisches Gebiet gedrängt. Der Reichskanzler Oxenstierna verließ
Juli. um diese Zeit, des deutschen Kriegs müde und an einem glücklichen Ausgang der schwedischen Unternehmungen verzweifelnd, den deutschen Boden und kehrte nach Stockholm zurück.

Feindlicher Einfall in Frankreich. 1636. Während die französischen Heere am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg führten, erhob sich gegen ihr eignes Land unerwartet ein Sturm, der die größte Verwirrung und Ratlosigkeit erzeugte. Einer Verabredung mit Kaiser Ferdinand gemäß
Anfang Juli. brach plötzlich der spanische Kardinal-Infant aus den Niederlanden gegen die schlechtbefestigte französische Grenze auf, mit ihm kaiserliche Heerhaufen unter Piccolomini und Johann von Werth, die bisher erfolglos Lüttich umlagert gehalten hatten. Nach geringem Widerstand fielen die kleinen schlechtarmierten Festungen in der Pikardie, und die leichten Reiter Johanns von Werth, die Kroaten Isolanis durchstreiften weit und breit plündernd und brandschatzend das Land. In Paris geriet man in die höchste Bestürzung und raffte eilig die verfügbaren Truppen zusammen, die man unter dem Grafen von Soissons dem Kardinal-Infanten an die Somme entgegenschickte. Die Festungen Le Chatelet und Bray sur Somme fielen durch die Unfähigkeit und Feigheit der Kommandanten; auch an der Somme vermochte der Graf von Soissons die un-
August. gestüm vordringenden Feinde nicht aufzuhalten, sondern flüchtete rückwärts nach Noyon und Compiègne. Der kühne Johann von Werth, dessen Name seitdem der Schrecken Frankreichs wurde und halbmythisch in Volkslied und Sage sich in der Erinnerung der Nachwelt fortpflanzte, vermaß sich in der allgemeinen Verwirrung und Verzagtheit mit etlichen tausend Mann gerade auf Paris zu ziehen und auf dem Louvre den Doppeladler aufzupflanzen; schon streiften seine Reiter bis Pontoise und St.-Denis, während mit dem Fall von Corbie die ganze Sommelinie in die Gewalt der Spanier geriet. In Paris erwartete man jeden Tag die Ankunft der Feinde; massenhaft flohen die Einwohner nach dem Süden; der König selbst war in ratloser Bestürzung. Gegen den

Kardinal Richelieu, den Urheber all des Unheils, richtete das Volk laute Verwünschungen und Flüche. Allein die seltene Spann- und Thatkraft dieses Mannes verleugnete sich auch in jener Stunde der Not und Angst nicht. Durch die Straßen fahrend, beschwichtigte er das aufgeregte Volk und machte es zu allen Opfern und Anstrengungen willfährig. Die umfassendsten Rüstungen und Aushebungen wurden veranstaltet, aus allen Teilen des Reichs Truppen zusammengezogen, die Festungswerke der Stadt verstärkt und erneuert, überall Werbe- und Musterplätze errichtet. Gegen Ende August war ein Heer von 50,000 Mann beisammen, über welches der Herzog Gaston von Orleans, der alte Todfeind Richelieus, den Oberbefehl übernahm; in dieser Stunde der Gefahr verstummte sogar die Eifersucht und der Haß der Hofparteien auf kurze Zeit. Als der König selbst mit dieser riesigen Truppenmacht ins Feld zog, versuchten Anfang Sept. 1636. die ungleich geringeren kaiserlichen und spanischen Heerhaufen nicht standzuhalten. Besatzungen in den eroberten Plätzen zurücklassend, zogen die Eindringlinge der Heimat zu; der Hader der französischen Heerführer verhinderte jedoch eine energische Verfolgung. Die französische Hauptmacht arbeitete sich an der Belagerung von Corbie ab, auch jetzt noch durch die kühnen Streifzüge und Überfälle Johanns von Werth belästigt. Die Stadt hielt sich noch wochenlang, nachdem die feindlichen Heere den französischen Boden geräumt hatten, und mit der ehrenvollsten Kapitulation konnte die spanische Besatzung 14. Nov. abziehen. — Zugleich mit diesem Einfall von Nordosten, der nur durch Schrecken und Bestürzung solche Erfolge erzielte, war auch auf andrer Seite die französische Grenze feindlicher Invasion preisgegeben. Der kaiserliche Oberfeldherr Gallas war bei Breisach über den Rhein gezogen und nach Burgund und der Freigrafschaft vorgedrungen, wo Sept. er sich mit Karl von Lothringen vereinigte und das südöstliche Frankreich zu überfallen gedachte. Ihnen standen Herzog Bernhard und der Kardinal de la Valette wochenlang gegenüber ohne daß es zu einem entscheidenden Schlag gekommen wäre. In dem weinreichen Land, um Dijon, an der Saone wurde der kleine verheerende Krieg mit Überfällen, Streifzügen und Festungsbelagerungen erbittert geführt, bis endlich Mangel, Kälte und böse Kunde aus Norddeutschland die Kaiserlichen abberief. Zu Beginn des neuen Jahres zog Gallas, in der Franche Comté Besatzungen hinterlassend, Jan. 1637. über den Rhein zurück.

Auf deutschem Boden hatten inzwischen die schwedischen Waffen einen neuen Sieg Schlacht bei Wittstock. erfochten. Bei Wittstock in der Prignitz war Baner auf das sächsische Heer, das mit einer kaiserlichen Truppenabteilung unter Hatzfeld vereinigt war, getroffen, hatte den Gegnern eine empfindliche Niederlage beigebracht und sie unter großen Verlusten an 24. Sept. 1636. Menschen, Geschütz und Gepäck zu einem fluchtähnlichen Rückzug gezwungen, ein Ereignis, welches der daniederliegenden schwedischen Sache mächtigen Aufschwung verlieh und im eignen Land des Kurfürsten als eine Strafe Gottes für den Verrat am Evangelium angesehen ward. Alsbald wurden die Schweden unter entsetzlichen Kriegsgreueln Thüringens und Hessens wieder Meister und gewannen durch den Fall Erfurts einen 1. Jan. 1637. festen Stützpunkt als Ersatz für das verlorne Magdeburg.

Das Jahr 1636, welches so blutig und greuelvoll auf deutscher Erde ge- Ferdinand III. 1637—1657. hauft, sah in seinen letzten Tagen noch ein wichtiges Ereignis: die fünf Kur- Königswahl. fürsten (der Trierer saß gefangen und die Pfalz war noch immer erledigt) nahmen endlich zu Regensburg die solange verschobene Königswahl Ferdinands III. 22. Dez. 1636. vor, eines jungen Fürsten von neunundzwanzig Jahren, der bereits die Kronen von Böhmen und Ungarn trug. Etwas milder als der Vater und von weniger Energie, bewegte er sich doch ganz in denselben religiösen Ideenkreisen; er erneuerte

alsbald in seinen Stammlanden die früheren strengen Edikte gegen jede neugläubige Religionsübung, gegen heimliche Zusammenkünfte, Verbreitung unkatholischer Bücher, Fleischessen an Fasttagen u. a.; auch dem österreichischen Herrenstand wurde der evangelische Gottesdienst verboten. Wenn die kirchlichen Maßregeln Ferdinands III. ruhiger hingenommen wurden und die stürmischen Szenen früherer Regierungen sich nicht erneuten, so zeugte dies nur von der Thatsache, daß unter dem langen Druck die ehemalige Widerstandskraft sich in Schwäche und Gleichgültigkeit verwandelt hatte. Man hatte früher Feldherrngaben bei dem jungen Fürsten bemerkt; aber auch die Erwartung, einen Kaiser von militärischer Tüchtigkeit zu gewinnen, schlug fehl; Ferdinand blieb in seiner Residenz und ließ seine Heerführer die Schlachten schlagen.

Tod und Charakter Ferdinands II. † 15. Febr. 1637. Wenige Wochen nach der Königswahl seines Sohnes starb der alte Kaiser Ferdinand II. Sein Name ist von zeitgenössischen und späteren Geschichtschreibern ebenso arg geschmäht als hoch verherrlicht worden. Wenn wir auch nicht die Schuld an einem großen Völkerkampf, in welchem ganze Zeit- und Geistesrichtungen, tiefliegende Gegensätze politischer und religiöser Natur um Geltung rangen, in welchem die höchsten prinzipiellen Fragen neben den Bestrebungen niedrigen Eigennutzes und gemeiner Herrschsucht die Gemüter entzündeten, einem einzelnen Mann beilegen wollen, so müssen wir doch zugeben, daß Ferdinand II. nichts gethan hat, diese Gegensätze zu mildern, daß er die Zeiten des Siegs und der Macht schonungslos zur Niederwerfung und Demütigung des Gegners benutzte, die Überwundenen damit zur letzten Aufbietung der Kräfte und zu immer weiterer Fortsetzung des unseligen Kriegs antrieb. Die Härte gegen den unglücklichen verirrten Pfalzgrafen, das Strafgericht über die Böhmen, der Gewaltstreich gegen die mecklenburgischen Herzöge, das Restitutionsedikt und so viele andre Thaten der rechtsverletzenden kaiserlichen Politik zeugten von einem schonungs- und erbarmungslosen Sinn; unter den milderen Habsburgern der früheren Geschichtsperiode, einem Ferdinand I. und Maximilian II., hätte der Krieg diese Erbitterung, diese Ausdehnung und Dauer nicht erreichen können. Wohlwollen, Maß und Einsicht fehlte der Regierung des zweiten Ferdinand ebenso sehr wie ein wirklich großartiger politischer Grundgedanke. Dynastische und territoriale Zwecke oder persönliche Rachsucht, und anderenteils die einseitigen Interessen der katholischen Kirche beherrschten seinen ganzen politischen Ideenkreis, und der Ausgang des Kriegs hat gezeigt, wie nichtig und für das Kaisertum selbst verderblich seine Handlungen und Bestrebungen waren. Im privaten Leben hatte Ferdinand manchen liebenswürdigen Zug; die berühmte habsburgische Leutseligkeit, die sich so seltsam mit der spanischen Grandezza und Feierlichkeit zu verbinden wußte, war auch ihm eigen. Man war entzückt, wenn er persönlich, sogar auf der Straße, Bittschriften entgegennahm und freundlich Abhilfe versprach, mochte dieselbe dann erfolgen oder nicht. Er war von militärischer Tapferkeit, arbeitsam, einfach und geregelt in seiner Lebensweise, ein freigebiger Gönner

der Künste, ein begeisterter Liebhaber der Musik, ein rüstiger Jäger, dabei aber nicht frei von persönlicher Eigenliebe und sinnlicher Genußsucht. An den Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche, die ihm einst von den Jesuiten in Ingolstadt, Gregor von Valenzia, Canisius, Gretser eingeprägt worden, hielt kein Fürst der Zeit mit größerer Zähigkeit und Hingebung fest, als Ferdinand. Die Messe, die Fastengebote, die kirchlichen Zeremonien hat er mit größter Andacht zeitlebens beobachtet. Selbst unter strömendem Regen wohnte er den Prozessionen bei und die heilige Jungfrau galt ihm als oberstes Kriegshaupt. Und nicht bloß den äußerlichen gottesdienstlichen Übungen unterzog er sich mit pflichteifriger Regelmäßigkeit, er war auch im tiefsten Innern von der Wahrheit und Heilsamkeit seines Glaubens überzeugt. Wie in seinem Gemüts- und Geistesleben, so ließ er sich auch in seiner Politik, in den Handlungen und Grundsätzen seiner Regierung von kirchlichen und religiösen Motiven und Anschauungen leiten; sein Beichtvater, der Luxemburger Lamormain (Lämmermann), der auch das Leben seines Herrn im Stil und Ton der Legenden und Heiligengeschichten beschrieben, war die einflußreichste Person am Hof und im Rat. „Er hat das meiste Gewicht am kaiserlichen Hof," sagt ein Zeitgenosse, „als derjenige, der des Kaisers Herz in Händen hat. Seine Ratschläge sind wichtiger als alle andern, sowohl in geistlichen als politischen Dingen. Ihm wird alles und jedes mitgeteilt. Wer ihn zum Patron hat, ist des günstigen Erfolgs am Hof sicher." Ehe der Kaiser den Prager Frieden abschloß, holte er das Gutachten seines geistlichen „Gewissensrates" ein. Die verdienten und einsichtigen Staatsmänner, welchen die Regierung lange Jahre anvertraut war, wie Fürst Eggenberg und Graf Trautmannsdorff, hatten dieser geistlichen Nebenregierung gegenüber einen schweren Stand und scheiterten nur zu oft mit ihren besseren Ratschlägen. Die Ausrottung der Andersgläubigen in seinen Landen betrieb Ferdinand mit einer auch bei dem damals unter katholischen und protestantischen Fürsten gewöhnlichen Glaubensdruck seltenen Strenge und Unduldsamkeit, und wie er sich als österreichischer Landesherr berechtigt glaubte, die Ketzerei aus seinem Territorium zu treiben, so schien ihm dies auch die höchste Aufgabe für das Oberhaupt des Reichs, wenn es die Macht und Stellung wieder erlangt haben würde, welche Ferdinand erstrebte. An einer solchen Wiederherstellung und Belebung des Kaisertums, verbunden mit der Rückführung der katholischen Kirche zu der früheren allgemeinen Herrschaft, weidete er sich in den Tagen des Triumphes, und die Jesuiten verkündeten offen, jetzt sei es mit dem einstmals aus Schwäche gewährten Religionsfrieden vorüber. Daß die Wiederaufrichtung des Kaisertums auf der Grundlage kirchlicher Unduldsamkeit nicht gelang, war ein Glück für Deutschland, mochte auch seitdem durch eine lange Zeit der politischen und nationalen Ohnmacht das Deutsche Reich es schwer empfinden, daß seine Kaiser von den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes sich völlig loslösten und ihre

gewaltige Hausmacht zu einem abgeschlossenen, seine eignen Ziele verfolgenden Großstaat ausbildeten.

2. Thaten und Ausgang Bernhards von Weimar.

Der Krieg des Jahres 1637. Nach den furchtbaren Anstrengungen des Jahres 1636 gab sich im Anfang des folgenden auf dem Kriegstheater eine gewisse Erschöpfung kund. Monatelang mühte sich der rastlose Johann von Werth ab, um die kurtrierische, von den Franzosen besetzte Feste Hermannstein zu Fall zu bringen, bis ihm endlich nach
26. Juni. den entsetzlichsten Hungerleiden die Thore geöffnet wurden. Frankreich betrieb den deutschen Krieg wieder äußerst lässig, und die kaiserlichen Waffen waren an allen Enden siegreich. Auch Baner konnte sich des Erfolges von Wittstock nicht lange erfreuen. Die Schweden sahen sich bald genötigt, vor der Übermacht
Juli. der Kaiserlichen Sachsen zu räumen und sich hinter die Oder zurückzuziehen; nur mit mancherlei List und Mühsal gelang es dem Heer, aus dem eingeschlossenen Lager von Torgau zu entkommen. Zu den zahlreichen Feinden Schwe-
20. März 1637. dens gesellte sich jetzt auch Brandenburg. Der Tod des alten Herzogs Bogislaw XIV. von Pommern, des letzten seines Stammes, verschärfte den Zwiespalt zwischen den beiden Mächten, deren eine kraft des Eroberungsrechtes, die andre auf Grund von Erbverträgen auf das erledigte Land Anspruch erhob. Kurfürst
12. Juni. Georg Wilhelm schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, infolgedessen auf gemeinsame Kosten und mit dem Treueid an beide Fürsten ein neues kaiserlich-brandenburgisches Heer unter dem Generalleutnant von Klitzing aufgestellt wurde, um Pommern zu erobern und die Fremden aus ihren letzten deutschen Besitzungen zu vertreiben. Bald waren die Schweden auf das Küstenland beschränkt und auch hier machten die Kaiserlichen unter Gallas' Oberbefehl reißende Fortschritte. Zu Beginn des Winters waren die nordischen Eindringlinge, abgesehen von einigen zerstreuten Besatzungen im Innern Deutschlands, auf einen schmalen Küstenstrich und wenige feste Plätze in Pommern zurückgedrängt.

Ausgang des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Inzwischen hatte auch im Innern des Reichs die kaiserliche Rache einen der eifrigsten Parteigänger der Schweden ereilt. Der Landgraf Wilhelm V. von Hessen war längst als Friedbrecher und Feind des römischen Reichs geächtet und seiner Lande verlustig erklärt worden. Von seinen Bundesgenossen verlassen, vermochte er jetzt den von allen Seiten andrängenden Feinden nicht stand-
Mai. zuhalten. Er schied aus dem Land seiner Väter, mit ihm seine thatkräftige und kluge Gemahlin Amalie Elisabeth und seine Kinder. Während das unglückliche Hessen die kaiserfeindliche Haltung seines Fürsten mit greulicher Verwüstung büßen mußte, trieb sich der Landgraf mit zusammengerafften Heerhaufen in Westfalen umher und warf sich dann auf die Grafschaft Ostfriesland. Er eroberte eine Anzahl fester Plätze in dem entlegenen, am Krieg unbeteiligten Land. Allein bei Belagerung eines Schlosses brach die Kraft des sechsund-
† 1. Okt. 1637. dreißigjährigen Mannes zusammen; ein zehrendes Fieber hatte längst seinen

Leib zerrüttet. Die ererbte kaiserfeindliche Politik des landgräflichen Hauses, die dem hessischen Land so schwere Wunden geschlagen, dauerte auch nach dem Tod des „beständigen" Wilhelm fort; seine Witwe Amalie Elisabeth hielt als Regentin und Vormünderin für ihren Sohn standhaft an dem Bund mit Schweden und Frankreich fest und setzte den Krieg durch ihren Feldherrn Melander von Holzappel fort, wenn sie gleich durch die Bedrängnis ihrer Lage bewogen wurde, zeitweilig zu trügerischen und unaufrichtigen Unterhandlungen mit dem Kaiser sich zu verstehen.

Während die kaiserlichen Heere im Innern Deutschlands mehr und mehr Fuß faßten, und die Schweden an die Küste der Ostsee zurückdrängten, waren auch die Unternehmungen Frankreichs und Bernhards von Weimar am oberen Rhein von schlechtem Erfolg begleitet. Heinrich von Rohan, der tapfere hugenottische Feldherr, sah sich im Frühling dieses Jahres genötigt, Graubünden und das Veltlin zu räumen und damit den wichtigen Paß nach der Lombardei aufzugeben. Herzog Bernhard brannte vor Begier den Rhein zu überschreiten und das wankende Kriegsglück der Gegner Habsburgs in Deutschland wiederherzustellen; aber die ungenügende Unterstützung mit Sold und Truppen hielt ihn monatelang mißvergnügt in der Freigrafschaft und Lothringen fest, wo er in kleinen Gefechten mit lothringischem und kaiserlichem Kriegsvolk seine Kraft aufrieb. Als endlich der Herzog gegen den Rhein vorrückte und zwischen Straßburg und Breisach, bei den Dörfern Rheinau und Wittenweier, den Strom überschritt, fand er an Johann von Werth so festen und entschlossenen Widerstand, daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. Bei den Stürmen auf die **Wittenweirer Schanzen**, welche Ströme von Blut erforderten, entfaltete Werth die ganze tollkühne und erbarmungslose Kriegsweise, die ihm eigen war. Während die kaiserlichen Truppen durch Zuzüge von nah und fern täglich sich verstärkten, schmolzen die zuchtlosen kampfscheuen französischen Heerhaufen Bernhards in den fortwährenden Kämpfen immer mehr zusammen, so daß der Feldherr endlich voll bitteren Unmuts über die matte Kriegführung des französischen Hofes für diesmal sein Unternehmen auf das rechte Rheinufer aufzugeben beschloß und sein Heer nach Lothringen und Hochburgund zurückführte. Die festen Rheinauer Schanzen, in welchen als Stützpunkt künftiger Unternehmungen Bernhard eine französische Besatzung zurückgelassen, überlieferte der feige Kommandant de Privat ohne Schwertstreich an Johann von Werth, der trotz einer schweren Verwundung merkwürdige Kriegsthaten in jenen Tagen verrichtete. Schmachvoll wurde das unbrauchbare französische Kriegsvolk, als der Gefangennahme unwürdig, mit weißen Stäben in der Hand entlassen. Bei Beginn des Winters waren die Kaiserlichen völlig Meister des Rheinstroms.

[Randnotizen: Bernhard von Weimar und Johann von Werth. — 1637. — Ende Juli. — Aug., Sept. — Okt.]

Kurz darauf fiel auch ein fester Platz im Innern, der jahrelang getrotzt, den Kaiserlichen in die Hände: **Hanau**, wo der Schotte Ramsay als schwedischer Befehlshaber lag, eine fast unabhängige Gewalt ausübend und eine Wirtschaft führend, von

[Randnotiz: Fall von Hanau.]

welcher uns der historische Roman „Simplicissimus" so anschauliche Züge berichtet. Ramsay, der den zurückgekehrten Grafen Philipp Moritz von Hanau in Gefangenschaft hielt und hartnäckig die Übergabe der Stadt verweigerte, geriet endlich in die Hände des Grafen von Nassau-Dillenburg, der mit Kriegsvolk zum Sturm vor die Feste
Febr. 1638. rückte, und starb, in Verzweiflung über sein verlorenes Abenteurerglück, im Kerker zu Dillenburg, wie man sagte, freiwilligen Hungertodes.

Kampf um Rheinfelden. Herzog Bernhard ließ sich durch die Unfälle des verflossenen Jahres nicht abschrecken mitten im Winter seine Unternehmungen gegen die oberen Rheinlande nochmals zu versuchen. Durch einen neuen Vertrag mit dem französischen Hof ansehnlicher Subsidien und Hilfstruppen versichert, brach er in
Ende Jan. 1638. aller Stille aus seinen Winterquartieren auf und zog durch neutrales eidgenössisches Gebiet dem Rhein zu, ohne daß die in nicht allzu großer Ferne stehenden kaiserlichen Generale, Johann von Werth, der Duca die Savelli, Adrian von Enkevort, Speerreuter, der unlängst die schwedischen Dienste verlassen, sein Vorhaben rechtzeitig erkannten. Säckingen, Lauffenburg, Waldshut u. a. O. fielen ohne Widerstand in die Hände Weimars, der auf Kähnen kleine Truppenabteilungen über den Strom setzte. Es galt jetzt vor allem, den wichtigen Paß von Rheinfelden, wo eine starke Besatzung lag, zu gewinnen. Einen ganzen
Februar. Monat lang beschoß und berannte das gesamte Heer Bernhards die festen Mauern, und bereits schien der Fall der Stadt unvermeidlich, als endlich Johann von Werth mit den eilig aus den Winterquartieren aufgerüttelten kaiserlichen Regimentern vor dem bedrängten Platz erschien, gleichzeitig auch der Duca di Savelli, ein Mann von altrömischem Geschlecht und von der Hofgunst getragen, aber habgierig, zweideutig, wenig kriegstüchtig und im steten Hader
28. Febr. mit Werth. Vor Rheinfelden entspann sich alsbald ein hitziges Treffen, das bis in die sinkende Nacht hin und her wogte und beiden Teilen empfindliche Wunden schlug. Doch konnten sich die Kaiserlichen den Sieg zuschreiben, Bernhard mußte die Belagerung aufheben, und die Festung konnte mit frischer Besatzung und Kriegsvorräten versehen werden. Der Herzog von Rohan, der alte Hugenottenheld, der in Bernhards Heer kämpfte, starb wenige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden. Allein während die Kaiserlichen um Rheinfelden sorglos lagerten und sich ihres Siegs erfreuten, kehrte Herzog Bernhard, stets unerschrocken und schlagfertig, von seinem Rückzug gen Lauffenburg wieder um und überfiel plötzlich das kaiserliche Heer, das sich einer solchen Keckheit des geschlagenen Feindes nicht versah. Diese zweite Schlacht von Rheinfelden gestaltete sich
3. März 1638. nun zu einem großen Sieg des tapfern Herzogs. Die erschrockenen und verwirrten kaiserlichen Heerhaufen vermochten dem unerwarteten Angriff nicht standzuhalten. Eine einzige Stunde bezeichnete für den ganzen Krieg eine Wendung. Was nicht tot oder gefangen war, wurde in wilder Flucht zersprengt. Die obersten Heerführer, die in der Schlacht anwesend waren, gerieten sämtlich in Gefangenschaft: Savelli, Adrian von Enkevort, Speerreuter und nach tapferster

Gegenwehr auch Johann von Werth. Der Kriegsruhm Bernhards von Weimar, der bereits zu erbleichen begann, erstrahlte mit einem Mal in neuem Glanz.

Savelli entkam bald wortbrüchig aus der Haft; Johann von Werth und Enkevort wurden auf Verlangen Richelieus nach Paris geführt, um das über die Kriegslasten murrende Volk durch das Schaugepränge so hervorragender Gefangener zu blenden. War doch der Name des „Jean de Wert“ seit dem Jahr von Corbie (S. 960) in Frankreich einer der bekanntesten und schrecklichsten. Wie staunte das Volk allerwärts, als der wilde Reitergeneral in prunkendem Triumphzug nach der Hauptstadt geführt wurde, wo er eines ehrenvollen und ritterlichen Empfangs genoß. Erst im März 1642 wurde Werth befreit, indem er gegen den Gefangenen von Nördlingen, Gustav Horn, ausgewechselt ward.

Erneuerung des schwedisch-französischen Bündnisses. 1638

Zur selben Zeit, als im fernsten Süden des deutschen Bodens den kaiserlichen Waffen wiederum ein siegreicher Gegner erstand, wurde im Norden der Bund der beiden fremden Kronen erneuert und damit die Fortsetzung des Kriegs zu einer Zeit gesichert, da die verzweifelnden Völker auf den Knieen den Himmel um Frieden anflehten. Die Unglücksfälle des vergangenen Jahres hatten beide Kronen überzeugt, daß nur bei innigem Zusammenhalten und thatkräftiger gegenseitiger Unterstützung die Ziele langjährigen Strebens und Ringens zu erreichen seien. So kamen der gewandte französische Diplomat Graf d'Avaux und der schwedische Hofkanzler Johann Adler Salvius zu Hamburg über ein neues Bündnis auf drei Jahre überein; Frankreich verpflichtete sich, für die ver- *6. März.* flossenen Kriegsjahre 400,000 Thaler und ebensoviel für jedes der drei folgenden zu zahlen; beide Mächte sollten mit allen Kräften, von Süden und Norden gegen die kaiserlichen Erbländer vorzudringen trachten, im künftigen Frieden ihre Sache als gemeinsame ansehen und nichts ohne gegenseitiges Mitwissen, mit Zuziehung aller deutschen Bundesgenossen, unterhandeln. So war plötzlich, nachdem die Fremden fast schon vom Reichsboden vertrieben waren, durch die einzige Waffenthat eines kühnen Heerführers und das wiederhergestellte Bündnis zwischen den beiden mißtrauischen und eifersüchtigen Mächten die Kriegsfurie aufs neue entfesselt, und mit jedem Jahr mehr verlor dieser greulichste aller Kriege den idealen Hintergrund eines Kampfes um das hohe Gut der Glaubensfreiheit und artete in wüste und rohe Eroberungslust aus.

Fortschritte Bernhards am Oberrhein.

Von dem Schlachtfeld von Rheinfelden brach Bernhard gegen diese Stadt auf, die nunmehr die Thore öffnete, und schritt dann zu weiteren Eroberungen in den vorderösterreichischen Besitzungen, am Oberrhein, im Schwarzwald, im Breisgau und in Schwaben. Freiburg fiel nach kurzer Gegenwehr; der General *11. April 1638.* Taupadel besetzte auf flüchtigem Streifzug halb Württemberg mit Stuttgart. Auch die französische Krone, welche den Herzog seine jüngsten Kämpfe allein hatte ausfechten lassen, sandte jetzt ein frisches Hilfsheer von 4000 Mann unter dem tapfern Marschall Guébriant in Bernhards Lager. Mit Mühe konnte der französische Feldherr die Scheu der Offiziere und Soldaten vor dem deutschen Kriegsschauplatz überwinden, wo es nichts als Hunger, Kälte, harte

Märsche und unaufhörliche Kämpfe gab. Beim Aufbruch mußte der Zweck des Zugs verheimlicht werden, aus Furcht vor Meuterei und massenhafter Desertion. Bald nach Guébriant fand sich auch der Vikomte de Turenne mit einem zweiten Heer am Rhein ein. Inzwischen wurden auch die zerstreuten kaiserlichen Heerabteilungen wieder gesammelt, um der furchtbaren Waffenmacht im südwestlichen Deutschland entgegenzutreten, und der Feldmarschall Graf Göz zur Übernahme des Kommandos am Oberrhein aus Westfalen herbeigerufen. Bei
9. Aug. Wittenweier kam es zu einem neuen Zusammenstoß, und abermals siegte Bernhard von Weimar trotz der Tapferkeit der bayrischen Regimenter, aus denen die Hauptmacht des Grafen Göz bestand.

Der Fall Breisachs. Um sich aber jener Gegenden dauernd zu versichern, mußte man sich des gewaltigen Grenzbollwerks Breisach bemächtigen, des Schlüssels zu Vorderösterreich und dem Elsaß. Seit Jahren waren die alten Festungswerke der steil über dem Rhein liegenden Stadt verstärkt und mit einer ansehnlichen Besatzung unter Hans Heinrich von Reinach versehen worden, so daß der Platz für uneinnehmbar gelten konnte. Gleich nach dem Rheinfelder Sieg hatte Bernhard den wichtigen Punkt ins Auge gefaßt; jetzt hielt er die Zeit gekommen, an diesem vorgeschobenen Posten der habsburgischen Macht ernstlich sich zu versuchen. Der kühne Feldherr, obwohl krank in Kolmar daniederliegend, träumte im stolzen Bewußtsein seiner siegreichen Waffenthaten und von hochfliegendem Ehrgeiz erfüllt, von der Erwerbung eines großen neuen Reichsfürstentums zu beiden Seiten des Oberrheins und wies alle Versuche des Kaisers, ihn zu gewinnen, von sich. Der Abhängigkeit von Frankreich gedachte er leicht wieder ledig zu werden, wie er denn stets im Gefühl seiner reichsfürstlichen Würde die fremde Dienstbarkeit unwillig und widerstrebend trug; er ahnte nicht, daß die Früchte aller seiner Mühen und Anstrengungen so schnell dieser Krone zugute kommen sollten und daß sein edler Name in der Geschichte mit dem schmachvollen Verlust altdeutschen Gebiets an die ländergierigen Nachbarn verknüpft sein würde. Um das feste Rheinbollwerk zu Fall zu bringen, wurde Breisach seit dem August aufs engste eingeschlossen; gewaltige Schanzwerke, Wälle, Gräben wurden zu beiden Seiten des Stromes rings um die Stadt errichtet. Die Versuche der Kaiserlichen, die bedrängte Feste zu entsetzen oder mit Proviant, Kriegsvorräten und frischer Mannschaft zu versehen, hatten wenig Erfolg. Als der Herzog Karl von Lothringen zum Entsatz der Stadt durch das Elsaß heranrückte, erlitt er
15. Okt. 1638. bei Tann eine empfindliche Niederlage durch Bernhard, den Schwäche und Krankheit nicht abgehalten, wieder zu Pferde zu steigen. Zugleich zogen auch Göz und Savelli mit kaiserlichem und bayrischem Kriegsvolk heran und versuchten die Belagerungslinie zu durchbrechen. Es entspann sich ein hartnäckiges und blutiges Ringen in den Schanzen selbst; allein trotz wiederholter Stürme und tapferster Angriffe vermochten die Kaiserlichen nicht durchzudringen. Vor dem entschlossenen Widerstand Bernhards und der französischen Feldherren

Guébriant und Turenne mußte sich Göz zurückziehen und büßte mit dem Vorwurf des Verrats und zweijähriger bayrischen Gefangenschaft das Mißlingen seines Unternehmens. Nachdem die Entsatzheere zurückgeschlagen, zersprengt und verlaufen waren, mußte dem standhaften Kommandanten Reinach jede Hoffnung auf Rettung schwinden. Ein Außenwerk um das andre war in die Hände der Feinde gefallen, und in der Stadt wüteten Hunger und Seuchen in einer Weise, wie sie in der Geschichte der Kriegsleiden selten verzeichnet ist; die schauderhaftesten Szenen von Mord, Leichenfraß und wahnwitziger Verzweiflung werden uns glaubhaft aus der unglücklichen Stadt berichtet. Da schloß endlich Reinach die Kapitulation ab, überlieferte das alte habsburgische Bollwerk, das er mann- 17. Dez. haft verteidigt, dem Gegner und erhielt für sich und die Besatzung ehrenvollen Abzug. Nachdem Bernhard in die öde verfallene Stadt eingeritten, setzte er Befehlshaber und Statthalter ein und traf Anstalten, eine Landesregierung einzurichten, als wolle er aus den Eroberungen ein eignes Fürstentum schaffen, ein Vorgang, den die Franzosen mit Ärger und Mißtrauen beobachteten.

Die Erfolge Bernhards von Weimar wirkten auch auf die nördlichen Schlacht bei Blotho. Kriegstheater mächtig ein, indem die Gefahr am Oberrhein die ganze Fürsorge der kaiserlichen Kriegsleitung in Anspruch nahm. Baner, mit der Statthalterschaft in Pommern und der Leitung des gesamten schwedischen Kriegswesens in Deutschland betraut und durch französische Subsidien und schwedischen Zuzug gestärkt, trieb den kaiserlichen Oberfeldherrn Gallas aus den festen Plätzen des Küstenlandes nach Brandenburg und dem niedersächsischen Kreis zurück und bedrohte bereits wieder die schlesischen Erblande Habsburgs. Nur an einem Punkt waren zu jener Zeit die kaiserlichen Waffen siegreich. Im Frühjahr hatte sich auch der Pfalzgraf Karl Ludwig, des Böhmenkönigs Sohn, wieder geregt. Aus dem Haag, wo er bisher gelebt, aufbrechend, hatte er mit Unterstützung seines Oheims Karl von England und der Holländer an der westfälisch-friesischen Grenze Werbeplätze errichtet und eröffnete den Krieg, in Verbindung mit den schwedischen Generalen Königsmark und King, welche in jenen westfälisch-niedersächsischen Gegenden noch vereinzelte Plätze, Minden, Nienburg, Osnabrück, besetzt hielten. Allein seinem Treiben wurde bald ein Ende gemacht. Der kaiserliche Feldmarschall Melchior von Hatzfeld schlug ihn bei Blotho unweit Min- 17. Okt. 1638. den aufs Haupt und führte seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ruprecht, der später in England so hohen Kriegsruhm erwarb, gefangen mit sich. Wie ein Fluch lastete das Schicksal auf dem Geschlecht des unglücklichen Böhmenkönigs, daß alle seine Unternehmungen zum Unheil ausschlugen!

Zu Beginn des Frühjahrs erhob sich Baner zu neuen Waffenthaten; sein Baner in Böhmen. kühnes Ziel waren jetzt die kaiserlichen Erblande. In Thüringen und Kursachsen 1639. fand er wenig Widerstand, als er und seine trefflichen Unterfeldherren Torstenson, Stålhandske, Wrangel u. a. in raschem Siegeszug diese Lande durchschritten. Bei Chemnitz wurde das kursächsische Heer in einem heißen Kampf 14. April.

fast völlig aufgerieben oder zersprengt. In Österreich erschrak man vor dem neuen Aufschwung des schwedischen Kriegsglücks und veranstaltete umfassende Rüstungen. Schon zog unter greulichen Verheerungen der schwedische Feldherr durch das Elbthal gen Böhmen und stand in kurzem vor den Mauern Prags. Allein die Hoffnung, in dem zertretenen und niedergedrückten Land noch eine starke nationale und religiöse Oppositionspartei gegen das habsburgische Regiment vorzufinden, erwies sich als völlig eitel; der trotzige Geist des böhmischen Volks war längst in Blut und Trümmern erstickt. Gegen die wohlbefestigte Hauptstadt, in welcher die Grafen Gallas und Schlick mit starker Besatzung lagen, konnte Baner einen Angriff kaum versuchen; dafür wurde das offne Land weit und breit bis nach Mähren und Schlesien durchstreift und auf das furchtbarste mit Raub, Brandschatzung und Mißhandlung heimgesucht; um Prag konnte man in einer einzigen Nacht aus hundert Dörfern und Schlössern die Flammen schlagen sehen. Gleichzeitig durchzog ein andrer schwedischer Feldherr, Liljehoek, siegreich Brandenburg und Schlesien. Erst als der Graf Hatzfeld mit frischem Kriegsvolk aus Westfalen anlangte, atmete Böhmen und Sachsen wieder auf. Freilich konnte seit Hatzfelds Abzug der schwedische Befehlshaber in Westfalen, Johann Christian von Königsmark, ein Edelmann von uraltem brandenburgischen Geschlecht, einer der kühnsten Abenteurer, wildesten Bandenführer und schonungslosesten Plagegeister dieses Kriegs, halb Deutschland, von Westfalen bis Franken, auf tollen Raubzügen ohne Widerstand durchstreifen. Die kaiserliche Kriegsleitung machte nunmehr ernstliche Anstrengungen, die Schweden aus Böhmen zurückzuschlagen. An die Stelle des alten „Heerverderbers" Gallas, der in der letzten Zeit wenig Lorbeeren erworben und jetzt das Amt eines Hofkriegsratspräsidenten übernahm, trat der Erzherzog Leopold Wilhelm, Ferdinands III. jugendlicher Bruder, als Oberbefehlshaber über die kaiserlichen Armeen, trotz der asketischen Neigungen und der zahlreichen Bischofsmützen (Passau, Straßburg, Halberstadt, Olmütz u. a.), die bereits sein Haupt schmückten, ein nicht unfähiger Heerführer. Zugleich wurde nicht nur Hatzfeld herbeigerufen, sondern auch Piccolomini, der bisher im Luxemburgischen gegen die Franzosen gefochten und soeben den Marquis de Feuquières bei Diedenhofen
7. Juni. blutig aufs Haupt geschlagen hatte. Die Kraftentfaltung des kaiserlichen Heerwesens setzte dem Siegeszug Baners bald Schranken. Planlos und abenteuernd
Okt. 1639. irrte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen umher, bestand bei Pirna heiße Kämpfe mit den kaiserlichen und sächsischen Truppen und ließ das unglückliche Land seine üble Laune entgelten. In der pesterfüllten Hauptstadt Prag starb damals auch Walter Deveroux, der Mörder Wallensteins.

Spannung zwischen Bernhard und der französischen Krone. 1639.

Auch nach dem Fall Breisachs pflegte Bernhard von Weimar nicht der Ruhe. Mitten im Winter (Januar 1639) brach er gegen die spanische Freigrafschaft auf und gelangte innerhalb zweier Monate in den Besitz fast des ganzen Gebirgslands mit seinen festen Städten und Schlössern, an welchen sich die französische Kriegs-

kunst bisher vergeblich abgemüht. Allein je unklarer die Ziele und Absichten des deutschen Fürsten waren, der als französischer Söldner von Sieg zu Sieg eilte, je mehr man sich am Pariser Hof der Besorgnis hingeben mußte, der Herzog gedenke aus seinen Eroberungen, dem Elsaß, dem Sund- und Breisgau, Stücken der Freigrafschaft und Lothringens, sich einen eignen reichsfürstlichen Besitz zu schaffen, um so höher stieg das Mißtrauen und die Spannung zwischen dem Kabinett und dem Lager von Breisach. Noch hielt man es beiderseits nicht für geraten, es über den Besitz der Rheinfeste zum Bruch kommen zu lassen; man spielte unter der Maske der Heuchelei und Gleisnerei ein arglistiges Spiel, um sich gegenseitig um den Preis des Kriegs zu betrügen. Kein Zweifel besteht darüber, daß der Herzog sein Verhältnis zu Frankreich bereits als eine drückende Last empfand. Er trug sich mit der Idee, eine dritte Partei im Reich zu bilden, die, gleich unabhängig vom Kaiser wie von den fremden Kronen, beiden gegenüber ein gewichtiges Wort in die Wagschale legen könnte. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen, beide im Besitz schlagfertiger Heere und stets in trügerischen Unterhandlungen mit dem Kaiser wie mit Frankreich und Schweden, dazu der Pfalzgraf Karl Ludwig, schienen im Verein mit dem waffengewaltigen Herzog von Weimar geneigt und fähig, eine solche unabhängige dritte Partei zu bilden. Auch der Gedanke einer Vermählung mit der Landgräfin scheint Bernhards Seele damals lebhaft beschäftigt zu haben. Inzwischen nahmen die diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich über das Schicksal der Eroberungen einen so scharfen Ton an, der Herzog weigerte sich so entschieden, die Früchte seiner Waffenthaten unter die Hoheit der französischen Krone zu stellen, daß ein offner Bruch in Aussicht stand.

Allein das alles wurde durch den jähen Tod Herzog Bernhards vereitelt. Tod und Charakter Bernhards von Weimar.
Aus dem pesterfüllten Pontarlier, wo er mit Guébriant die Unterhandlungen geführt, brach er fieberkrank gen Breisach auf und verschied zu Neuenburg am 18. Juli 1639.
Rhein. Das plötzliche Ende des großen Feldherrn, der, obgleich längst von gebrochener Körperkraft, einen so raschen Tod doch nicht erwarten ließ, gab Anlaß zu den schlimmsten Verdächtigungen, wie jenes argwöhnische Geschlecht sie bei so vielen ähnlichen Fällen ausgestreut hat, sei es aus wirklichem Mißtrauen, sei es aus der Sucht, den Gegner zu verleumden. Man wollte wissen, der Herzog sei an Gift erlegen, das ihm französische oder, wie andre glaubten, spanische oder österreichische Arglist beigebracht, und die Thatsache, daß dem Pariser Hof die Größe des Mannes und seine Bestrebungen längst gefährlich geworden, daß die französische Staatskunst aus seinem Tod den besten Gewinn zu ziehen wußte, schien den Verdacht eines Verbrechens zu bestärken, den wir nichtsdestoweniger in Ermangelung jeglichen Beweises für ungegründet erklären müssen. — Das Andenken des waffenkundigen Herzogs, der unstreitig zu den hervorragendsten Heldengestalten des großen Kriegs gehört, ist in der deutschen Geschichte ein nicht ungetrübtes. Bewundern muß man seine persönlichen Eigenschaften, seine

Feldherrngaben, seinen Mut, seine unerschütterliche Festigkeit, auch war seine Kriegführung schonend, nach den wilden Begriffen der Zeit gemessen. Allein an seinem Namen haftet der Vorwurf, die Grenzmarken des Reichs dem ländergierigen Nachbarn preisgegeben, ihm die Wege gewiesen zu haben, auf welchen die nachfolgenden Geschlechter so namenloses Weh über die deutsche Erde trugen. Das war wenigstens der Erfolg der Waffenthaten, die er in französischem Sold verrichtete, wenn auch nicht seine Absicht. Wir sahen ja, wie der Herzog, keineswegs aller patriotischen und nationalen Regungen bar, sich mit aller Kraft gegen die Überantwortung seiner Eroberungen an Frankreich sträubte; in seinem Testament vermachte er dieselben, um sie beim Deutschen Reich zu erhalten, einem seiner Brüder. Allein der Gang der Ereignisse schritt über seine Absichten und Pläne hinweg; der deutsche Reichsfürst, der auf diese Würde auch als französischer Söldner stolz war, hatte nur im Dienst der fremden Krone gearbeitet; der nationale Verlust an altdeutschem Gebiet war das Ergebnis aller seiner Waffenthaten. Das war der Jammer der Zeit, daß die Besten auf Wege gedrängt wurden, wo sie ihrem eignen Vaterland tiefe Wunden schlugen!

3. Baners, Guébriants und Torstensons Feldzüge.

Das Erbe Bernhards von Weimar.

Das Erbe Bernhards, sein Heer und seine Festungen, wurde alsbald der Gegenstand eifersüchtiger Bewerbung von verschiedenen Seiten. Die weimarischen Brüder waren freilich nicht in der Lage, die vielumstrittene Erbschaft ernstlich in Anspruch zu nehmen. Dagegen versuchte sowohl Österreich als die Krone Schweden, welche die Truppen Bernhards für einen ursprünglichen Bestandteil von dem Heer Gustav Adolfs erklärte, die käuflichen „Prätorianer“ für sich zu gewinnen, und auch der Pfalzgraf Karl Ludwig dachte, mit englischem Geld, die kriegsgeübten Mannschaften in seine Dienste zu ziehen, wurde aber bald darauf, als er durch Frankreich nach Breisach reisen wollte, auf Richelieus Befehl gefangen genommen und fast ein Jahr lang zu Vincennes in Haft gehalten. Am raschesten, geschicktesten und erfolgreichsten handelten die französischen Staatsmänner. Mit reichen Wechseln langte der Baron d'Oissonville in Breisach an, um die Gemüter der Offiziere zu bearbeiten; zugleich wurden französische Truppen um die Feste zusammengezogen. Das Bedürfnis des im Feld stehenden Heeres, welches monatelang keinen Sold erhalten und zu wissen begehrte, wem es zu gehorchen habe, gestattete keinen langen Verzug. Unter ausdrücklicher

9. Okt. 1639.

Billigung des schwedischen Kanzlers kam daher ein Vertrag zu stande, welcher thatsächlich allerdings zum Triumph der französischen Staatskunst ausschlug. Die vier Direktoren, welche der sterbende Bernhard zu Leitern des Kriegswesens eingesetzt, der Graf von Nassau, der Generalmajor von Erlach und die Obersten Ehm und Rosen, gelobten im Namen des ganzen Heeres, dem König treu und beständig gegen jedermann zu dienen, wogegen sie die Bezahlung einer bedeutenden Löhnung, die Verbürgung für den Unterhalt und die Kriegsbedürfnisse der

Armee sowie für die Schenkungen des Verstorbenen an Ländereien empfingen. Die eroberten Plätze sollten sogleich in die Hände des Königs gegeben werden und der Herzog von Longueville den Oberbefehl des Heeres übernehmen. Alsbald wurden die eroberten Festen, Breisach, Freiburg, Rheinfelden, Neuenburg, Lauffenburg, mit französischen Truppen belegt und die deutschen Kommandanten für den König in Eid und Pflicht genommen. Als „Königsleutnant" des Elsaß und der oberrheinischen Lande übernahm im folgenden Jahr der Baron d'Oissonville die Leitung des neuerworbenen Territoriums, ließ dem König huldigen und traf Anstalten, das Land gleich einer zu Frankreich gehörigen Provinz zu verwalten. So gelangten die Franzosen zu einer Stellung, die sie durch ihre matte Teilnahme am Krieg nimmermehr verdient hatten. Juni 1640.

Hans Ludwig von Erlach von Castelen. 1595—1650.

Eine zweideutige, vielumstrittene und erst durch seinen neuesten Biographen in unerwartet günstiger Richtung aufgehellte Rolle spielte bei dem „Verrat Breisachs" der Vertraute Bernhards, Johann Ludwig von Erlach. Von Geburt ein Berner Patrizier hat er den reformierten Glauben, in welchem er zu Genf erzogen worden war, lebenslang festgehalten und verteidigt. Er hatte am Krieg zuerst unter venetianischer Fahne, später unter Christian von Anhalt und Christian von Braunschweig teilgenommen, um dann seit 1627 seiner Vaterstadt diplomatische und militärische Dienste zu leisten. Auch in dieser Stellung arbeitete er, soweit es thunlich war, in schwedischem Interesse, darum zog ihn Herzog Bernhard 1637 an sich heran, ernannte ihn zum Generalmajor und verwendete ihn sofort zu Verhandlungen mit dem französischen Hof. Von diesem nahm er einen Jahresgehalt von 12,000 Livres — ein Verhältnis, welches damals nicht ungewöhnlich war und auch bei einer ganzen Reihe deutscher Fürsten statt hatte. Gleichwohl hat es Anlaß gegeben, die Handlungsweise des Generalmajors nach Bernhards Tod als Verrat infolge von Bestechung zu brandmarken. Allerdings hatte Bernhard seine Eroberungen einem seiner Brüder vermacht, sofern ein solcher Lust zeigen sollte, das Erbe zu übernehmen; andernfalls „halten wir für billig, daß ihre Majestät in Frankreich in aller Weise den Vorzug habe". Letzterer Ausweg war nur die Fortsetzung des bisherigen Zustandes; die weimarischen Prinzen dagegen waren dem Prager Frieden beigetreten. Der Übergang Breisachs in ihre Gewalt war gleichbedeutend mit Auslieferung von Heer und Land an die habsburgische Politik. Unter diesen Umständen konnte der von Bernhard zum Gouverneur von Breisach erhobene Erlach, dem es vor allem um Erhaltung des protestantischen Charakters der Waffen Bernhards zu thun war, vielleicht kaum anders handeln, als er gehandelt hat. Ein geborner Deutscher würde die Verantwortung des Schrittes, welchen Erlach jetzt that, ohne Zweifel gescheut haben; und namentlich hatte Bernhard selbst in seinem Testament ausdrücklich bestimmt, „daß, wenn es zu einem Universalfrieden kommen wird, das Land dem Reich restituiert werden solle". Darum handelte es sich für jetzt allerdings noch lange nicht, und die Interessen für das, kaum noch vorhandene, Deutsche Reich lagen dem Schweizer Staatsmann fern, welcher Frankreich stets nur als Bundesgenossen seines Herrn und als Hort der protestantischen Kriegsmacht in Deutschland kennen gelernt hatte. Dagegen war damals von den ganz nach dem Norden und Osten zurückgedrängten Schweden nichts zu hoffen. Den letzten, im Grunde doch immer nicht bloß protestantischen, sondern auch nationalen Bestrebungen seines verstorbenen Herrn ist Erlach somit nicht gerecht geworden. Aber weniger durch den Verrat eines Einzelnen, als vielmehr durch den Verrat, welchen das im wütenden Glau-

benskampf sich verzehrende Deutschland an sich selbst übte, ist Breisach mit den übrigen Eroberungen des weimarischen Kriegshelden in den Besitz der französischen Krone geraten. Was durch Bernhards verhängnisvolle Politik, zumal durch den Vertrag vom 27. Oktober 1635 und durch nachfolgende Verhandlungen mit Guébriant eingeleitet war, ist durch seinen plötzlichen Tod unvermeidlich geworden. Erlach seinerseits hat wenigstens den prinzipiell religiösen Charakter des großen Kriegs auch damals mit weit mehr Bewußtsein und Konsequenz vertreten, als dies gegen Schluß der traurigsten Periode deutscher Geschichte bei den meisten Mitkämpfenden der Fall war. Daß er vollends sich am hinterlassenen Privatvermögen Bernhards vergriffen habe, ist so wenig geschichtlich, als daß ihm je der französische Marschallsstab zu teil geworden. Wir werden dem merkwürdigen Mann auf den nachfolgenden Blättern noch mehrfach begegnen. Er ist am 26. Januar 1650 in Breisach gestorben.

Das weimarische Heer in der Pfalz und im Rheingau. Bündnis mit Hessen. Nov. 1639.

Im Spätherbst brachen der Duc de Longueville und Guébriant mit dem weimarischen Kriegsvolk aus Breisach auf, um sich in der Rheinpfalz Winterquartiere zu erobern. Eine Reihe von pfälzischen und rheingauischen Städten, Neustadt, Alzei, Oppenheim, Bingen, Kreuznach, Bacharach fielen in ihre Hände, unter steten Kämpfen mit kaiserlichen Truppen und den Bayern unter dem Feldmarschall von Geleen und dem tapfern Generalfeldzeugmeister Franz v. Mercy. Neujahr 1640. In den letzten Tagen des Jahres überschritt dann das französisch-weimarische Heer bei Bacharach und Oberwesel auf Schiffen den Rhein, ein Unternehmen, das in der eitlen Selbstüberhebung der Franzosen als eine der größten Heldenthaten der Weltgeschichte gepriesen wurde. Das weimarische Kriegsvolk schlug nunmehr in Hessen und der Wetterau sein Winterquartier auf, und es zeigte sich bald, wie bedeutend die Folgen der unerwarteten französischen Machtentfaltung waren, zunächst indem die Landgräfin von Hessen und Herzog Georg von Lüneburg aus ihrer zweideutigen Stellung heraustraten und offen Farbe bekannten. Die Landgräfin Amalie Elisabeth, Meisterin der Kunst, nach allen Seiten zu unterhandeln und ihre wahren Absichten zu verbergen, hatte schon im vorigen 25. Juli 1639. Jahr den Prager Frieden angenommen und gegen Zusage der Religionsfreiheit für ihr Land und der Erwerbung des Stiftes Hersfeld sich verbindlich gemacht, ihr Kriegsvolk zu entlassen und die eroberten Plätze herauszugeben. Gleichzeitig aber hatte sie mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt, das bereits 30. Okt. dem Abschluß nahe gekommen, und war einen Vertrag zu gegenseitigem Schutz 1. April 1640. mit Georg von Lüneburg eingegangen. Jetzt kam auch das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich zu stande, worin sich die Landgräfin verpflichtete, ein Heer von 5000 Mann zu Longueville stoßen zu lassen. Die „dritte Partei“, die zwischen dem Kaiser und den auswärtigen Kronen eine imponierende Mittelstellung einzunehmen gedachte, trat jetzt in offnen Waffenbund mit den Fremdlingen.

Baners Rückzug aus Böhmen und Vereinigung mit den Weimarschen in Thüringen.

Der schwedische Oberfeldherr Baner stand zu Anfang des Jahres 1640 noch im nördlichen Böhmen, aber die starke kaiserliche Heeresmacht, die sich allmählich zur Abwehr gesammelt, überzeugte ihn, daß seines Bleibens in dem

verwüsteten Land nicht länger sei. Als er den Rückzug aus Böhmen antrat, März 1640.
hatte er die Absicht, über das Erzgebirge gen Thüringen sich zu wenden, das hessische und lüneburgische Kriegsvolk aus der noch immer zögernden Haltung zu reißen, und auf diese Weise, mit jenen sowie den französisch-weimarischen Truppen vereinigt, eine gewaltige Heeresmacht um sich zu sammeln. In der That traten jetzt endlich Hessen und Braunschweig aus ihrer schwankenden und hinterlistigen Haltung heraus und ließen ihre Truppen, jenes unter Melander von Holzappel, dieses unter dem aus brandenburgischen Diensten geschiedenen Generalleutnant v. Klitzing, zu Baner stoßen, und da auch Longueville das weimarische Volk, bei dem noch viel schwedische Anhänglichkeit herrschte, heranführte, so konnte Baner in der Ebene um Erfurt ein ansehnliches streitfertiges Mitte Mai.
Heer mustern. Nicht weit davon, um Saalfeld, standen die kaiserlichen Feldherren, Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini, die den Schweden aus Böhmen auf dem Fuß gefolgt waren. Vier Wochen lang lagen die beiden Heere, größer als sie sonst in diesem Krieg vereinigt zu sein pflegten, hart aneinander, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Die Eintracht im Lager der Schweden und Verbündeten war nie groß gewesen, bald brach offner Hader aus, dazu kam der Hunger in dem ausgesogenen Land und die drohende Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern, um Baner zum Rückzug zu be- Mitte Juni 1640.
wegen. Mißmutig verließ Melander den hessischen Dienst, der Verbindung mit den Schweden war er von vornherein abgeneigt gewesen. Das weimarische Kriegsvolk war in offner Meuterei gegen die französischen Befehlshaber und ließ sich nur mit Mühe beschwichtigen. So herrschte Unfrieden, Verstimmung und Mißtrauen unter den Verbündeten, und in planloser Zersplitterung wichen die Heere zurück, nach Hessen, Braunschweig und Niedersachsen, die Kaiserlichen ihnen auf dem Fuß nach. Von Baner schien die frühere Thatkraft und Umsicht gewichen; in wilden Ausschweifungen, Liebeshändeln und unmäßigen Trinkgelagen, dann wieder in abenteuerlichen Waffenthaten und Streifzügen vergeudete er seine Kraft und sein schönes Feldherrntalent. Zu spät erkannten die Verbündeten von Hessen und Braunschweig, die jetzt eine furchtbare Kriegslast zu tragen hatten, wie sehr sie sich in ihren Berechnungen und Hoffnungen getäuscht. Die kaiserlichen Heerführer aber, die ohne Schlacht den schwedischen Feldherrn samt seinen Bundesgenossen von Böhmen bis Hessen und Westfalen getrieben hatten, konnten mit Befriedigung auf diesen Feldzug blicken.

Es war damals, mitten im getümmelvollsten Kriegstreiben, wieder einmal ein Reichstag — der erste seit 1613 — nach Regensburg ausgeschrieben worden, um über das Friedenswerk zu beratschlagen. Überfall des Reichstags in Regensburg durch Baner.
Bei dem unmittelbar vorangegangenen Kurfürstentag in Nürnberg hatten sich wenigstens die fünf Kurfürsten eingefunden (vgl. S. 961). Anders war es in Regensburg; kaum ein einziger von sämtlichen Reichsfürsten fand sich persönlich ein, als die Versammlung er- 23. Sept. 1640.
öffnet wurde, die denn auch unter schlechten Auspizien für eine gedeihliche Wirk-

samkeit ihre Sitzungen begann. Und während die Reichsboten über den Frieden beratschlagten, wurden sie in unerwarteter Weise aus nächster Nähe an den Krieg erinnert. Baner hatte den abenteuerlichen und tollkühnen Plan gefaßt, mitten im Winter aus seinen niedersächsischen Quartieren aufzubrechen, den Reichstag zu überfallen und zu zersprengen, vielleicht den Kaiser selbst gefangen zu nehmen. Im Verein mit Guébriant zog der schwedische Feldherr über eisbedeckte Flüsse und verschneite Gefilde durch Thüringen in die Oberpfalz, stand unvermutet vor Regensburg und schreckte die Versammlung durch ein lebhaftes Geschützfeuer. (Jan. 1641.) Allein das Heranziehen kaiserlicher und bayrischer Truppenmassen, die eilig aus ihren Winterquartieren aufgeboten wurden, und das plötzlich eingetretene Tauwetter, welches das Eis der Donau lockerte und die Belagerung der Stadt vom Fluß aus unmöglich machte, bewogen den schwedischen Feldherrn zum schleunigen Abzug, ohne daß auch nur der Reichstag zersprengt worden wäre. Im Hader mit Guébriant, der mit seinem weimarischen Kriegsvolk dem Schweden nicht weiter auf seinen abenteuerlichen Zügen folgen wollte und sich zeitweilig von den Gefährten trennte, von den nachsetzenden Feinden unter Piccolomini und Mercy arg bedrängt, zog Baner in eilenden Märschen längs der böhmischen Grenze nach Sachsen. Vorzugsweise der Aufopferung seines Obersten Erich Slange, welcher das feindliche Heer vor den Mauern von Neuenburg festhielt, bis die Stadt fiel und er selbst mit vielen Offizieren und Mannschaft in Gefangenschaft geriet, (März 1641.) hatte es Baner zu danken, daß er ungefährdet nach Sachsen entrinnen konnte.

(Ausgang Baners und Georgs von Lüneburg.) Allein seine Tage neigten zu Ende. Die Anstrengung und Aufregung einer zehnjährigen unausgesetzten Kriegsarbeit und die Folgen eines unmäßigen Lebens hatten schon lange die Lebenskraft dieses, damals erst fünfundvierzig Jahre alten Mannes gebrochen. Jetzt, auf dem Rückzug vor der kaiserlichen Armee, die ihm bis zur Saale auf dem Fuß folgte und seine letzten Stunden beängstigte, (20. Mai 1641.) ereilte ihn der Tod. Einen Monat vorher war auch Herzog Georg von Lüneburg aus der Welt gegangen, (12. April.) für seine trugvolle und eigennützige Politik sein Land in Zerrüttung und Verwüstung, sein Heer in Meuterei, seine Verbündeten in ratloser Angst zurücklassend. Sein Fürstentum wurde nach dem Testament des Verstorbenen in die beiden Linien Celle und Hannover geteilt.

(Baners Eigenschaften.) Baner einem der höchsten Geschlechter Schwedens entsprossen, war ein Feldherr von hervorragenden Fähigkeiten, der unter allen Wendungen des Kriegs sich aufrecht zu halten wußte, von einer unerschöpflichen Gabe, aus jeglichen Wechselfällen, aus Niederlagen und Verlusten sich stets wieder zu erholen, und von einer häufig ans Abenteuerliche streifenden Kühnheit. Es wird ihm nachgerühmt, daß er 60,000 kaiserliche Krieger und 40,000 Sachsen aufgerieben habe, daß 600 Fahnen als Trophäen seiner Siege die Kathedrale Stockholms schmückten. „Daß Baner die deutschen Fürsten mit Hochmut und Geringschätzung, ja mit Grobheit behandelte, hatten sie hinlänglich verdient; daß er schonungslos barbarisch den Krieg im feindlichen oder im befreundeten Land führte, brachte der entsetzliche Charakter der Zeit mit sich. Dabei

liebte er aber doch die Deutschen, deren Vaterland er züchtigte; sie waren, von ihm zu Soldaten gezogen, die besten Krieger der Welt. In ununterbrochenem Umgang mit den Deutschen hatte er das Schwedentum, das erst später wieder spröde wurde, ganz abgestreift; sein Briefwechsel selbst mit Guébriant war deutsch, denn französisch verstand er nicht; in der Sprache der Kriegskanzlei selbst an Schweden kommt kein schwedisches Wort vor. Die deutsche Bildung hatte die Fremdlinge wider Willen unterworfen; obenein war Stab, Kanzlei, Heer nur deutsch. Wegen dieser Vorliebe entging Baner gehässigem Verdacht nicht; neben der Sage, daß er zu Hildesheim in Giftwein den Tod getrunken, schlich das Gerücht umher, der Kaiser habe ihm, als er in Cham stand, ein Reichsfürstentum und den Oberbefehl gegen die Türken angeboten, wenn er seine Krone zum Frieden brächte."

Das schwedische Heer war nach Baners Tod in einer ähnlichen Lage, wie das weimarische, nachdem Herzog Bernhard aus der Welt gegangen. Ohne Oberbefehlshaber war die „Soldatenrepublik" thatsächlich unabhängig und unterhandelte gleich einer selbständigen Macht über die Bedingungen des weiteren Dienstes. Die deutschen Söldner, welche den Kern des Heeres bildeten, murrten über die unregelmäßige Löhnung, schmähten auf die schwedischen Anführer und horchten auf die lockenden Abberufungsedikte des Kaisers; es kam zeitweilig zu offnem Aufruhr und gefährlicher Meuterei im Lager. Mit Mühe hielt Guébriant die aufgeregten Gemüter im Zaum, er selbst fast verzweifelnd an seiner Aufgabe, den deutschen Krieg an der Spitze einer Handvoll Franzosen und widerwilliger, trotziger deutschen Söldner fortzusetzen. Siebenundzwanzig Obersten unterzeichneten damals eine Verbrüderungsurkunde, sich nicht voneinander trennen zu lassen, sondern gegen Beeinträchtigung einzelner für einen Mann zu stehen, und schickten Abgeordnete mit ihren Klagen und Forderungen nach Stockholm. Noch ehe über die künftige Leitung des schwedischen Heeres entschieden war, kam es zu einem heißen Zusammentreffen mit den Kaiserlichen, in deren Lager auch der Erzherzog Leopold Wilhelm sich eingefunden hatte. Um Wolfenbüttel, das, von einer kaiserlichen Besatzung verteidigt, seit Jahren das Ziel des Strebens der welfischen Politik war, zogen sich die Heere zusammen. Noch hielten die braunschweigischen Herzöge, wenngleich in bedenklicher Unterhandlung mit dem Kaiser, bei dem französisch-schwedischen Heer aus. Die Schlacht in den Linien von Wolfenbüttel endete zwar nicht mit einem entscheidenden Sieg, immerhin aber hielten die Kaiserlichen nach schweren Verlusten es für geraten, von der Feste abzulassen. Dann wandte sich der Krieg weiter nach Hessen und in die welfischen Lande, und die Erfolge Piccolominis vergrößerten die ratlose Verlegenheit der Landgräfin Amalie und der braunschweigischen Herzöge.

Meuterische Stimmung im schwed. Heer.

29. Juni 1641.

Nov.

Bald darauf erschien, von der schwedischen Königin ernannt, der neue Generalissimus im Lager, Linnard Torstensson, der talentvollste, genialste Schüler Gustav Adolfs, welcher trotz seines leidenden Körperzustandes, der ihn nötigte, meist in einer Sänfte den Kriegsereignissen beizuwohnen, die Welt durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Beweglichkeit seiner Entwürfe und

Torstensson Oberbefehlshaber. Waffenstillstand mit Brandenburg.

Schlachtpläne in Erstaunen setzte und das wankende Kriegsglück wieder an die schwedischen Waffen fesselte, wie in alten Tagen. Zudem hatte jetzt die brandenburgische Politik eine Richtung eingeschlagen, welche für das Übergewicht der Schweden in Norddeutschland entscheidend war. Der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm, der im vorigen Jahr den brandenburgischen Thron bestiegen, entließ den alten Diener seines Vaters, den Grafen Adam Schwarzenberg, und sagte sich von der bisherigen Politik los, die der allmächtige Minister solange im kaiserlichen Sinn geleitet hatte. Die gänzliche Erschöpfung seines Landes und der Gedanke, durch eine Vermählung mit der schwedischen Königin Pommern und eine entscheidende Stellung im Norden zu erringen, waren die vorzüglichsten Beweggründe des jungen Fürsten, als er sich Schweden näherte und einen zwei-
24. Juli 1641. jährigen, später erneuerten Neutralitäts- und Waffenstillstandsvertrag mit dieser Krone abschloß. Doch mußte der Kurfürst zugestehen, daß in mehreren märkischen Städten schwedische Besatzungen blieben, und den Durchzug durch das Land
29. Juni 1641. ihnen frei stellen. Zugleich wurde auch das französisch-schwedische Bündnis abermals, bis zur Herstellung eines ehrenvollen Friedens, erneuert und die jährlichen französischen Hilfsgelder auf 1,200,000 Livres festgesetzt.

Der Regensburger Reichstag und der Hamburger Präliminarfrieden.

Während jener kriegerischen Vorgänge in Niedersachsen hatte in Regensburg der Reichstag seine Beratungen über den Frieden fortgesetzt, deren Ergebnis der Reichstagsabschied (9. Okt. 1641) zusammenfaßte: als Versammlungsorte für die Friedensverhandlungen mit den fremden Kronen wurden Osnabrück und Münster festgesetzt und sämtliche Stände zur Beschickung des Kongresses eingeladen. Von der allgemeinen Amnestie nahm der Kaiser unter Beistimmung selbst von Sachsen und Brandenburg seine Erblande, das Erzstift Magdeburg und die pfälzische Sache aus; als Termin für die Restitution der weltlichen Güter wurde das Jahr 1630, der geistlichen der 12. November 1627 aufgestellt. Inzwischen mußten jedoch zur Fortsetzung des Kriegs 120 Römer-
25. Dez. 1641. monate bewilligt werden. — Um dieselbe Zeit kamen auch nach mehrjährigen Verhandlungen zu Hamburg die Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens, Konrad von Lützow, Graf d'Avaux und Adler Salvius, über einen Präliminarfriedensvertrag überein, der die Festsetzungen über die Form der Geleitsbriefe und über Zeit und Ort der Friedensverhandlungen enthielt, welche danach am 25. März 1642 in Münster und Osnabrück beginnen sollten. Der Kaiser verwarf zwar anfangs den Traktat, rief Lützow ab und sandte an dessen Stelle den Grafen Auersperg; allein die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz im folgenden Jahr verstärkten
22. Juli 1642. auch in Wien die Friedensliebe und bewogen den Kaiser zur Bestätigung des Präliminarvertrags. Zur Auswechselung der Geleitsbriefe wurde nunmehr Ende März 1643 als Termin festgesetzt, und drei Monate darauf, Anfang Juli, sollte der Kongreß eröffnet werden. Aber so zögernd fanden sich die Gesandten in den westfälischen Städten ein, daß erst im April 1645 die Verhandlungen ihren Anfang nehmen konnten.

Guébriant am Niederrhein.

Im Braunschweigschen hatte sich mittlerweile Guébriant mit seinem weimarischen Kriegsvolk von Torstensson getrennt, war, mit den Hessen unter dem Grafen Eberstein vereinigt, durch Westfalen dem Rhein zugezogen und hatte den Strom mitten im Winter
Jan. 1642. auf einer Schiffbrücke überschritten. Nach zweijährigen Irrfahrten in Deutschland zählte das weimarische Heer noch immer 2000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter. Tiefer als

ursprünglich in seiner Absicht gelegen, war der französische Feldherr in die Wirren des deutschen Kriegs hineingerissen worden, während die Verwicklungen im Innern Frankreichs, wo noch immer der Herzog Karl von Lothringen ein gefährlicher und ränkevoller Gegner war, wo der Aufstand des Grafen von Soissons und andrer unzufriedenen Großen den Bürgerkrieg entzündete, wo der Kampf mit Spanien im Süden und Norden heftiger ausbrach, der französischen Regierung die Beteiligung an den deutschen Händeln erschwerten. Zum Generalleutnant des Heeres und bald darauf zum Marschall ernannt, machte nunmehr Guébriant dem Amt der Direktoren, welche seit dem Tod Bernhards noch immer in gewissen Grenzen den Oberbefehl geführt und eine verderbliche Spaltung der höchsten militärischen Leitung erzeugt hatten, durch Bestechung der namhaftesten Obersten. eines Taupadel, Schönbeck, Ehm, Reinhold von Rosen, ein Ende und fesselte so das weimarische Heer noch inniger an die französischen Fahnen. Auf die Kunde, daß die Feinde sich im Kleveschen und Jülichschen festgesetzt, eilte der kaiserliche Feldherr Lamboy aus den spanischen Niederlanden herbei, erlitt aber bei Kempen eine schwere Niederlage, die das kaiserliche Heer vernichtete und den General selbst mit 4000 Soldaten in Gefangenschaft führte. 17. Jan. 1642. Von Neuß aus, das dem Sieger die Thore öffnen mußte, schaltete Guébriant ungehindert im Herzogtum Jülich und dem Erzbistum Köln, Gegenden, die verhältnismäßig noch wenig vom Krieg gelitten. Weithin ergaben sich die Städte und festen Plätze, nur vor Lechenich mußte der Marschall nach mehrwöchiger Belagerung unverrichteter Dinge abziehen. April, Mai 1642. Im Sommer trat auf dem niederrheinischen Kriegsschauplatz Johann von Werth wieder auf, aus der Gefangenschaft befreit (S. 967) und vom Kaiser und Maximilian von Bayern zum Generalleutnant der Reiterei bei der Reichsarmee ernannt. Die Stärke der feindlichen Truppenmacht und die Not in der ausgehungerten Gegend bewogen endlich Guébriant, über den Rhein zurückzuziehen und sich wieder in Niedersachsen einzulagern. Anfang Okt.

Torstenssons Eroberungen in Schlesien. Aussöhnung des welfischen Hauses mit dem Kaiser.

Der rasche, unternehmende Torstensson war inzwischen aus seinen armen niedersächsischen Quartieren aufgebrochen. Sein Plan war, sich über Schlesien, das der kaiserliche Feldherr Franz Albrecht von Lauenburg dem Schweden Stålhandske entrissen hatte, einen Weg in die österreichischen Erblande zu bahnen. Mai, Juni 1642. Dem unerwarteten Angriff des genialen Feldmarschalls erlagen alsbald die festen Plätze in Schlesien, Großglogau, Schweidnitz, Neiße, Oppeln; dem Sieger stand der Weg nach Böhmen und Mähren offen. Selbst Olmütz fiel in seine Gewalt und mußte die reiche Jesuitenbibliothek wegführen lassen. Drohend stand Torstensson im festen Lager bei Guben, frischer Verstärkung aus Schweden harrend. Zu gleicher Zeit gelang es jedoch endlich der kaiserlichen Politik, den Reichsfeinden die Bundesgenossenschaft des welfischen Hauses zu entziehen. Nach langen Unterhandlungen kam jetzt die Aussöhnung der Herzöge Christian Juli. Ludwig von Hannover und Friedrich von Celle mit dem Kaiser zu stande. Dem braunschweigischen Hause wurde volle Neutralität und die Freiheit von der Kriegshilfe gegen die Reichsfeinde zugestanden und die Herausgabe der von den Kaiserlichen besetzten Festungen, Wolfenbüttel, Einbeck u. a. zugesichert, dagegen mußte Hildesheim dem Bischof zurückgegeben werden. Damit schied das welfische Haus von dem Kriegsschauplatz, auf welchem es solange eine ränkevolle, trügerische und für sich selbst verderbliche Rolle gespielt.

Schlacht bei Leipzig. Aus Schlesien wich Torstensson plötzlich vor der kaiserlichen Heeresmacht, die ihm unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini entgegengezogen, nach Sachsen und stand unerwartet vor Leipzig, der zweiten Stadt des Kurfürstentums. Um den Verlust des wichtigen und reichen Platzes zu verhindern, eilten die kaiserlichen Generale schleunig herbei; vor der Stadt und um das nahe Breitenfeld, auf der alten Siegesstätte Gustav Adolfs, kam es zu einer
2. Nov. 1642. Schlacht, welche abermals mit einem glorreichen Sieg der Schweden endete. Fast das ganze kaiserliche Fußvolk war vernichtet, zersprengt, gefangen, viele Offiziere gefallen; der Erzherzog selbst entkam mit Mühe, Geschütz und Gepäck zurücklassend. Aber auch Torstenssons Armee war so erschöpft, daß er an eine Verfolgung des Siegs zunächst nicht denken konnte und sich vorerst mit der Belagerung der Stadt Leipzig begnügen mußte, welche denn auch nach einigen
6. Dez. Wochen sich vertragsweise ergab. Kursachsen kam durch diesen Sieg völlig in die Hand der Schweden, und schon begannen die Unterhandlungen über die Neutralität des Kurstaats; die Stimmung des Volks und die Gesinnung des Kurprinzen hatten sich dem Kaiser, dessen Hilfe in der Not stets vergeblich erwartet wurde, mehr und mehr abgewandt; nur der alte Kurfürst hielt in traditioneller Loyalität an dem kaiserlichen Bündnis noch fest.

Guébriant am Oberrhein. Condé im deutschen Krieg. Torstensson faßte jetzt den Plan, im Einverständnis mit Guébriant, auf zwei verschiedenen Wegen gen Süddeutschland vorzudringen und sich in Bayern zur Unterdrückung des Kurfürsten Maximilian die Hand zu reichen. Allein
Jan., Febr. 1643. während der Schwede vor dem festen Freiberg wochenlang Kraft und Zeit vergeudete, fand der französische Feldherr, als er über den Main gerückt war, an dem bayrischen General Franz Mercy, zu dem sich Johann von Werth und der heimatlose landesvertriebene Karl von Lothringen mit seinen zusammengerafften Abenteurerhaufen gesellten, solchen Widerstand, daß er in größter Not und Bedrängnis, in der eisigen Winterkälte auf Württemberg, Baden und endlich bis in den Breisgau zurückwich, an Geld, Truppen, Kriegs- und Lebensbedürfnissen den äußersten Mangel leidend, von den bisher mühsam festgehaltenen hessischen Truppen verlassen und vom Pariser Hof nur mit schönen Worten vertröstet. In Frankreich verursachte um jene Zeit der Tod Richelieus und des Königs Ludwig XIII. so gewaltige innere Umwälzungen und Wirren am Hof und in der Regierung, daß für den deutschen Feldzug wenig geschehen konnte, zumal auch der Krieg gegen Spanien, in Artois und der Pikardie, heftiger ausbrach und die Kräfte der französischen Krone in Anspruch nahm. Während die Waffen Frankreichs in Deutschland wenig Ruhm ernteten, während Guébriant mit seinem murrenden und zuchtlosen Kriegsvolk bei einem zweiten Versuch auf Schwaben und Bayern von Mercy und Werth bis nach dem Elsaß zurückgetrieben wurde,
19. Mai. schlug der junge Herzog von Enghien (der spätere „große Condé") die Spanier
10. Aug. vor der Feste Rocroy in einer entscheidenden Feldschlacht, eroberte Diedenhofen, das Bollwerk von Luxemburg, nach mutigster Verteidigung und rückte bis in die

Nähe von Trier vor. Erst im Spätherbst erhielt Guébriant in seiner verzweif- Okt.
lungsvollen Lage im Elsaß französischen Zuzug aus Enghiens Heer. Der Prinz, der gleichmäßig an wildem Kriegsgetümmel wie an den Genüssen und Intrigen des Hoflebens Gefallen fand, eilte jedoch, nachdem er die Hilfstruppen, 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, dem Marschall Guébriant im Elsaß zugeführt, nach Paris zurück. An seiner Stelle befehligte der holsteinische Graf **Josias Rantzau**, ein tapferer Abenteurer und berühmter, über und über mit Wunden und Narben bedeckter Haudegen, der abwechselnd in dänischen, kaiserlichen, schwedischen und endlich in französischen Diensten seit langen Jahren den Krieg mitgemacht und als Marschall von Frankreich zwei Jahre später die höchsten militärischen Ehrenstufen erstieg. In der Marschallsgalerie zu Versailles fällt das Bild des deutschen Generals zu Pferde mit dem Stelzfuß und dem einzigen Arm sofort dem Beschauer auf. Ein weitverbreitetes und vielgeglaubtes Gerücht wollte wissen, der stattliche Kriegsmann habe der Königin Anna sehr nahe gestanden und sei der eigentliche Vater Ludwigs XIV.

Voll Siegeszuversicht zog jetzt das vereinigte französisch-weimarische Heer Guébriants Tod.
Anfang November über den Rhein, um in Schwaben und Bayern den kaiserlich- Schlacht bei Tuttlingen.
bayrischen Armeen unter Mercy, Werth, Hatzfeld entgegenzutreten. Aber die stolzen Hoffnungen sollten arg zu schanden werden. Zwar wurde die Feste Rottweil, zu deren Belagerung die französischen Generale zunächst schritten, nach heftiger Beschießung erobert, allein der Marschall Guébriant wurde zwischen den 19. Nov. 1643.
Schanzkörben einer Batterie durch eine Kugel so schwer verwundet, daß er wenige
Tage darauf den Geist aufgab, ein ritterlicher Mann von großer Tapferkeit und 24. Nov.
edlen Sitten. Zugleich erlitt der Generalmajor Reinhold von Rosen durch den bayrischen Obersten Johann von Sporck, einen Westfalen, der sich von niederster Herkunft zu hohen militärischen Würden aufgeschwungen, in einem kühnen Überfall eine empfindliche Niederlage, das Vorspiel eines plötzlichen und erschütternden Unglücks. Als das französisch-weimarische Heer um das ein Jahr zuvor von Erlach eroberte **Tuttlingen** an der Donau sorgloser Ruhe pflegte und eines Angriffs in der strengen Winterkälte nicht gewärtig war, ersah Johann
von Werth in aller Heimlichkeit die Gelegenheit zu einem Überfall. Der An- 24. Nov.
schlag glückte vollkommen. Ehe die Überraschten sich zur Wehr setzen konnten, sahen sie sich umringt und jeder Möglichkeit beraubt, zu entrinnen oder sich zur Schlacht zu sammeln. Fast das ganze Heer mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; ein paar Reiterregimenter allein entkamen; das gesamte Fußvolk war tot oder gefangen, das alte berühmte weimarische Heer so gut wie vernichtet; fast alle Generale, auch Rantzau, eine Menge Offiziere, alles Geschütz und Gepäck fielen in die Hände der Sieger, die seit Tillys Tagen einen ähnlichen Erfolg im Feld nicht errungen. Auch die Festung Rottweil wurde alsbald den Bayern wieder übergeben.

In Paris geriet man in Angst wegen der oberrheinischen Eroberungen;

Turenne und Condé an der Spitze des franz. Heeres. Kämpfe um Freiburg. kein andres Heer stand bereit der siegreichen kaiserlich-bayrischen Macht die Stirn zu bieten. Um die gefährdete Rheingrenze zu schützen, wurde eilig der Vikomte de **Turenne** aus Piemont herbeigerufen, daß er den Marschallsstab und den Oberbefehl übernehme. Während er im Elsaß und Sundgau die Reste des weimarischen Heeres sammelte, Werbungen veranstaltete und Truppen aus Frankreich an sich zog, schritten die Bayern zur Bewältigung der festen Plätze diesseit des Rheins, die Frankreich als Erbschaft Bernhards von Weimar an sich ge-
20. Mai 1644. bracht. Überlingen mußte nach harter Belagerung kapitulieren; in Breisach meuterte die französische Besatzung und wurde mit Mühe abgehalten, das Rheinbollwerk den Bayern in die Hände zu liefern. Inzwischen hatte sich Turenne so weit verstärkt, daß er glaubte dem Feind die Spitze bieten zu können. Als Mercy und Werth vor Freiburg rückten, kam auch der Marschall mit 12,000 Mann über den Rhein; mit ihm vereinigte sich aus dem Luxemburgi-
28. Juli. schen und Trierschen her Enghien. Die Stadt **Freiburg** erlag zwar dem Geschütz Mercys, aber vor der Stadt, wo sich die Bayern in fast unüberwindlicher Stellung verschanzt, kam es zu einem Kampf, wie der ganze Krieg erbitterter und blutiger nicht viele aufzuweisen hat. Mit schonungsloser Tollkühnheit stürmte der unbarmherzige Enghien die bayrischen Schanzen hinan, nicht achtend der Tausende, die das entsetzliche Wagstück mit dem Leben bezahlten. Selbst Johann von Werth äußerte, seit zweiundzwanzig Jahren sei er mit dem Bluthandwerk vertraut, einem so mörderischen Treffen aber habe er niemals angewohnt. Und trotz aller Opfer und Anstrengungen gelang es nicht, die Bayern
3–5. Aug. 1644. aus ihren Schanzen herauszuschlagen. Hatten die Franzosen auf dem Bohl gesiegt, so wurden sie dafür zwei Tage später auf dem Lorettoberg zurückgeworfen.
9. Aug. Bald nachher brach Mercy in der Richtung gegen Villingen auf, während Enghien seine Waffen den Rhein abwärts trug. **Philippsburg**, eine starke Festung, aber an allem Nötigen Mangel leidend, von einer kriegsunlustigen zuchtlosen
12. Sept. Besatzung unter dem alten Kaspar Bamberger bewacht, öffnete die Thore; in rascher Folge fielen Mannheim, Worms, Oppenheim, Mainz, Bingen, Kreuznach u. a. O.; der ganze Mittelrhein war in den Händen der französischen Marschälle; triumphierend konnte der stolze Enghien von seinem Siegeszug nach Paris eilen und sich an der Bewunderung des Hofes weiden. In München aber dachte man ernstlich an Neutralität und Frieden mit Frankreich; die bayrische Politik geriet in eine bedenkliche Unsicherheit und Unentschlossenheit.

Torstensson in Holstein. Dänisch-schwedischer Krieg. Während der geschilderten Vorgänge war das schwedische Heer unter Torstensson in Schlesien und Mähren ohne sonderliche Erfolge der kaiserlichen Hauptarmee gegenüber gestanden. Die letztere wurde jetzt nicht mehr vom Erzherzog Leopold Wilhelm und von Piccolomini befehligt; jener war in sein Bistum Passau zurückgekehrt, dieser aus kaiserlichen Diensten nach Spanien gegangen. An ihrer Stelle führten der alte Matthias Gallas und Johann Götz den Oberbefehl. In Schlesien traf den schwedischen Feldherrn plötzlich die Wei-

sung seiner Regierung, nach Holstein zu ziehen. Denn der dänische Krieg war
wieder ausgebrochen. Längst hatte Christian IV. von Dänemark die schwedi-
schen Siege in Deutschland mit Mißgunst und Neid betrachtet, in seiner Frie-
densvermittelung die Früchte der Eroberungen dem Nachbarn zu verkümmern
gesucht und sich mancherlei Feindseligkeiten gegen ihn zu schulden kommen lassen.
Um den gefährlichen Mann durch einen raschen Feldzug zu schrecken und von
fernerer Begünstigung der deutschen Feinde Schwedens abzuhalten, wurde jetzt
Torstensson an die Elbe berufen, der denn auch bereits um Weihnachten die
Herzogtümer samt dem dänischen Festland mit seinen Truppen überschwemmt Dez. 1643.
hatte. Ihm nach zog Gallas, nachdem sein Aufbruch lange durch den Fürsten Juni 1644.
von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, den Nachfolger Bethlen Gabors, verzögert
worden, der, gewonnen durch schwedische und französische Ränke, in Oberungarn Febr. 1644.
eingefallen war. Als Gallas in Holstein angelangt war und sich mit dänischen
Truppen vereinigt hatte, zog der rasche Torstensson wieder nach Deutschland
zurück, den kaiserlichen Feldherrn hinter sich herlockend. Den dänischen Krieg
überließ er den Generalen Karl Gustav Wrangel und Horn, welche im folgen-
den Jahr den König Christian zu dem nachteiligen *Frieden von Brömse-* 23. Aug. 1645.
bro zwangen, wodurch Schweden einige Landschaften und Inseln (Gotland)
und für alle seine Unterthanen Befreiung von dem lästigen Sundzoll erhielt.

Wiederum lagerte sich nunmehr das ganze Kriegsgetümmel über die un- Torstensson in Böhmen.
glücklichen Lande des Kurfürsten von Sachsen. Im Magdeburgischen eingeschlos- Schlacht bei Jankau.
sen, gelang es Gallas kaum, mit einem furchtbar geschwächten, fast aufgelösten
Heer nach Böhmen zu entrinnen, wo er mißmutig und in Ungnade das Kom-
mando niederlegte. Ihm folgte auf dem Fuß Torstensson mit 16,000 Mann Jan. 1645.
in das fast wehrlose Böhmen. Bestürzt eilte der Kaiser selbst nach Prag und
raffte zusammen, was an Streitkräften zu erreichen war, das Hatzfeldsche, das
Gözsche Korps, eine Truppenabteilung Bayern unter Johann von Werth.
Allein in der furchtbaren Schlacht von *Jankau* unweit Tabor erlitten die Kai- 6. März.
serlichen eine Niederlage, die über den ganzen österreichischen Staat das Verder-
ben herabzuziehen drohte. Göz war gefallen, Hatzfeld in Gefangenschaft, das
Heer vernichtet, die Erblande jedem Angriff offen. Innerhalb weniger Wochen
war ganz Böhmen, Mähren und Österreich bis an die Donau erobert; bis in
die Nähe von Wien drangen schwedische Truppen. Gleichzeitig brach Rakoczy
mit seinen wilden Horden aufs neue in Ungarn ein und zog, fast ohne Wider-
stand zu finden, gegen Österreich heran. Aber die unerschöpfliche Lebenskraft des
Kaiserstaates hielt auch diesen Schlag aus, und die überraschenden Schicksals-
wechsel dieses wunderbaren Kriegs fügten es, daß noch vor Ende des Jahres
die Schweden auf ihrem kühnen Siegeszug Umkehr machten und die österreichi-
schen Erbstaaten räumten.

Mangel an Truppen, Kriegs- und Lebensmitteln, der tapfere Widerstand Torstensson legt den Ober-
der belagerten Stadt Brünn, welche wochenlang die Schweden vor ihren Mauern befehl nieder.

Waffenstillstand mit Sachsen. festhielt, die Besorgnis, von den sich allenthalben sammelnden kaiserlichen Heerhaufen in dem fernen Land abgeschnitten zu werden, und der Friedensschluß des Kaisers mit dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, das alles bewog Torstensson zum Rückzug nach Böhmen. Krank und voll beleidigten Ehrgeizes, daß er mit dem verhaßten Österreich nicht fertig werden konnte, legte der Feldmarschall sein
Dez. 1645 Kommando nieder; sein Nachfolger war der tapfere Karl Gustav Wrangel. Einen größeren Erfolg hatte inzwischen Königsmarck errungen. Auf einem seiner abenteuerlichen Raubzüge war er nach Sachsen gekommen und hatte den Kurfürsten, dessen Land wie kein andres gelitten hatte und fast gänzlich in Feindes Hand war, so geschreckt, daß er mutlos und verzweifelnd einen sechsmonatlichen
6. Sept. Waffenstillstand mit den Schweden unterzeichnete und ihnen Kontributionen, Getreide, Durchzug durch sein Land und die Besetzung Leipzigs und Torgaus gegen Rückgabe der übrigen Städte gewährte. Im folgenden Frühjahr wurde trotz der Gegenbemühungen des Kaisers der Stillstand bis zum allgemeinen Frieden verlängert.

4. Der Ausgang des Kriegs.

Schlachten bei Mergentheim u. Allersheim. Als Johann von Werth von dem mißlungenen Ritt nach Böhmen und dem Schlachtfeld von Jankau zu dem bayrischen Heer zurückkehrte, fand er auch hier den Krieg wieder in vollem Gange. Zu Beginn des Frühjahrs überschritt Turenne bei Speier aufs neue den Rhein, um nach Schwaben und Bayern vorzudringen und, gleich Torstensson, den Feind in seinen Erblanden
5. Mai 1645. anzugreifen. Allein bei Mergentheim oder dem Dorf Herbsthausen erlitten die Franzosen durch Mercy und Werth eine empfindliche Niederlage und zerstreuten sich in wirrer Flucht an den Rhein und Main. Hätten nicht die Hessen unter Geiß und das schwedische Korps des Freibeuters Königsmarck sich mit Turenne vereinigt, so wäre in diesem Augenblick die französische Kriegsmacht auf deutschem Boden vernichtet gewesen. In Paris, wo man in leichtsinniger Zuversicht nur Siegesbotschaften aus Deutschland zu hören erwartete, riß sich Enghien aus dem lustigen Hofleben los und eilte mit einem Heer von 12,000 Mann an den Rhein. Am Neckar vereinigte er sich mit Turenne und den Hessen und stand nun schlachtbereit und siegessicher an der Spitze eines stattlichen, streitbaren Heeres. Der kampfbegierige Sinn des Prinzen aber mußte sich lange durch die kaltblütige Ruhe Mercys ermüden lassen; erst an der Grenze des bayrischen Landes, bei Allersheim, unfern der alten Walstatt von Nördlingen, machten die Bayern Halt und stellten sich in festen Positionen auf. Begierig, den jüngsten
3. Aug. Schimpf der französischen Waffen zu rächen, begann der Prinz den Sturm auf die bayrischen Stellungen, wie bei Freiburg seine Truppen unbarmherzig und schonungslos opfernd. Ganze Regimenter wurden niedergemäht, ohne daß es den Franzosen gelungen wäre, die Bayern zum Weichen zu bringen, bis der Fall des umsichtigen und tapfern Mercy Verwirrung und Bestürzung erzeugte.

Während Johann von Werth mit der Reiterei den rechten französischen Flügel unter dem Marschall Grammont (Guiche) in die Flucht schlug, sich aber im Eifer der Verfolgung zu weit fortreißen ließ, führte Enghien die Hessen gegen den rechten Flügel der Bayern, der auf einer Anhöhe aufgestellt war, und erreichte in todeskühnem Sturm durch die deutschen Truppen, was er mit seinen französischen nie erreicht hätte: nach mörderischem Kampf stoben die Bayern auseinander. Als der siegreiche Johann von Werth am Abend von der Verfolgung zurückkehrte, fand er knirschend vor Zorn die Seinen zerstreut, gefangen oder tot, und mußte sich auf Donauwörth zurückziehen. Allein auch das französische Heer hatte so furchtbar gelitten, daß man in Paris keinen Siegesjubel hörte. Das ganze Fußvolk fast war vernichtet, viele Offiziere aus hohen Familien gefallen, der Marschall Grammont gefangen.

In der Reichsstadt Nördlingen sammelte Enghien die zerstreuten Haufen, die diesem Pyrrhussieg entronnen waren, und ließ sich dann krank und niedergeschlagen nach Paris bringen. Grammont wurde alsbald gegen den gleichfalls bei Allersheim gefangenen Feldmarschall Geleen ausgetauscht und der letztere an Stelle des gefallenen Mercy mit dem Oberbefehl über das bayrische Heer betraut. Johann von Werth, welcher die nächsten Ansprüche auf diese Stelle hatte, war von zu unbesonnener Tollkühnheit, als daß ihm Maximilian seine ganze Heeresmacht hätte übertragen mögen, und anderseits schien er dem Kurfürsten, der in seiner Not lebhaft an Unterhandlungen und Aussöhnung mit Frankreich, an Trennung von Habsburg dachte, allzu kaiserlich gesinnt. Zu guter Stunde, um gefährliche Entschlüsse Maximilians abzuwenden, erschienen damals Erzherzog Leopold Wilhelm und Gallas mit bedeutender Verstärkung in Bayern und halfen Johann von Werth die Franzosen über den Rhein in fluchtähnlichem Rückzug zu drängen. Doch gelang es Turenne mit dem Rest seines Heeres die Spanier aus der Stadt **Trier** zu vertreiben und den Kurfürsten Philipp Christoph, der soeben vom Kaiser aus zehnjähriger Gefangenschaft (S. 954) auf Betreiben der französischen Friedensgesandten entlassen worden, in seine Residenz zurückzuführen. Im folgenden Jahre vergalt der unpatriotische und käufliche Prälat seinen Beschützern dadurch, daß er der französischen Krone gegen eine Geldsumme das Recht der unbeschränkten Verfügung über die Festung Philippsburg sowie die Schutzherrlichkeit über das Bistum Speier und alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer abtrat, eine selbst in jener Zeit der vaterlandslosen Gesinnung und des verräterischen Eigennutzes empörende Handlung.

Rückzug der Franzosen über den Rhein.

Okt. 1645.

18. Nov.

19. Juli 1646.

Der schwedische Oberfeldherr, Karl Gustav Wrangel, hatte alsbald die Pläne seines Vorgängers Torstensson wieder aufgenommen und den Kriegsschauplatz in des Kaisers Erblande, zunächst nach Böhmen verlegt. Hier trat ihm zu Anfang des Jahres 1646 Erzherzog Leopold Wilhelm entgegen, vereinigt mit bayrischem Kriegsvolk unter Geleen und Johann von Werth, und

Das schwedisch-französische Heer in Bayern.

Jan. 1646.

trieb durch seine Übermacht die Schweden zum Land hinaus, nach Sachsen und Thüringen. Wieder ergoß sich jetzt das Kriegsgetümmel über Westfalen und Hessen, wo überdies die Hausfehde um die Marburger Erbschaft zwischen Georg von Darmstadt und der Landgräfin Amalie mit furchtbarer Erbitterung ausbrach. Juli 1646. Bei Fritzlar vereinigten sich die Schweden mit den Truppen Turennes, und Wrangel gedachte, an der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann, die Donau hinab nach Bayern und dann nach Österreich zu ziehen. Der kaiserlichen und bayrischen Hauptmacht, die sich ebenfalls aus Böhmen in die Maingegenden begeben hatte, den Vorsprung abgewinnend, zog das schwedisch-französische Heer durch Franken und Württemberg nach der Donau und drang ohne großen Widerstand in Bayern ein, das in den letzten Kriegsjahren so unsäglich viel gelitten hatte. Erschrocken flüchtete der Kurfürst aus seiner Residenz. Die Reichsstadt Augsburg sah sich wiederum einer schwedischen Belagerung preisgegeben Oktober. und war schon dem Fall nahe, als das bayrische und kaiserliche Heer endlich zum Entsatz heranrückte.

Maximilian von Bayern und andre Fürsten schließen Waffenstillstand mit den fremden Kronen.

Die furchtbare Verheerung der bayrischen Lande bis hinauf in den Bregenzer Wald und die entlegensten Alpenthäler steigerte bei dem alten Kurfürsten Maximilian, der seit Beginn des Kriegs zu der kaiserlichen Fahne gestanden, die Sehnsucht nach Frieden, auch getrennt von Österreich. Die schon mehrmals angeknüpften Verhandlungen mit den beiden fremden Kronen wurden jetzt eifri- 14. März 1647. ger wieder aufgenommen und führten im Frühjahr zu dem **Ulmer Waffenstillstand** zwischen Bayern einerseits, den beiden Kronen und der Landgräfin von Hessen anderseits. Gegen Rückgabe der Eroberungen verpflichtete sich Maximilian, die Schweden in die Reichsstädte Memmingen und Überlingen und die Franzosen in Heilbronn einzulassen, seine Besatzung aus Augsburg zurückzuziehen und dem Herzog Eberhard von Württemberg die Festungen Urach, Tübingen und Hohenasperg zurückzugeben; er gelobte ferner, nicht ohne Anzeige bei den Verbündeten sein Heer zu entlassen, damit es von jenen in Dienst genommen werden könnte. Auch der Kurfürst Ferdinand von Köln erklärte nach einigen Wochen seinen Beitritt zu dem Vertrag, endlich verstand sich auch der alte Anselm Kasimir von Mainz zur Neutralität und Landgraf Georg von Darmstadt streckte erschöpft die Waffen. So trennte sich einer nach dem andern unter den deutschen Fürsten von der kaiserlichen Sache und schloß seinen Separatfrieden mit den Feinden; war schon der Waffenstillstand mit Sachsen ein schwerer Schlag, so noch vielmehr der bayrische, durch welchen der älteste Kriegsgenosse Habsburgs kampfmüde aus dem Feld schied. Solche Erfolge steigerten die Ansprüche der fremden Kronen immer höher und bereiteten dem allgemeinen Friedenswerk neue Schwierigkeiten und Verzögerungen.

Verrat Johanns von Werth.

Am Wiener Hof erregte die Kunde von dem Ulmer Vertrag großen Unwillen; offen beschuldigte man den Kurfürsten der Undankbarkeit und Bundbrüchigkeit; „er habe sich eines schwärzeren Majestätsverbrechens schuldig gemacht,

als selbst der so hart bestrafte Pfälzer". Voll Mißmut legte der Feldmarschall Graf Geleen sein Kommando nieder, das fürder nicht mehr Ehre und Ruhm verhieß, und in der Seele Johanns von Werth kämpfte die Ergebenheit an den Kaiser mit der militärischen Treue einen schweren Kampf, bis die Kriegslust und der Zorn gegen den abtrünnigen Kurfürsten überwog und den ritterlichen Mann am Ende eines ruhmvollen Lebens zu Verrat und Treubruch führte. Das bayrische Heer war unter dem Oberbefehl des Kurfürsten zugleich auf Kaiser und Reich verpflichtet, Werth konnte sich in gewissem Sinn als kaiserlichen General und Anführer von Reichsvölkern betrachten und mit diesem Vorwand seinen Abfall einigermaßen beschönigen. Als der Kaiser an die hohen Offiziere des bayrischen Heeres Abberufungsschreiben ergehen ließ, welche zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt aufforderten, entschloß sich Johann von Werth, dem jesuitische Einflüsterungen das Verdienstliche eines solchen Schrittes vorstellten, die ganze bayrische Macht dem Kaiser zuzuführen, den alten Gebieter wehrlos zurückzulassen, wenn nicht gar in seine Gewalt zu bringen. Der Anhänglichkeit der Soldaten mochte er, der volkstümliche Liebling des Heeres, sich völlig sicher glauben, als er den Anschlag auszuführen beschloß und die Regimenter nahe der böhmischen Grenze zusammenzuziehen begann. Allein die kurfürstlichen Kommissare beim Heer erfuhren das Vorhaben zeitig genug, um die Truppen vor dem Verrat ihres Befehlshabers zu warnen und ihrem Kriegsherrn wieder zuzuführen. Der Kurfürst geriet in die äußerste Wut gegen Johann von Werth, der in seinen Diensten so hoch gestiegen war; er erklärte den ungetreuen Diener für vogelfrei und geächtet, setzte einen Preis aus, wenn einer ihn tot oder lebendig einliefern würde, und ließ seine Güter einziehen oder verwüsten. Nach und nach von sämtlichen Regimentern, selbst seinem eignen, verlassen, flüchtete Werth, in Begleitung seines Generalwachtmeisters Johann von Sporck, nach Böhmen. Der Kaiser nahm den berühmten Kriegsmann, der statt an der Spitze eines Heeres einsam, beschimpft und niedergeschlagen bei ihm eintraf, gnädig auf, ernannte ihn zum General der Kavallerie und verteidigte seine beleidigte Ehre in einem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian. Den Oberbefehl des bayrischen Heeres übernahm nach diesen Vorgängen der Feldmarschall Graf **Gronsfeld**, aus niederländischer Familie, ein wackerer Kriegsmann, der sich schon unter Dampierre und Tilly hervorgethan, dabei von gelehrten Kenntnissen und diplomatischen Fähigkeiten.

2. Juli 1647.

Aussöhnung des Kurfürsten von Bayern mit dem Kaiser.

An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand damals, nach des alten Gallas' Tod († 25. April 1647) **Peter Melander, Reichsgraf von Holzappel**, den wir früher als landgräflich hessischen General kennen gelernt haben (S. 965), ein tapferer und fähiger Feldherr, dessen Verdienste und Talente am Wiener Hof auch seinen reformierten Glauben vergessen ließen. Nachdem er das Heer verstärkt und Zucht und Ordnung hergestellt, brach er, in Begleitung Kaiser Ferdinands selbst, gegen die Schweden auf, welche im nördlichen Böhmen standen, die Festung

Juli 1647.

17. Juli. Eger mit harter Belagerung bedrängten und zur Übergabe zwangen. Wenn die Erfolge der Kaiserlichen in diesem böhmischen Feldzug nicht von großem Belang waren, so trugen sie doch um dieselbe Zeit einen politischen Sieg von hoher Bedeutung davon. Der Kurfürst Maximilian kam bald zur Erkenntnis, daß ihm aus dem Waffenstillstand nicht die Vorteile erwuchsen, die er erwartet hatte, daß die fremden Kronen dadurch nur anspruchsvoller und habgieriger geworden und das Friedenswerk erschwerten und verzögerten. Zudem schien das Kriegsglück der Franzosen eine Wandlung erfahren zu sollen. Die militärische Lage in den spanischen Niederlanden bewog die französische Regierung, den Marschall Turenne vom deutschen Kriegsschauplatz abzurufen. In dem alten weimarischen Heer erwachte bei der Kunde, daß man auf ferne Schlachtfelder geschleppt werden sollte, wiederum der trotzige Soldatengeist. Eine gefährliche Meuterei unter (Juli 1647.) der Führung des tapfern Reinhold von Rosen brach aus, die damit endete, daß die französischen Offiziere verjagt wurden und der größte Teil des Heeres über Straßburg abzog und sich zu dem Grafen Königsmarck in schwedische Dienste begab, ein schwerer Schlag für Frankreich, das mit diesen alten Truppen seine besten Kriegsthaten vollbracht hatte. Der Abzug der Franzosen, die Fortschritte der kaiserlichen Truppen in Oberschwaben und die Besorgnis, von den ausländischen Kronen endlich doch übervorteilt zu werden, dazu religiöse Bedenken und die alte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus ließen in Maximilian den Entschluß reifen, sich von den Fremden loszusagen. Er kündigte, gleichzeitig mit dem Kurfürsten von Köln, den faulen Waffenstillstand auf und schloß ein neues Bündnis (Sept.) mit Ferdinand. Johann von Werth wurde als Opfer dieser Versöhnung einige Zeit vom kaiserlichen Heer entfernt. Allein der Kurfürst, dem die frühere Festigkeit und Sicherheit abhanden gekommen war, nahm auch jetzt eine halbe, unentschiedene Haltung an, die ihm zum Verderben gereichte. In der Meinung, mit Frankreich den Waffenstillstand aufrecht erhalten, mit Schweden den Krieg fortsetzen und so die Kronen trennen zu können, sah er sich bitter getäuscht und zog aufs neue die furchtbarsten Kriegsleiden über sein unglückliches Land. Denn auch Frankreich kündigte dem Bayern den Frieden auf und die beiden fremden Mächte waren nun um so erbitterter über den Abfall des Kurfürsten.

Wrangel und Turenne aufs neue in Bayern. Bedrängnis des Kaisers. Okt. 1647.

Als die Bayern unter Gronsfeld und die Kaiserlichen unter Holzappel sich wiederum vereinigt hatten, sah sich Wrangel genötigt, seine Pläne auf die kaiserlichen Erblande aufzugeben und mit Zurücklassung einiger Besatzungen in den eroberten Städten aus Böhmen nach Niedersachsen und Westfalen abzuziehen, auf dem Fuß ihm nach die Feinde. Um die gefährlichste Widersacherin der kaiserlichen Macht, die Landgräfin Amalie Elisabeth, zu züchtigen und zum Frieden zu zwingen und zugleich dem hartbedrängten Landgrafen Georg Erleichterung zu verschaffen, überschwemmte Holzappel das Land seiner früheren Gebieterin mit Truppen. Allein Zerwürfnisse mit dem bayrischen General hinderten entscheidende Erfolge, und der Mangel in dem verwüsteten Land nötigte zum

Abzug. Inzwischen hatte Wrangel sein Heer in Niedersachsen verstärkt und neu ausgerüstet, vereinigte sich mit Turenne, der bei Oppenheim den Rhein wieder überschritten, und schickte sich an, den Krieg aufs neue in die Donaugegenden März 1648. zu tragen. Angstvoll sah der Kurfürst Maximilian seine Lande der furchtbarsten Gefahr preisgegeben, als sich das französisch-schwedische Heer verwüstend durch Franken und Württemberg gen Bayern heranwälzte. Die Kaiserlichen und Bayern, welche aus Hessen zum Schutz der Donauländer herangeeilt waren, wagten vor der Übermacht nicht standzuhalten und wichen bis an den Lech zurück. Beim Marktflecken Zusmarshausen unweit Augsburg ereilte sie 17. Mai 1648. die schwedische Reiterei Königsmarcks; ein hitziges Treffen entspann sich, das mit der Niederlage der Kaiserlichen und dem Tod des Grafen Holzappel endete. Auch am Lech wagte das kaiserlich-bayrische Heer eine Entscheidungsschlacht, von der Bayerns und Österreichs Schicksal abhing, nicht zu liefern. Über die Isar, dann den Inn zurückziehend, überließen sie das offene Land der schonungslosesten Verwüstung und Plünderung; angstvoll flüchtete sich das Landvolk mit seiner letzten Habe in die Berge; Maximilian selbst suchte in Salzburg Zuflucht; das Heer geriet in volle Auflösung und Zerrüttung, zumal als der Kurfürst seinen obersten Feldherrn Gronsfeld wegen des Abzugs vom Lech verhaften ließ. Aber auch der Nachfolger, Graf Hunolstein, wußte keine Rettung aus der furchtbaren Not. Erst der hochgeschwollene Inn hielt den Siegeszug der Feinde auf, die sich vermessen hatten, die Donau abwärts bis vor Wien zu rücken, und verschaffte dem geängstigten Kaiser Zeit, zum Schutz seiner Erblande frische Streitkräfte zu sammeln. Bayern aber mußte die schwankende und feige Politik seines Fürsten mit entsetzlichen Verheerungen büßen. „Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das kulturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte;" jeder Teil suchte den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirtlich zu machen. — Gleichzeitig waren auch im Norden die kaiserlichen Staaten bedroht. Königsmarck, der Mann der kühnen Handstreiche und Abenteurerzüge, hatte sich von dem Hauptheer getrennt, war nach Böhmen geritten und bemächtigte sich durch kecken Überfall, geführt von einem ehemaligen durch Zurücksetzung beleidigten kaiserlichen Oberst, Ernst Odowalski, der Kleinseite 5. Aug. von Prag, wobei eine überreiche Beute in die Hände der Schweden fiel; den Sturm auf die Alt- und Neustadt schlugen jedoch die Bürger, die Studenten und die Besatzung mutig ab. Auch aus den spanischen Niederlanden kam damals böse Zeitung. Bei Lens erlag in jenen Tagen der Erzherzog Leopold Wilhelm 20. Aug. den Waffen des Prinzen Condé (vormals Enghien). Dabei nahm der französische Generalleutnant Erlach den Marschall Beck, der das kaiserlich-spanische Heer befehligte, gefangen und erbeutete dessen ganze Kriegskanzlei. So war, als sich in den westfälischen Friedensstädten die Verhandlungen zum Ende neigten, die kaiserliche Macht allenthalben in argem Gedränge.

Die Feinde aus Bayern getrieben.

Nach Holzappels Tod trat der alte Ottavio Piccolomini, Herzog von

Amalfi, aus den spanischen Niederlanden herbeigerufen, an die Spitze des letzten kaiserlichen Heeres, das mit Aufbietung der erschöpften Kräfte Österreichs zusammengebracht worden; neben ihm befehligte Johann von Werth, mit dem Kurfürsten einigermaßen ausgesöhnt, wiederum die Reiterei. Als bayrischer Feldmarschall war Adrian von Enkevort an Gronsfelds und Hunolsteins Stelle getreten. Vor dieser neuen kaiserlich-bayrischen Heeresmacht unter den berühmtesten Feldherren der Zeit wichen die Schweden und Franzosen aus ihrer vorgeschobenen Stellung am Inn zurück, zumal auch der Hunger in dem furchtbar verwüsteten Land sich fühlbar machte. An der Isar standen sich die Heere mehrere Wochen unter kleinen Gefechten und Streifzügen gegenüber. Bei
6. Okt. 1648. Dachau, unweit München, ereignete sich noch einmal ein bedeutenderes Treffen. Aus einem Überfall, den Johann von Werth und Enkevort auf die der Jagdlust fröhnenden Feldherren und hohen Offiziere des feindlichen Heeres machten, entspann sich ein blutiges Gefecht, worin die Schweden empfindliche Verluste erlitten und die Führer nur mit Mühe, den Spuren eines flüchtigen Hirsches durch einen tiefen Morast folgend, der Gefangenschaft entgingen. Auch in dem grauenvoll verödeten Land zwischen Isar und Lech vermochten sich Wrangel und Turenne auf die Dauer nicht zu halten; sie räumten Bayern, das noch jahrzehntelang dieses Besuchs mit Schrecken gedachte, und zogen nach Schwaben zurück, verfolgt von dem rastlosen Johann von Werth, der zuletzt in diesem Krieg das Schwert einsteckte. Der tapfere Reitergeneral überlebte den Friedensschluß nicht lange; auf seiner böhmischen Herrschaft Benatek verbrachte er noch vier Jahre in stiller Zurückgezogenheit und im Genuß großer Reichtümer, die ihm das Waffenhandwerk eingebracht († 16. Sept. 1652).

Ende des Kriegs in Böhmen. Wrangel hatte den Plan, den Angriff auf die österreichischen Erbstaaten der von Bayern aus mißlungen war, nunmehr von Böhmen her zu versuchen, wo Königsmark bereits so erfolgreich vorgearbeitet hatte. Doch war es trotz der heftigsten Anstrengungen und auch als der Pfalzgraf Karl Gustav, der Schwestersohn Gustav Adolfs, der neue schwedische Generalissimus, mit frischem Kriegsvolk vor Prag erschien, den Schweden nicht gelungen, der tapfer verteidigten Hauptstadt Meister zu werden. Als sich nun auch das Reichsheer gen Böhmen in Bewegung setzte, stand das Land, wo der Krieg begonnen, wiederum in Gefahr, der Schauplatz eines gewaltigen Kampfes zu werden: da erscholl die frohe Kunde, daß der Frieden abgeschlossen worden. Beim Klang der Friedensglocken erwachte in dem verzweifelnden deutschen Volk der fast erstorbene Lebensmut; nur die verwilderte Soldateska vernahm mit Ingrimm die Botschaft, daß ihr Treiben auf deutschem Boden jetzt zu Ende sei; zornig soll selbst Wrangel seinen Generalshut zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben. Daß der Frieden, den die meisten der Lebenden nur von Hörensagen kannten, im Ernst wiederkehren könne, war ja allen nachgerade als ein hoffnungsloser Traum erschienen! Das Gefühl, das in Tausenden von gedrückten Gemütern auflebte,

kleidete der fromme Paul Gerhard in die nachfolgenden tiefempfundenen Verse:

Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!

Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen vollen Chor!

Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;

Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre wüste Heid';

Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß —
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

X. Der Westfälische Frieden und Deutschlands innere Zustände.

1. Der Abschluß des Friedens. Territoriale Veränderungen und Religionsverhältnisse.

Wir haben erwähnt (S. 978), daß eine in Hamburg tagende Versammlung von Gesandten der kriegführenden Mächte nach jahrelangen Verhandlungen über Friedenspräliminarien übereingekommen war, worin die Zulassung sämtlicher deutschen Reichsstände ausgesprochen und die Orte des definitiven Friedensschlusses sowie die Art und Weise der Vollmachten und Sicherheitsbriefe bestimmt waren. Infolgedessen wurden, fortwährend unter den blutigen Wechselfällen des Kriegs, im April des Jahres 1645 zu Münster und Osnabrück die Kongresse eröffnet, die nach vierthalbjähriger Thätigkeit das Friedenswerk zustandebrachten. Welche Fülle hochwichtiger Aufgaben war dieser Versammlung gestellt! Die zahlreichen Mißhelligkeiten politischer und religiöser Natur in dem zerrütteten zerwühlten Reich, zwischen Kaiser und Reichsständen, zwischen diesen unter sich, zwischen Evangelischen und Katholischen, Fragen von entscheidender und prinzipieller Bedeutung so gut wie territoriale Händel und lokale Zwistigkeiten harrten der Heilung und Beilegung; dazu kamen die Forderungen der fremden Kronen für ihre Opfer und Kriegsmühen, und überdies erwartete halb Europa von dem großen Völkerkongreß die Schlichtung oft jahrhundertealter Streitfragen. Der Hader zwischen Spanien und den Niederlanden, zwischen Frankreich und Spanien, zwischen Frankreich und Lothringen, zwischen Spanien und Portugal, das unsichere Verhältnis der Schweizer Eidgenossenschaft zum Deutschen Reich, das alles sollte auf dem Friedenskongreß geordnet und geschlichtet werden; kein Wunder, daß Jahre über unfruchtbarem Hin- und Wider-

Zusammentritt der Friedenskongresse. 25. Dez. 1641.

24. Okt. 1648.

reden vergingen, zumal das wechselnde Kriegsglück stets neue Ansprüche erzeugte und die schwerfällige und peinliche Etikette der Zeit alle Verhandlungen ins Unabsehbare verlängerte. Stritt man doch, während die Völker verbluteten, über die nichtigsten Zeremonien, über Vortritt, Rang und Titel, mit einem Ernst, als ob davon das Heil der Welt abhänge. Schon die Scheidung des Friedensgeschäfts, also daß zu Münster mit Frankreich unter päpstlicher und venetianischer Vermittelung, zu Osnabrück mit Schweden unmittelbar unterhandelt wurde, eine Maßregel, die man wegen der Kollisionen zwischen päpstlichen und evangelischen Gesandten und andrer Fragen des Zeremoniells, wie wegen des zwischen Schweden und Frankreich herrschenden Mißtrauens für nötig hielt, erschwerte den Fortgang der Vereinbarung.

Die Gesandten. Der großen Zahl und Bedeutung der Aufgaben entsprach auch der Glanz der Versammlung, das Ansehen der abgeordneten Staatsmänner und Rechtsgelehrten. In der stattlichen Zahl von Diplomaten, politischen Geschäftsträgern und Agenten waren die hervorragendsten: Fabio Chigi (nachmals Papst Alexander VII.), der päpstliche Botschafter, der mit dem venetianischen Gesandten Contarino die Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser führte; die kaiserlichen Gesandten Graf Johann Ludwig von Nassau und Isaak Volmar zu Münster, zu Osnabrück der Graf Max von Trautmannsdorff, Ferdinands erster Minister und gleich den beiden andern Konvertit, dessen maßvolle und verständige Ratschläge den Frieden wesentlich beförderten, aber auch seine baldige Abberufung auf Betreiben der mit seiner Nachgiebigkeit unzufriedenen Jesuiten bewirkten; für Frankreich der Graf d'Avaux, der unermüdliche, gewandte und feingebildete Unterhändler, der seit mehr als zwei Jahrzehnten an allen europäischen Höfen in diplomatischen Geschäften verkehrte, und der geistreiche aber anmaßende Abel Servien, Graf de la Roche des Aubiers. Um die häufig gestörte Eintracht zwischen beiden herzustellen und durch den Glanz seines Namens und Auftretens die französische Krone würdig zu vertreten, wurde den berufsmäßigen Staatsmännern ein Prinz von Geblüt in der Person des Herzogs von Longueville hinzugefügt. Schwedens Sache vertraten Johann Oxenstierna, seinem Vater, dem Reichskanzler, an Energie und Großartigkeit der politischen Entwürfe nicht gewachsen, aber von verständigem Sinn, und Adler Salvius, eine schleichende ränkevolle Natur. Neben diesen Botschaftern ersten Ranges, die den von den andern vielbeneideten Titel „Exzellenz" führten, bewegte sich eine bunte Schar kleinerer reichsständischer Gesandten und Agenten, die katholischen meist zu Münster, die evangelischen zu Osnabrück, durchgängig kenntnisfeste Doktoren der Rechte, die aber vergeblich mit dem Gewicht ihrer Gelehrsamkeit gegen den erdrückenden Einfluß der stolzen Herren vom hohen Adel, der prunkenden Vertreter mächtiger Höfe ankämpften. Unter den reichsständischen Gesandten ragten hervor: Adam Adami, der gemeinsame Vertreter der Reichsprälaten, der Verfasser wertvoller Aufzeichnungen über den

Frieden, der braunschweig-lüneburgische Gesandte Jakob Lampadius, ein namhafter Staatsrechtslehrer (»De republica Romano-germanica«) u. a. Schon überwog auch im diplomatischen Verkehr die leichte und gewandte französische Art, wie sie das Zeitalter Ludwigs XIV. kennzeichnet, vor der schwerfälligen deutschen Wissenschaft, und die französische Sprache begann damals den Anspruch zu erheben, das Organ der internationalen Verhandlungen zu werden, wenngleich das offizielle Mittel der Verständigung noch immer die lateinische Sprache war und die amtlichen Aktenstücke in die ungelenken Formen der von klassischem Wohllaut weit zurückgekommenen Rede Ciceros gegossen wurden.

Ausführung des Friedens.

Auch nachdem endlich die Unterschriften unter die Friedensinstrumente gesetzt waren (24. Okt. 1648), verging noch geraume Zeit, ehe alle Schwierigkeiten und Bedenken gehoben waren, welche sich über die Friedensexekution, die Abdankung des Kriegsvolks, die Auswechselung der Gefangenen, die Räumung der Festungen, die Restitution der Eroberungen, die Zahlung der Kriegsentschädigungen u. a. ergaben. Erst drei Monate später (8. Febr. 1649) erfolgte die Auswechselung der Ratifikationen, und bis ins Jahr 1650 wurden über die Ausführung der Bestimmungen des Friedens Edikte erlassen und Rezesse geschlossen (Nürnberger Friedensexekutionsrezesse vom 23. September 1649 und 16. Juni 1650). Um schließlich für die Aufrechterhaltung und Sicherheit des Friedens feste Schutzwehren zu errichten, wurde verordnet, daß derselbe als Reichsgrundgesetz in den nächsten Reichstagsabschied und die kaiserliche Wahlkapitulation eingerückt, jede Zuwiderhandlung mit der Strafe des Landfriedenbruchs belegt werden und alle Teilnehmer verbunden sein sollten, den ganzen Inhalt gegen einen jeden zu schützen und zu verteidigen; ein bedenklicher Satz, denn er sprach den fremden Mächten die Garantie fast der gesamten Reichsverfassung und damit das Recht steter Einmischung in die deutschen Dinge zu. Papst Innocenz X. protestierte gleich anfangs gegen einen Frieden, der ohne sein Zuthun über geistliche Sachen verfügt habe und den Evangelischen Sicherheit für ihre ketzerische Religion gewähre. Die Bulle Zelo Domus Dei (publiziert am 3. Januar 1651), welche das Friedenswerk verdammte, durfte freilich in Deutschland niemals bekannt gemacht werden. Allein die Jesuiten waren während der Verhandlungen und nach dem Abschluß unablässig bemüht, den Frieden zu verhindern oder zu untergraben und zur Erneuerung des gottseligen Unternehmens zu hetzen, welches über Blut, Leichen und Trümmern die Einheit der Kirche zurückführen wollte. Schon damals sprachen verschiedene evangelische Reichsstände das Verlangen aus, der verderbliche Orden möge aufgehoben oder aus Deutschland verbannt werden.

Territoriale Veränderungen.

Der Westfälische Frieden enthielt zunächst sehr bedeutende Territorialveränderungen, wobei zur Befriedigung der verschiedenen Ansprüche in erster Linie die säkularisierten Stifter herhalten mußten. Die Krone Schweden, deren Forderungen sich anfangs auf ganz Pommern und Schlesien erstreckten, erhielt, außer einer Kriegs-

1. Schweden.

kostenentschädigung von 5 Millionen Thaler zur Befriedigung der Miliz, Vorpommern mit Rügen und einige Stücke von Hinterpommern mit Stettin, Garz u. a. Städten, der Insel Wollin und dem Frischen Haff, dazu die Stadt Wismar von Mecklenburg und die Bistümer Bremen und Verden, in weltliche Herzogtümer verwandelt, sowie für den Fall des Aussterbens des brandenburgischen Mannsstammes das Anrecht auf das gesamte pommersche Herzogtum; der Stadt Bremen wurde ihre bisherige Reichsfreiheit zugesichert. Die schwedischen Besitzungen in Deutschland sollten jedoch nicht vom Reichsverband losgerissen werden, sondern Schweden sollte für diese Gebiete ein deutscher Reichsstand mit Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen werden. Um vor nachteiligen und ungerechten Erkenntnissen der Reichsgerichte geschützt zu sein, erhielt Schweden das sonst nur dem Kläger zustehende Recht der Wahl zwischen Reichshofrat und Kammergericht, falls diese Krone wegen ihrer deutschen Besitzungen an einem Reichsgericht verklagt würde; auch sollte aus den schwedisch-deutschen Landen keine Appellation mehr an Reichsgerichte zulässig sein. Gustav Adolf hatte einst gesagt: Pommern und die Seeküste seien „gleich einer Bastion für die Krone Schweden". Jetzt war der leitende Gedanke seiner Politik, Erwerbung der Herrschaft über die Ostsee, in Erfüllung gegangen. —
2. Brandenburg. Den Rest von Hinterpommern erhielt Brandenburg, welches auf das Herzogtum kraft alter Erbverträge gegründete Ansprüche hatte, jetzt aber von Kaiser und Reich im Stich gelassen, als Kompensation für die abgetretenen pommerschen Gebietsteile die Bistümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstentümer zuerkannt erhielt. Magdeburg blieb jedoch noch bis zu dem Tod des damaligen Administrators, des sächsischen Prinzen August († 1680), in dessen Besitz, und die Stadt selbst wurde bei ihrer alten Freiheit belassen. —
3. Mecklenburg, Braunschweig, Hessen. Als Entschädigung für Wismar erhielt Herzog Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin die säkularisierten Bistümer Schwerin und Ratzeburg; die Seitenlinie Güstrow wurde mit einigen Dompfründen in verschiedenen Stiftern abgefunden. Das Haus Braunschweig-Lüneburg bekam als Vergütung für die Koadjutorstellen und die daraus entspringende Anwartschaft auf die Nachfolge, welche mehrere Glieder dieses Geschlechts bereits in verschiedenen jener abgetretenen norddeutschen Bistümer besaßen, die Klöster Walkenried und Gröningen, sowie das Recht, abwechselnd mit einem katholischen Bischof im Bistum Osnabrück zu succedieren. Der natürliche Sohn Gustav Adolfs, Gustav von Wasaburg, den der Schwedenkönig hier zum Bischof eingesetzt, wurde mit einer Geldsumme abgefunden. Hessen-Kassel erhielt für die standhafte Anhänglichkeit des Landgrafen Wilhelm V. und seiner Witwe Amalie Elisabeth an Schweden auf Betreiben dieser und der französischen Krone neben einer Geldentschädigung die gefürstete Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg, die seit dem Tod des letzten Grafen
4. Bayern, Pfalz, Baden, Württemberg. (1640) zwischen Hessen nnd dem Bistum Minden streitig gewesen. — Bayern blieb im Besitz der Oberpfalz und der Kurwürde; die Unterpfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramt, nebst der Zusicherung völliger Restitution im Fall des Erlöschens des bayrischen Hauses, wurde dem Sohn des geächteten Pfalzgrafen Friedrich, Karl Ludwig, zurückgegeben. Die völlige Amnestie nach Maßgabe des Jahres 1618 konnte gegen den entschiedenen Widerspruch des Kaisers und der katholischen Reichsstände nicht durchgesetzt werden; wäre doch in diesem Fall das katholische Übergewicht im Kurkollegium wieder aufgehoben worden und überdies das bayrische Pfandrecht auf Oberösterreich aufs neue in Kraft getreten. Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach († 1659), der Sohn des bei Wimpfen geschlagenen Georg Friedrich, blieb im Besitz der Durlachschen und Hochbergschen Gebiete; aber auch der baden-badensche Landesteil, der einst von der Durlacher Linie in Besitz genommen (1595) und trotz mehrfacher reichsgerichtlicher Erkenntnisse festgehalten

worden, wurde den rechtmäßigen Erben restituiert und erhielt sich bis zum Jahr 1771 als getrenntes Gebiet. Auch das Haus Württemberg, das einst vom Prager Frieden ausgeschlossen worden, wurde jetzt in allen seinen Besitzungen samt den eingezogenen Stiftern hergestellt. Während Herzog Eberhard III. seit der Nördlinger Schlacht in Straßburg ziemlich sorglos dahinlebte, hatte der tapfere Befehlshaber Konrad Wiederhold, aus Hessen gebürtig, die württembergische Feste Hohentwiel standhaft und erfolgreich bis zum Ende des Kriegs gegen die Kaiserlichen verteidigt. — Die Krone Frankreich endlich, deren maßlose Forderungen dem Zustandekommen des Friedens 5. Frankreich.
lange am meisten im Weg gestanden hatten, erhielt die volle Hoheit über die Städte und Bistümer Metz, Toul und Verdun, die sie thatsächlich bereits seit dem Jahr 1552 besaß, ferner die österreichische Landgrafschaft im obern und untern Elsaß nebst dem Sundgau, der Stadt Breisach, dem Besatzungsrecht von Philippsburg, die Früchte der Eroberungen Bernhards von Weimar, sowie die Landvogtei über die elsässischen Reichsstädte (Straßburg, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregorienthal und Türkheim); diesen Reichsstädten selbst sowie den Bischöfen von Straßburg und Basel, den unmittelbaren Abteien, Grafen, Herren und Rittern im Elsaß wurde ihre Verbindung mit dem Reich und ihre reichsfreie Stellung vorbehalten. Nicht eine Abtretung des ganzen Elsaß, sondern nur der mannigfachen österreichischen Besitzungen und Rechte in jenem Land wurde somit zu Münster zugestanden, dies jedoch in voller Unabhängigkeit vom Reich; allein die Folgezeit lehrte, daß auch das übrige dem mächtigen Nachbar vorzuenthalten das morsche Reich nicht mehr fähig war. Eine Geldentschädigung von drei Millionen Livres für die Söhne des Erzherzogs Leopold war der dürftige Ersatz, den Österreich für die Abtretung der althabsburgischen Besitzungen und Rechte erlangte. —
Zwischen Spanien und den Niederlanden kam es zu Münster ebenfalls zum Frie- 6. Niederlande.
den, worin die Unabhängigkeit der letzteren und der damalige Besitzstand in und außer 30. Jan. 1648.
Europa anerkannt wurde, ein Vertrag, der in der Folge auch vom Kaiser und vom Reich bestätigt wurde (Reichsschluß vom 22. März 1654). — Auch die Schweiz 7. Schweiz.
erlangte die Anerkennung ihrer völligen Unabhängigkeit vom Reich, wie sie dieselbe thatsächlich schon seit Kaiser Maximilian I. besaß. Wenn seitdem noch bisweilen der Versuch gemacht worden war, die Kompetenz der Reichsgerichte über die Eidgenossenschaft auszudehnen, so wurde jetzt in beiden Friedensschlüssen die völlige Befreiung der Schweiz vom Reich und den Reichsgerichten anerkannt. Nur der Bischof von Basel blieb noch ein deutscher Reichsstand. — Die Streitigkeiten Spaniens mit Frankreich und Portugal, sowie die zwischen Frankreich und Lothringen, deren Lösung ebenfalls zu den Aufgaben des Kongresses gerechnet worden, blieben unerledigt.

Zwei Angelegenheiten, die zur Entstehung des Kriegs wesentlich beigetragen, die Jülich und Donauwörth.
Jülichsche Erbfolge und die Donauwörther Achtserklärung, wurden auch im Westfälischen Frieden nicht geordnet. Dre Jülichsche Handel führte wenige Jahre nach dem Frieden zu neuen Thätlichkeiten und erst am 9. Septbr. 1666 zu dem Erbvergleich von Kleve, welcher Kleve, Mark und Ravensberg bei Brandenburg, Jülich und Berg bei Pfalz-Neuburg beließ. Die Reichsstadt Donauwörth blieb trotz aller Bemühungen des schwäbischen Kreises und der evangelischen Stände bei Bayern. Eine andre Angelegenheit, die seit nahezu einem halben Jahrhundert spielte, war der
Hessische Hausstreit über die Marburgsche Erbschaft. Seit dem Tod des kin- Hessischer Hausstreit.
derlosen Landgrafen Ludwig III. von Marburg, des Sohnes von Philipp dem Großmütigen († 1604), haderten die beiden hessischen Linien über die Verteilung der Erbschaft; Kassel suchte seine Ansprüche mit Hilfe der Union und dann der fremden Kronen, Darmstadt durch Anschluß an den Kaiser durchzusetzen. Der im Jahr 1627

zu Darmstadt geschlossene „Hauptakkord" wurde von der Landgräfin Amalie wieder
24. April 1648. umgestoßen. Während der Westfälischen Friedensverhandlungen kam endlich zu Kassel ein Vergleich zwischen den feindlichen Stammesvettern zu stande, der in das Friedensinstrument mit aufgenommen wurde. Die Stadt Marburg, Katzenelnbogen, Schmalkalden kam danach an Kassel, der Rest der streitigen Lande an Darmstadt.

Amnestie und Restitution. Abgesehen von den obigen territorialen Veränderungen setzte der Frieden eine unbeschränkte Amnestie und Restitution nach dem Besitzstand des Jahres 1618 fest. Alle Feindseligkeiten, in Worten oder Thaten, sollten vergessen sein und wegen der Schäden und Kosten, die durch den Krieg entstanden, keine Ansprüche erhoben werden. Nicht nur alle Reichsstände, sondern auch ihre Vasallen und Unterthanen sollten in allem hergestellt werden, wie es vor den böhmischen Unruhen gewesen, sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen, es betreffe Länder, Gebiete, Güter, Lehen oder Eigen, oder auch Gerechtsame, Würden, Freiheiten und Privilegien. Erzwungene Schuldverschreibungen oder Kontrakte sollten null und nichtig sein und niemand in Anbetracht der Kriegsdrangsale und Vermögenseinbußen weder bei Reichs- noch Territorialgerichten mit unmäßigen Exekutionen beschwert werden. Von der Restitution sollte nur ausgenommen sein, was sich nicht mehr herstellen ließ, was vernichtet, niedergerissen, verschleudert worden, und unsäglich viel war es, was unwiderbringlich zu Grunde gegangen und verloren war. Auch hinsichtlich der Konfiskationen in den österreichischen Erblanden weigerte sich der kaiserliche Hof hartnäckig, die unbeschränkte Restitution zuzulassen; man einigte sich schließlich dahin, daß diejenigen konfiszierten Güter in den Erblanden zurückerstattet werden sollten, welche nach dem Eintritt ihrer Besitzer in feindliche Kriegsdienste, nicht aber diejenigen, welche vorher eingezogen worden.

Religionsverhältnisse. Was die großen religiösen Fragen betrifft, so bestätigte der Osnabrückische Frieden, der diese Artikel allein enthielt, zunächst feierlich den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden, dessen Rechtsgültigkeit ohne päpstliche Zustimmung die Jesuiten mit immer steigender Heftigkeit bestritten, und schloß, die alte Streitfrage endlich lösend, ausdrücklich auch die Reformierten in die den „Augsburger Konfessionsverwandten" gewährte Rechtsstellung mit ein. Hinsichtlich der Stellung der beiden Bekenntnisse zur Reichsverfassung wurde der Grundsatz der vollkommenen gegenseitigen Gleichheit anerkannt, so daß bei Reichsgerichten, Reichsdeputationen und andern Reichsinstitutionen Katholische und Evangelische in gleicher Anzahl vertreten sein sollten. Um auf den Reichstagen eine Schutzwehr für die evangelische Minorität aufzurichten, wurde, wie wir unten noch näher erfahren werden, die Stimmenmehrheit in Religionssachen und allen Angelegenheiten, wo die beiden Bekenntnisse sich in zwei Lager trennten, ausdrücklich ausgeschlossen und nur gütlicher Vergleich zugelassen. — Die Streitigkeiten zwischen Katholischen und Evangelischen über den Besitz der geistlichen Stifter und Güter wurden durch Aufstellung eines Normaljahres ausgeglichen; man einigte sich nach langen Verhandlungen auf das Jahr 1624. Falls nicht im Frieden über ihre künftige Verwendung eine andre Bestimmung getroffen worden, sollten alle geistlichen Stifter in dem Religionsverhältnisse und Besitzstand bleiben oder restituiert werden, in welchem sie sich am 1. Januar 1624 befunden. Wer an jenem Tage im faktischen Besitz einer geistlichen Stif-

tung, einer mittelbaren oder unmittelbaren, gewesen, der solle fürderhin darin verbleiben, Katholische sowohl als Evangelische. Damit war das Restitutionsedikt vom Jahr 1629 aufgehoben und auch der alte Streit über den geistlichen Vorbehalt erledigt, indem nun selbstverständlich die künftige Religionsveränderung eines geistlichen Würdenträgers den Verzicht auf seine Stelle in sich schloß. Auf diese Weise beugten die Katholischen dem weiteren Abfalle geistlicher Fürsten zum protestantischen Glauben vor und ließen die Ansprüche auf Länder und Gebiete fahren, in denen doch selbst das Restitutionsedikt nicht mehr vermocht hatte, das festgewurzelte Evangelium zu unterdrücken. So blieben Lübeck, Magdeburg, Bremen, Verden, Halberstadt, Meißen, Naumburg, Merseburg, die brandenburgischen Bistümer, Minden, Schwerin, Ratzeburg, die Abteien Hersfeld, Quedlinburg, Herford, Gandersheim u. a. dauernd in protestantischen Händen. Aber freilich waren diese Stifter fast sämtlich säkularisiert oder landsässige Prälaturen geworden. Der weitaus größte und bedeutendste Teil der geistlichen Territorien und deren mächtige Stellung in der Reichsverfassung blieb den Katholiken erhalten. — Die geistliche Gerichtsbarkeit, namentlich in Ehesachen, und die bischöflichen Diözesanrechte über evangelische Reichsstände und ihre Unterthanen wurden aufgehoben.

Auch in den einzelnen Territorien gewährte der Frieden den Evangelischen den ruhigen Besitz aller bis zum 1. Januar 1624 eingezogenen oder reformierten geistlichen Güter und Institute, entzog aber auch diejenigen, welche zu dieser Zeit noch in den Händen der Katholischen gewesen, für die Zukunft jeder religiösen Vergewaltigung. Denn auch das Verhältnis des landesherrlichen Reformationsrechts zu der freien Religionsübung der Unterthanen regelte der Frieden. Hierfür wurde ebenfalls das Jahr 1624 als entscheidender Termin angenommen, also daß andersgläubige Unterthanen, welche in jenem Jahre ihren Gottesdienst gehabt, denselben ferner behalten sollten. Gegen den Besitzstand des Jahres 1624 sollte kein Landesherr die Religionsübung seiner Unterthanen beschränken; nur auf die unterdrückten österreichischen Protestanten wurde diese Regel nicht angewendet. Unterthanen, welchen das Normaljahr keine Religionsübung sicherte, zur Auswanderung zu zwingen, blieb ein Recht der Landeshoheit; doch sollten sie, wenn sie geduldet wurden, in ihren bürgerlichen Rechten und Ehren keinen Nachteil leiden, und ihnen Hausandacht und der Besuch des Gottesdienstes an benachbarten Orten gestattet sein. Der Reichsritterschaft wurde in religiösen Dingen dieselbe Rechtsstellung gegen ihre Unterthanen eingeräumt, wie den Reichsständen. Auch für die Reichsstädte sollte das Normaljahr 1624 gelten und für solche von gemischtem Bekenntnis wurde Religionsgleichheit in Besetzung der obrigkeitlichen Stellen vorgeschrieben. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Reformierten und Lutheranern wurde noch ausdrücklich festgesetzt, daß ein reformierter Landesherr in einem lutherischen Land oder umgekehrt zwar seinen Glaubensgenossen freie Religionsübung zu gestatten berechtigt sei, den Unterthanen andrer Konfession aber weder ihre öffentliche Religionsübung benehmen, noch in ihren bisherigen Kirchenordnungen etwas ändern, noch ihre Kirchen, Schulen und deren Einkünfte seinen Glaubensgenossen zuwenden oder jenen Prediger andrer Konfession aufdrängen solle. Doch wurden keineswegs alle Zweifel und Unsicherheiten über das Verhältnis der landesherrlichen Gewalt zum religiösen Bekenntnis durch den Westfälischen Frieden vollständig beseitigt. So erhob sich gleich

Landesherrliche Gewalt u. freie Religionsübung.

auf dem nächsten Reichstag, im Jahr 1654, der Streit über das sogenannte „Simultaneum", d. h. die Frage, ob an einem Ort, wo in dem Entscheidungsjahr 1624 nur die evangelische Religion in Übung gewesen, ein katholischer Landesherr daneben die Übung seiner Religion einführen könne. Der Frieden hat in dem Verhältnis der Reformierten und Lutherischen eine solche Bestimmung ausdrücklich festgesetzt. Dagegen ordnete er nur als Ausnahme an, daß ein katholischer Landesherr, der ein ehedem verpfändetes Land, worin während der Pfandschaft die evangelische Religion Eingang gefunden, wieder einlöse, in diesem Land seinen Gottesdienst aufs neue einzuführen berechtigt sei. Der Westfälische Frieden stellte es, in dem Fall, daß Herr und Land einerlei Religion waren, in die Befugnis der landesherrlichen Gewalt, auch eine andre Religionsübung zuzulassen; wenn aber Landesherr und Unterthanen verschiedenen Bekenntnisses waren, setzte er das Normaljahr 1624 fest, nach dem sich der Stand der Religionsübung zu richten habe. Wenn also an einem Ort im Jahr 1624 nur einerlei Gottesdienst gewesen und nunmehr zweierlei zugelassen wurde, so lief diese Einführung des „Simultaneums" unstreitig dem Geist des Friedens zuwider, allein die katholische Reaktion bediente sich in der Folge dieses Mittels zu sehr erfolgreicher Propaganda und Beeinträchtigung des evangelischen Glaubens in protestantischen Ländern, die unter einen katholischen Landesherrn kamen, ohne daß eine authentische und bindende Erklärung über den Sinn des Friedens in dieser Hinsicht erfolgt wäre.

2. Die deutsche Reichsverfassung.

Die konföderative Natur des Reichs.

Fünf Jahrhunderte vor der Zeit, von der wir sprechen, lief ein Prophetenwort einer niedersächsischen Nonne um: „Es werden die Kaiser von ihrer alten Hoheit herabsteigen, ihr Zepter wird zerbrechen und niemals wieder hergestellt werden. Der Verfall des Reichs wird kommen und jedes Volk und jedes Land wird sich einen König setzen und sagen, das heilige Reich brachte uns mehr Last als Ehre." Wenn je in der deutschen Geschichte, so war dies Seherwort erfüllt in der Periode nach dem Dreißigjährigen Kriege, in den staatsrechtlichen Zuständen Deutschlands, wie sie der Westfälische Frieden geschaffen. Die Anstrengungen, welche noch einmal das Haus Habsburg gemacht, die monarchischen Bestandteile der Reichsverfassung zu beleben und zusammenzufassen, waren für immer gescheitert; als Herrscher des weiten österreichischen Ländergebiets, nicht als Träger der heiligen Krone des Reichs, sprachen fortan die Kaiser ein gebietendes Wort auf der Weltbühne. Die Zentralgewalt war vernichtet, der deutsche Reichsstaat aufgelöst. Von nun an wandelte jedes deutsche Territorium seine eignen Wege, die Reichsstandschaft schloß sich nach innen und außen zur vollen Landeshoheit ab, und je weniger alle diese unzähligen fürstlichen, geistlichen, städtischen, ritterschaftlichen Gebiete die innere Fähigkeit der Staatsbildung besaßen, um so traurigeren und unwürdigeren Zuständen ging das zerbröckelte deutsche Gemeinwesen entgegen, zumal in einer Zeit, wo sich allenthalben der moderne, straffzentralisierte nationale Staat über die ungebundenen politischen Bildungen des Mittelalters erhob. Die staatsrechtliche Form, wie sie der Westfälische Frieden für Deutschland schuf, entsprach ganz dem Zustand, wie ihn die Politik der fremden Kronen, insbesondere der französischen, erstrebte; ein zur

ernsten Gegenwehr, zu gemeinsamen Unternehmungen so unfähiger Nachbar war ja ein überaus günstiges Ziel für die aggressiven Gelüste, denen die französische Politik seit den Tagen Franz' I. huldigte. Bald fehlte es nicht an Gelehrten, wie Cassan und Aubery, welche das Recht der französischen Krone auf den größten Teil Deutschlands geschichtlich und wissenschaftlich zu begründen sich erdreisteten. Wir werden im Verlauf der folgenden Darstellung sehen, wie das Deutschland des Westfälischen Friedens unter dem schrankenlosen Übermut dieser mächtigen und gewaltthätigen Monarchie zu leiden hatte. Die Hand der Fremden ist denn auch auf jeder Seite des Friedensvertrags zu erkennen. Freilich wurde in den westfälischen Städten nichts durchaus Neues geschaffen; es war eine jahrhundertelange Entwickelung, die hier reichsgesetzliche und völkerrechtliche Anerkennung und Besiegelung fand. Die konföderative Natur des Reichs war auch schon vorher eine praktisch und wissenschaftlich festgestellte Thatsache, und die Versuche Karls V. und Ferdinands II., das monarchische Prinzip wieder zur Geltung zu bringen, zeigten nur, wie fest der deutsche Staatenbund bereits gewurzelt war. Wo das Reich fortan noch als politische Einheit auftrat, war es nur in der Form einer Association der einzelnen Landesherren. Das höchste Reichsgericht beruhte auf ständischer Grundlage, das Reichsheer bestand aus einer Vereinigung landesherrlicher Kontingente, das Reichsfinanzwesen war auf die Beiträge und den guten Willen der Reichsstände gegründet. Das Reich als solches besaß nicht einen einzigen Soldaten und nur wenige tausend Gulden jährlicher Einkünfte.

Stellung des Kaisers in der Reichsregierung.

Noch lief der deutsche Staatenbund der Form nach in eine monarchische Spitze aus; allein in allen wichtigen Regierungshandlungen war der Kaiser an die Zustimmung und Mitwirkung der Gesamtheit der Stände gebunden; bei Kaiser und Reich ruhte die höchste gemeinsame Staatsgewalt, das Imperium. Die Schranken, welche schon früher Gesetz und Herkommen aufgerichtet gegen die selbstherrliche Ausübung der Hoheitsrechte des Reichs von seiten des Kaisers, wurden im Westfälischen Frieden in klarer und bestimmter Fassung als Reichsgrundgesetz erneuert. „Die Reichsstände sollen ohne Widerspruch in allen Beratschlagungen über Reichstagsgeschäfte eines freien Stimmrechts sich zu erfreuen haben, besonders wenn es darauf ankommt, Gesetze zu machen oder zu erklären, Krieg zu führen, Steuern aufzulegen, Werbungen oder Einquartierungen von Soldaten zu veranstalten, neue Festungen in der Stände Gebieten anzulegen, Frieden oder Bündnisse zu schließen oder anders dergleichen vorzunehmen." So beruhte die gesamte Reichsverfassung auf dem Einverständnis des Kaisers und des Reichstags; keiner von beiden konnte die Hoheitsrechte, welche die Gesamtheit noch besaß, allein ausüben. Die „Komitialrechte" des Kaisers, d. h. solche, die er in Gemeinschaft mit den Ständen ausübte, waren an sich bedeutend genug. Noch konnte ohne ihn kein Reichsgesetz sanktioniert und publiziert werden, kein Reichstagsbeschluß Gesetzeskraft erlangen; noch immer galt er

als Haupt und Beschützer der Reichsgerichte, noch immer hatte er die Vertretung in Krieg und Frieden nach außen, noch immer übte er die lehnsherrlichen Rechte des Reichs aus. Allein wenn einerseits die Ausübung aller dieser Machtbefugnisse an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden und dem souveränen Willen des Kaisers entrückt war, so schwanden in Wirklichkeit diese Hoheitsrechte der Kaiserkrone noch weit mehr durch die Thatsache, daß überhaupt das politische Leben in Deutschland längst nicht mehr von den abgestorbenen Organen der Zentralgewalt geleitet und beeinflußt wurde, sondern daß gegenüber der selbstherrlichen und trotzig abgeschlossenen Landeshoheit die Machtvollkommenheit des Einheitsstaates selbst, mochte sich nun der Kaiser oder der Reichstag als deren vorzüglichsten Träger betrachten, zu einem wesenlosen Schatten herabgesunken war. In Wahrheit äußerte sich in den letzten Jahrhunderten des Reichs die einstige souveräne Machtfülle des Kaisers in rein formalen Dingen und in einer Reihe wenig bedeutender Befugnisse, nichtiger „Reservatrechte", aus denen die Reichspublizisten mit geringem Erfolg sich bemühten, die monarchische Natur des deutschen Staatswesens herzuleiten, in der Besetzung einiger Stellen bei den Reichsgerichten, in der Verleihung von Privilegien, wie des Zoll-, Stapel- und Münzrechts, in Standeserhöhungen und Adelstiteln, in der Bestätigung landesherrlicher Hausgesetze, in der Präsentation bei gewissen geistlichen Pfründen, wo eine solche Herkommens war u. dgl. Zudem gehörte auch zur Ausübung mancher dieser Rechte die kurfürstliche Einwilligung; das Recht, uneheliche Kinder zu legitimieren und Verbrecher zu begnadigen, nahmen die Landesherren so gut wie der Kaiser in Anspruch; auf Schritt und Tritt standen ferner das Herkommen und wohlerworbene Rechte einer freien Machtäußerung hemmend im Weg. Die Einnahmen, die das Reich seinem Oberhaupt gewährte, waren äußerst gering, nachdem die Reichsdomänen längst sämtlich abhanden gekommen waren; man berechnete sie in den letzten Zeiten auf noch nicht 14,000 Gulden, Beiträge der Juden und einzelner Reichsstädte.

Der Reichstag. Mit dem Verfall des Kaisertums hielt der des andern Trägers der Zentralgewalt, des Reichstags, gleichen Schritt. Aus den starren Formen dieser Versammlungen, wie sie Gesetz und Herkommen aufgerichtet, verschwand in den Zeiten nach dem Krieg mehr und mehr jeder frische Lebenshauch. Für die früher schwankende Berechtigung zu Sitz und Stimme wurde jetzt observanzmäßig eine feste Norm aufgestellt. Haftete vorher die Stimme an der Person des Fürsten, so daß bei Länderteilungen jeder regierende Herr ein Votum führte, bei Vereinigungen mehrerer Fürstentümer in einer Hand doch nur eine Stimme zugelassen wurde, so wurde jetzt der Grundsatz geltend, daß Sitz und Stimme auf dem Lande hafte und somit bei Teilungen und Vereinigungen die Stimmenzahl sich nicht verändere. Der Reichstag vom Jahr 1582, einer der letzten zahlreich besuchten (S. 765), wurde als Normaljahr für die Stimmenführung angesehen; die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzöge von Sachsen

führten seitdem je fünf Stimmen, weil in jenem Jahr so viele regierende Herren vorhanden waren, während z. B. Anhalt trotz nachheriger Teilungen nur ein Votum besaß. Stimmen, die vor 1582 erloschen waren, wie die der Herzöge von Zähringen, Meran, Steiermark, Kärnten, wurden nicht fortgeführt, wohl aber die der später eingegangenen Fürstenhäuser, wie Henneberg (1583), Pommern (1637), Leuchtenberg (1646), Lauenburg (1689). Auch das Recht des Kaisers, Reichsstände zu ernennen, wurde jetzt sehr beschränkt. Als Ferdinand III. auf seinem ersten Reichstag (1641) die neuen Fürsten Hohenzollern, Eggeberg und Lobkowitz in den Fürstenrat einführen wollte, weigerten sich die Stände, die beiden letzteren aufzunehmen, welche als bloße österreichische Landsassen keine unmittelbaren Güter im Reich besäßen. Erst 1654 wurde der Nachweis von der Erfüllung dieser Bedingung geliefert und zugleich eine Anzahl andrer neuer Fürsten, Salm, Dietrichstein, Piccolomini, Auersperg, Nassau-Hadamar und -Dillenburg eingeführt. Seit der Wahlkapitulation Ferdinands IV. (1653) wurde gegen die fernere Zulassung von „Personalisten" und österreichischen Landsassen die Bestimmung getroffen, daß der wirkliche Besitz einer für die dringliche Grundlage der Reichsstandschaft genügenden Immediatherrschaft und die Zustimmung der Reichskollegien der Introduktion neuer Stände vorangehen müsse.

So war der Bestand der drei Reichskollegien nach dem Frieden ein ziemlich konstanter: 1. Das kurfürstliche Kollegium zählte seit der Wiederherstellung der Pfalz acht Mitglieder, unter welchen der Kurfürst von Mainz das Direktorium führte. Doch wurde Böhmen, dessen Stimme jahrhundertelang faktisch geruht, erst im Jahr 1708 feierlich „readmittiert" und zugleich die (1692) geschaffene neunte Kur des Hauses Braunschweig-Lüneburg anerkannt. 2. Der Reichsfürstenrat zerfiel in die geistliche und die weltliche Bank, unter welchen die Abstimmung von einer Stimme zur andern wechselte. Auf der geistlichen Bank saßen (eine der vielen Sonderbarkeiten des Reichsstaatsrechts!) Österreich und Burgund; jenes alternierte mit dem Erzbischof von Salzburg im Vorsitz; darauf folgte, wenigstens dem Namen nach, der Erzbischof von Bisontium (Besançon), dann der Hoch- und Deutschmeister, einundzwanzig gefürstete Bischöfe, neun gefürstete Prälaten mit Virilstimme, und endlich die beiden Kuriatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälaten. Auf der weltlichen Bank saßen die Nebenlinien der kurfürstlichen und die alten und neuen fürstlichen Häuser; dazu kamen dann die Stimmen der im Westfälischen Frieden säkularisierten Erz- und Hochstifter, endlich die vier Grafenbänke, die wetterauische, schwäbische, fränkische, westfälische, mit ihren Kuriatstimmen. Der Fürstenrat zählte, mit mannigfachen Abänderungen, etwa hundert Stimmen, von denen fünfundfünfzig entschieden katholisch waren. 3. Das Kollegium der Reichsstädte, einundfünfzig an Zahl, zerfiel in die rheinische und die schwäbische Bank, und jede Stadt hatte eine Virilstimme. Das Direktorium führte diejenige Stadt, wo der Reichstag gehalten wurde, in der Folge immer Regensburg. Während die höheren Kollegien den Städten früher nur eine beratende Stimme hatten einräumen wollen, setzte der Westfälische Frieden fest, daß den Reichsstädten gleich den andern Ständen ein entscheidendes Stimmrecht zukomme.

Die Reichskollegien. Kurfürsten. Fürsten. Reichsstädte.

Die Einberufung des Reichstags und die Aufstellung der „Propositionen", d. h. der Beratungsgegenstände, war Sache des Kaisers. Doch waren die Reichs-

Geschäftsordnung.

stände weder an die Ordnung der kaiserlichen Vorlagen gebunden, noch hatten sie der selbständigen Initiative entsagt. Die Beratung und Abstimmung der Kollegien war gesondert. Erst suchten sich die beiden höheren, das kurfürstliche und das fürstliche, durch Re- und Korrelation über einen gemeinsamen Schluß zu einigen; war dies gelungen, so wurden die Reichsstädte zugezogen, und durch Übereinstimmung der drei Kollegien kam ein Reichsgutachten zu stande, welches durch die kaiserliche Ratifikation zu einem Reichsschluß wurde. Das also Vereinbarte wurde dann als Reichsabschied publiziert. Unter den Kollegien selbst galt keine Stimmenmehrheit; war eines von diesen dreien mit den beiden andern zwiespältiger Meinung, so kam ein Reichsschluß überhaupt nicht zu stande. In den einzelnen Kollegien galt zwar Stimmenmehrheit; ausgenommen waren jedoch: 1. Religionssachen; 2. alle Fälle, wo die Stände nicht als ein Korpus betrachtet werden konnten, d. h. wenn von den Rechten der einzelnen die Rede war; 3. wenn die Reichsstände sich der Religion nach trennten und zwei Parteien bildeten, die Frage mochte auch mit der Religion an und für sich nichts zu thun haben (itio in partes). In allen diesen Fällen sollte nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens allein gütliche Vergleichung den Streit entscheiden, ohne die Mehrheit der Stimmen zu achten. Nicht nur in Religionssachen war damit die Überstimmung der evangelischen Minorität auf dem Reichstag ausgeschlossen, sondern auch in politischen Fragen, welche durch die Trennung der beiden Religionen sich als im ausschließlichen Interesse des einen Bekenntnisses liegend kund gaben.

Reichsdeputationen.

War ein rascheres Handeln erforderlich, so waren schon früher vom Reichstag Deputationen gebildet worden, welche regelmäßig aus sämtlichen Kurfürsten und einer Anzahl von andern Reichsständen zusammengesetzt waren. An die Stelle dieser „ordentlichen Reichsdeputation“ traten seit 1662 die außerordentlichen, welche nach freiem Ermessen von den Ständen gewählt wurden und hinsichtlich der Zahl und Befugnisse jedesmal sich nach einem besondern Reichsschluß richteten; doch mußte auch hier nach Anordnung des Westfälischen Friedens die Religionsgleichheit beobachtet werden.

Der permanente Reichstag in Regensburg.

Eine entscheidende Wendung trat für den Reichstag ein, als er im Jahr 1663 permanent in Regensburg beisammen blieb und nun nicht mehr von den Fürsten persönlich, sondern von ständigen Gesandten besucht wurde. Die Weitläufigkeiten und Förmlichkeiten, die von der Instruktion und Vollmacht bis zur Vollendung eines Reichsschlusses bei etwa dreihundert schlaffen, gleichgültigen oder widerwilligen Reichsständen sich ergaben, machten die Verhandlungen dieser Versammlung, welcher vor dem Krieg noch ein großes politisches Gewicht beiwohnte, in dem Jahrhundert nach dem Frieden zum Zerrbild einer gesetzgebenden und regierenden Macht. „Da Hunderte von politisch toten und daher eifersüchtigen und mißtrauischen Reichsständen zu stimmen hatten, sagt Perthes, da für jede neue Anordnung in jedem Reichskollegium, um dessen Ja zu erhalten, sich eine Majorität gebildet haben mußte, da ferner alle drei Reichskollegien, das der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte, übereinstimmen und endlich auch der Kaiser einwilligen mußte, um einen sogenannten Reichsschluß hervorzurufen, so war es fast eine Unmöglichkeit, daß für die gemeinsam deutschen Angelegenheiten jemals eine kräftige und belebende Anordnung getroffen ward. Die kaiserlichen Wahlkapitulationen und der Westfälische Frieden, sowie die politischen Bedürfnisse Deutschlands, hatten dem Gesandtenkongreß zu Regensburg Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit für die Reichskonföderation zur Beratung und Erledigung vorgelegt; aber nur selten wurden sie in andrer Weise als auf dem Ansagezettel zur Sprache gebracht und dann durch den Beschluß beseitigt: Stände wollten sich baldigst mit Wegräumung der betreffenden Übelstände beschäftigen. Kam wirklich einmal ein Reichsschluß von einiger Bedeutung zu stande, so war es längst Reichsherkommen geworden,

die Reichsgesetze entweder gar nicht zu befolgen oder ihre Befolgung doch nur als einen Akt der Gnade zu betrachten." Statt ernster Arbeiten behandelte dann der Reichstag die erbärmlichsten Dinge, Etikette- und Zeremoniellfragen, Rang- und Titelangelegenheiten mit einer geradezu lächerlichen Gründlichkeit. Ein berühmter Streit, der die Regensburger Gesandten mehr als die wichtigsten Fragen der Politik beschäftigte und aufregte, entspann sich z. B. darüber, welcherlei Vertreter auf grünen oder auf roten Samtstühlen zu sitzen das Recht hätten. Es kam schließlich dahin, daß der Reichstag selbst von den deutschen Reichsständen kaum mehr beschickt, von den Fremden aber mit offenem Hohn behandelt wurde.

Wie die Organe der Reichsgewalt nach dem Westfälischen Frieden das Bild des Verfalls und der Ohnmacht darboten, so auch ihre Äußerungen auf denjenigen Gebieten des öffentlichen Lebens, wo überhaupt von einer gemeinsamen staatlichen Thätigkeit noch die Rede sein konnte, zunächst im Justizwesen. Die alte Rechtsanschauung, daß der König der höchste Richter im Reich, die Quelle aller Jurisdiktion sei, war längst in der Praxis dahin umgewandelt worden, daß die Gerichtsbarkeit innerhalb der einzelnen Territorien ein landesherrliches Recht, ein Bestandteil der Landeshoheit wurde und höchstens noch einer obersten Aufsicht der Reichsgewalt unterworfen war. Als wichtigster Inhalt der kaiserlichen Justizhoheit blieb nur die Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare, doch auch diese nur in höherer Instanz, wenn den Verklagten das Recht der „Austräge" zustand. Hinsichtlich der Mittelbaren war jede Appellation an die Reichsgerichte in Kriminalsachen ausgeschlossen, und in Zivilsachen nur in höherer Instanz gestattet. Reichsjustizwesen.

Doch waren auch in dieser Beziehung fast alle größeren Territorien durch besondere privilegia de non appellando eximiert; nur Beschwerden wegen verweigerter oder verzögerter Justiz und Klagen wegen unheilbarer Nichtigkeit konnten auch aus solchen privilegierten Ländern vor den Reichsgerichten angenommen werden. Nur in Ausnahmsfällen, wie Landfriedensbruch- und Fiskalsachen, konnten gegen Mittel- und Unmittelbare die Austräge und die unteren Instanzen zu gunsten der Reichsgerichtsbarkeit umgangen werden. Im übrigen traf der Frieden ausdrückliche Vorsorge, daß die beiden Reichsgerichte nicht ihre Kompetenz durch Eingriffe in das Recht der Austräge oder die erste Instanz der Territorialgerichte überschritten. Nur geringe Überreste der mit der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Landesherren konkurrierenden Jurisdiktion des Kaisers über Landesunterthanen in erster Instanz erhielten sich als „kaiserliche Landgerichte" an einzelnen Orten, wie das Hofgericht zu Rottweil, das kaiserliche Landgericht in Schwaben, das Landgericht des Burggrafentums Nürnberg zu Ansbach, des Herzogtums Franken zu Würzburg und Bamberg, eine seltsame Justizanomalie, die zu vielen Klagen Anlaß gab. Immerhin hätte die Justizhoheit des Reichs damit noch einen umfassenden Wirkungskreis gehabt, wenn nicht ihre Organe, die beiden Reichsgerichte, einem immer unheilbareren Verfall entgegengegangen wären. Wir haben mehrfach von der Gründung, Zusammensetzung und Wirksamkeit der beiden höchsten Justizhöfe, des Reichskammergerichts und des Reichshofrats, gehandelt, sowie von den vielfachen Übelständen, die sich bei denselben zeigten und zu unaufhörlichen Klagen und Besserungsversuchen führten. Der Westfälische Frieden ordnete zwar das Reichsjustizwesen in mehreren Punkten, die völlige Reform aber wurde dem nächsten Reichs-

tag überlassen, ohne daß die tiefliegenden Schäden jemals gründlich geheilt worden wären. Das **Reichskammergericht** sollte nach den Stipulationen des Friedens fortan zu gleichen Teilen aus Beisitzern beider Religionen bestehen und durch Präsentation der Stände gebildet werden, so daß dem Kaiser nur die Besetzung der Präsidenten- und zweier Assessorstellen überlassen wurde. Das Kammergericht erhielt in der Folge bis zum Ende des Reichs (1689—1806) seinen Sitz in **Wetzlar**, allein ein Tribunal, dessen Jurisdiktion die größeren Territorien sich allmählich zu entziehen wußten, das niemals vollzählig und regelmäßig besoldet war, das der Bestechung und Parteilichkeit Thür und Thor öffnete, bei dem im Laufe der Jahre viele tausende von unerledigten Prozessen aufliefen, bei dem die Visitationen eine bodenlose Korruption zu Tage brachten, bis diese selbst einschliefen und unterblieben, ein solches Tribunal artete allmählich zu einem wahren Zerrbild aller Rechtspflege aus. Auch hinsichtlich des **Reichshofrats**, dessen mit dem Kammergericht konkurrierende Gerichtsbarkeit der Kaiser als das Palladium seiner Justizhoheit betrachtete, wurden im Frieden einige Reformen angeordnet, und endlich die vielbestrittene Gerichtsbarkeit dieses Kollegiums reichsgrundgesetzlich anerkannt. Die Prozeßordnung des Kammergerichts wurde auch auf ihn übertragen und dann mit einigen Abänderungen als „Reichshofratsordnung" publiziert; auch in diesem ausschließlich vom Kaiser ernannten Gericht wurden einige evangelische Beisitzer angestellt, freilich nicht genug, um, wie das Friedensinstrument wollte, die Parität zu wahren. Dem Kurfürsten von Mainz wurde das Recht der Visitation zugesprochen und als Rechtsmittel für Parteien, die sich widerrechtlich benachteiligt glaubten, anstatt der beim Kammergericht üblichen Revision die Appellation an kaiserliche Majestät und die nochmalige Prüfung ihrer Sache durch andre Räte eingeräumt, Reformen, die allerdings zum großen Teil auf dem Papier blieben oder in verkümmerter Gestalt ins Leben traten. Mit der reichsgrundgesetzlichen Anerkennung des Reichshofrats wurde auch dessen mit dem Kammergericht völlig konkurrierende Gerichtsbarkeit nicht mehr bestritten, so daß die Wahl unter beiden dem Kläger oder Appellanten freistand. Eine ausschließliche Jurisdiktion übte der Reichshofrat nur in allen italienischen Sachen, in Prozessen, wo es sich um Absprechung ganzer Reichslehen handelte, und in allen Kriminalsachen der Reichsunmittelbaren. In einzelnen Fällen sollten ferner die Parteien von den Reichsgerichten an den Reichstag verwiesen werden, so wenn über den Sinn der Reichsgesetze ein Zweifel entstand oder wenn unter den Richtern beider Konfessionen eine Meinungsverschiedenheit eintrat, so daß sämtliche katholische Stimmen sämtlichen evangelischen gegenüberstanden. Über die **Achtserklärung** von Reichsständen und die Entsetzung von der Landeshoheit, die während des Kriegs anstatt des früher üblichen „Fürstenrechts" lediglich aus kaiserlicher Willkür oder höchstens durch einen Spruch des Reichshofrats erfolgt war, sollte nach der Bestimmung des Friedens der nächste Reichstag eine Entscheidung treffen. Erst im Jahr 1711 kam jedoch hierüber ein Reichsschluß zu stande, wonach die Reichsgerichte zwar den Prozeß führen, das Urteil aber vom gesamten Reichstag gefällt und im Namen des Kaisers verkündet werden sollte.

Reichskriegswesen.

Die traurigste Seite der gesamten Reichsverfassung war unstreitig das **Kriegswesen**. Nur im Fall eines Reichskriegs aus den unzusammenhängenden und ungleichmäßigen Kontingenten der einzelnen Stände gebildet, ohne übereinstimmende Bewaffnung, Disziplin und Übung, von gegenseitiger Mißachtung und Eifersucht erfüllt, im Augenblick der Not erst bunt zusammengewürfelt und der einheitlichen Führung entbehrend, diente die Reichsarmee nur

zum Gespött und Ärgernis, wo sie im Feld erschien; die gemeinsame Wehrkraft der großen streitbaren und kriegstüchtigen deutschen Nation stellte sich dar als ein kläglicher Haufen zusammengelaufenen, zuchtlosen, feigen Gesindels Durch einen Reichsschluß des Jahres 1681 wurde die Reichsarmee im „Simplum“ auf 40,000 Mann, 12,000 zu Pferd und 28,000 zu Fuß, festgesetzt, diese Mannschaft auf die zehn Kreise verteilt und jedem der letzteren die weitere Verteilung auf die kreisangehörigen Stände überlassen. Bei Ausbruch eines Reichskriegs wurde dann beschlossen, ob das Doppelte, Dreifache u. s. w. dieser Quote zu stellen sei. Der oberste Befehlshaber wurde von Kaiser und Reich auf dem Reichstag ernannt; die unteren Führer aber waren von den einzelnen Ständen eingesetzt, oft von verschiedenen in demselben Regiment. Für die innere Einrichtung und Disziplin des Heeres war die Reiter- und Fußknechtbestallung Maximilians II. aus dem Jahr 1570 maßgebend. Überdies sorgte der Westfälische Frieden noch ausdrücklich dafür, daß die ohnehin unbeholfene und unbrauchbare Militärmacht des Reichs der freien Verfügung des Reichsoberhauptes möglichst entzogen wurde, durch die Bestimmungen, daß der Kaiser in der Reichsstände Landen keine neuen Festungen errichten oder bereits vorhandene wiederherstellen oder mit Besatzung belegen dürfe (Kehl und Philippsburg waren in der Folge die einzigen Reichsfestungen, und diese im kläglichsten Verfall) und daß ein Reichskrieg, auch ein Exekutionskrieg gegen Reichsstände, nur unter Zustimmung des Reichstags beschlossen werden könne, ebenso wie ein Reichsfrieden.

In demselben Verfall wie das Kriegswesen befand sich auch das Finanzwesen. Eigne Einnahmen besaß das Reich so gut wie nicht, und auch dauernde und feste Steuern waren, mit Ausnahme der höchst unregelmäßig einlaufenden „Kammerzieler“ zur Unterhaltung des Reichskammergerichts, nicht vorhanden. Trat das Bedürfnis ein, so mußten außerordentliche Reichssteuern mit Bewilligung des Reichstags ausgeschrieben werden. Zu diesem Zweck wurde bis zum Untergang des Reichs das seltsame und unbillige Steuersystem beibehalten, welches unter dem Namen der „Römermonate“ bekannt ist. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1521 zur Krönung nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichnis der Reichsstände angefertigt und jedem derselben die Stellung einer bestimmten Anzahl Mannschaften und der dazu erforderliche monatliche Sold auferlegt. Auf Grund dieser Wormser Reichsmatrikel bestimmte man auch in der Folge die Geldbeiträge der Reichsstände zu außerordentlichen Reichsbedürfnissen. Gleich anfangs ungenau und ungerecht und keineswegs mit der Aussicht auf jahrhundertelange Dauer angefertigt, wurde diese Matrikel mit der Zeit, je nachdem einzelne Reichsstände in die Höhe kamen oder in Verfall gerieten, zu einem höchst unbilligen Steuerfuß, der zu den mannigfachsten und gegründetsten Klagen Anlaß gab. Allein die Heilung so tiefliegender und eingewurzelter Schäden verschob man von einem Reichstag zum andern. Der Erfolg von Reichssteuern war denn

Reichsfinanzwesen.

auch danach. Ein Römermonat sollte 128,000 Gulden ertragen, wenn aber 50,000 wirklich eingingen, konnte man froh sein. Fiskalische Prozesse und Exekutionen waren unendlich weitläufig und führten dennoch in den meisten Fällen nicht zum Ziel. Dazu kam, daß der alte Rechtsstreit, ob in Kontributionssachen die Stimmenmehrheit gelte oder nur freie Einwilligung jeden einzelnen Stand verpflichte, niemals entschieden und somit die wichtigste Frage des Reichsfinanzrechts ungelöst gelassen wurde. In der That war es so ziemlich in das Belieben jedes einzelnen Reichsstandes gestellt, ob er zahlen wolle oder nicht, und die großen pflegten mit dem schlechten Beispiel voranzugehen.

Unerledigte Fragen des Reichsstaatsrechts.

Wie mehrfach aus obigen Andeutungen hervorgeht, waren die Bestimmungen und Reformen, welche der Westfälische Frieden hinsichtlich der Reichsverfassung enthielt, durchaus ohne System, Plan und Vollständigkeit, zufällige Festsetzungen, nichts weniger als eine umfassende Kodifikation des Reichsstaatsrechts, für welches nach wie vor zum großen Teil das Herkommen die einzige gesetzliche Norm war. Eine ganze Reihe der wichtigsten Fragen wurden nur angeregt und besprochen, auf künftige Reichsversammlungen vertagt und meistens gar nie erledigt. Außer andern bereits angeführten verschobenen und zweifelhaft gelassenen Punkten kam damals auch die Abfassung einer beständigen kaiserlichen Wahlkapitulation zur Sprache, die als Reichsgrundgesetz von sämtlichen Reichsständen, nicht wie bisher allein von den Kurfürsten entworfen werden sollte, ein Vorschlag, der nach mehreren vergeblichen Versuchen endlich im Jahr 1711 zur Ausführung gebracht wurde. Ferner äußerten die Reichsstände Bedenken, ob eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers, das Mittel, wodurch die Kaiserkrone seit zwei Jahrhunderten im Hause Österreich erblich geworden, der freien Entscheidung der Kurfürsten gleich den Kaiserwahlen überlassen bleiben solle, oder ob über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer römischen Königswahl die gesamten Reichsstände zu beschließen hätten. Auch hierüber kam es erst im Jahr 1711 zu einem Vergleich, wonach den Kurfürsten vorgeschrieben ward, nur in dringenden Fällen eine solche Königswahl vorzunehmen. Noch eine Reihe andrer wichtigen Fragen der Reichsverfassung wurden damals vertagt, ohne freilich auch nachher ihre Erledigung zu finden, wie die Revision des Reichssteuerwesens, wie die Verbesserung der Reichspolizeiordnung, die Einrichtung der Reichsdeputationen, die Regelung des Direktoriums in den Reichskollegien und Kreistagen, die Reform des Reichspostwesens, welches sich seit Kaiser Maximilians I. Zeit im Besitz des Hauses Taxis befand, aber durch Einrichtung landesherrlicher Posten in den größeren Territorien in seinem Wirkungskreis sehr beschränkt wurde. Fast alle diese Reformpläne schleppten sich als gute Vorsätze von einem Jahr zum andern hin, bis das Reich zusammenbrach und das Reichsstaatsrecht mit allen seinen erledigten und unerledigten Fragen als historische Ruine dastand.

Die deutsche Reichspublizistik.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie spät in Deutschland eine wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des Staatsrechts erwachte, und als man sich endlich mit solchen Studien abgab, wie lange es dauerte, bis man aus dem Dunstkreis mystischer Phantasie und philosophischer Abstraktion den Weg zu nüchterner Kritik und unbefangenem praktischen Urteil fand. Wir kennen die mittelalterlichen Ideen von einer christlichen Universalmonarchie, von einer Weltherrschaft, die sich von den Römern auf die Griechen und von da durch Karl d. Gr. auf die Deutschen fortgepflanzt habe, alle Könige und Völker der Christen-

heit umfasse und dauern werde bis an das Ende der Dinge. Diese phantastischen Ideen wurden fortgesponnen von Geschlecht zu Geschlecht, auch in Zeiten, da die Träger der Krone des heiligen Reichs längst von der stolzen Höhe der großen Kaisergestalten des Mittelalters herabgestiegen waren. Der deutsche Reichsstaat, wie er sich seit dem Untergang der Hohenstaufen gestaltet, widersprach freilich in jedem Zug dem kunstreichen Bild, welches Philosophen, Dichter und Staatsgelehrte von dem allumfassenden und allmächtigen römischen Reich entwarfen; aber dennoch dauerte es unendlich lange, bis man das deutsche Staatsrecht auf treuem historischen Studium und unbefangener Würdigung der konkreten Thatsachen aufzubauen lernte. Die alten Philosophen und Kirchenväter, Aristoteles und Cicero, Augustin und Thomas von Aquino, das kanonische und das langobardische Lehnrecht, und insbesondere das Corpus juris und die Glossatoren galten als Quellen für das deutsche Staatsrecht, nicht aber Reichsgesetze und geschichtliche Thatsachen. Unbedenklich wurden nicht nur die privat-, sondern auch die staatsrechtlichen Grundsätze der späteren römischen Kaiserzeit auf die gänzlich anders gearteten deutschen Verhältnisse unmittelbar übertragen, das absolute Cäsarenrecht den ohnmächtigen und auf Schritt und Tritt gebundenen deutschen Kaisern beigelegt, der Reichstag als Senat, die Fürsten als Präfekten oder Statthalter betrachtet. So entstand eine tiefe Kluft zwischen der Wissenschaft und dem realen Leben, und noch ein Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden gab es Köpfe, die es nicht anerkennen wollten, daß die Summe und der Inbegriff des deutschen Staatsrechts nicht in dem Gesetzbuch Justinians enthalten sei, und daß man einen modernen Staat auch nach andern Gesichtspunkten betrachten könne als nach dem Schema des Aristoteles. Erst mit der Reformation zeigten sich die Anfänge einer kritischen und historischen publizistischen Betrachtungsweise.

Während Peter von Andlo (Andlau im Elsaß), den man an der Spitze der systematischen Darstellungen des deutschen Staatsrechts aufzuzählen pflegt, noch ganz in den alten Anschauungen lebt und die Theorie von den beiden Schwertern in einer Zeit ausspinnt, da die zwei Häupter der Christenheit ein klägliches Bild des Verfalls und der Ohnmacht darboten, gab die Kirchenerneuerung zuerst den Anlaß, den kaiserlichen Ansprüchen gegenüber Recht und Freiheit des deutschen Fürstentums, auf welchem das Heil der evangelischen Lehre beruhte, zu verfechten. Um dieselbe Zeit ging auch von dem neugegründeten Reichskammergericht die Anregung aus, praktische Fragen des deutschen Staatsrechts nach juristischen und historischen Grundsätzen zu untersuchen. Zugleich wurde die Geschichtswissenschaft durch die Thätigkeit der Humanisten vertieft und erweitert. Seit dieser Zeit begann man nun an der unmittelbaren Gültigkeit des Corpus juris und der Autorität des Bartolus und Baldus zu zweifeln. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts erschienen eine Reihe systematischer Darstellungen des deutschen Staatsrechts, in denen sich durch den überkommenen Wust falscher Quellen, unpraktischer Methoden und unhaltbarer Theoreme eine richtige, nüchterne und gesunde Anschauung vom deutschen Staat Bahn zu brechen beginnt. Auf Andreas Knichen und Regner Sixtinus, welche die fürstliche Landeshoheit wissenschaftlich festzustellen

Andlo. c. 1460.

Paurmeister. 1553—1608. unternahmen, folgten Tobias Paurmeister, geboren zu Kochstädt bei Halberstadt, der eigentliche Begründer der deutschen Reichsstaatsrechtslehre in seinem Werk De Jurisdictione imperii Romani, welches bereits durchaus auf deutschen Rechts-
Arumäus. 1579—1637. quellen beruht, und Dominikus Arumäus (aus dem friesischen Geschlecht von Arum), der Stifter einer eignen staatsrechtlichen Disziplin und publizistischen Schule auf der Universität Jena.

Limnäus. 1592—1663. Des letzteren bedeutendster Schüler war Johann Limnäus aus Jena, das »Oraculum in jure publico« genannt, der Verfasser einer systematischen Darstellung des öffentlichen Rechts in Deutschland, welche mehr als ein Jahrhundert wissenschaftlich und praktisch die höchste Anerkennung genoß. Mit Entschiedenheit und Konsequenz führt er den Grundsatz durch, daß das deutsche Staatsrecht lediglich auf deutschem Gesetz und Herkommen aufzubauen sei, nicht auf fremden Rechten, daß die kaiserliche Gewalt keine schrankenlose, sondern eine gesetzlich gebundene, daß die Form des Reichs keine rein monarchische, sondern mit überwiegenden aristokratischen Bestandteilen vermischte sei. Der Streit, in welche der drei aristotelischen Kategorien, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, das Deutsche Reich zu rechnen sei, erhitzte um jene Zeit und noch tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein höchlich den Geist der Schulgelehrten, seitdem der französische Publizist Jean Bodin im Reformationszeitalter den ketzerischen Satz von der aristokratischen Natur dieses Staatskörpers in die wissenschaftliche Welt geschleudert. Um die Untersuchung dieser Frage drehte sich seitdem recht eigentlich die ganze publizistische Forschung und Darstellung der deutschen Staatsrechtslehrer, die sich erfolglos zermarterten, die modernen Staatenbildungen in dem klassischen Schematismus des griechischen Altertums unterzubringen. Man half sich meist damit, daß man in Deutschland einen „gemischten Staat" erkannte, bis unbefangene Kritiker zu der Überzeugung kamen, daß man überhaupt mit den veralteten Begriffen klassischer Staatsweisheit in den modernen Zuständen nicht mehr operieren könne. Allein
Reinkingk. 1590—1664. auch noch nach dem Westfälischen Frieden fand die monarchische Natur des Reichs eifrige und begeisterte Verfechter, so namentlich an dem Kurländer Theodor Reinkingk.

Hippolithus a Lapide. Gegen diese kaiserliche Publizistik hat keiner feuriger und fanatischer die fürstliche Landeshoheit und das Recht der Reichsstände verteidigt, als ein Mann, welcher mitten in den Kriegswirren (im Jahr 1640) unter dem Namen Hippolithus a Lapide ein schneidendes Libell in die Welt sandte und darin die ganze Summe des seit Menschenaltern gegen das habsburgische Kaisertum angehäuften Hasses in schwertscharfen Worten dem „Tyrannen" ins Gesicht schleuderte, die Sünden dieses Geschlechts an Deutschland seit zwei Jahrhunderten in unerbittlichster Weise vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung brachte und in flammenden Ergüssen die deutschen Fürsten und die fremden Kronen zur Rache, zur Abwehr der Knechtschaft, zur Rettung der deutschen Freiheit und Reichsverfassung aufrief. In der deutschen Fürstenaristokratie sei das Kaisertum von Rechtswegen nur ein wesenloser Schatten, ein glänzender Zierrat ohne jede thatsächliche Macht, gleich der Würde des Dogen in Venedig oder des Königs der polnischen Adelsrepublik; aber von Anbeginn an habe das Haus Österreich die Schranken des Gesetzes und Herkommens zu durchbrechen und auf den Trümmern des Fürstenrechts ein absolutes Dominat zu gründen gesucht; nur durch die Vernichtung dieses Hauses oder seine Vertreibung aus Deutschland könne die gewaltige Gefahr von dem Reich abgewendet werden. Der große Krieg hatte auch die Leidenschaften der Gelehrten und Litteraten mächtig aufgeregt; Legionen von Flugblättern, Streitschriften, Brandbriefen, Satiren und Pasquillen voll Hohnes und Zornes waren von beiden Seiten ausgegangen; keines dieser flüchtigen Kinder der Tagesschriftstellerei aber hat einen so nachhaltigen und tiefen Eindruck hinterlassen, als das kleine Werk »De

ratione status in imperio nostro Romano-Germanico«, von einem Verfasser, der das gründliche Wissen des mit Beweisstellen und Argumenten wohlausgerüsteten Schulgelehrten mit dem glühenden Haß des Parteimannes verband. Je weniger gegen die vielen treffenden Wahrheiten des Buches einzuwenden war, um so mehr reizte die „lästerliche Scharteke" den ganzen Zorn der Reichspublizisten alten Schlags. Man meinte, eine verlorene Schlacht habe dem Kaiser nicht weher thun können, als dies Libell, welches auf den Triumph der antikaiserlichen Tendenzen im Westfälischen Frieden von unverkennbarem Einfluß war. Noch in unserm Jahrhundert wurde der Name des Hippolithus a Lapide benutzt, um das Haus Österreich vor der Welt mit Anklagen und Schmähungen zu überhäufen. Als den Verfasser der pseudonymen Schrift hat man mit gutem Grund Philipp Bogislaw von Chemnitz vermutet, der in Stettin geboren, in holländischen und schwedischen Kriegsdiensten emporgekommen und als schwedischer Rat und Historiograph gestorben ist; seine äußerst umfangreiche Geschichte der schwedischen Waffenthaten in Deutschland ist ein gründliches und verdienstliches, wenngleich ebenfalls von Parteieifer nicht freies Werk. Chemnitz. 1605—1678.

Ein ähnliches, jedoch ruhiger gehaltenes Buch ist das im Jahr 1667 erschienene Schriftchen „Über die Staatsform des Deutschen Reichs" von Severinus de Monzambano, unter welchem Namen sich der berühmte Samuel Pufendorf verbirgt. Wir werden auf den gefeierten Begründer des Natur- und Völkerrechts, den gelehrten und gründlichen Historiographen der schwedischen und brandenburgischen Geschichte in der Folge, bei Darstellung der wissenschaftlichen Litteratur dieses Zeitraums, zurückkommen. Der erwähnte Abriß des positiven deutschen Staatsrechts zeugt von dem außerordentlich scharfen und klaren Blick dieses Denkers, vor welchem die realen Verhältnisse sich darstellen, wie sie sind, frei von allen Phantasien und konventionellen Doktrinen. Das Reich ist ihm weder eine Monarchie, noch eine Aristokratie, es paßt überhaupt nicht in die engen Kategorien des Aristoteles, sondern nähert sich dem Bund selbständiger Staaten, ein unregelmäßiges Gebilde, ein „Monstrum", das einzig in seiner Art dastehe. Gleich dem Hippolithus erregte diese staatsketzerische Behauptung den höchsten Abscheu der Reichspublizisten vom alten Schlag. Die geschichtliche Entstehung des deutschen Fürstentums, das Verhältnis von Reichsgewalt und Landeshoheit, die Rechtsstellung des Kaisers und der Reichsstände wird in ungemein treffender und scharfer Weise skizziert, und mit wahrhaft staatsmännischem Blick werden die Schäden dieser Staatsbildung aufgedeckt und die Heilmittel angedeutet. Pufendorf. 1632—1694.

Um dieselbe Zeit fand das deutsche Territorialstaatsrecht eine treffliche Bearbeitung in dem „Fürstenstaat" des Veit Ludwig von Seckendorf, geheimen Rats unter Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, einem Buch voll gesunder staatsrechtlicher Ansichten und verständiger wohlmeinender Regierungsgrundsätze, das in der Zeit des schrankenlosen fürstlichen Absolutismus dem Landesherrn einen weisen und maßvollen Gebrauch seiner Gewalt und Achtung vor den Rechten der Stände und Unterthanen zur Pflicht macht. Seckendorf. 1626—1692.

Die völkerrechtliche Stellung der deutschen Reichsfürsten, wie sie der Westfälische Frieden gesetzlich anerkannte, begründete der große Leibniz unter dem Namen Cäsarinus Fürstenerius in einer im Jahr 1677 gelegentlich des Nimwegener Friedenskongresses geschriebenen Abhandlung (De jure suprematus etc.) nach einer neuen, freilich mehr auf geistreichen Hypothesen als historischen Wahrheiten beruhenden Theorie. Er unterschied von der gewöhnlichen, allen Reichsständen gemeinsamen Landeshoheit die Souveränität oder das Supremat, welches solchen größeren, kurfürstlichen und altfürstlichen Ständen zukomme, die ein Heer aufzustellen und an den europäischen Staatshändeln teilzunehmen die Fähigkeit und das Recht hätten. Solche Reichsstände Leibniz. 1646—1716.

seien andern unabhängigen europäischen Mächten gleichzuachten und bei internationalen Kongressen durch Gesandte ersten Ranges zu vertreten; die kaiserliche Oberhoheit und der Reichsverband, welcher nur eine Union sei, thue dieser souveränen Machtstellung der großen Landesfürsten keinen Eintrag.

Konring. 1606–1681. Während in den zuletzt besprochenen Werken die politische Tendenz in den Vordergrund trat, hatte der Ostfriese Hermann Konring, Professor zu Helmstedt, eine streng wissenschaftlich-kritische Behandlungsweise des Deutschen Rechts angebahnt. In seinem berühmten Werk »De origine juris germanici« erkannte er die Geschichte des römischen Rechts mit genialem Blick, wie dasselbe in Deutschland niemals durch ein Gesetz eingeführt worden, sondern erst seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als subsidiäres und Gewohnheitsrecht Eingang gefunden habe, daher auch nicht die bindende Kraft eines Gesetzbuchs beanspruchen könne, am allerwenigsten im Staatsrecht. An die Stelle der fremden Rechte und der privatrechtlich-zivilistischen Behandlungsmethode des Staatsrechts setzt er in seinen zahlreichen Monographien („Über die Grenzen des Deutschen Reichs" u. v. a.) durchweg praktische Erforschung der einheimischen Rechtsquellen und Staatszustände und kritische historische Untersuchung, wie er denn auch als Urheber einer wissenschaftlichen Statistik gilt. Gleichzeitig begründete der Niederländer Hugo Grotius (S. 665) das allgemeine philosophische Staatsrecht, eine wissenschaftliche That, die auch für die richtige Auffassung und methodische Durchforschung des positiven Staatsrechts in Deutschland von tiefgreifendem Einfluß war.

Die deutsch-historische Richtung, welche Konring der Behandlung des Staatsrechts gegeben, wurde in der Folge insofern übertrieben, als man auf die antiquarische Ergründung der früheren Rechts- und Staatszustände einen allzu großen Wert legte, das praktische Recht der Gegenwart, die historischen Thatsachen der jüngsten Vergangenheit darüber vernachlässigte und vielfach geistreiche Hypothesen und willkürliche Konjekturen an die Stelle nüchterner kritischer Forschung setzte. In diesen Fehler verfielen

H. v. Cocceji. 1644–1715. namentlich Heinrich v. Cocceji, der Vater des noch berühmteren preußischen Großkanzlers und Justiz- und Rechtsreformators Samuel v. Cocceji, und der Kanzler der Uni-

Ludewig. 1668–1743. versität Halle, Joh. Pet. v. Ludewig, der im Verein mit seinem wahrheitsliebenderen und kritischeren Kollegen und litterarischen Gegner Gundling diese neugegründete Hochschule zum Mittelpunkt publizistischer Studien machte. Erst nachdem auch jene Gefahr überwunden war und die praktische Jurisprudenz, die zweckmäßige Verwertung der neueren Rechtsgeschichte die antiquarisch-historische Forschung aus ihrem allzu breiten Platz gedrängt hatte, konnte die deutsche Staatsrechtswissenschaft mit echtem Material und richtiger Methode aufgebaut werden. Das ist insonderheit das Verdienst der beiden Heroen der deutschen Publizistik Johann Jakob Moser und Johann Stephan Pütter, deren wissenschaftliche Bedeutung wir in der Folge werden kennen lernen.

3. Die deutschen Territorien. Brandenburg bis zur Thronbesteigung des großen Kurfürsten.

Die deutsche Landeshoheit im Westfälischen Frieden. Während die Zentralgewalt gelockert, der Reichsstaat zu einer gewaltigen Ruine geworden war, hatte sich schrankenlos und üppig die Landeshoheit entwickelt. Indem der Westfälische Frieden sämtlichen Reichsständen die freie Ausübung der Territorial- und Hoheitsrechte verbürgte und die Landesherrschaft thatsächlich fast unabhängig von Kaiser und Reich stellte, schuf er zwar

keine neuen staatsrechtlichen Formen, gab aber einer jahrhundertelangen Entwickelung die reichsgrundgesetzliche Sanktion. Der Kaiser sträubte sich lange, auch die Fragen, welche das Reich im Innern betrafen, zum Gegenstand der Verhandlungen mit fremden Kronen zu machen; allein diese wollten nicht davon abstehen, Schutzwehren für die ihnen so nützliche „Freiheit der deutschen Reichsstände" zu errichten. Wenn bisher die kaiserliche Publizistik den Inbegriff des Territorialrechts nur in einzelnen, besonders verliehenen Regalien und Privilegien erblickt hatte, so wurde jetzt im Westfälischen Frieden die volle Landeshoheit sämtlicher Reichsstände anerkannt. Ausdrücklich wurden auch die Reichsstädte hinsichtlich der territorialen Rechte den höheren Ständen gleichgestellt und durch die Erklärung der Uneinlösbarkeit von Reichspfandschaften in ihrer reichsfreien Stellung gesichert; und auch die unmittelbaren Glieder des Reichs, welche keine Reichsstandschaft und Vertretung auf dem Reichstag besaßen, die Reichsritterschaft und das wunderliche Gebilde der „Reichsdörfer", das sich in mehreren Exemplaren in Schwaben erhalten hatte, verschmähte der Frieden, in seinem Bestreben, die Reichsgewalt zu zersetzen, nicht, in ihrer Selbständigkeit sicherzustellen. Insbesondere wurde auf Betrieb der fremden Kronen ausdrücklich das Recht der Reichsstände anerkannt, sowohl unter sich als mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, wofern dieselben nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet waren, eine Bestimmung, welche das Reich nach außen jedes gesamtstaatlichen Charakters entkleidete und es als eine lockere Konföderation selbständiger Gewalten hinstellte. Und wie nach außen die deutschen Territorien als souveräne Staaten auftraten, so schlossen sie sich auch nach innen mehr und mehr in absoluter Machtfülle ab. Die Unteilbarkeit und Primogeniturordnung, die in jenen Zeiten allgemein eingeführt wurde, hinderte fortan die Zersplitterung der Territorien. Das absolutistische System nach dem Vorbild der großen europäischen Monarchien fand auch in den engen Verhältnissen der kleinen deutschen Fürstentümer Nachahmung. Seit dem siebzehnten Jahrhundert war die Bedeutung der Landstände entschieden im Sinken begriffen. Bei der Landesgesetzgebung hielt man ihre Mitwirkung schon nicht mehr für erforderlich. Nur die Unmöglichkeit, die ständische Bewilligung bei der Besteuerung zu umgehen, gab eine Zeitlang noch Veranlassung zur Einberufung der Landtage. Zwar strebten die Regierungen danach, auch den Aufwand für die Landesbedürfnisse lediglich von ihrem Gutdünken abhängig zu machen und sogar durch Reichsgesetze ein solches Recht bestätigen zu lassen, doch vermochten sie mit diesem Grundsatz damals noch nicht völlig durchzudringen. Nur zur Bestreitung dessen, was zur Reichs- und Landesverteidigung gehörte oder regelmäßig hergebracht, waren die Landstände von Reichswegen verpflichtet, was darüber hinausging, konnten die Landesherren nur mit freier Einwilligung ihrer Stände erlangen. Allein mit dem Verfall des ganzen Instituts schwand auch die Widerstandskraft gegen unbillige landesherrliche Zumutungen, zumal die

höheren Gattungen der Landstände, Prälaten und Ritterschaft, sich im Besitz fast voller Steuerfreiheit zu erhalten wußten und darum den pekuniären Ansprüchen ihrer Landesherren energisch entgegenzutreten kein Interesse hatten. So fiel die ganze Last auf die Städte und Bauern und wurde um so drückender, je kostspieliger das höfische Leben und der Aufwand auch der kleineren Herren wurde, je größere Summen die moderne Regierungsweise mit ihren zahllosen überflüssigen Beamten und Hofleuten und der ganze souveräne Flitter in thörichter Nachahmung des französischen Hofes erforderte. Das gesamte landständische Wesen kam mit der Zeit in den meisten Territorien ab oder wurde doch höchstens noch als eine ehrwürdige Form ohne wirkliche Bedeutung beibehalten, wie in Württemberg, Kursachsen, Braunschweig, Mecklenburg u. a. L., wo die landständische Verfassung sich verhältnismäßig am kräftigsten fortpflanzte. Ein wirksames Mittel zur Begründung des fürstlichen Absolutismus war die Unterhaltung stehender geworbener Heere, die seit dem Westfälischen Frieden Sitte wurde.

Charakter der verschiedenen Territorien. Wir dürfen nicht verkennen, daß in vielen der größeren Territorien, in Brandenburg, Sachsen, Bayern, Württemberg, Hessen, den welfischen Herzogtümern u. a., die Landeshoheit nach den neuen Begriffen zur Bildung lebensfähiger und geordneter Staaten benutzt wurde, daß bei der Unfähigkeit und Ohnmacht der Reichsgewalt, die nicht mehr zum Leben zu erwecken war, das nationale Heil, die öffentliche Wohlfahrt auf der kräftigen Entwickelung der größeren Gebiete beruhte, die zur Erfüllung ihrer Aufgaben die hinreichenden Mittel besaßen. Es trat auch nach dem Dreißigjährigen Krieg und in den letzten Jahren desselben eine Fürstengeneration auf, die viele treffliche Mitglieder zählte, darunter der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Herzog Ernst der Fromme von Gotha, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der alte August von Braunschweig-Wolfenbüttel; auch an den beiden im Krieg so hart geprüften Fürsten von der Pfalz und Württemberg, Karl Ludwig und Eberhard III., war trotz ihres natürlichen Leichtsinns die harte Schule des Lebens nicht ganz spurlos vorübergegangen, und der Anblick ihrer verwüsteten und entvölkerten Länder erinnerte sie doch bisweilen an ihre landesherrlichen Pflichten. Allein lange hielt das furchtbare Gericht des großen Kriegs bei der deutschen Fürstenschaft nicht vor; bald kam die Zeit des maßlosen Absolutismus, der frevelhaften Volksbedrückung, der sündigen Üppigkeit und Verschwendung, wodurch sich die meisten Fürsten im Zeitalter Ludwigs XIV. schändeten. Und doch vermochten trotz aller Verirrungen ihrer Landesherren die großen Reichsfürstentümer immer ihrer staatlichen Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden. Allein über die Hälfte deutscher Unterthanen lebte in politischen Mißbildungen, die zu keiner Zeit die Fähigkeit in sich trugen, Staaten im würdigen Sinne dieses Wortes zu sein. Weitaus die meisten Reichsstände, die mit diesem Anspruch auftraten, fristeten als abgestorbene und erstarrte Glieder ein trauriges Dasein, das nur durch die wunder-

bare Ungunst der politischen Verhältnisse und Ereignisse so lange Bestand haben konnte. Dahin gehören in erster Linie die reichsritterlichen Gebiete, die sich am Rhein und in Süddeutschland, mehr als tausend an Zahl, ausdehnten, große Grundbesitzungen mit umfassenderer Gewalt über die Bauern als bei andern Grundherren, aber nimmermehr Staaten, und doch von jeder Unterordnung unter eine Landesherrschaft befreit und mit den in solcher Hand verderblichen Attributen der Souveränität ausgerüstet. Nachdem die kriegerische Bedeutung dieses Standes gänzlich abhanden gekommen war, verbrachten die besten der freien Reichsritter ihre Tage in Bewirtschaftung ihrer Güter und patriarchalischer Fürsorge für ihre Bauern oder in fremden Hof- und Kriegsdiensten, die meisten aber in tollen Ausschweifungen, in Jagd und Trunk und einem unmäßigen Aufwand, der mit den drückendsten Steuern, Leistungen, Fronen der Unterthanen nicht bestritten werden konnte und alle diese Territorien in schwere Schuldenlast stürzte. Nicht viel besser waren die Reichsgrafschaften, welche sich in den vielzersplitterten Kreisen Schwaben, Oberrhein, Franken, Westfalen mitten zwischen reichsritterlichen Gebieten, freien Städten, Reichsabteien und Fürstentümern, meist wenige Quadratmeilen groß, ausbreiteten. Es gab auch solche, welche, wie das Burggrafentum Rheineck, nur ein Schloß, zwölf arme Unterthanen, einen Juden und ein paar Höfe und Mühlen umfaßten. Die Reichsstandschaft, die sie freilich nur in wenigen Kuriatstimmen ausüben durften (S. 1001), unterschied sie von der freien Ritterschaft. Auch hier war im günstigsten Fall ein patriarchalisch-einfaches familiäres Leben des ganzen Staatsgebiets möglich, meistens aber führte die Nachahmung größerer Höfe und fürstlicher Ansprüche in namenlos erbärmlichen Verhältnissen, der Aufwand mit unnützen Beamten und Hofleuten zu unerträglichem Druck. Von einem würdigen staatlichen Leben konnte auch in den geistlichen Gebieten, im stolzen Kurfürstentum so wenig als in der bescheidenen Reichsabtei, die Rede sein. War es doch zu natürlich, daß die Bischöfe und Kapitel, beide ausschließlich aus dem stiftsfähigen Adel genommen, ihre Pfründen zu ihrem und ihrer Familie Nutzen ausbeuteten, daß sie in der Regierung ihrer Lande, an welche sie kein andres Interesse band, lediglich eine einträgliche und bequeme Versorgung erblickten. Der ewige Regierungswechsel in diesen Wahlfürstentümern, deren Landesherren meist in höherem Alter erst zur Herrschaft kamen, stand überdies einer gedeihlichen inneren Politik, einer stetigen und planmäßigen Fürsorge für die geistige und materielle Wohlfahrt der Unterthanen im Weg, auch wenn einmal einer oder der andre der geistlichen Herren einen Versuch dazu machte. Es war eine offenkundige Thatsache, daß die geistlichen Gebiete, obwohl sie die von Natur gesegnetsten Gaue Deutschlands umfaßten, die ärmste, geistesträgste und verkommenste Bevölkerung enthielten, und nur die stumpfeste Gleichgültigkeit, welche in der Abwesenheit mancher Opfer und Anstrengungen, die anderwärts zum Heil des Staats und Volks erfordert wurden, einen Segen

erblickte, wenn auch darüber alle Anstalten für Recht, Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt verfielen, konnte den Satz aussprechen, unterm Krummstab sei gut wohnen. Zu den abgestorbenen und erstarrten Gliedern des Reichs müssen aber auch seit diesen Zeiten die freien Städte gerechnet werden. Das handel- und kunstverständige, kräftige und wohlhabende deutsche Bürgertum war durch den Krieg zu Grunde gegangen. Die gewaltige See- und Handelsmacht der Hansa war durch die nordischen Nebenbuhler, England, Holland, Dänemark in den Hintergrund gedrängt worden; eine Stadt um die andre sagte sich von dem Bund los, bis allein Hamburg, Lübeck und Bremen übrig blieben. Noch mehr hatten die Reichsstädte im Binnenland gelitten, das blühende regsame Leben war geknickt, der Wohlstand auf lange Jahre vernichtet, Handel und Industrie lag danieder; die einstigen Sitze des Reichtums, der Bildung, des Patriotismus und der politischen Einsicht waren fortan der Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit verfallen. Wie ein Bleigewicht hielten auch die Reichsstädte einen politischen Aufschwung der Nation nieder. In den engherzigen Vetterschaften, welche nunmehr die Stadträte besetzten, waren nur wenige Züge des früheren stolzen Patrizierregiments. Selbst die mächtigsten dieser Republiken, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Köln, die Hansestädte, waren nicht mehr fähig und würdig selbständige Staaten zu bilden, wie viel weniger klägliche Gemeinwesen, wie Giengen, Zell am Hammersbach, Leutkirch, Isny, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Aalen, Buchau am Federsee, kleine Land- und Ackerstädte von wenigen tausend Einwohnern, die trotz ihrer gänzlichen Bedeutungslosigkeit und Unfähigkeit als souveräne Mächte bis zum Ende des Reichs ihr Dasein hinschleppten. Gegen die um sich greifende Macht der Landesherren vermochten die Reichsstädte schwer standzuhalten; manche, die bisher ihre Freiheit oder doch eine nahezu reichsfreie Stellung aufrecht erhalten, kamen noch nach dem Westfälischen Frieden unter fürstliche Botmäßigkeit, so die Stadt Münster (nach mehrjährigem Hader und offnem Krieg, wobei der geistliche Demagoge Domdechant Mallinkrodt auf seiten der Bürgerschaft eine einflußreiche Rolle spielte) unter ihren Bischof Bernhard von Galen (1661), Erfurt mit französischer Hilfe, nach langen bürgerlichen Wirren unter Kurmainz (1664), Magdeburg unter Brandenburg (1666), die Stadt Braunschweig unter das braunschweigische Herzogshaus (1671); auch Bremen und Köln erwehrten sich nur mit Mühe der Angriffe der Schweden und des Kurfürsten auf ihre Reichsunmittelbarkeit.

Es genüge hier an diesen Andeutungen über die Schäden der politischen Verfassung und die zahlreichen abgestorbenen, hemmenden, erstarrten Kräfte des Reichs, welche einen Aufschwung des nationalen Lebens und des öffentlichen Rechts niederhielten. Wir werden in der Geschichte der folgenden Zeiten, wo diese Mißstände bis zum Zusammensturz des unterwühlten morschen Baues noch deutlicher und abschreckender hervortraten, Gelegenheit haben, die traurigen und unheilvollen Zustände in unserem öffentlichen Leben zu ausführlicherer Dar-

stellung zu bringen. Hier seien nur noch die Geschicke desjenigen Staats in übersichtlichem Rückblick vorgeführt, welcher in der nächsten Zukunft alle andern an Macht und Bedeutung überragte und den Kern und Mittelpunkt des nationalen Lebens in Deutschland bildete, die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staats.

Das ehemalige Ordensland Preußen fristete seine Tage als eigner weltlicher Staat unter polnischer Oberlehnsherrlichkeit (IX, 57) nicht gar lange. Der erste Herzog, Albrecht von der fränkischen Linie der Hohenzollern, unter dem die evangelische Lehre sich fast des gesamten Landes bemächtigte, war ein schwacher, von Günstlingen beherrschter, mehr und mehr jeder eignen geistigen Thätigkeit entfremdeter Fürst. Dem ehemaligen Ordensadel, der sich in den Genuß großer Privilegien zu setzen gewußt und die landesherrliche Regierungsgewalt auf alle Weise einschränkte, mißtraute der Herzog und umgab sich daher mit ausländischen Räten, unter denen keiner größeren Einfluß erlangte, als der fremde Abenteurer Paul Skalich, ein Mann von zweifelhafter Herkunft, der von den Scala abzustammen vorgab und sich durch allerlei Ränke und Künste in dem Vertrauen des schwachen Herrn festzusetzen wußte. Der Übermut der auswärtigen Günstlinge verletzte endlich den preußischen Adel dermaßen, daß er sich um Hilfe nach Polen wandte. Auf polnische Veranstaltung wurde ein Gerichtsverfahren gegen die herzoglichen Räte eröffnet und drei derselben enthauptet; Skalich hatte sich bereits vorher aus dem Land gerettet. Unter dem jetzt vorherrschenden Einfluß des harten und stolzen einheimischen Adels, der mit dem Landesherrn in fortwährendem Hader lag, wurde die Regierung freilich nicht viel besser. Als der alte Herzog körperlich und geistig gebrochen ins Grab sank, folgte ihm sein fünfzehnjähriger Sohn Albrecht Friedrich. Zugleich aber erlangte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der Gemahl der polnischen Königstochter Hedwig, die vorher auf die fränkische Linie beschränkte Mitbelehnung für sich und seine Nachkommen, im Fall der verwandte preußische Herzogsstamm aussterbe. Der Sohn war ebenso schwach und geistig wenig begabt wie der Vater. Die adligen Regimentsräte hielten den Herzog in schimpflicher Bevormundung und behandelten ihn auf die unziemlichste Weise; die Angst vor Gift, die Furcht vor seinen Zuchtmeistern, der Ärger über sein unwürdiges Dasein brach endlich seine ohnedies nicht starken Geisteskräfte völlig, so daß sein Seelenleben zuletzt in unheilbare Störung geriet. Trotzdem vermählte man ihn mit der Prinzessin Marie Eleonore von Kleve (S. 782), eine Ehe, aus welcher vier Töchter, aber keine männlichen Nachkommen hervorgingen.

Das Herzogtum Preußen. — *Albrecht. † 1568.* — *1568.*

Wir haben früher gesehen, welche Territorialvergrößerung am Niederrhein dem Kurhause Brandenburg aus dieser Verbindung erwachsen ist. Und noch vorher sollte die Aussicht auf Erwerbung des Herzogtums Preußen sich verwirklichen. Zwar der alte Kurfürst Johann Georg (vgl. S. 721) erlebte diese Grundsteinlegung zu der Größe des Hohenzollernstaates nicht mehr. Nachdem er noch die Vermählung seines ältesten Enkels Johann Siegmund mit Anna, der erstgebornen Tochter des gemütskranken Herzogs, bewirkt hatte, starb der greise Herr, der Vater von dreiundzwanzig Kindern. Eine seiner Töchter war jene Dorothea Sibylle, die Gemahlin des Herzogs Johann Christian von Brieg, welche unter den fürstlichen Frauen Deutschlands durch edle weibliche Sitte, Güte des Herzens und anmutiges verständiges Walten eine hervorragende und anziehende Erscheinung bildet, ein fürstliches Musterbild aus dem brandenburgischen Hause, wie später die Königin Luise. Da der verstorbene Kurfürst in seinem Testament den Versuch gemacht, noch einmal die Neumark als eignes Fürstentum abzuzweigen, so entstanden hierüber Streitigkeiten in der fürstlichen Familie, die endlich zu dem Geraer

Erwerbung Preußens. — *Jan. 1598.*

Hausvertrag (1598, allseitig angenommen 1603) führten, worin das alte Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles erneuert, die Unteilbarkeit der Marken und der dazu gehörigen Herrschaften nach dem Recht der Erstgeburt anerkannt wurde. Da die fränkische Linie des Hauses Hohenzollern dem Aussterben nahe war, so sollten die beiden ältesten Brüder des Kurfürsten und ihre männliche Nachkommenschaft hier succedieren, jedoch niemals mehr als zwei Linien bilden; nach dem Erlöschen ihres Mannsstammes sollten die beiden fränkischen Fürstentümer (Ansbach und Baireuth) an das Kurhaus fallen, wie es denn auch in der Folge stattgefunden hat. Das fränkisch-brandenburgische Fürstentum Jägerndorf in Schlesien ging während des Dreißigjährigen Kriegs dem Kurhause verloren, ohne daß freilich jemals die Ansprüche gegen das Haus Habsburg aufgegeben worden wären. Joachim Friedrich. 1598—1608. Kurfürst **Joachim Friedrich**, der frühere Administrator des Hochstifts Magdeburg (der Gründer des Geheimratskollegiums, einer obersten Regierungsbehörde als Vorbild des späteren Staatsministeriums, und des Joachimsthaler Gymnasiums, das nachmals nach Berlin verlegt wurde), ließ sich, um seine Ansprüche und Aussichten auf das Herzogtum Preußen zu verstärken, nicht nur mit großen Opfern von der polnischen Krone die Regentschaft für den unglücklichen Herzog übertragen, sondern er vermählte sich auch mit dessen dritter Tochter, der um sieben Jahre jüngeren Schwester der Gemahlin seines Kurprinzen. Johann Siegmund. 1608—1619. Sein Sohn und Nachfolger **Johann Siegmund** überkam auch die Vormundschaft über seinen schwachsinnigen Schwiegervater in Preußen und erlangte von Polen gegen große Geldopfer, Zugeständnisse hinsichtlich der katholischen Religionsübung und Verpflichtungen Nov. 1611. gegen die Landstände die Belehnung mit dem Herzogtum. Damit war die Vereinigung Preußens mit Brandenburg in nächste Aussicht gestellt, zur selben Zeit, da der Kurfürst Johann Siegmund als Gemahl der ältesten Tochter Marien Eleonorens von Kleve auch auf jene niederrheinischen Lande erfolgreiche Erbansprüche erheben konnte (S. 782). Die Erwerbung Preußens, eines etwa 670 Quadratmeilen großen, aber von Brandenburg durch Polen und Pommern getrennten, tiefzerrütteten und un- Aug. 1618. sicheren Besitzes, kam nach dem Tod des Herzogs Albrecht Friedrich ohne sonderliche Schwierigkeiten zu stande, dagegen führten die Ansprüche auf die **jülich-kleveschen Lande**, wie erwähnt, zu langen Verwickelungen und Kämpfen. Mit der Festsetzung am Niederrhein und am Baltischen Meer waren bereits die äußersten Grenzen des preußischen Staates abgesteckt, innerhalb deren er sich im Laufe der folgenden Zeit ausdehnen und erstarken sollte. Die Ländermasse war unter dieser Regierung um mehr als das Doppelte vergrößert worden.

Übertritt zur reformierten Lehre. Weihnachten 1613. Das wichtigste Ereignis in der inneren Regierung Johann Siegmunds ist der Übertritt zum reformierten Bekenntnis. Man hat diesen Glaubenswechsel, der in dem streng lutherischen brandenburgischen Land gewaltige Aufregung hervorrief, mit den jülichschen Händeln in Verbindung gebracht. Wie sich der pfalzneuburgische Nebenbuhler durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche der Unterstützung des Kaisers und der Liga zu versichern gedachte, so der Brandenburger der Gunst der reformierten Jülicher und der benachbarten Holländer. Wohl mag auch diese politische Erwägung auf den Religionswechsel nicht ohne Einfluß gewesen sein, in erster Linie aber entschied sicherlich die innere Überzeugung von der Wahrheit der calvinischen Lehre, zu welcher Johann Siegmund schon früher Hinneigung gezeigt. Die lutherische Geistlichkeit, voran der Hofprediger und Dompropst Simon Gedicke, geriet über den Abfall des Kurfürsten in die äußerste Wut; auf den Kanzeln und in Flugschriften ergoß sich in Brandenburg und Preußen eine Flut von Schmähungen und Vorwürfen; schon pflegte ja allenthalben das strenggläubige Luthertum zu sagen: lieber papistisch, als calvinisch. In Berlin kam es sogar darüber zu einem offenen Volksaufruhr. Ernst

und würdig wies der Kurfürst, unterstützt von einigen wenigen Theologen, wie dem Frankfurter Professor Pelargus, die Angriffe und Schmähreden zurück und verteidigte sein neues Glaubensbekenntnis, ohne darum über die Gewissen seiner Unterthanen einen Zwang zu üben. In Brandenburg wurden seitdem die Ideen von konfessioneller Duldsamkeit und Verträglichkeit zu einem leitenden Grundsatz der Politik.

Johann Siegmund erlebte noch den Anfang des großen Kriegs und trat, freilich als schwankendes und unsicheres Mitglied, in die Union ein. Als er in einem Augenblick entscheidungsvollster europäischer Verwickelungen aus dem Leben ging, folgte Dez. 1619.
ihm sein Sohn **Georg Wilhelm**, ein Mann, der die geistigen Fähigkeiten und die Georg
Festigkeit des Willens nicht besaß, den Staat in so schwierigen Zeiten einsichtsvoll und Wilhelm. 1619—1640.
würdig zu leiten. Wir haben die unsichere und verderbliche Haltung Brandenburgs im Dreißigjährigen Krieg hinlänglich kennen gelernt; hin und her schwankend zwischen den großen Mächten, dem Kaiser und der Union, den Schweden und den Polen, fand der Kurfürst auf keiner Seite Dank und Hilfe und mußte sein armes, dem Landesfürsten überdies wegen der Religion auffässiges Volk allen Leiden und Greueln des Kriegs preisgeben. Zur Werbung von Söldnern hatte der schuldenbelastete Staat kein Geld; der Adel und die Bürgerschaften waren der Waffen entwöhnt; versuchte man den alten Lehnsdienst der Ritterschaft oder die wehrfähigen Mannschaften in den Städten zur Landesverteidigung aufzubieten, so kamen kaum ein paar Tausend unbewaffneter, ungeübter und untauglicher Leute zusammen. Als der Kurfürst einmal den ritterlichen Heerbann aufbot, glaubte er hinzufügen zu müssen, sie sollten dies für keinen Scherz halten. Vielleicht in keinem deutschen Land war damals die Wehrverfassung in einem so traurigen Zustand wie in dem nachher so waffengewaltigen Brandenburg. Hatte der Kurfürst anfangs noch einigen Eifer für die Union und seinen unglücklichen pfälzischen Schwager gezeigt, so geriet die brandenburgische Politik mehr und mehr in den kaiserlichen Bannkreis, als der Graf **Adam Schwarzenberg** die Leitung der Regierung in die Hände bekam. Schwarzenberg, ein Jülicher von katholischem Glauben, war nach dem Tod des letzten Herzogs in brandenburgische Dienste getreten und hatte seitdem nicht nur die jülichschen Angelegenheiten geleitet, sondern bald erlangte der gewandte und schmiegsame Mann auch den überwiegenden Einfluß auf die gesamte Staatsregierung, den er andauernd im kaiserlichen Interesse ausübte. Es war zu viel gesagt, wenn man den Grafen später des Landes- und Hochverrats anklagte; immerhin aber hat er sich der Habsucht, des Eigennutzes und einer oft verdächtigen Verbindung mit den Generalen und dem Hof des Kaisers schuldig gemacht, und seine Politik ließ Brandenburg eine Haltung annehmen, die seinem Interesse und seiner Ehre während einer der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte nachteilig war. Unter allen Wechseln der Ereignisse wußte sich Schwarzenberg zu behaupten oder, wenn zeitweilig aus seinem beherrschenden Einfluß zurückgedrängt, wieder emporzuschwingen.
Erst nach dem Tod des Kurfürsten Georg Wilhelm wurde der gebietende Minister ent- 1. Dez. 1640.
lassen, und als er gleich darauf starb, entstand sogar die ungegründete Volkssage, er habe einen heimlichen gewaltsamen Tod im Kerker erlitten. Unter Georg Wilhelms Sohn **Friedrich Wilhelm**, dem „großen Kurfürsten", schlug dann die brandenburgische Politik jene erfolgreichen Bahnen ein, welche den noch immer kleinen und armen Staat bald unter die Zahl der europäischen Mächte einreihten. Die Erwerbungen des Westfälischen Friedens in Pommern und den säkularisierten Bistümern (S. 994) erweiterten den Besitz um ein Viertel, so daß der brandenburgische Staat, ein Gebiet von nahezu 2000 Quadratmeilen umfassend, schon damals an Größe alle andern deutschen Territorien, mit Ausnahme Habsburgs, überragte.

4. Die inneren Kulturzustände Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Die schädlichen Folgen des Kriegs für die materielle Kultur.

Es wurde früher nachgewiesen, daß das wirtschaftliche, gewerbliche und kommerzielle Leben Deutschlands noch im Zeitalter der Reformation in hoher Blüte gestanden. Weder die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, noch die Festsetzung der Türken in der Levante und an den Küsten des Mittelmeeres waren vermögend gewesen, den italienisch-deutschen Handel zu vernichten, den Wohlstand und die Bildung der großen Bürgerstädte zu brechen. Und wie war nun diese reiche, schöne Kultur durch den fürchterlichen Krieg verwandelt! Statt blühender Felder und Wiesen gewahrte das Auge meilenweit Wüsteneien und mit Dorngestrüpp überdecktes Heideland, statt volkreicher Städte und freundlicher Dörfer Steinhaufen, Schutt und Asche. Schwert, Hungersnot und Seuchen hatten über die Hälfte des deutschen Volks weggerafft. Die Stadt Augsburg zählte einst über 90,000 Einwohner, nach dem Krieg schlichen noch 6000 Menschen durch die weiten stillen Gassen; in der pfälzischen Rheinebene, dem prangenden Garten Deutschlands, soll der fünfzigste Teil der Bevölkerung übrig geblieben sein, und auch der starrte verwildert, stumpfsinnig, mut- und hoffnungslos auf eine trümmerbedeckte Einöde. Und so sah es allenthalben in Deutschland aus. Wie erstaunt der „Simplicissimus", der Held jenes anziehenden und ergreifenden Sittenromans aus dem Dreißigjährigen Krieg, als er die Schweiz betrat: „Das Land kam mir gegen andre deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre! Da sah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Gänse, Hühner und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war gar keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib und Leben zu verlieren." Ein solches Bild ungetrübten Friedens kannte man in Deutschland höchstens noch als Mär aus Vätertagen. Gab es doch keine Gegend des Reichs, die nicht mindestens ein- oder zweimal, die meisten aber dauernd oder alljährlich der Schauplatz des Kriegsgetümmels, der Schlachten, Durchzüge, Verwüstungen, Brandschatzungen gewesen. Wer ein Land betrat, ob Freund oder Feind, war am Ende ziemlich einerlei; die Kriegspraxis hatte es soweit kommen lassen, daß beide nicht gar verschieden hausten. Das zusammengelaufene Kriegsvolk aus aller Herren Ländern, wie wir es auf den obigen Blättern kennen gelernt, ohne nationale und religiöse Zusammengehörigkeit, selbst ohne militärischen Korpsgeist heute um diese, morgen um jene Fahne sich scharend, war auch durch einen gewaltigen Geist und Willen nicht immer in Ordnung und Zucht zu halten, um so viel weniger, als die militärische und moralische Autorität eines Wallenstein, Tilly und Gustav Adolf dahin gegangen und schwächeren Händen die Leitung des Kriegswesens anvertraut war. Wir haben mehrfach gesehen, wie das Lager selbst Kriegspolitik trieb und die

Soldaten oder unteren Offiziere dem Oberfeldherrn die Bedingungen des weiteren Dienstes vorschrieben. Bei solcher Lockerung der militärischen Disziplin und Ordnung konnte, selbst wenn ein oder der andre General dazu den Willen gehabt hätte, den zuchtlosen Banden nicht gewehrt werden, daß sie in rohen Grausamkeiten, in wilden Ausschweifungen, in gierigen Erpressungen und Räubereien Erholung von den Mühen des Kriegs suchten und Hab und Gut, Leib und Leben der Bürger und Bauern der Soldateska verfallen erklärten.

Finanzielle Not des Dreißigjähr. Kriegs.

Zu der bösen Lust und den wilden Begierden gesellte sich die Not. Das rasende Treiben des Kriegsvolks wird einigermaßen dadurch entschuldigt, daß von einer regelmäßigen Verpflegung und Löhnung zuletzt gar nicht mehr die Rede war, daß die Soldaten sich darauf angewiesen sahen, des Lebens Unterhalt und den Preis für ihre Dienste zu suchen, wo sie ihn fanden. Steuern, Anleihen, Subsidien der fremden Mächte mit besserer Finanzwirtschaft reichten lange nicht aus, die kostspieligen Heere der deutschen Fürsten zu unterhalten; im Anfang des Kriegs war die Münzfälschung ein beliebtes Mittel, die fürstlichen Kassen zu füllen; geringhaltiges Geld wurde für voll ausgegeben, und wenn dann diese Blech- und Kupfermünzen aus der dünnen Silbertünche zum Vorschein kamen, wurden sie plötzlich, oft auf ein Zehntel des Nennwerts, herabgesetzt. „Kipper- und Wipperwesen“ war der Spottname für dieses unehrliche Handwerk, das namentlich im Braunschweigschen in Blüte stand, für Handel und Wandel, für Kredit und Wohlstand von den verderblichsten Folgen war. „In jenen Jahren,“ so lautet eine Schilderung dieses Münzwesens in Böhmen, „ließ der Kaiser Münzen von Kupfer, nur mit ein wenig Silber versetzt, schlagen, und zwar in so großer Menge, daß das Volk, der Täuschung sich nicht bewußt, reich zu sein wähnte. Die guten Geldstücke aber wußten die Soldaten den Leuten aus den Händen zu winden. Der Wert des Goldes und Silbers war aufs Zehnfache gestiegen. Doch plötzlich, 1624, setzte der Kaiser die Münzen auf ein Zehntel ihres Nennwerts herab, und daraus entstand unsägliche Not. Man rühmte sich, man habe dadurch die Böhmen trefflicher ausgebeutelt, als wenn sie zehn Jahr beständige Soldateneinquartierung gehabt hätten. Auch urteilten sachverständige Männer, es sei mehr Schaden geworden, als wenn halb Böhmen abgebrannt wäre.“ Als jedoch auch diese Falschmünzerkünste nicht mehr verfingen, wurde, namentlich seit Wallenstein, das landverderbende System der organisierten Plünderung, der Kontributionen und Brandschatzungen in größtem Maßstab eingeführt. Das Beispiel von oben befolgte dann der Soldat nach seiner Weise und hielt es nicht für Schande, dem Bauer, bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachspürend, den Rest der Habe und Nahrung abzunehmen.

Kriegsgreuel und Verwüstungen.

Und mit dem beutegierigen Raub ging teuflische Peinigung meist Hand in Hand. Als Beispiel der entsetzlichen Kriegspraxis des entmenschten Soldatenvolks sei hier aus den unzähligen Schaudergemälden, wie sie die Geschichtsbücher der Zeit entrollen, eine

einzige Stelle eines Schreibens der niedersächsischen Landstände aus dem Jahr 1637 mitgeteilt. Dort heißt es: „Es stehet leider noch vor Augen, wie die Kroaten und andere kaiserliche Truppen mit Feuer und Schwert das ganze Land, zu einem im römischen Reich und auch bei den Türken unerhörten Exempel, erbärmlich verderbet, fast alles, so unter ihre Hand gekommen, niedergehauen, den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerhand Unflat durch die Ohren, Nasen und den Mund in den Leib gegossen, etliche durch allerhand Instrumente schmerzlich gemartert, viele teils mit Stricken aneinander gekoppelt, ins offene Feld gestellt und mit Büchsen auf sie zum Ziel geschossen, teils mit Pferden geschleift, das Weibsvolk ohne Unterschied des Alters, ehelichen und ledigen Standes, geschändet, die Brüste abgeschnitten, wie die wilden Tiere in die Kinder gefallen, sie gesäbelt, gespießet und in den Backöfen gebraten, Kirchen und Schulen zu Kloaken gemacht, viele Wohnungen, Städte, Flecken und Dörfer angezündet und verbrannt, andrer barbarischer Verübungen, so in die Feder nicht alle zu fassen, zu geschweigen." Und solche Greuelthaten werden uns aus allen Gauen Deutschlands berichtet, von den Kaiserlichen so gut wie von den Schweden und Franzosen. Bei solchem Wüten kann man freilich das grauenvolle Bild begreifen, welches das zertretene und zerwühlte Reich darbot, als man endlich die Schwerter einsteckte. „Wie jämmerlich stehen die Städte," ruft ein Zeitgenosse; „da zuvor tausend Gassen gewesen, sind nun nicht mehr Hundert, da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gespärr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern. Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname gelegen, von der Pest und Hunger erwürgt, von Wölfen, Hunden, Raben gefressen, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat." „Das blühende Bayerland," heißt es in einer andern Schilderung, „glich einer Wüste; da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getreidefluren lagen ungebaut, voller Disteln und Dornen. Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich die Wölfe und reißenden Tiere. Sie zogen furchtlos aus den finstern Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer, und wühlten in der Erde nach den Leichnamen. Zigeuner, Gauner und Strolche aller Gattung schwärmten bandenweise im Land frei umher. Wollte der Kurfürst betfahrten, mußte er vorher zur eignen Sicherheit Streifen gegen das Gesindel anordnen, die Straße zu säubern." In der Verzweiflung rotteten sich die Bauern, wo sie nicht selbst unter das Kriegsvolk gingen, zu Räuberhaufen zusammen, und noch lange Jahre zeugte das Banditenwesen und die Unsicherheit der Straßen von der Auflösung aller bürgerlichen und geselligen Ordnung.

Geistige und sittliche Zustände. Religiöses Leben.

Auch auf das geistige und sittliche Leben des deutschen Volks hatte der Krieg die verderblichsten Wirkungen. Die schöne Kulturblüte der Reformationszeit war völlig verschwunden. Der lebendige und schöpferische Geist, den die Reformatoren der Kirche eingeflößt, wich einer starren Verehrung des Buchstabens der symbolischen Bücher und einem neuen knechtischen Autoritätsglauben; eine enge, mit rechthaberischer Heftigkeit verfochtene Orthodoxie trat an die Stelle der inneren Glaubenswärme, und statt des geistigen Lebens und der schaffenden

Seelenthätigkeit des sechzehnten Jahrhunderts herrschte nunmehr ein dürrer Dogmatismus und eine protestantische Scholastik, bis einerseits die Gemütswelt der Pietisten, anderseits die Spekulation der Philosophen sie bemeisterten. Hand in Hand mit diesen Erscheinungen in den gebildeten Kreisen ging im Volk frivoler Unglaube oder finsterer Aberglaube. Es war wohl zu begreifen, wenn die von allen denkbaren Schrecken heimgesuchte Menschheit am Ende an Gott irre ward und sich wahnwitzigem Zauber- und Dämonenglauben ergab. Als grausigstes Denkmal dieser Verirrung steht der Hexenwahn da, welcher während und nach dem Dreißigjährigen Krieg seine entsetzlichen Orgien feierte. Der Teufel- und Hexenglauben war freilich auch dem vorigen Zeitalter nicht fremd gewesen; schon 1487 hatten zwei Inquisitoren im „Hexenhammer" (Malleus maleficarum) eine Art juristischen Kanons zur Beurteilung und Behandlung dieser unglücklichen Opfer des Aberglaubens aufgestellt. Allein seinen eigentlichen Höhepunkt und zugleich massenhafte praktische Anwendung mit allen Martern und Greueln, die der Krieg kennen gelehrt, erreichte dieser furchtbare Wahn doch erst in den nächsten Jahrzehnten vor und nach dem Westfälischen Frieden. Die zahlreichen Kriminalakten dieser Zeit über die gerichtlichen Prozeduren an solchen Angeklagten entrollen ein grausenhaftes Bild von dem Mißbrauch der Justiz im Dienst eines finsteren Aberglaubens. Waren auf thörichte Verdachtsgründe oder nichtswürdige Verleumdungen hin Anklagen erfolgt, so wurden mit entsetzlichen Folterqualen Geständnisse erpreßt und stets lautete der Spruch der Hexenrichterkollegien, dem häufig selbst die Juristenfakultäten der Universitäten ihr zustimmendes Gutachten erteilten, auf Schuldig, worauf die „Bundesgenossen des Satans" unbarmherzig dem Scheiterhaufen übergeben wurden. In den Jahren von 1627—1629 ließ der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, neunhundert Hexenleute verbrennen, in der Grafschaft Neiße starben in einem Jahrzehnt tausend desselben Todes; oft waren es junge Mädchen, sogar kleine Kinder. Trat irgendwo Mißwachs oder Ungewitter ein, so wütete man gegen die Unglücklichen, denen der Volksmund die Schuld an diesen Unfällen zuschrieb. Vergebens eiferten wohlgesinnte und aufgeklärte Männer, wie Friedrich von Spee, einer der wenigen Menschenwohlthäter aus dem Jesuitenorden (in seiner Cautio criminalis), gegen diese Greuel, die erst in der nachfolgenden fortgeschritteneren Generation abkamen.

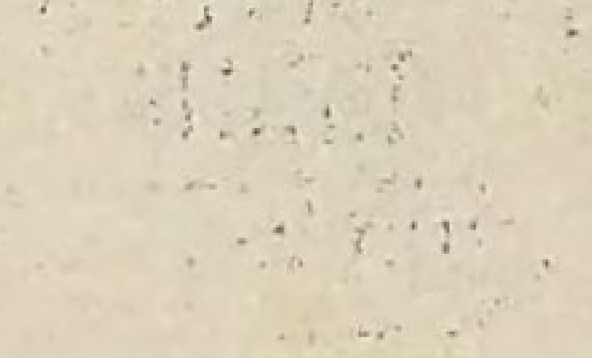
Hexenverfolgungen.

Und wie das religiöse Leben vernichtet oder auf traurige Abwege geraten war, so auch das nationale. Der verwitterte Bau des deutschen Reichsstaats, wie wir ihn oben kennen gelernt, vermochte begreiflicherweise das nationale und patriotische Gefühl nicht zu stärken und zu beleben. Vaterländischer Sinn, deutschnationales Bewußtsein waren für lange Zeit vollständig erstorben; daß das deutsche Volk unfähig sei, politisch eine Rolle zu spielen, ein mächtiges Staatswesen gleich andern zu gründen, wurde seitdem fast ein Glaubenssatz. Und selbst die Blüte geistigen und künstlerischen Lebens, die für politische Ohn-

Verfall des wissenschaftlichen, künstlerischen, litterarischen Lebens.

macht oft einen Ersatz bieten mußte, war unter dem eisigen Hauch des großen Kriegs erstarrt und verdorben. Die Kunst, die noch im vorigen Zeitalter so schöne Früchte gezeitigt, war auf lange zu Grunde gegangen; die Wissenschaften waren verknöchert, in unfruchtbarem Formelkram und geistloser Pedanterie erstickt; die Universitäten, einst die strahlenden Leuchten der Bildung, waren während des Kriegs fast eingegangen und erholten sich nur langsam wieder zu einiger Bedeutung; unter den Professoren herrschte geist- und gedankenlose Schulgelehrsamkeit oder erschreckende Unwissenheit, unter den Studenten, die während des Kriegs häufig vorübergehend oder dauernd der Fahne folgten, eine entsetzliche Roheit und Wüstheit der Sitten und jene in der Geschichte der pädagogischen Verirrungen berühmte Erscheinung der systematischen Ausnutzung, Mißhandlung, geist- und leibverderbenden Verführung der Neulinge durch die älteren Genossen, die als „Pennalismus" bezeichnet wird und sogar den Reichstag in Regensburg zum Einschreiten gegen dies Unwesen veranlaßte. Das Volksschulwesen endlich, für welches die Reformationszeit so viel gethan, war im tiefsten Verfall, im traurigsten Niedergang begriffen, und es bedurfte der eifrigen und hingebenden Fürsorge wohlmeinender Fürsten, verständiger Pädagogen und Staatsmänner, um das deutsche Unterrichtswesen wieder zu beleben. In der Litteratur verdrängte die Nachahmung fremder Unnatur die nationalen Geisteserzeugnisse; die Sprache und der litterarische Geschmack Frankreichs beherrschten das geistige Leben des vordem so reichen und schöpferischen deutschen Volks, und es dauerte lange, bis sich die zurückgedrängte vaterländische Natur und Geistesart wieder Bahn brach. Auch im äußeren Auftreten herrschte die fremde, insbesondere die französische Mode. Schon 1628 spricht man von »À la mode messieurs«. Mit der oberflächlichen Politur, welche die jungen Herren der vornehmen Stände auf ihren zum guten Ton gehörenden Reisen nach Paris sich aneigneten, brachten sie auch die Kleidermoden, die geschmacklosen Trachten, die gepuderten Haare und Perücken und häufig auch die leichtfertigen Sitten der dortigen eleganten Welt in ihr deutsches Vaterland zurück. Im innersten Kern war das deutsche Wesen vergiftet und entstellt, politisch, geistig und sittlich die deutsche Nation krank und gebrochen. Es bedurfte der ganzen inneren Lebenskraft dieses Volks und Landes, um aus dem tiefen staatlichen, materiellen und geistigen Verfall sich wiederum zu erheben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg,

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 11

Leipzig 1886